Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08170405 2

Digitized by Google

Digitized by Google

*DF
Die Kult

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

HERAVSGEGEBEN VON DER

7. JAHRG. *1906.*

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
o o IX/3, SCHWARZSPANIERSTRASSE 6. o o

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 190 L

Digitized by Google

Fragmente

aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Lösch, Mähren. *)

THE NEW YO...
PUBLIC LIBR...
ASTOR, LENOX ...
TILDEN F...

Aus Anlaß eines Besuches hiezu angeregt, will ich über die von Alexander Mensdorff, dem jetzigen Fürsten Dietrichstein-Mensdorff, angeblich fortwährend wiederholte Behauptung, er sei mit der äußeren Politik im Jahre 1866 und speziell mit dem Krieg gegen Preußen nicht einverstanden gewesen, nur das Wesentliche notieren. Mensdorff war bereits im Jahre 1865 *für* den Krieg und *gegen* die Verhandlungen mit Preußen in Gastein, um den Krieg zu vermeiden. Er hat dies zwar in der Minister-

*) Das nun der Öffentlichkeit übergebene Fragment aus dem Nachlasse des Staatsmannes Grafen Richard Belcredi befaßt sich ausschließlich mit den Vorgängen vor dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1866 und mag sich insoferne der Publikation im Oktoberhefte der „Kultur" gut anfügen, als dieses zum Schlusse sich ebenfalls mit derselben Zeitperiode sowie mit der damals herrschenden Volksstimmung beschäftigt. Geschrieben sind diese Aufzeichnungen im Januar 1869. Gegenüber den wiederholt und bis in die jüngste Zeit gegen Belcredi erhobenen Vorwürfen, er habe den unglücklichen Krieg des Jahres 1866 gewollt, schildern seine Erinnerungen in klarer Weise Hergang und Verkettung der einzelnen Ereignisse, welche dahingeführt haben, daß der Krieg einfach eine unabwendbare Notwendigkeit geworden war, welcher sich kein Mitglied der damaligen Regierung entziehen konnte. Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß im Juliheste der „Kultur" in einem dem Andenken Belcredis gewidmeten Artikel erwähnt wird, die Münchener „Allgemeine Zeitung" habe noch im Frühjahre 1904 die Legende verbreitet, Graf Mensdorff als Minister des Äußeren allein sei es gewesen, welcher gegen den Krieg gestimmt habe, und daß ferners dort auch der Äußerungen gedacht wird, welche der Historiker Friedjung in seinem Werke „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", I. Bd., 1. Aufl., S. 283, Belcredi in den Mund legte. Aus dem nun zur Veröffentlichung gelangenden Abrisse seiner Memoiren wird der unbefangene Leser ersehen, wie unbegründet alle aus diesem Anlasse gegen Belcredi vorgebrachten Vorwürfe und Anschuldigungen sind. Diesen gegenüber wird das vorliegende Fragment hoffentlich dazu beitragen, sie verstummen zu machen und den richtigen Sachverhalt festzustellen. Es mag nicht überflüssig erscheinen, hier hervorzuheben, daß die Beziehungen zwischen Belcredi und dem nachmaligen Fürsten Dietrichstein-Mensdorff solche der aufrichtigsten Freundschaft und Hochachtung waren, welche unverändert fortdauerten, auch als beide Herren der Regierung nicht mehr angehörten, und daß die Gegensätze in Hinsicht der politischen Ansichten und der Führung der diplomatischen Angelegenheiten diesen Beziehungen keinen Abbruch taten. Zum Schlusse gelangt das Fragment der letzten Phase des Krieges zur Besprechung, über welchen im allgemeinen noch ein reiches Material an Aufzeichnungen vorhanden ist.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

konferenz nicht ausdrücklich ausgesprochen, wie er überhaupt, von ewigen Zweifeln und Bedenklichkeiten geplagt, sich nie zu einem Ausspruch ohne Rückzug entschließen konnte, aber er hat mir selbst im Jahre 1865 mitgeteilt, er sei für den Krieg, wolle aber nicht allein die Verantwortung für einen solchen Schritt übernehmen und hätte daher seinen Kollegen im Ministerrat nicht widersprechen wollen. Dasselbe sagte er mir auch im Jahre 1866 nach dem Kriege, — man hätte nämlich seiner Ansicht nach den Krieg im Jahre 1865 führen sollen, — und zur Begründung führte er an, daß damals die deutschen Mittel- und Kleinstaaten entschieden auf die Seite Österreichs getreten wären. Er suchte damit offenbar den Anteil an der Katastrophe 1866 abzuschwächen, indem er behauptete, ein Krieg im Jahre 1865 wäre besser ausgefallen. Solche Behauptungen, die eine Möglichkeit zum Gegenstand haben, sind immer leicht aufzustellen; die absolute Unmöglichkeit ist schwer zu erweisen, aber sie sind wertlos, wenn sie, wie hier, gar keine haltbare Stütze für sich haben. Die deutschen Staaten waren damals — 1865 — durch das Vorgehen Preußens und Österreichs im Jahre 1863 in der Schleswig-Holsteiner Frage sehr verletzt, der Enthusiasmus im Volk für Schleswig-Holstein war 1865 schon gründlich verschwunden, vorbereitet für den Krieg waren die deutschen Staaten im Jahre 1865 so wenig wie im Jahre 1866, nur fehlte im Jahre 1865 auch noch eine stattliche Reihe von Gewalttaten und Bedrohungen Deutschlands von Seite Bismarcks, welche sich bis zum Frühjahr 1866 entwickelte und denn doch geeignet war, die Tatkraft Deutschlands, wenn dies überhaupt nötig gewesen wäre, zu steigern. Die Gasteiner Konvention hat in der Hauptsache gar nichts geändert, die Entscheidung der Rechtsfrage Schleswig-Holsteins vorbehalten und nur einen anderen Verwaltungsmodus bestimmt.

Daß die Deutschen, und namentlich auch die deutschen Regierungen, sich über diese Konvention sehr absprechend äußerten, sich durch Vorwürfe der Schwäche gegen Österreich in sehr wohlfeiler Weise als die Mutigen, Tatkräftigen hinstellten, ist wahrlich nicht schwer zu erkennen, wenn man den Charakter dieser deutschen Regierungen und der vorherrschenden deutschen Parteien zu würdigen weiß. In Gedanken und Worten sind sie immer voll Tatkraft, und wenn die unmittelbare Gefahr eines Krieges vorüber ist, so steigert sich diese Tatkraft in Worten bis zur Kriegslust. Sowie aber die Kriegsgefahr unmittelbar droht und an die Stelle der gedachten die wirkliche Tat zu treten hat, ist die Zerfahrenheit, das Spiel partikularistischer Interessen, das Spähen nach dem Stärkeren und Stärksten und schließlich die Unterwerfung unter diesen das wahrhaft klägliche Ergebnis. Die Lehren der Geschichte sind in dieser Beziehung doch wahrhaftig zahlreich genug und werden durch ausnahmsweise mitwirkende andere Erscheinungen, eben weil diese nur Ausnahmen sind und durch ganz besondere Verhältnisse motiviert werden, nur bestätigt. Eine lange Reihe von Jahren, von 1792 bis 1813, der drückendsten Fremdherrschaft und der vollsten heimischen Zerfahrenheit mußte vorhergehen, um den begeisternden Gedanken bis zur Tat reifen zu lassen, und selbst da ist nicht zu vergessen, daß es eine nicht bloß chronologische, sondern eine politische und psychologische Bedeutung hat, daß dem Jahre 1813 ein Jahr 1812 vorhergegangen ist. Daß nun aber ein Mann,

Digitized by Google

der, wie Mensdorff doch noch, wie eben gesagt, selbst erklärte, den Streit mit Preußen nur durch das Schwert entscheiden zu wollen und zu können, nun plötzlich als Gegner einer solchen Anschauung auftreten kann, ist schwer als feststehend anzunehmen. Wäre Österreich siegreich gewesen, so wäre eine solche Behauptung gewiß unterlassen worden. Mir gegenüber hat übrigens Mensdorff niemals eine solche Behauptung aufgestellt, obwohl mir von sehr vielen Seiten versichert wurde, daß er und Eßterházy ähnliche Äußerungen taten. Daß auch die Journale sich dessen bemächtigten und Kuranda im niederösterreichischen Landtag für diese Auffassung Propaganda machte, ist sehr erklärlich; es war dies ein geeignetes Mittel, mich allein als die verkörperte politische Sünde hinzustellen und dadurch die Politik, die ich im Inneren verfolgte, im Interesse der deutsch-liberalen Partei möglichst bald scheitern zu machen. Die Gasteiner Konvention hatte jedenfalls den unschätzbaren Vorteil, daß der Krieg um 7 Monate verschoben wurde; daß er dadurch nicht verhindert wurde, wußte ich ebensogut, ja besser als Mensdorff, da meine polizeilichen Nachrichten sich schließlich als viel genauer und sicherer herausstellten als seine diplomatischen, die so ungenau und nichtssagend wie möglich waren, so daß Mensdorff und Eßterházy gewöhnlich meine Nachrichten als übertrieben belächelten und Mensdorff mir noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges sagte: „Ich bin überzeugt, daß es doch nicht zum Kriege kommt". Die inneren Verhältnisse waren bei unserem Amtsantritt 1865 derart, daß bei der erbitterten Stimmung in Ungarn und Kroatien, die wir dem Reichsrat großenteils mit verdankten, der äußere Feind die erfolgreichste Mitwirkung an einem mächtigen inneren gefunden hätte.

Majláth hat uns dies gleich in der Sitzung vom 27. Juli 1865 mit allem Nachdruck betont: eine Revolution in Ungarn sei bei einem äußeren Krieg als sehr wahrscheinlich ins Auge zu fassen. Daß sich die Stimmung durch das September-Manifest und die durch dasselbe kundgegebene Politik wesentlich geändert hatte und jene Gefahr im Inneren beseitigt erschien, das kann nur jener leugnen, den seine Gegnerschaft blind macht. Was man also Mensdorff als Verdienst anrechnet, im Jahre 1866 nicht, wohl aber nach seiner eigenen Erklärung im Jahre 1865 für den Krieg mit Preußen gewesen zu sein, würde sich bei näherer Betrachtung wohl mehr in die Negation eines solchen verwandeln.

Bei der damaligen Stimmung würde eine Rekrutierung in Ungarn, während ein mächtiger Feind im Süden und Norden die Grenzen des Reiches bedrohte, ein Feind, der mit den unzufriedenen Ungarn in sehr nahen Relationen stand, zur baren Unmöglichkeit geworden sein, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Dagegen konnte durch die veränderte Politik und die gebesserte Stimmung bei dem im Frühjahr 1866 zum Ausbruch gelangten Krieg die Rekrutierung auch in Ungarn — und zwar angesichts des versammelten Landtages — ohne irgendwelche Gefahr vorgenommen werden; ein Umstand, auf den Deak selbst ausdrücklich hinwies, um die Änderung in der Volksstimmung und loyalen Haltung des Landtages zu konstatieren. Die Armeeführung wäre im Jahre 1865 ebenso wie 1866 in die Hände eines Benedek gelangt, denn Armee wie Volk erkannte in ihm den geeigneten Mann. Was wäre aber die Folge des militärischen Fiaskos im Jahre 1865 gewesen,

Digitized by Google

wo der von Schmerling im Reichsrat in den ungarischen Ländern aufgehäufte reiche Zündstoff noch nicht beseitigt war? Übrigens handelte es sich in Ungarn im Jahre 1866 um einen uns aufgedrungenen Verteidigungskrieg, um eine bittere Notwehr. Diese war eine Pflicht der Regierung und es kann deshalb von einer Schuld oder Nichtschuld eines oder des anderen Regierungsmitgliedes schon an sich keine Rede sein. Niemand in Österreich wollte den Krieg, die Mitglieder der Regierung am allerwenigsten. Ein Beweis ist der Abschluß der Gasteiner Konvention und die bis zur äußersten Grenze der Versöhnlichkeit reichende Bereitwilligkeit, auch die Truppen-Dislokationen zu revozieren, um Preußen auch diesen — natürlich geschaffenen — Anlaß zur Klage zu nehmen. Wir alle, nicht bloß Mensdorff und Esterházy, waren gegen den Krieg; allein stand es in unserer Macht, ihn zu vermeiden? Und wenn ja, wie war er zu vermeiden? Diese Frage müßte doch erst gründlich beantwortet werden, bevor man das eine oder das andere Mitglied der Regierung anklagt oder freispricht.

Sämtliche liberale Blätter, die „Ostdeutsche Post" an der Spitze, verkündeten und bewiesen vor dem Kriege täglich, daß der Krieg mit Preußen durch die „Ehre und Würde" Österreichs geboten sei. Nach dem Kriege erklärte Kuranda, Eigentümer und Leiter der „Ostdeutschen Post", es als besonders verdienstvoll, daß Mensdorff angeblich gegen den Krieg gestimmt habe, ohne zu bedenken, daß dieser dann, den eigenen Äußerungen Kurandas im Jahre 1865 gemäß, „Ehre und Würde" des Staates preisgegeben hätte.

Die Frage der Möglichkeit der Vermeidung des Krieges österreichischerseits war wohl schon vor dem Kriege allgemein negativ beantwortet worden. Das Urteil lautete damals einstimmig dahin, daß Österreich gar nicht anders könne, als den von Preußen aufgezwungenen Krieg anzunehmen, wolle es nicht auf seine Ehre und Würde verzichten, wodurch die Regierung genötigt worden wäre, auch im Inlande jede erfolgreiche Aktion zur Einigung und Versöhnung der verschiedenen, sich feindlich gegenüberstehenden Bestrebungen aufzugeben, da sie ja die erste Bedingung jedes Erfolges, nämlich das eigene Ansehen, preisgegeben hätte.

Allein nach dem Kriege hat man von deutsch-liberaler Seite alles getan, um das frühere Urteil vergessen zu machen und durch die ungerechtesten Anklagen gegen die Regierung aus dem ungünstigen Kriegserfolge politisches Kapital zu schlagen. In dem siegreichen Preußen blinder Jubel! In dem besiegten Österreich blinde Verdammung! — Für eine objektive Betrachtung der Dinge hat diese Erscheinung allerdings keinen Wert, aber es ist schon durch den furchtbaren Ernst der Ereignisse von 1866 geboten, auch jetzt einer näheren Prüfung nicht aus dem Wege zu gehen. Gesetzt nun, der Krieg wäre zu vermeiden gewesen, und zwar selbstverständlich nicht bloß durch die nicht in der Macht Österreichs gelegene Entfernung Bismarcks (dessen längst und fest beschlossener Plan der territorialen Vergrößerung nicht bloß durch Schleswig Holstein und die Erhebung Preußens zur Alleinherrschaft in Deutschland genügend ausgeführt war, welcher vielmehr den Krieg gegen Österreich zu seinen wesentlichsten Aufgaben zählte) von seinem Ministerposten, dann müßte jedes Mitglied der österreichischen Regierung, welches dieser Abwehr des Krieges entgegengewirkt hätte, mit

Digitized by Google

Recht die schwerste Anklage treffen. Der Knoten, der schließlich mit dem Schwert durchhauen wurde, ward auf diplomatischem Wege geknüpft und konnte, wenn überhaupt, so auch nur wieder auf diplomatischem Wege friedlich gelöst werden. Darüber kann denn doch kein Widerstreit der Meinung herrschen. Was ist nun von der Diplomatie, die doch nicht unter meiner Leitung, sondern unter jener Mensdorffs und Eßterházys stand, geschehen? Rechberg hatte sich von Bismarck vollständig irreführen lassen und die schleswig-holsteinische Angelegenheit, die sich Bismarck zum Ausgangs- und keineswegs zum Zielpunkt seiner österreichisch-feindlichen Aktion gewählt hatte, in eine Bahn gelenkt, die direkt zum Krieg hinführte. Mensdorff und sein Spiritus rector Eßterházy haben die Erbschaft Rechbergs lange vor meinem Eintritt in die Regierung, nämlich bereits im Jahre 1864, angetreten und die Bahn, auf welche der Verführer Bismarck den Grafen Rechberg gelockt hatte, Schritt für Schritt weiter verfolgt, so zwar, daß am Tage meiner Beeidigung als Minister — 7. Juli 1865 — unmittelbar nach derselben der Kaiser mir, dem Grafen Larisch und Herrn von Majláth in Gegenwart Mensdorffs und Eßterházys zu unserem wahren Entsetzen — denn früher hatte man uns kein Wort davon gesagt — eröffnete, daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei. Mensdorff und Eßterházy, die beiden Diplomaten des Kabinetts, gaben uns, vom Kaiser hiezu aufgefordert, die Bestätigung dieser traurigen Sachlage. Die ganze deutsche Angelegenheit war daher bei meinem Amtsantritt so gründlich verfahren, daß kein anderer Ausweg blieb als der Krieg. Die österreichische Regierung hatte sich lange vor meinem Eintritt bereits Deutschland und Preußen gegenüber durch die förmlichsten Erklärungen gebunden und es zur Ehrensache gemacht, diesen Erklärungen gerecht zu werden. Auf der einen Seite hatte man versichert, die schleswig-holsteinische Frage, als eine ganz Deutschland betreffende, nur mit Beachtung des Rechtes der deutschen Länder zu lösen, — und anderseits hatte man Preußen zugesagt, bei der Lösung dieser Frage mit diesem im Einvernehmen vorzugehen. Man hatte weiters schon vor meinem Eintritt jene Konzessionen formuliert, die man Preußen in Schleswig-Holstein (Kieler-Hafen, Flotten-Station 2c.) machen wolle und machen könne, ohne Deutschland gegenüber wortbrüchig zu werden. Man hat namentlich schon im Dezember 1864 die Ansprüche, welche Preußen sehr deutlich auf die Herzogtümer stellte, österreichischerseits ganz entschieden und mit sehr kräftigen Worten zurückgewiesen und zugleich in derselben Depesche einen Ausspruch getan, daß, wenn Preußen sich vergrößere, Österreich auf eine gleiche Vergrößerung auf deutschem Territorium bestehen müsse, welcher Ausspruch Preußen gegenüber überflüssig — weil nutzlos —, gegenüber den anderen deutschen Staaten aber höchst unklug war, denn nicht allein, daß es dahingestellt blieb, wo dieses deutsche Territorium zu suchen sei, welches sich die österreichische Regierung zur Vergrößerung aussuchen würde, so legte ja dieser Ausspruch im Widerstreit mit den früheren Erklärungen die Vermutung nahe, daß Österreich ebensowenig wie Preußen abgeneigt sei, die Herzogtümerfrage, ohne Deutschland und ohne Deutschlands Interessen zu Rate zu ziehen, definitiv zu entscheiden, wenn nur der Gewinn ein beiderseitiger, nämlich für Preußen und für Österreich,

Digitized by Google

und ein beiderseits gleicher wäre, wobei die Verzichtleistung auf die Herzogtümer zugunsten Preußens schon der geographischen Verhältnisse wegen keine besonders verdienstvolle Handlung Österreichs gewesen wäre. Das war nun alles geschehen, bevor ich ins Amt trat, und dies war durch dieselben Männer — Mensdorff und Eßterházy — geschehen, von denen man später behauptet hat und die es selber behaupten haben sollen, sie seien stets gegen den Krieg gewesen. Fragen wir nun weiter: Was haben diese Männer im Jahre 1865 getan? Die Antwort darauf wurde schon gegeben: sie haben konsequent die Kriegsbahn verfolgt, so daß sie uns am Tage unseres (Larisch', Majláths und meines) Amtsantrittes mit der Erklärung überraschten, der Krieg gegen Preußen sei unvermeidlich.

Um Zeit zu gewinnen, wurde nun die Gasteiner Konvention geschlossen: Eßterházy war entschieden dafür und Mensdorff war in der Ministerkonferenz auch dafür, obwohl er, wie schon bemerkt, erklärte, eigentlich für die unmittelbare Aufnahme des Krieges gegen Preußen gestimmt zu sein. Hierauf wurde die holsteinsche Regierung gebildet und bezüglich der Wahl der Mitglieder (Gablenz, Hofmann), wie billig, dem diplomatischen Teil des Ministeriums die entscheidende Stimme gewährt. Diese Regierung stand nicht unter meiner, sondern unter der Oberleitung des Ministeriums des Äußern, welches seinen Einfluß vollständig unbeirrt geltend machen konnte und auch geltend gemacht hat. Nun hat aber Bismarck gerade in der von Mensdorff und Eßterházy gebilligten Haltung dieser holsteinschen Regierung die Motive gesucht und gefunden, um dem Gasteiner Provisorium ein Ende zu machen und den Bruch herbeizuführen. Angesichts dieser unwiderleglichen Tatsache dürfte es zu den schwierigsten Aufgaben gehören zu ergründen, worin sich denn die die Kriegsgefahr angeblich abwehrende Politik Mensdorffs und Eßterhazys manifestierte. Ich habe diese Herren wegen des drohenden Krieges, und mit Recht, viele Seufzer ausstoßen hören, aber niemals irgend einen Vorschlag von ihnen vernommen, der die deutsche Politik in andere Bahnen geleitet hätte, was nach allem, was vorangegangen war, und zwar zum guten Teil mit Zutun dieser Herren vorangegangen war, auch gar nicht mehr möglich gewesen wäre. Sprach man den Gedanken aus, den ganzen Streit vor den Bund zu bringen, so riefen Mensdorff und Eßterházy: „Nur das nicht, das hieße noch bei den uns bekannten Interessen Preußens den Krieg unmittelbar provozieren". Frug ich nun, was man also Preußen noch bieten könne, um es zu einem annehmbaren Arrangement zu bewegen, so erklärten wieder diese beiden Herren, daß man ja in diesen Anerbietungen schon soweit als möglich gegangen sei und nichts mehr hiezu erübrige. Eßterházy hat wohl im außeramtlichen Verkehr gesprächsweise manchmal die Geneigtheit durchblicken lassen, der schleswig-holsteinschen Differenz durch Annahme einer Geldsumme ein Ende zu machen, zu deren Zahlung sich Bismarck bereit erklären würde. (Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß dieses Thema im Jahre 1865 zwischen Eßterházy und Bismarck, als sie in Salzburg zusammentrafen, besprochen wurde: etwas Gewisses aber habe ich hierüber nie erfahren.) Bismarck hat später in den Kammern ausdrücklich auf seine Geneigtheit hingewiesen, den Streit auf diese Weise zu schlichten und dies findet auch heute noch selbst

Digitized by Google

in Österreich und nach Bekanntwerden der Usedomschen Note eine gläubige Aufnahme, z. B. im „Vaterland" und Konsorten. Eßterházy warf manchmal die Bemerkung hin: wenn man in einer solchen finanziell bedrängten Lage wie in Österreich sei, möge man es aufgeben, ein gar zu zartes Ehrgefühl zu haben, und eine Summe von 60 bis 70 Millionen nicht zurückweisen, die Preußen sich möglicherweise an Österreich zu zahlen bereit finden lassen könnte. Eßterházy hat es aber niemals gewagt, einen solchen Gedanken in den Konferenzen und im ämtlichen Verkehr überhaupt auszusprechen, sowie ich auch von Mensdorff nie einen ähnlichen Vorschlag oder nur die Erwähnung gehört habe, daß ihm ein solcher preußischerseits gemacht worden wäre. Mensdorff teilte mir nur mit, daß Bismarck im diplomatischen Verkehr die Bemerkung gemacht habe, daß, wenn Österreich im Hinblick auf die Annektierung der Herzogtümer durch Preußen auch seinerseits auf einer Territorialvergrößerung bestehe, Preußen ihm höchstens die Grafschaft Glatz anbieten könnte, was aber Bismarck nur als *seine* persönliche Ansicht mit dem Beisatz aussprach, daß sein König *hiezu* auch gar nicht zu bewegen sein würde, — er wolle kein einziges preußisches Dorf abtreten.

Mensdorff setzte bei dieser Mitteilung noch hinzu, daß die Grafschaft Glatz mit ihrer geringen Ausdehnung und Bevölkerung selbstverständlich kein Äquivalent für die von Preußen verlangten Elbe-Herzogtümer sein könne. Übrigens bezog sich dieses ganze Pourparler zwischen Bismarck und dem österreichischen Gesandten noch auf die vor meinem Eintritt ins Amt infolge der österreichischen Note vom Dezember 1864 gepflogenen diplomatischen Verhandlungen. Wäre ein solcher Antrag, den Streit in der deutschen Frage auf finanziellem Wege zu schlichten, gestellt worden, so würde *ich* demselben allerdings entgegengetreten sein, und wenn schon diese Stimmung und eventuelle Meinungsäußerung (die Mensdorff und Eßterházy von mir allerdings voraussehen konnten) genügt, um mich als kriegslustig und die beiden Herren als friedfertig hinzustellen, dann ist das wohl richtig und die Mehrzahl derjenigen, die *vor* dem Kriege die Regierung, die eine politische Frage durch ein Geldgeschäft abtut, verdammt hätten, finden es jetzt *nach* dem *unglücklichen* Kriege höchst unklug, jene Geldsumme, die Bismarck, wie er in den Kammern sagte, angeboten hat, zurückgewiesen zu haben. Die Gründe, die mich bestimmt hätten, gegen ein solches finanzielles Arrangement aufzutreten, welches übrigens, wie erwähnt, niemals als Ausgleichsvorschlag amtlich angeregt wurde und in Verhandlung kam, sind folgende:

1. Kann man im 19. Jahrhundert doch Land und Leute nicht mehr zum Gegenstand eines Handels machen, ohne sich moralisch gänzlich zu diskreditieren. Dieser moralische Mißkredit mag für den einzelnen, je nach seinem Charakter und seiner Anschauung, schwerer oder leichter zu ertragen sein; seine Existenz wird dadurch, wie die tägliche Erfahrung lehrt, nicht vernichtet; das gemachte gute Geschäft bietet ein wirksames Gegengewicht. Für eine Regierung kommt eine solche Handlungsweise aber in ihren Wirkungen einer förmlichen Abdankung gleich. (Siehe unter Lauenburg.)

2. Im vorliegenden Falle wäre eine solche Handlungsweise umso tadelnswürdiger gewesen, als ja Österreich gar kein Recht, nicht einmal das des Eroberers, auf die Herzogtümer geltend machen konnte, indem es erklärter-

Digitized by Google

maßen den Krieg nur im Namen und zur Sicherung der Interessen Deutschlands unternommen hatte.

3. Wäre es eine arge Täuschung gewesen, durch ein finanzielles Arrangement den Krieg mit Preußen als vermieden zu betrachten. Bismarck hat ja nie ein Hehl daraus gemacht, welche Pläne er für Preußens Machtentwicklung verfolge und, einmal zu einer einflußreichen Stellung im Staate gelangt, zur Ausführung bringen werde. Diesem Gedanken ist er auch treu geblieben und hat seit der Übernahme der Ministerpräsidentschaft zu dessen Verwirklichung die Vorbereitungen getroffen und sich dabei umsomehr beeilt, als die inneren Zustände Preußens ein rasches Tempo in der Ausführung notwendig machten. Kriegsminister von Roon hat das böhmische Grenzgebiet (das Riesengebirge) schon im Sommer 1864, also bereits zu einer Zeit bereist, wo scheinbar noch die intimste Freundschaft zwischen Österreich und Preußen bestand und der Friedensvertrag mit Dänemark noch nicht abgeschlossen war. Niemand hatte damals in Böhmen die leiseste Ahnung des von Preußen vorbereiteten feindlichen Angriffs und doch fiel die Reise Roons in jener Grenzgegend jedermann auf, da er für einen Vergnügungsreisenden denn doch gar zu viel Interesse an Detailfragen verriet. Ich fand mich als Statthalter veranlaßt, der Regierung hierüber die Anzeige zu erstatten, die aber bei den unschuldsvollen Anschauungen der damaligen Regierung als völlig bedeutungslos beiseite gelegt worden zu sein scheint; denn ich erinnere mich nicht, je weder schriftlich noch mündlich eine Antwort darauf erhalten zu haben. Nun muß aber wohl berücksichtigt werden, daß ein Kriegsminister nicht die erste Aufnahme des Terrains vorzunehmen pflegt, sondern hiezu untergeordnete Organe verwendet und seine Bereisung nur den Zweck der Nachschau und der eigenen Orientierung auf Grund der ihm von seinen Organen bereits gelieferten Daten haben kann. Auch ist zu beachten, daß in demselben Sommer der König Wilhelm mit Bismarck die Gastfreundschaft Österreichs in Karlsbad in Anspruch nahm, Kaiser Franz Josef ihn dort besuchte, Rechberg sich auch daselbst befand und König und Minister Bismarck sich — wovon ich selbst Zeuge war — bemühten, die freundlichsten Mienen hervorzukehren. Alles zu einer Zeit, wo bereits die Vorbereitungen zu einem feindlichen Angriff gegen dieses selbe Österreich in gründlichster Weise getroffen wurden. Auch 1865 waren König Wilhelm und Bismarck in Karlsbad und haben, ohne die Maske der intimsten Freundschaft mit Österreich abzulegen, von dort, und später von Gastein aus, also von österreichischem Boden aus, den lebhaftesten Verkehr mit der italienischen Regierung unterhalten, um dieselbe zu einem Bündnis und zu einer gemeinsamen Kriegsaktion gegen Österreich zu bestimmen. Die Beweise hiefür finden sich im Archiv des Ministeriums des Äußern. Man hört heute noch die Meinung äußern: König Wilhelm sei durch Bismarck irregeführt und durch falsche Vorspiegelungen zu dem Glauben verleitet worden, Österreich bedrohe ihn mit Krieg, er müsse daher zu seiner Verteidigung das Schwert ziehen. Diese Meinung halte ich für ganz irrig: König Wilhelm ist eine in diplomatischen Feinheiten weit besser bewanderte Natur als Bismarck, der wie alle kräftigen, zur Gewalttätigkeit geneigten Naturen sich einer Offenheit befleißt, die bis zur Verachtung jeglicher, dem Nebenmenschen schuldigen Rücksicht reicht.

Digitized by Google

Alle derartigen Naturen haben etwas zaghaft Unentschlossenes, so daß es allerdings der treibenden Kraft Bismarcks bedurfte, um den König zu festen Entschlüssen zu bewegen, umsomehr als dieser gezwungen war, mit allen Traditionen seines Hauses, die denn doch einen Einfluß auf sein Gemüt ausübten, zu brechen. König Wilhelm war sich aber trotzdem dessen wohl bewußt, was er tat. Frau von Kalergi-Nesselrode erzählte ihrem Schwiegersohn, dem Grafen Franz Coudenhove, der es wieder mir mitteilte, daß sie den König Wilhelm nach seiner Holsteiner Reise im Jahre 1868 in Baden-Baden gesehen und Gelegenheit gehabt habe, mit ihm zu verkehren. Auf ihre als Artigkeitsfloskel an ihn gerichteten Worte: „Es müsse ihn der schöne Empfang doch recht gefreut haben," erwiderte der König rasch: „Sie werden doch nicht glauben, daß ich mir etwas vorzuwerfen habe!"

Nur ein von Gewissenszweifeln beunruhigtes Gemüt konnte durch jene Ansprache in eine solche Erregung versetzt werden. Die im Jahre 1868 durch Lamarmora bekannt gewordene Usedom'sche Depesche vom Juni 1866 mußte denn doch den Blindesten zum Sehen bringen. Wegen Schleswig-Holstein, welches dem allzu schmalen Leib Preußens, wie Bismarck sagte, die in geographischer und politischer Beziehung nötige Erweiterung gar nicht gebracht und die Machtstellung Preußens in Deutschland kaum nennenswert erhöht hätte, sollte Preußen einen Vernichtungskrieg gegen Österreich führen, wie dies die Usedom'sche Note deutlich ausspricht? Preußen sollte seine ganze Existenz bei einem solchen Kriege aufs Spiel setzen, nur um die Herzogtümer zu gewinnen und an Österreich ein angeblich abgeschlagenes Kaufgeschäft zu rächen! (Die von Bismarck entfesselten revolutionären Geister hätten bei einer Niederlage die Existenz des Staates gewiß den höchsten Gefahren preisgegeben. Nur der Sieger Bismarck konnte sie wieder bannen, nicht aber der Besiegte.) So etwas zu glauben, grenzt denn doch an Blödsinn. Das Ziel war von vornherein das Höchste und damals des Einsatzes der Existenz des preußischen Staates wert, nämlich die Erringung der Alleinherrschaft Preußens in Deutschland. Schleswig-Holstein konnte immer nur den ersten Akt des Dramas bilden: der Schlußakt war von vornherein kein anderer als das Hinauswerfen Österreichs aus Deutschland.

Meine Berichte, die ich im polizeilichen Wege über die wahren Intentionen Preußens erhielt, ließen nie einen Zweifel an dieser Endabsicht und an dem festen Entschlusse Bismarcks aufkommen, sein Ziel selbst im Bunde mit der Reaktion zu erreichen.

Ich glaube selbst, daß er geneigt gewesen wäre, Österreich seine durch den gemeinsamen Krieg erworbenen Ansprüche auf die Herzogtümer durch eine namhafte Summe abzukaufen; nur war er viel zu klug, selbst mit einem förmlichen Antrag hervorzutreten. Österreich sollte das ganze Odium eines solchen Handels auf sich nehmen, indem es selbst und bestimmt seine Bereitwilligkeit aussprach, die ganze Frage in ein einfaches Geldgeschäft zu verwandeln. Dadurch wurde sein Zweck, und er hatte bei diesem Gedanken nie einen anderen, vollständig erreicht, die österreichische Regierung sowohl nach innen wie nach außen vollständig zu diskreditieren und in Deutschland gänzlich zu isolieren. Der Erfolg der sodann zu unternehmenden Schlußaktion, nämlich Verdrängung Österreichs aus Deutschland, war dann

Digitized by Google

zum guten Teil bereits gesichert. „Gehst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Dies war der Entschluß, der bei Bismarck in betreff der Beziehungen Österreichs zu Deutschland unerschütterlich fest stand und für den er bereit war, alles, auch sein Leben, zu opfern und die Existenz Preußens aufs Spiel zu setzen.

Während also Eßterházy den Gedanken eines Geldgeschäftes mit den Herzogtümern ohne Zweifel mit sich herumtrug, aber nie gewagt hat, ihm eine bestimmte, greifbare Form als Ausgleichsvorschlag zu geben und während er seine Friedensliebe auf dieses von ihm gebilligte Auskunftsmittel zurückführte und sich dabei der argen Täuschung hingab, damit Bismarcks Ehrgeiz und Tatendrang befriedigen zu können, zu welcher Anschauung ihn seine innere Herzensneigung zu Bismarck und zu seinem vermeintlich konservativen Regiment und sein Widerwille gegen Napoleon verleitete, während ich mir bei Eßterházy nur diese Begründung — und ich glaube mit vollem Recht — seiner später so beharrlich behaupteten, friedlichen politischen Richtung denken kann: fehlt mir für die gleiche Behauptung bei Mensdorff selbst dieser Anhaltspunkt und die Erklärung kann hier nur eine psychologische sein. Ich habe nie die Wahrnehmung gemacht, daß Mensdorff den Gedanken, sich für die Herzogtümer bezahlen zu lassen, ernstlich gefaßt und ihn als ein mögliches Auskunftsmittel betrachtet hätte.

Es hätte dies auch dem ganzen Wesen dieses Mannes widersprochen. Allein es liegt in seiner Natur und wird durch einen physisch krankhaften Zustand nicht wenig gesteigert, daß, sowie ein Gedanke in ihm erwacht, ein Heer von Zweifeln und Bedenken hinter ihm drein ist und diesen Gedanken, bevor er den Willen bestimmt hat und zum Entschlusse wird, zu Tode hetzt. In seiner früheren, rein militärischen Dienstleistung (auch während der kurzen Gesandtschaftsepisode unter Kaiser Nikolaus war die militärische Eigenschaft Mensdorffs viel wichtiger als die diplomatische) hatten ihm die langjährige Erfahrung und die Pflichten der Stellung, der unbedingte Gehorsam gegen den höheren Befehl über viele Bedenklichkeiten hinweggeholfen. Im Kriege aber ist die gewaltige äußere Nötigung zum Entschluß, u. zw. zum raschen Entschluß, auf solche Naturen von entschieden heilsamer Wirkung.

Ganz anders gestalten sich jedoch die Verhältnisse im Zivil-Staatsdienst, in der Stellung des Ministers, der der Ratgeber der Krone ist, der ein Mann der Initiative sein soll und hiefür direkt verantwortlich ist. Wenn nun noch der Umstand hinzutritt, daß die betreffende Persönlichkeit sich in dieser Tätigkeitssphäre nicht heimisch fühlt, so ist es wohl erklärlich, daß der Zweifelsucht die reichlichste Nahrung zugeführt wird.

Für Mensdorff war in dieser Beziehung auch Graf Eßterházy keine glückliche Zugabe, denn der Verstand des letzteren ist ein vorherrschend kritischer. In der scharfen Kritik ist Moritz Eßterházy ein Meister und er kann sich das Vergnügen nicht versagen, jede Ansicht, jeden Vorschlag eines anderen kritisierend zu beleuchten. Insoferne kam Mensdorff, der bei jeder halbwegs wichtigen Frage vom ersten Stock der sogenannten Staatskanzlei in den zweiten Stock, wo Eßterházy sinnend weilte, hinaufstieg oder in dringenden Fällen Eßterházy zu sich lud, vom Regen in die Traufe. Stieg er von Zweifeln getrieben hinauf, so stieg er mit einer vermehrten Last von Be-

Digitized by Google

denken wieder hinab. Wie alle Kritiker nichts so sehr perhorreszieren, als selbst kritisiert zu werden, so ist auch Graf Eßterházy, wenn er sich eine positive Meinung gebildet hatte, nur sehr ungern mit derselben hervorgetreten. Und doch war Mensdorff in den Fragen seines Ressorts an Eßterházy als erfahrenen Diplomaten gewiesen. Mensdorff kam auch sehr häufig zu mir, um sich zu besprechen und Rat zu holen; allein hier traten wieder zwei andere Umstände ein, welche meinen Einfluß in Bekämpfung seiner Bedenklichkeiten sehr abschwächten: erstens die mir selbst mangelnde diplomatische Erfahrung und zweitens ein gewisses Mißtrauen Mensdorffs in meine Anschauungen hinsichtlich der inneren Politik.

Wie mir Eßterházy mitteilte, hat einmal jemand von Alexander Mensdorff gesagt, daß in ihm etwas vom Gothaischen Deutschtum stecke und seine Verwandtschaft mit dem Hause Koburg-Gotha auch eine geistige sei. Dieser Ausspruch ist nicht ohne Wahrheit. Seine Neigungen sind ganz entschieden deutsch und die meinigen waren es ihm zu wenig; daher sein Mißtrauen oder wenigstens sein unbehagliches Gefühl im Verkehr mit mir, sobald in inneren oder äußeren Fragen das nationale Moment berührt wurde.

Mensdorff huldigte der Ansicht, daß die germanisierende Politik, wie sie früher in Österreich geübt wurde, die einzig richtige sei, und daß diejenigen, welche in ihren Bestrebungen den Deutschen entgegentreten, eigentlich Rebellen seien. „Die Leute waren früher zufrieden, warum sollen sie es denn jetzt nicht sein?“ Diese Worte (die man selbst von den Gescheidtesten der deutschen Partei jeden Augenblick zu hören bekommt) drücken am besten die Oberflächlichkeit aus, mit welcher die Deutsch-Liberalen Österreichs die innere Situation, in welcher die Nationalfrage eine so schwerwiegende Rolle spielt, beurteilen. Ob dieses frühere Schweigen ein freiwilliges war, darnach wird ebensowenig gefragt, als der Umstand beachtet wird, daß jede Idee, jedes Bestreben seine Zeit hat und die Berechtigung dieses Strebens nicht nach der Zeit des Auftretens, sondern nach seinem inneren Gehalt und seinem Ziel beurteilt werden muß. Ein tieferes Eindringen in die Natur der Verhältnisse war nun auch nicht Mensdorffs Sache und er wurde von einem an sich sehr achtbaren, aber höchst unklaren österreichisch-patriotischen Gefühl mißleitet. Er hat diese Anschauung freilich nur durchblicken lassen sowie seine noch viel gründlichere Abneigung gegen die magyarischen Bestrebungen; allein mir, der ihn sehr genau kannte, blieb dies nicht verborgen.

Von einer offenen Erklärung hielt nicht allein die Erwägung ab, daß es sodann zwischen uns zum Bruch kommen müsse, was er sorgfältig zu vermeiden suchte, (so zwar, daß er auch nach dem Rücktritt des Grafen Eßterházy eifrigst bemüht war, mit mir im Ministerrat zu bleiben; diese Bemühungen wurden bis *nach* Prag, wo bereits Beust eingetroffen war, fortgesetzt), sondern es war auch abermals die Macht der eigenen Bedenken, die ihn von einem offenen Bekenntnis abhielt. Er war ja mit Schmerlings Anschauungen eigentlich ganz einverstanden, konnte sich aber doch des Gedankens nicht erwehren, daß es so nicht weitergehen könne, das Fiasko unvermeidlich sei. Warum dies so gekommen sei und wie es anders werden könne, darüber wurde er sich nie recht klar. Genug, — die Bedenken gegen Schmerlings und seine eigenen politischen Anschauungen waren in ihm wach-

Digitized by Google

gerufen und er schenkte den Argumenten Eßterházys, der mit ihm dem Ministerium Schmerling angehörte, für einen Bruch mit dem deutsch-bureaukratischen System ein geneigtes Ohr. Dieses Hin- und Herschwanken von einem Bedenken zum anderen, dieses mangelnde Selbstvertrauen und doch zugleich auch wieder Mißtrauen in die Absicht anderer brachte es mit sich, daß er auch mir gegenüber niemals über den Zweifel an der Richtigkeit meiner Anschauungen hinauskam. Gegenwärtig, wo der Schrecken über das Kriegsresultat 1866 noch in allen Gliedern steckt und die deutsch-liberale Richtung wieder die Oberhand gewonnen hat, greift man nun das eine Bedenken Mensdorffs, Krieg zu führen und die Alleinherrschaft der Deutschen zu bekämpfen, mit Vorliebe heraus, und er hat die Genugtuung zu sehen, daß von den Mitgliedern des früheren Kabinets *er* allein vor den Augen der jetzt herrschenden Partei Gnade findet. Er mag in der Rückerinnerung auch vielleicht selbst mit einiger Befriedigung bei diesem *einen* Bedenken verweilen und sich darüber in diesem Sinne aussprechen; und so ist es gekommmen, daß es jetzt ziemlich allgemein heißt: „Mensdorff war gegen den Krieg mit Preußen", und dieselben Männer, die *vor* dem Kriege in einer solchen Denkungsweise ein verächtliches Preisgeben der Ehre und Würde Österreichs erblickt hätten, preisen dieselbe *nach* dem Kriege, als wahre Politiker des Erfolgs, als eine Tugend.

Es ist auch ganz wahr; Mensdorff hatte ein Bedenken gegen den Krieg, auch als das, was er war, als Verteidigungskrieg; allein nur deshalb, weil er überhaupt gegen jeden positiven Gedanken — mochte er nun sein eigener oder ein fremder sein — Bedenken hatte. Er hatte im Jahre 1865 Bedenken, den Krieg *nicht* zu führen und zugleich auch Bedenken den Krieg zu führen und schloß die Gasteiner Konvention ab. Ebenso hatte er im Jahre 1866 Bedenken, der preußischen Regierung die Konzession zu machen, die sie verlangte, nämlich unbehinderte Annexion der Herzogtümer, und hatte andererseits wieder Bedenken, den Krieg mit Preußen aufzunehmen. Charakteristisch ist seine Äußerung vom 20. April 1866 über ein ihm vom Kaiser zur Äußerung gegebenes Memoire (im offiziellen Tagesbericht veröffentlicht). Diese Äußerung kam direkt aus seiner Feder, ohne Intervention eines Ministerialreferenten oder sonstigen Ratgebers. Er stellt einfach ein Bedenken einem anderen gegenüber, ohne sich zu entscheiden, welches von beiden wichtiger sei. Die Schlußphrase: „Gelänge dieses ꝛc." ist ja wieder nur ein bedenkliches Fragezeichen.

Ich achte und schätze Mensdorff wegen seines durchaus ehrenhaften Wesens und edlen Sinnes, aber ein Verdienst kann ich in jener Haltung nicht entdecken. Mensdorff hat später, nach seiner und meiner Enthebung vom Amte, wenn wir die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1866 besprachen, immer nur *einen* Umstand angeführt, der ihm für die mögliche Vermeidung des Krieges besonders wichtig zu sein schien. Dies war die im Monat März erfolgte Truppen-Dislokation (Brigade Ringelsheim) von Krakau nach Böhmen. Hätte man diese unterlassen, so würde man Bismarck den Vorwand benommen haben, der Streitsache eine kriegerische Wendung zu geben. An diesen Strohhalm klammert sich also die angeblich friedliche Politik Mensdorffs und es zeigt dies, wie haltlos die Behauptung jener ist,

Digitized by Google

welche Mensdorff die Rolle eines klarsehenden Friedens-Politikers zuschreiben. Illusionen, und zwar der unbegreiflichsten Art, mag er sich immer hingegeben haben, und diese haben ihn dann auch über sein Ministerleben hinaus begleitet. Derselbe Minister Graf Mensdorff, der bereits in der Depesche vom 21. Dezember 1864, also lang vor meinem Eintritt, die Streitfrage mit Preußen entschieden kriegerisch zuspitzte, der den Gesandten Grafen Károlyi noch vor jener am 14. März 1866 angeordneten Truppen-Dislokation beauftragte, dem Minister Bismarck eine ganz kategorische, Transaktionen ausschließende Erklärung zu geben, was jener bereits am 3. März 1866 tat, derselbe Mann der nach seiner eigenen wiederholten Erklärung den Krieg mit Preußen lieber früher, nämlich 1865, als später geführt wissen wollte, weil er ihn für unvermeidlich hielt, — dieser sieht nun plötzlich in einer einfachen, sehr bescheidenen Vorsichts-Maßregel die wahre Veranlassung des Kriegs-Ausbruches. Preußen erwiderte damals jene Erklärung mit der königlichen Verordnung vom 11. März 1866, also abermals vor jener Truppen-Dislokation, und belegte die Holsteiner für die Bedrohung der Souveränitätsrechte mit Zuchthausstrafen. Dadurch wurde die Gasteiner Konvention gebrochen und die gewalttätige Absicht Preußens deutlich manifestiert. Daß Bismarck nicht verlegen war, sich einen Vorwand zum Krieg zu schaffen, daß er zu diesem Zweck selbst die grellsten Widersprüche und Unwahrheiten nicht scheute, ist sattsam bekannt; und wenn er es Österreich zum Verbrechen anrechnet, sich in Verteidigungszustand zu setzen, so hat er ja damit nur deutlich gezeigt, daß er es angreifen wolle. Die österreichische Regierung war ja selbst bereit, diese Dislokations-Maßregel wieder zurückzunehmen, wenn Preußen seine Rüstungen (die bereits im selben Monat März, 28. und 29., einen sehr bedrohlichen Umfang angenommen hatten: Augmentierung von 75 Bataillonen um je 150 Mann, Versetzung von $4^1/_2$ Artillerie-Regimentern auf vollen Kriegsfuß und Kreierung der schlesischen und Elbefestungen, alles gegenüber der österreichischen Dislokation einer Brigade auf Friedensfuß) einstellen würde, und mit diesem Vorschlag sowie mit Hinnahme jener preußischen königlichen Verordnung vom 11. März für Schleswig-Holstein hat Österreich seine Friedensliebe wohl auf das eklatanteste bewiesen. Allein nun schuf sich Preußen einen neuen Vorwand, nämlich die Verstärkungen der österreichischen Süd-Armee gegen Italien, welches bereits in offen ausgesprochen feindseliger Absicht gegen Österreich gerüstet war und wo es sich nicht bloß um eine Verteidigung gegen den äußeren Feind, sondern um Sicherung der legalen Autorität gegen die revolutionäre Partei in Venetien selbst handelte. Es liegt in dieser Forderung zugleich ein Beweis, daß nicht bloß Bismarck, sondern auch König Wilhelm bereits zum Kriege fest entschlossen war und nicht erst durch jene böhmische Truppen-Dislokation kriegerisch gestimmt wurde, was denn doch auch eine gar zu große Naivität des namentlich in militärischen Dingen nicht unerfahrenen Königs annehmen hieße; denn sonst hätte Bismarck über die Bereitwilligkeit Österreichs, diese Dislokation rückgängig zu machen, nicht gewagt, so offen auf die Allianz Preußens mit dem Königreich Italien, diesem früher von König Wilhelm so sehr perhorreszierten Raubkönigtum, hinzuweisen. Sehr bezeichnend für Mensdorffs unklares

Digitized by Google

Wesen ist übrigens auch der Umstand, daß, während er der Dislokations-Maßregel vom 14. März 1866 eine so folgenschwere Bedeutung beilegte, er zur selben Zeit, 16. März 1866, eine Depesche an die deutschen Höfe, mit Ausnahme Preußens, richtete, in der er nach der Lage der Dinge den Bruch mit Preußen in nächste Aussicht stellt und von der durch „militärische Vorbereitungen Preußens in weiten Kreisen hervorgerufenen Besorgnis einer Gefährdung des Friedens in Deutschland" spricht. Da wäre man doch berechtigt zu fragen, ob die österreichische Regierung bei einer solchen Auffassung der Lage nicht bloß zu jener Dislokation einer Brigade und zweier Kavallerie-Regimenter, sondern zu viel ernsteren Vorbereitungsmaßregeln, zu einer wirksamen Verteidigung verpflichtet war.

Die offizielle Schrift „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866" bemerkt auch nicht mit Unrecht, daß mit den Rüstungen in Österreich schon im Jänner 1866, nach den kategorisch die Friedenshoffnungen zerstörenden Erklärungen Preußens, hätte begonnen werden sollen, was jedoch an diplomatischen Bedenken scheiterte. Ich habe mich an anderer Stelle des näheren darüber ausgesprochen und will hier nur bemerken, daß einer aus Preußen erhaltenen Nachricht gegenüber, welche schon im Jänner 1866 bekannt war, — Bismarck war damals nach getroffenem Übereinkommen mit Napoleon von Paris zurückgekehrt, — für Preußen der Krieg mit Österreich als eine festbeschlossene Sache bezeichnet wurde. Die Minister Eßterházy und Mensdorff verhielten sich immer ungläubig und waren nicht nur durch die eigenen Illusionen und Bedenklichkeiten gegen einen positiven Entschluß, sondern auch, wie sich später zeigte, durch die höchst mangelhaften diplomatischen Informationen zu dieser Haltung bestimmt. Der Erfolg wäre bei Benedeks Führung, und dieser war immer dazu prädestiniert, allerdings auch bei früher begonnenen Rüstungen, kein anderer gewesen.

Denn was soll man von einem Feldherrn erwarten, der selbst im Bewußtsein, keine genügenden Reserven zu haben (was übrigens bei Preußen insoferne auch und in noch gefährlicherem Grade der Fall war, als dieses genötigt war, gleich von Anbeginn seine ganze Wehrkraft in Anspruch zu nehmen), seine Armee zuerst in ihren einzelnen Teilen einem überlegenen Feind gegenüberstellt und sie von diesem schlagen läßt, daher zu dem von ihm selbst mehr als gerechtfertigt gefürchteten numerischen Nachteil der österreichischen Nordarmee auch noch den viel schwerer wiegenden moralischen hinzufügt, und dann diese bereits einzeln geschlagenen Abteilungen zu einem Ganzen vereinigt, um ohne Not und in verfehlter Stellung eine Schlacht zu schlagen? . . . .

Man führt es zur Entschuldigung Benedeks an, daß er keine genügenden Reserven hatte sowie, daß Preußen ihm numerisch überlegen war, was aber von den Preußen geleugnet wird und auch in den österreichischen Berichten nicht genügend nachgewiesen ist, abgesehen von der schmachvollen Haltung der mittel- und kleindeutschen Staaten, da bei einer ernsten Kooperation derselben Österreich gegen Preußen offenbar im Vorteil gewesen wäre. Allein wenn man Benedeks Vorgang ins Auge faßt, so wird jene Entschuldigung nur zu einem Argument mehr, ihn des sträflichsten Leichtsinns zu beschuldigen. Dazu kommt noch der Umstand, daß eine längere Dauer

Digitized by Google

der Kriegsoperationen nicht Österreich, sondern Preußen bei seiner Heeresorganisation aufs empfindlichste treffen mußte, während Benedek zum Vorteil Preußens in der kopflosesten Weise die Entscheidung möglichst zu beschleunigen suchte. Doch alle diese ex post angestellten Betrachtungen können die Regierung nicht von dem Vorwurf des vernachlässigten, rechtzeigen »Para bellum« freisprechen; und dieser Vorwurf, über welchen ich mich anderwärts umständlich ausgesprochen habe, fällt mit seinem ganzen Schwergewicht auf die Diplomatie zurück, daher im Ministerium auf Mensdorff und Esterházy, obwohl sie dabei nur patriotische Motive geleitet haben; aber bei den ungenügenden Informationen, die sie sich auf diplomatischem Wege zur Beurteilung der Sachlage verschafften, gelangten sie nie zu einem klaren Urteil über die Größe und Nähe der Gefahr, woran die angeborene Unschlüssigkeit und Liebe zum Zweifel übrigens auch einen großen Anteil hatte. Meine Informationen, die aus einer innerhalb des Bismarckschen Vertrauenskreises liegenden Quelle flossen, konnte ich, so verläßlich sie mir auch erschienen, gegenüber den davon differierenden diplomatischen Nachrichten doch nicht für so entscheidend ansehen, um daraufhin die Verantwortung für Schritte zu übernehmen, welche die Diplomatie auf Grund ihrer Berichte als verderblich perhorreszierte.

Das Ministerium des Äußeren hat durch die ständigen Gesandtschaften, durch die Verbindungen, welche diese an Ort und Stelle anzuknüpfen in der Lage sind, und durch die leicht mögliche, verläßliche Kontrolle der ihr zukommenden Nachrichten ganz andere Mittel in der Hand, die das moralische Gewicht ihrer Informationen naturgemäß erhöhen. Leider hat mich eine bittere Erfahrung belehrt, daß niemand schlechter informiert ist als die österreichische Diplomatie.

Wer diesen langen Exkurs in Personalien liest, dem wird sich ohne Zweifel die Frage aufdrängen: „Ja, wie konnte denn verabsäumt werden die Homogenität der Elemente in der Regierung beizeiten herzustellen?“ Diese Frage würde in jedem anderen Staat zugleich zum Vorwurf werden; in Österreich aber, namentlich für die Zeit von 1865 bis 1867, wäre dieser unbegründet. Hier ist bei der Berufung eines Ministers die erste Frage nicht die, ob er die volle Eignung hiezu besitze, sondern ob die inneren Zustände diese Berufung vertragen. Esterházy wollte von einer Veränderung in der Leitung des Ministeriums des Äußeren, von einem Ersatz für Mensdorff absolut nichts wissen; er selbst war aber damals wegen der Beziehungen zu Ungarn im Ministerium eine Notwendigkeit.

Daß das System Schmerling in Ungarn aufgegeben wurde, war das Werk Esterházys. Dies wußte man in Ungarn sehr wohl; wäre er somit damals aus dem Kabinett ausgetreten, so hätte man entweder alles an Ungarn hergeben, den 1848er Standpunkt ohne jede Modifikation akzeptieren oder aber darauf gefaßt sein müssen, daß die mühsam errungenen günstigen Verhältnisse in Ungarn wieder in den früheren Zustand erbitterter Feindseligkeit umschlagen.

Auch Majláths Berufung war ein Werk Esterházys und jedermann in Ungarn hätte aus dem Rücktritt des letzteren auf die mindestens erschütterte Stellung des ersteren geschlossen und dem Mißtrauen wäre wieder Tür und Tor geöffnet worden. Bei den damaligen inneren Ver-

Digitized by Google

hältnissen wäre selbst in der großen Befähigung und vollen diplomatischen Eignung eines anderen Staatsmannes kein genügender Ersatz zu finden gewesen. Übrigens wäre man auch bei dem großen Mangel solcher befähigten Diplomaten in Österreich in nicht geringer Verlegenheit gewesen, einen solchen ausfindig zu machen. Ich will hier noch zwei Gegenstände berühren, nämlich Blomes Antrag zur Verständigung mit Preußen (vor Abschluß der Gasteiner Konvention) und den Verkauf von Lauenburg. Als der Kaiser uns — Larisch, Majláth und mich — unmittelbar nach der Beeidigung der neu eingetretenen Minister, Juli 1865, mit der Nachricht überraschte (denn man hatte uns vorher gar nichts darüber gesagt, obwohl ich Eßterházy darüber wiederholt fragte, immer aber die ausweichende Antwort erhielt, es seien wohl Differenzen vorhanden, sie würden sich aber in irgend einer Form ausgleichen lassen), daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei, was uns die Auseinandersetzungen Mensdorffs über den Stand der deutschen Frage bestätigten, und nachdem damals bei den inneren Zuständen selbst ein Verteidigungskrieg die größten inneren Gefahren heraufbeschworen hätte, wurde beschlossen, mit dem damals in Gastein weilenden König Wilhelm und Bismarck in unmittelbare Verhandlung zu treten und den letzten Versuch zu machen, der ungemein bedrohlichen Situation eine andere Wendung zu geben. Esterházy und Mensdorff schlugen zu dieser Mission den Grafen Blome vor, den ich damals fast nur dem Namen nach kannte, der aber von den beiden eben genannten Ministern als sehr fähig und zu jener Mission besonders geeignet geschildert wurde. Blome ward dann mit jener Mission betraut und infolgedessen (in einer Frist von wenigen Tagen zweimal) nach Gastein entsandt. Als Resultat seiner ersten Besprechung mit dem König und Bismarck brachte er folgenden Ausgleichsantrag mit: „Die Elbeherzogtümer werden zwischen Österreich und Preußen definitiv geteilt. Ersteres erhält Holstein, letzteres Schleswig, die sonach den beiderseitigen Staatsgebieten förmlich einverleibt werden sollten."

Blome befürwortete dieses Projekt ganz entschieden, indem er hierin eine befriedigende Lösung des Konfliktes erblickte. Ich erinnere mich sehr wohl an Blomes damals gebrauchte Worte: „Wir würden durch diese Abtretung Schleswigs an Preußen diesem ein zweites Venedig schaffen".

Blome referierte, daß Bismarck sich ganz kulant zeigte und auf die Bemerkung Blomes: Österreich würde aus einem vom Staatskörper so weit abgetrennten Gebiet wie Holstein keinen Nutzen ziehen können und daher wohl über dieses Herzogtum dem deutschen Bunde die volle Verfügung anheimgeben, — geantwortet habe: „Ich rate Ihnen, es zu behalten".

Dieser Antrag wurde in der Konferenz verworfen, da man doch eine Lösung des Konfliktes nicht in einem Wort- und Rechtsbruch gegenüber den Herzogtümern und Deutschland suchen konnte und ich ferner schon damals überzeugt war und es noch bin, daß das ganze Projekt nur eine von Bismarck der österreichischen Regierung geschickt gestellte Falle war, in welcher sich fangen zu lassen er dem österreichischen Unterhändler zumutete.

Im Sommer 1868 brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Artikel, in welchem für Blome Partei genommen und gesagt wurde, daß, falls die österreichische Regierung den Antrag Blomes (resp. Bismarcks) in

Digitized by Google

der Herzogtümer-Frage angenommen hätte, der „Konflikt mit Preußen“ definitiv behoben worden wäre, er (Blome) daher an der Gasteiner Konvention und den weiteren Folgen keine Schuld trage. In demselben Artikel wurde übrigens mit der auffallendsten Inkonsequenz der Grund des Krieges in dem geschichtlich Jahrhunderte währenden Antagonismus zwischen Österreich und Preußen in Deutschland gesucht, und man muß daher staunen, wie der Artikelschreiber in der Teilung und Inkorporation der Herzogtümer eine definitive Beseitigung der Kriegsgefahr, daher eine gründliche Heilung jenes geschichtlichen Antagonismus erblicken konnte. Es blieb ungewiß, von wem jener Zeitungsartikel herrühre, jedenfalls verrät er eine genaue Kenntnis der Gasteiner Verhandlungen. Wie aber jemand zu der Überzeugung gelangen konnte, in jenem ersten Gasteiner Verhandlungsresultat sei eine Lösung des Konfliktes, eine Beseitigung der drohenden Kriegsgefahr zu suchen und zu finden, wird mir jederzeit ein Rätsel bleiben. Durch die Annahme dieses Bismarckschen Projektes wäre Österreich in Deutschland vollständig isoliert worden, mochte es nun Holstein behalten oder nicht; in ersterem Falle wäre die Erbitterung gegen Österreich vielleicht um einige Grade gesteigert worden, aber in der Wesenheit konnte dies keinen Unterschied machen, da in dem Wort- und Rechtsbruch, in der Trennung der Herzogtümer und der Schaffung vollendeter Tatsachen ohne und gegen den Bund der Grund zur Isolierung gelegen gewesen wäre.

Wurde Österreich ja doch von den deutschen Mittelstaaten deshalb so abfällig beurteilt, weil es nur in der Verwaltung der Herzogtümer (und auch dies nur provisorisch) eine Trennung, ohne den Bund zu befragen, vorgenommen hat. War nun die Isolierung Österreichs in Deutschland vollzogen, so konnte der Krieg von Preußen gegen Österreich mit umsomehr Aussicht auf Erfolg unternommen werden, — es handelte sich dann nur mehr um einen passenden Anlaß hiezu, der auch, ganz abgesehen von der hierin bezeugten besonderen Geschicklichkeit Bismarcks, sich ja gerade durch die in den Herzogtümern durch die Teilung geschaffenen Verhältnisse von selbst gegeben hätte. Alle die Verhältnisse, die nach der Gasteiner Konvention in den Herzogtümern hervortraten und Bismarck den willkommenen Anlaß boten, den Konflikt mit Österreich zu schärfen, hätten sich ja bei einer Trennung und Inkorporierung jener Gebiete um so viel greller und rascher entwickelt und Bismarck wäre dann umsoweniger geniert gewesen, die österreichische Regierung, welche kraft des vollen Souveränitätsrechtes Österreichs gewaltet hätte, für alles verantwortlich zu machen, was in Holstein geschieht und nicht geschieht. Nun wäre aber Österreich gleichzeitig mit den deutschen Mittelstaaten in einen Konflikt geraten, — alles zum Besten der Bismarckschen Pläne, — welcher dadurch nicht gemildert worden wäre, daß Österreich auf seine Souveränitäts- und Besitzrechte auf Holstein zu Gunsten der vom Deutschen Bunde festgesetzten Ordnung verzichtet hätte. Denn dadurch wäre die Lage der deutschen Mittel- und Kleinstaaten als Bundesglieder erst recht eine verzweiflungsvolle geworden und sie hätten zur Sühne auch ihrerseits Österreich in einen Krieg mit Preußen förmlich hineingetrieben, ohne jenem hiebei irgend welche nennenswerte Unterstützung zu leihen, deren sich Österreich im Jahre 1866 wenigstens sächsischerseits erfreute. Blome meinte, der Bund könne ja dann

Digitized by Google

den Augustenburger in Holstein installieren. Allein konnte der Bund, ohne sein Ansehen vollständig preiszugeben, diesen Fürsten zugleich zum Vasallen der Krone Preußens erklären? Wenn nicht, so war ja eben durch die Einsetzung des Augustenburgers in Holstein, was zugleich unter Wahrung der Rechte auf eine Verbindung und Gemeinsamkeit der Herzogtümer geschehen wäre, der fruchtbare Keim zu einer Reihe sich rasch entwickelnder Konflikte mit Preußen gelegt: Konflikte, die alle nur dem Hauptplan Bismarcks, aus der Angelegenheit der Elbeherzogtümer eine deutsche Machtfrage für Preußen zu machen, förderlich gewesen wären. Ich konnte daher Blome in dieser Ansicht nicht beipflichten. Als Gesandter in München 1865—1866 hat er die geringe Neigung der bayerischen Regierung, gegen Preußen auch nur seine einfache Bundespflicht zu erfüllen, richtig beurteilt. Es lagen diese Symptome offen zutage. Dagegen scheint vielleicht sein etwas brüskes Auftreten den eitlen, eingebildeten Von der Pforten mehr verstimmt als gewonnen zu haben. Nachdem jenes Ausgleichsprojekt verworfen war, begab sich Blome nochmals nach Gastein, wo sodann das Übereinkommen auf der Grundlage einer getrennten Verwaltung der Herzogtümer zustande gebracht wurde. Der Hauptzweck, nämlich die Fristerstreckung für den Krieg, wurde damit erreicht, was im Inneren von entschiedenem Vorteile war und nach außen wenigstens die Möglichkeit offen ließ, innerhalb dieser Frist günstigere Konstellationen zu erzielen.

Bezüglich Lauenburgs wurde die österreichische Regierung scharf getadelt, daß sie vermöge der Gasteiner Konvention das Land an Preußen verkauft habe. Nach dem Kriege von 1866 meinten viele, wenn die Regierung sich kein Gewissen daraus gemacht habe, Lauenburg zu verkaufen, so hätte sie zur Vermeidung des Krieges auch Schleswig-Holstein an Preußen verkaufen sollen. Daß hiedurch der Krieg gar nicht vermieden worden wäre, habe ich bereits früher erörtert. Nun übersehen aber alle diese tadelsüchtigen Politiker, daß das Verhältnis Lauenburgs von vornherein ein ganz anderes war als jenes von Schleswig-Holstein. Der Streit mit Dänemark betraf nur die beiden letztgenannten Herzogtümer: er betraf Lauenburg gar nicht. Ein Recht auf Schleswig und Holstein hätten Preußen und Österreich nur aus dem Titel der Eroberung geltend machen können; dem standen aber ihre feierlichen Erklärungen und Versprechungen vor Deutschland und Europa (Londoner Konferenz) entgegen. Auf Lauenburg hatten aber die kriegführenden Mächte durch den Wiener Vertrag vom Oktober 1864 ein volles Recht erworben. Dänemark hat in diesem Vertrag Lauenburg zu dem Zwecke abgetreten, um dadurch seine Pflicht zur Zahlung der Kriegskosten zu erfüllen. Will man daher von einem Verkauf von Land und Leuten reden, so ist dieser Verkauf bereits 1864 unter dem Ministerium Rechberg-Schmerling erfolgt.

Daß nun Österreich, schon der geographischen Lage wegen, nicht imstande war, aus dem Besitz dieses Landes irgend einen Vorteil zu ziehen, ist ebenso klar, als daß es auf sein Recht auf Rückersatz der Kriegskosten nicht verzichten konnte. Sollten daher jene Artikel des Wiener Vertrages bezüglich der Kriegsentschädigung durch Dänemark für Österreich zur Wahrheit werden, so konnte es nur auf dem Wege geschehen, daß diejenige Macht, welche Lauenburg bleibend in Besitz nimmt, Österreich mit seinem Anteil an den Kriegs-

Digitized by Google

kosten gerecht wird. Und hier etwa nur deshalb Schwierigkeiten zu erheben, weil es Preußen war, dem der ungeteilte Besitz Lauenburgs zufiel, hätte doch wohl nichts anderes geheißen, als den Krieg mutwillig zu provozieren und Bismarck in die Hände zu arbeiten. In der österreichischen offiziellen Darstellung des Krieges 1866 wird gesagt, daß Baron Gablenz, ein Bruder des österreichischen Generals, der in Sachsen lebte, vom König von Preußen beauftragt gewesen sei, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges mit der österreichischen Regierung über eine Ausgleichsgrundlage zu verhandeln.

Dies ist falsch. Baron Gablenz hat sich meines Wissens nie auf einen ihm erteilten Auftrag oder eine Vollmacht preußischerseits berufen, sondern im Gegenteil stets betont, daß er nur als deutscher Patriot, als Freund Österreichs und Preußens den Versuch gewagt habe, noch in letzter Stunde eine gütliche Beilegung des Zwistes zu erzielen. Er erklärte ausdrücklich, von niemandem bevollmächtigt zu sein, hob aber seine freundschaftlichen Beziehungen zu Bismarck hervor, mit dem er in einem persönlichen Verkehr stehe, und versicherte die österreichische Regierung, daß der Vorschlag, den er derselben machte und den ich in schriftlicher Ausführung in meinen Papieren verwahre, die Billigung Bismarcks gefunden habe, daher, wenn die österreichische Regierung beiträte, die Annahme vonseiten Preußens gewiß sei. Dieser Vorschlag atmete auch wirklich Bismarckschen Geist, verriet Bismarcksche List; er war den deutschen Mittel- und Kleinstaaten so gewalttätig feindlich, daß das bloße Eingehen auf eine Verhandlung mit dieser Grundlage, wenn es ruchbar geworden wäre, Österreich in Deutschland nicht allein sogleich vollständig isoliert, sondern seine Freunde daselbst sogleich in erbitterte Gegner verwandelt hätte. Die mächtigeren und kräftiger widerstrebenden Staaten hätten nach jenem Vorschlag Österreich zu bewältigen gehabt. Wäre daher Österreich auf den Vorschlag eingegangen, so hätte dieser Bewältigungsprozeß seine Kräfte nicht bloß nach Außen direkt und dauernd engagiert, sondern diese deutsche Eroberungspolitik hätte zugleich die ungünstigste Rückwirkung auf die inneren Zustände Österreichs, insbesondere auf Ungarn geübt, daher auch in dieser Richtung die Verlegenheit vermehrt, die Resistenzkraft geschwächt. Es war dies abermals ein geschickter Schachzug Bismarcks und Gablenz ließ sich bei der besten Absicht als Werkzeug gebrauchen.

Diesmal war aber selbst Eßterházy, der doch sonst den Bismarckschen Plänen eine gute Seite abzugewinnen suchte und sie mit mehr Wohlwollen behandelte, als sie verdienten, gleich entschlossen, für die sofortige Ablehnung dieses Projektes — als „jedenfalls verspätet" — zu stimmen. Es wurde Gablenz bedeutet, er möge sich mit dem erwähnten Vorschlag an die Mittelstaaten wenden und diese dafür stimmen, was er natürlich bleiben ließ.

Die »Revue des deux mondes« hat in ihren letzten Heften 1868 die Behauptung aufgestellt, daß die Zession Venedigs an Napoleon schon vor dem Kriege 1866 erfolgt und nur später publiziert worden sei.

Das ist eine Unwahrheit. Napoleon hat sich im Gegenteil beeilt, diesen für sein Prestige so günstigen Akt zu publizieren; das Zessionsanbot erfolgte aber erst auf die aus dem Hauptquartier der Nordarmee an den Kaiser unmittelbar vor der Schlacht von Königgrätz gelangte Meldung, daß die Nordarmee durch die vorangegangenen partiellen Nieder-

Digitized by Google

lagen unfähig sei, den Feind zu bewältigen; man möchte daher um jeden Preis Frieden schließen. Daß die Regierung, ohne auch nur eine Hauptschlacht gewagt zu haben, auf diesen Antrag, Preußen ganz Österreich zu Füßen zu legen, nicht einging, wird man wohl als gerechtfertigt ansehen. Die Südarmee frei zu bekommen und sie den Verteidigungskräften im Norden zuzuführen, war nun eine unbedingte Notwendigkeit. Diese Maßregelung konnte aber nur dann von einigem Erfolg sein, wenn eine Garantie gewährt wurde, daß Italien sodann vom Kampfe ablasse und die abrückende Armee nicht über die Grenze des venetianischen Gebietes verfolge. Diese Garantie sollte Napoleon übernehmen, und unter dieser Bedingung ist die Zession an ihn erfolgt und von ihm angenommen worden. Dieselbe erfolgte daher vor der Schlacht von Königgrätz, aber nicht vor Ausbruch des 1866er Krieges. Allerdings war aber bereits vor dem Ausbruch des Krieges ein Übereinkommen mit Napoleon abgeschlossen worden: dieser hatte der österreichischen Regierung wenige Wochen vor dem wirklichen Kriegsausbruch die Pistole an die Brust gesetzt, indem er erklärte, mit Preußen, welches ihm für die Mitwirkung die Rheingrenze zugesichert habe, mit Rücksicht auf diesen Lieblingswunsch der französischen Nation gemeinsame Sache zu machen, wenn Österreich sich seine (Napoleons) Neutralität nicht durch ein Übereinkommen sichere, wonach es sich verpflichtet, nach beendetem Kriege, welcher Österreich die Gelegenheit territorialer Entschädigung biete, Venedig abzutreten. Nach schwierigen und mühsamen Verhandlungen, die in wenige Tage zusammengedrängt werden mußten, gelang es aber, diese Verpflichtung dahin zu präzisieren, daß erst dann, wenn Österreich durch einen für selbes günstigen Ausgang des Krieges volle Entschädigung an deutschem Gebiet gewonnen habe, die Zession Venedigs zu erfolgen hätte. Napoleon erklärte ausdrücklich, Österreich möge als Sieger, woran er nie zweifelte, sich nach Belieben deutsches Gebiet annektieren, nur eine Grenze gäbe es, deren Überschreitung Frankreich nie zugeben würde, nämlich die Vereinigung Deutschlands unter einer einheitlichen Gewalt.

In der Geschichte des Krieges 1866, welche der k. k. Generalstab herausgegeben hat, wird gleich in der Einleitung der Satz hingestellt, daß ein günstiger Ausgang für Österreich in diesem Doppelkrieg unmöglich war. Das heißt doch mit anderen Worten: „Unsere Leistungen in jenem Kriege waren der Wesenheit nach fehler- und tadelfrei und ‚ultra posse nemo tenetur', bleiben wir also wie wir sind!"

Der Inhalt des umfangreichen Werkes ist bei aller Schonung und Rücksicht freilich eine Widerlegung dieses Ausspruches, und die beste Widerlegung liegt in der in der ganzen Armee, am wenigsten vielleicht im Generalstab selbst, sich bahnbrechenden Erkenntnis der großen militärischen Mängel, welche in diesem Kriege zu Tage traten und welche wohl mehr als genügend die erlittene Niederlage erklären.

Jener Artikel der Wiener Zeitung über Benedeks Kriegführung, welcher die Niederschlagung der kriegsrechtlichen Untersuchung motivierte und auf dem Gutachten der tüchtigsten österreichischen Militärs basiert, spricht das direkte Gegenteil von dem aus, was diese Geschichte des Generalstabes der Armee und der Welt glauben machen will.

Digitized by Google

Nicht die physische Unmöglichkeit, sondern die moralische Unfähigkeit hat nach diesem fachmännischen Gutachten die Niederlage verschuldet. Was den Doppelkrieg anbelangt, so habe ich schon früher darauf hingewiesen, daß ja Preußen einen doppelten Angriffskrieg unter noch viel ungünstigeren Verhältnissen, als Österreich seinen Verteidigungskrieg, geführt und dennoch gesiegt hat, was doch ein eklatanter Beweis ist, daß hier nicht die Zahl der Truppen, nicht äußere Verhältnisse, sondern das innere Moment der geistigen Ausbildung und der Gewandtheit in der Ausführung richtiger Gedanken, der geschickten Verwertung reicher Kenntnisse den Ausschlag geben. Doktor Giskra, der jetzige Minister, damals Bürgermeister in Brünn, kam einige Wochen nach der Katastrophe von Sadowa zu mir. Er war damals weit entfernt, die Niederlage dem politischen System zuzuschreiben, sondern faßte sein Urteil in die Worte zusammen: „Die Kriegskunst hat über das Kriegshandwerk gesiegt".

Diesen sehr treffenden Ausspruch illustrierte er mir durch Erzählung von Vorfällen nach den ihm von österreichischen Militärs gewordenen Mitteilungen, die wirklich die militärische Unfähigkeit so vieler unserer Heerführer und auch der Offiziere niederen Grades in erschreckender Weise dartaten. Es ist übrigens bezeichnend, daß der österreichische Generalstab vor dem Kriege von derselben Zuversicht eines siegreichen Ausgangs beseelt war wie die anderen militärischen Kreise. Einzelne aus seiner Mitte mochten vielleicht schon damals anderer Meinung gewesen sein, sie traten aber mit ihrem abweichenden Urteil nicht hervor, was ja eben ein Beweis ist, daß sie sich in ihrer Auffassungsweise isoliert fühlten. Übrigens wird sich bei jedem wie immer gearteten Unternehmen naturgemäß der Fall ergeben, daß einzelne Köpfe anders denken als die große Mehrheit, und häufiger wird sich ergeben, daß diejenigen, die vor einem wichtigen Unternehmen ganz anders dachten und sprachen, nach demselben, durch den Ausgang belehrt, behaupten werden: „Das hätten sie ja schon früher gewußt, daß es so kommen werde ꝛc. ꝛc." Solche Erscheinungen werden den künftigen Geschichtschreiber, wofern er eine der wichtigsten Eigenschaften, nämlich Menschenkenntnis, besitzt, nicht irreführen. Der österreichische Generalstab hat wohl am meisten Grund »mea culpa, mea maxima culpa« zu rufen, und die versuchte Entschuldigung „physischer Unmöglichkeit" mag deshalb psychologisch leicht zu erklären sein. In der Armee selbst lautete das Urteil über die Leistungen des Generalstabes nicht bloß in den höchsten Regionen, sondern auch bei den einzelnen Korps höchst ungünstig. „Unser Generalstab ist mehr eingebildet, wie ausgebildet". In diese Worte wurde das militärische Urteil häufig gekleidet, und man konnte von hervorragenden Männern unserer Armee den Ausspruch hören, daß trotz Zündnadelgewehr und numerischer Stärke der Preußen der Sieg an unsere Fahnen zu fesseln gewesen wäre, wenn wir für die Aufgaben des Generalstabes über die gleichen Kräfte wie Preußen zu verfügen gehabt hätten. Bei einer Verhandlung, welche einige Wochen vor Ausbruch des Krieges bei der böhmischen Statthalterei in Betreff administrativer Vorkehrungen zu Kriegszwecken gepflogen wurde und der auch Repräsentanten der Armee, insbesondere auch des Generalstabes, beiwohnten, stellte der Oberstlieutenant des Generalstabes, von Litzelhofen über die Bemerkung eines Beamten, daß bei jenen Vorkehrungen

Digitized by Google

auf Neustadt an der Mettau Rücksicht zu nehmen sei, die naive Frage an die anwesenden Zivilbeamten, wo denn dieses Neustadt a. d. Mettau eigentlich liege. Nun ist zu bemerken, daß Neustadt a. d. Mettau kein Dorf, sondern eine Stadt ist, die der preußischen Grenze, daher dem Kriegsschauplatz, nahe liegt; daß Litzelhofen der Nordarmee, und zwar dem Clamschen Korps, zugeteilt war und sich überdies schon jahrelang in Böhmen aufhielt und daselbst als Generalstabs-Offizier in Verwendung stand. Und derselbe Offizier wurde bald nach dem Feldzug befördert — also belohnt. Für ähnliche Geschichten in nur allzu-großer Auswahl gibt es in Böhmen zahlreiche Ohren- und Augenzeugen, welch letztere es auch bestätigen, daß in der preußischen Armee nicht bloß die Offiziere des Generalstabes, sondern überhaupt alle Offiziere, ja selbst die Unteroffiziere mit den Orts- und Terrainverhältnissen Böhmens auf das genaueste vertraut waren, was den Eindruck, den der Kenntnismangel unserer Offiziere bei der Bevölkerung hervorrief, natürlich nur noch peinlicher machte. Bei der unglücklichen Affäre von Blumenau-Preßburg, wo nur durch die Verkündigung des Waffenstillstandes das Ärgste verhütet wurde, waren selbst die leitenden Offiziere nicht im Besitz einer Karte der Umgebung; es wurde in ganz Preßburg früh morgens am Sonntag nach solchen Karten, die nur irgend einen Überblick gewähren würden, gefahndet, namentlich in den Schulen, da die Verkaufsläden Sonntags geschlossen waren.

Einen der wichtigsten Gebirgswege ließ man unbesetzt, obwohl General Ahsbahs, der seit Jahren in Preßburg in Pension lebte und als Jäger mit den Terrain-Verhältnissen vertraut war, den Kommandierenden General Karl Graf Thun darauf aufmerksam machte, aber wie gewöhnlich ohne Erfolg!

Eben diesen Weg benützten die Preußen (geführt durch einen gräflich Palffyschen Revierjäger, den sie bestochen hatten) und auf diesem Wege gelang es ihnen, die kämpfenden österreichischen Truppen unbemerkt zu umgehen und ihnen in den Rücken zu fallen.

In Ungarn erzählten Augenzeugen, daß Benedek am Tage dieser Affäre noch so viel Humor und Zeit erübrigt hatte, daß er sich mit einer Hetzjagd auf Hasen belustigen konnte. Ein so offen vorliegender Mangel an Kenntnissen und sittlichem Ernst macht freilich jede Entschuldigung unmöglich. Als einziges Auskunftsmittel blieb daher noch die Geltendmachung physischer Unmöglichkeit übrig, was jedenfalls den Vorteil hat, über die grellsten Mängel schweigen zu können. Übrigens würde sich ja der Generalstab des Umstandes nicht zu schämen haben, daß er vor dem Kriege nicht bloß an die Möglichkeit eines günstigen Erfolges glaubte, sondern dieser mit großer Zuversicht entgegensah. Nicht bloß die Armee und die österreichische Bevölkerung, sondern alle Welt war vor dem Kriege überzeugt, daß Österreich nicht unterliegen werde. Frankreich, welches in militärischen Dingen ein kompetentes Urteil hat und die österreichische Armee von 1859 her kannte, war durchdrungen von dieser Überzeugung, und selbst in Preußen, welches doch in eigener Überschätzung Großes leistet, fehlte die Zuversicht in einen günstigen Ausgang und die preußische Armee, wie dies Williesen in seinem Werke über den Krieg 1866 bestätigt, war beim Ausmarsch nichts weniger als von Siegeshoffnung erfüllt.

Digitized by Google

Der Gral des Parzival.

Von Dr. Karl Domanig.

Während wir über die äußeren Lebensverhältnisse Wolframs von Eschenbach nur sehr mangelhaft unterrichtet sind, spiegelt sich in seinen Werken das Fühlen und Denken, die ganze Persönlichkeit des Dichters mit seltener Schärfe wieder; nicht aber als Poet im modernen Sinn, als Ritter steht er da vor uns, dem das Gebot der Standespflicht sein Gepräge verlieh. Und in seinen epischen Dichtungen (seine wenigen Minnelieder kommen hier nicht in Betracht), in dem als Titurel bezeichneten Bruchstücke, dann im Parzival und dem wohl ebenfalls unvollendeten Willehalm, umfaßt er den ganzen Ideenkreis der damaligen Ritterschaft; ja dieselben sind wie nur wenige Werke der Weltliteratur ein treues Abbild des geistigen Inhalts ebenso wie der äußeren Verhältnisse seines Standes.

Doch nicht allein des Rittertums der Zeit und der Nation des Dichters. Denn so wie das höfische Ritterwesen in Deutschland hauptsächlich unter dem Einfluß der Kreuzzüge und des dadurch mit dem deutschen Adel in nahe Verbindung gebrachten französischen sich entwickelt hatte, bis es in den Zeiten Barbarossas und kurz nachher in voller Entfaltung blühte, so weisen auch die ritterlichen Dichtungen auf ältere Einflüsse des Orients und vor allem der westlichen Nachbarländer zurück. Die Sage vom Parzival, der den heiligen Gral erringt, hat Wolfram geraden Wegs von Frankreich übernommen, wo sie während des XII. Jahrhunderts bereits mehrfach bearbeitet worden war. Wolfram selbst nennt uns seine Gewährsmänner: jenen Chrestien de Troyes, den glänzendsten Vertreter der höfischen Epik in Frankreich (der jedoch seinen Perceval de Gaulois bei weitem nicht zum Abschlusse brachte), dann einen sonst unbekannten Provenzalen Kyot.

Der Vergleich des deutschen Epos mit dem uns bekannten Vorbilde ergibt, daß Wolfram zwar partienweise ziemlich getreu, oft bis in die kleinsten Redewendungen, an seiner Vorlage festhielt, daß er aber, was den Grundgedanken, das ethische und religiöse Problem des Ganzen, und was die logische ebenso wie die psychologische Begründung vieler Einzelheiten betrifft, seinen Chrestien weit hinter sich zurückließ. Dabei ist ein Widersatz in nationaler Hinsicht nicht wahrzunehmen, im Gegenteile, Wolfram hat die romanische Färbung beibehalten, ja Hunderte von Bezeichnungen, zuweilen selbst einzelne Sätze, sind wörtlich der französischen Quelle entnommen; wir würden Unrecht tun, sein Epos schlechthin eine deutsche Dichtung zu nennen, seine Wurzeln

Digitized by Google

liegen in fremder Erde. Aber eben dadurch ist dem Parzival das höchste Interesse gesichert: daß er das ganze Wesen des christlichen Rittertums in der Zeit seiner Blüte und seiner alle Stände der mitteleuropäischen Völker durchdringenden und beherrschenden Bedeutung widerspiegelt.

Den Inhalt des Parzival bildet, wie ich als bekannt voraussetzen darf, die Erzählung, wie Herzeloyden kint den grâl erwarp (827.6).*) Um diesen Kern unseres Epos schließt sich aber ein dichtes Gewebe von Abenteuern aller Art, so dicht und mannigfaltig, daß, wer den Parzival zum erstenmal liest, fast verzagen möchte, zur Hauptsache durchzudringen. Nur in fünf Büchern, im V. und VI., dann im IX. und den beiden letzten, ist eigentlich die Rede vom hl. Gral; alle übrigen sind der Schilderung des weltlichen Rittertums gewidmet. Unter den Personen, die uns da begegnen, ist eine fast endlose Skala von Charakteren; auch die Schrullen und Auswüchse des Rittertums, die verschrobenen Köpfe und die Schufte bleiben uns nicht erspart. Die Bestrebungen der Edlen aber gelten vor allem der Aufnahme in die Tafelrunde des Königs Artus; und da ist nun neben Parzival der vornehmste der Tafelrunde Gawan, der auf der Suche nach dem Gral die unerhörtesten Abenteuer besteht. Außerdem vernehmen wir von Kämpfen, die sich im Orient abspielen, in Afrika und Asien. Aber bei all der ungeheuren Fülle von Abenteuern, deren Schauplatz fast in der ganzen damals bekannten Welt zu suchen ist, bei aller nur schwer übersehbaren Menge von Personen (es werden uns im ganzen gegen 600 der wunderlichsten Namen genannt) wird, der endlich den Überblick gewonnen hat, zu seiner Freude erkennen, daß unsere Dichtung sich durch ein überaus strenges Gefüge auszeichnet, welches dem Ganzen einen geschlossenen und einheitlichen Charakter verleiht. Mit Recht hat man in dieser Hinsicht die Dichtung Wolframs einem gotischen Dome verglichen, wo das Äußere als der vollkommene Ausdruck des Innern erscheint und im Innern der Grundriß und das ganze Gewölbesystem, Pfeiler und Pfeilerbündel, Dienste und Rippen auf das Presbyterium und hier wiederum auf den Altar hinzielen: ebenso steht in unserem Gedichte Munsalvaesche und der hl. Gral im Mittelpunkte der Erzählung, auf welchen mittel- oder unmittelbar jede Figur und jedes Geschehnis hinweist und abzielt.

Ja, so frei sich Wolfram sonst bewegt, so kühn und humorvoll seine Redeweise, so schrankenlos seine Erfindungsgabe ist, so hat man doch mit vollstem Rechte hervorzuheben, daß bei ihm eine merkwürdige Verschmelzung von Romantik (Mystik) und Scholastik, der beiden Strömungen in der Geisteswelt seiner Zeit, sich offenbare. Wolfram ist namentlich ganz Scholastiker in Hinsicht des einheitlichen Gefüges seiner Dichtung, in der klaren Begründung seiner Erzählung, vor allem aber darin, wie bei ihm das Wesen des hl. Grals erfaßt und mit äußerster Konsequenz durchgeführt und motiviert erscheint.

*) Zitiert ist Wolfram nach Lachmanns Ausgabe.

Digitized by Google

Und damit sind wir bei unserem eigentlichen Thema angelangt: was ist bei Wolfram der heilige Gral? Und vorab: was bedeutet der Gral für die mittelalterliche Ritterschaft? Ich will zunächst die zweite Frage als eine Vorfrage kurz behandeln.

* * *

Gral und Ritterschaft. Auf drei Stufen steht bei Wolfram von Eschenbach die Ritterlichkeit seiner Helden. Auf der untersten der unverzaget mannes muot der Heiden, als dessen Vertreter der Halbbruder Parzivals, der elsternfarbige Feirefiz erscheint; an dem sind noch beidiu teil, des himels und der helle (1.9).

Auf der zweiten Stufe steht die Ritterlichkeit jener christlichen Helden, die sich in seltenster Auslese an der Tafelrunde des Königs Artus zusammenfinden, deren Hauptvertreter Gawan sogar dem Schastel Marveile, diesem Blendwerk dämonischer Mächte, dem Widersatz von Munsalvaesche, zu obsiegen vermag. Doppelter Lohn harrt des christlichen Ritters: zwei lôn uns sint bereit: der himel und werder wîbe gruoz (Willehalm 299.27).

Am höchsten endlich steht die Ritterschaft vom Reiche des heiligen Gral, zu der ebenso die Tafelrunde wie der gepriesene Heidenkönig mit scheuer Bewunderung aufblickt.

Wohl niemals hat ein Stand sich höhere Ziele gesetzt als das mittelalterliche Rittertum. An Todesmut und trotzigem Aufsuchen aller Gefahren stehen diese Helden nicht zurück hinter den gefeiertsten Heroen der Antike; was sie hoch über jene erhebt, ist neben der beschworenen Treue gegen Gott und den Lehensherrn die pflichtmäßige Übung der Nächstenliebe und in allem jener uneigennützige Edelsinn — magnanimitas —, die der Knappe beim Schwertschlag eidlich geloben mußte, die wir, wo sie uns heute einmal begegnet, noch mit dem Worte „echte Ritterlichkeit" bezeichnen. Und nun treten — eben damals, als die Sage vom hl. Gral sich allmählich entwickelte — die geistlichen Ritterorden ins Leben, die Johanniter, die Templer, die spanischen Ritterorden und gegen Ende des XII. Jahrhunderts der deutsche Orden: in ihnen erhebt sich die Ritterschaft zugleich zur Höhe sittlicher Vollkommenheit. Vom Templerorden aber, als dem vornehmsten, ist die Bezeichnung unserer Gralritter als Templeisen entlehnt; denn auch im Gralrittertum haben wir tatsächlich ein geistliches Rittertum zu erblicken.

Aber so war denn zuletzt das höchste Ideal der Ritterschaft die kirchliche Heiligkeit, die Askese, die Befolgung der evangelischen Räte? Darin hätte jene Zeit das höchste Glück und das würdige Endziel ritterlichen Strebens erblickt? . . .

Wenn die Frage bejaht werden darf, so darf sie es nur in einem beschränkten Sinne. Es ist nicht glaublich, daß die damalige Welt in ihrer Allgemeinheit, daß insbesondere jene vornehmen Kreise, in welchen Wolfram von Eschenbach seine Dichtungen vortrug, so besonders stark zur Askese neigten; nein, jene Gesellschaft war im Gegenteile ein sehr genußfrohes Geschlecht, das zwar in seiner frommen Gläubigkeit Gott nicht vorenthalten mochte, was Gott gebührt, aber doch auch die schöne Welt herzhaft genießen wollte,

Digitized by Google

Swer got und die werlt kan
behalten, derst ein saelic man,

meint der Fridanc (Grimm, 31, V. 13), dieser Kodex höfischer Lebenskunst. Und ein anderer Wortführer jener Zeit, Walther von der Vogelweide (Pfeiffer, 81, I, 6), bezeichnet es als das große Problem des Lebens,

wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
diu zwei sint êre und varnde guot . .
daz dritte ist gotes hulde
(der zweier übergulde);

Nach Wolfram selbst ist derjenige für den Glücklichsten zu halten,

des lebn sich sô verendet,
daz got niht wirt gepfendet
der sêle durch des lîbes schulde,
und er doch der werlde hulde
behalten kan mit werdekeit. (Parz. 827 . 19.)

Und eben dieses Glück nun ist dem Parzival mit der Besitznahme vom Gral zuteil geworden: er hat

. . . der sêle ruowe erstriten
und des lîbes freude in sorge erbiten (782 . 29);

und von diesem Gesichtspunkte darf man den Gral kurzweg bezeichnen als das höchste Ideal der Ritterschaft.

* * *

Der Gral an sich. Was aber ist nun für sich betrachtet der hl. Gral?

Wir müssen uns zunächst vergegenwärtigen, daß das Wort in einem zweifachen Sinne gebraucht wird: einmal für den Gesamtzustand auf Munsalvaesche, wie Herzeloyden kint den grâl erwarp (827 . 6), damit ist gemeint das Königtum des hl. Gral; — sodann in einem engeren Sinne für das Heiligtum auf Munsalvaesche, das ist der Stein, von dem die Graldiener „leben"; der stein ist ouch genant der grâl (469 . 28).

Der Zustand auf Munsalvaesche. Derselbe wird in unserer Dichtung wiederholt und sehr ausführlich als der in jeder Hinsicht glücklichste gepriesen. Die mittelhochdeutsche Sprache besaß dafür ein eigenes Wort, sie nannte die Erfüllung jedes Wunsches kurzweg den wunsch; „der Inbegriff des Höchsten und Vollkommensten, was man nur wünschen kann," war der wunsch (Schade). Und so hieß der Gral einfach der wunsch (616 . 13) oder der wunsch ûf der erden . . vollecliche (254 . 26) und der Gralkönig des wunsches hêrre (616 . 13).

Ja, der Zustand auf Munsalvaesche übersteigt sogar alle menschlichen Begriffe der Schönheit und Vollkommenheit: er*) ist erden wunsches überwal

*) Hier ist allerdings der Gralstein gemeint, jedoch insoferne, als er der Grund des Zustandes auf Munsalvaesche ist.

Digitized by Google

(235.24), d. h. „übertrifft alle Vollkommenheit der Erde" (Bartsch), er war der wunsch von pardîs (235.21) und wac vil nâch geliche als man saget von himelrîche (238.23).

Schon nach diesen Bezeichnungen kann, wenn sie halbwegs genau genommen werden (und bei Wolfram werden wir die Worte sogar sehr genau nehmen müssen), ganz unmöglich die Rede sein von einem „Königreich Jerusalem unter den Anjous", das in neuerer Zeit ein ernster Gelehrter im Gralkönigtum entdeckt hat*); aber auch die Auffassung, die im Graltum nicht viel anderes sieht als „eine Art Paradies", ein Horn der Amalthea, ein Tischleindeckdich u. dgl. ist nicht zutreffend. Näher ist schon Immermann der Sache gekommen, da er im Gral „das sichtliche Reich der Gnade, das Empyreum auf Erden" erblickte**). Ich selbst habe in meinen Parzival-Studien***) nachzuweisen gesucht, daß der wunsch von pardîs ganz wörtlich zu nehmen sei: der Gral sei nichts anderes als das wiederbelebte Paradies der Bibel.

Ich habe dies seinerzeit auseinandergesetzt, u. zw. hauptsächlich gestützt auf die theologische Lehrmeinung jener Zeit, wie sie uns geläutert und zusammengefaßt in der etwas jüngeren Summa theologica des Thomas von Aquin §) entgegentritt. Daran habe ich nun gewiß nicht unrecht getan; denn von ersten Kennern — ich nenne nur Wilhelm Grimm — ist es betont worden, daß man ohne Rücksichtnahme auf die religiösen Anschauungen dem Mittelalter im allgemeinen und gerade unserer Dichtung am wenigsten gerecht werden kann; und San Marte, der sich wie kein anderer eingehendst mit dem Parzival beschäftigt hat, — nebenbei bemerkt, ein Gelehrter, der seinen Standpunkt als Protestant bei jeder Gelegenheit hervorzukehren liebt, — hat den Ausspruch getan, daß zum Verständnisse des Parzival „gar nicht genug Theologie zu Hilfe genommen werden kann"; sein Versuch, denselben von dieser Seite zu durchdringen, sei nur ein erster Anfang dazu. Gleichwohl hat meine These, ohne je entkräftet worden zu sein, damals nicht die Zustimmung der Zunft gefunden, was zum Teil wohl an den formellen Mängeln meiner literarischen Erstlingsarbeit lag, vielleicht auch an dem allzustarken kirchlich-theologischen Einschlag derselben, der nun einmal nicht nach jedermanns Geschmacke ist. Ich dagegen bin noch heute wie vor 25 Jahren von der Richtigkeit meiner damals vertretenen Ansicht überzeugt und bin dankbar für die Anregung, die man mir gegeben hat, dieselbe in anderer Form noch einmal zu entwickeln §§). Ich werde dies aber tun in

---

*) E. Martin, Wolfram von Eschenbach. Rede zum Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers in der Aula der Universität Straßburg, 1903.

**) Schriften II, S. 355.

***) II. Heft. Paderborn, Schöningh, 1880.]

§) „Dieser Bruder hat für uns alle gearbeitet", erklärte sein Lehrer Albertus Magnus. (Sighart, S. 223 fg.) „Thomas ist die reifste Frucht des XIII. Jahrhunderts". (Kirschkamp, im Liter. Handw. Nr. 282, S. 99.)

§§) Die Anregung ging von der Vorstehung des Katholischen Frauenbundes in München aus (Exzellenz Frau Baronin Ow und Frau Dr. Amann), indem man mich um einen Vortrag über den Gral ersuchte. Jener Vortrag liegt den hier folgenden Ausführungen zu Grunde.

Digitized by Google

möglichster Kürze und so viel wie immer tunlich mit Vermeidung alles gelehrten Beiwerkes.*)

Wie sieht denn also unser Munsalvaesche, verglichen mit dem Paradies der Bibel, eigentlich aus?

Die Örtlichkeit des Paradieses war — ich folge abermals dem hl. Thomas von Aquin (Summa theologica I. qu. CII, a. 1 fg.) — ein schöner Garten, im Orient gelegen und von der merkwürdigen Beschaffenheit, daß er der Kenntnis aller Menschen entrückt und überhaupt auch unzugänglich war. Munsalvaesche dagegen müssen wir uns als im Okzident, etwa im nordöstlichen Spanien gelegen denken, u. zw. als eine wunderherrliche Feste. Da zeigt sich also gleich nicht eine Übereinstimmung, sondern eine große Verschiedenheit der Vorstellungen. Aber abgesehen davon, daß die Örtlichkeit des Paradieses immer und bis zum heutigen Tage eine strittige war, so ist vor allem daran zu erinnern, daß Wolfram den Schauplatz seiner Dichtung und alle handelnden Personen von Frankreich übernahm und darum, selbst wenn er es beabsichtigt hätte, durchaus nicht im stande war, sein Munsalvaesche in den Orient zu versetzen. Daß er aber dieses als eine Burg und nicht als Garten schilderte, — wie das Paradies auch schon auf den Domtüren von Hildesheim erscheint, die Bischof Bernward fast zwei Jahrhunderte früher anfertigen ließ, — entspricht nur dem Charakter unserer Rittergeschichte. Was sollten die Templeisen mit einem Garten? Sie waren eine Gemeinde von Rittern, deren Aufgabe darin bestand, ihre Burg gegen jedweden Eindringling zu verteidigen. Wolfram hat ja überhaupt die ganze Erzählung seinem und seiner Standesgenossen Geschmacke angepaßt, so daß man mit Recht sagen konnte, er habe, wie Hebel nach einem Worte Goethes das Universum „verbauerte", das Universum „verrittert". Was dagegen das Wichtigere ist: Munsalvaesche besitzt dieselbe wunderbare Eigenschaft wie das Paradies der Scholastiker: daß es durch einen wilden Wald von der ganzen übrigen Welt abgeschlossen und weit („drîzec" mîln!) von jeder bewohnten Gegend entfernt ist; außer durch besondere Fügung des Himmels vermag niemand dahinzugelangen und niemand auch hat Kenntnis, wo Munsalvaesche sich befinden mag.

Wie kommen nun aber, wird man fragen, überhaupt Menschen in die Gralburg? Ebenso wie der erste Mensch ins Paradies. Dieser war, sagt Thomas ausdrücklich, erschaffen außerhalb desselben und nur durch die Gnade Gottes dahin versetzt. Und die Gemeinde der Templeisen wird gebildet, indem Kinder (nicht bloß christliche, auch heidnische) ihren, wie es scheint, von einem Engel vorher verständigten Eltern abgenommen (471. 1 fg.) und nach Munsalvaesche gebracht werden; dies aber jedesmal nur auf ausdrücklichen Befehl Gottes. Wir werden später hören, wie und warum dies geschieht.

Nicht immer aber war für den Gralritter des Bleibens am Grale, so wenig wie der erste Mensch für beständig im Paradies zu bleiben hatte, — transferendus erat inde post vitam animalem in coelum: nach diesem leiblichen Leben sollte er in den Himmel versetzt werden. Ebenso war es mit den Templeisen:

*) Die Belege s. in meinen Parzival-Studien, Heft II.

Digitized by Google

swenne in erstirbet hie daz lebn,
sô wirt in dort der wunsch gegebn. (471.13.)

Dies führt uns auf den Zustand, welcher nach Thomas im Paradies, nach Wolfram am Gral geherrscht habe. Es ist derselbe hier wie dort: im allgemeinen ein der Doppelnatur des Menschen angepaßter, seine seelischen ebenso wie seine leiblichen Bedürfnisse in schönster Harmonie völlig befriedigender Zustand.

Also vorab in Hinsicht der Leibesnahrung gewährt der Gral seiner Gemeine, was immer des Besten und Köstlichsten gedacht werden kann, von trinken und von spise als den wunsch von pardîse (470.13). Es brauchte nur jemand sein Schüsselchen hinzuhalten (natürlich ist da alles Tafelgerät von purlauterem Gold, 237.22), so lag auch schon darin, was er sich gedacht hatte.

Aber noch mehr. Der Gral besaß auch verjüngende und die Frische der Jugend erhaltende Kraft. Jedem Templeisen genügt der bloße Anblick des heiligen Steines, daß sîn varwe im niemer zergêt, jene Farbe, die ihm zu seinen besten Zeiten eigen war:

saeh er den stein zwei hundert jâr,
im enwurde denne grâ sîn hâr. (469.18 fg.)

Der Gral tat also dieselbe Wirkung wie das lignum vitae, der Baum des Lebens, im Paradiese. Hier wie dort aber mußte der Gebrauch des verjüngenden Objekts von Zeit zu Zeit wiederholt werden; nur wenn der Gral wenigstens einmal innerhalb 8 Tagen angesehen wurde, konnte der Graldiener nicht sterben.

Aber so war den Graldienern wirklich auch Unsterblichkeit verliehen? Ja, auch das; und zwar genau so wie den ersten Menschen im Paradiese: nicht für eine Ewigkeit, sondern, wie der Terminus lautet: ad determinatum tempus, bis zu einer bestimmten Zeit; dann sterben sie nicht eigentlich, — den Tod kennt man auf Munsalvaesche nur vom Hörensagen: als man vor dem walde heizet tôt (443.20), — sondern werden in den Himmel erhoben.

Endlich besaßen die Graldiener die Gabe der Leidensunfähigkeit und der Sündelosigkeit, jene aber nur in Voraussetzung dieser. Gerade zu der Zeit, als Parzival mit dem Gral in Berührung kam, fand er den Gralkönig mit schwerem Siechtum behaftet und seinetwegen die ganze Gemeinde in tiefe Trauer versenkt. Parzivals Aufgabe, wozu der Himmel ihn vorherbestimmt, war nicht allein, für sich das Gralkönigtum zu gewinnen, sondern auch der Krankheit des Anfortas, der Trauer der Ritterschaft ein Ende zu bereiten, man könnte sagen: das gestörte Gralparadies wiederherzustellen.

Sein Leiden aber hatte sich Anfortas zugezogen fern vom Grale in Verfolgung eines sündigen Zweckes. Am Grale selbst hätte er sich vor Krankheit wie vor Sünde bewahren können, geradeso wie die ersten Menschen im Paradiese, die, nach Thomas, zwar immerhin sündigen konnten, denen es aber möglich war, sich vor Sünde zu behüten: vor sündebaeren schanden sînd auch sie, die Graldiener, immer mêr behuot (471.10).

Digitized by Google

Ja, so wohlgefällig sind Gott diese seine Lieblinge unter den Menschen, daß er geradeso mit ihnen wie mit Adam ganz unmittelbar verkehrt, indem von Zeit zu Zeit am Gralsteine ein „Epitaphium" die Weisungen Gottes verkündet.

Ich habe in meiner vorerwähnten Schrift noch auf andere Punkte hingewiesen, in denen eine volle Übereinstimmung der Zustände am Gral mit jenen des Paradieses unverkennbar ist; ich habe meine ausführliche, mit hundert Stellen belegte Darstellung schließen können mit der Behauptung, die ich vollkommen aufrecht erhalte, daß, „wenn es unserem Dichter recht eigentlich darum zu tun gewesen wäre, ein zweites Bibelparadies zu schaffen, welches nur eben dem Charakter seiner Erzählung und dem Geschmack seiner Zuhörerschaft entsprach, er unmöglich ein anderes, ein mit den theologischen Vorstellungen vom Paradiese übereinstimmenderes schaffen konnte als eben nur sein Munsalvaesche, sein Königtum vom hl. Gral".

Aber man darf noch weiter gehen: Wenn Wolfram in seinem Graltum einen in jeder Hinsicht vollkommenen Glückszustand schildern wollte, in welchem der Mensch sich der Gnade Gottes und aller irdischen Güter erfreut, und in welchem alles das, was das ganze Mittelalter als Folgen der Erbsünde (und nur als das) bezeichnet*), beseitigt erscheint, dann konnte er vernünftigerweise nicht anders, er mußte auf das Paradies der Bibel zurückgreifen, weil seiner Zeit nur im Paradiese ein derartiger Zustand denkbar war.

* * *

Es erhebt sich jetzt nur die Frage, ob die Zuhörerschaft ein so kühnes Phantom wie dieses, das der Dichter mit allem Nachdruck heiliger Überzeugung auf das ernsthafteste vertritt, ohne alle Begründung gläubig hingenommen hätte? Ja, ob Wolfram selbst, der doch alle Verhältnisse mit seltener Verstandesschärfe zu motivieren pflegt, gerade diesen Kernpunkt seiner Erzählung unmotiviert lassen wollte? Wer unsern Dichter kennt, muß dies von vorneherein verneinen. Er selbst läßt einmal dem Zweifler das Wort: So etwas wie die wunderbare Speisung habe man, begunde maneger sprechen, doch noch niemals gesehen; aber, setzt der Dichter sofort hinzu, der Zweifel ist übel angebracht: das alles ist das Werk des Grals; alles Glück auf Munsalvaesche kommt vom Gralstein her. Der Begründung also, welche Wolfram für sein Gralparadies erbringt, werden wir begegnen, wenn wir uns nunmehr dem Gral im engeren Sinne, dem Heiligtum auf Munsalvaesche, zuwenden.

Der Gral im engeren Sinne ist jener Stein, den bei dem großen Feste auf der Gralburg die jungfräuliche Königin Repanse auf einem grünen Achmardie — einem Kissen von arabischem Seidenstoff — in den Saal bringt, derselbe, der den hunderten Rittern und Damen die Fülle der herrlichsten Speisen und Getränke spendet und ihnen allen ewige Jugend verleiht, dessen bloßer Anblick den todwunden König immer wieder auf eine

*) Vgl. J. N. Espenberger, Die Elemente der Erbsünde nach Augustin und der Frühscholastik. Mainz, 1905.

Digitized by Google

Woche am Leben erhält, kurz der da ist Wurzel und Blüte: bêde wurzeln unde ris (235. 22) des Glückszustandes auf Munsalvaesche.

Da ist nun schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß Wolfram, der doch sonst, so weit wir dies verfolgen können, der französischen Graldichtung willig und im wesentlichen ziemlich treu gefolgt ist, gerade in diesem allerwesentlichsten Punkte sich von Chrestien völlig lossagt. Bei diesem nämlich ist der Gral (grâl, aus gradalis entstanden, heißt so viel wie Schüssel) nichts anderes als die in der ganzen altfranzösischen Literatur bekannte Abendmahlschüssel; bei Wolfram dagegen ist es ein kostbarer Stein. Man hat sich darüber gewundert, daß Wolfram „für das bedeutungsvolle Symbol des Abendmahls das (angeblich) bedeutungslose Nichts eines Edelsteines" gesetzt habe*). Noch verwunderlicher ist es, daß Wolfram sich hiebei sogar in Gegensatz zu Meister Chrestien stellt; denn da er sich gerade nur hinsichtlich des Grals ausdrücklich auf Kyot von Provence beruft, so ist es ohne Zweifel eben der Gral, bezüglich dessen er Chrestien den Vorwurf macht (827. 2), daß er disem maere hât unreht getân und beifügt: daz mac wol zürnen Kyôt, der uns diu rehten maere enbôt. Warum, müssen wir fragen, hat Wolfram gerade hier Chrestien die Gefolgschaft verweigert und woher hat er tatsächlich seinen Gralstein genommen?

Bezüglich der letzteren Frage, der wir zuerst näher treten wollen, läßt sich wohl nur eine Vermutung aussprechen. Das Werk jenes Kyot, auf welchen sich Wolfram, wie mir dünkt, immer in etwas verdächtigem Tone beruft, so daß man längst schon und erst neuestens wieder**) die Ansicht ausgesprochen hat, derselbe sei nur eine Fiktion des Dichters, mit der er seine Willkür decken will, dieses Werk ist jedenfalls nicht bekannt. Wenn uns aber diese von Wolfram genannte Quelle völlig im Stiche läßt, so scheint dagegen eine andere Sage, die sowohl in Frankreich wie in England bearbeitet und bereits ums Jahr 1138 von einem rheinländischen Geistlichen, einem Pfaffen Lambrecht, ins Deutsche übertragen worden ist, die Sage von Alexander dem Großen, einigen Aufschluß zu gewähren. Lambrechts Epos hat in Deutschland hohes Ansehen und weite Verbreitung gefunden. Ums Jahr 1187 — in Wolframs Jugendzeit — wurde ihm eine neue erweiterte Fassung gegeben und in diese auch ein Heereszug nach dem Paradiese aufgenommen. Nachdem nämlich Alexander alle Reiche der Welt unterjocht hatte, war sein Hochmut noch immer nicht befriedigt; er beschloß dahin vorzudringen, wo noch keines Sterblichen Fuß gewandelt hatte, das zu erobern, was seinem „ungenuht" allein genügen konnte. Allen Warnungen zum Trotz rückte er mit seinem Heere unter ungeheuern Fährlichkeiten auf das Paradies zu, das dann auch eines Tages als eine herrliche Feste, umgeben von einer langen Mauer aus lauter Edelsteinen, strahlend vor ihm lag.

Auf sein Pochen wird ihm endlich geöffnet. Ein alter Mann steht vor ihm und gibt ihm einen Stein zugleich mit der Weisung: jetzt aber solle er

*) Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral. S. 275.

**) A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur. V. Band: Die französische Literatur, Seite 107 fg. — Wohl sicher ist jener Kyot nicht derselbe, der als Guiot de Provins unter den Minnesängern Frankreichs einen recht bescheidenen Platz einnimmt. Ebenda.

Digitized by Google

umkehren. Alexander befolgt die Weisung und tritt den Rückzug an. Den Stein nimmt er mit sich. Aber mit diesem Steine hat es eine eigene Bewandtnis: kein einziger von allen Weisen seines Reiches kann ihm Aufschluß darüber geben.

Nur ein jude vil alt — sîn wisheit wâre manicfalt — erklärte ihm endlich die Natur des Steines: er is tûre unde gût.. Er gibit harten stolzen mût unde den alden diu jugint. Er hat nehein sîn geliche in allen ertrîche; besonders auch in Hinsicht seiner Schwere. Diese wechselt; jetzt können ihn viele Spangen Gold nicht aufwiegen, gleich darauf schnellt ihn eine Feder und eine Handvoll Erde in die Höhe. Sein innerstes Wesen aber ist symbolischer Art.*)

Da haben wir nun eine Reihe von Eigenschaften, die sämtlich auch dem Gralsteine anhaften. Auch der Gral, der nur lapis erillis oder richtiger wohl, wie eine Lesart mitteilt: erilis d. i. herilis, Stein des Herrrn genannt wird, ist ohnegleichen und ein Rätsel für alle, die nicht zur Gemeinde der Templeisen gehören (473.9). Der erste, der von ihm schrieb, war ein fisiôn Flegetânis, Heide vaterhalb, aber mutterhalb geboren von Salmôn, ûz israhêlscher sippe; auch besitzt der Gral, wie wir wissen, verjüngende Kraft und jene seltene Eigenschaft des wechselnden Gewichtes; denn während die ganze Menschheit den Gral nicht von der Stelle hebt, so schwer ist er, trägt ihn Repanse, die jungfräuliche, auf ihren Händen. Endlich ist der Gralstein, wie wir noch hören werden, seinem eigensten Wesen nach ein Symbol.

Sollte also Wolfram (oder möglicher-, wenn auch nicht wahrscheinlicherweise schon sein angeblicher Gewährsmann Kyot) diesen Gralstein aus der Alexanderdichtung herübergenommen haben? Sicher ist, daß Wolfram die Alexanderdichtung kannte. Er selbst nennt einmal (773.24) den Kriechen Alexander, und zwar an der Stelle, wo uns der Waffenschmuck des Feirefiz geschildert wird. Der Dichter erklärt sich für unvermögend, alle die Edelsteine, die darauf verwendet sind, herzuzählen, das hätten Eraclius oder Pictagoras oder der Krieche Alexander besser verstanden.

Also da, wo von edlem Gestein die Rede ist, fällt ihm Alexander der Große ein; das ist bezeichnend.

Und wenn Wolfram wirklich seinen lapis erilis aus der Alexanderdichtung herübergenommen hätte, dann liegt die Erklärung dafür sehr nahe: weil vielleicht eben durch die Alexanderdichtung in ihm die Paradiesidee angeregt worden war . . .

* * *

Aber wie dem nun immer sei, der Gral des Parzival besitzt noch andere Eigenschaften als der Stein Alexanders, und zwar solche, die uns über seine Wesenheit mehr Aufschluß, ja wie ich glaube, sogar alle erwünschte Gewißheit geben.**)

*) Alexander, herausgegeben von H. Weismann, V. 6951 fg.

**) Unsere gelehrte Parzival-Forschung steht im ganzen und großen noch heute auf dem Standpunkte, im Gral nichts anderes entdecken zu können als „ein Wunschkleinod", dessen Bedeutung nicht zu enträtseln sei. „Wie der Gral den Unreinen" (soll heißen: den Ungetauften) „nicht sichtbar war, so ist es noch keinem der gelehrten

Digitized by Google

Da ist zunächst die Geschichte dieses wunderbaren Steines. Das erste, was wir von ihm wissen, was angeblich Kyot in einer heidnischen Schrift gelesen und dank dem Umstande, daß er Christ war, auch wohl verstanden habe, ist die Erzählung des Flegetanis, daß der Gralstein — man höre! — jenen Engeln, die im Streite Luzifers gegen Gott sich neutral verhalten hatten, zur Bewachung überwiesen wurde, und zwar zur Strafe für ihre Neutralität (471.15 fg.).

Das ist nun freilich eine Stelle, bei der man an den Vorwurf gemahnt wird, welchen unserem Dichter schon sein leichtfertiger Antagonist Gottfried von Straßburg machte: daß er dunkel und rätselhaft sei; es wäre not, man würde seinen maeren tiutaere mitsenden und glôse beigeben. Wir, meint Meister Gottfried, haben aber der muoze niht dazu (Tristan, V. 4663 fg.). In unserem Falle wird indes der tiutaere, der Glossator, sich wohl nur die Mühe nehmen müssen, einige zerstreute Äußerungen des Dichters nebst allgemein verbreiteten theologischen Ansichten seiner Zeit heranzuziehen und in logischen Zusammenhang zu bringen.

Nach Wolfram ist die Bestrafung Luzifers und seines Anhanges zur selben Zeit erfolgt, als der erste Mensch geschaffen wurde. Dies hängt damit zusammen, daß nach einer sehr gewöhnlichen Annahme, zu der sich u. a. Albertus Magnus bekannte, die abtrünnigen Engel sich vor dem Geheimnis der Menschwerdung Gottes, das ihnen gezeigt worden war, nicht beugen wollten; der nît, sagt Wolfram (463.8), war ihre Sünde. Die Neutralen aber — noch Dante, ja noch Klopstock hat diese Kategorie der Neutralen angenommen — müssen zur Strafe ihrer Gesinnungslosigkeit den hl. Gral bewachen. Wenn nun, fragen wir, diese Strafe ihrem Vergehen angemessen war, was war dann nur der hl. Gral?

Jedenfalls nicht ein bloßer, wenn auch noch so kostbarer Stein; er mußte ein Symbol sein und eine eigene Bedeutung haben. Was bedeutet er?

Häufig wurde im Mittelalter ein Edelstein, auch der Stein schlechthin, als Sinnbild gebraucht. Walther von der Vogelweide spricht einmal von der triuwen stein; und nachdem sich Christus selber als den Eckstein bezeichnet, den die Bauleute verwarfen, ist es natürlich, daß das Bild vom Steine insbesondere auf Christus angewendet wurde.

Aber eine Stelle im Parzival (469.7 fg.) überhebt uns jeden Zweifels, daß der Gralstein im Sinne Wolframs als Symbol zu verstehen sei und was er symbolisiere.

Die Stelle lautet:

Er (der Gralstein) heizet lapsit erillîs.
von des steines kraft der fênîs

Forscher gelungen, den Gralzauber zu lösen" u. s. f. — Ich begreife nur nicht, wie dieselben Herren noch immer unisono einstimmen in das Lob, das freilich das gesamte Mittelalter dem Wolfram von Eschenbach gezollt hat, das Lob des tiefsinnigsten Dichters seiner Zeit. Meines Erachtens kann Wolfram, wenn wirklich der Gral, um den sich sein ganzer Parzival vom Anfang bis zum Ende dreht, nichts anderes wäre als ein rätselhaftes, unbestimmbares Etwas, den Anspruch auf Gedankentiefe nicht erheben. In diesem Falle war er ein Fabulator, dem das so bezeichnende Wort des Wirnt von Gravenberg: Leien munt nie baz gesprach unmöglich gelten kann.

Digitized by Google

verbrinnet, daz er z'aschen wirt:
diu asche im aber leben birt.

Daß wir hier unter dem fênîs Christum zu verstehen haben, steht außer Frage: ein fogil heizit fenix, des pilide habet unser trechtin heißt es schon im Physiologus; und wieder ebendort: dirre uogil bezeichinit christ. Noch in einem Volksliede, das wir in des Knaben Wunderhorn finden, heißt Christus „des Himmels Phönix rein".

Nach einer Sage nun soll der natürliche Vogel Phönix einen glühenden Stein aus dem Tale Hebron holen, um sich daran zu verbrennen: eine ähnliche Vorstellung muß unserem Dichter vorgeschwebt haben, da er den himmlischen Phönix sich am Gralstein verbrennen läßt, um neu belebt aus der Asche wieder zu erstehen.

So sehen wir also Christi Tod und Christi Auferstehung in die engste Verbindung gebracht mit dem Gralsteine: der Gral ist es, der den Tod wie die Verherrlichung Christi bewirkt:

Von des grâles kraft der fênîs
verbrinnet, daz er z'aschen wirt:
diu asche im aber leben birt.

Hiernach kann, was der Gral bedeutet, nicht mehr zweifelhaft sein; er kann vernünftigerweise nur eines bedeuten: den göttlichen Ratschluß der Erlösung.*)

Bei dieser Annahme begreifen wir, warum die neutralen Engel zur Strafe ihrer Teilnahmslosigkeit den Gral zu behüten haben. Nachdem die Anhänger Luzifers sich gegen den Ratschluß der Erlösung empört haben und dafür auf ewig verstoßen wurden, müssen sie, die Neutralgebliebenen, das Geheimnis der Menschwerdung behüten, d. h. es sich beständig vor Augen halten, um wegen ihrer Zagheit beschämt zu werden. Und jetzt begreifen wir auch, daß ein Heide, der fisiôn Flegetanis, das Geheimnis des Gralsteines in den Sternen las; denn in dasselbe Geheimnis (in dies einzige christliche Mysterium) waren auch andere gottbegnadete Heiden, waren, worauf Wolfram einmal hinweist, auch Plato und die Sibylle eingeweiht worden. —

Glücklicherweise sind wir in der Lage, die Richtigkeit unserer etwas verwickelten Beweisführung auf eine sehr einfache Art nachprüfen zu können, und zwar mittelst jener Stellen, in welchen der Dichter mit ganz unzweideutigen Worten spricht von dem Verhältnisse des Gralsteines zu den Sakramenten der Taufe und Eucharistie.

Bald oder sogleich nach Christi Tod ist der Gral von Engeln auf die Erde gebracht worden und seither muoz sîn pflegen getouftiu fruht: König Titurel und seine Nachkommen auf Munsalvaesche. Getouftiu fruht, Christenleute, waren es, welchen die Hut des Grals auf Erden anvertraut wurde. Auch die unschuldigen Kinder, die dann zum Grale berufen werden, erhalten hier die Taufe. Nur der Getaufte kann überhaupt des Grales ansichtig werden. Als Feirefiz, der Heidenkönig, mit seinem Bruder

*) Den Ratschluß der Erlösung, dann aber auch — denn in Gott ist Ratschluß und Tat dasselbe — die Erlösung selbst.

Digitized by Google

Parzival nach Munſalvaeſche kommt und mitten unter den Templeiſen ſtehend den ganzen Kult mitanſieht, den dieſe dem hl. Gral entgegenbringen, kann er den Gegenſtand ihrer Verehrung nicht ſehen. Kaum vermag er ſeine Blicke abzuwenden von der ſchönheitſtrahlenden Repanſe, die den Gral auf einem achmardî mit beiden Händen trägt; aber da man an ihn die Frage richtet: hêr, seht ir vor iu ligen den grâl? — da muß er bekennen: ih ensihe nîht wan ein achmardî (810.9 fg.); den Polſter, worauf der hl. Stein ruht, ſieht er, ihn ſelber ſieht er nicht. Er war eben, ſo lautet die Erklärung dafür, an den grâl ze sehenne blint, ê der touf het in bedecket. Das ändert ſich ſofort, nachdem Feirefiz die Taufe empfangen:

da wart im vor enblecket
der grâl mit gesihte. (818.20 fg.)

Jetzt fragen wir: Was hat denn der Getaufte vor dem Ungetauften voraus? Doch nur dasjenige, was uns die Taufe vermittelt: die Teilnahme am Verdienſte des Erlöſungswerkes. Wenn nun für die Heiden der Gral ſo gut wie nicht vorhanden ſcheint, ſondern nur des Chriſten Auge ihn ſieht: was kann der Gral dann anders ſein als ein Sinnbild der Erlöſung?

Faſt noch deutlicher ergibt ſich dieſelbe Schlußfolgerung aus den Beziehungen des Grals zur Euchariſtie. Der Gral, von Haus aus wunderbar, erhält sîn hôhste kraft von einer kleinen weißen Oblate, die eine weiße Taube einmal im Jahre vom Himmel herabbringt und auf den Stein niederlegt (469.29 fg.). Was die Taube und was die Oblate zu bedeuten hat, braucht nicht erſt geſagt zu werden, ſobald man weiß, an welchem Tage des Jahres die Taube mit der Oblate erſcheint*): immer am heiligen Karfreitag, jenem helfeclîchen tac (451.21), an welchem Chriſtus sîn werdecliches lebn mit tôt für unser schult gegebn (448.15); an dem Tage alſo, da Chriſtus ſein Erlöſungswerk vollendet, empfängt der Gral durch Vermittlung des hl. Geiſtes, in der Euchariſtie, der „memoria passionis Christi“, ſeine höchſte Kraft. Kann man da noch im Zweifel ſein, daß der Gral den Ratſchluß der Erlöſung, beziehentlich die Erlöſung ſelbſt ſymboliſiere?

Faſſen wir das Geſagte nunmehr zuſammen:

Vier Anhaltspunkte hat uns der Dichter gegeben, nach denen wir imſtande ſind, das romantiſche Dunkel, womit er das Myſterium des Grals umgibt (und als ſolches ja umgeben mußte), zu durchdringen und deſſen Weſen klar zu erkennen: was er uns mitteilt über die Geſchichte des hl. Steines, was er über ſeine Beziehung zum Phönix, was er über ſein Verhältnis zur Taufe und endlich zur Euchariſtie bemerkt. Völlig ungezwungen erſchließt ſich uns aus jeder einzelnen dieſer Stellen die Bedeutung des Grals, aber vollends nun aus dem Zuſammenhalte aller dieſer Stellen:

Der Gral, ſchon nach ſeinen äußerlich wahrnehmbaren Eigenſchaften zu ſchließen, kein natürlicher Stein, ſondern ein Sinnbild, verſinnbildet einmal jenes Geheimnis, das den Engeln zur Probe ihres Gehorſams vor-

*) Am Grale war ein Prieſter vorhanden (817.8), und gewiß wurde da regelmäßig konſekriert (438.29); wurde alſo die Euchariſtie deshalb am Karfreitage vom Himmel gebracht, weil an dieſem Tage kein Prieſter konſekriert? Es ſcheint faſt, als ob Wolfram gerade durch dieſen Umſtand den Charakter des Grals erſt recht genau beſtimmen wollte.

Digitized by Google

gelegt worden war; was das wäre, wußte das Mittelalter: der Ratschluß der Erlösung; — er versinnbildet ferner dasjenige, was Christi Tod und Auferstehung bewirkt hat; was ist das anderes als der Ratschluß der Erlösung? — er versinnbildet weiters, was den Christen zuteil geworden, den Heiden vorenthalten ist, und endlich dasjenige, was gerade am Karfreitage seine Machtfülle äußert. Was ist das? — Wolfram hat ein Töchterchen besessen, das er, wie man annimmt, in der Prinzessin Obilot geschildert hat, ein reizendes Backfischchen: ob der Dichter die Lösung unseres Rätsels nicht sogar seiner kleinen Obilot zutrauen konnte? . . .

* * *

Nachdem wir die Bedeutung des Grals in seinem weiteren und in seinem engeren Sinne kennen gelernt, erübrigt noch die Frage nach dem Verhältnisse des einen zum andern: des Gralsteins, als des Symbols der Erlösung, zum Graltume als dem wiederbelebten Paradiese.

An demselben helfeclichen Tag, an welchem der Gralstein jeweils seine höchste Kraft empfängt, ist Parzival durch göttliche Fügung zum Einsiedler Trevrezent gelangt, durch den er nicht allein Aufschluß über die Wunder des Grals erhält, sondern auch den Anstoß zur Buße und Besserung seines Lebens: am selben Tage wird ihm der Weg zum Gralparadies geöffnet, an welchem Christus die sündige Menschheit durch seinen Tod erlöst hat.

Das Gralparadies erscheint hiedurch auf eine ähnliche Weise mit Golgatha in Verbindung gebracht, wie es Dante getan, indem er den Kalvarienberg als Antipoden des irdischen Paradieses hinstellte, oder wie nach alter Sage aus dem Baum der Erkenntnis im Paradiese das Kreuz des Herrn gezimmert worden ist: was Adam uns verloren, hat Christus uns wiedergewonnen. Und so wie der Gralstein, dieses Symbol der Erlösung, ausdrücklich als letzter Grund, als wurzel unde ris des Gralparadieses bezeichnet wird, so ist das Gralparadies nichts anderes als die Frucht der Erlösungstat; denn die Aufhebung der infolge der Erbsünde über die Menschheit hereingebrochenen Schuld und Strafe, das eben ist das Verdienst des Erlösungstodes Christi.

Insoferne nun, aber auch nur insoferne, könnte allerdings Munsalvaesche, wie es des öftern geschehen ist, unter anderen von Josef von Görres, verstanden werden als ein Symbol der Kirche Christi, wie denn auch, und gerade von diesem Standpunkte, die Kirche im Mittelalter so überaus häufig als Paradies bezeichnet worden ist. Aber dagegen spricht nun, daß die Zugehörigkeit zum Grale nur ganz wenigen zuteil wird und daß der Gral auch in leiblicher Hinsicht, und zwar auf ganz exzeptionelle Weise, für seine Diener Sorge trägt.

Nein, Munsalvaesche bedeutet in gewissem Sinne noch viel mehr als die Kirche: nicht bloß die Rehabilitation des gefallenen Menschen in Hinsicht seiner Schuld und der verdienten ewigen Strafe, sondern auch bezüglich der zeitlichen und leiblichen Strafen, in aller und jeder Hinsicht; es bedeutet die volle Wiederherstellung des ursprünglichen adamitischen Zustandes: das wahre, neutestamentliche Paradies. — Hiezu aber war nach Wolfram von Eschenbach außer dem Verdienste Christi, das allen Getauften zugute kommt

Digitized by Google

(außer der höhsten kraft, die der Gral durch die weiße Oblate empfängt), noch eine andere notwendig: nämlich eine ganz besondere Gottesgnade.

Ich weiß nicht, ob nicht schon das Wappen, das die Gralritter führen, die Turteltaube, hinweist auf den Gnadenspender, den göttlichen Geist. Aber an vielen Stellen wird uns mit aller nur denkbaren Klarheit und Bestimmtheit versichert und immer wieder in Erinnerung gebracht, daß es zur Besitzergreifung vom Gral einer ganz besonderen Gottesgnade bedarf. Nur die Kinder des Gralkönigs — des einzigen unter allen Gralrittern, welchem die Ehe verstattet ist, — haben durch ihre Geburt die Anwartschaft auf den Gral erworben: sonst kann weder Geburt noch persönliche Tüchtigkeit, selbst nicht vollendete Heiligkeit zur Teilnahme am Gral berechtigen.*)

*) Was die Eignung Parzivals zur Besitzergreifung vom Gral betrifft, so muß man sich vorerst erinnern, daß er als Sohn Herzeloydens, der Schwester des kinderlosen Königs Anfortas, der natürliche Erbe des Gralkönigtums war. Wie er nun eines Tages, ganz ohne sein Zutun, nach Munsalvaesche kommt, war er hier bereits durch ein Gralorakel angekündet, sehnlichst erwartet und freudigst aufgenommen. Es kostete ihn nach dem Ausspruche des Orakels nur eine Frage, um dem kranken Anfortas die Genesung, sich selbst das Königtum zu gewinnen, — eine Frage, die ihm so überaus nahegelegt wurde, die Frage, was dem kranken Wirte denn fehle, oder was es mit dem ihm geschenkten wunderbaren Schwerte für eine Bewandtnis habe, oder vielleicht eine andere Frage, wie sie Teilnahme oder bloße Höflichkeit — jene Höflichkeit, die vom Herzen kommt, — ihm auf die Zunge legen mußte. Aber Parzival unterläßt die Frage.

Und damit war all sein Glück verscherzt. Von Munsalvaesche ausgesperrt, von der Gralbotin vor dem ganzen Hofe König Artus' verflucht und geschändet, reitet er, an Gott verzweifelnd, planlos in die Irre mit dem törichten Vorhaben, den Gral zu erstreiten. — Was war denn aber Parzivals Verschulden? Die Gralbotin hat es mit valsch oder (was dasselbe ist) mit untriuwe bezeichnet. Unter triuwe hat man im Mittelalter wohl zunächst das rechte Verhältnis zwischen Lehensmann und Lehensherrn verstanden. Dann aber, da wir zuletzt alle Lehensleute Gottes seien, das richtige Verhältnis zwischen Gott und den Menschen: Got selbe ein triuwe ist (462.19), daß er für uns gestorben, war seine höhste triuwe; menschlicherseits ist triuwe Tugend im allgemeinen, dann insbesondere Liebe gegen Gott und den Nächsten.

Hätte Parzival triuwe besessen, so wäre er, meint die Gralbotin (trotz der mißverstandenen Warnung, nicht viel zu fragen, die ihm im entscheidenden Augenblick vorgeschwebt hatte), innerlich gedrängt gewesen, die folgenschwere Frage an Anfortas zu richten. Aber schon die Art, wie der Junge seine Mutter verlassen, wie er gleich beim Eintritte in die Welt die edle Jeschute gekränkt und den guten Ritter Ither mit seinem Gabilot getötet hatte, sein ganzes Auftreten zeigte ihn als rohen Naturburschen, dem die Herzensbildung, die triuwe, fehlte. — Wir begreifen daß der Held, wenn er doch noch einmal, wie das Orakel in Aussicht stellt, des Graltums habhaft werden soll, erst den Weg der Läuterung gehen muß. Und Parzival findet diesen Weg. Er büßt seine Unvollkommenheit und seinen Frevel, daß er von Gott sich abgewendet; und nach Jahren, geläutert durch Prüfungen mancher Art, insbesondere durch seine schweren Kämpfe mit Gawan und Feirefiz — man beachte: mit seinem besten Freunde und seinem eigenen Halbbruder — wird er endlich zum Grale berufen, wo er nunmehr die vom Orakel vorgesehene Frage tun und so des ihm vorbestimmten Glückes teilhaft werden kann.

Man hat sich oft darüber gewundert, wie denn der Held, da er endlich die Frage tut, von derselben ein Glück gewinnen kann, da doch das Orakel deutlich vorschreibe, die Frage müsse er ungewarnet tun.

Aber das Orakel besagt:

frägt er niht bi der ersten naht,
sô zergêt siner fräge maht;
wirt sin fräge an rehter zît getân,
sô sol er'z künecriche hân. (484, 1 fg.)

Also die Macht, die ihm als geborenem Erben des Gralkönigtums zustand, wenn er in der ersten Nacht die Frage tat und dadurch seine triuwe und seine Würdigkeit zum Gralkönigtume bewiesen hatte, die Macht, aus sich den Gral zu gewinnen, hat er mit der Unterlassung der Frage eingebüßt.

Das Orakel aber sieht vor, daß er die Frage ein anderes Mal — „an rehter zît" — tun werde. Dann nämlich, wenn es Gott gefallen werde, ihn ein zweites Mal zum Grale zuzulassen: wenn Gott den Reuigen, der sich durch Buße zur wahren triuwe emporgearbeitet, in Gnaden wieder aufgenommen. In diesem Falle bedarf dann seine triuwe keiner Probe mehr, da mochte er immerhin gewarnet sein. Denn die Stellung der Frage ist in diesem Falle eben nur mehr die Formel, mit der er von dem ihm bereits zuerkannten Grale Besitz ergriff.

Digitized by Google

Das Epitaphium erscheint und kündet die Namen der Erlesenen, und diese werden noch als Kinder aus weiter Ferne durch Engel dahin gebracht: Niemand, der nicht ze himel ist sô bekant, daz er zem grâle sî benant (468.12), mit anderen Worten, niemand als der von gote ist dar benant (786. 7), kann des Grales teilhaftig werden. Es mögen der Erlesenen ungefähr 400 sein; der ganzen übrigen Menschheit ist der Gral verschlossen, ja ein volles Geheimnis, und Munsalvaesche nicht bloß unzugänglich, sondern völlig unauffindbar.

Hier nun, in dieser besonderen Gottesgnade, haben wir den letzten Schlüssel zum Verständnisse der Graldichtung Wolframs von Eschenbach. Schon Gervinus hat bemerkt, daß sich der Grundgedanke des Parzival mit jenem der Alexanderdichtung und selbst noch der Divina commedia berühre: ein tiefes Sehnen geht durch diese glaubensstarke Zeit nach dem Besitze des höchsten Glückes, eines Glückes, das die Welt nicht zu bieten vermag, wie es auf Erden nur einmal vorhanden war, im Paradies der Bibel. Indem nun unser Dichter dasselbe auf Munsalvaesche neu erstehen läßt, gibt er uns, entsprechend seiner eigenen verständigen Art und entsprechend der scholastischen Richtung seiner Zeit, Rechenschaft über den kühnen Traum: er gründet seine Wunderburg auf den religiösen Glauben seiner Zeit.

Seiner Zeit ist das Dogma geläufig, daß die Getauften durch Christi Opfertod von der Schuld und Strafe der Erbsünde, soweit diese die Seele betrifft, befreit wurden; aber seine Zeit glaubte auch — und hundert Beispiele aus der Legende können hiefür erbracht werden —, daß es Fälle gab, in denen einzelne Menschen, Heilige, in dieser oder jener Hinsicht vorübergehend eines ausschließlich paradiesischen Glückes genossen: sie verkehrten mit Gott, ihre Seelen waren von unaussprechlichen Wonnen erfüllt, ihre Ernährung ist auf wunderbare Weise erfolgt u. dgl.; das waren jeweils Geschenke einer besonderen Gottesgnade. Was hinderte den Dichter anzunehmen, daß durch eine besondere Gottesgnade in einem vereinzelten Falle die sämtlichen Folgenübel der Erbsünde, die Verderbtheit der Natur, alle Mühsal des Lebens, ja selbst der Tod aufgehoben wurden und so das volle, wahre Paradies auf Erden in Munsalvaesche wiedererstand?

Der Gedanke ist sehr einfach: der Gral das Symbol der Erlösung; Munsalvaesche die Frucht der Erlösung, aber nicht bloß in seelischer, sondern, durch eine besondere Gottesgnade, auch in leiblicher Hinsicht: mithin in Wahrheit das wiedererstandene, neutestamentliche Paradies. — Ist das nicht einfach und klar genug und — nicht groß genug für einen großen Dichter?

Aber vom Parzival gilt, was einmal von einem Schauspiele Calderons, dem Richter von Zalamea, gesagt worden ist: das Stück wäre gut musikalisch, nur eben ein Kreuzlein stehe davor; und wer das Kreuz unbeachtet lasse, der werde immer den Mißton haben. Hat nicht Wolfram selbst den Standpunkt festgelegt, von welchem aus seine Graldichtung erfaßt sein wolle? Als Kyot die geheimnisvolle Schrift des Sehers Flegetanis entzifferte,

> da half, daz im der touf was bî;
> anders waer diz maer noch unvernumn. (453.18).

Digitized by Google

Das neue Rubens-Bild in der Wiener Galerie.

Im Wiener Kunsthistorischen Hofmuseum, im sogenannten Rubenssaale der die beiden oberen Stockwerke des Museums füllenden kaiserlichen Gemäldegalerie, hat seit kurzem (1903) ein Bild Platz gefunden, welches zu weitgehenden Kontroversen über seine Echtheit Veranlassung gegeben hatte und sich den endlich errungenen Platz inmitten seiner Geschwister mühsam, Schritt für Schritt, hat erkämpfen müssen. Es ist dies eine „Heilige Familie", ein großes Ölgemälde, welches im Jahre 1899 bei der Inventarisierung des kaiserlichen Schlosses Persenbeug von dem mit der Inventur-Aufnahme beauftragten Oberrechnungsrat der k. u. k. Generaldirektion der Allerh. Privat- und Familienfonde, Alfred Windt, aufgefunden worden war, der, als er das in der dortigen Schloßkapelle in der Höhe des Oratoriums aufgehängte Bild näher besichtigte und es mit der deutlich erkennbaren Signatur »P. P. Rubens f. 1630« versehen fand, darüber an den Generaldirektor der Allerh. Fonde, Exz. Baron Emil Chertek, Bericht erstattete. Dieser ließ das Bild nach Wien bringen und, da es von verschiedenen Restauratoren arg mitgenommen worden war, vorerst von sachverständigen Händen in pietätvoller Weise reinigen und von den mancherlei Deckfarben und Übermalungen befreien, worauf an eine kunstkritische Prüfung des Gemäldes geschritten werden konnte. Da die Stimmen der zuerst zur Urteilsabgabe über die Echtheit des Bildes herangezogenen Kunstforscher geteilt waren, beschloß Baron Chertek eine Expertise einzuberufen, deren Teilnehmer — durchwegs Kunstkenner von hervorragendem Ansehen — sich über den künstlerischen Wert des Bildes, in erster Linie über die Frage, ob es als ein „echter Rubens" anzusehen sei, äußern sollten.

Diese Sitzung fand am 7. April 1902 in den Bureaux der k. u. k. Generaldirektion der Allerh. Fonde statt (wo auch das Objekt, die „Heilige Familie", damals aufgestellt war) und bestand außer dem Einberufer Exz. Emil Freiherrn von Chertek und dem Oberrechnungsrat A. Windt aus den Herren:

Exz. Hugo Graf v. Abensperg und Traun, Oberstkämmerer Seiner k. u. k. Apost. Majestät;

Hofrat Wilh. Freih. v. Weckbecker, Kanzleidirektor in Sr. Maj. Oberstkämmereramt;

Fräulein Minna Hoegel, Historienmalerin;

Alois Delug, Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste;

Dr. Theodor Frimmel v. Traisenau, gräfl. Schönbornscher Galeriedirektor;

Hugo Othmar Miethke, gerichtlicher Sachverständiger in Kunstsachen;

Dr. Heinrich Modern, Kunstschriftsteller;

Josef Schönbrunner, Galeriedirektor Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Friedrich;

Dr. Alfred R. v. Wurzbach, Kunstschriftsteller.

Digitized by Google

Es ist uns durch das gütige Entgegenkommen Sr. Exzellenz des Freiherrn v. Chertek gestattet worden, das nachfolgende genaue Protokoll, das über jene Sitzung aufgenommen wurde und das einen höchst wertvollen Beitrag zur Kunstgeschichte, speziell zur Rubensforschung, bildet, im Wortlaute zu veröffentlichen.

*

Freih. v. Chertek eröffnet die Sitzung, bedauert vor allem, daß von den zur Expertise Geladenen die Herren Prof. August Eisenmenger, Professor Dr. Alois Riegl und Galerie-Direktor Regierungsrat August Schaeffer am Erscheinen verhindert sind, und spricht den anwesenden Herren für die Freundlichkeit, womit sie seiner Einladung Folge geleistet haben, den verbindlichsten Dank aus.

Es handle sich — wie er weiter bemerkt — um die Besprechung und Beurteilung eines Gemäldes, welches nicht nur vom kunsthistorischen Gesichtspunkte aus bemerkenswert ist, sondern auch dadurch ein besonderes Interesse erweckt, daß ein zweites Bild gleicher Komposition vorhanden ist und daß von diesen zwei Gemälden eines im Besitze Seiner k. u. k. Apostol. Majestät Kaiser Franz Joseph I., das zweite in jenem Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. sich befindet.

Was die Provenienz des hierortigen Bildes betrifft, so konnte darüber leider ein urkundenmäßiger Beweis nicht erbracht werden. Das, was bezüglich dessen Legende in Erfahrung gebracht wurde, gründe sich bloß auf Tradition, auf mündliche Überlieferungen der Zimmerwärter, Kammerdiener ꝛc. Nach dieser Tradition soll weiland Seine Majestät Kaiser Franz I. anfangs des XIX. Jahrhunderts das Bild in Italien erworben haben, worauf es einige Zeit in der Burg sich befand und dann nach Persenbeug — in welchem Schlosse Seine Majestät gerne weilte — transportiert wurde. Dortselbst soll das Bild in Allerhöchstdessen Schlafzimmer, und zwar oberhalb des Bettes, aufgehängt worden sein.

Des weiteren blieb das Bild auf seinem Platze, auch als obgedacht Seine Majestät sich mit seiner vierten Gemahlin Karoline Auguste vermählte. Nach dem Ableben des Kaisers Franz (1835) und der Kaiserin Karoline Auguste (1873), endlich während der Zeit, als das Schloß an weiland Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Karl Ludwig anfiel, soll das Gemälde auf demselben Platze, im Schlafzimmer des sogenannten Kaisertraktes, geblieben sein. Erst der nachfolgende Schloßherr, Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog Otto, soll dasselbe in die Schloßkapelle haben übertragen lassen.

Als die Herrschaft Persenbeug von Seiner k. u. k. Apostol. Majestät Kaiser Franz Joseph I. aus dem Erzherzog Otto'schen Besitze erworben wurde, wurde im Jahre 1899 die Inventarisierung des Schloß-Mobiliars durch den Oberrechnungsrat Alfred Windt vorgenommen, bei welcher Gelegenheit der Genannte das Bild, welches in den bisherigen Inventarien als nicht signiert in Evidenz geführt wurde, in der Schloßkapelle und bei genauer Besichtigung des Bildes auf demselben die Signatur: »P. P. Rubens f. 1630« entdeckte.

Infolgedessen wurde die Überführung des Gemäldes nach Wien angeordnet, um dasselbe von Kunstkennern untersuchen zu lassen.

Digitized by Google

Leider war das Bild von den verschiedenen Restauratoren arg mitgenommen worden, welche, um die zahlreichen im Laufe der Jahre durch Transporte entstandenen Schäden zu decken, dasselbe in grober Weise übermalt hatten.

In diesem elenden Zustande wurde das Bild von einigen zur Begutachtung eingeladenen Kunstkennern wie: Galeriedirektor Schäffer, Schönbrunner, Dr. v. Frimmel, Kustos-Assistent des Hofmuseums Dr. Gustav Glück und der Historienmalerin Frl. Minna Hoegel besichtigt, weshalb denn auch ein klares Urteil über die Echtheit des Gemäldes sich nicht herausbilden konnte; immerhin glaubten insbesondere Dr. Glück und Fräulein Hoegel die Ansicht aussprechen zu sollen, daß man ein wertvolles Gemälde vor sich habe, daß man aber, insolange dasselbe nicht von den Deckfarben befreit war, mit dem Urteile über dessen Echtheit zurückhalten müßte.

In einem späteren Zeitpunkte machte Dr. Glück aufmerksam, daß in dem Jahrbuche der preußischen Kunst-Sammlungen 1890, Band XI, auf Seite 204 eine Reproduktion eines Bildes in Lichtdruck enthalten sei, welches dem hierortigen vollkommen gleiche und sich auf ein in der Potsdamer Sanssouci-Galerie befindliches Gemälde beziehe. Aus dem begleitenden Texte war zu entnehmen, daß dasselbe auf der Berliner Ausstellung niederländischer Meister 1890 ausgestellt war und von Rubens stamme.

Nachträglich ist noch eine dritte Wiederholung des Bildes bekannt geworden, welche, ehemals in der Sammlung Marlborough, sich gegenwärtig in amerikanischem Privatbesitz befindet und von der noch keine Photographie beschafft werden konnte.

Eine hierauf mit dem Dirigenten der königlich preußischen Kunstsammlungen, Dr. Paul Seidel, und dem Direktor der königlichen Gemäldegalerie zu Berlin, Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelm Bode, eingeleitete Korrespondenz ergab Folgendes:

Dr. Seidel bemerkte, das Bild in Sanssouci sei auf Holz gemalt, das unsere auf Leinwand. Ersteres trage im Gegensatze zu unserem keine Signatur. Die Qualität des Bildes von Sanssouci, welches — den Inventaren zufolge — spätestens unter Friedrich dem Großen erworben worden sei, ist als vorzüglich zu bezeichnen.

Geheimrat Bode erklärte auf Grund der ihm zugesandten Photographie des (damals noch nicht abgedeckten) Wiener Bildes letzteres als eine Atelier-Wiederholung des Gemäldes von Sanssouci. Dieses sei in jedem Strich eigenhändig, flüssig und breit gemalt, in der Art, wie Rubens seine Gemälde von 1616—1618 ausführte; mit dem charakteristischen Stehenlassen des braunen Untergrundes in den Schatten, den darüber aufgesetzten lichtgrauen und bläulichen Tönen, den rötlichen Reflexen u. s. f.; das Wiener Bild erscheine daneben verhältnismäßig nüchtern, von gleichmäßigerem Farbenauftrag und weniger prächtig in den Farben.

Daß Rubens selbst im Jahre 1630 noch solche Typen geschaffen, so gezeichnet und gemalt haben sollte, sei ausgeschlossen. Wie die Inschrift zu erklären ist, darüber wisse er kaum recht Auskunft zu geben. Rubens

Digitized by Google

hat ja seine Bilder nur selten gezeichnet, unter hundert seiner Gemälde seien höchstens drei signiert, von den Skizzen ganz abgesehen. Sollte er nun trotzdem einmal eine in seiner Werkstatt ausgeführte Kopie mit seinem Namen und sogar mit dem Datum bezeichnet haben? Es scheine das wenig wahrscheinlich. Da die Inschrift aber bei der Reinigung stehen geblieben ist, so scheine dennoch der Kopist sich erlaubt zu haben, Rubens' Namen darauf zu schreiben, der in dem Sanssouci-Original fehle. Letzteres Exemplar finde sich in der Tat schon in den Katalogen aus der Zeit Friedrichs des Großen. Da er eine besondere Vorliebe für Rubens hatte, glaubt Bode, daß das Bild erst in seinem Auftrage angeschafft worden sei. Möglich auch, daß es schon aus der Oranischen Erbschaft stamme; unter den bekannten Bildern derselben finde es sich aber nicht.

Zu Bodes Brief bemerkt Dr. v. Wurzbach, man sei in Berlin nicht immer so fanatisch für die Echtheit des dortigen Bildes eingetreten. In einer Kritik gelegentlich einer Ausstellung dieses Bildes sagt Doktor Adolf Rosenberg in Berlin (in der Kunst-Chronik 1890, Nr. 23) folgendes: „Überwiegend von Schülerhand ist wohl auch eine heilige Familie mit dem kleinen Johannes ausgeführt, die in der Behandlung des Fleisches dieselbe Kälte, dasselbe flockige Weiß zeigt und deren besonderes Kennzeichen ein mit einem grünen Tuche bedeckter Wiegenkorb im Vordergrunde ist." Man sehe daraus, wie in Berlin über das Potsdamer Bild der Stab gebrochen wurde, und es müsse daher die Behauptung der Herren Dr. Bode, Dr. Seidel ꝛc. mit Vorsicht und unter Anrechnung des hier zu berücksichtigenden wohl begreiflichen Lokalpatriotismus entgegengenommen werden.*)

Nachdem das Wiener Bild von der Historienmalerin Fräulein Minna Hoegel teilweise abgedeckt worden war, wurde dessen Überführung

*) Wie sehr der durch das plötzlich aufgetauchte Wiener Rubensbild angeregte Lokalpatriotismus der Berliner Kunstkritiker die Auffassung einzelner derselben beeinflußt zu haben scheint, dafür spricht u. a. die Tatsache, daß derselbe Adolf Rosenberg, der 1890 die Sanssoucier Heil. Familie als „überwiegend von Schülerhand" und wenig wertvoll hinstellt, das Bild gleichwohl dem 1905 von ihm edierten Werk „P. P. Rubens, des Meisters Gemälde in 557 Abbildungen" (Klassiker der Malerei V. — Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) einverleibt hat, obwohl er in diese Sammlung, wie er selbst angibt (S. XXVII), nur ganz eigenhändige Werke Rubens', von „den mit seiner wesentlichen Beihilfe ausgeführten" aber nur solche aufgenommen habe, deren Gegenstand sonst gar nicht vertreten wäre (die „Heil. Familie" aber ist durch zehn Gemäldereproduktionen in dem genannten Werke vertreten). Als Original nennt die Unterschrift bloß das Bild in Sanssouci und keine der zahlreichen Anmerkungen gibt auch nur eine Andeutung, daß eine Kontroverse über die Originalität dieses Gemäldes geführt worden ist. Als im „Allgemeinen Literaturblatt" eine Besprechung des Rosenbergschen „Rubens" erschien, in welcher dies Verschweigen notiert ward, richtete die Verlagshandlung ein Schreiben an den Referenten, worin sie — jedenfalls im Auftrage des Verfassers — bemerkte, daß sich hinsichtlich der ‚Versenbeuger Heil. Familie' „alle Autoritäten, selbst die Vorstände des Wiener Hofmuseums, gegen deren Echtheit erklärt haben und für das Exemplar in Sanssouci eingetreten sind. Die Unterschrift auf dem Wiener Bilde ist gefälscht". — Die Schlußsätze des obigen amtlichen Protokolls, auf welches sich die sämtlichen Mitglieder der Expertise einigten, zeigen, wie viel von dieser Erklärung des Berliner Kunsthistorikers zu halten ist.

Digitized by Google

nach Potsdam in Begleitung der genannten Dame sowie des Herrn Doktor Glück zum Zweck der Vergleichung mit dem Potsdamer Bilde veranlaßt.

Das Ergebnis dieser Vergleichung, welcher preußischerseits — wegen Verhinderung Dr. Bodes — nur Dr. Seidel und der Direktorial-Assistent Dr. Friedländer beiwohnten, war insoferne kein befriedigendes, als die Ansichten der hierortigen Delegierten sehr auseinander gingen.

Dr. Glück spricht sich in seinem Gutachten dahin aus, es sei ihm auf den ersten Blick klar geworden, daß das Bild von Sanssouci dem Wiener an künstlerischem Werte weit überlegen sei. Jenes sei auf Holz, dieses auf Leinwand gemalt, ein Umstand, der für die Originalität des Berliner Bildes spreche, weil Holz das teurere Material sei und für eine Wiederholung kaum verwendet worden wäre. Auch sonstige Merkmale ließen Rubens' Hand im Berliner Bilde erkennen: die helle flüssige Farbe, die Kühnheit und Leichtigkeit der Pinselführung. Unser Bild sei in der Farbe schwerer und dunkler, ja sogar stumpf, die Technik mehr schlummernd. Das Berliner Bild weise mehr zeichnerische Gewalt auf. Das Wiener Exemplar sei daher eine interessante gleichzeitige Wiederholung von der Hand eines anderen Malers, der kaum zu Rubens' Schülerkreise gehörte. Daraus erkläre sich wohl auch die Datierung 1630, zumal die Malweise auf dem Berliner Bilde mehr für das Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts spreche. Die Signierung sei deshalb keine Fälschung, weil das bei solchen Werkstattkopien häufig vorkomme. Diesen Ansichten haben sich Seidel und Friedländer angeschlossen, auch Bode und Hymans in Brüssel hätten sich übereinstimmend geäußert.

Dem entgegen spricht sich Fräulein Hoegel dahin aus, daß sie zur Vergleichung erst im letzten Momente zugezogen worden sei. Ihre Ansicht sei trotzdem sofort die gewesen, unser Bild könne unmöglich eine Kopie des Berliner sein. Die Gemälde weisen malerisch Verschiedenheiten auf insoferne, als einmal die Technik auf Holz und Leinwand eine andere sei, dann aber auch darin, daß manches auf unserem Bilde besser sei als auf dem anderen, anderes wieder auf jenem. So ist beispielsweise das Jesuskind auf unserem Gemälde entschieden besser als auf jenem von Sanssouci, umgekehrt sind gewisse andere Partien dort wieder gelungener. In ihrer Gegenwart hätten die Herren der damaligen Kommission auch zugestanden, daß das Wiener Bild nicht gut eine Kopie nach dem Berliner sein könne. Es wäre ja immerhin denkbar, daß beide Bilder nach einer Original-Skizze von Rubens angefertigt seien.

An diese Äußerung knüpft sich die Verlesung eines offenbar inspirierten Artikels der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 11. Juni 1901*),

*) Derselbe lautet im Auszuge: „Aus Potsdam wird uns geschrieben: Ein Streit um ein Gemälde von Rubens wurde Ende voriger Woche zum Austrag gebracht. In der Gemäldegalerie Friedrichs d. Gr. im Park von Sanssouci befindet sich ein großes Gemälde von Rubens, die heilige Familie darstellend. Der junge blondgelockte Christus tändelt auf dem Schoße der Mutter Maria mit dem älteren Johannes, während im Hintergrunde Josef steht und vorn ein Lamm sich der Gruppe anschließt. Das Gemälde war 1892 auf der Ausstellung altniederländischer Meister, nachdem es zuvor von Prof. Hauser gereinigt war, wobei seine unzweifelhafte Echtheit festgestellt wurde, obwohl der Name des Meisters auf dem Bilde fehlt. Man schätzte

Digitized by Google

worauf Seine Exzellenz Baron Chertek ersucht, zur kunsthistorischen Besprechung des Bildes zu schreiten.

Zweck derselben sei: die Bedeutung des Wiener Bildes in das richtige Licht zu stellen und dadurch seine Stellung in der Galerie der alten Bilder zu festigen, wobei natürlich jene Momente zu besprechen sein werden, die für die Originalität des Bildes sprechen. Es sei kein Kampf mit Berlin beabsichtigt, sondern nur die Erzielung eines positiven Urteiles der zur Abgabe eines solchen berufenen Fachmänner.

Exzellenz Freiherr von Chertek verliest nun vorerst einen Brief des Professors Riegl, dessen Anschauung dahin geht, das Bild sei keinesfalls ganz eigenhändig von Rubens, es sei ein Atelierbild; es als Kopie zu bezeichnen, sei aber ausgeschlossen. Jedenfalls ist mehr als eine Hand dabei beteiligt. Den Pinsel Rubens' selbst erkennt Riegl in den Retouchen auf der Hand der Madonna, auf der linken Flanke des Christuskindes, den Spitzlichtern auf den Augen, der Figur des heiligen Josef. An die Beteiligung Van Dycks sei nicht zu denken, obwohl der Madonnentypus eine unleugbare Verwandtschaft mit Van Dyck zeige. Zwischen der Datierung und der Mache sei ein Widerspruch fühlbar; letztere weise auf die Zeit um 1620. Das lasse sich unschwer so erklären, daß das Bild tatsächlich um diese Zeit gemalt, jedoch erst 1630 fertiggemacht und signiert wurde, um einer Bestellung (vermutlich in Italien) zu entsprechen.

Nun ergreift Dr. v. Wurzbach das Wort und sagt: An der Authentizität unseres Bildes kann kein Zweifel sein; es ist ein Bild von Rubens. Wenn nichts anderes dies beweisen würde, wäre es die Signierung. Von za. 1000 Bildern von Rubens existieren nur sechs bezeichnete. Die Signaturen weisen je nach der Zeit gewisse Verschiedenheiten auf, die Dr. von Wurzbach an einer mitgebrachten graphischen Darstellung demonstriert. Die Signatur auf unserem Bilde stimmt genau mit der Zeit von 1630. Er müsse also das Bild unbedingt und durchaus als von der Hand Rubens' selbst herrührend bezeichnen, mit den Einschränkungen allerdings, die bei Bildern dieses Formates bei jenem Meister gemacht werden müssen. Was den Zeitpunkt der Entstehung anbelangt, schließe er sich der Vermutung Riegls an.

Dr. v. Frimmel: Betreffs der Signatur liege zu wenig Material an Rubens-Signaturen vor, um auf diesen Umstand entschiedenes Gewicht

---

den Wert des Gemäldes auf za. 100.000 Mk. Von österreichischer Seite wurde neuerdings die Echtheit des Gemäldes angezweifelt, weil der Kaiser von Österreich in seiner Privatsammlung zu Wien genau dasselbe Bild besitzt und auf demselben der Name: P. P. Rubens 1630 groß und deutlich zu lesen ist. Um nun festzustellen, welches das echte Gemälde ist, wurde in der vorigen Woche das Wiener Bild nach Potsdam geschickt und eine österreichische Künstlerkommission abgeordnet, welche mit einigen Berliner Künstlern eine Prüfung beider Gemälde vornahm. Es stellte sich heraus, daß das Bild, welches sich in der Gemäldegalerie Friedrichs d Gr. befindet, eine bedeutend feinere Malerei aufweist als das Wiener Bild, das stark nachgedunkelt und an einigen Stellen defekt ist. Unstreitig ist aber das dem österreichischen Kaiser gehörige Gemälde auch von Rubens entworfen. Rubens hat dann wahrscheinlich die Ausmalung des Bildes seinen Schülern überlassen, wie er dies vielfach zu tun pflegte, um dann die fertigen Bilder mit seinem Namen zu versehen und zum Verkauf zu bringen. Das Wiener Bild ist inzwischen wieder zurückgesandt worden."

Digitized by Google

zu legen. Immerhin könne — auch abgesehen von der unbedingt echten Signierung — auf Grund der vorliegenden stilkritischen Merkmale das Bild unbedenklich „Rubens“ in dem Sinne getauft werden, als der Meister zweifellos lebhaften Anteil an seiner Entstehung genommen habe und zahlreiche ähnliche, vom Pinsel des Meisters übergegangene Schul- oder Werkstattbilder in den großen Galerien ohneweiters als „Rubens“ bezeichnet werden. Frimmel schließt sich vollkommen dem Gutachten Riegls an, auch bezüglich der Diskrepanz zwischen dem Stile der Komposition und der Datierung 1630. Für letzteres Jahr präzisiert er, auf die genauen Daten der Biographie Rubens' gestützt, die Zeit der Signierung auf den Abschnitt Februar – Dezember 1630.

Dr. Modern hebt zunächst hervor, das Wiener Bild sei nach seiner Überzeugung ursprünglich auch auf Holz gemalt gewesen und erst später auf Leinwand übertragen worden, das sehe man an der Art der Craqueluren. Im übrigen schließe er sich ganz der Meinung der Herren an, die das Bild Rubens zugeschrieben. Die Signatur ist echt. Allerdings stimme der Madonnentypus nicht mit dem Datum 1630; es sei daher wahrscheinlich, daß Rubens dieses ältere Bild im Jahre 1630 auf Bestellung wiederholt und gerade deshalb es signiert habe.

Herr Miethke schließt sich der Vermutung von der Übertragung des ursprünglich auf Holz gemalten Bildes auf Leinwand deshalb an, weil er glaubt, an den niedergedrückten, künstlich glattgemachten Pinselstrichen die Spuren des Bügelns nach dem Rentoilieren zu erkennen. Auch der Umstand, daß Fräulein Hoegel neben braunen auch grauen Grund gefunden habe, spreche für diese Annahme. Allerdings könne eine solche Übertragung frühestens erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben, da dieses Verfahren vorher nicht geübt wurde. Die Signatur sei unbedingt echt und er zweifle umsoweniger an der Echtheit des Bildes, als der Fall von Repliken desselben Gemäldes gerade bei Rubens häufig sei. Solche Repliken weisen dann eben solche kleine, doch immerhin merkbare Varianten auf, wie sie zwischen dem Wiener und dem Berliner Bilde zu konstatieren seien, die aber bei eigentlichen Kopien gerade nicht vorkommen. Richtig sei jedoch, was Riegl bemerkte: es sind mehrere Hände erkennbar. Deshalb ist das Bild als Atelierbild anzusprechen; daß dasselbe jedoch bestimmt auf Rubens zurückgehe, ergebe sich schon aus dem Eindrucke, daß keiner seiner Schüler im stande gewesen wäre, das zu schaffen, was uns vorliegt und was unverkennbar seine Handschrift trägt.

Direktor Schönbrunner gesteht, sein erster Eindruck vor einigen Monaten, vor Entfernung der Übermalungen, sei der gewesen, daß das Bild eine Kopie nach jenem von Sanssouci sei. Die Hüfte des kleinen heiligen Johannes habe wie eine Pfanne ausgesehen, von einer Modellierung des Kopfes bei dieser Figur sei keine Rede gewesen. Wie das Gemälde sich jetzt zeige, sei es zweifellos als ein gutes Atelierbild anzusprechen, das mit dem Namen Rubens in enge Verbindung zu bringen ist, und nach den konstatierbaren Verschiedenheiten zwischen dem Wiener und dem Berliner Bilde könne das erstere unmöglich mehr als Kopie gelten.

Digitized by Google

Professor Delug: Für ihn sei nicht der historische Gesichtspunkt, nicht die Signatur des Bildes maßgebend, sondern rein das technische und künstlerische Moment. Mit Hinblick auf dieses müsse er sagen: mindestens drei Vierteile des Bildes zeigen so deutlich die Hand des Rubens, daß man mit Sicherheit schließen kann, es sei nicht nur von ihm entworfen, sondern auch korrigiert und in wichtigen Partien von ihm selbst gemalt. Die Annahme, daß das Gemälde ursprünglich auf Holz gemalt war, habe etwas für sich, weil es ihm nicht ganz leinwandmäßig behandelt scheine; doch sei es seiner Ansicht nach unmöglich, darüber eine endgiltige Meinung abzugeben.

Fräulein Hoegel spricht, um ihre Meinung befragt, nochmals aus, sie halte unser Bild für einen echten Rubens und nicht für eine Kopie; auf Grund ihrer langjährigen Erfahrung könne sie nur sagen: so wie dieses Bild gemalt ist, kann man überhaupt nicht kopieren, und ganz besonders wäre es ausgeschlossen, daß das Wiener Bild nach dem auf Holz gemalten Gemälde von Sanssouci kopiert sei.

Hofrat Baron Weckbecker maßt sich als Nicht-Fachmann in der eigentlichen Frage kein Urteil an und möchte nur auf einen äußeren Umstand aufmerksam machen, der für die überschwängliche Wertung des Berliner Bildes vielleicht nicht ohne Relevanz ist: die Galerie in Sanssouci enthalte vorwiegend Kopien nach hervorragenden Gemälden, daher spräche die Vermutung eher dafür, daß das dortige Bild Kopie sei, und es wäre auch nicht leicht zu begreifen, warum es, wenn wirklich so hervorragend, nicht in die königliche Galerie im alten Museum nach Berlin gekommen wäre.

Dem hält Miethke entgegen, daß die Galerie zu Sanssouci ursprünglich viele Originale enthielt und erst unter Friedrich Wilhelm IV. jene zahlreichen Kopien dazu gekommen seien, die Baron Weckbecker dort gesehen habe.

Nach einem die verschiedenen Meinungen zusammenfassenden Resümee Seiner Exzellenz Baron Chertek's einigen sich die Anwesenden auf folgende von Baron Weckbecker formulierte Fassung des Gutachtens der zur Expertise eingeladenen Persönlichkeiten:

„Das Bild ist unbedingt nicht als Kopie, sondern als Original anzusprechen.

„Die Signierung auf dem Gemälde »P. P. Rubens f. 1630« ist als echt anzuerkennen.

„Das Gemälde kann daher umsomehr als Rubens bezeichnet werden, als aus seiner Technik und Qualität zweifellos die starke persönliche Mitwirkung des Meisters an seinem Entstehen zu konstatieren ist."

Digitized by Google

Die Vorauer Novelle.

Dem dreizehnten Jahrhundert frei nacherzählt von **Anton E. Schönbach.**

Also beginnt der altdeutsche Dichter seine Arbeit: „Wiederum will ich es wagen und bei mir überlegen, ob ich auf die Kunst des Reimens mich noch verstünde, noch Worte an Wörter zu kleben wüßte, des Vorbilds Sinn mit Verstand kund zu geben, eine Kunst durch die andere auszudrücken, ob ich zierlich das Latein des Buches zu zerbrechen vermöchte und so geschickt die Erzählung auflösen und abermals verschmelzen könnte in der Schmiedesse meines Herzens, daß aus dem alten ein neues Werk sich gestaltete. Da müßte wohl meine Zunge so scharf die harten lateinischen Worte bearbeiten, daß sie überall zerschnitten, umgebogen, durchgestochen würden und endlich auf solche Art eine liebliche Rede zu stande käme, die meisterlich und kräftig einen deutschen Lauf nähme; die freundliche Zusprache sollte selbst steinerne Herzen erweichen, so daß die Furcht Gottes in sie eindränge und, wenn jemand vielleicht sich schwer versündigt hätte, daß er dann rasch sich entschlösse und Beispiel und Lehre von der Geschichte abnähme, die ich jetzt berichten will und die da heißt: Von den zwei Klosterfreunden."

So finden wir es aufgeschrieben im alten Buch, daß einst zwei Jünglinge lebten, die schon im Kindesalter einem Kloster übergeben wurden, damit sie dem geistlichen Stande sich widmeten. Die Knäblein waren ohne alle Sünde, der heilige Geist hauste in ihren Herzen. Überdies teilte man sie einem Meister zu, der nach Wort und Werk einer lauteren Zucht waltete. Den Knabenfreunden legte er das göttliche Joch auf, das sie gerne trugen, damit sie himmlische Früchte dessen gewännen. So entbrannten und leuchteten rasch die beiden edlen Flämmchen. Dann ward ihnen gemäß der Lehre des Meisters Wohlgezogenheit, alle Wissenschaft und ehrenhaftes Gebaren beigebracht.

Nun merket genau, ihr, alle meine guten Leser! Als die beiden Knäblein schnell herangewachsen waren, da brauchte der Meister harte Zucht wider sie und schlug sie arg, um sie der Tugend nahe zu bringen. Ja, seine Strenge ward so groß, daß er die Jünglinge damit überlastete. Das gedieh ihm selbst zum Unheil seiner Seele. Denn wer den Bogen stärker aufziehen will und weiter, als das Holz erträgt, der zerbricht ihn, wie das jedermann weiß. Und wer das Brot zu heiß bäckt, dem verbrennt es zu schwarzer Kohle, daß niemand davon genießen kann. Und wer den Falken fett werden läßt und ihn mit vollem Kropf ausschickt, dem wird er leicht entfliegen. So hat den Meister seine eigene Zucht und Lehre betrogen, als er deren zu viel den Jünglingen darbot und mit Schlägen Wange und Rücken

Digitized by Google

ihnen rötete. Da fingen sie nämlich an, geheim und sorgsam zu bedenken, wie sie es anstellten, der Zucht und den Streichen zu entfliehen. So hatte einstmals auch der edle Jonas getan, der im Lande Tarsus vor Gott die Flucht ergriff und dabei wähnte, daß Gottes klare Augen ihn nicht sehen würden. Ganz ebenso flohen die beiden Klosterknappen aus ihrem geistlichen Gewande hinaus in die Schrecken der Welt. Sie rüsteten sich zu einer schlimmen Reise, die sie nachmals beklagen mußten, denn ihnen verdarb die Seele aus Lust nach den süßen Wonnen der Frau Welt, die ihre Freunde tückisch mit treulosen Grüßen empfängt, indes ihre Blicke Unheil künden. Gerade dessen aber begehrten mit Eifer die beiden Jünglinge, sie bargen sich vor dem Antlitz Gottes, schon waren sie tief aus der geistlichen Tugend gefallen und genossen den Honig zugleich mit der Galle, indem sie den üppigen Freuden der Welt mit übermütiger Willkür sich zuwandten. Von der Tür des Himmels, an die sie bereits getreten waren, sprangen sie fort und drängten sich hinaus auf die Straße, die zum ewigen Tode führt. Frau Welt ließ es ihnen glücken in aller schweren Sünde, daß ihr Herz darob am Frevel lachend sich weidete. Ihr Herz, ihr Gemüt, alle ihre Sinne entflammten sich in wilder Liebe zur Welt und hitziger ward von einem Tag zum andern ihre Sündenlust. So steht es in dem Buche zu lesen.

Nun schenkt, ihr lieben Leser, für ein Stündchen mir geneigte Achtsamkeit so lange, als ich vor euren Augen die Geheimnisse Gott des Herrn aufdecke, die ihm alle zum Ruhme gereichen. Damit erwecke ich die Sünder unter euch, auf daß sie ihre Schuld herzlich bereuen, und verkünde vor eurem Angesicht das furchtbare Strafgericht Gottes, wie es diesen Klostergenossen sich wies, die zur Sünde abgeirrt waren. Ihr Lasterpfad brachte sie zur Stadt Toledo in Hispanien, wo man auf der Hohen Schule offen aus den schwarzen Büchern die Kunst der Nekromantie vortrug. Das ist eine Wissenschaft, die vom Innersten aus wider Jesus Christus sich erkühnt und die Seele zum Untergang geleitet. „Dort ist das Zauberwesen zu verkaufen", so hatte ihnen der Priester gesagt, indem er auf die Stadt wies, aus der er ihnen entgegengeritten kam.

Solche Auskunft vernahmen sie vergnügt und eilten nach Toledo. Der Meister der Hohen Schule empfing sie überaus gütig. Mit den Augen eines Mörders hatte er sie schon von weitem angeblickt, dann sprach er sie mit wälscher Rede lächelnd an: „Seid willkommen, ihr schönen jungen Herren, mir und meinen Schülern!" Sie dankten ihm, wie es Brauch ist, fein und sittig und empfahlen ihn arglos dem Lohne Gottes. Darnach flehten sie ihn an, er möge um seiner höfischen Zucht willen ihnen die nekromantische Kunst so schnell als möglich beibringen, gerne wollten sie Herz und Sinn und all ihr Wissen dem Nekromanten zukehren und um seine Gunst werben. Wieder lächelte der Meister, sah die beiden Gesellen scharf an und begann: „Ihr seid doch in der Schule Gottes gewesen und habt dort gelernt: wenn jemand die Zauberbücher studieren will, dann muß er den harten Fluch Gottes ertragen, der auf seine Seele fällt, — fürchtet Ihr Euch denn nicht davor?" Die Freunde antworteten, er möge es nicht sein Gewissen bedrücken lassen, wenn junge Schüler wegen der Freiheit ihres verwegenen Gemütes ein wenig Schmerzen an der Seele litten. So will-

Digitized by Google

fahrte ihnen der Meister und sie begaben sich mit freudiger Eile seinem Gebote nach zur Zauberschule. Da ward ihnen sofort ein mächtiges Buch gebracht, das mit vergoldeten Spangen schwer beschlagen war. Wie im tollen Wetteifer drängten sich die beiden Genossen hin zu dem Buch. Abermals wehrte der Meister sie ab und warnte: „Einst wird eine Zeit kommen, wo dieser Tag Euch reut, dann, wenn des Todes grimmiger Schlag Euch von diesem Buche wegtreibt. In jener Stunde wird Satan Euere Seele unter bitterem Jammer und Leid aus Eurem Herzen reißen und die Reue, die dann Euch ankommt, wird Euch nicht mehr helfen. So will es Gott, wie ich weiß." Diese Rede betrübte die beiden Gesellen und sie antworteten: „Meister, solche Drohung wendet Ihr besser an alte Weiber. Wollt Ihr höflich sein gegen uns, wie es Eurer Bildung ziemt, dann laßt solche Worte unterwegen. Denn um Eurer Kunst willen sind wir hierhergekommen und wir wollen jetzt versuchen, was sie uns einträgt." Der Meister befahl nun seinem Famulus, alsbald die Zauberbücher herbeizubringen, und vor ihnen beiden ward zunächst der goldbeschlagene Band aufgetan. Da lasen sie auf dem ersten Blatt mit großen grellroten Buchstaben bis zur dritten Zeile geschrieben: „Hier hebt sich an der Tod der Seele, der mit ewiger Bedrängnis und in furchtbarer Fesselung erlitten wird im Rachen des Teufels für alle Ewigkeit."

Als die beiden Genossen der Schrift inne wurden, die mit solch strenger Rede ihr Herz bedräute und ihnen durch das Entsetzen des Todes alle Freude raubte, da sahen sie einander mit unsicheren, weitirrenden Blicken an. Der Meister fragte, ob er ihnen weiter vorlesen sollte. Sie antworteten: „Ja, Herre, laßt uns Eure Lehrknechte sein, damit wir die hohe Kunst und alle die Weisheit lernen, die in diesem Buche verzeichnet steht."

Der Meister sprach: „Nun leset nur selbst fort und suchet verständig zu ergründen, was die Sprüche sagen wollen und wie man auch erfahrene Männer durch den Zauber zu berücken vermöge. Dann will ich Euch selbst in die Lehre nehmen und will Euch beibringen, wie Ihr Weib und Mann betrügen, wie Ihr Gott und die Welt hintergehen möget, den Teufel rufen und aus der Hölle beschwören. Damit könnt Ihr sicher Euer Leben so einrichten, wie das Herz Euch antreibt." Sie erwiderten: „Herr, wir bitten Euch um Eure Lehre, gewähret sie uns, da Ihr doch so freundlich gegen uns seid. Kümmert Euch nicht darum, daß wir etwa so jung und vielleicht zu schwach für diese Aufgabe wären. Leset uns den Zauber vor, die Welt und wir werden Euch dafür Dank wissen. Wenn Herz und Sinn uns nicht täuschen, so wird es Euch nicht gereuen, des seid gewiß!"

Sogleich begann der Meister zu lesen und wandte vergnügt ein Blatt nach dem anderen um. Und die Genossen lasen und schrieben ihm nach den Fluch ihres Lebens, den Todesbann ihrer Seele. Als sie nun die Kunst für sich gewannen, wie eilig machten sie sich daran zu leben, wie das Zauberbuch ihnen befahl! Diese Kunst war in Wirklichkeit die der schwersten Sünden, die sie jetzt zu üben anfingen. Da trieben sie allerlei Laster und zu den alten erfanden sie noch neue. Mit des Zaubers Hilfe ergaben sie sich unkeuscher Minne und unterwarfen die keusche Neigung mancher Frau ihrem Willen. Aller Frevel Samen säten sie über die Lande, aber sie ernteten auch, schnitten

Digitized by Google

und mähten und genossen die Frucht, bis sie in den Sünden so lustig schwammen wie der Fisch in der hellen Flut. Niemals fragten sie dem Schicksal ihrer Seele nach, wer sie dann etwa in Empfang nähme, wenn der allmächtige Tod sie einstens aus dem Leibe jagte und mit harter Faust sie vor das Gericht Gottes zwänge. Das galt ihnen für nichts, und wer ihnen davon sprechen wollte, den hießen sie schweigen und sich drücken. Ja, zur selben Zeit riefen sie selbst den schwarzen Hund aus seiner Hölle herauf, geheimnisvoll beschworen sie ihn schon durch die Kraft ihrer Untaten. Die ganze Liste aller Hauptsünden prüften sie durch und so wuchsen sie zu Männern heran: Habgier wohnte in ihrem Herzen, Fraß und Trunkenheit waren ihnen wie ein Alltagskleid, Hoffart diente ihnen als Spiegel, keine Stunde ermüdeten sie in der Unkeuschheit. So luden sie den Zorn Gottes auf sich, sie selbst hatten ihn zu ihrem Unheil erkoren.

Den einen der beiden Genossen packte der grimme Tod, als er eben im Zauberbuche las, ergriff ihn mit kläglicher Bedrängnis, um die Seele ins Feuer der Hölle zu schleudern. Seltsam und nicht nach Menschenart wandelte sich der Blick seiner Augen. Der Schreck vor dem Tode zerdrückte ihm das Herz. Glieder und Knochen schmiegten und krampften sich in einander und erkrachten schmerzlich. Sein trauter Geselle ahnte nichts davon, daß den Freund der Schlund der Hölle so rasch verschlingen wolle, nur von zwei Knäblein ward es ihm eilig gemeldet. Da eilte er mit aller Macht zu dem Lager des Genossen, wand seine Hände klagend, als er ihn so siech und elend traf, und sprach: „Trauter Freund, was bedeutet diese schwere Krankheit?“ Der Sieche antwortete: „Alle Freude der Welt ist mir entrissen, Gott werde ich niemals sehen und Satan wird den Sieg über meine Seele erringen, unentrinnbar ist mein Schicksal.“

Darauf der erfahrene Genosse: „Mein Liebling, das Nötigste ist, daß Du aus dieser Zauberschule Dich tragen läßt. An Gott brauchst Du nicht zu verzagen, denn Jesus Christus hat den Martertod gewählt, just um den Sünder der ewigen Not zu entbinden, wenn er nur gemäß dem Rate der Schrift zur rechten Zeit um Gottes freundliche Huld wirbt.“ Da sprach der Kranke: „Für meine Schuld gibt es keine Gnade, mich verschlingt das teuflische Untier, den Flammen der Hölle entkomme ich nicht mehr, endlos muß ich in ihnen brennen.“ So kehrte sich in seiner Angst der Sieche gegen die Wand, schon würgte ihn der Tod und mit gräßlichem Blick sah er nach dem Genossen: „Gottes Bann und Acht hat mich den Höllenhunden anheimgegeben.“

Wieder versuchte der gesunde Freund ihn zu trösten, so gut er vermochte: „Du bist doch, trauter Gesell, zur Hölle nicht geboren. Gott hat bei sich selbst einen teuern Eid geschworen, daß er des Sünders Tod nicht wolle und daß niemand, so viel und arg er sündigte, darob Gottes Huld einzubüßen brauchte. Und Gott ist getreu, das weißt Du besser als ich.“ Heftig sprach der Sieche: „Leer und überflüssig redest Du und willst mich mit Deinen Worten betäuben. Noch heute wird und muß Gottes Rache an mir sich erfüllen, dem Abgrund neigt sich mein Leben zu, denn Gott will meiner Frevel nicht vergessen und hat den Platz namenlosen Schreckens mir im Höllenfeuer schon bestimmt und angewiesen.“

Digitized by Google

Da brach der Gesunde in laute Klagen aus und rief dem trauten Genossen zu: „Liebster Freund, verzage nicht an Deinem Schöpfer! Wenn nur einmal Dir Reue Dein Auge netzt und ein Seufzer aus Deinem Herzen steigt, so wird dieser ein hoher Bote, dem Gott nichts abschlagen kann und dem er die Gnade gewährt wie einst dem Schächer am Kreuz, dem seine letzte Stunde die Pforten des Paradieses entschloß. Weihe Gott den letzten Zug Deines Atems, so bist Du gerettet." Der Kranke wand sich in wilder Angst und doch schrie er auf: „Schweig' mir, Geselle, hörst Du nicht mein Herz erzittern in der Furcht des Todes? Gottes Gnade und Huld habe ich verwirkt und für alle Zeit sind sein Segen und Gruß mir unerreichbar. Ich verzweifle an ihm und an seiner Milde, dort sehe ich die Schar der Teufel schon herankommen, mit der ich fahren muß. Heute wird mein Urteil gesprochen, über mich senkt sich Gottes Fluch, mein Herz bricht und die Hölle reißt ihren Rachen auf wider mich. Daher schweig, vergebens ist aller Rat, denn in diesem Augenblick, meinem letzten, glaube ich nicht an Christus und seine Hilfe."

Ein tiefstes Weh aus dem Innersten des wunden Herzens erfaßte den gesunden Freund: „Wehe mir, teurer Genosse! Nun sehe ich, daß niemand Dich retten kann, wofern nicht Gott Dein Herz noch wendet. Darum, liebster Freund, neige Dein Ohr mir zu und gewähre mir eine einzige Bitte! Gedenke, daß ich niemals Dir Unfreundliches erwiesen, vielmehr Dir stets in Treuen ergeben war!" Darauf der Sterbende: „Sprich rasch, denn eben will ich verscheiden." Und nun bat der Gesunde, es möge der Freund auf einem Berge, den er ihm durchs Fenster mit dem Finger wies, nach dreißig Tagen erscheinen, in dem finstern Walde, der die Kuppe rauh und wild umschloß. Schon zog der Sieche schwer und langsam den Atem, als er die letzten Worte redete: „Ich komme, wenn ich kann." Da faßte ihn des Todes Macht, das Herz zerriß, in Krämpfen wand sich der Leib, Arme und Beine krümmten sich und streckten sich wieder, Schaum stand auf seinen Lippen, wie Gebrüll entfloh die Stimme seinem Munde, die Zähne preßte er zusammen und biß sich durch die Zunge, des Todes fahle Farbe überzog sein Antlitz. Da kam es, als ob eine Wolke trüb sich über dem Siechen lagerte, Brandgeruch breitete sich über sein Lager, denn die Schar der Teufel, die herangekommen war, entriß aus dem Herzen des Toten sein höchstes Pfand, die Seele, mit ihnen flatterte sie dahin.

Was soll ich euch nun noch Ferneres künden? Der Leichnam ward hinausgeschleppt ins offene Feld ohne Weihwasser und ohne Segen, denn der Gestorbene hatte sich vom Christenglauben abgewandt, darum mußte er auch der christlichen Gemeinschaft beraubt werden. Einsam blieb der gesunde Freund zurück, der nunmehr nach dem furchtbaren Erlebnis sich aufrichtiger Reue zukehrte. Er ging zu einem Priester und eröffnete sich ihm: „Herr, alles gebe ich auf, wofür ich lebte, Kunst und Wissen, höfische Zucht und Ehre der Welt, und so rasch ich's vermag, will ich meinen Lüsten enteilen." Der Priester sprach: „Gerne will ich an Gottes Statt Dich hören." Nun kniete der Sünder, wie es sich ziemte, vor dem Sitzenden nieder und flehte: „Lieber Herre mein, erschrecket nicht über meine Beichte, denn argen Hohn hat der höchste Gott durch mich erlitten!" Darauf der Priester: „Lieber

Digitized by Google

Sohn, fürchte Dich nicht: so schwer Deine Sünden auf Dir lasten mögen, heute will Gott ihrer vergessen." Und nun entrang sich das Bekenntnis dem Sünder mit schweren Seufzern, Herzstößen und Tränen, was Übles er alles von Kindesbeinen ab gefrevelt hatte. Und so tief und schmerzerfüllt ward seine Reue, daß ihm widerfuhr, wie dem Adler geschieht, wenn er alt und des Lebens überdrüssig ward: dann fliegt er von einem See hinauf zu den Wolken, da verbrennt der Strahl der Sonne ihm das sieche Gefieder und er stürzt versengt herab in die Fluten der Wasser. Dort jedoch verjüngt er sich, rasch wachsen ihm neue Federn und Flügel, prächtig erglänzend, kraftvoll dehnen sich seine Glieder, stark wird der gelenkige Schnabel, die runden Augen klären sich, leicht und schnell wird sein Flug, weit und fest der Griff seiner Klauen, tapfer und verwegen der Mut seines Herzens. Solches ward mir über den Adler berichtet und solches erfuhr auch dieser Sünder, als die Beichte seines Herzens und die Reue seiner Sünden an das Tor des Himmels pochte: da schwand und verbrannte in der Hitze seines Leides aller Übermut und Frevelsinn, in dem See der Tränen erneute sich das Heil seiner Seele.

Der dreißigste Tag nach dem Tode des Freundes war herangekommen, wie der Sterbende ihn als Zeitpunkt seiner Wiederkunft zugesagt hatte, und der überlebende Genosse wandte seine Schritte, als die Sonne gegen Abend sank, dem Berge zu, nicht ohne Furcht, geschützt aber durch Kreuz und Gebet, mit denen er sich Gott empfahl. Langsam brach die Nacht an, indes er nach der Höhe stieg, da fing es an in den Lüften zu brausen, Wolken stürmten heran und gleißende Blitze, der Donner brüllte, tiefste, schwärzeste Finsternis umhüllte den Berg, furchtbarer Schrecken bemächtigte sich in düsteren Wirbeln seines Herzens.

In seiner Angst blickt er dort- und dahin, aber alles sieht er von Entsetzen erfüllt und nirgends eine Stätte, wo er sich verbergen möchte. Inzwischen steigt im Norden schwarzer, entsetzlicher Rauch empor und nähert sich allgemach dem Berge. Mit dem Rauch kommt der Lärm verworrener Stimmen heran, als ob eine Heerschar zur Belagerung einer Feste auszöge. Wenig darnach erblickt der Zitternde eine große Menge von Reitern, dann Krieger zu Fuß, die Waffen und Schilde tragen, Zelte und Hütten aufschlagen wollen. Diese lagern sich um den Berg an dessen Fuße. Andere Krieger kommen nach diesen und besetzen die mittlere Höhe des Berges. Endlich naht eine dritte Schar, die Fürsten und Herrscher der Finsternis, die auf des Berges Gipfel bereitete Stühle einnehmen, wie richterliche Sitze. So wird in dreifacher Gliederung der ganze Berg von den höllischen Scharen umschlossen und zuletzt der verstorbene Freund in die Mitte geschleift und von seinen Gebietern ihm die Erlaubnis gewährt, mit dem Genossen zu sprechen, was er wolle. Dem Toten waren Hände und Füße gefesselt mit Ketten so erglühend, als ob sie aus Feuer selbst geschmiedet wären; ihn umgab ein weites Gewand, das mit wunderlicher Schrift bedeckt war. Und nun wird der eine Freund dem anderen gegenübergestellt, der Tote dem Lebenden. Dieser erkennt ihn zwar, jedoch nur ungefähr, als ob er sich nicht vergewissern könnte. „Bist nicht Du es, Freund," redete er ihn an, „der Du vor kurzem als mein Genosse verzweifelnd gestorben bist?" „Ich bin es," erwiderte jener, „aber wenn Du klug bist, wirst Du niemals mehr

Digitized by Google

wünschen, mein Genosse zu sein." Darauf der andere: „Nun sage mir, wie es mit Dir steht und wie Du im Jenseits aufgenommen wurdest." „Ganz so ist es mir widerfahren," antwortete jener, „wie ich es verdiente und wie ich es erwartete. Nichts Gutes habe ich gehofft, nichts Gutes ist mir zuteil geworden." „Und was bedeutet," fragte der Freund, „dieses häßliche Kleid und die seltsame Schrift darauf?" „Das Kleid", sprach der andere, „stellt mein Leben dar und die Schrift kündet meine Frevel, damit alle Menschen auch das Heimlichste darin erfahren und meine Beschämung darob um so größer werde." „Ach, könnte ich nur zu Dir sprechen, wie ich wollte," meinte der Freund, „und Dich fragen, wornach mich lüstet." „Sprich ruhig," erwiderte jener, „und frage, was Du willst." Darauf der Freund: „Ich zweifle nicht, daß Du leidest, aber eigentlich habe ich Deine Strafe mir härter gedacht, als sie zu sein scheint." „Gut," antwortete der Verurteilte, „ich habe wohl gemerkt, daß Du so denkst. Aber strecke Deine Hand aus zu mir und berühre mich, dann wirst Du erfahren, was ich leide." Entsetzt wich der Freund zurück. „Es muß sein," fuhr jener fort, „es ist bestimmt, daß Du als ein Gezeichneter von dannen gehst: Du wirst von dem Zeichen nicht sterben, Du wirst es aber tragen." Da bot der lebende Freund die Hand dar und berührte das Gewand, und es war wie eine gierige Flamme. Darauf reckte der Tote seine Hand aus dem Kleide und von seinem Zeigefinger fiel ein Funke wie ein Tropfen Feuers auf die Hand des Genossen, brannte sie im Augenblick durch und sank dann zur Erde, bohrte in sie eine Vertiefung und verschwand darin. „So wie Du jetzt es gefühlt hast," sprach der Verdammte, „so brennen wir von innen und außen und so werden wir immer brennen ohne Ende der Zeiten." „Und welche Hoffnung habe ich," bat der Lebende, von Grauen erfaßt, „solcher Qual zu entrinnen?" Der Tote sprach: „Weshalb fragst Du mich, da Du doch schon vorher den richtigen Rat suchtest und fandest? Du hast bereut und hast gebeichtet; fahre fort darin und folge der Weisung Deines Priesters." Darauf der Genosse: „Noch bitte ich, sag' mir, aus welchem geistlichen Orden gelangen die wenigsten zur ewigen Verdammnis?" Der Verurteilte sprach: „Keinen Orden gibt es, aus dem niemand der Hölle verfiele; keinen, aus dem niemand zum ewigen Leben errettet würde. Einer aber besteht in der Kirche, der von uns, wie Du weißt, gehöhnt und verspottet ward, das sind die grauen Mönche, die Söhne von Citeaux. Dieser Orden ist groß und seinesgleichen gibt es nicht auf Erden. Von seinen Tugenden schweige ich, denn ich habe sie niemals geliebt, ein Ding aber ist, das ihn über alle anderen weit erhebt: die Königin des Himmels haben sie gemeinsam zu ihrer Herrin und Schützerin erwählt. Der Mutter des Allmächtigen haben sie sich alle als ihrer eigenen Mutter geweiht, sie hinwiederum breitet huldreich ihren Segensmantel über ihre Söhne. Und so wie mit einem ungeheuren Netz das Meer der Welt durchzogen wird, um die Fische zu fangen, so zieht dieser Orden die Menschen an sich, um ihre Seelen zu retten. Darum, willst Du Sicherheit des Heiles gewinnen, gib Dich dem Orden des heiligen Bernard anheim, unterwirf Dich seinem strengen Gebot, dann wird Gottes gewaltige Hand Dich demütigen, Dich aber um so gewisser am Tage der Heimsuchung erhöhen."

Digitized by Google

Als der Tote so gesprochen hatte, entstand ein furchtbarer Wirbelsturm, die Versammlung der Dämonen löste sich auf und mit heftigster Entrüstung fielen die Teufel über den verdammten Genossen her. „Wie," riefen sie, „Du willst ein zweiter Paulus werden! Unsere gewisse Beute entreißest Du uns, darum sollst Du zu Deiner Strafe noch das Entsetzliche leiden, das Deinem Freunde zugedacht war." So wüteten die Dämonen und bräuten, und so verließen sie nach und nach den Berg in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren. Einsam blieb der lebende Genosse auf der waldigen Höhe zurück und gab sich dankbar innigem Gebete hin, bis es zu tagen begann und mit dem Morgenstern am Himmel auch der Morgenstern im Herzen des reuigen Sünders zu leuchten anfing. So stieg er vom Berge herab, erzählte seinem Beichtiger die seltsamen Gesichte, dann trat er in ein Haus des grauen Ordens, wo er mit demütigem Eifer in den Abgrund der Selbstverwerfung sich stürzte, um aus dieser Tiefe am Ende seiner Tage zur höchsten Glorie der ewigen Freuden aufzusteigen.

* * *

Das unvollständige mittelhochdeutsche Gedicht, dem die vorstehende Erzählung entnommen ist, 649 Verse befassend, fand sich vor einigen Jahren im Kodex Nr. 412 des Chorherrnstiftes Vorau in Steiermark. Die lateinische Vorlage, die der Poet bearbeitet hatte, brachte ein glücklicher Zufall in einer Handschrift des Zisterzienserklosters Reun nächst Graz an den Tag, darnach ist das letzte Drittel der Geschichte von mir dargestellt worden. Der Stoff ist sehr alt, er war schon bei den Griechen vorhanden, auf deren Vorstellungen vom Jenseits er sich gründete; dann nahm das christliche Mittelalter ihn mit lebhaftem Eifer auf und verwendete den Pakt zwischen zwei Freunden, deren einer nach dem Tode binnen dreißig Tagen dem Lebenden erscheint, dazu, um bestimmte moralische Tendenzen durchzusetzen, Persönlichkeiten und Richtungen zu bekämpfen, endlich um strengere Ordnungen mönchischen Lebens wider mildere zu verteidigen und zu erheben. Die vorliegende Gestalt dient, wie man sieht, den heftigen Auseinandersetzungen, die zwischen den Benediktinern der Reform von Clugny oder Cluniazensern und zwischen den Zisterziensern des heiligen Bernard von Clairvaux ausgebrochen waren und über ein volles Jahrhundert, bis ins dreizehnte hinein, andauerten. Noch sind die Bettelmönche nicht aufgetreten, welche die beiden älteren Orden zwangen, sich in die Defensive zu begeben und deshalb unter sich zusammenzuschließen, noch bietet die arbeitsame Askese die sicherste Aussicht auf das himmlische Heil. Diese Umstände begrenzen die Zeit der Abfassung für das lateinische und das deutsche Werklein, deren poetischen Schwung und tiefreligiöses Empfinden man hoffentlich in meiner Nachbildung noch verspüren wird.

Wer für die Geschichte dieser Legende und ihrer Fassungen sich genauer interessiert, mag darnach sich in meinen Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters I. II. erkundigen, die ich 1898/9 in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht habe.

Digitized by Google

Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung.

Skizze von **Albert Wimmer.**

Wir leben im Zeitalter des gewaltigsten technischen Fortschrittes, in einer Epoche, welche täglich aufs neue frühere Unmöglichkeiten in Möglichkeiten umgewandelt sieht. Und kaum hat die Wissenschaft die Ausführung einer Sache als möglich erkannt, so setzt die Technik dieselbe auch schon in Wirklichkeit um.

Der menschliche Genius hat ein volles Recht, auf seine Leistungen in diesem Gebiete stolz zu sein, denn sie bedeuten für die Menschheit die stets gesteigerte Dienstbarmachung der Naturkräfte für ihre Zwecke, die stetige Verminderung der Hemmnisse, welche die Natur zwischen dem Wollen des Menschen und der Erfüllung seiner Absichten aufgetürmt hat.

Die praktischen Folgen dieser technischen Errungenschaften sind leicht zu kennzeichnen: sie bestehen in der Verminderung des Zeit- und des Kraftaufwandes, welche die Erzeugung der in Betracht kommenden Gegenstände nötig macht, sowie in der vollständigen Ausnützung des Rohmaterials, vielfach auch in der größeren Präzision der Ausführung. Da mit Hilfe dieser technischen Errungenschaften in der gleichen Zeit und mit dem gleichen Kraftaufwande stetig fortschreitend mehr Güter produziert werden als früher, so ist diese Mehrleistung gewiß als ein positiver Gewinn am sozialen Vermögen aufzufassen.

Die menschliche Gesellschaft ist ein unendlich komplizierter Mechanismus, welcher auf jähe Störungen und Änderungen seines Gefüges mit großer Empfindlichkeit reagiert. Der weitaus wichtigste Grundpfeiler dieses Gefüges ist die Art und Weise, wie sich die Gesamtheit in die für Alle nötige Arbeitsleistung teilt. Nach den heute gültigen Anschauungen erfolgt diese Arbeitsteilung von selbst unter dem regulierenden Drucke des Bedürfnisses der Allgemeinheit. Dieses Bedürfnis reguliert auch den Lohn der Arbeit, indem es die Leistungen je nach ihrer Güte und Schwierigkeit in Kategorien teilt. Diese Klassifikation, bezüglicherweise ihre reale Folge, die erhöhte Entlohnung für Besseres und schwerer Auszuführendes, birgt einerseits den mächtigen Ansporn für jeden einzelnen in sich, das möglichst Vollkommene in seiner Leistung anzustreben, andererseits aber auch die Notwendigkeit, zu diesem Zwecke einen mit der Höherspannung der Anforderungen stets größeren Teil seines Lebens für die Erwerbung des nötigen Könnens zu verwenden. Diese Lernzeit bedeutet bei den heutigen hohen Anforderungen ein Maximum, welches nur einmal aufgewendet werden kann, d. h., die

Digitized by Google

Fälle, in welchen die Erlernung noch eines zweiten, wesentlich verschiedenen Faches möglich ist, gehören zu den verschwindenden Ausnahmen.

Das soziale Vermögen besteht nun einesteils in den Gütern, welche die Gesamtheit besitzt, weit mehr jedoch in ihrer Fähigkeit, neue Güter hervorzubringen. Die Erfindung technischer Hilfsmittel, diese Güter mit geringerem Arbeitsaufwand und besserer Materialausnützung herzustellen, wird also nach beiden Hinsichten günstig auf das soziale Vermögen einwirken. Da aber die Gesamtheit von jeder Güterkategorie nur ein bestimmtes Maximalquantum aufnehmen kann, so stellt die Erreichung dieses Maximums durch weitaus geringere Arbeitskräfte als sonst die menschliche Gesellschaft in jedem neuen Falle wieder vor dieselbe ernste Frage: was geschieht mit den solcherart freigewordenen Arbeitskräften, welche — wie oben gezeigt worden ist — nicht ohneweiters auf anderen Schaffensgebieten verwendet werden können?

Bevor wir uns mit dieser Frage näher befassen, müssen wir unser Urteil durch Erwägungen anderer Art vorbereiten. Warum erfindet der Techniker eine neue Maschine, welche eine vollständige Revolution in dem betreffenden Arbeitsgebiete bedeutet? Tut er es aus Liebe zur Gesamtheit der Menschen, nur deren Wohl ins Auge fassend? Nein, gewiß nicht. Er wendet Zeit und Mühe bestenfalls aus Ehrgeiz an seine Erfindung, in den meisten Fällen lockt ihn die Hoffnung auf den oft reichen Ertrag des Patentes. — Vielleicht ist aber der Fabrikant, welcher die neue Maschine in seinem Betriebe einführt, ein edler Menschenfreund und kauft dieselbe an, um die bisher zwölfstündige tägliche Arbeitszeit seiner geplagten Arbeiter um die volle Hälfte zu kürzen? — Auch der unbedingteste Optimist wird es nicht wagen, diese Frage mit ja zu beantworten. Der Fabrikant führt die neue Maschine aus vielerlei Gründen ein, nur nicht aus idealen: er will vor allem durch Ersparung von Arbeitskräften einen höheren Reingewinn erzielen, dann aber auch durch bessere Qualität und besonders durch billigeren Preis seiner Produkte die Konkurrenz aus dem Felde schlagen.

Die Einführung der neuen Maschine wird also in erster Linie dem Erfinder und dem Fabrikanten Vorteil bringen, im günstigen Falle auch in gewissem Grade der Gesamtheit durch Verbilligung, teilweise auch Verbesserung der Produkte; letztere betrifft aber wohl fast stets nur das äußere Ansehen, äußerst selten die Qualität, besonders hinsichtlich der Ausdauer im Gebrauch. Nun sind aber gerade die wichtigsten aller Produkte, deren die Menschen unbedingt zum Leben bedürfen, ausschließlich Naturprodukte und als solche den Fortschritten der Technik, wie überhaupt der Industrie, höchstens nur in bezug auf ihre Verarbeitung zu Verkaufs- oder Gebrauchszwecken zugänglich; ihre Menge ist hingegen infolge der Beschaffenheit unseres Planeten in relativ enge Grenzen gebannt und nicht das allein: die heute produzierte Menge von Naturprodukten reicht für eine normale Lebensführung aller Menschen bei weitem gar nicht aus, denn Millionen leben infolge der sozialen Verhältnisse oder aus eigener Schuld im Unterernährungsverhältnisse. Dazu kommt noch, daß infolge psychologischer Ursachen eine jährlich wachsende Zahl von Arbeitskräften diesem wichtigsten aller Produktionszweige durch die Industrie

Digitized by Google

entzogen wird. Diese Umstände haben zur Folge, daß der Tauschwert der Naturprodukte gegenüber den Industrieerzeugnissen stetig wächst. Während also die technischen Neuerungen das für die Menschheit wichtigste, ihr Leben bedingende Gebiet in der Hauptsache selbst unberührt lassen, verbilligen sie nur Gebrauchsgegenstände von zumeist lateraler oder sekundärer Bedeutung.

Technische Erfindungen machen oft die Erfinder, noch mehr aber die sie ausnützenden Fabrikanten und auch die Händler zu reichen Leuten; aber steht dieser Erfolg für einzelne nicht in schreiendem Mißverhältnisse zu dem Elende, welchem die oft gewaltige Zahl der überflüssig gewordenen Arbeitskräfte nach ihrer Einführung preisgegeben ist? Besonders bei der heute so weit getriebenen Spezialisierung der Arbeitsgebiete und der dadurch bedingten zunehmenden Einseitigkeit der individuellen Ausbildung ist es für die vom Schicksal der Entlassung Betroffenen fast unmöglich, eine andere vollwertige Verwendung zu finden. Hierin liegt denn auch die Entstehungsursache jenes Massenproletariates, an welches die Begründer der modernen sozialpolitischen Ideen wohl kaum gedacht haben.

Ein Satz ist es, welcher uns heute stets entgegengehalten wird, sobald wir das Bedenkliche des überhasteten technischen Fortschrittes und seiner sozialpolitisch schädlichen Anwendung zur Sprache bringen, und dieser Satz lautet: „Der menschliche Fortschritt kann und soll nicht gehindert werden."

Ob diejenigen, welche diesen Satz bei jeder Gelegenheit anwenden und wie ein Dogma hochhalten, sich wohl jemals den Begriff „menschlicher Fortschritt" klar gemacht haben? — Ich glaube nicht; denn „menschlich" bedeutet hier ganz ausschließlich nur „wissenschaftlich und technisch" und es wäre wahrhaftig tieftraurig um den Menschen bestellt, wenn mit dieser Umschreibung sein Wesen erschöpfend gekennzeichnet wäre. In dieser Begriffsverfälschung liegt auch die Ursache, warum für den vorurteilslosen Beobachter heute zwischen Menschenwohl und Maschinenarbeit ein so scharfer Gegensatz zutage tritt. In dieser argen Verkennung des Menschlichen befangen, haben es eben die leitenden Faktoren seit lange verabsäumt, die Rechte der Menschen und die Rechte des technischen Fortschrittes in gesunder, harmonischer Übereinstimmung zu erhalten; sie haben untätig zugesehen, wie an die Stelle der gesunden, auf gerader Bahn erhaltenen Evolution die regellos und sprunghaft sich vollziehende Revolution getreten ist. So kommt es denn, daß der technische Fortschritt vielfach, statt belebend und segenspendend zu wirken, mitleidslos über immer neue Tausende vernichteter Existenzen hinwegschreitet und mit mathematischer, grauenvoller Sicherheit ein Menschenmaterial schafft, welches dem so vielersehnten Zukunftsstaate, wenn einst die Stunde seiner Entstehung schlägt, ein baldiges Grab in einem Chaos von Blut, Wahnwitz und Verbrechen bereiten wird. Das wird dann die entsetzliche Krönung des so lange geduldeten und propagierten „freien Spieles der Kräfte" sein, welchem wir heute schon so viele, schwer zu heilende Schäden und widersinnige Zustände verdanken.

An einem augenfälligen, wenn auch ein Phantasiegebilde künftiger Möglichkeiten darstellenden Beispiele möge man erkennen, in welch schwierige

Digitized by Google

Lage infolge einer an sich segensreichen Erfindung die Gesamtheit kommen könnte, wenn sie sich ihres zentralen, regulierenden Machtwillens begeben hat.

Die größte Erfindung, welche dem menschlichen Scharfsinne jemals gelingen könnte, wäre zweifellos die künstliche Darstellung der nährenden Bestandteile der Brotfrüchte aus billigen, unorganischen Materialien. Nehmen wir an, das solcherart hergestellte Produkt würde um ein volles Viertel billiger verkauft werden können als die entsprechenden Naturprodukte. Der Bauer, welcher heute schon hinsichtlich des Einkommens aus dem Erlöse der Bodenprodukte hart an der Grenze der Existenzmöglichkeit steht, müßte dann den Zerealien-Anbau sofort einstellen. Vielleicht ein Viertel der Landwirte könnte sich durch nunmehr alleinigen Betrieb der Viehzucht notdürftig halten, — wie aber stünde es mit den verbleibenden fünfzehn Millionen Bauern, nur in Österreich allein? Innerhalb unserer heutigen wirtschaftlichen Bedingungen müßte eine solche Erfindung zu einer Katastrophe führen.

Könnte die Industrie den plötzlichen Wegfall von fünfzehn Millionen Konsumenten ertragen? Könnte der Staat auf die Abgaben von fünfzehn Millionen Steuerträgern verzichten? — Gewiß nicht! Und doch sind dies nur zwei Fragen aus einem ganzen Komplex, welcher dann zu lösen sein würde. Unter diesen ist eine die weitaus wichtigste: Ist der Staat verpflichtet, die solcherart plötzlich um ihre Existenzfähigkeit Gebrachten zu entschädigen? — Vom Standpunkte des humanen Staatsgedankens ist diese Frage unbedingt zu bejahen. Eine vis major im Sinne der geltenden Rechtsbegriffe liegt hier zudem nicht vor, denn der Staat konnte ja die plötzliche Konkurrenzierung durch das neue Produkt, mithin auch deren Folgen, verhindern. Es muß aber auch gefragt werden, ob der Staat imstande sein würde, die gedachte Entschädigung wirklich zu leisten; diese Frage ist unbedingt zu verneinen, denn in diesem Falle müßte für beinahe die Hälfte der Menschen die andere Hälfte den Unterhalt bestreiten, wenigstens jahrelang, bis zur völligen Neuordnung der Verhältnisse.

Die Erfindung, aus mineralischen Stoffen vollen Ersatz für Brot zu gewinnen, würde gewiß die segensreichste seit dem Bestehen der Menschheit sein. Das angeführte Beispiel zeigt uns aber, wie diese Erfindung bei dem gegenwärtig allmächtigen Grundsatze des »Laisser faire, laisser aller» auf lange Zeit eine geradezu verhängnisvolle Wirkung ausüben würde. Auch im sogenannten Zukunftsstaate würde eine solche Erfindung ein derart radikales Eingreifen der zentralen Staatsleitung notwendig machen, daß selbst der zehnte Teil dieser diktatorischen Machtentwicklung in unserer „unfreien" Staatsform gänzlich undenkbar wäre, wenigstens heute noch. Zweifellos würde aber der „Zukunftsstaat", sein ideales Funktionieren vorausgesetzt, diese Sache ungleich vernunftgemäßer und humaner regeln können, als unsere so arg beschnittene Staatsgewalt dies heute vermöchte.

Es wurde gelegentlich dieses Beispieles auch die Entschädigungspflicht des Staates gegenüber Existenzen erwähnt, welche dadurch geschädigt wurden, daß der Staat die plötzliche Zerstörung ihrer Existenzbedingungen nicht verhinderte. Nun besitzen wir in unserem modernen Staatsleben eine Gruppe von Bestimmungen, welche unter dem Titel „Wasserrecht" zusammengefaßt werden. Es kann nämlich bei dem Baue von Bahnen, Straßen, Kanälen,

Digitized by Google

Leitungen u. dgl. geschehen, daß einerseits bestehenden Betrieben der nötige Wasserzufluß abgeschnitten oder gemindert wird, bestehende Rechte auf solche Betriebe aber anderenteils illusorisch gemacht werden. In allen Fällen, wo im Interesse der Gesamtheit anläßlich solcher Bauten das Enteignungsrecht in Anwendung kommt, besteht die Verpflichtung zu voller Entschädigung. Aus diesem Grunde gehen jeder Konzessionierung derartiger Bauten stets genaue und daher langwierige Feststellungen und Verhandlungen voraus, und wenn dann endlich das Unternehmen ins Leben tritt, so erfüllt es seinen Zweck im Dienste des Gemeinwohles, und zwar ohne jede Schädigung von Einzelexistenzen.

In allen diesen Fällen wird also einer Gruppe von Menschen, welchen durch die Durchführung einer neuen Einrichtung das Wasser, die Quelle ihres Lebensunterhaltes, abgeschnitten wurde, der ihnen erwachsene Schaden vom Staate vergütet, und zwar infolge einer gesetzlich festgelegten Verpflichtung des Staates. Wird aber den Tausenden von Menschen, welche durch Ausübung einer speziellen, mühselig erlernten Tätigkeit ihr Brot verdienen, durch die unvermittelte Zulassung der Maschine, welche ihre fernere Tätigkeit in dem erlernten Fache überflüssig macht, die Existenzmöglichkeit nicht gleichfalls gerade so abgeschnitten wie jenen Mühlenbesitzern das Wasser? Der Unterschied liegt nur darin, daß für die Müller und dergleichen ein Wasserrechtsgesetz, für diese Armen aber kein Existenzrechtsgesetz besteht. Man wird mit Recht darauf antworten, daß die ohnehin überlasteten Budgets unserer Staaten eine derartige Mehrbelastung, wie die Entschädigungspflicht in solchen Fällen, nicht vertragen. Dann gibt es eben nur einen Ausweg für die Betätigung der staatlichen Fürsorge: regulierendes, bestimmendes Eingreifen der Staatsgewalt in Gestalt einer weisen Vermeidung unnötiger Erschütterungen, eines vorsorglichen Ausgleiches aller Härten, mit einem Worte: man gebe das unglückselige Prinzip »Laisser faire, laisser aller« endlich auf und antizipiere solcherart den nützlichsten Teil der Verwaltungsmittel des Zukunftsstaates, welche zwar heute noch nicht in seinem Programme stehen, aus sehr naheliegenden Gründen, welche aber naturnotwendig die conditio sine qua non seines Bestehens bilden werden. — In diesem Mangel an Einflußnahme seitens des Staates liegt die Ursache der unaufhaltsamen, immer gewaltigeren Proletarisierung der großen Massen. Zweifellos wird für die Menschheit wieder eine Wandlung zum Besseren kommen, aber wenn es in gleicher Weise weiter geht, wird diese Wandlung nur aus dem Ekel der Menschheit vor sich selbst hervorgehen.

Jeder durch ein vorausgegangenes Übermaß erzeugte Zustand gipfelt im Ekel vor der Ursache dieses Zustandes und veranlaßt die extreme Vermeidung dieser Ursache: das Nachfolgende steht naturnotwendig im Gegensatze zum Vorausgegangenen. Wie im physiologischen Sinne, so liegt auch in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht die Quelle der Reaktion im Exzeß und beide stehen zu einander im geraden Verhältnisse. Wie die Schalen einer schwankenden Wage geht die Reaktion fast ebenso weit unter die Horizontale, als vorher der Exzeß über dieselbe hinausgegangen war. Die Horizontale bedeutet hier das natürliche Niveau der betreffenden menschlichen Ent-

Digitized by Google

wicklungsstufe; es entspricht auch diesem Bilde, daß die Höherentwicklung des Menschengeschlechtes nicht einer idealen, nach aufwärts führenden geraden Linie, sondern dem Finkenfluge gleicht, welcher in Wellenlinien sich hebt und senkt.

Es ist klar, daß dieses ewige Wechselspiel das absolute Maß der Aufwärtsbewegung sehr stark reduziert. Setzt man an die Stelle dieses Vergleiches das Bild der Vorwärtsbewegung, so läßt sich die menschliche Entwicklung noch sinnfälliger mit einem Wagen vergleichen, welcher öfter von der geraden Straße abweicht und jedesmal gezwungen ist, zur Gewinnung des richtigen Weges bis an die Kreuzung zurückzufahren, von welcher an er die falsche Richtung einschlug. Der Schaden liegt hier eben in der solcherart verursachten Verzögerung der Fahrt zum Ziele. Und will der Wagen den unliebsamen Umweg vermeiden und Zeitverlust ersparen, so muß er auf gut Glück querfeldein über Schollen und Gräben die verlassene gerade Straße zu erreichen suchen.

Die menschliche Entwicklung hat wie jede andere ihre gesetzmäßige Phasenfolge und sie läßt sich davon nichts abdingen: jede Phase muß durchgemacht werden, denn sie ist die natürliche Vorbereitungsstufe für die nächstfolgende. In diesem Hinweise ist die vornehmste Aufgabe des Staates gegeben, durch seine Fürsorge das bunte, im einzelnen divergierende Gewühl der Menschheit innerhalb der geraden Bahn zum Ziele zu erhalten und *auf jeder Stufe derart allgemein durchzubilden, daß diese Stufe als voll erreicht zu erachten ist* und eine vollwertige Basis für die nächste bildet. Maßgebend für die Beurteilung, ob eine Entwicklungsstufe voll erreicht sei, ist nur *allein das Niveau der großen Massen*, nicht dasjenige der vorauseilenden Ausnahmen, welche sich durch individuelle Veranlagung (oder auch höheren Drill) darüber erheben. Hier liegt auch eine andere Pflicht der staatlichen Leitung, die Obsorge für das materielle Wohlbefinden des Volkes, seine ausreichende Ernährung und seine Gesundheit; ein leerer Magen gibt einen guten Resonanzboden für die Trommelwirbel der Revolution und ein mit Alkoholdämpfen gefüllter Kopf entzündet sich leicht an ihrer Fackel. Zu dieser pflichtgemäßen Obsorge gehört aber gewiß auch die Verhinderung der Proletarisierung, und diese wird zum nicht geringen Teile durch die Überentwicklung der Industrie mit maschinellem Betriebe, durch die unvermittelte Vernichtung der Existenzfähigkeit der Kleinarbeit infolge plötzlicher Einführung technischer, tiefeingreifender Neuerungen verschuldet. Aus der entsprechenden Fürsorgepflicht des Staates resultiert gewiß kein Kampf gegen diese oft achtunggebietenden Errungenschaften menschlichen Könnens, sondern nur eine weise Verhütung der voraussichtlichen schädlichen Wirkungen. Es darf nicht vergessen werden: unsere heutige Technik steht ganz zweifellos auf einer weit höheren — man darf sagen, auf einer antizipierten — Entwicklungsstufe als der allgemeine Zustand der großen Massen in jeder Beziehung, und da ist wohl die zutage tretende krasse Disharmonie unserer Zeit recht begreiflich.

Digitized by Google

Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes.

literarische Studie von **Karl Jünger.**

I.

In ein paar Jahrzehnten vermag sich vieles zu ändern; Dichter kommen und gehen, werden berühmt und vergessen, erhoben und gesteinigt. Selten nur ist mir diese Wahrheit so zum Bewußtsein geworden als an jenen milden Herbstabenden, da ich auf dem stillen Friedhofe zu Hünshoven an dem Grabe eines Dichters stand, der einst ganz Europa von sich reden machte: ich meine das Grab von Nikolaus Becker, dem Dichter des Liedes: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein". Sechzig Jahre sind seit seinem Tode verflossen und bereits heute teilt Becker das Schicksal jener, die zu den Vergessenen zählen, ob ihr Lied auch weiterlebt in Herz und Mund unseres Volkes. Gegen dieses zunehmende Vergessenwerden, das einem Dichter droht, der uns, auch abgesehen von seinem Rheinliede, manches schöne Gedicht geschenkt hat, mögen meine Zeilen gerichtet sein.

Der Lebensgang des Dichters läßt sich in knappen Umrissen zeichnen. Am 8. Oktober 1809 in der rheinischen Musenstadt Bonn geboren, genoß er zunächst im Elternhause die Erziehung seiner gemütstiefen, feingebildeten Mutter, die eine Tochter des letzten Bürgermeisters der freien deutschen Rheinstadt Köln war; von ihr mag wohl auch seine dichterische Anlage stammen. Nachdem der Knabe die Bonner Stadtschule besucht hatte, machte er in seiner Vaterstadt und in Düren seine Gymnasialstudien. Nach dem Abiturientenexamen bezog er 1830 die Universität zu Bonn, um sich hier dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Aber anstatt fleißig die Kollegien zu besuchen, streifte er lieber in den Bergen und Wäldern des nahen Siebengebirges umher oder las alte und neue Dichtungen, wie er damals auch schon selbst solche schrieb.

Als er trotzdem Ostern 1833 seine erste juristische Prüfung glücklich bestanden hatte, trat er nach Ableistung seiner militärischen Dienstzeit bei dem Landgerichte in Köln als Auskultator in den juristischen Vorbereitungsdienst. Allein schon bald — nach dem im Jahre 1835 erfolgten Tode seiner Mutter — verließ er Köln wieder und zog nach der kleinen Stadt Geilenkirchen, wo seine jüngste Stiefschwester Cäcilie mit einem einfachen Gerichtsschreiber vermählt war. Denn da seine Vermögensverhältnisse ihm nicht erlaubten, lange Jahre zu warten, bis eine Richterstelle für ihn frei

Digitized by Google

wurde, konnte Becker den höheren Justizdienst nicht verfolgen, sondern wollte sich bei seinem Schwager für das Amt eines Gerichtsschreibers einarbeiten, einen Posten zwar voll eintöniger Arbeit, der ihm nicht viele Hoffnungen auf eine große Zukunft geben, ihn aber doch über Wasser halten würde. Dabei blieb ihm Muße genug, durch Spaziergänge und längere Ausflüge in die stille Umgebung Geilenkirchens seine geschwächte Gesundheit zu stärken und sich ungestört der Dichtkunst zu widmen. Allein auch hier vergaß er seine rheinische Heimat nicht. Häufige Reisen führten ihn nach Unkel, wo er mit seinen Freunden Wolfgang Müller, Karl Simrock, Gottfried Kinkel und Ferdinand Freiligrath zusammentraf.

Inzwischen war der August 1840 herangekommen. Die französische Kriegslust war wieder einmal aufs höchste gestiegen; offen rüstete man, um Preußen das linke Rheinufer zu entreißen. Das deutsche Volk lebte damals trotz der bewegten Zeiten in einer politischen Gleichgültigkeit ohnegleichen, und doch bedurfte es nur eines Anstoßes, um auch sein Nationalgefühl lichterloh emporflammen zu lassen: am 18. September 1840 erschien in der Trierischen Landeszeitung ein Gedicht von Nikolaus Becker mit der Überschrift „Der deutsche Rhein".

Der Bann war gebrochen. Keiner war über den beispiellosen Erfolg mehr erstaunt als der junge, bisher unbekannte Dichter. Der Verbreitungsgang des Liedes durch die deutschen Lande glich einem Triumphzuge. Bald bemächtigte sich die Musik des Liedes; über 180 Kompositionen erschienen, von denen jedoch keine wirklich volkstümlich wurde. In alle Sprachen Europas wurde das Gedicht übersetzt. Parodien aller Art erschienen in solcher Anzahl, daß, wie Louis Waeles mitteilt, der Vater Rhein schließlich in der „Rheinischen Allgemeinen Zeitung" an die deutschen Lyriker die Bitte richtete, ihn doch endlich gütigst zu verschonen, er sei „vor ihren Rheingeschenken bereits aus seinen Ufern gesprungen". Dem Dichter selbst sandten König Ludwig I. von Bayern und die Städte Mainz und Karlsruhe silberne Ehrenpokale, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der „Romantiker auf dem Throne", verlieh ihm ein Ehrengeschenk von tausend Talern und verschaffte ihm eine Stelle als Gerichtsschreiber in Köln, die der Dichter im Juli 1841 antrat.

Während Beckers Lied so in deutschen Landen alle Patriotenherzen höher schlagen ließ, weckte es in Frankreich lebhaften Widerspruch, der sich auch in dichterischen Erwiderungen Luft machte, deren beste wohl das Gedicht von Alfred de Musset »Le Rhin Allemand« ist mit dem Anfange »Nous l'avons eu, votre Rhin allemand«.

Inzwischen hatte sich die geschwächte Gesundheit des Dichters immer mehr verschlechtert. Als die Ruhe wiederkehrte und das Waffengeräusch verhallte, verstummte das Rheinlied, sein Dichter ward vergessen, was auch auf sein Gemüt nachhaltig gewirkt zu haben scheint. Im Februar 1845 zwang ihn ein schwerer Blutsturz, nach Geilenkirchen zurückzukehren, wo ihn nach längerem Leiden der Tod ereilte. Am 28. August 1845, einem prachtvollen Sommertage, schloß der Dichter für immer die Augen, indes die Lerchen und Finken ihm den Scheidegruß sangen und die goldenen Strahlen der scheidenden Sonne dem Verstorbenen den Weg zeigten ins Tal der Toten.

Digitized by Google

Wie er gelebt hatte, so starb er: still und ergeben in Gottes Ratschluß. Nachdem er bereits am 23. Juli die letzte Ölung empfangen hatte,*) erhielt er noch einmal kurz vor seinem Tode die heiligen Sterbesakramente aus der Hand des ihm befreundeten Dechanten, der auch seinen Totenzettel schrieb, in dem er uns ein tief empfundenes Bild von dem edlen Charakter des verstorbenen Dichters entwirft: „Schlicht und anspruchlos, bieder und offen, sanft und gemütlich, angenehm und liebenswürdig im Umgange, den Freunden, der Geselligkeit leicht sich hingebend, zog er sich ebenso gerne in sich selbst zurück und lauschte sinnend den Eingebungen seiner freundlichen Mühe. Ein treues Abbild seines edlen Herzens, seines reinen Gemüts ist in seinen Liedern aufbewahrt . . . Ehre dem deutschen Sänger! Segen seinem Andenken! Friede seiner Seele!“

Einige Tage darauf ward er auf dem kleinen Friedhofe zu Hünshoven ohne jeden Prunk zu Grabe getragen.

* * *

II.

Betrachten wir Beckers Gedichte, so können wir zwei Gruppen unterscheiden: diejenigen, die 1841 in der Sammlung bei Du Mont-Schauberg an die Öffentlichkeit traten, und solche, die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zerstreut sind.

Wie aber sollen wir seine dichterische Art mit kurzen Worten umgrenzen? Der Versuch, sie in einem einzigen klaren Begriffe zusammenzufassen, würde — wie bei allen wirklichen Künstlernaturen — scheitern. Unseres Erachtens hat die Würdigung von Beckers dichterischen Schöpfungen vor allem ein Doppeltes zu erwähnen: seine hohe Auffassung von des Lebens Schönheit und Wahrheit und einen feinen humoristisch-satirischen Zug. Diese beiden Eigenschaften kehren in allem wieder, was er in seiner Lyrik besingt: Natur, eigenes Ich und Verhältnis zu den Mitmenschen, Liebe, Vaterland.

Seit den Tagen der Romantik sind die Dichter immer und immer wieder zur Natur geflüchtet, um an ihrem Quell zu trinken, der nie versiegt, wie Herder sagt. Auch Becker hat dieser Liebe zur Natur seinen Tribut gezollt; ein selten starkes, feinsinniges Naturgefühl geht durch viele seiner Dichtungen. In ihr ist ihm die Schönheit des Lebens verkörpert; in engem Anschluß an sie findet er Frieden und Glück.

Jene höchste Innigkeit, Sichversenkung und Selbsteinkehr, die an wundervoll milden Sommerabenden über uns kommt, beschwört er in den Versen „An die Nacht“ vor unserer Seele herauf:

Du bringst mir Glück und Freude wieder.
Wenn du zur Ruh' gewiegt die Welt,
Der Schlummer endlich niederfällt
Auf ihre müden Augenlider.

*) Dies kündet uns ein mit seinem Blute befleckes, noch erhaltenes Notizbuch, in dem sich folgende ergreifende Aufzeichnungen finden: „22. Juli ein neuer Blutsturz; 23. Juli habe ich die letzte Ölung erhalten; 17. August neuer Blutsturz; 19. August nochmals; 23. August Blutsturz.“

Digitized by Google

Dann leis', daß keine Diele knarrt,
Schlüpfst du zum Tor auf leichten Sohlen,
Die Muse mir hereinzuholen,
Die lauschend an der Schwelle harrt.

Wie selig sitz' ich dir zu Füßen!
Nichts Fremdes drängt sich zu uns ein,
Als nur des Mondes milder Schein,
Die Sterne, die uns traulich grüßen.

Eine tote Biene regt ihn zum Gedichte an. Im weichen Blumenschoße ruht das kleine Tierchen wie in einem Blütensarge, den die Winde schaukelnd tragen; ihre Freundinnen umfliegen sie in langsamem Fluge und singen der Toten ein wehmütiges Grablied. Da denkt der Dichter an sein eigenes Leben; eines schnellen Todes möchte auch er sterben, wenn er tief sich eingesogen in des Lebens heit're Lust; seine Freunde aber würden zu seinem Grabe kommen, auf dem der frühlingsjunge Flieder blüht, und ihm den Scheidegruß bringen.

Und diesen Tod wünscht er sich fern dem lauten Lärm der Gassen, auf den waldbekränzten Bergen seiner rheinischen Heimat, auf denen er Student war und die er so sehr liebte:

. . . . Hier möcht' ich enden,
Auf dieses Berges ragendem Gestein,
Wo tausend Reben ihren Duft mir senden
Und unten zieht mit stolzem Gang der Rhein.

Wo neu die Seele glüht, die Blicke streifen
Hinüber fern in alles deutsche Land
Und alle Träume losgebunden schweifen,
Die, ach! so lange blieben festgebannt.

Ja, hier in voller Jugendkraft zu scheiden,
Hier in des Frühlings hellem Sonnenhaus:
Es wäre ja ein luftverklärtes Leiden,
Wenn hier du löschtest meine Fackel aus.

Ein letzt Gebet zu Gott empor gesendet,
Ein letzter Gruß dir, die mein Herz bezwang,
Und von dem Floß, das dort am Felsen wendet,
Ein deutsches Lied als letzten Erdenklang!

Noch tiefer als in die Natur dringt Becker ein in das Seelenleben, vor allem in das eigene Ich. In dem schönen Liede „Mein Bild" — das viele Kritiker für Beckers bestes Gedicht überhaupt halten, unseres Erachtens indes doch wohl mit Unrecht, — zeichnet er sich selbst, eine entblätterte Linde im kalten Winterschnee, durch die der Sturm seine düsteren Lieder singt, eine einsame Wasserrose auf tiefem See, die kein Schwanenzug sanft rudernd umkreist.

Seine Seele hat einen scharfen Blick für des Lebens Wahrheit. Sie weiß, daß das Leben hart und eisern ist, aber dennoch hofft sie. In äußeren

Digitized by Google

Leiden wendet der Dichter seinen Blick nach innen; gläubiges Gottvertrauen, stille Genügsamkeit und demütige Selbstbetrachtung geben ihm Stärke und Mut, sein Unglück mit Fassung zu tragen.

Allein er macht sich doch keine übertriebenen Hoffnungen vom Leben; denn auch er weiß, daß einst die müde Resignation an einen jeden von uns herantritt:

Und hat es mir gegeben,
Was es verheißend bot?
Ein Bettler ist das Leben,
Ein König ist der Tod.

Deshalb preist er auch das Unglück, diesen „Mann von Eisen", der uns mit rauher Hand aus dem Schlafe rüttelt und uns auf steiniger Bahn an tiefen Abgründen vorbeiführt, ob wir uns auch die Lippen wund rufen und die Seelen krank uns weinen um ein Stündlein Rast:

In Nöten wähnst du zu verblassen,
Doch merkst du erst, was du gewannst,
Wenn es dich endlich nun verlassen,
Auf ebnem Pfad du wandern kannst.

Du fühlst dein Auge sich erhellen,
Den Geist belebt ein neuer Schwung, —
Du dankst ihm, daß es als Gesellen
Dich mitnahm auf die Wanderung.

Ein tiefes Mitleid mit dem Unglück der leidenden Menschheit ist ihm eigen. Des alten Bettlers finsteres Gesicht, das ihm mitten im blühenden Frühling entgegenstarrt, gibt ihm die Verse:

Er hat die Frühlingswonne mir verdorben,
Der alte Bettler an dem grünen Hag,
Wie er so einsam, weltgeschieden lag,
Mit seinem Blicke kalt und abgestorben.

Ich senkte tief den Blick in die Ruinen
Versunk'ner Herrlichkeit. Wer hat erlebt,
Daß Lächeln einst um diesen Mund geschwebt,
Auf dieser Wange Freudenglut geschienen?

Von manchem Schönen, was der Tod gefodert,
Die Steine künden an der Grüfte Rand, —
Auf seiner Stirne tief gezeichnet stand,
Was unten in der stillen Brust vermodert.

Aber nicht nur ein ernster Zug geht durch die Gedichte, in denen Becker Vorgänge aus seinem Seelenleben schildert, auch ein feiner humoristisch-satirischer Ton klingt vielfach in ihnen wieder, nicht jener bittere Sarkasmus, der durch die Werke vieler Modernen gleich einem roten Faden sich hinzieht.

Auch sich selbst verschont er mit seinem Spotte nicht. Sein ganzes Hausgerät, das sich aus einem Tisch mit drei Füßen, einem Stuhl ohne

Digitized by Google

Lehne, einem Wasserkrug, einem Napf mit Grütze und sechs Büchern zusammensetzt, vermacht er — so erzählt uns „Des Dichters Vermächtnis“ — einem Musikanten und einem Notenschreiber, die ihm im Leben nahe gestanden sind; seine Gedichte verpfändet er einem Verleger, der dafür sein Leichenträger wird und ihm den Grabhügel aufwirft.

Sein eigentümliches Leben bei seinen Verwandten verspottet der Dichter in dem vortrefflichen Gedichte „Die treue Haut“ mit dem satirisch ausklingenden Schlusse:

Sie legten, als er krank und schwach,
Ihn in die Kammer unters Dach.
Sie sagten ihm: „Bist du gesund,
So tu' es uns nur eben kund.“
Doch hat er's nicht mehr kund gemacht;
Denn er verschied in selber Nacht.
Da klagten sie's den Nachbarn laut:
„Schad', daß er starb, die treue Haut!“

Wie es Becker gegeben ist, sein Seelenleben zu zeichnen, so singt er auch von einem tiefen Gefühlsleben, wie es sich in der Liebe offenbart.

Das Ideal, das ihm diese ist, malt er in dem Sonette „Gleich der Tanne“:

O, daß die Liebe sich versöhnend mischte
In dieses Lebens qualenvolle Mühen,
Die Wangen kühlte, die vom Kampfe glühen,
Und von der Stirne mild die Tropfen wischte!

Auf dem stolzen Schiffe seiner Geliebten, auf dem er als Matrose dient in Sturmesweh'n und Wogensprüh'n, möchte er in den Meeresgrund sinken, um die Angebetete seines Herzens mit starkem Arme zu fassen und mit ihr hinzuschwimmen zu einer fernen einsamen Insel:

Als dumpf des Sturmes Lied erscholl,
Die Woge sprühte,
Sie stand im wilden Donnergroll,
Ihr Auge glühte.

O, sänk' das Schiff in Meeresgrund
Mit Kiel und Maste,
Daß mitten in dem Wogenschlund
Mein Arm sie faßte!

Allein auch in seine Liebe schleichen sich Untreue und Verrat, wie das intime, zarte und wahrhaft schön geratene Gedicht „Der Scheiterhaufen“ zeigt:

In letzter Nacht, da hab' ich es geschaut,
Als mich gequält ein schweres Träumen,
Daß hoch ich zu des Himmels Räumen
Mir einen Scheiterhaufen aufgebaut.

Digitized by Google

Mit stillem Ernste häuft' ich Scheit auf Scheit
Von Freundestreubruch, Feindestücke,
Undank, Verrat, zerriss'nem Glücke,
Eiskaltem Hohn und tiefem Herzeleid.

Und als vollendet nun der Haufen stand,
Ein scharfer Wind darüber hauchte,
Da legt' ich, daß er flammt' und rauchte,
Ein brennend Brieflein dran von Frauenhand.

Und hoch und höher ward die Glut gefacht,
Es zuckten draus die roten Schlangen,
Die stechend mir zum Herzen drangen —
Den Schmerz noch fühlt' ich, als ich längst erwacht.

Seine höchste Liebe aber ist sein Vaterland, dem er in glühendem Patriotismus zugetan ist. Am Schlusse eines Gedichtes, das er gelegentlich einer akademischen Feier in Bonn verfaßte, schreibt er die schwungvollen Verse:

Drum zieht es uns, mit Freude zu begehen
Das Wiederfinden in der Mutter Haus;
Nach altgewohntem Brauch laßt es geschehen —
Die erste Schale bringt der Hehren aus;
Die zweite, wie es Bruderliebe fodert,
Es träufle eine Träne still hinein —
Den wackeren Herzen all', die ausgelodert,
Die sich der Himmel rief aus unsern Reih'n.

Die Dritte gelte unserm Männerstreben
Und dieser Stunde hoher Innigkeit,
Der Treue, die sich fand im Jugendleben
Und ausgedauert bis zur späten Zeit;
Und daß uns dann das Würdigste nicht fehlet,
Dem Stern, zu dem sich stets das Aug' gewandt,
Wofür die Seele glüht, der Arm sich stählet —
Die vollste Schale dir, o Vaterland!

Die Krone seiner vaterländischen Lyrik aber bildet das Rheinlied, über das sich Bismarck — sicher einer der kompetentesten Beurteiler in dieser Frage — im Jahre 1893 in Kissingen mit den Worten äußerte: „Beckers Rheinlied hatte die Wirkung, als ob wir ein paar Armeekorps mehr am Rhein stehen hätten, als wir hatten." Unseres Erachtens — und berufene Kritiker teilen darin unsere Anschauung — steht „Die Wacht am Rhein" von Max Schneckenburger, die ja stellenweise recht schwerfällig ist, hinter den fließenden, volltönenden Versen Beckers an dichterischem Werte zurück. Und hätte unseres Dichters Lied seinen Einzug in die deutschen Herzen in einer schwungvollen, wahrhaft volkstümlichen Melodie gehalten, so wäre ihm wohl das Geschick beschieden gewesen, das jetzt dem Gedichte des jungen Schwaben zugefallen ist. — — —

Digitized by Google

Fassen wir nochmals alles zusammen: Hat Becker uns im allgemeinen auch keine Lieder geschenkt, die in die Äternität hinüberschreiten, so verdient er doch, daß man dem Spiele seiner Phantasie und dem schönen, lichten Tone, der in allen seinen Schöpfungen wiederklingt, herzliche Aufmerksamkeit schenke. Das Rheinlied aber wird alle Zeiten überdauern, es ist nach den Worten des Königs Ludwig von Bayern „hinlänglich, damit seines Verfassers Name unsterblich werde". Sechzig Jahre ist sein Dichter nun bereits dahingegangen, und wir schauen über den Friedhof und hören im Geist die Worte verhallen, die er in „Des Dichters Vermächtnis" so schön uns vorgesprochen:

Euch aber will zum Angedenken
Das einzige, was mir verblieb,
Hier dieses warme Herz ich schenken,
Ihr sollt es halten wert und lieb!

Es ruht in seinem tiefsten Grunde
So etwas Qual der Menschlichkeit,
Und hier und dort hat eine Wunde
Geschnitten drein die arge Zeit.

Doch das ist alles dicht umsponnen,
Vergraben alles und versteckt;
Von manchem Lenz hab' ich die Wonnen
Wie einen Teppich drauf gedeckt.

Der Lerche Jubeln könnt ihr finden,
Den Blütenschnee, die klare Luft,
Der Bienen Summen durch die Linden,
Des Veilchens und der Primeln Duft.

Den lauten Bach, die stillen Haine
Verdämmernd in des Abends Strahl,
Tief innen ein Gefühl für eine,
Das nie sich bis zur Lippe stahl.

So soll mein Herz euch angehören,
Euch trösten in der kalten Welt,
Bis droben bei den sel'gen Chören
Für euch ich einen Platz bestellt.

Digitized by Google

Georg Freiherr von Vega.

Von **Dr. Franz Stumpf.**

In Zagorica, einem kleinen, bergumschlossenen Dörfchen der Pfarre Moräutsch bei Laibach, wurde der nachmalige berühmte Mathematiker Georg Freiherr v. Vega am 23. März 1754 als Sohn des Kleinbauers Bartholomäus Vega und seiner Ehefrau Helena geboren; er stammte (die von mehreren Autoren angenommene Herkunft aus einem spanischen Geschlechte ist längst als Fabel erwiesen) aus einer seit alter Zeit in seinem Geburtsorte und dessen Umgebung ansässigen slovenischen Bauernfamilie. Dafür spricht schon die vielfache Verbreitung dieses und ähnlicher Namen in Krain; Vega schrieb sich früher Vecha und erst seit etwa 1780 findet man die jetzige Schreibweise, ohne daß wir den Grund dieser Namensänderung kennen. Georgs Vater starb schon 1760, als jener noch ein Knabe war.

Im Alter von ungefähr 12 Jahren sehen wir den Knaben, wahrscheinlich auf Anraten guter Freunde, welche sein Talent und seine Fähigkeiten erkannten, nach Laibach ins Lyzeum wandern, begleitet von tausend Segenswünschen der Seinen. Vollständig mittellos, durchkämpfte Vega eine schwere Jugend, fand aber bald gute Menschen studierte mit eisernem Fleiße und glänzendem Erfolge und absolvierte 1775 als Primus das Gymnasium.

Seinen vorzüglichen mathematischen Kenntnissen verdankte er im Alter von kaum 21 Jahren (1775) die Stelle eines k. k. Navigationsingenieurs in Innerösterreich mit dem Gehalte von fl. 600, — für die damalige Zeit gewiß eine gute Stellung. Aber diese Verwendung behagte ihm nicht und so finden wir ihn 1780 als gemeinen Kanonier beim 2. Artillerieregiment in Wien, wohin ihn seine entschiedene Neigung für den Militärstand trieb, wie er selbst in der Vorrede zum III. Band seiner mathematischen Vorlesungen gesteht. Und in der Tat hatte er dort seinen richtigen Platz gefunden; in der kurzen Zeit eines Jahres avancierte er zum Unterleutnant und wurde schon 1782 als Lehrer der Mathematik an die Schulen des österreichischen Artilleriekorps berufen, womit er das weite Feld seines ausgezeichneten Wirkens betrat. Vega war Autodidakt und mit der ihm eigenen Energie und Geistesschärfe verfolgte er sein Ziel, in Euler und Lagrange seine berühmten Vorbilder erblickend. Wie sehr er diesen nahe kam, besagt der Ausspruch des gelehrten Herzogs Ernst von Koburg-Gotha, der sich einst über den von ihm hochgeschätzten Vega äußerte: „Ich wußte wohl, daß Euler einen Nachfolger finden werde. Vega ist der neubelebte Euler.“ Mit eigenem Scharfsinn sah Vega in sich nicht bloß den Lehrer,

Digitized by Google

er ging weiter und suchte die Artillerie in jeder Hinsicht emporzubringen; und in der sicheren Erkenntnis, welche Bedeutung für dieses Gebiet die Mathematik habe, griff er selbst zur Feder und in unglaublich kurzer Zeit, im Februar 1782, — er war damals 28 Jahre alt und erst seit zwei Jahren Soldat, — erschien sein Erstlingswerk „Vorlesungen über Mathematik", I. Teil, „mit hoher Bewilligung" bei Trattner in Wien in Druck. Das Werk umfaßt 4 Bände, die der Reihe nach erschienen und eine erkleckliche Anzahl von Auflagen erlebt haben, was schon allein für ihre hohe Bedeutung spricht. Es erregte wegen der Reichhaltigkeit des aufgenommenen Stoffes, wegen seiner leichten Verständlichkeit und gediegenen Schreibart wie wegen der systematischen Anordnung im In- und Auslande sofort das größte Aufsehen. Vega war aber auch der erste, der die Analysis und die höhere Mathematik in den Artillerieschulen einführte, und hat sich so den Ruhmestitel eines wissenschaftlichen Begründers des österreichischen Artilleriewesens erworben. Mit scharfem Geist und außerordentlichem Geschick war er darauf bedacht, alle seine Erfahrungen und Beobachtungen als Lehrer und Praktiker zu Gunsten seines Werkes auszunützen, da er die Überzeugung hatte, daß der Fortschritt des Artilleriewesens nur durch gründliche mathematische Kenntnisse erzielt werden könne und davon unzertrennlich sei. Daß seine Bemühungen und seine Erfolge im richtigen Fahrwasser sich bewegten, indem er die Artillerie durch möglichst große Ausbreitung der mathematischen Wissenschaft zu heben trachtete, hat der Gang der späteren Kriegsereignisse durchaus bewiesen; Vega hatte ja selbst nach zwanzig Jahren unermüdlicher Tätigkeit die Genugtuung, sagen zu können (in der Vorrede der im Jahre 1802 erschienenen 3. Auflage des I. Bandes seiner Vorlesungen): „Nun sind es gerade zwanzig Jahre, daß dieser erste Teil meines Lehrbuches in den mathematischen Schulen des k. k. Artilleriekorps zum Leitfaden des Unterrichtes eingeführt ist. Die dreizehn Kriegsjahre dieses Zeitraumes haben den Satz, daß die Mathematik die sicherste Grundlage der echten Kriegswissenschaft ist, für alle kultivierten Nationen evident gemacht. Ich selbst genoß das belohnende Vergnügen, mich in den Feldzügen sowohl gegen die Pforte als auch gegen Frankreich zu überzeugen, daß diejenigen meiner Schüler, welche sich mit ununterbrochenem Eifer den mathematischen Wissenschaften gewidmet hatten, sich vorzüglich auch vor dem Feinde durch kluge Tapferkeit auszeichneten und zur Aufrechthaltung und Vermehrung des alten Ruhmes des österreichischen Artilleriekorps bestens mitgewirkt haben." Und in derselben Vorrede teilt er mit, daß „sehr viele, selbst aus der gemeinen Mannschaft, ihre wenigen Ruhestunden aus eigenem Antriebe dieser Wissenschaft gewidmet haben, welches ich nicht ohne innige Rührung sehr oft als Augenzeuge wahrzunehmen Gelegenheit hatte."

Und das schrieb Vega in einer Zeit, wo der deutsche Mathematiker Kästner in Böhms „Magazin für Ingenieure und Artilleristen" urteilt: „Der mathematische Beweis ist freilich nicht für unsere deutschen Artilleristen von gewöhnlichem Schlag, deren mathematische Kenntnisse die Ausziehung der Kubikwurzel zum Gipfel haben." Vega hatte diese Schranken schon damals durchbrochen und glänzend bewiesen, daß wenigstens die österreichischen Artilleristen doch etwas mehr verstünden.

Digitized by Google

Um kurz den Inhalt dieses Werkes — des I. Bandes seiner Vorlesungen — anzudeuten, sei nur erwähnt, daß es die Rechnungsarten mit den verschiedenen Zahlen, die Verhältnisse und Potenzen, die Gleichungen und Reihen nebst Tafeln mit verschiedenen Größen umfaßt, welche für den praktischen Mathematiker von größtem Vorteil sind, — also schon um ein Beträchtliches mehr, als heute an den Mittelschulen gelehrt wird.

Schon im nächsten Jahre (1783) erschienen im gleichen Verlage seine ersten „Logarithmisch-trigonometrischen Tafeln" in zwei Teilen, 7stellig, die er mit Hilfe seiner Untergebenen, auch gemeiner Kanoniere, deren Mitwirkung er dankbar anerkennt, neu berechnete. Durch diese Tafeln sowie durch das 1793 erschienene logarithmisch-trigonometrische Handbuch machte Vega seinen Namen in ganz Europa bekannt und seine Zeitgenossen ließen es auch an Anerkennung nicht fehlen. Und wenn auch die meisten seiner Werke jetzt überholt sind, so sind seine logarithmischen Tafeln bis zum heutigen Tage in vielfacher Verwendung und unübertroffen. Für den Wert derselben spricht die außerordentlich große Anzahl der Auflagen (bisher 80) und der Umstand, daß sie fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden.

Im Jahre 1784 wurde Vega zum Oberleutnant befördert und im gleichen Jahre erschien der zweite Teil seiner mathematischen Vorlesungen, die theoretische Geometrie, die ebene und sphärische Trigonometrie, die Anfangsgründe der praktischen Geometrie, eine Abhandlung über krumme Linien und die Differenzial- und Integralrechnung enthaltend. Durch dieses Werk führte er besonders die höhere Mathematik als Lehrgegenstand in die Artillerieschulen ein. Man wird diesen bedeutsamen Fortschritt und das große Verdienst Vegas zu würdigen wissen, wenn man sich vor Augen hält, daß diese Disziplin damals noch sehr jung war, trotzdem Männer wie Newton, Leibnitz, Taylor, Euler und Lagrange ihre besten Kräfte der Erforschung und Ausarbeitung dieses Gebietes widmeten. Als 1786 Kaiser Josef II. das k. k. Bombardierkorps in Wien errichtete, wurde Vega, der mittlerweile zum Hauptmann vorgerückt war, als Professor der Mathematik an diese Schule berufen. Seiner nimmermüden Feder verdanken wir in diesem Jahre die „Praktische Anleitung zum Bombenwerfen" und im nächstfolgenden Jahre (1788) den III. Teil seiner mathematischen Vorlesungen, enthaltend die Mechanik der festen Körper, wobei mit besonderer Gediegenheit das Kapitel über den Wurf, die Ballistik, ausgearbeitet ist, was ja für die Zwecke, denen das Buch dienen sollte, von hervorragender Wichtigkeit ist. Auch hier wird wieder ausgedehnter Gebrauch von Leibnitzens Lehre des mathematisch Unendlich-Großen und -Kleinen und von der Differenzial- und Integralrechnung gemacht, weil sie, wie Vega selbst sagt, uns auf dem kürzesten Weg an die Grenzen des Verstandes führt und weil sie die sicherste Warnung vor Irrlehren ist.

Wenn auch Mathematik und Physik einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben, wenn auch daher zugegeben werden muß, daß nach dem gegenwärtigen Stande manche Sätze, die Vega aufgestellt, nicht mehr als richtig angesehen werden können, so darf man doch nicht geringschätzig über den Wert der Arbeiten Vegas aburteilen.

Digitized by Google

Schon bei der Herausgabe des dritten Teiles seiner Vorlesungen war Vega in der Zwangslage, außerordentlich rasch arbeiten zu müssen, so daß er es selbst für notwendig hielt, eine Beilage dazu erscheinen zu lassen, um die gehörige Vollständigkeit zu erzielen. Schuld daran waren die Gewitterwolken, die an der türkischen Grenze und in Belgrad sich zusammenzogen. Vega vertauschte für einige Zeit die Feder mit dem Schwerte, das er fürderhin ebenso gut zu führen verstand. Auch mitten in den Kriegsstürmen, pulvergeschwärzt zurückgekehrt vom Schlachtfeld, finden wir ihn mit seinen Arbeiten beschäftigt und gerade in dieser Zeit vollendete er einige seiner wissenschaftlichen bedeutendsten Werke.

Schon im Jahre 1788 bat er um Einteilung zu der im Felde stehenden Armee und zog, nachdem ihm 1789 die Erlaubnis dazu gegeben worden war, zum Kampf aus gegen den Feind. Er ging mit Laudons Heer vor Belgrad, wo er die Leitung mehrerer Mörserbatterien erhielt. Dabei beobachtete er, daß die vier mit 100pfündigen Mörsern besetzten Batterien nicht so weit reichten wie die nur wenige Schritte vorgelegenen mit 60pfündigen Mörsern bestückten Batterien, obwohl man auf die ersteren außerordentlich große Hoffnungen gesetzt hatte. Vega ließ nun, vertrauend auf die gute Montierung der Mörser, die Pulverladung vermehren und änderte die Ladeweise durch Einschieben kleiner Holzstücke, worauf die Bomben ihr Ziel erreichten. Das unerwartete Einschlagen der Riesengeschosse während des 7. und 8. Oktobers 1789 brachte die feindlichen Batterien in förmliche Deroute und am 8. Oktober ergab sich die Festung. Vega überließ bescheiden alles Verdienst den Kommandanten beider Batterien und anderen Offizieren, obgleich der Erfolg ihm zuerkannt werden muß und der preußische Minister Hertzberg sagt, Vegas Entdeckung sei der Gnadenstoß für die Türken gewesen.

Ich kann hier eine Episode nicht übergehen, die die Unerschrockenheit und den kühnen Mut Vegas im schönsten Lichte zeigt. Zur Rekognoszierung der feindlichen Stellungen begab er sich einst in die vordersten Laufgräben, die von den feindlichen Geschossen wiederholt getroffen wurden. Als er nach zwei Stunden nicht zurückgekehrt war, fürchteten seine Kameraden für ihn und sandten einige Soldaten auf Suche aus. Sie fanden ihn in einem Laufgraben sitzen, in die Berechnung seiner Logarithmentafeln vertieft, unbekümmert um Tod und Verderben ringsum, obgleich in seiner unmittelbaren Nähe eine feindliche Bombe eingeschlagen hatte und dort explodiert war.

Da aber König Friedrich Wilhelm II. aus Eifersucht über die glänzenden Siege der kaiserlichen Waffen sein Heer in Schlesien zusammenzog, mußte ein Teil der Truppen von Belgrad zur Deckung der Grenze nach Mähren eilen; unter diesen befand sich auch Vega. 1790—1792 finden wir ihn in der Kantonierung in Leipnik in Mähren und auch hier arbeitete er im Angesichte des Feindes rastlos an seinen Werken und verfaßte hier den Zusatz zum III. Teil seiner mathematischen Vorlesungen. Darin befindet sich auch eine von ihm entdeckte und berechnete Anordnung eines Räderwerkes mit Scheibe, durch welche eine gewöhnliche Stockuhr mit Schlagwerk zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht werden kann. Wenn auch die praktische Ausführung dieses Problems strittig ist und diese öfter dem Frater David als Entdecker zugeschrieben wird, so gebührt das Verdienst der

Digitized by Google

theoretischen Erklärung und Behandlung unbedingt Vega. Ende 1792 kehrte Vega nach Wien zurück, rückte zum Major vor und wurde 1793 Korrespondent der großbritannischen Sozietät der Wissenschaften in Göttingen.

Die französische Nationalversammlung hatte am 20. April 1792 an Österreich den Krieg erklärt unter dem Vorwande, daß Österreich die Emigranten unterstütze; damit beginnt die glänzendste und ereignisreichste Epoche in Vegas Leben, der wieder freiwillig ins Feld zog und unter Feldmarschall Graf Wurmser das Kommando über die Belagerungsartillerie erhielt. Und wiederum im Angesichte des Feindes legte er in Frankenfeld im Elsaß die letzte Hand an sein logarithmisch-trigonometrisches Handbuch. Wurmser stand damals in der Pfalz und hatte nach den Befehlen des Wiener Kriegsrates die Aufgabe, die Weißenburger Linien, eine Reihe von Feldschanzen, von Vauban angelegt und vom Rhein bis Weißenburg sich hinziehend, anzugreifen und zu stürmen und dann auf Straßburg vorzurücken. Am 13. Oktober 1793 wurde das Unternehmen glücklich durchgeführt, die feindliche Besatzung vertrieben und so der Weg ins Elsaß geöffnet. Bei allen Kämpfen war Vega an der Spitze zu sehen und sein eigenstes Verdienst ist es, daß das feste Lauterburg unblutig und schnell kapitulierte. Dies beweisen zwei Zeugnisse, welche von acht Offizieren unterschrieben und vom Generalmajor Frank bestätigt sind. Es heißt darin: „Vega nahm zwei Divisionen, welche den Belagerungstrain zu decken hatten, und postierte sie in der Nähe Lauterburgs außerhalb der feindlichen Schußlinien. Dann sprengte er ganz allein zur Stadt bis zur Zugbrücke. Dort angelangt, forderte er mit entschiedenen Worten, daß die Stadt sich ergebe; das geschah auch. Darauf führte er beide Divisionen in die Stadt, dislozierte sogleich die nötigen Wachen, ließ sich die Schlüssel aller Magazine übergeben und übernahm in diesem kritischen Augenblick das Kommando der Stadt. Er führte dasselbe mehrere Tage, bis vom Feldherrn neue Befehle eintrafen, so vorzüglich, hat so treffliche Dispositionen getroffen, daß Unordnungen, wie sie bei solchen Gelegenheiten vorzukommen pflegen, vollständig hintangehalten wurden. Dies erreichte er aber dadurch, daß er in der besetzten Stadt durch 14 Stunden ununterbrochen, den Säbel in der Hand, die Patrouillen selbst kommandierte."

Nach dem mißlungenen Handstreich auf Straßburg schritt Wurmser zum Angriff auf das auf einer Rheininsel in der Nähe von Straßburg liegende und dessen Talsperre bildende Fort Louis, das als uneinnehmbar galt, da er es zum Stützpunkt seines linken Flügels machen wollte.

Am 10. November 1793 griffen die Österreicher unter dem Kommando des Generalmajors Lauer an. Der Platz widerstand der Beschießung und auch dem gewaltsamen Angriff, und da außerdem Entsatz durch die Franzosen bevorstand, hatte Wurmser schon alle Hoffnung aufgegeben. Schon wurde Vega, der die Belagerungsartillerie kommandierte, bedeutet, daß ihm allein die Schuld würde beigemessen werden, falls das Unternehmen gegen Fort Louis unglücklich verliefe. In dieser Weise wurde auch am 12. November bei der Mittagstafel in Gegenwart aller Gäste gesprochen. Vega aber behauptete, er getraue sich, falls er frei verfügen könne, durch bloßes Artilleriefeuer binnen 24 Stunden die Festung zur Übergabe zu zwingen. Darauf versicherte ihm GM. Lauer öffentlich, er würde ihn für den Maria Theresien-

Digitized by Google

Orden in Vorschlag bringen, falls er dies fertig brächte. Vega teilte seinen Angriffsplan mit, er wurde gebilligt und Vega sprang sofort vom Tische auf und schritt unverzüglich zur Ausführung. Trotz der Ungunst der Witterung, trotz der angebrochenen Nacht wurde mit größter Kraftanstrengung gearbeitet; schon um $^1/_4$11 Uhr erdröhnten die neu angelegten Batterien und in der Tat kapitulierte am 14. November mittags Fort Louis mit 107 Offizieren und 4300 Mann nach einer kaum 12stündigen Beschießung, welche hinreichte, die Festung in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Vega hatte mit größter Anstrengung unter persönlicher Aufsicht Haubitzen auf eine dominierende Höhe führen und dann seine Granaten mit übervoller Ladung und einer bis dahin ungebräuchlichen Elevation von 15° nach der Festung schleudern lassen. So benützte er zum ersten Mal bei diesen Geschützen den direkten Schuß und steigerte zudem die horizontale Wurfkraft um ein Bedeutendes. Vega wurde auch in der Tat für das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens vorgeschlagen und einstimmig desselben für würdig befunden, erhielt es aber damals aus unbekannten Gründen nicht.

1793 erschien, größtenteils vor dem Feind ausgearbeitet, Vegas logarithmisch-trigonometrisches Handbuch, dessen ich schon früher Erwähnung getan habe. Im folgenden Jahre 1794 vollendete Vega bei der oberrheinischen Armee sein größtes und epochalstes Werk, den Thesaurus logarithmorum completus, also die vollständige Sammlung logarithmisch-trigonometrischer Tafeln, herausgegeben bei Weidmann in Leipzig, die er nach Andrian Vlaq verbesserte, neu ordnete und vermehrte. Zuletzt wurde dieses Buch 1896 in Florenz neu verlegt. Es ist ein Werk, das an Genauigkeit und Gediegenheit seinesgleichen sucht; welch kolossale Mühe diese undankbare Beschäftigung, wie Vega selbst sie nennt, kostete, beweist schon der Umfang desselben von ungefähr 700 Seiten, die meist mit einer Unzahl von Ziffern und Zahlen angefüllt sind. Die von Vlaq herausgegebenen Werke »Aritmethica logarithmica« und »Trigonometria artificialis« wurden mit allem Eifer geprüft, die Fehler verbessert, überhaupt wurde beim Druck und bei der Korrektur mit der größtmöglichen Genauigkeit vorgegangen. Trotzdem verpflichtet sich aber noch Vega auch hier wie bei den logarithmisch-trigonometrischen Tafeln, für jeden an ihn bekannt gegebenen Fehler einen kaiserlichen Dukaten zu zahlen, damit man auf diese Weise doch endlich einmal fehlerfreie logarithmische Tafeln erhalte. Daß diese Tafeln an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, beweist schon der Umstand, daß innerhalb eines Jahres nach dem Erscheinen nur zwei Fehler zur Anzeige kamen, wie Vega selbst in einer Anmerkung des II. Bandes seiner mathematischen Vorlesungen anführt, die auch deshalb von Interesse ist, weil sie eine Reihe von ihm aufgedeckter Fehler früherer logarithmischer Werke enthält.

Es liegt mir ferne, ein abfälliges Urteil über die logarithmischen Tafeln Vlaqs, dieses gelehrten niederländischen Buchhändlers, zu fällen. Die Seltenheit seiner Bücher veranlaßte aber Vega zu seiner Arbeit; das Verdienst gebührt ihm entschieden, das Bedürfnis nach besseren und richtigeren Tafeln erkannt zu haben, und durch unermüdliche Ausdauer gelang es ihm auch, in bewundernswerter Weise diesem Bedürfnis abzuhelfen. Vega hat

Digitized by Google

damit ein Werk geschaffen, von welchem der deutsche Mathematiker Bremiker 1882 schreibt, daß es noch jetzt die besten zehnstelligen Tafeln enthalte.

Bedenkt man die Geduld, Mühe und Ausdauer, welche Vega auf die Ausarbeitung seiner Werke verwendete, den geringen materiellen Gewinn (in Österreich fand sich nicht einmal ein Verleger seines Thesaurus und anderer Werke), ferner daß er meist unter Gottes freiem Himmel, im Angesichte des Feindes an seinen Werken arbeitete, ohne daß er dabei im mindesten seinen Waffendienst vernachlässigte, ja, im Gegenteil diesem in glänzender Weise nachkam, so wird man ihm Anerkennung, Wertschätzung und Bewunderung nicht versagen können. Im April und Mai dieses Jahres (1794) hielt sich Vega in Stuttgart auf und wurde dort — ich erwähne dies als interessantes Kuriosum — wahrscheinlich mit Schiller bekannt und verkehrte mit ihm, wie man mit einiger Sicherheit aus einem Briefwechsel entnehmen kann, den der Philosoph Erhard mit Baron Herbert führte.

Schon im Dezember 1794 finden wir Vega wieder auf dem Kriegsschauplatze; er nahm an den Kämpfen von Mannheim vom 15. bis 24. Dezember hervorragenden Anteil. Besonders tat er sich bei der Räumung der Rheinschanze vor dieser Stadt hervor, indem er mit kühnem Wagemut und größter Ausdauer alle Geschütze trotz außerordentlich widriger Zustände in Sicherheit brachte. In einem amtlichen Berichte darüber heißt es u. a.: „Beim Beginn des feindlichen Bombardements in der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember ließ er (Vega) sich unaufgefordert in die Rheinschanze überschiffen, obwohl die Überfahrt durch feindliche Kugeln gefährdet war, ermunterte dort durch seine Gegenwart im stärksten feindlichen Kreuzfeuer die Artilleriemannschaft zur Befolgung der ergangenen Anordnungen und schiffte dann unter Lebensgefahr wieder zurück, um Rapport zu erstatten. Am 24. führte Vega wieder unter Lebensgefahr die Ablösung in die Rheinschanze, obwohl ihm GM. Funk erlaubte, an diesem Tage auf dem rechten Rheinufer zu bleiben. Vega aber ging doch, weil er große Gefahr für die Schanze vermutete, und in der Tat mußte dieselbe am 25. Dezember übergeben werden. Ein Glück, daß Vega dabei war, er traf sofort die schleunigsten und geeignetsten Maßregeln, und trotzdem der Rhein teilweise zugefroren war, trotzdem es an Transportschiffen mangelte, trotz des Hochwassers und des hohen Eisganges und der Dunkelheit der Nacht gelang es ihm, nachdem er mit übermenschlicher Anstrengung eine große Plätte aus dem Eise herausgehackt hatte, alles Geschütz zu retten."

Mitten im Kampfgewühl, unter dem Donner der Kanonen, entwarf hier Vega die Konstruktion zweier Mörser mit den dazu gehörigen geeigneten Lafetten, die auch wirklich auf Anregung des Herzogs Albert von Teschen gegossen wurden. Die Erwartungen, die Vega auf diese Mörser setzte, wurden nicht getäuscht, denn die vor Mannheim durchgeführten Versuche ergaben geradezu glänzende Resultate, indem ihre Wurfweite die der alten Mörser besten Systems beinahe um das Doppelte übertraf. Unbegreiflich ist es, daß diese Mörser, obwohl sie im nächsten Jahre 1795 bei der Belagerung von Mannheim sich glänzend bewährten und die Entscheidung herbeiführten und 1816 bei den Versuchen in Wien die vorzüglichsten Resultate ergaben, doch erst 1838 mit geringen Abänderungen in der österreichischen

Digitized by Google

Artillerie eingeführt wurden. Ihre Feuerprobe bestanden sie, wie schon erwähnt, bei der Belagerung von Mannheim (13.—21. November). Vega, der sich hier ganz besonders ausgezeichnet hatte, postierte sie auf einer Mannheim beherrschenden Höhe, dem sogenannten Rabenstein, — eine Anhöhe, welche wegen der großen Entfernung von der Stadt für Geschütze älteren Kalibers nicht in Betracht kam, — und warf ununterbrochen mit seinen weittragenden Mörsern Bomben in die Festung und bedrängte auf diese Weise die Belagerten so, daß schon am 21. November durch Kapitulation sein Werk gekrönt wurde. Wurmser bezeugte seine Freude dadurch, daß er diesen großen Erfolg ganz besonders Vega zuschrieb und ihn zum zweiten Male für das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens vorschlug mit der Begründung, daß sich der Erfinder nicht nur bei der Belagerung von Mannheim Verdienste erworben, sondern auch „daß durch die Benützung dieser Mörser sich jede künftige Belagerung und jede Beschützung der k. k. Artillerie zweifellos besser gestalten und daher den k. k. Waffen zu großem Nutzen und dem Feinde zu bedeutendem Nachteil gereichen" würde. Diesmal erhielt auch Vega den Maria Theresien-Orden, nachdem er desselben im Ordenskapitel einstimmig für würdig befunden worden war.

Im Jahre 1795 veröffentlichte Vega seine Arbeit „Bestimmung des Halbkreises, dessen Halbmesser 1 ist ꝛc." auch in französischer Sprache. 1796 wurde er der Hauptarmee unter Erzherzog Karl zugeteilt, war beim Rückzug Artillerie-Kommandant in Mainz, beteiligte sich dann beim Vorrücken der österreichischen Truppen an allen größeren Affären, so besonders bei der Blockade von Mainz, bei Wiesbaden, gab den Ausschlag im Gefecht bei Dietz an der Lahn und führte so die vollständige Niederlage des Feindes herbei, schließlich war er noch hervorragend engagiert bei der Belagerung und Eroberung Kehls. Der ungünstige Gang des Krieges in Italien, wo Napoleons Stern am Ruhmeshimmel emporstieg, und der sich anschließende Friede von Campo Formio am 17. Oktober 1797 entrissen aber den kaiserlichen Waffen den mit so viel Blut und Mühe erkämpften Siegespreis. Vega fiel die Aufgabe zu, die Belagerungsartillerie in die Erbländer zurückzuführen, eine Aufgabe, die er mit glänzendem Erfolge löste.

Damit schließt die kriegerische Laufbahn Vegas; er kehrte nach Wien zurück, befaßte sich mit Studien, besonders über das Artillerieweſen, arbeitete an neuen Bombenwurftabellen und Ricochet-Tafeln, die leider nicht vollendet wurden, und wurde vielfach zu den Beratungen über die Reform des Artillerieweſens beigezogen. Nebenbei war er auch wissenschaftlich unablässig tätig und es gibt eine ganze Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen aus seiner Feder, welche in dieser Zeit entstanden. Auch fehlte es nicht an Anerkennungen, welche die wissenschaftlichen Gesellschaften Europas ihm als ausgezeichneten Gelehrten zuteil werden ließen. Ende 1797 wurde er Mitglied der mathematisch-physikalischen Gesellschaft in Erfurt, wo auch seine Arbeit „Mathematische Betrachtungen über eine sich um eine unbewegliche Achse drehende Kugel in Beziehung auf unser Erdsphäroid" vorgelesen und in Druck gelegt wurde. 1799 wurde er Mitglied der Akademie der nützlichen Wissenschaften in Mainz, im folgenden Jahre Mitglied der königlich-preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin und der königlich-böhmischen

Digitized by Google

Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. 1800 erschienen wieder mehrere Früchte seines rastlosen Geistes, unter anderem: „Versuch über die Enthüllung eines Geheimnisses in der bekannten Lehre von der allgemeinen Gravitation", der IV. Teil seiner mathematischen Vorlesungen, die Hydrodynamik behandelnd, die zweite vermehrte Auflage seines logarithmisch-trigonometrischen Handbuches, das er seinem alten Lehrer Josef Edlen von Maffei widmete. Gerade in dieser Zeit erinnerte er sich wieder in rührender Weise seiner Heimat. Er sandte an die krainerischen Landstände alle seine bisher erschienenen Werke, fünfzehn an der Zahl, und acht beglaubigte Abschriften von Zeugnissen und widmete außerdem den IV. Teil seiner Vorlesungen über Hydrodynamik zum Beweis seines Strebens, sich des Heimatlandes würdig zu zeigen, wie er selbst sagt, den Ständen von Krain. In der Vorrede spricht er mit herzlichen Worten seinen Dank aus für die am Lyzeum in Laibach erhaltene Bildung und für die Wohltaten, die er dort genossen, und beteuert seine treue Anhänglichkeit an das geliebte Heimatland.

Die krainischen Landstände dankten ihm dafür dadurch, daß sie ihn auf dem Landtage vom 26. November 1801 einstimmig und taxfrei zum Landstand von Krain erhoben, so daß der arme Bauernknabe aus dem fernen Zagorica einer der Ersten seines Volkes, eine Leuchte Österreichs und Europas geworden war. 1801 gab Vega auf eigene Kosten die Anleitung zur Zeitkunde für einen bisher unbekannten Verfasser heraus, der keinen Verleger finden konnte, versehen mit eigenen Anmerkungen und Zusätzen, und äußerte sich hierin sehr freimütig über die neue französische Zeitrechnung, der er in verschiedenen Punkten Inkonsequenz nachwies, besonders in der Durchführung des Dezimalsystems. In demselben Jahre veröffentlichte er auch eine lateinische Abhandlung über die Berechnung der Massen der Himmelskörper, gab 1802 die dritte Auflage seiner Vorlesungen heraus, in deren Vorrede er die Artilleristen zum Studium der Mathematik aneifert, und schrieb im gleichen Jahr noch (datiert vom 30. August) das Werk „Natürliche Maße, Gewichte und Münzsysteme", das er als Manuskript seinem Verleger Degen in Wien zur freien Verfügung überließ; es erschien erst nach seinem Tode.

Auch sein Kaiser wußte Vega zu schätzen und zu ehren. Mit Patent vom 22. August 1800 wurde er sammt allen seinen Nachkommen in den Freiherrnstand erhoben. Vegas Wappen bildet ein herzförmiges Schild mit einer brennenden Granate und einer darüber schwebenden Freiherrnkrone. 1802 wurde er auch zum Oberstleutnant befördert.

Mitten in dieser ausgezeichneten Tätigkeit, deren Erfolg und Lohn nun auf Vega sich herabsenkte, ebenso berühmt als Gelehrter wie als Soldat, wurde er vom Tode dahingerafft. In der zweiten Hälfte des Monats September 1802 verschwand Vega plötzlich, ohne daß jemand über seinen Verbleib etwas wußte. Am 26. September fand man ihn tot in der Donau, angeblich mit einem dünnen Strick um den Hals an einen Pfahl gebunden So erzählt sein Neffe Peterka, der auf die traurige Kunde vom Tode seines Onkels nach Wien geeilt war. Eine andere Version besagt, daß ein Selbstmord aus gekränktem Ehrgefühl vorliege. Doch erscheint jene Darstellung am glaubwürdigsten, welche Vega das Opfer eines habgierigen Raubmörders sein läßt.

Digitized by Google

Nach Jahren bemerkte ein Artillerieoffizier in der Hand eines Kanoniers einen Winkelmesser, auf welchem der Name „Vega" eingraviert war. Befragt über die Herkunft dieses Instrumentes, gab der Soldat an, es von einem Müller, bei dem er wohne, erhalten zu haben. Als letzterer darüber befragt wurde, soll er ausweichende Antworten gegeben haben, doch gestand er, in die Enge getrieben, den Mord ein und sühnte ihn durch Henkerstod.

* * *

Wie hat sich nun die Nachwelt dem Angedenken Vegas gegenüber verhalten? Sein Name war in seiner Heimat schon beinahe vergessen und nur wenige hochbetagte Leute erinnerten sich des „großen Herrn", als die „Novice", ein in Krain vielgelesenes Blatt, 1854 die Erinnerung an den berühmten Sohn des Landes erneuerte und den Vorschlag des Professors Peternel in Laibach zur Errichtung eines Denksteines mit begeisterten Worten unterstützte. 1865 wurde in Zagorica unter großer Feierlichkeit eine Gedenktafel am Geburtshause Vegas und an der Kirche angebracht. Ist aber damit genug geschehen für das Andenken eines solchen Mannes, eines der größten Söhne Österreichs? Mit Freuden ist es daher zu begrüßen, daß der Name Vegas wieder die Runde macht durch die Gaue Österreichs und daß man nun endlich daran geht, eine alte Schuld einzulösen, daß man daran geht, Vega ein seiner würdiges Denkmal in Laibach zu errichten.

Siehe —

Von **Christoph Flaskamp.**

Du hast so viel erlitten,
Nun aber laß die Pein;
Du hast viel mehr erstritten,
O Herz, als jemals dein!

War Dir die Sonne Sonne
Vor diesem neuen Tag?
Je eig'ne Pein und Wonne
So ganz Dein Herzensschlag?

Sieh' rings die blühende Heide,
Wie lebt Dir nun ihr Gruß!
Fühlst Du, wie erst im Leide
Sich alles lösen muß?

Fühlst Du Dich nun inmitten
Der Welt noch so erdrückt, so klein,
In all dem Leben so allein?
Sieh' Herz, was Du erstritten:
Die ganze Welt ist Dein!

Digitized by Google

E. S. Engelsberg.

(Dr. Ed. Schön.)

Von **Daniel Siebert.**

Am 27. Mai 1904 waren es 25 Jahre, seitdem E. S. Engelsberg, der „Sänger und Dichter des Herzens und des Gemütes", wie Dr. Olschbauer ihn nannte, für immer seine Augen geschlossen hat. An der Seite seiner Gattin, die ihm im Tode vorangegangen war, ruht er auf dem stillen Grinzinger Friedhofe angesichts der alten Kaiserstadt, in der er zur Ehre seines Vaterlandes gewirkt und geschaffen, angesichts des grünen Waldes, in dessen Räumen er so gerne geweilt, dessen süßem „Weben" er so gerne gelauscht hat. Die Mitglieder des Männergesangsvereines „Engelsberg-Bund" fanden sich am 29. Mai v. J. am Grabe ein, um nach Sängerart in Wort und Lied des unvergeßlichen Tondichters zu gedenken. Begleitet von den Lenzesliedern der gefiederten Sänger aus Gottes freier Natur erklang die „liebe Waldesweise" und die Zypressen senkten, von leisem Windhauche berührt, ihre Zweige, als neigten sie sich in feierlicher Ergriffenheit. Die Amsel schmetterte ihre hellsten Töne in die Lüfte, als hätte sie aller Welt zurufen wollen: „Der da ruht in kühler Erde, auch er sang, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet."

Zwei Dinge versinnbildlichen Engelsbergs Wirken: der Aktenbündel und die Leier. Die Schriftzüge in den Akten verblassen und verlieren mit der Zeit ihre Bedeutung; aus den Notenblättern aber erblüht immer wieder neues Leben, wenn der Hauch der Kunstfreude sangesfroher Gemüter sie berührt.

Selten werden sich in dem Schaffen eines Menschen solch seltsame Gegensätze vereinigt finden wie in dem Wirken Engelsbergs; man denke an seine fachmännischen Arbeiten wie „Wiener Kurszettel" — „Wiener Börsenordnung" — „Liquidation der Wiener Börse" — „Das neue Börsenstatut" — und an seine gemütvollen, sinnigen oder in unbesiegbarer Lebenslust überschwellenden Lieder.

* * *

Eduard Schön*) wurde am 23. Jänner 1825 zu Engelsberg in Österr.-Schlesien als Sohn des Webewarenerzeugers Anton Schön und dessen

*) Als Komponist nannte sich Dr. Ed. Schön nach seinem Geburtsorte „E. S. Engelsberg", da er mit Rücksicht auf seine amtliche Stellung seinen Namen „bis zur Unkenntlichkeit" verhüllt haben wollte. (Brief an Herbeck aus dem Jahre 1861).

Digitized by Google

Gattin Thereſia (geb. Schleſer) geboren. Seine Wiege umtönten die Lieder und klaſſiſchen Muſikwerke, welche die damalige Engelsberger Bürgerſchaft aufführte, nachdem von tüchtigen Schullehrern der Sinn für edle Muſik geweckt und heimiſch gemacht worden war. Die erſte muſikaliſche Anregung erhielt er von ſeinem Vater, der eine hervorragende Stütze der muſikaliſchen Aufführungen in Engelsberg war, und ſeine erſte Vorbildung reichte bald über das gewöhnliche Maß muſikaliſchen Könnens und Wiſſens hinaus. Den erſten Schulunterricht genoß er in ſeiner Vaterſtadt, die dritte Hauptſchulklaſſe aber und das Gymnaſium beſuchte er in Olmütz, wo er bei ſeinem Onkel, dem Konſiſtorialrate und Pfarrer Florian Schön, wohnte, der den aufgeweckten, ſanften Knaben bald herzlich lieb gewann.

Seinen Kameraden galt er anfangs als ein unnahbarer Sonderling. Er floh „der Brüder wilden Reihn“. Während ſeine Studiengenoſſen den Zerſtreuungen der Jugend ſich hingaben, ſaß er traumverloren unter irgend einem Baum oder phantaſierend am Klavier oder lernbegierig über ſeinen Studienheften. Erſt ſpäter ſchloſſen ſich die Kameraden an den ſinnenden und zurückgezogenen Jüngling inniger an. In dieſer Zeit regte ſich in Engelsberg bereits der Dichter und Komponiſt.

Über ſein feines muſikaliſches Empfinden äußert ſich ſein Jugendfreund Dr. Ig. Machanek (in „Engelsbergiana“) folgendermaßen: „Nichts konnte ihn unglücklicher machen, als wenn jemand mit einem Wechſelakkord oder mit einer Diſſonanz zu ſpielen aufhörte. Sofort eilte er ans Klavier und brachte die Diſſonanz zum Abſchluß. Wurde er aus Neckerei mit Gewalt daran verhindert, ſo konnte der ſanfte Eduard — ſeinem ganzen Weſen zuwider — in eine wahre Berſerkerwut geraten. Mit ſchmerzverzerrtem Geſicht hielt er ſich beide Ohren zu, lief davon, ſuchte einen Flügel, wo immer er einen wußte, und atmete erſt auf, nachdem es ihm gelungen war, ſeine geängſtigte Seele von der Qual der ungelöſten Diſſonanz zu befreien.

Nach Vollendung des Gymnaſiums widmete er ſich dem Studium der Rechte. Er beſuchte anfangs die Olmützer Univerſität bis einſchließlich des dritten Jahrganges und begab ſich dann auf Wunſch ſeines Onkels und auch auf eigenes Verlangen nach Wien, um hier ſeine Studien zu beenden und gleichzeitig beim Altmeiſter Storch im Tonſatze ſich zu vervollkommnen. Am 13. November 1850 erwarb er ſich die Doktorwürde und am 22. Jänner 1851 wurde er ins Finanzminiſterium als Konzeptspraktikant aufgenommen.

So ſehr es in ſeiner Seele ſang und klang, ſo ſehr ſie erfüllt war von unſtillbarer Sehnſucht nach dem „Urborn alles Schönen, nach der Dichtkunſt heil'gem Gral“, ſo verlor er doch die reale Wirklichkeit nicht aus dem Auge. Sein Ziel war, eine Lebensſtellung zu erringen, die ihm die Gründung eines eigenen Herdes ermöglichte. Er widmete ſich daher ſeinem Berufe mit ganzer Kraft. Die Muſik galt ihm als Nebenſache; aber ſie war ihm ſtets der gute Engel, der ihn holdſelig anlächelte, wenn der Ernſt des Lebens ſeine liederfrohe Seele zu verdüſtern drohte.

Im Dezember 1856 wurde er Generalſekretär der Börſekammer und am 22. Mai 1858 vermählte er ſich mit Fräulein Betti Held, der Tochter des Hofkaſſiers Philipp Held. Die Trauung fand in Mariabrunn bei Wien ſtatt und wurde von ſeinem geliebten Onkel Florian Schön vorgenommen.

Digitized by Google

Wie er über die Ehe dachte, geht aus folgender Stelle eines Briefes vom 4. August 1858 hervor: „Wenn nicht schon früher ein großes Etwas, so macht die Ehe einen scharfen Abschnitt im Leben. Mit ihr geht jedem von uns ein klares Licht auf und bald zeigt es sich, ob es die Wohnstätte eines Glücklichen bedeutet."

Und dieses klare Licht beleuchtete hier die Wohnstätte eines Glücklichen. Die Zeit seiner Lebenspilgerfahrt an der Seite seiner geliebten, feinsinnigen Frau war die glücklichste seines Lebens, die Blütezeit seines besten künstlerischen Schaffens. Das teilnehmende, kunstverständige Gemüt seiner Gattin wirkte belebend auf seinen Geist. Engelsberg pflegte seine Frau öfters als seine Muse zu bezeichnen, während sie ihn scherzhaft ihren Liederfabrikanten nannte. Leider sollte sich Engelsberg dieses häuslichen Glückes nicht lange erfreuen. Schon am 11. April 1866, nach achtjähriger Ehe, entriß ihm der Tod seine teure Lebensgefährtin in einem Alter von 27 Jahren. Dieser schmerzliche Verlust zehrte an seinem Gemüte bis an sein Lebensende.

In seiner dienstlichen Wirksamkeit stieg Dr. Ed. Schön von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Sektionschefs empor. Er stand als Beamter in hohem Ansehen und wurde für seine Verdienste mit dem Franz Josefs-Orden ausgezeichnet. Noch heute rühmt man ihn als Persönlichkeit mit starkem Willen und besonderer Veranlagung, als interessanten Menschen. Sein künstlerisches Wirken brachte ihm jedoch anfangs Enttäuschungen, wie sie dem schaffenden Künstler meist nicht erspart bleiben, die aber seine zartbesaitete Seele kränkten.

Das erstemal trat er am 10. März 1861 im Konzerte des Wiener Männergesangsvereines vor das große Publikum. Man sang seine „Waldesweise", die zarteste Blüte seines liederreichen Gemütes. Sie ist ein Stück seiner Seele und gehört zu dem Schönsten, was Engelsberg geschrieben hat. Leider fand dieser duftige Chor, der aus der Zeit seiner jungen Ehe stammt, damals nicht die verdiente Würdigung.

Verstimmt über diesen Mißerfolg, trat er erst zwei Jahre später wieder vor die Öffentlichkeit; diesmal aber nicht im Konzert-, sondern im heiteren Ballsaale im Kreise seiner lebensfreudigen jungen Freunde, im „Akademischen Gesangsverein". Man führte seine „Narrenquadrille" auf, die mit zündender Macht einschlug. Von jetzt an stieg auch für sein künstlerisches Wirken der Stern des Glückes empor und die Herzen der deutschen Sänger flogen ihm immer mehr zu. Leider lähmte vom Jahre 1877 an ein unheilbares Leiden seine Schaffenskraft. Am 5. Februar 1879 schrieb er seinem Freunde Rudolf Weinwurm: „Vorüber, vorüber! Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergeh'n. — Ich, lieber Freund, stehe schon lange auf dem Standpunkte der Resignation und habe kaum noch einen anderen Wunsch als den nach Ruhe, Sonnenschein und Weltvergessenheit." Er hoffte in der Heimat Besserung zu finden und machte sich deshalb im Frühjahr 1879 auf die Reise. Am 5. Mai ereilte ihn zu Deutsch-Jaßnig, wo er bei seinem Geschwisterkinde, dem Pfarrer Adalbert Riedel, zu Besuch weilte, der Tod. Einige Tage nach seinem Begräbnisse wurde man auf seine letzte Handschrift, „Wanderers Abendlied" von Goethe, aufmerksam, das er auf einem Brette des Gartenhauses, in dem er eine Stunde vor seinem Tode noch geweilt,

Digitized by Google

niedergeschrieben hatte. Pfarrer Riedel ließ diese letzten teuren Schriftzüge mit Glas und Rahmen versehen. Später wurden dieselben dem Gartenhause entnommen und dem Stadtmuseum von Neutitschein einverleibt.

* * *

Engelsbergs Bedeutung liegt in seinen Tondichtungen für den deutschen Männergesang. Er war Dichter und Komponist in einer Person; Wort und Ton vereinigten sich in seiner Seele zu harmonischem Vereine. Auch dann, wenn er fremde Texte komponierte, „gebar er", wie Kienzl es von Schubert, dem Unerreichbaren, rühmt, „die Melodie aus dem Texte, und zwar so bewundernswert, als ob er ihn gleichzeitig mit ihr erfunden hätte"; darin liegt der Zauber seiner Kompositionen. Engelsberg verblüfft nicht durch seltsame harmonische Überraschungen; er schrieb nicht für ein Virtuosentum, er schrieb nur für das Empfinden des deutschen Volkes.

Deutsches Wesen und deutsche Art hat er wohl am schönsten in dem Chore „Muttersprache", der bald zu einem Grundpfeiler der Repertoire der Gesangsvereine wurde, zum Ausdruck gebracht. Wer sich der Wärme und dem Melodienzauber hingibt, der aus der Solostelle: „Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut!" ausströmt, dem wird es weich ums Herz; er ahnt das Fühlen eines Menschen, der aus der Fremde ins Elternhaus zurückkehrt und, berauscht von den süßen Klängen der heimatlichen Sprache, in den Armen der geliebten Mutter Tränen der Freude vergießt. Nicht minder beliebt ist der Chor „So weit", über dessen Schlußstellen ein Hauch von Verklärung liegt. Dieser Chor, in dem der Tondichter in Erinnerungen an die Heimat und an die frohen Tage „duftiger Jugendzeit" schwelgt, bildet mit der „Muttersprache" und der „Waldesweise" die musikalische Trias, welche Engelsbergs Volkstümlichkeit begründet hat.

Als echter Minnesänger gibt er sich in den Liedern „Flucht der Liebe", „Der Blumen Schwestern und der Sterne" und in dem reizenden Chore „Die Liebe als Nachtigall", dessen entzückend schöne Klavierbegleitung an Nachtigallengesang und Maienzauber erinnert. Auch die Klänge unserer Bergwelt sind ihm nicht fremd. Die Chöre „Am obern Langbathsee" und „Poeten auf der Alm" sind Blütenkränze waldfrischer Alpenklänge und süßen Träumens in weltentrückter Bergeinsamkeit.

Von seinen umfangreicheren Tonwerken erfreuen sich das „Italienische Liederspiel" und die reizende, melodienreiche Walzeridylle „Im Dunkeln" besonderer Beliebtheit. Die Freude an allem, was da singt und klingt in Gottes herrlicher Natur, kommt am glühendsten in dem Chore „Im Maien" zum Ausdruck, der mit hinreißendem Schwunge anhebt:

„Nun bricht aus allen Zweigen
Das maienfrische Grün,
Die ersten Lerchen steigen,
Die ersten Veilchen blüh'n."

Es ist, als würde eine sangesfreudige Lerche zum Himmel emporsteigen, um aus lichten Höhen uns zuzujubeln:

„O Welt, du bist so wunderschön
Im Maien!"

Digitized by Google

Engelsberg vermag aber nicht nur zu unterhalten, er vermag auch zu erschüttern. Proben von ergreifenden Tondichtungen ernstesten Charakters sind die Chöre „Als ich noch jung war" und „Der Einsiedler".

Dem Treiben der Welt abgekehrt, nur der Macht der Empfindungen in der eigenen Brust hingegeben, klagt er mit Grillparzer:

„Als ich noch jung war,
Liebt' ich zu klagen,
All, was dem Herzen leid,
Vielen zu sagen."

Schmerzlich zuckt es auf bei der Stelle:

„Denn ich erfuhr es,
Kalt ist die Welt."

Doch unter dem milden Hauche stiller Ergebung glätten sich die Wogen des Gemütes. Erinnerungen an längst vergangne Zeiten ziehen leise durch die Seele und traumverloren verklingt der seelenvolle Gesang.

Überaus wirkungsvoll ist die Stelle des Einsiedlers:

„Die Jahre wie die Wolken geh'n,
Und lassen mich hier einsam steh'n:
Die Welt hat mich vergessen."

Immer mächtiger steigert sich der Ausdruck tiefster Wehmut, um endlich auszuklingen in Sehnsucht nach Ruhe und Weltvergessenheit.

* * *

Engelsbergs Leben und Wirken zeigt, daß der Ernst des Lebens mit dem Heiteren der Kunst sich gut vereinen läßt und daß der Mensch auch bei voller Hingabe an die ernstesten Berufspflichten und im lähmenden Bannkreise der Alltäglichkeit seine Ideale zu bewahren vermag.

Engelsberg war ein ausgezeichneter Kenner des großen Geldverkehrs und nicht minder ein Kenner der neueren schönen Literatur; er war ein Verwaltungsbeamter von hervorragendem Rufe und zugleich einer der gemütvollsten Sänger Österreichs nach Schuberts Tod. Man schätzte sein Urteil und seinen Rat in volkswirtschaftlichen Dingen und nicht minder in Kunstangelegenheiten. Der Sektionschef Dr. Ed. Schön ist mit dem Tondichter Engelsberg wohl nie in ernsten Widerstreit geraten; wenn einer von beiden in seinem Wirken beeinträchtigt wurde, so war es zum Schaden der musikalischen Literatur nur der Liederkomponist.

Als Mensch war er bescheiden wie Schubert und alles, was nur entfernt nach Reklame aussah, war ihm in innerster Seele verhaßt. „Hätte der bescheidene Mann, der sich selbst nie zu den ernsten Musikern von Fach zählte, einmal bei Lebzeiten vernommen, daß ihm eine Statue auf öffentlichem Platze bevorstehe,*) — ich glaube, er wäre vor Scham und Schrecken in

*) Denkmäler wurden ihm in Troppau und Engelsberg errichtet.
An seinem Geburtshause wurde eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht:

„In diesem Hause wurde am 23. Jänner 1825 Dr. Eduard Schön, k. k. Sektionschef, bekannt als Lieder-Kompositeur E. S. Engelsberg, geboren. Starb zu Deutsch-Jaßnik am 27. Mai 1879 und ruht vereint mit seiner Gattin am Friedhofe in Grinzing bei Wien."

Digitized by Google

den Boden gesunken", schrieb Hanslik. Er wollte nicht Ruhm erwerben, er wollte nur andere erfreuen. Er wollte zum Herzen dringen, im Herzen des deutschen Volkes ein Denkmal sich errichten.

In seinem Gemüte war er ein Jüngling bis zu seinem Tode und darum wirken seine Lieder so lebensfrisch und erquickend wie Morgentau und Frühlingshauch. Sie sind ein Abglanz jenes Himmels sonniger Heiterkeit, „unter dem", wie Jean Paul sagt, „alles gedeiht — Gift ausgenommen". Sie erhellen das Dämmerlicht trüber Alltagsstimmung und beleben unsere Phantasie. Dann geht es uns manchmal auch so wie dem Hans Sachs in Richard Wagners „Meistersingern von Nürnberg", der, berauscht von dem Dufte des Flieders, sinnt und träumt und das „süße Lenzeslied", das er in der Meisterzunft gehört hat, nicht loswerden kann. Auch wir können sie nicht loswerden, die süßen Weisen, und berauscht von ihrem Wohlklange summen wir dann im Zauberbann der Töne:

„Klinge nur leise,
Liebe Waldesweise,
Singe von Lieb' und Treue!"

Mögen die herrlichen Lieder, die uns Engelsberg als kostbaren Schatz hinterlassen hat, noch viele, viele Tausende erfreuen; mögen sie auch kommenden Geschlechtern ein belebender Quell reiner Freuden sein, ein Born der Begeisterung für das Edle und das Schöne, ein Born der Liebe zur heilighehren Tonkunst.

Der schlichte Reif.

Von M. Herbert.

Die schöne, stolze Herzogin
Im Saal des Schlosses stand,
Viel gold'ne Reifen blitzten
An ihrer weißen Hand.

Da spielt mit ihrer weißen Hand
Das kleine Schwesterlein.
„Dein Finger, Lieb', ist fast zu schlank,
Zu tragen Perl' und Stein.

Sag an, wer Dir gegeben hat
Die Perle matt an Strahl?"
„Die bot mir einst als Brautgeschenk
Der Herzog, mein Gemahl."

„Wie herrlich der Brillanten Licht,
Sie flammen wunderbar!"
„Zu meiner Wiege legte sie
Mein Pate einst, der Zar."

„Wie der Opal in Farben spielt!
Ein Glücksstein ist er. Wie?"
„Erinnerungsgabe, liebes Kind,
An Kaiserin Eugenie."

„Wie seltsam! Zwischen Glanz und Pracht
Dies Ringlein, sonder Zier,
Du trägst es ständig, Tag und Nacht,
Verwachsen scheint's mit Dir."

Die schöne, stolze Herzogin
Erschrak — ward geisterbleich:
„Kind, der es mir zum Abschied bot,
Besaß nicht Kron' und Reich.

Und dennoch ist der Ring für mich
Mehr wert als Perl' und Stein.
Und mit dem Reifen an der Hand
Will ich begraben sein."

Digitized by Google

M. Herbert.

literarbiographische Studie von **Lorenz Krapp.**

I.

Vor zwanzig Jahren trat M. Herbert zuerst in die Öffentlichkeit. Damals erschien von ihr der Roman „Das Kind seines Herzens", ein Werk, das sie schon fünf Jahre vorher, in ihrem zwanzigsten Lebensjahre, geschrieben hatte. Schon damals jubelte man der Autorin begeistert zu: da war eine männlich anmutende Konzeption, eine tiefe Weltanschauung, eine oft glühende Schönheit der Sprache. Seitdem sind zwei Jahrzehnte hingegangen, und was jenes Buch versprach, hat sich erfüllt. Heute kann keiner mehr von der deutschen Frauenliteratur unserer Tage, der christlichen wie nichtchristlichen, reden, ohne der Herbert Erwähnung zu tun.

Die Schriftstellerin, die sich hinter dem Namen Herbert birgt, ist im Jahre 1859 als Tochter eines hessischen Beamten im uralten Hessenstädtchen Melsungen geboren. Was über ihren Lebenslauf zu sagen ist? Von bedeutenden äußeren Erlebnissen nichts. Ihre Kindheit verrann unter der Leitung ihres edlen, schlichten Vaters und einer herzenswarmen, gütigen Mutter. Später verheiratete sie sich mit dem Literarkritiker und langjährigen Leiter des „Deutschen Hausschatzes", Heinrich Keiter, der ihr 1898 durch den Tod entrissen wurde. Frau Therese Keiter lebt zur Zeit ihrem schriftstellerischen Berufe in Regensburg.

Das ist in Kürze alles, was der Autorin äußerlich Wichtiges auf ihrem Lebensweg begegnete. Anders freilich liegt es mit den inneren Ereignissen.

Es muß ein reichbewegtes Seelenleben gewesen sein, das M. Herbert schon als Mädchen führte. Schon auf der „Rosenhöhe" zu Melsungen müssen ihr Zweifel nachgegangen sein, müssen Konflikte sie bewegt haben. „Alles, was Therese zum Glücklichsein braucht", scherzte ihre Mutter, „ist ein Streifen Papier. Als Kind in der Wiege konnte sie stundenlang spielend damit sich zufrieden geben; als Mädchen freute sie sich über jedes bedruckte Blatt: ‚Ich kann's lesen!', über jedes unbedruckte, indem sie jubelte: ‚Ich darf's beschreiben.'" (E. M. Hamann). Mit den tiefsten Fragen des Menschenherzens hatte Herbert schon gerungen, ehe sie ihr erstes Buch in die Welt sandte. Denn eine solche gereifte, geklärte, im Schmerz gereinigte Weltauffassung, wie sie im „Kind seines Herzens" sich schon kundtut, ist uns noch in keinem Jugendwerk einer Frau aufgestoßen. Wie gering Herbert von

Digitized by Google

jenen Vorversuchen auch denken mag, wenn sie in S. Patakys „Lexikon deutscher Frauen der Feder“ von sich selbst schreibt: „Mit sechzehn Jahren begann sie Novellen zu schreiben und zu veröffentlichen, was nach ihrer jetzigen Meinung ein großer Fehler war, da sie naturgemäß angelesenes und anempfundenes Zeug publizierte“, — wir haben anders davon zu denken. Eine solche Selbständigkeit der Lebensmaximen und des Stils, wie sie im „Kind seines Herzens“ sich schon zeigt, ist kein Geschenk des Zufalls und kommt nicht über Nacht, sondern Jahre heftigen seelischen Ringens und Siegens, ureigensten persönlichen Empfindens müssen ihr vorgearbeitet haben.

Was ist der Inhalt vom „Kind seines Herzens“? Mit einer in lebensvoller Wahrheit geschilderten Eisenbahnfahrt beginnt das Buch. Der Graf von Heßlar, ein Einsamgänger, den trübe Kindheitserfahrungen, vor allem die Untreue seiner Mutter, zum Menschenfeind gemacht haben, ist der Held des Romans. Keine milde Regung mehr ist in seinem eisig gewordenen Herzen; nur kalter, starrer Egoismus leitet ihn noch. Aber trotz allem läßt sich in seiner Seele das nicht ausrotten, ohne was der Mensch innerlich untergeht: das Sehnen nach Verständnis. Freundschaft und Liebe sind ihm nichts, die hat er längst verachten gelernt. Und da keimt der Plan in ihm auf, ein Kind an sich zu fesseln; — ein Kind, das alles ihm verdanken muß, jeden Atemzug, den es tut, und auch jeden Gedanken, den es fassen wird. So nimmt er denn das Kind eines verarmten, verelendeten Dorfschullehrers zu sich und erzieht es abgeschlossen von aller Welt, es völlig in seine Ideenkreise zwingend. Und Alexandrine, „das Kind seines Herzens“, folgt ihm willenlos; nur die Liebe und Verehrung zu ihm lebt in ihrer Seele.

Aber nicht auf die Dauer kann dieses Verhältnis bestehen. Denn „der Mensch darf aus einem Ebenbild Gottes kein Spielzeug seiner selbstsüchtigen Laune machen wollen“, sagt M. Herbert so einfach wie schön (S. 330). Alexandrine tut einen schüchternen Blick in die Welt; und ihre sehnsüchtige, flatterhafte Seele will hinaus in dies schimmernde Wogen und Treiben. Die Musik, die sie als Erbteil ihrer Mutter, einer Schauspielerin, im Blute trägt, läßt sie nicht rasten, zwingt sie in ihren Bann. Und wie der Trieb nach dem rauschenden Glanz da draußen, nach dem ihre Seele in kindischer Neugier fiebert, immer mächtiger wird; wie sie fühlt, daß ihr eigenes Herz jagt und saust mit den Rhythmen der Musik: da tritt sie vor den Grafen Heßlar hin und bittet ihn, er möge sie aus ihrer Vereinsamung ziehen lassen: sie wolle und müsse Schauspielerin werden. Da erkennt er, daß sie trotz all seiner Arbeit an der Entwicklung ihres inneren Lebens doch nicht darüber hinaus kann, daß sie das Kind ihres Vaters, des genialen, aber verkommenen, für Musik blind schwärmenden Dorfschullehrers ist: mit seinem Fluche entläßt er sie. Tiefer sinkt er wieder in seine Melancholie zurück; er steht am Rande des Abgrunds. In dieser Stunde überdenkt er sein ganzes, verfehltes, lichtloses Leben:

Jegliches Versprechen leer!
Ufer, Strand ward wilde Wüste.
Wirft das perlenreiche Meer
Mir nur Muscheln an die Küste?

Digitized by Google

Knietief stehe ich im Sand,
Händeblutend, nachzugraben,
Ob die Klippe, ob der Strand
Keinen goldnen Boden haben.
Wenn des Glaubens Fahne sinkt,
Heil'ge Jugend, fahre, fahre! —
Wer den Kelch des Zweifels trinkt,
Lebt in einem Tage Jahre. (S. 158.)

Und schon bahnt sich halb und halb in ihm die Läuterung an, die durch ein edles, einfaches, gütiges Mädchen dann gefördert und durch die Treue und hingebende Herzlichkeit seines Bruders vollendet wird. Nicht uns leben wir, sondern der Menschheit, erkennt er; den Millionen und Myriaden Toten, die vor uns waren und deren Staub vielleicht unter unsern Sohlen knirscht, und all den noch Ungebornen, die nach uns kommen, gehören wir, nicht allein uns winzigen Menschenkindern selber.

Eine tiefe, heilige Lehre ist es, was uns aus den Blättern dieses Buchs mit seiner dichtgedrängten Fülle der Geschehnisse und seiner weitverzweigten Handlung entgegenklingt. Was ist gegenüber der Schlichtheit, mit der hier das Gebot der reinen Menschlichkeit gepredigt wird, all das prunkende Wortgefüge der Humanitätskünder, der Autoren, die Menschlichkeit predigen und daneben den hungernden Bettler untergehen lassen, der auf eisiger Straße um eine Gabe wimmert, — die nach dem leuchtenden Götterolymp des alten Hellas zurückwandern zu müssen glauben, um dort das Prinzip der reinen Menschlichkeit zu entdecken, indes das Leben des Alltags tausende Male uns das Gebot der Hilfsbereitschaft kündet? Selten ist der Egoismus, an dem ganze Zeitalter krankten und vergingen, mehr beschämt worden als durch Herberts schlichte Worte: „Alle großen Männer sind über ihr Selbst hinausgelangt, indem sie Großes für andere taten.... Wie Kinder müssen wir lernen, uns in die Interessen selbst derer hineinzuleben, die uns am nächsten stehen." (S. 329.)

Das ist überhaupt das tiefste Charakteristikum M. Herbertscher Kunst: die aus dem Schmerz geborene Lebensbejahung. Der Grundakzent ihres Schaffens ist immer tief und dunkel; aber nie klingt er aus in öden Pessimismus. Sie hat das erfaßt, was Platon, der vielleicht geistesgewaltigste Grieche, meint, wenn er vom Gespann der Seele redet: die Seele wird hingeschleift durch Zeit und Raum, wie auf einem Wagen der Wagenlenker, — die zornigen, schwarzen, schaumtriefenden Rosse der Nacht suchen den Wagen in den Abgrund zu zerren, aber andererseits reißt das Gespann der Rosse des Lichts das Gefährte der Seele wieder nach oben. Ein ewiges Taumeln zwischen Sonne und Abgrund ist das Menschenleben, sagt auch M. Herbert; aber sie weiß, wo die Kraft ist, die den Rossen des Lichts den Sieg verleiht, so daß sie die Seele schließlich doch in die Höhe tragen: in der Güte Gottes. Ihr Christusbegriff ist der des hl. Augustinus: wie die Feuerseele dieses Gewaltigen durch viel Irrtum und viel Nacht erst hindurchwandern mußte, bis die überwältigende Pracht der lichtübersfluteten Civitas Dei, der Friedensstadt auf leuchtendem Grat, sich ihm auftat, so hat

Digitized by Google

Herbert ihre ruhige, geklärte Weltauffassung auch erst erlangt auf einer Via dolorosa unerhörter innerer Kämpfe, von denen man nicht spricht, die man aber immer aus ihren Werken leise herauszittern hört. Wie die Klage Dantes über die selva oscura, den „dunklen Wald" der Welt, in dem er „um Mitternacht zu Pardeln und Wölfinnen sich verirrte", klingt und schluchzt es auch oft aus Herberts Büchern. Aber darüber hinweg findet sie doch immer wieder das Seelengleichgewicht, das ernste, gütige, unter Tränen lächelnde Verstehen und Verzeihen.

Vielleicht zeigt sich das nirgends deutlicher als in ihrem zweiten Buche, der „Jagd nach dem Glück", einem Werke der dreiundzwanzigjährigen Dichterin. — Die Jagd nach dem Glück! Wer hat sie nicht schon angetreten, hoffnungsselig und im Blick das Leuchten des Welteroberers, um schließlich demütig sich dabei zu bescheiden, wenn er nur ein Plätzchen fand, um sein müdes, enttäuschtes Haupt zur Ruhe zu legen? „O über mein verfehltes Leben!" hat Herder geklagt, als er starb. „Die Schwierigkeit ist jetzt die, daß ich mich nicht verliere", hat der sterbende Nietzsche am Ende langen Irrgangs gestammelt. Und mag man die Wahrheit davon auch bestreiten: sicher ist es, wenn nichts weiter, so doch ein bezeichnendes Märchen, wenn man dem sterbenden Goethe die Worte zuschreibt: „Mehr Licht!" Am Ende der langen Glücksfahrt, wo ihm Kranz um Kranz auf den Scheitel gesunken war, hat Goethe, der Olympier, nichts anderes zu sagen gewußt als dies Wort eines „Hungerleiders nach dem Unerreichbaren": „Mehr Licht!"

Die „Jagd nach dem Glück" M. Herberts endigt nicht mit dem klagenden Ruf nach Mehr, der aus diesen Aussprüchen Herders, Nietzsches und Goethes klingt. Wohl ist Fahrenbach, der Held des Romans, weit in die Irre gegangen; Skepsis und Lauheit haben ihn weit von den „ewig sprudelnden Wassern des Lebens, die durch die Nacht funkeln", getrieben; aber schließlich findet er doch wieder heim zum Friedensland seiner unentweihten Kindheit, und mit Jenny, dem lieben, einfachen Mädchen, gründet er sich ein freudevolles Heim. Lucie Scoltoni, die schillernde Weltdame, erkennt die Hohlheit und Nichtigkeit des Treibens, das sie umgibt, allerdings erst nach vielen Enttäuschungen und Verdemütigungen, und in der Einsamkeit eines Nonnenklosters am Busen von Sorrento widmet sie, die vorher ganz in Selbstsucht aufgegangen war, sich der Erziehung von Findelkindern. Mit Worten, die die ganze Idee des Romans in sich schließen, endet das Buch: „Der Friede ist nicht so billig zu kaufen. Ein einziges Opfer sichert ihn nicht, noch sichert ihn der Schwur, der Welt Valet zu sagen. Solange das Leben währt, geht seine Ebbe und Flut; und je weniger von außen herandringen kann, um so größer und lauter ist die Gewalt inneren Sturmes ... Aber wer das Glück Friede nennt und es sucht mit Arbeit, Selbstaufopferung und redlichem Herzen, — der muß es finden, so gewiß Gott die Wahrheit ist" (S. 290). Alle Menschen in dem Buche haben nach dem Glück gejagt und fast alle haben es gefunden; vor allem Fahrenbach, der in Zweifelsucht Verirrte, im demütigen Wort: »Le seul savant, c'est encore Moïse«, „der einzige Weise ist nur noch Moses", d. h. die heilige Schrift, Gottes Erkenntnis und Gottes Wahrheit. Schließlich kommen alle bei dem Standpunkt von Fahrenbachs Mutter, der

Digitized by Google

schlichten, unweisen Bauersfrau an, die in allen Nöten zur pauliniſchen „Torheit des Kreuzes“ flüchtet und unter deſſen Schutz ſicher und ſtark aufrecht ſteht und Werke der Güte, Milde und Hilfsbereitſchaft wirkt.

Immer und immer wieder kündet Herbert die Lehre: „Tritt aus Dir heraus, vergiß den leidenden Bruder nicht.“ Dieſe Idee iſt zum förmlichen Programme ihres Schaffens geworden. Aber nicht in Tolſtojs Art — in Form heftiger, bis ins Mark dringender Anklagen — erhebt ſie dieſe Forderung des Altruismus, der Nächſtenliebe, ſondern in milder Güte, faſt im Tone des Du zu Du. Der Novellenband „Baalsopfer“, in dem die zwei Skizzen „Unlöſchbare Schrift“ und „Wiedergeboren“ das Tiefſte darſtellen, iſt nur eine Umſchreibung dieſes Programmes, ebenſo die meiſten Novellen der Bände „Kinder der Zeit“, „Gemiſchte Geſellſchaft“, „Frauennovellen“, Marianne Fiedler“, „Aus dem Buche des Lebens“ und „Moderne Frauen“. Wie ergreifend iſt die kleine Skizze „Glücksvorübergang“ im Novellenbuch „Gemiſchte Geſellſchaft“, die vom Martyrium eines Kindes erzählt; düſtere, herzbeklemmende Tragik liegt im „Mönch Telemach“, wo bei größter Knappheit die Sühne einer harten Schuld durch furchtbare Reue und heldenhaften Tod in ſtraffen, lapidaren Zeilen geſchildert wird. Sinnige Vogelgeſchichten, wie das „Kuckucksei“, durchbrechen bald heiter, bald wehmütig dieſe von heftigſter Tragik durchglühten Bilderreihen aus dem Leben. Vor allem fällt in dieſen Bänden Herberts großes Mitleid mit den Kindern wohltuend auf: mit den armen, verlorenen Exiſtenzen der Gaſſe ſowohl, wie mit den in Gemütsleere und ſchalem äußern Prunk heranwachſenden, nach Liebe ſehnſüchtigen Kindern der Weltdamen der Hautevolée. Erſchütternde Anklage dieſer Art liegt in der Skizze: „Der kleine ‚Warum denn?‘“, wo am Totenbette des vernachläſſigten Kindes heiße, reuevolle Mutterliebe wieder emporlodert.

Die zwei hiſtoriſchen Romane „Aglaë“ und „Aleſſandro Botticelli“ führen uns in große Zeitepochen zurück: die Erzählung „Aglaë“ ſpielt im 4. Jahrhundert und behandelt die Legende von der vornehmen heidniſchen Römerin, die mit dem Chriſten Bonifazius ſündigt, aber ſpäter büßt, nachdem Bonifazius in Tarſus unter der dioclétianiſchen Chriſtenverfolgung als Märtyrer geſtorben war. Eine neue künſtleriſche Seite Herberts offenbart die Novelle nicht. Wichtiger iſt das Künſtlerleben aus der Zeit der Renaiſſance „Aleſſandro Botticelli“. Mit glutvollen Farben und einer Wucht des ſprachlichen Ausdrucks, die an die von Kraft überſchießende Art der Künſtler jener Zeit um Michelangelo herum mahnt, zeichnet Herbert hier ein lebensvolles Bild dieſes Meiſters. Faſt nur noch im „Herr Nathanael Weißmann“, der den „Fall Brüſewitz“ behandelt, iſt die Konzeption ſo ſchraff, alles ſo feſt verkettet, das Milieu ſo fein getroffen. „Dagmars Glück“ fällt gegenüber den packenden Schilderungen in dieſen Werken etwas ab, bietet aber immerhin noch echte, tiefe Stellen einer Dichtung großen Stils.

Eine Eigentümlichkeit Herbertſcher Romane und Novellen liegt in der Maſſe ſeiner Aperçus, die mitten im Gang der Handlung verſtreut ſind. Meiſt unaufdringlich blitzen uns hier Goldkörner geläuterter Lebenswahrheit entgegen; und nichts iſt unberechtigter, als wenn manche Herbert deswegen

Digitized by Google

weniger lieben, weil ihre Bücher dadurch den Leser geradezu zwingen, stets mitzudenken, nicht nur mit dem Gefühl sich hinzugeben, sondern auch den Verstand mitarbeiten zu lassen. Stets war es der großen Dichtung eigentümlich, tief zu sein und kein Unterhaltungsstoff für seichte Stunden; nur in Zeiten innerer Bedrängnis erfaßt man ganz einen Dante, in Stunden voll Feierlichkeit die weihevolle Art der Sakramentsspiele Calderons, in Stunden trüber Niedergeschlagenheit die erhebende Kraft des Idealismus eines Schiller.

II.

Die tiefe Innigkeit, die uns schon aus Herberts Prosawerken anspricht, mußte sie ohne weiteres auch zur Lyrik leiten. Schon an ihren Romanen und Novellen war das Wort vom Buch als Freund in Erfüllung gegangen; wir glauben, die Dichterin sitze neben uns und rede zu uns gütig und leise von allem, was sie und uns bewegt: vom Schmerz und seligen Hoffen, von Menschengüte und Barmherzigkeit, vor allem aber von einem: der Erlösungskraft der Gnade. Der augustinische Christentumsbegriff, von dem wir schon oben sprachen, eignet Herbert auch hier wieder: wie die stürmische Seele des Mannes, der als letzter Großer in einem Zeitalter des wildesten Verfalls eines ganzen Weltreiches vor uns steht, zuerst weit irrging und im Taumel und frevelnden Rausch sich selbst aufzugeben schien, aber später wieder heimkehrte und zu einer ragenden Geistessäule für alle kommenden Jahrhunderte wurde, so trägt auch Herberts Lyrik diesen Stempel: aus düsterer Vergangenheit eröffnet sich immer der Ausblick in eine lichte Zukunft. Daher rührt auch der tiefer, wehmütige Akzent fast aller dieser Lieder, den wir in gleicher Stärke auch bei Annette Droste finden.

Mit Annette Droste hat Herbert überhaupt als Dichterin viel Gemeinsames; so berühren sie sich vor allem in ihrer Liebe zur Heimat. Schon in den Romanen war der traute Charakter der uralten hessischen Kleinstadt, der Heimat Herberts, deutlich gezeichnet worden; da waren die stillen, verschnörkelten Häuser und winkeligen Gassen, durch die tausendjährige Erinnerung mit leisem Flügelschlag zittert, wie etwa nur noch in Wilhelm Raabes leisen, sanft hingleitenden Werken. Aber was dort nur leise angedeutet war, das klingt uns aus den Gedichten mit einer Gewalt, die fast elementar wirkt, entgegen:

Schatten war an deiner Brust,
Tiefer stiller Waldesschatten,
Friedlich gabst du uns zurück,
Was wir auch verloren hatten,
Fremdes Land erkennt uns nicht,
Fremdes Land hat fremde Lieder,
Fremdes Land beraubt uns wohl, —
Ach, und gibt uns gar nichts wieder! . . .
Kindessehnsucht wacht uns auf:
Lieber, ferner Heimatboden,
Sei du lind und sei du leicht
Meiner Jugend heil'gen Toten!

Digitized by Google

Und du fremder Boden, der
Still du wiegst in deinen Armen
Totes Blut von meinem Blut,
Hab' ein frauenhaft Erbarmen!
Schlaf ist Schlaf! O lasse es
Unter deinen dunklen Bäumen
Von der Heimat stiller Flur,
Einer güt'gen Mutter, träumen!

Das Wort von der „Heimatkunst" hat in unsern Tagen einen großen Teil der deutschen Dichtung erobert; es geht davon aus, daß die Scholle, auf der wir geboren wurden, uns ganz besonders bekannt und vertraut sein müsse. In Gedichten wie dem angeführten sehen wir, ein wie gutes, tüchtiges Prinzip in diesem Begriff liegt. Ans Herz der Natur hat sich noch stets der große Dichter gelegt und hat dem Schlagen und Hämmern desselben gelauscht: dem Brausen donnernder Eichenforsten und dem eintönigen, einschläfernden, wie Ammenfingsang raunenden Surren der Heide; auch Herbert hat so mit allen Nerven die Natur erfaßt, — mit einer Innerlichkeit, die fast pantheistisch erscheinen würde, flüchtete sie immer wieder „unter den Mantel des persönlichen Gottes". Sie hört die Schwarzamsel im Vorfrühling singen:

Sie flöten und singen, wenn alles rings schweigt,
Bis leise die Sehnsucht im Herzen uns steigt,
Bis sinnend zum Baume im Garten wir geh'n,
Zu schau'n, ob schon schwellend die Knospen ersteh'n,
Bis, schattend die Augen mit bebender Hand,
Die grünenden Saaten wir suchen im Land,
Bis tief aus der Brust wie ein Seufzer es dringt:
O Frühlingsgewißheit! Die Schwarzamsel singt.

Oder wenn sie den Herbst sieht, vergleicht sie ihn mit einem Bacchantenzug, der mit Wein und Garben durch alle Felder jubelt und auf dessen wilden Rausch das eisige, totenbange Schweigen des Winters folgt. —

Noch inniger als an die ihr vertraute Natur gibt sie sich hin an die ihr lieben Menschen. Immer ist es ein Ton frauenhaftester Scham und Reinheit, der aus ihren Liebesliedern glüht; und sie hat Recht, wenn sie sich mit der Vestalin vergleicht, die stumm, lilienrein, fleckenlos das keusche Feuer hüten möchte:

Erinnerung.

Sie gingen schweigsam übers Hügelland.
Die goldnen Sterne kamen allgemach,
Wie Friedenslampen in der Engel Hand,
Voll milden Lichts herauf am Himmelsdach; —
Und eine Stunde war's, recht zum Verzeih'n,
Zum Wiederfinden alter Lieb' und Treu.
Der Vorwurf schwieg. Sie waren weltallein.
Erinn'rung lebte nur und sanfte Reu.

Am erschütterndsten wird ihr Lied, wenn sie um geliebte Tote trauert. Ihr Gatte ist früh von ihr geschieden; und immer noch sitzt sie harrend im

Digitized by Google

Abendlicht und hat ihm den Stuhl zurechtgestellt, in dem er so gern geruht, und seiner Kinder goldenes Lachen jubelt noch immer durch die Räume und klingt ihm entgegen, aber er kommt nicht mehr wieder; denn „ein Kreuzlein steckt im Rasen, der den Toten deckt."

„Wenn ich Dich je vergessen kann,
Dann wird es stiller sein wie heute.
Dann stört uns kein Gerede mehr,
Das müßig sich erdacht die Leute,
Und die Gedanken, die an Dich
Sich festgeklammert, weh'n zerstoben,
Und der Gebete Pilgerschar
Fleht nicht mehr um Dein Heil dort oben,
Mein Herz, das wie ein Heil'genschrein
Dich einst umschloß, im Grabe modert,
Und in der Asche lebt kein Hauch
Der Flamme, die für Dich gelodert."

„Der Mensch ist das, was die Enttäuschungen von ihm übriglassen", sagt sie einmal, im Schmerz fast untergehend. Aber sie sucht nach ihrem Anker und ihr Glaube findet ihn in Gottes Güte. Darum ist Herberts religiöse Lyrik auch von so zwingender Gewalt, weil sie um Gott förmlich gerungen hat: „Ich lasse Dich nicht, Du segnetest mich denn," — sie hat sich nicht mit dem begnügt, was die hohle Faust umspannt, sondern hat ihren Gott gewissermaßen ans Herz zu reißen versucht. Ans „geistliche Jahr" der Annette Droste wird man mehr als einmal erinnert bei diesen Zeilen eines Gottsuchertums, das alles Menschentum von sich abtun will, um ganz als Opfer vor Gott treten zu können. Immer fleht sie wieder, Gott möge ihr nur die Kraft geben, sich vom Stolz nicht übermannen zu lassen und eitel auf eigene Kraft zu bauen. Der demütige, opfertodbereite Geist eines Thomas von Kempen zittert immer wieder durch:

Wenn meine letzte Stunde kommt,
Soll Er nicht schmerzvoll zu mir sagen:
„So hab' ich Erdenlebens Weh
Umsonst für dich, o Mensch, getragen,
Umsonst verspritzt mein teures Blut
Und deine Schwachheit all empfunden,
Umsonst in eines Gottes Herz
Empfangen deiner Menschheit Wunden!"
Nein, Herr, durch Dich und Deine Kraft
Laß stark mich steh'n, laß mich nicht sinken!
Und wenn ich sinke, hüte doch
Mich vor dem gänzlichen Ertrinken!

Und so sehr ihre Weltanschauung auch aus dem Schmerz geboren ist, eine selige Erlösungsgewißheit lebt doch zuletzt mächtig in ihrer Seele. Sie ahnt, daß das ewige Pfingsten für jede gütige Menschenseele kommen wird; wer in Wahrheit um die Wahrheit irrt, der wird Gottes, freilich muß die

Digitized by Google

trotzige Wahrheitsehnsucht in ihm sein, die spricht: „Lieber an der Wahrheit sterben, als in der Lüge leben.“ Und nicht bloß dem einzelnen, auch ganzen Geschlechtern wird Entsündigung und Erlösung werden:

„Wo sie auch sind, sie werden kommen müssen,
Um endlich Deiner Füße Spur zu küssen; —
Wie fern sie wandern, Deines Kreuzes Schimmer
Wird sie doch mahnen an die Heimat immer.
Wie sie auch horchen auf der Menschen Lehren,
Sie werden ruhelos doch einst entbehren
Des Herzens Frieden, und sie werden kommen,
Ein Tag wird scheinen, da sie tief beklommen,
Vor Reue zitternd, an die Brust sich schlagen
Und nach Erbarmen heiße Sehnsucht tragen — —
Und, von der Allmacht Deiner Gnad' getrieben,
Flieh'n sie nach Haus zu Deinem ew'gen Lieben“,

sagt sie in der „Jagd nach dem Glück“ (Seite 97). Selten hat das Wort „Wenn ich einst erhöht bin, will ich alle an mich ziehen“ ergreifendere Gestaltung gefunden.

* * *

Es ist ein reiches Stück verdienstlicher Arbeit, das hinter der Dichterin liegt. Die zwei Bände ihrer Lyrik, vor allem der Band „Einkehr“, würden genügen, einem andern einen ständigen Platz in der deutschen Literatur zu sichern. Noch immer denkt Deutschland zu wenig dieser Dichterin, die das Mysterium des deutschen Frauengemütes mit einer Keuschheit enthüllte, wie wir seit Annette Droste es nicht mehr gewohnt waren; wohl hat Herbert auf vornehmer nichtkatholischer Seite auch schon volle Anerkennung gefunden, aber immer noch ist kein Buch von ihr über wenige Auflagen hinausgekommen. Vor allem die deutschen Frauen seien auf sie hingewiesen; denn Kraft, Erhebung und Begeisterung für ihre Pflicht werden sie selten so voll und reich schöpfen können wie aus den Büchern Herberts.

Digitized by Google

Maistre François Villon.

Randglossen zu seinen Dichtungen von **Pierre Paulin.**

François Villon ist in der „Moderne" ein vielgenannter, aber unverstandener Mann. Vielen Dichtern schwebt dieser mittelalterliche Poet als der Idealsänger freier Liebe vor Augen. Henri Murger widmet ihm in seinem Romane Vie de Bohême von Begeisterung getragene Zeilen und der Engländer Swinburne ist bei ihm in die Schule gegangen. Bewußt oder unbewußt hat man ihn einseitig nachgeahmt, er ist der Vater jener fahrenden Poeten, die von ihm bis auf Hille herab an sich selbst zu Grunde gegangen sind. Letzterer hat uns sogar ein dramatisches Fragment „François Villon" hinterlassen. Villon bildete einen Wendepunkt in der französischen Poesie und auch die Weltliteratur mußte ihm als dem beredten Vertreter und kulturellen Typus einer unglücklichen, tiefgesunkenen Zeit einen bemerkenswerten Platz in ihren Blättern zuweisen.

Villon wurde 1431, in dem Todesjahre der Jungfrau von Orléans, zu Paris geboren. Der hundertjährige Krieg war vorüber; Rechtlosigkeit und Verwahrlosung waren durch ihn in Frankreich zurückgeblieben und kennzeichnen auch die Erziehung des jungen Villon. Von seinen Eltern ist wenig bekannt, nur seiner kindlichfrommen alten Mutter widmet er gelegentlich ein liebevolles Andenken. Er besuchte die Pariser Universität, und nachdem er Baccalaureus artium geworden war, griff er zum Wanderstabe. Als echtes Pariser Kind hatte er schon als Student die Bahn des Verbrechens betreten; an Gelegenheit fehlte es ja nicht. „Die Armut und Dürftigkeit der clercs war damals sprichwörtlich, ihr Leben im allgemeinen kein beneidenswertes. Sie bettelten an den Türen der Bürger um Brot und Almosen, daheim in den Kollegien erwarteten sie karge Nahrung, eine elende Streu und die so eifrig verwendete Rute; dicht neben den Stätten der Bildung hatte das Laster seine Wohnung aufgeschlagen und dasselbe Haus war oft Studentenquartier und Bordell." Das Quartier latin war immer dasselbe. Villon hatte bald mit den Behörden zu schaffen und wurde aus Paris verwiesen. Als Genosse einer bunt zusammengewürfelten Gaunerbande führte er seither ein unstetes Wanderleben. Eine Zeitlang weilte er dann auch als fahrender Spielmann am Hofe des Herzogs Charles von Orléans. 1461 wurde er durch Thibaut d'Aussigny, Bischof von Orléans, in Meung sur Loire eingekerkert, aus welchem Grunde ist nicht ermittelt. Eine Amnestie Ludwig XI. führte ihn wieder nach Paris zurück. In dieser Zeit schrieb er sein Grand Testament. Ein neuer Streit, den er mit den bischöflichen Gerichtsbeamten hier anzettelte, brachte ihm das Todesurteil, gehängt und erdrosselt zu werden. Villon sah sich schon zwischen Himmel und Erde am Galgen hängen und appellierte an das Parlament. Das Urteil wurde aufgehoben und Villon neuerdings auf zehn Jahre aus Paris und seiner Umgebung

Digitized by Google

verbannt. Dunkel herrscht seitdem auf seinem ferneren Lebenswege und Zeit und Ort seines Todes sind unbekannt. Ruhm- und ehrlos, wie er gelebt, wird er auch gestorben sein und niemand hat ihm wohl eine Träne nachgeweint.

Erst nach seinem Tode ist der Stern seines Ruhmes aufgegangen. „Dieser Landstreicher" (truand), meint der geistreiche französische Akademiker Emile Faguet in seiner Literaturgeschichte, „war fast ein großer Dichter. Die packende Realistik seiner Darstellung hat ihm viele Leser erworben. Alles lebt in seinen Versen, das unterste Paris mit seinen Lasterhöhlen, die Dirnen, die er nur zu gut gekannt, die Butiken der schönen Waffenschmiedin, der kühlen Schustersfrau, der zierlichen Handschuhmacherin sind durchaus lebhaft und knapp skizziert und der lustige Poet ist dort heimisch." Doch hinter allen diesen tiefständigen Bildern, die uns Villon von dem liederlichen Paris entwirft, lugt, ich möchte fast sagen schalkhaft, eine andere Welt hervor, die nicht so recht zu der vorigen passen will: die Welt der Vergänglichkeit und des Todes. Schon die Titel seiner Dichtungen deuten dies an.*)

Le Petit Testament (les Lais), das kleine Testament und das Grand Testament benennen sich seine zwei Hauptdichtungen. Die Form der Gedichte ist dem Geschmacke seiner Zeit entlehnt; sie bestehen fast durchwegs aus achtzeiligen, reimpaarigen Strophen. Eingeflochtene Balladen bieten eine angenehme Abwechslung. Villon schildert uns darin, besonders im „Großen Testamente", seines Lebens Freud' und Leid. Doch ein großer Zwiespalt durchzittert das Ganze und Lenau hat das rechte Wort für diese Seelenstimmung in seinem „Doppelheimweh" geprägt. Es ist das suchende Heimweh nach dem Glücke; die irdische Befriedigung füllt die Seele nicht und diese ist voll Sehnsucht nach ewiger Seligkeit. Aus dieser Stimmung heraus hat Villon es vermocht, seiner Poesie einen bleibenden Wert zu geben. Traurigkeit wegen seines verfehlten Lebens, Familienlosigkeit, Todesahnung sind die Akkorde, die in seiner frivolen, sarkastischen Leier mitklingen. Seine Losung war ja das Leben.

Aime, ris, chante et bois,
Tu ne vivras qu'une fois!

konnte auch er in sein Dichterwappen schreiben. Doch er fühlte allmählich, daß dies alles nur eitel Tand sei, und das herbe Mißgeschick, das sich ihm überall an die Fersen heftete, rüttelte sein verdorbenes Gemüt auf, so daß uns jene eigentümlichen Gefühlsoffenbarungen entgegenquillen, deren man ihn kaum fähig glaubt. Weniger die „Lais" als das „Große Testament" zeigen uns seine tiefe Innerlichkeit, über die er sich selbst trotz seines grenzenlosen Leichtsinns nicht hinwegtäuschen konnte.

Als poetisches Werk steht auch letzteres ungleich höher als das erstere. Wurzbach bemerkt treffend: Konnten jene nur von vertrauten Zechgenossen verstanden werden, so wendet sich dieses an die Allgemeinheit, die Legate treten hier hinter den allgemeinen moralisierenden Gedanken wesentlich zurück. Ausgehend von seinem eigenen Schicksal, seiner Gefangenschaft und der Grausamkeit des Bischofs von Orléans, blickt er wehmütig zurück auf seine Jugend, betrachtet die Vergänglichkeit alles Irdischen, die Wandelbarkeit des Glücks, die Unvermeidlichkeit des Todes und die verhängnisvoll betörende Gewalt der Liebe. Alle Gedanken, welche die Gemüter zur Zeit des ausgehenden Mittelalters bewegten, hat er in dieses Gedicht verflochten. Die düstere, ahnungsvolle Art, in welcher er über diese Themen spricht, gemahnt an die Toten-

*) Wir verweisen auf die vorzügliche Ausgabe von Wolfg. v. Wurzbachs (Wien) „Maistre François Villon". Erlangen 1903.

Digitized by Google

tänze (danses macabrées), welche zu Villons Zeit in vielen Kirchen und an Friedhofsmauern zu sehen waren. Gaston Paris hat es wahrscheinlich gemacht, daß Villon seine ergreifenden Strophen I. 305 ff. in der Erinnerung an eine danse macabrée aus dem Jahre 1425 schrieb, welche sich an der Mauer des von ihm häufig besuchten Friedhofs „des Innocents" befand. Die Huitains, welche dor unter den Gestalten der 15 Geistlichen und 15 Laien stehen, finden bei Villon ein deutliches Echo. Da ist nichts von dem phrasenreichen, zierlichen, geleckten Stile der Modedichter seiner Zeit. Alles ist mit ehernem, unbarmherzigem Realismus dargestellt, nur seine eigenen, bittern Gefühle hat der Dichter hineinverwoben und in seinem „Testament" die erste größere Dichtung der französischen Literatur geschaffen.

Doch hören wir den Dichter selbst, wie er in die Saiten greift und im Grand Testament*) die Nimmerwiederkehr der entschwundenen Jugend beklagt:

O weh der schönen Jugendzeit,
In der ich mich voll Lust gefühlt,
Bis zu des Alters Bitterkeit,
Das mir sein Kommen hat verhüllt.
Sie ging nicht eilig fort zu Fuß,
Auch nicht zu Pferd. Ganz unerkannt
Im Fluge, plötzlich, ohne Gruß
Und ohne irgend welches Pfand.

Des frommen Weisen ernster Spruch:
„Mein Sohn, sei deiner Jugend froh",
Lag meinem Zwecke nah genug,
Doch nachher sagt er nicht mehr so:
„Die Jugend", lautet dann sein Wort,
„Die Jugend und die Männlichkeit",
Nicht mehr noch weniger sagt er dort,
„Erliegen der Vergänglichkeit."

Gott, hätt' ich fleißig doch studiert
In meiner tollen Jugendzeit,
Mich gut und sittsam aufgeführt,
So hätt' ich warmes Heim und Kleid!
Jedoch ich floh den Unterricht,
Wie böse Kinder lief ich fort.
Das Herz mir fast im Leibe bricht,
Wenn ich jetzt schreibe dieses Wort.

Im Taumel floh die schöne Zeit,
Wie einer Spule Faden bricht,
Sagt Job, daran der Weber hält
Des Strohhalms schnelles Flackerlicht.
Und findet er kein End', das bricht,
So reißt er selbst den Faden ab;
Ich fürchte nichts, was mich anficht,
Ich finde doch mein stilles Grab.

Diesen Gedanken spinnt er noch weiter fort und wünscht auch seinen Genossen „si plaisans en fais en diz", so fröhlich in Wort und Tat, den Frieden des Paradieses. Villon ist nicht vom modernen Weltschmerz angesteckt, dazu hatte er das Leben viel zu lieb. Es sind Novembergedanken, wie sie jedem Menschenherzen einmal kommen. Er steht am Beginn des Greisenalters und wirft einen Blick auf die verflossene Lebenszeit zurück. Das Leben hat ihn hart zerzaust und derb geschüttelt; es schleicht wie Wehmut in seine verworfene Seele und er sucht sich wieder selbst zu finden. Die Balladen, die sich in dem Grand Testament finden, schildern uns in fremden Bildern seine eigenen Gefühle. Er hat die Vergänglichkeit am eigenen Leibe erfahren und kann nicht mehr umhin, diese Erfahrung auch uns mitzuteilen.

Die Ballade des dames du temps jadis (Ballade der Frauen von ehemals), die heute noch in Frankreich sehr populär sein soll, ist aus dieser Betrachtung herausgewachsen. „Saget mir doch, wo oder in welchem Lande Flora, die schöne Römerin, ist, Archipiada und Thais . . .", und er nennt in einem Atem alle berühmten Schönheiten der Vergangenheit, wobei man es mit seinen mythologischen und historischen

*) Wegen der Schwierigkeit einer Übertragung ins Deutsche hat sich der Verfasser kleinere Freiheiten gestattet.

Digitized by Google

Kenntniſſen nicht ſo genau nehmen darf. Griechiſche Hetären, Göttin Echo, die ſchöne Heloiſe und andere mittelalterliche Frauengeſtalten, darunter auch Johanna d'Arc, läßt er an uns vorüberziehen und endet jede Strophe mit dem geflügelten Verſe: Mais où sont les neiges d'antan? (Wo iſt der Schnee vom vorigen Jahr?)

In einer ähnlichen Ballade läßt er die großen Männer der Vergangenheit Revue paſſieren, Könige aller Länder aus Geſchichte und Sage; ein kecker Refrain bildet auch diesmal den Schluß der einzelnen Strophen: Mais où est le preux Charlemagne? (Wo iſt er doch der tapf're Karl der Große?)

Wenn man die Balladen lieſt, ſo glaubt man auf jede Frage Antwort erhalten zu müſſen, doch die Frage verhallt, die Vergangenheit iſt ſtumm. Darin liegt wohl eine beabſichtigte Wirkung des Dichters. Die Welt iſt ja nach ihm nichts als Täuſchung und niemand widerſteht dem Tode. Immer wieder betont er dieſen Gedanken, wie in einer anderen Ballade: „Der Sohn ſtirbt ebenſo wie der Knecht (eines Hauſes), fortgeweht aus dieſem Leben."

„Fürſten ſind zum Tod beſtimmt
Und was ſonſt noch alles lebt;
Seien ſie auch ſehr ergrimmt,
Fort von hier der Wind ſie hebt."

Es iſt kein vager Vergänglichkeitsgedanke, mit dem Villon hadert, der Tod ſteht vor der Türe und klopft an; er wird auch bald dabei ſein, denn er fühlt ſich alt und ſchwach. In ſeiner Jugend ſcheint Villon ein hübſcher Burſche geweſen zu ſein, doch das Laſter hat ihn ſpäter arg mitgenommen und nach ſeinen eigenen Äußerungen war er im Alter ein echtes Bild der Verkommenheit. Während er ſich zurückträumte, erging es ihm wohl, wie der Schweizer Dichter Konr. Ferd. Meyer in ſeiner „Begegnung" ſchildert. Er ſah einen Reiter einſam und verhüllt im tiefen Schnee durch den Wald traben und ihm war's, als hätte er ihn in alten, längſt verſchollenen Tagen gekannt, das traumhafte, leidenſchaftliche Antlitz desſelben berührt ihn ſo tief und eigen, aber:

Ein Rößlein zog auf weißer Bahn
Vorbei mit ungehörten Hufen,
Mich faßt's mit Luſt und Grauen an,
Ihm Gruß und Namen zuzurufen.

Doch keinen Namen hab' ich dann
Als meinen eigenen gefunden,
Da Roß und Reiter ſchon im Tann
Und hinterm Schneegeflock verſchwunden.

Es iſt die entſchwundene Jugend, jene Sonnenhöhe, zu der man nur einmal emporklimmt, die den Greis nicht mehr kennen will und kann. Mit ihr iſt alles dahin; Schönheit, Liebe und Luſt.

In den Seufzern der ſchönen Waffenſchmiedin (Les regrets de la belle Heaulmière) erkennen wir deshalb unſchwer den Dichter wieder. Die ſchöne Frau, die einſt ſo viele in ihren verführeriſchen Armen gehalten, iſt hinfällig und grau geworden und nur honte et péchié, Scham und Sünde, iſt ihr geblieben. Sie denkt an ihre reizende, geſchmeidige Geſtalt, die jetzt häßlich iſt, und bricht enttäuſcht in die Worte aus: C'est d'umaine beaulté l'yssues (Das iſt das Ende menſchlicher Schönheit). Das iſt der Gewinn verbrecheriſcher Liebe, und der Dichter urteilt anderswo noch viel ſchärfer darüber:

S' ilz n'ayment fors que pour l'argent
On ne les aime que pour l'eure.

Digitized by Google

Härter hätte er sich selbst nicht verurteilen können. „Am Grunde des Bechers liegt das Ungenügen“: „pour un plaisir mille doulours“ wie der Dichter singt (LIV).

In der „Ballade des folles amours“ (Ballade der tollen Liebschaften) will Villon die Verderblichkeit der leidenschaftlichen Liebe an mehreren Beispielen beleuchten und erhärten und erinnert deshalb an Männer wie Orpheus, Samson, David, Salomon u. a. m. Am Schlusse stellt er sich selbst als warnendes Beispiel hin und endigt: Bien est eureux qui riens n'y a. (Glücklich ist, der nichts damit zu tun hat.)

Er verdammt (Strophe LX) die Liebe, weil sie den Tod beschleunigt, er will seine Leier unter die Bank legen und nicht mehr in die Reihe der Liebenden gehören. Leider hatte Villon nicht die Energie, diesen Entschluß durchzuführen, er kannte sich selbst nicht, die Leidenschaft war stärker als der Wille: Je cognois tout fors que moy mesmes, sagt er in der Ballade des menus propos. Übrigens steht Villon mit seinen Warnungen nicht vereinzelt da, vor ihm hat schon der römische Dichter Lucrez und nach ihm Moscherosch, um nur zwei zu nennen, die betörende Allgewalt der Liebe geschildert.

Von der Liebe und vom Leben geht nun Villon zum Tode über und zeigt uns, wie er mit allem Menschlichen aufräumt. Er hat dem Tod oft ins Auge gesehen und ist mit ihm vertraut. Deshalb kann er auch seine Bilder mit grellen, lebenssatten Farben malen. Nach dem Gebrauche seiner Zeit fingiert er sein „Testament“ und beginnt es im Namen der hl. Dreifaltigkeit. Er vermacht ihr seine Seele und empfiehlt sie zugleich Unserer lieben Frau. Dann singt er weiter:

Unsrer großen Mutter Erde
Geb' ich meinen Körper her
Fürs Gewürm von kleinem Werte,
Denn er litt an Hunger schwer.

Mög' er schnell erlöset werden,
Erde sinkt in Erde nieder,
Alles hier auf Erden
Kehrt zu seinem Ursprung wieder.

Die Allgewalt des Todes hat er schon früher hervorgehoben. Auch in Strophe XLII sagt er, daß „Päpste, Könige, Königssöhne, alle sterben. Werde ich nicht sterben? Ja, wenn's Gott gefällt; doch wenn ich meinen Verkauf gemacht (das Leben genossen), ist mir ein ehrlicher Tod nicht unlieb.“ Wenn auch Villon seinen Äußerungen eine leise ironische Färbung geben will, so klingt doch das folgende Rondeau wie der Notschrei eines geketteten Prometheus:

Tod, ich zeihe dich der Strenge,
Meine Freundin ist mir fort,
Hältst mich selbst noch in der Enge,
Denn du kennst kein Friedenswort.
Kannte ich je Kraft und Macht?
Und was hat sie dir gemacht?

Tod!
Wir waren zwei und hatten ein Herz,
Es ist nun tot, o großer Schmerz;
Ich muß nun sterben, denn Weiterleben
Wie Bilder, ist mir nicht gegeben.
Tod!

Will der Leser den Tod selbst sehen, so muß er dem Dichter auf den Friedhof folgen, wo er selbst den Anlaß zu seinen düstern Stimmungsbildern gefunden:

Hier gilt weder Lust noch Spaß,
Ohne Wert ist hier das Gut
Und das Prunkbett, wo man ruht,
Und der Wein im großen Faß;

Lust und Fest und frohe Rund' —
Bist bereit zu jeder Stund!
Alle Lust muß ja vergeh'n,
Nur die Schuld bleibt einzig steh'n.

Er betrachtet die Schädel im Beinhaus, wie sie da aufgespeichert liegen; für jeden ist Platz, es herrscht kein Unterschied, keine Rangabstufung zwischen hohen

Digitized by Google

Beamten und Laſtträgern, zwiſchen Biſchöfen und Laternenanzündern, bemerkt er in ſeiner draſtiſchen Weiſe:

Die ſich hier in dieſem Leben
Vor einander tief gebeugt,
Jene Herren, deren Diener
Sich in tiefer Furcht verneigt,
Siehſt Du hier im Tod verbunden,
Alles liegt hier kraus und bunt.
Alle Herrſchaft iſt verſchwunden,
Herr noch Diener ſind dir kund.

Der unerbittliche Tod hat ſie weggefegt, — die Seelen ſind bei Gott und die Körper verweſen. „Ihre Knochen ſind, wenn ſie auch noch ſo wohlgepflegt waren, in Staub zerfallen."

Es iſt ihm darum lieber, arm zu ſein und arm zu ſterben. Er iſt, wie er ſagt, von Jugend auf arm, von dürftiger, geringer Herkunft, und will deshalb lieber unter grober Leinwand leben als reicher Herr ſein, um dann unter einem reichen Grabe zu vermodern. „Ich weiß", ſingt er, „daß der Tod ohne Ausnahme Arme und Reiche packt, Weiſe und Narren, Prieſter und Laien, Edle und Bauern, Schöne und Häßliche, Verſchwender und Filze, Damen mit Kragen, mit Kopfputz und Hütchen."

Der Tod war für Villon etwas Schreckliches, der jähe Schluß des Lebens, das er ſo ungerne verläßt, es iſt der „böſe" Thanatos, von dem Heine ſingt und deſſen Hufſchlag und Trab er ſchon hört.

Villon weiß jedoch, daß mit dem Tode nicht alles aus iſt. Von tiefer Religioſität iſt bei ihm zwar keine Rede, wenn er auch gerne Bibelſtellen im Munde führt. Sie dienen ihm öfter zu ſchnöden Witzeleien als zur Erbauung, und „die Kirche", bemerkt Wurzbach, „dürfte er meiſt nur in ſeiner Eigenſchaft als Coquillard beſucht haben." Er wünſcht ſich trotzdem im Jenſeits ein beſſeres Leben. Wenn auch die Bitte, die er an Gott richtet, grotesk klingt, ſo dürfte dieſes kleine Schwanenlied einer aufrichtigen Grundnote doch nicht entbehren. Wir müßten Villon ſonſt als modernen Menſchen taxieren; er trug zwar auch nicht ſchwer am „Rätſel des Seins", doch wußte er, daß dieſes auf Erden ſeine endgültige Löſung nicht finden konnte, und in allen ſeinen Wirrſalen iſt dieſer Gedanke ihm auch nie in den Sinn gekommen.

Herr, gib ihm die ew'ge Ruhe,
Schenke ihm das ew'ge Licht,
Der in ſeinem ganzen Leben
War und blieb ein armer Wicht.
Einer Rübe glich er zwar,
Kahl am Haupt und ohne Haar.
Herr, gib ihm die ew'ge Ruhe!
Strenge hat ihn einſt verbannt,
Mit der Schaufel ihn geſtäupt,
Trotzdem er ſich hart geſträubt,
War ihm alles wenig nütze,
Ein Appell bot wenig Stütze.
Herr, gib ihm die ew'ge Ruhe!

Wir verweiſen hier auch noch auf das kleine, innige Gebet, das er am Schluſſe der Ballade des pendus (Ballade der Gehängten) an den Prince Jhesus richtet, damit dieſer ihn vor der Hölle bewahre: Hommes, icy n'a point de mocquerie, Mais priez Dieu que tous nous vueille absouldre. (Leute, hier treibe ich keinen Spott, bittet Gott, er möge uns allen verzeihen.)

Man wundert ſich, wie Villon bei ſeinem zügelloſen Lebenswandel noch Zeit und Muße für ſolche Töne gefunden. Er hatte eben ein großes Talent und einen leidenſchaftlichen Charakter, deren Verbindung ihn zum originellen Dichter ſtempelte. Die Dichtung iſt der Spiegel ſeiner Zeit und ſeines Lebens. Er war ein mittelalterlicher Kunſtzigeuner, keiner vom „fahrenden Volk" jener Epoche, denn ſeine Lieder

Digitized by Google

sind auf ganz andere Saiten gestimmt; es sind Lieder aus dem Rinnsale des Lebens, Ergüsse einer wunden Seele, voll burlesker Ironie und erzwungenem Humor, der selbst im Leide mit ernsten Dingen spielen will.

Doch ohne sein Wissen hat der Dichter öfters wertvolle Perlen in dieses Rinnsal gestreut, es bleibt ihm trotz seiner Tiefständigkeit ein seltsamer, ernster Zug eigen. Er führt seine Leser nicht in die knospenschwellende Natur, in den Wald, zu Blumen und Bäumen, er führt sie hinein in den bunten Jahrmarkt des Lebens, wo alles hastet und vorwärts treibt und nur das eigene Ich kennt. Der Rückschlag kommt von selbst und das lange Lied hat nur immer den einen Refrain: „Eitel Nichts." So ist denn Villon der würdige Repräsentant seines trostlosen Jahrhunderts geworden. Und doch ist seine Poesie zugleich ein Fingerzeig aus den Niederungen der Erde nach oben, wie es die gotischen Dome waren, die zum Himmel streben. Je ris en pleurs (ich lache unter Tränen), so müssen wir uns Villon vorstellen. Er will uns wie ein Prediger am Aschermittwoche von unserm Nichts überzeugen und es gelingt ihm:

Erinnrung kommt, was ist das ganze Leben?
Ein Schattenspiel, ein Traum — ein Narrenstreich,
Es kommt der Tod, wir müssen uns ergeben. (Liliencron.)

Villon wendet sich nicht an uns mit dem „vornehmen Geiste", den die Poesie erheischt, er schreibt seine Eindrücke hin, wie er sie aufgenommen und wie sie noch frisch und lebendig vor seiner Seele stehen, er weiß nichts von Mitleid und Schonung. Es sind Schattenblumen, fleurs de misère, die wir in seinem Garten pflücken. Trotzdem bezaubert er den Leser und reißt ihn mit sich fort, gibt ihm sogar vorzügliche Ratschläge auf den Lebensweg mit, so daß man den povre petit escollier qu'amours occist de son raillon, den armen kleinen Studenten, den die Liebe mit ihrem Strahle tötete, nicht sobald vergessen wird.

O ew'ge Liebe — miserere!

Von M. Herbert.

O ew'ge Liebe, sieh den Funken,
Aus Deiner Flamme weit versprengt,
In Finsternis hinabgesunken,
In Stein und Felsen eingeengt,
Von dunklen Wassern überflutet,
Von Schutt und Asche überbaut,
Von rotem Schlackenbrand umglutet,
Zehnfach verschüttet, eingestaut
Und doch unlöschbar! Ewig glühend,
Mit eingebornem Lebensrecht,
Empor aus Wust und Larve sprühend,
Aus schwachen, moderndem Geschlecht —
Dich allzeit suchend! Hör' das Fragen,
Das unerschöpfliche „Warum?"
Der kranken Seele, die verschlagen
Aus Deiner Wahrheit Heiligtum,
Die ihres Lebens Schmerzen duldet,
In Rätseln ringt Geburt und Tod
Und Schmach und Sünde unverschuldet
Erträgt und ihres Nächsten Not.
Behaftet mit des Bluts Begierde,
Sich ihrer Ewigkeit bewußt,
Beraubt der Unschuld Königswürde,
Verächterin der eignen Lust,
Die mit dem Glauben an das Größte
Zum Niedrigsten herunterfinkt,
Die mit dem Gottesblut Erlöste,
Die aus der Erde Pfützen trinkt,
O ew'ge Liebe — miserere!

Digitized by Google

Die Kurfürsten.

Erzählt von Josef Fuchs.

Schön und prächtig ist die Donau, wie sie so dahinfließt zwischen bewaldeten Höhen, gekrönt von Felsen und Burgen, vorbei an grünen Auen und lachenden Fluren, und Grüße hereinbringt vom Schwarzwald ins Österreicherland. Wie der Strom die Felsen so freundlich bespült, die in seine Wasser hineinragen, die Ufer so sachte netzt und Schiffe und Kähne so ruhig dahinträgt auf seinem Rücken, man tät's wirklich nicht glauben, daß die Donau auch wild sein kann, furchtbar wild.

Sie kann's aber nur zu gut.

Wie sie da jetzt ein paar Jahre hintereinander zornig die Ufer überschritt und in trotzigem Anprall an die Felsen wild aufrauschte, ohne Erbarmen alles mit sich nahm, was sich ihr in den Weg stellte, wie sie zerstörend und vernichtend einhereilte in tollem Wüten und Rasen, da haben die Leute geschaut und angestaunt des Wassers furchtbare, schreckliche Macht.

Verübeln darf man's aber der Donau nicht, wenn sie wild wird; sie läßt sich's eben auch nicht gefallen, daß man sie, die freie Tochter des Schwarzwaldes, einengen will in ein schmales Bett. In früheren Jahren, da die Menschen ihr mehr Freiheit ließen, hat sie nur selten in blindem Wüten sich gefallen; da hatte sie keinen Grund dazu.

Freilich, ganz ohne Schuld ist die Donau in früheren Jahren auch nicht gewesen; manche Stadt an ihrem Ufer, mancher Hof und manches Schloß, das sich spiegelte in ihren Wassern, hat ihr gefallen und in ihr ein Verlangen darnach erweckt. Aber nicht auf einmal hat sie sich dieselben geholt, sondern fein manierlich, ein Stück ums andere, bis nichts mehr zu holen war; dann war sie zufrieden.

Etwa eine Stunde oberhalb des Donauschlosses Wallsee hatten die Mönche von Tegernsee schon im eilften Jahrhunderte das Schloß Achleiten sich erbaut, auf freiem Hügel, der seinen Fuß im Wasser der Donau netzte.

Und wie so ein Klostergut stets seine Neider hatte und noch hat, so ist auch die Donau den Tegernseer Herren neidig gewesen um ihr schönes Schloß und hat ihnen dessen Besitz nicht vergönnt. Und in ihrem Neid hat sie angefangen zu nagen am Hügel und hat fortgenagt durch Jahrhunderte, bis endlich die Schloßbesitzer gesehen haben, daß sie dem Strome ihr Schloß überlassen müssen, ob sie wollen oder nicht. Also sind die Tegernseer, „aldieweillen der Donaufluß von Jahr zu Jahr nächenter gegen dem Schloß Achleuthen khombet", im Jahre 1727 aus demselben ausgezogen und haben

Digitized by Google

ein neues Schloß gebaut, weiter landeinwärts, daß die Donau es nimmer hat sehen können.

Dem alten Schlosse Achleiten benachbart, nur durch einen schmalen Wassergraben getrennt, lagen um dieselbe Zeit drei Bauernhöfe, Kling geheißen; auch die haben der Donau in die Augen gestochen, und weil ihr die Eroberung von Achleiten so leicht gelungen ist, hat sie sich jetzt an die Erwerbung der Höfe gemacht; mit den Bauern ist sie aber nicht so sachte und langsam verfahren wie mit den Klosterherren.

Bald nachdem diese ihr Schloß verlassen hatten, konnten die drei Bauern von ihren Feldern und Wiesen nichts mehr ernten, weil Äcker, Wiesen und Wald in stetem Sinken waren, hinein in die Donau; wehmütig merkte der Pfarrer von Strengberg, der in Kling Zehente zu genießen hatte, in seinem Register an: „ist wegen des großen gesinckhet nichts angebaut worden". Und schon 1749 mußte er melden: „ist alles Versunckhen".

Die Donau hatte ihr Ziel erreicht, die Bauernhöfe mit ihren Gründen gehörten ihr.

Nur ein ganz kleines Stück Grund hatte sie geschont und gleichsam zum Spott den drei Besitzern übriggelassen. In ihrem gemeinsamen Unglück haben diese das übrig gebliebene Land unter sich redlich geteilt und ein jeder hat auf seinem neuen Besitz sich ein Häuschen erbaut, winzig klein im Vergleiche zu den früheren Höfen. Brauchten auch nicht groß zu sein, denn die Hausgründe trugen nur gerade so viel, daß jeder eine einzige Kuh und nicht mehr sich halten konnte.

Der Name der Ortschaft kam, wie's auf dieser Welt schon so ist, bald in Vergessenheit; nur das kleinste unter den drei Häusern hat in etwas den alten Namen gerettet, es heißt noch heute das „Klinghäusel". Weil aber so eine Ansiedlung doch auch einen Namen haben muß, so nannten die Leute dieselbe „bei den drei Kuhfürsten", weil jeder nur eine einzige Kuh sein Eigen nannte. Nun spricht aber der Niederösterreicher für gewöhnlich nicht hochdeutsch, sondern er nennt die Kuh in seiner Mundart eine „Kua"; und so sind aus den ursprünglichen Kuhfürsten die heutigen Kurfürsten geworden.

Die haben aber in ihrer stillen Einsamkeit fortgearbeitet und fortgewirkt, so gut und schlecht es eben ging. Von der Donau wurden sie nimmer belästigt, und wer weiß, ob sich die nicht was einbildet darauf, daß sie statt dreier Bauern der Gegend drei Kurfürsten geschenkt hat.

Das ganze Kurfürstentum kenne ich inwendig und auswendig, habe ich ja mit den Kindern eines der heutigen Kurfürsten manchen Tag meiner Knabenjahre verbracht bei Spiel und sonstiger Unterhaltung. Von den drei Kurfürsten, wie sie gelebt haben in meinem Aufwachsen, hat jeder was Eigenes gehabt, das ihn unterschieden hat von anderen gewöhnlichen Menschen; sie waren eben Fürsten.

An Jahren der älteste, an Leibeslänge der größte, an Besitztum der geringste war unter den Kurfürsten meiner Jugendzeit der Kling-Hois, der Besitzer des Klinghäusels. Auf der einen Seite von hohen Birnbäumen überschattet, auf der anderen von des Waldes Tannen umsäumt, steht es mit seinem moosgrünen Strohdache so einsam und abgelegen da, daß man es für eine Einsiedlerhütte halten könnte, stünden nicht in der Nähe die

Digitized by Google

Behausungen der anderen zwei Fürsten. Die Armut guckt aus diesem Fürstenhaus bei jedem Fenster heraus; damit die dünnen Lehmmauern besser halten und auch weniger Kälte durchlassen, sind sie an der Außenseite bis hinauf unters Dach gestützt und geschützt durch Reisigbündel, dürr und alt wie das Häusel und wie der Hois.

Und im Häusel drinnen haben gewohnt der Hois und sein Weib, die Hoisin, beide die verkörperte Zufriedenheit. An barem Gelde gingen das ganze Jahr hindurch nicht fünfzig Gulden in des Hoisen Kasse ein; was er einnahm, wenn ihm der Fleischhacker das jährliche Kalb abkaufte, oder was die paar Metzen Äpfel trugen, die er verkaufte, das war alles; und doch war der Hois damit so zufrieden, daß er einen jeweiligen Verkauf aus Stall oder Garten allen Nachbarsleuten erzählte und sagte, daß ihn unser Herrgott wieder so gesegnet habe, daß er nicht genug danken könne dafür.

Die großen Bauern der Gegend, die in ihrem tief gläubigen Sinne erkennen, daß alle ihre Arbeit umsonst ist, wenn der Herr im Himmel nicht seinen Segen dazu gibt, hatten und haben heute noch den Brauch, daß jeder nach eingebrachter Ernte eine Messe feiern läßt als Danksagung für den Segen der Feldfrüchte; und so hielt's auch der Hois. Jahr für Jahr bestellte er im Herbst beim Pfarrer in Strengberg eine Messe als Dank „für Glück und Segen". Recht gut weiß ich mich zu erinnern, wie diese Messe vermeldet wurde von der Kanzel herunter, daß mancher Großbauer ein wenig geschmunzelt hat dabei; aber nicht aus Spott geschah dies, sondern wohl nur deshalb, weil sie's nicht begreifen haben können, daß der Hois gar so zufrieden und glücklich sein kann mit so wenigem. Es wohnt eben nicht in jedem Menschenherzen das Pflichtgefühl, auch für das Wenige und Geringe zu danken.

Ein Kind nur hatte der Himmel den Hoisenleuten geschenkt, ein Mädchen; das haben sie auferzogen sorgsam und mit Liebe, wie ihr Christensinn es ihnen eingab. Als es aus der Schule kam und zum Leben bald auch so viel brauchte wie jedes der beiden Eltern, da kam der Hois zur Überzeugung, daß bei allem Sparen sein Fürstenhaus doch nur zwei ernähren könne. Und so kam die Hoisentochter fort von den Eltern in einen „Dienst", erst zu einem Bauern. Aber als Fürstentochter Bauernmagd sein, hat ihr auf die Dauer nicht gefallen; sie ging nach Wien, fand dort einen guten Dienstplatz, blieb brav dabei und in der Ordnung, sparte ihren Lohn zusammen und heiratete dann einen Fragner in der Kaiserstadt. Und ihre Wahl war glücklich; sie lebt heute noch mit ihrem Manne in stiller Zufriedenheit, die sie von ihren Eltern geerbt hat.

Als das Mädchen fort war, ist's doch den Hoisenleuten gar einsam gewesen in ihrem Häusel; weil dasselbe aber neben zwei großen Leuten doch einen kleinen Kindermagen auch noch hat ernähren können, hat sich die Hoisin solcher Kinder angenommen, die weder Vater noch Mutter haben, und hat sie aufgezogen wie ihre leiblichen Kinder, um Gotteslohn. An zwei solcher Pflegekinder kann ich mich selber erinnern; das eine war die Franzl, die ein Engel heimgeholt hat ins himmlische Fürstenhaus; das zweite war die Sopherl; die behielten die Hoisenleute in ihrer Pflege, bis sie der Schule entwachsen war; dann kam sie in Dienst zum Bauern auf Egg, einem der

Digitized by Google

wohlhabendsten und bravsten Bauern weitum; über zwanzig Jahre werkte sie dort und war in allem die unentbehrliche Stütze der Bäuerin; wie die das Anwesen ihrem Sohne übergab, hatte die Sopherl sich so viel Geld erspart, daß sie mit ihrem Bräutigam, dem braven Sohne eines kleinen Bauern, einen Bauernhof schuldenfrei hat übernehmen können; aber fast wäre damals aus der Heirat nichts geworden, weil die Sopherl lange nicht schwarz auf weiß beweisen hat können, daß sie — geboren worden ist. Die Hoisenleute hat man damals um den Geburtsort ihres ehemaligen Pflegekindes nimmer fragen können, denn die waren nicht mehr am Leben; die Sopherl selber und die Nachbarn des Klinghäusels haben auch keine rechte Antwort gewußt; also gab's eine schreckliche Hin- und Herschreiberei, bis endlich Sopherls Geburtsort entdeckt und zur Beruhigung des ehrwürdigen Amtsschimmels ihr Geburtsschein beigebracht werden konnte.

Das letzte Kind, das die Hoisenleute pflegten, war ihre Enkelin, die Mirzl; die kam jährlich während der Sommermonate von Wien herauf zu ihren Großeltern und das hat dem Stadtkinde wohl getan, daß es heraußen auf dem Lande frische, gesunde Luft atmen und kräftigende Kost hat essen können. Niemand hat sich mehr gefreut als der Hois, wenn zu Ende des Sommers das bleiche, schmächtige Dirndel gesunde rote Farbe und volle Wangen gehabt hat. Wenn's ihm nur das Kind alleweil lassen möchten, hat er gemeint, er wollt's schon pflegen, daß aus ihm ein starkes, gesundes Mädchen würde. Über Winter aber haben die Eltern der Mirzl sie wieder heimgenommen nach Wien, und im nächsten Sommer kam sie wieder so blaß und schmal wie ehemals, daß der Hois mit der leiblichen Pflege seines Enkelkindes stets wieder von vorne hat anfangen müssen.

So hat der Hois gelebt und war dabei zufriedenen Sinnes; fragte ihn wer nach seinem Befinden, so war seine gewöhnliche Antwort: „Dank Dir Gott, mir geht's gut; gesund bin ich und mein Weib, was will man denn mehr?"

Was mir vom Hoisen am meisten in Erinnerung geblieben ist, das ist sein Sterben.

Eine Last von siebzig Jahren und darüber hat ein jedes von den zwei Leuten auf dem Rücken gehabt, wie es dann mit dem „G'sund" der beiden nimmer recht gegangen ist. Den Schwächen des Alters hat zuerst der Hois nachgeben und sich ins Bett legen müssen; für gute Pflege haben neben der Hoisin, die selbst nicht mehr recht weiter hat können, die Nachbarsleute gesorgt und dem Kranken ein Süpplein oder ein Stücklein Fleisch zukommen lassen, daß er sollte wieder zu Kräften kommen; aber den Hoisen jung und wieder gesund machen, hat alle Mühe nicht vermocht, es ging mit ihm tagtäglich abwärts.

Wie Ärzte über den Krankheitsverlauf ihrer hohen Patienten täglich Bulletins ausgeben, so hat uns Buben die Hoisin täglich gemeldet, wie es ihrem Manne gehe, wenn wir ihm was zum Essen brachten. „Hübsch mitter" (mittelmäßig) war der Hois beieinander, als sie ihm die Sterbesakramente reichten; dann ward er „recht lötz" (schlecht), daß die Hoisin selber meinte, er könnt's nimmer lang mitmachen.

Und lang hat er's nimmer mitgemacht.

Digitized by Google

Zu seinem Sterben kamen die Nachbarn zusammen und beteten neben dem Bette, in dem der Hois lag, eine brennende Kerze in der Hand, leise mitbetend; dann sanken ihm die Augenlider zu, die Lippen bewegten sich nicht mehr, die Kerze aber hielt er im Tode noch krampfhaft fest. Und neben dem Bett stand die Hoisin, ihr Auge auf den toten Mann gerichtet, und weinte wie ein kleines Kind.

Und als sie den Hois begruben, da konnte sein Weib nicht dabei sein, sie lag krank daheim; und kaum vierzehn Tage darauf haben sie auch die Hoisin hineingebettet in die kühle Erde an die Seite ihres Mannes, dessen Verlust ihr das Herz gebrochen.

Des Hoisen Tochter, die Fragnersfrau aus Wien, hat bald darauf das Häuschen verkauft an einen Maurer; bare vierhundert Gulden hat das Fürstenhaus gekostet und den Kurfürstentitel hat der Maurer noch umsonst darauf bekommen.

Etwas fürstlicher schaut das Klinghäusel heute aus als ehedem; Reichtum ist aber auch keiner zu finden darinnen, wohl aber genügsame Zufriedenheit, die sich auch auf die neuen Fürstenleute vererbt hat.

Kaum zwanzig Schritte vom Klinghäusel weg steht das zweite Kurfürstenhaus, darinnen in meinen Knabenjahren der alte Jockl gewohnt hat. Etwas mehr sieht diese Behausung gleich als das Klinghäusel, denn sie ist aus Ziegeln aufgemauert, hat ein Dachkämmerlein und am Waldessaume noch extra eine Holzhütte.

Der alte Jockl hatte kein so lichtes, fröhliches Gemüt wie der Klinghois; der war finster und mürrisch, hart und verschlossen; wir Buben sind ihm ausgewichen auf dem Wege, wir haben ihn gefürchtet. Wenn er so daherging, in hohen Röhrenstiefeln, eine schwarze Weste an mit silbernen Knöpfen, und mit sich selber redete und mit den Händen lebhaft dazu agierte, da hat man ihm sein verdrossenes Gemüt schon von weitem angesehen. Und weil er seinem Unwillen öfter auch durch Worte Luft gemacht hat und weil er da manchmal auch das Scheltwort „Sakra" gebrauchte, das er wegen eines Zungenfehlers als „Tschakra" aussprach, so hieß er allgemein der Tschakra-Jockl. In der Kirche hatte er eine kleine Bank für sich allein, vorne beim Altar; er kam regelmäßig einige Minuten zu spät zum Gottesdienste und stets durch die Seitentür, niemals beim Haupttor.

Daß der Jockl so ein absonderliches, galliges Gemüt hatte, daran war neben natürlicher Veranlagung nicht zum wenigsten sein Weib schuld. Er und sie, keines von beiden hat's verstanden, daß zwei Leutl, wenn sie heiraten, auch Menschen bleiben mit ihren Fehlern und Schwächen, und weil keines von ihnen verstanden hat, dem andern nachzugeben und Geduld zu haben miteinander, so kam es, daß sie die meiste Zeit ihres Ehelebens in beständigem Krieg und Stritt lebten, eins dem andern zur Qual und zur Pein. Als ihre einzige Tochter ins heiratsfähige Alter gekommen war, überließen sie ihr das Haus und diese nahm einen Maurer zum Manne, der aus dem hintersten Mühlviertel über die Donau herübergekommen war. Die alten Jocklleute aber gingen jetzt auseinander, ein jedes seine eigenen Wege. Er zog sich ins Ausnehmerstübchen zurück und ließ in dasselbe einen eigenen

Digitized by Google

Eingang machen, daß er ganz allein für sich sei; da ward der Jockl als geborener Kurfürst sein eigener Herr und sein eigener Bedienter und sein eigener Koch. Sie aber blieb bei den jungen Leuten und eröffnete einen kleinen Handel mit Kerzen, Seife und Salz, die sie den umliegenden Bauern und Kleinhäuslern auf einem Buckelkorb in die Häuser trug; viel wird sie dabei nicht verdient haben, das kann man sich denken. Der Jocklin war's aber weniger ums Verdienen; sie war zufrieden, wenn sie in den Häusern ein wenig zu essen bekam und einen Trunk Most dazu; konnte sie aber gar verschiedene Neuigkeiten von Haus zu Haus tragen und auskramen neben ihrer Seife bei den kauflustigen Leuten, dann war sie in ihrem Elemente; den anspruchslosen Leuten, von denen wenige eine Wochenzeitung lesen, ersetzte sie vollständig ein täglich erscheinendes Blatt. Sie hieß darum auch „s' Tagblattl" oder „die alte Waschhauben". Das kümmerte sie aber wenig; als echtes altes Weib gönnte sie ihrer Zunge keine Ruhe, und wußte sie gerade nichts neues, so verstand sie alte Geschichten und Händel neu aufzuwärmen und als Neuigkeiten unter die Leute zu bringen. Wohlgelitten war sie bei den wenigsten.

Der alte Jockl in seinem Einsiedlerleben ließ sein Weib gewähren, er war froh, daß er vor ihr Frieden hatte. Als Einsiedler habe ich ihn kennen gelernt; da verdingte er sich als Taglöhner und fand so sein Auskommen, daß er dabei auch seine Tabakpfeife nicht ausgehen zu lassen brauchte. Als Taglöhner war er fleißig; aber nur so lange hielt er bei der Arbeit aus, als seine Mitarbeiter ihn in Ruhe ließen. Zog ihn aber einer auf und hänselte ihn, da wurde der Jockl furchtbar wild, warf sein Werkzeug weg und ging heim; dort blieb er, bis sein Zorn verraucht war.

Im Jahre 1885 war's, ein Obstjahr, gesegnet wie selten eines im ganzen Jahrhundert. Der Jockl arbeitete im Herbst bei der Obsternte im Schlosse; schlecht war der Verdienst nicht, sonst hätten die Arbeiter sich nicht an Sonntagen bis spät in die Nacht hinein im Gasthause bei Kartenspiel und Bier und Wein unterhalten können.

Wie an so einem Sonntag abends ein paar Tische voll Leute beisammensitzen beim Unterberger und der alte Jockl dabei, fällt es einem jungen Laffen ein, ihn zu hänseln und zu foppen; eine Weile schweigt der Jockl still; wie aber dann alle über ihn lachen, auch der Wirt, da wird der Jockl wild, er springt auf von seinem Sitz, schlägt auf den Tisch, daß die Gläser klirren, und verlangt, sie sollten ihn in Frieden lassen, sonst geschehe was. Das haben aber die andern wollen: recht in die Galle soll der Jockl kommen; sie hören nicht auf. Der aber sagt kein Wort mehr, trinkt aus und stürmt ohne Gruß hinaus in die finstere Nacht. Auf dem Weg hinein ins Kurfürstentum steht des Unterberger Heustadel; wie der Jockl da vorbeieilt, fährt ihm ein teuflischer Gedanke durchs Hirn; er geht um den Stadel herum, findet eine Stelle, wo ein Laden locker ist; den entfernt er, schlägt Feuer und zündet das herausstehende Heu an; auf Ja und Nein flammt das empor und schneller, als der Jockl sich besinnen kann, brennt der Stadel hellauf. Wie versteinert steht der Brandleger da, er kann's nicht glauben, was er angerichtet hat in seinem Zorn. Da tönt auch schon an sein Ohr der Ton der Feuerglocke und des Feuerhornes

Digitized by Google

schrilles Signal; vorwärts drängt's ihn und er läuft hinab in die Wälder des Brunngrabens; durch den Wald hindurch, über Stock und Wurzel eilt er seiner Kammer zu; er tritt ein, entledigt sich seiner Kleider, wirft sich ins Bett und weint; beim Kammerfenster leuchtet fahl herein der Feuerschein und die Röte vom brennenden Stadel.

Am nächsten Morgen, wie die Arbeiter wieder daran gehen, die Äpfel zu brocken, ist auch der Jockl wieder dabei; alle sprechen sie über das Feuer in der Nacht. „Wer denn den Stadel angezündet haben mag?" fragt einer. Der Jockl tut, als ob er nicht hörte; im Verdachte hat ihn auch keiner seiner Mitarbeiter, so etwas traut ihm doch keiner zu. „Warum denn heut' der Jockl gar so einsilbig ist?" meint ein anderer; „Er wird noch harb sein von gestern her", gibt einer zur Antwort; „lassen wir ihn gehen, er wird schon wieder reden."

Da kommt die Straße herauf ein Gendarm; er muß an den Arbeitern vorbei. „Der geht heilig zur Brandstatt hinaus", meint der Ferg. Der Jockl aber, wie der auf seiner Leiter droben den Gendarmen dahergehen sieht, macht auf einmal einen Schrei: „Gerechter Gott, der holt mich schon!" Er zittert am ganzen Körper, er kann sich nimmer halten, es schwindelt ihn, er muß hinabsteigen. Den Schrei haben alle gehört, auch der Gendarm; er tritt zum Jockl und fragt, was es sei; der fängt an, hellauf zu schluchzen, er stoßt's heraus: „Den Stadel hab' ich angezündet!"

Auf so ein Geständnis hin braucht's weiter keine lange Überlegung; der Gendarm weiß, was er zu tun hat; willig und ohne Widerrede läßt sich der Jockl von ihm fortführen.

Die Gerichtsverhandlung ist schnell beendet; der Fall liegt klar zu Tage: der Angeklagte ist geständig, die Geschworenen sprechen ihr Schuldig! Unter Annahme von mildernden Umständen kriegt der Jockl fünf Jahre schweren Kerkers; er kommt in die Strafanstalt Stein.

Aber eingesperrt sein mit etlichen sechzig Jahren, wenn man Zeit seines Lebens in Gottes freier Natur sich bewegt hat, in frischer, würziger Luft, — das hält der Jockl nicht aus. Reue über seine Untat und Heimweh nach seinem stillen Ausnahmsstüberl nagen an seinem Herzen; er hat noch kein Jahr von seiner Strafe abgebüßt, als er liegerhaftig wird und stirbt; im Sträflingskleide haben sie den Jockl begraben.

Die alte Jocklin ist heute auch schon tot; die Jungen arbeiten und werken nicht schlecht; sie haben ein Stück Wald zu ihrem Häuschen dazugekauft, den Wald gerodet und Ackerland daraus gemacht.

In den Enkeln des alten Jockl steckt auch ein Stück Fürstentum; im Sommer 1899 war ich daheim auf Ferien; da begegnet mir eines Tages ein junger Mann, tadellos gekleidet, mit feinem städtischen Benehmen; er geht auf mich zu, nennt mich beim Namen und grüßt mich wie einen alten Bekannten; verwundert schau' ich drein und ebenso verwundert fragt er mich, ob ich denn den Jockl-Michl nicht mehr kenne, der doch nur einige Jahre jünger sei als ich. Jetzt erinnerte ich mich freilich an ihn, aber erkannt hätte ich ihn nimmer. Als Bauernknecht hatte er gearbeitet bis zur Stellung. Dann kam er zum Militär, und als er dort fertig war, schaute er sich ein wenig um in der Welt; er ist jetzt Kammerdiener bei einem alten Fürsten

Digitized by Google

in der Lagunenstadt Venedig. — Des alten Jockls Enkel in der alten Dogenstadt an der Adria! Ja, der Michl entstammt nicht umsonst einem Kurfürstengeschlecht.

Etwas näher der Donau als die zwei anderen Kurfürstenhäuser steht das dritte; drinnen wohnte der dritte Kurfürst, der Binder-Hans. Er war eigentlich der Großfürst unter den dreien; dadurch, daß er von der Herrschaft noch eine Wiese gepachtet hatte, war es ihm möglich, zwei Kühe zu ernähren; sein Haus umgaben mehr Obstbäume, als die zwei andern Kurfürsten mitsammen hatten; drum hatte er auch neben demselben ganz apart einen Keller und darüber eine Hütte, die eine Mostpresse und eine Obstmühle beherbergte; sein Häusel ist größer als das seiner Nachbarn, aber nicht viel; so wie man sagt, „g'rade ums G'spürn" nur.

Das war für uns Buben eine Freude, wenn wir zum Binder-Hans kamen; zu ihm eigentlich kamen wir nicht, aber zu seinen Kindern, dem Hansen und der Rosl; mit denen verband uns dicke Freundschaft und die hat's gemacht, daß wir den Alten auch lieb hatten und er uns. Hatten wir da dem Hansen zugeschaut bei seiner Drehbank oder bei seinem Zimmerstock und ließen wir dem Mann gar keine Ruhe mit ewigen Fragen, dann legte er sein Werkzeug weg, löste seinen Lederschurz ab, nahm den Hut und ging mit der Kinderschar ins Freie. War's Sommer, so führte er uns hinunter gegen die Donau zu seinem Blumengarten, wo er unter einem Birnbaum eine Bank sich zusammengezimmert hatte, und dort saßen wir beim Hans und schauten mit ihm auf die Donau und hinüber und horchten seinen Erzählungen. War es recht heiß, dann gingen wir mit ihm ein wenig die Lehne hinauf vor seinem Hause; dort im Walde unter einer Linde hatte er eine Bank aufgestellt, von der man des Hansen Haus und das ganze Kurfürstentum überblickte. Für den Winter hatte er seinen Kindern und uns Schlitten gefertigt und uns die verschiedenen Vorteile gezeigt, die man gebrauchen müsse, um denselben richtig zu lenken und schnell und nobel die Fahrt zu machen. Hatte er aber gar keine Zeit, um uns, seinen jungen Quälgeistern, Audienz zu geben, dann rief er sein Weib, daß sie uns hinausführen sollte unter'n „guten Birnbaum", von dem sie uns saftige Früchte brockte, oder im Winter uns in der Stube Nüsse vorsetzte, die uns besser schmeckten als daheim.

Es war der Hans ein Kinderfreund durch und durch; konnte er uns eine Freude machen, so tat er's. Uns Kindern zuliebe erbaute er ein Hammerwerk am Klingbache und schnitzte einen schwarzen Schmiedgesellen dazu, der bei jedem Hammerschlag sich tief verneigte. Der Hans galt uns damals als der größte Künstler weit und breit.

Den Seinen war er Mann und Vater in einer Weise, die sich selten findet; drum hat es ihm auch schier das Herz abgedrückt, als ihm sein jüngstes Kind, das Nanderl, in einem Alter von sechs Jahren starb. Noch sehe ich es vor mir im kleinen Sarg liegen, das kleine Ding mit dem schneeweißen Gewande, umgeben von einem Kranz, den die Hansin geflochten hatte aus Feldblumen und in die sie hineingewunden hatte die roten Früchte der wilden Rose.

Digitized by Google

Wir wurden älter, die Besuche beim Binder-Hans hörten auf, als wir vom Elternhaus fortkamen; auch seine eigenen Kinder mußten in den Dienst gehen, als sie der Schule entwachsen waren und sich selbst ihr Brot verdienen konnten.

Ein großer Student war ich schon, als den Binder-Hans ein Unglück traf, so plötzlich und ungeahnt, daß es in seinem Leben eine gänzliche Veränderung hervorbrachte: es starb ihm sein Weib, an dem er mit aller Liebe gehangen, an einer Lungenentzündung, nachdem er sie kaum einige Tage krank im Bette gehabt hatte.

In dieser Stunde ging mit dem Hans was vor, was eben nur einen Mann mit einem so tiefen Gemüt treffen kann: er verlor den Verstand.

Mit stierem Blick saß er an der Leiche seines Weibes, schweigsam wie die finstere Mitternacht. Teilnahmslos schaute er zu, wie sie sein Weib begruben, teilnahmslos folgte er seinen Nachbarn, die ihn heimbrachten ins Haus; hätten die nicht in christlicher Nachbarschaft um sein weniges Vieh gesorgt, es hätte verderben müssen.

Über acht Tage dauerte es, bis der Hans wieder halbwegs vernünftige Antworten gab auf Fragen, die man ihm stellte. Seine wohlmeinenden Nachbarn redeten ihm zu, seine Tochter jetzt heimzunehmen, daß die das Häusliche besorge; davon wollte er aber schon gar nichts wissen. „Die soll nur in ihrem Dienst bleiben, ich richt's allein", gab er darauf zur Antwort. Untertags schloß er sich ein in sein Haus, er mutterseelenallein; er wurde leutscheu. An Sonntagen, wo er mit Leuten zusammengekommen wäre auf dem Kirchgange, blieb er erst recht daheim. Des Nachts aber öffnete er sein Haus und eilte fort; Jäger sahen ihn zur nächtlichen Stunde in den Wäldern herumirren, auch auf der Bahnstrecke einsam dahinschreitend wurde er gesehen; graute der Morgen, so schlich er auf Umwegen, durch Wälder und Gräben, seinem Hause zu und schloß sich wieder ein.

Wohl über die zehn Jahre sind seitdem vergangen; des Hansen Zustand hat sich durch die Länge der Zeit etwas gebessert, aber der alte Hans ist er nimmer und die Scheu vor den Menschen ist ihm geblieben; vor fremden Leuten zeigt er sich lieber als vor bekannten.

Seine Pachtwiese hat er der Herrschaft schon längst zurückgesagt, er braucht sie nicht; er hält nur mehr eine Kuh und ein paar Geißen dazu. Was täte auch die große Herrschaftswiese ihm nützen? Bei Tage mag er das Gras, das auf derselben wächst, nicht zu Heu machen, weil er fürchtet, es könnte ein Bekannter ihn sehen und anreden; des Nachts aber, wo der Hans schafft und arbeitet, steht keine Sonne am Himmel, die ihm das Gras dörren täte. Das Heu, das er im Winter für sein Vieh braucht, das kauft er bei Leuten, die ihn nicht kennen und führt es stundenweit in der Abenddämmerung oder in stiller Nacht auf einem Handwagen heim.

Kommt er zufällig mit Nachbarsleuten zusammen, so redet er nur, was sein muß, dann eilt er schnell weiter. Soweit hat seine Menschenscheu doch nachgelassen, daß er jetzt an Sonntagen wieder in die Kirche geht; aber als letzter geht er hinein und als erster vor Schluß des Gottesdienstes wieder heraus, daß er ja mit niemand zusammenkommt. Die Leute, die ihn

Digitized by Google

kennen, lassen ihn ruhig gewähren und seines Weges gehen; darüber ist er froh und zufrieden.

Vor mehreren Jahren, da der Hans schon sein Einsiedlerleben führte, fiel ihm das Haus seiner Schwiegermutter als Erbe zu, ein kleines Häuschen zwar mit etwas Grundstücken, aber immerhin einige hundert Gulden wert. Den Hans ließ das Erbe kühl bis ans Herz hinan. Günstige Kaufanbote wies er kurz ab, er brauche kein Geld. Das Häuschen und die Grundstücke ließ er, wie sie ihm als Erbe zugefallen waren; was auf Acker und Wiese wuchs, ließ er wachsen und verderben; nicht einmal Zinsleute nahm er hinein ins Häuschen. Das Dach wurde schadhaft, ruhigen Gemütes ließ der Hans den Regen hineinfallen und die Mauern durchweichen. Heute ist es eine halbe Ruine, Acker und Wiese eine Wildnis. Was kümmert ihn das? Wie ein Fürst Strauch und Baum, Dorngestrüpp und Farnkraut ruhig fortwachsen und fortwuchern läßt im alten Gemäuer seines verfallenden Stammschlosses, so macht es der Hans mit dem Stammsitz seines Weibes.

Als einmal ein Dampfschiff des Hochwassers wegen keinen Landungssteg mehr erreichen konnte und unter des Hansen Häuschen anlegen und durch mehrere Tage auf das Fallen des Wassers warten mußte, da kamen die Schiffsleute zu ihm, um Milch zu kaufen; weil die ihn nicht kannten, gab ihnen der Hans seinen ganzen Vorrat und machte sich erbötig, ihnen Milch zu liefern, soviel sie brauchten. Die holte er wieder des Nachts von den entlegenen, einschichtigen Bauernhöfen zusammen; er füllte sie in große Flaschen, die er am Halse mit einer Rebschnur zusammenband. Wie man zwei Wassereimer trägt mit einem Tragholz auf den Schultern, so hängte er sich die Rebschnur mit den daran befestigten Milchflaschen um und trug sie zum Schiffe; wie er nun hinging über den Steg, glitt er aus und fiel, die Flaschen brachen und die Milch ergoß sich in die Donau. Dem Hansen tat das aber nichts; er kaufte wieder Milch und glücklich brachte er sie auf das Schiff; aber in Flaschen hat er's nicht mehr gefüllt.

Es ist schon einige Jahre her, daß wahrscheinlich durch ein weggeworfenes Zündhölzchen am hohen Ried die dürre Waldstreu in Brand geriet; das Feuer griff schnell um sich und bedrohte einen Jungmais; zufällig kommt der Hans des Weges; aber anstatt zu helfen oder doch wenigstens die paar hundert Schritte nach Achleiten hinabzumachen und die Leute zu alarmieren, eilt er die Straße entlang, was er laufen kann; atemlos kommt er nach einer Viertelstunde in das Dorf Limbach und meldet den Waldbrand; wie die hinkommen, haben sie mit den bereits eingetroffenen Achleitnern zu tun, das Feuer zu löschen. Unter Bäumen versteckt, schaut der Hans zu, aber mithelfen tut er nicht.

Leute, die sich an des Hansen frühere Liebe zu den Kindern erinnerten, haben gemeint, es könnte um seinen Gemütszustand besser werden, wenn er Kinder um sich hätte; so redeten sie seinem Sohne zu, dem Hansen seinen vierjährigen Enkel zu bringen und dort zu lassen. Als der Sohn den Buben brachte und den Vater bat, das Kind einige Zeit zu behalten, sprach der Hans: „Was soll ich denn mit dem Buben machen?" „Nur einige Wochen tut mir der Vater ihn behalten, daß der Bub sich in der frischen Luft recht erholt; in der Stadt ist die Luft gar so schlecht."

Digitized by Google

Der Hans sagt nichts und sein Sohn geht fort.

Den Buben aber nimmt der Hans und sperrt ihn den ganzen Tag in die Kammer; des Nachts aber muß der Bub mit dem Großvater gehen und dabei sein, wenn er beim Laternenlicht arbeitet im Stall oder in der Hütte. Wie die Nachbarn sehen, daß der Hans so mit seinem Enkelkind verfährt, benachrichtigen sie schnell den Kindesvater, der den Buben wieder holt. Ohne Widerrede gibt ihn der Hans wieder her.

Bei nachtschlafender Zeit, wenn alles stille ist ringsum, da arbeitet der Hans, da ist er auch nicht so verschlossen, sondern gesprächig. Jäger, die im Herbste bald nach Mitternacht von der Dachssuche an seinem Hause vorbeikamen, fanden ihn des öftern mit Mostmachen beschäftigt; er rief sie an, lud sie zum Eintreten ein, bot ihnen Most an, sang ein lustiges Liedel ums andere und redete vernünftig wie alle anderen. „Man sollt's nicht glauben", sagten sie, „daß der Hans so sein kann, wenn man weiß, wie er's beim Tag macht."

Haben die Fischer in der Donau einen Fang gemacht und der Hans erfährt es zur rechten Zeit, dann geht er bei einbrechendem Abend zum Fischer und füllt sein Fischlägel mit Fischen; am selben Abend noch trägt er sie stundenweit fort, er hat schon seine Abnehmer, die ihn kennen und ihm dieselben abkaufen am späten Abend noch. Mit dem gefüllten Fischlägel auf dem Rücken habe ich den Hans einmal getroffen, gut zwei Stunden weg von seinem Fürstenhause, als ich spät abends zur Bahn fuhr. Unwillkürlich fiel mir da Bayerns unglücklicher König Ludwig ein und seine einsamen Schlittenfahrten in stiller dunkler Nacht.

Noch lebt der Hans in seiner Einsamkeit; die Nachbarn lassen ihn gehen und stören ihn nicht weiter; seine nächtlichen Arbeiten und Wanderungen sind sie schon lange gewöhnt. Für den Hansen kommt aber wie für uns alle einmal die Nacht, in der er nimmer schaffen kann.

Das wären also die drei Kurfürsten. Nicht bald wird es wo einen Fleck Erde geben, der auf einem so kleinen Raume so wunderliches Menschenschicksal aufzuweisen hat wie das winzige Kurfürstentum an der niederösterreichischen Donau.

Digitized by Google

Umschau.

Die Ausstellung für religiöse Kunst in der Wiener Sezession. Die jetzige Ausstellung in dem Wiener Sezessionsgebäude ist eine Erfüllung lang gehegter Wünsche. Sie bringt Werke religiöser Kunst. Ich beurteile das Gebotene von dem Standpunkt eines ganz bestimmten Kunstprogrammes aus. Kurz und kernig ist dieses entwickelt in der Schrift von P. Desiderius Lenz „Zur Ästhetik der Beuroner Schule". (Allgemeine Bücherei der Leo-Gesellschaft, Wien, Braumüller.) Dort mag ihn lesen, wer ihn kennen lernen will. Daß die in diesem Werke vorgetragene Kunstauffassung sehr wohl als die logischeste Folgerung der gesamten bisherigen Kunstentwicklung aufgefaßt werden kann, davon sich durch die Lektüre von Kraliks drei Vorträgen „Über die historischen und ästhetischen Grundlagen der modernen Kunst" zu überzeugen, sei hiemit jeder eingeladen. Von diesem Standpunkt der Beurteilung aus wird sich das Interesse auf den Hauptsaal beschränken. Die Nebenräume zu beiden Seiten, in welchen deutsche und französische Kunst vertreten ist, die erste hauptsächlich durch Werke der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, enthalten tüchtige, auch einige hervorragende Werke und wir treffen Namen von gutem Klange an. So Eduard von Gebhardt (Christus), Fritz von Uhde (Predigt am See), Franz Stuck (Christus), Frederic Léon mit einem wundervollen Triptychon: St. Franziskus im Walde, Gebhard Fugel (zwei Bilder aus dem Leben seines Namenspatrons, Sankt Josef-Altarblatt). Allein den frohen Eindruck des mächtig treibenden Lebens, den Ausblick auf noch unentdeckte Meere der Schönheit gewährt doch nur die bezwingende Kraft der Werke, die im Hauptsaal ausgestellt sind. Was wir von der großen Kunst der Zukunft fordern müssen, daß sie einerseits modern sei, d. h. inhaltlich der Lebensstimmung des modernen Geistes entspreche und formell aus der modernen Technik sich ergebe, daß sie andrerseits das Postulat der Romantik erfülle, Allkunst sei, d. h. eine Kunst aus allen Künsten und für alle Menschen, das sehe ich hier entweder schon erfüllt oder der Erfüllung nahe. Diese Kunst ist religiös und deshalb modern; wer die moderne Lebensstimmung kennt, wird das zugeben. Der Mystizismus regt sich heute allerorten, nicht immer freilich in brauchbarer Form. Inwiefern die andern Erfordernisse von ihr gelten, wird sich im Laufe der Betrachtung ergeben.

Der Raum ist anderthalbmal so lang als breit. Im letzten Drittel der Länge treten die Seitenwände rechts und links zurück, so daß zwei Nischen entstehen. Die dem Eintretenden entgegenstehende Wand zeigt ein großes, noch zu besprechendes Apsisbild. Die Nischen rechts und links bieten kleinere Arbeiten. An der Eingangswand und an den Seitenwänden hängen riesige Kartons zu Glasgemälden. An den Wänden rechts und links sind Zeichnungen der Beuroner ausgestellt. Im Saalraum selbst stehen etliche Vitrinen mit Kultusgegenständen. Die ganze Stirnwand des Hauptsaales nimmt eine gewaltige, bilderreiche Darstellung der Taufe ein und der Dreifaltigkeit, in deren Namen das Sakrament gespendet wird. Ein Bogen,

Digitized by Google

der etwa auf halber Höhe der beiden Seitenlinien der Wand ruht und mit seinem Scheitel den oberen Rand derselben berührt, sondert die Bildfläche ab. Diese, flach gehöhlt, wird durch die Sehne des Bogens in einen oberen einfacher und einen unteren reichlicher gegliederten Teil geschieden. In der Mitte ist die Bildfläche durch eine engere Nische neuerdings vertieft. Ihr Spitzbogen erreicht den Scheitel des großen Bogens. Im oberen Teil der Nische ist die Dreifaltigkeit in Fresko dargestellt, darunter die Taufe Christi in Glasmalerei. Ornamental angeordnete Wolken, zwischen denen Goldflammen durchblitzen, umgeben beiderseits die Trinität. Engel mit goldenen Posaunen, in strengster Stilisierung ausgeführt, deuten die Verkündigung des göttlichen Wortes nach allen Weltteilen an. Unter ihnen stehen rechts und links von der Dreifaltigkeit die Apostelfürsten. Die untere Bildhälfte wird durch die erwähnte Taufe Christi in zwei Teile gesondert, deren jeder durch weiße und goldene Säulchen in drei rechteckige Bildflächen geteilt wird. Dargestellt ist die Erschaffung des Wassers, Eva unter dem Baum der Sünde und Maria, der Durchzug durchs Rote Meer und auf der anderen Seite die Taufe des Äthiopers durch Philippus, der Kindermord von Bethlehem und Christus mit dem rechten Schächer, also eine Wassertaufe, eine Bluttaufe und eine Begierdtaufe. Die obere Bildhälfte zeigt die übergeschichtliche, metaphysische Welt und danach ist auch Form und Farbe gewählt. Die untere Bildhälfte enthält Darstellungen aus der historischen, physischen Welt. Dem entspricht eine bei aller Stilisierung mehr realistische Formen- und Farbengebung. In dem Kreuzungspunkt der vertikal aufgebauten Trinität und der horizontalen Reihe der historischen Bilder leuchtet das herrliche Glasbild, das jenen Vorgang verdeutlicht, bei welchem die Metaphysik zur Geschichte, die Geschichte zur Metaphysik wird, die Taufe Christi, bei der sich die drei Personen offenbaren. Das Bild ist vom kräftigsten Naturalismus, erinnert aber durch die Anordnung und das Kolorit an die alte gothische Glasmalerei. Es ist herb, naiv und schön. Echte Naivität ist überhaupt ein Grundzug der ganzen gewaltigen Komposition. In der Darstellung der Dreifaltigkeit befremdet sie sogar auf den ersten Anblick. Doch nach längerer Betrachtung muß sich jeder, der geniale Intuitionen nachempfinden kann, freuen über diesen Gott-Vater, den braunen Riesen mit langem Bart und den gewaltigen Händen, mit denen der große Demiurgos die Welt gezimmert hat, und über den kleineren, zarten, weißen Sohn. Man sieht die Dreifaltigkeit neu und darum deutlich und fühlt sich zurückversetzt in die Zeiten, da das Trinitätsdogma formuliert wurde. Vor dem Bilde der Taufe Christi erhebt sich auf einer durch Stufen erhöhten kreisrunden Fläche das Taufbecken. Auf einer kurzen, breiten Säule aus dunklem Marmor, dem Taufstein, ruht als Deckel ein niedriges Postament, gebildet aus stilisierten Wasserwellen, Fischköpfen und Schilf; aus diesem taucht die Büste des Täufers auf. Büste und Postament sind aus Holz geschnitzt und vergoldet. Rings um die Säule bedeckt den Boden ein aus weißen und grauen Marmorstücken gebildetes Ornament, das in Form und Farbe konzentrisch zerfließende Wellen nachahmt. Die ideelle Disposition des Grundgedankens stammt von Professor Swoboda, das Architektonische von Plečnik, der obere Teil der Apsis und das Standbild des Täufers von Andri, die sechs Bilder von Karl Müller, dem Beuroner P. Willibrord, Jettmar, Maximilian Lenz, Engelhart, König, das Glasfenster mit der Taufe Christi von Ederer, dem jüngsten Mitgliede der Sezession. Dieses Zusammenwirken des Philosophen und der Künstler, eine Forderung Platos (Republik, 401 B), erinnert an große Zeiten. Es ist übrigens so innerlich begründet, daß es sich von selbst durchsetzt. So steht Klingers

Digitized by Google

erstes Opus „Vom Tode“ unter dem Einfluß Schopenhauers, das zweite unter dem Nietzsches. Es würde sich nur darum handeln, die Einwirkung der Idee auf die schaffende Phantasie zu regulieren. Wie das zu machen sei, das wußten die großen Renaissancepäpste.

Die Stimmen des Publikums über das Apsisbild sind geteilt. Was dagegen gesagt werden kann, wird meines Erachtens reichlich aufgewogen durch seine programmatische Bedeutung; es ist zu hoffen, daß es in dem zu erbauenden Museum für moderne Kunst einen würdigen Platz finden werde. Die Nischen enthalten u. a. sehr schöne Treibarbeiten von Friedrich König, kraftvoll gezeichnete Bilder von Liebenwein und Skizzen und kleinere Kartons von Mehoffer. Um die Art seiner Kunst aber besser zu ersehen, wenden wir uns um nach den großen Kartons, die von hier aus mit einem Blick überschaut werden können. Es sind Kartons für die Fenster der Kathedrale zu Freiburg in der Schweiz (Notre Dame des Victoires — Die vier Märtyrer — Das heilige Sakrament — Die Anbetung der Könige) und für drei große Engel. Auch sie befremden auf den ersten Anblick.

Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich das, was anfangs befremdete, als ihre Größe. Ein Chaos bietet sich zunächst dem Beschauer; und durch dieses Chaos windet sich ein roter oder gelber Lichtstreif, manchmal durchbrochen, von oben bis unten; grüne, blaue Farbenstreifen greifen von allen Seiten in das helle Licht hinein; Gewänder, riesige Engelsflügel, Gestalten wogen, rauschen, schweben. Allmählich klärt sich das Chaos; ein geordnetes Gebilde tritt hervor. Ich könnte mir denken, daß gewaltige Glasflächen, wie sie bei der modernen Bauweise häufig angewandt werden, auf diese Art in der wirkungsvollsten Weise behandelt werden könnten. An mystischer Wirkung wird sich wohl schwerlich etwas Grandioseres erträumen lassen als eine hohe und weite, mit Eisengebälk gedeckte Halle, in die düsteres Licht fällt durch eine mit solch apokalyptischer Phantasie ausgemalte Glasdecke.

Von den Vitrinen sieht diejenige, die Erzeugnisse der Mosaischen Kunst enthält, ziemlich arm aus. Prächtig sind die Arbeiten des Engländers Ashbee (Kelche, Kruzifixe, Vasen u. dgl.). Wundervoll an Farbenpracht und Formenschönheit sind die Werke der Beuroner Kunstschule; wir sehen Paramente von sehr vornehmem Kolorit und Kunstwerke kirchlicher Goldschmiedearbeit. Skulpturen in Gips, Marmor und Bronze stehen dazwischen. Die Anregung, die Beuroner zur Beteiligung einzuladen, ging von einem Kreise der Sezessionisten aus; und daß die Einladung Erfolg hatte, ist ein Verdienst der Vermittlung Kraliks. Die Mönche hatten erst Bedenken. Denn das organische Prinzip der Schule sträubt sich naturgemäß gegen die Zumutung, einzelne Werke, losgetrennt von dem Zusammenhang, für den sie geschaffen sind und in dem allein sie voll wirken, zur Schau zu bieten. Bei den Zeichnungen dieser Schule wollen wir jetzt verweilen. Sie sind eine Auswahl aus den neuen großen Mappen von Entwürfen, die fast durchaus von P. Desiderius Lenz stammen; neben ihm sei sein bereits verstorbener Freund P. Gabriel Wüger genannt. Man muß diese Zeichnungen gesehen und oft gesehen haben, um das Beuroner Prinzip ganz zu würdigen. Man muß sie gesehen haben, um überhaupt zu begreifen, was große Kunst ist. Hat man sie aber gesehen und dieses begriffen, dann geht man mit dem erhebenden Gefühl hinweg, daß große, die größte Kunst auch heute möglich, ja, wirklich ist. Es berührt aber andrerseits eigentümlich zu erfahren, daß diese ganze Kunst schon seit dreißig und mehr Jahren fertig ist und daß man fast nichts von ihr gehört hat.

Digitized by Google

Der geometrische Aufbau der Figuren und Gruppen befremdet zunächst. Das große Publikum wird ihn noch lange Zeit nicht verstehen. Wer aber durch konsequente künstlerische Betrachtung der Natur einerseits, durch das Studium der Methode der Beuroner Kunst andrerseits die psychologische Möglichkeit gewonnen hat, den künstlerischen Standpunkt zu begreifen, oder besser, intuitiv, miterlebend zu erfassen, dem eröffnet sich alsbald ein Ausblick auf unendliche Möglichkeiten. Ich will mich, um diesen Standpunkt zu veranschaulichen, eines wissenschaftlichen Gleichnisses bedienen.

Die Natur stellt sich uns dar als ein flüssiges System, das sich gleichwohl durch Näherungswerte definieren läßt. Der Fortschritt in der Naturerkenntnis besteht in der steigenden Präzisierung und Detaillierung dieser Näherungswerte. Demnach wäre das Ideal eines naturwissenschaftlichen Systems eine Gesamtheit von Größenverhältnissen, die bis ins Unendliche nach beiden Seiten bestimmbar sind — die Weltformel des Laplaceschen Geistes. Diese Formel entspräche in unendlicher Annäherung der äußeren Natur. Ähnlich wie der Forscher steht der Künstler der Natur gegenüber; er hat zu vereinfachen. Das ist nun ein uraltes Postulat. In der Art allerdings, wie dieses Postulat verwirklicht werden soll, weichen Künstler und Kunstschulen von einander ab. Vielleicht die einfachste und darum älteste, genialste und darum am wenigsten verstandene Methode ist die, welche P. Desiderius Lenz durch das Studium der Ägypter und Griechen gewonnen und in seinen Werken angewandt hat. Er versucht, den Organismus aufzufassen als ein durch ein Gesetz bestimmtes System regelmäßiger Figuren. Mit besonderer Liebe verwendet er das gleichseitige Dreieck. Durch charakteristische Punkte des Körpers werden Linien gezogen und diese als Grundlagen für Dreiecke benützt; dabei zeigt sich bald ein überraschendes Zusammenschließen der einzelnen Figuren. Das Netz, in das der Körper am Schluß der Konstruktion hineingezeichnet erscheint, stellt schon an sich ein ästhetisches Gebilde dar. Mannigfaltigkeit kommt dieser Konstruktion dadurch, daß derselbe Körper in verschiedene Systeme hineingezeichnet werden kann und verschiedene Körper umsomehr. — Ist nun die Gesetzmäßigkeit eines Körpers für einen gewissen Fall bestimmt, dann kann das geometrische Netz, in das er hineingezeichnet ist, auch dazu verwendet werden, daß er in die rechte Umgebung komme und so selbst wieder organisch einem größeren Ganzen eingeordnet werde. Die Linien des Systems bestimmen, über die Körperfläche hinaus verlängert und zum Schnitt gebracht, gewisse Punkte im Raum. Werden nun durch diese charakteristische Linien gelegt, sei es der umgebenden Gruppe, sei es der Architektur, so entsteht ein fest zusammengeschlossenes Gebilde. Das Ganze macht dann in viel höherem Sinne den Eindruck eines Abbildes der Natur, als man dieses zu verstehen gewohnt ist. Eine Gesetzmäßigkeit, z. B. die des gleichseitigen Dreieckes, durchzieht das Kunstwerk und hält es fest zusammen, sowie auch die Gesamtschöpfung durch eine zahlenmäßig definierbare Gesamtmäßigkeit z. B. durch die der Dreiheit aufgefaßt werden kann. Was mir an diesem Vorgehen der besonderen Beachtung wert erscheint, ist unerbittliche Logik, die klare, fast möchte man sagen, wissenschaftliche Methode. Zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerke ich, daß dies entwickelte Prinzip natürlich nichts Produktives, sondern ein Regulativ ist. Der Körper muß gegeben sein, bevor er definiert wird. Allein als Regulativ wirkt es bedeutend. Es ist etwas Herzerfreuendes, zu sehen, mit welch kühler Sicherheit, mit welch männlicher Gewalt P. Desiderius die kühnsten Phantasien in diese einfache, ruhige Form preßt. Diese Methode aber ist übertragbar. In ihrem Geiste können Künstler erzogen werden. Von hier aus

Digitized by Google

kann sich eine Tradition entwickeln, eine Schule. Liegt darin einerseits die Gefahr der Erstarrung, so ist eine solche Tendenz andrerseits ein durchaus notwendiges Gegengewicht gegen den modernen Atomismus.

Hat man sich nun auf den eben geschilderten Standpunkt der Betrachtung gestellt, dann gewinnt die Form, die zunächst so starr erschien, plötzlich Leben. Das immanente Gesetz ist durchschaut: die Form erscheint als notwendiger Ausfluß des Gesetzes; das Gebilde wird ein organisches. Die Form wird flüssig: denn mit der Durchschauung des Gesetzes ist zugleich die Möglichkeit seiner Änderung, seiner Ersetzung durch ein anderes mit durchschaut; und jede Änderung des Gesetzes bedingt — das liegt im Wesen des Organischen — eine Änderung der Form.

Dieselbe Spannung zwischen äußerer Ruhe und innerer lebendiger Bewegung wie in der Formengebung ist auch im Kolorit festzustellen. Die Farbenpracht ist fabelhaft; und wenn man näher zusieht, ist die gewaltige Wirkung mit einem sehr einfachen Mittel erreicht. Der Künstler hat immer nur eines: er wählt mit dem feinsten Gefühl die Komplementärfarben und ordnet sie so an, daß sie sich gegenseitig bis zur Leuchtkraft steigern. Dabei herrscht aber auch hier architektonisches Gleichgewicht, denn die Komplimentärfarben steigern sich einerseits, andrerseits aber heben sie sich auf. Indem so Figuren, Gruppen, Farben architektonisch behandelt werden, ist hier die Möglichkeit zur vollkommensten Allkunst gegeben. Bei aller Strenge hat aber dieses Kunstsystem eine Geschmeidigkeit, die es befähigt, sich jedem Stil und jeden Stil sich zu assimilieren. Manches erinnert an ägyptische Kunst, an mykenische dorische, attische; andres berührt pompejanisch, etruskisch, romanisch, gothisch. Ja, selbst der Barocke steht P. Desiderius zwar ohne innere Neigung, aber nicht ratlos gegenüber, wo es sich darum handelt, ein gegebenes Gebilde, z. B. einen Altar, etwas herauszuarbeiten.

Man kann oft mit dem Ton des Vorwurfes die Worte sprechen hören, diese ganze Kunst sei ein Zurückgreifen auf einen überwundenen Kunststandpunkt, auf das Ägyptertum. Diese Behauptung ist, soweit sie ein Vorwurf ist, nicht richtig und, soweit sie richtig ist, kein Vorwurf. Es ist eine Täuschung, für Nachahmung das zu nehmen, was die notwendige Äußerung des gleichen Kunstprinzips ist. Wenn der Beuroner Künstler erkannt hat, daß der ägyptischen Architektur und Plastik ebenso wie der griechischen eine Kunstanschauung und Methode zugrunde liegt, die er von einem absoluten Standpunkt aus billigen muß (und es gibt einen solchen), so liegt es in der immanenten Logik der Dinge, daß seine Werke, da sie in der gleichen Anschauung und nach der gleichen Methode gearbeitet sind, den Werken der großen Alten ähnlich geraten. Der Beuroner steht der gesamten bisherigen Kunstentwicklung freier gegenüber als der Künstler der Renaissance der römischen Antike. Über diese Dinge sei nochmals auf die anfangs erwähnte Broschüre von P. Desiderius verwiesen; sie ist gediegenes Gold. Und das wird wohl auch der Grund sein, warum sie ebenso wie Kraliks Kulturprogramm so wenig bekannt ist.

Unter den Zeichnungen ist eine, bei der ich zum Schluß kurz verweilen möchte: es ist der Entwurf für eine Jubiläumskirche in Wien. Im Zusammenhang mit diesem Entwurf steht eine Menge kleinerer Skizzen, die sämtlich das Problem eines langgestreckten religiösen Monumentalbaues im modernen Stil zu lösen suchen. Die besondere Form des ausgeführten Projektes ist durch den Anlaß bestimmt und hat daher manches an sich, das für die große Idee des Baues akzidentell ist. Um dieses klar herauszulösen, ist es gut, die erwähnten Skizzen genau zu prüfen. Der gewaltige

Digitized by Google

Bau ist so gegliedert: ein ungeheurer Pylon empfängt den frommen Beter, eine langgestreckte, dreischiffige Halle mit mächtigen ägyptischen Säulen führt ihn weiter zu einer Rotunde, in der der Hochaltar steht. Im ägyptischen Relief zeigt der Pylon fünf Cherubim-Giganten, demütig betend, ein Anblick, durch seine Großartigkeit ebenso zermalmend wie erhebend. Die moderne Kunst, die im kleinen den der Zeit adäquaten Ausdruck gefunden hat, ringt nach Monumentalität; und sie hat diese ja auch in unseren Maschinenhallen, Eisenbrücken, Wasserschleusen erreicht (denn auch diese gehören zur Baukunst); aber sie will mehr, sie will auch die rein ästhetische Monumentalität. Nun, hier ist sie. Dieser Pylon ist nach Form und Inhalt das denkbar Monumentalste. Daß P. Desiderius ihn auch in der Farbe kongruent behandeln könnte, zeigt eine kleine, leider nicht ausgestellte Zeichnung eines Doppelpylons mit einer Karyatidenhalle in der Mitte. — Die ägyptische Form könnte dem modernen Stil nur entgegen kommen. Wie jeder Stil durch Material und Konstruktion bedingt ist (denn so entstehen die charakteristischen Linien), so ist auch die Eigenart des ägyptischen und damit des griechischen Stils gegeben durch die horizontale Überdeckung zweier vertikaler Pfeiler. Dadurch unterscheidet sich dieser Stil im Prinzip vom römischen, der im Bogen zwischen die Vertikale und die Horizontale die unzähligen Übergänge einschaltet. Dadurch trifft aber dieser Stil mit dem durch die moderne Technik gegebenen neuen überein, dem es wieder möglich ist, horizontal oder im griechischen Giebeldreieck zu decken. Nur benützen wir Eisen, wo Ägypter und Griechen Stein anwandten. Dieser Unterschied kommt aber uns zugute, insofern wir so eine größere Spannweite erreichen. Darum wäre es vielleicht auch wünschenswert, das Langschiff der Kirche in Eisenkonstruktion, so ungefähr wie eine Eisenbahnhalle, auszuführen. Die so erzielten größeren Dimensionen könnten der Monumentalität der architektonischen Idee nur nützen.

Es müßte doch ein herausforderndes Künstlerproblem sein, das, was wir alltäglich im profanen Gebrauch sehen, für den weihevollen Gebrauch des Gottesdienstes zu schaffen. Eine Kirche dieses Stiles möchte ich in einer der deutschen Kulturstädte gebaut sehen. Daß damit für unsere gesamte Kultur sehr viel getan wäre, darüber ist wohl kein Zweifel. Denn wenn wir Umschau halten auf dem Gebiet unserer Kultur nach Problemen, welche das Gemüt des Künstlers am tiefsten ergreifen und seiner Kraft die freieste Entfaltung gewähren, so sehen wir, daß genau so, wie innerhalb der spiritualistischen Metaphysik des Katholizismus das Freieste und Kühnste gedacht worden ist, — man denke an die Mystiker des Mittelalters und der Neuzeit, Angelus Silesius, — so auch in der katholischen Kirchenkunst das Freieste und Kühnste geschaffen worden ist und immer wieder geschaffen werden kann. Denn das Problem lautet hier am einfachsten: es gilt einen Raum zu gestalten mit Rücksicht auf einen zentralen Gedanken. Von den vielen Rücksichten, die bei anderen Problemen, z. B. beim Bau eines Theaters, sich vordrängen, schränkt hier keine die Phantasie des Künstlers ein.

Allein noch mehr: Kirchen dieses Stiles, in den Arbeiterquartieren unserer Großstädte gebaut, wären auch eine soziale Tat. Man wende nicht ein, daß die Not zu groß sei, als daß man an Kunstwerke denken dürfte. Mit dem Appell an die leibliche Barmherzigkeit könnte man jedes große Werk der geistigen niederschlagen. Wenn es gelänge, die Kirchen zu dem Schönsten zu machen, was unsre Kultur leisten kann, so wie es einst die Griechen mit ihren Tempeln taten, dann ginge das arbeitende Volk gerne zur Kirche, zunächst aus Neugierde und um dem ewigen Trieb zu folgen,

Digitized by Google

der das menschliche Gemüt zur Schönheit hinzieht. Und wenn dann die in künstlerischer Vollendung sich darbietende heilige Handlung und die sie begleitenden liturgischen Gesänge oder der nicht minder, wenn auch in einem andern Sinne stilgerechte Volksgesang die Herzen ergriffen hätte, dann wäre die Seele für das Wort Gottes fruchtbar bereitet. Und so wie in der Welt der Geist deshalb, weil er früher als deren Leib, die Materie, diese beherrscht, so beherrscht und formt die Seele den Körper und es ist kaum zu zweifeln, daß die sich rhythmisch wiederholende ästhetische, ethische und religiöse Erhebung im Laufe der Generationen auch die Rasse veredeln müßte.

Wir haben eine neue hohe und heilige Kunst, ebenbürtig jeder vergangenen; daran ist kein Zweifel. Aber sie liegt als Möglichkeit in den Beuroner Mappen und in dem großen Können und dem ernsten Willen der Wiener Künstler. Möge sie wirklich werden! Wir sind überzeugt von ihrer Bedeutung für unsere Kultur und unser soziales Leben. Möge sich der Glaube an ihre Notwendigkeit und Möglichkeit, die Hoffnung auf ihren segensreichen Einfluß und die opferwillige Liebe immer mehr verbreiten, die das Geglaubte und Erhoffte nun auch schafft!

Wien. Dr. Hans Eibl.

* * *

Kunstbrief aus Petersburg. Die Wasnetzoff-Ausstellung.*) In der Petersburger-Akademie der Künste sind gegenwärtig drei große Bilder eines der bedeutendsten russischen Maler, Viktor Wasnetzoffs, ausgestellt. In der Geschichte der russisch-religiösen Malerei gebührt Wasnetzoff einer der ersten Plätze. Er hat eine Reihe tiefer und gewaltiger Arbeiten dieses Genres geschaffen und eine neue Richtung in der religiösen Malerei inauguriert. Er war der erste, der sich in die Eigentümlichkeiten der byzantinischen Kunst vertiefte, jener Kunst, die den Grundstein der russisch-religiösen Malerei bildete. Außerdem hat er mit Feinheit den Geist und die Eigenart der Anfänge des russischen Christentums erfaßt.

Die künstlerische Entwickung Wasnetzoffs zerfällt in drei Perioden: die erste, als er ausschließlich Genrebilder malte und die undankbare Arbeit eines Illustrators versah; die zweite ist der historischen Malerei gewidmet und erst die dritte der religiösen. Ohne nennenswerten Erfolg in den ersten Arbeiten ist er fast plötzlich eine Berühmtheit, sein Name wird populär, er schafft außerordentliche schöne Werke von hoher Bedeutung, voll Talent und Originalität, sowie er in der Sphäre der historischen und religiösen Malerei zu arbeiten beginnt. Die Wladimir-Metropolkirche in Kiew, welche fast ganz von Wasnetzoff bemalt ist, liefert einen sprechenden Beweis hiefür. In dieser Arbeit hat er der russischen religiösen Malerei einen neuen Ausdruck gefunden.

Italienische und griechische Mosaiken, Fresken, die byzantinische Malerei, — all das lieferte Wasnetzoff die Grundlage, auf der er ein neues Gebäude zu errichten verstand. Der Erfolg brachte ihm eine Menge neuer Aufträge, Arbeiten in der Darmstädter russischen Kirche, in der Petersburger Kirche an der Ermordungsstelle Alexander II. u. v. a. Als Resultate seiner Lebensarbeit sind die drei jetzt ausgestellten Gemälde: „Das Jüngste Gericht", „Die Kreuzigung Christi" und „Die Fahrt zur Hölle" zu betrachten. Besonders charakteristisch erscheint in dieser Be-

*) Wir bringen diesen uns zugehenden Bericht über uns sonst ganz fernliegende Kunstzustände, weil sich daraus zu ergeben scheint, daß in Rußland gegenwärtig eine ähnliche Regeneration der hieratischen Kunst im Werk ist, wie sie uns die Ausstellung der Beuroner Schule in der Wiener Sezession soeben gezeigt hat.

Digitized by Google

ziehung „Das Jüngste Gericht“. In diesem Bilde empfindet man den außerordentlichen Einfluß der byzantinischen Kunst auf den Künstler, die Unterwerfung seines schöpferischen Geistes unter die Traditionen der alten russischen Heiligenbilderkunst, die gebunden ist durch die malerischen Dogmen, von denen der altrussische religiöse Maler nicht abweichen durfte und die für die Entwicklung der russisch-religiösen Malerei bis zu Ende des 17. Jahrhunderts maßgebend waren.

Vom Standpunkte des russisch-orthodoxen Bekenntnisses erscheint das „Jüngste Gericht“ direkt als historisches Dokument. Der Maler hat dieses Geschehnis in packender Weise auf der Leinwand festgehalten. Im Mittelpunkt des Bildes sehen wir den Engel mit der Wage; zu seinen Füßen die erbärmliche, zitternde menschliche Seele, links die Sünder, die von einer Riesenschlange bewacht werden, rechts eine Schar von Gerechten. Oben im Himmel sitzt Jesus Christus auf einem Throne, neben ihm rechts die Gottesmutter und links der Prophet Johannes; hinter ihnen die Apostel. Von der Höhe blicken Engel und himmlische Geister auf die Gruppe und endlich ganz oben der heil. Geist in Gestalt einer Taube. Zu beiden Seiten der zentralen Figur, des Engels mit der Wage, befinden sich der Dämon und der Erzengel Michael, der Hüter des Paradieses.

Das zweite Bild ist „Die Kreuzigung“. Die Mittelperson ist Christus; er ist bereits ganz erschöpft, sein Kopf hängt kraftlos herab, alle seine Muskeln sind gespannt und das Blut fließt in breiten Strömen. Aber das Gesicht des Heilands drückt wenig Schmerz aus. Rechts am Fuße des Heilandskreuzes sieht man, zu einer Gruppe vereint, die Mutter Gottes, den Apostel Johannes und Maria Magdalena. Diese Gruppe ist voll Leben, Bewegung und Empfindung. Wasnetzoff schildert die Mutter Gottes als eine bereits gealterte Frau, gebrochen von Schmerz und Kummer. Gut gezeichnet ist auch Johannes, dessen Gesichtszüge sehr ausdrucksvoll sind. Maria Magdalena liegt schluchzend zu Füßen des Kreuzes. Ihr Haar ist aufgelöst, die Hände sind krampfhaft ineinandergepreßt, sie ist ganz Schmerz, ganz Kummer. Wahrscheinlich gegen den Willen des Künstlers fesselt diese Gruppe am meisten die Aufmerksamkeit des Beschauers. Landschaft und Himmel sind durch ihr Kolorit sehr interessant. Der Himmel ist drohend und düster, mit schweren, tiefhängenden Wolken bedeckt, und hoch, hoch über ihnen schwebt eine Schar von Engeln, die entsetzt sind über den schrecklichen Anblick.

Das dritte Bild Wasnetzoffs ist die „Fahrt zur Hölle“. Die komplizierte Komposition dieses Bildes ist meisterhaft; diese schwere Aufgabe hat Wasnetzoff sieghaft durchgeführt. Hier ist sehr viel Bewegung, die Zeichnung ist schön und originell, das Kolorit wundervoll. Hier finden wir einen seltenen Adel in der Wahl der Töne, eine seltene Kraft und Vollendung im Kolorit. Christus stoßt das Tor der Hölle auf, stürzt den Tod, ein gefesseltes Skelett, in die Höllenflammen hinab und tritt, umgeben von einer Schar von Gerechten und Erlösten, in die Hölle ein. Um ihn gruppieren sich Adam, Eva, David, Salomon, Jonas und andere Propheten, biblische Frauen ꝛc. Oben in den lichten, klaren Wolken schweben Engel und von der Erde strebt in einer Lichtflut das Kreuz zum Himmel auf. Das Kolorit zeigt hier klare, jauchzende Töne. Aber unwillkürlich erinnert man sich dabei an die Werke eines anderen russischen Künstlers, der nicht wenig auf dem Gebiete der religiösen Malerei gearbeitet hat, nämlich an den Maler Nje ſterow und seine letzte Arbeit, die Bemalung der Abaß-Tumaner Kirche. Dieser Künstler hat in einigen

Digitized by Google

Bildern dieser Kirche eine solche Kraft und Schönheit erreicht durch Wiedergabe froher und jauchzender Töne, daß das Kolorit der „Höllenfahrt" dahinter zurückbleibt.

Wasnetzoff hatte die Absicht, die altrussische Heiligenbildermalerei zu modernisieren und dieses Bestreben erklärt seine Art der Behandlung.

St. Petersburg. J. von Lazarewsky.

* * *

Die Politische Geschichte der älteren Nonnen-Klöster in Galizien (1773—1848) stellt Dr. L. Chotkowski, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Krakau, in einem starken Bande (431 S.) auf Grund eingehender Studien in polnischer Sprache (Krakau 1905) dar. Die Hauptquelle für diese Arbeit bieten die Akten der ehemaligen vereinigten Böhmisch-Österreichischen Hofkanzlei und der Galizischen Hofkanzlei, welche im Geheimen Archive des k. k. Kultus- und Unterrichts-Ministeriums in Wien aufbewahrt werden. Die Geschichte der Aufhebung der fünfzehn Nonnenklöster, deren Vermögen zur Begründung des galizischen Religionsfondes verwendet wurde, ist folgende: Das Dezember-Dekret 1781 befahl, alle beschaulichen Nonnenklöster aufzuheben, und das galizische Gubernium hatte den Auftrag, die betreffenden Klöster vorzuschlagen. So wurden denn am 3. Februar 1782 sechs Nonnenklöster (in Lemberg die barfüßigen sowie die beschuhten Karmeliterinnen und die Klarissinnen, ferner die Klarissinnen in Zamość, Tarnow und Alt-Sandez), am 6. September weitere neun Klöster aufgehoben, darunter die Kanonissen des heiligen Augustin in Lemberg, trotzdem sie kein beschauliches Leben führten. Das vom Gouverneur Grafen Brigido projektierte Versammlungshaus für die „Ex-Nonnen" kam nicht zustande. Die Dominikaner-Nonnen in Lemberg brachten dem Religionsfond ein Vermögen, welches auf 272.374 fl. geschätzt war. Das Klostergebäude ward für das General-Seminar, der Garten für den botanischen Garten der dortigen medizinischen Fakultät bestimmt, später aber parzellenweise verkauft und dort eine neue Straße eröffnet. Die Dominikaner-Nonnen in Belz sollten die Ordensregel der Ursulinerinnen annehmen. Zu diesem Zwecke wurden drei Ursulinerinnen aus Prag geholt, doch dieser Versuch scheiterte und das Kloster wurde 1784 aufgehoben. Die Basilianer-Nonnen (griechisch-katholisch) in Galizien hatten 1782 nur noch sechs Klöster (früher neun). Alle diese Klöster waren sehr arm. Graf Brigido hatte alle zur Aufhebung vorgeschlagen, hat aber nachher den Vorschlag zurückgenommen, denn der Religionsfond hätte die Nonnen ernähren müssen. Sie wurden deshalb auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Nur ein einziges in Smolnica, das reichste unter ihnen, dessen Vermögen aber nur 2647 fl. betrug, wurde aufgehoben. Diese Nonnen besaßen auch sehr wenig Bildung, einige konnten kaum polnisch lesen. Zwei Klöster in Slowita und Jaworowo wurden später (1825) auf Betreiben des Metropoliten (Kardinals) Lewicki reaktiviert. Den belassenen Benediktinerinnen-Klöstern in Lemberg, Przemysl, Staniątki sowie den armenischen Benediktinerinnen und den Sakramentinerinnen in Lemberg wurde (durch Hofdekret vom 24. Juni 1782) die weitere Existenz unter der Bedingung gegönnt, daß sie öffentliche Mädchenschulen eröffnen und deutschen Unterricht erteilen sollten. Das Hofdekret vom 25. Juni 1784 verbot, solche Novizen aufzunehmen, welche der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Auch ward das Verbot Maria Theresias, Novizen vor dem 24. Lebensjahre aufzunehmen, im Jahre 1783, und 1797 sogar unter 300 fl. Strafe, erneuert. Die Nonnen mußten deshalb jüngere „Postulantinnen"

Digitized by Google

aufnehmen, welche die deutsche Sprache erlernten, bevor sie zum Noviziat zugelassen wurden. Trotzdem diese Nonnenklöster öffentliche Normalschulen unentgeltlich unterhielten, mußten sie noch hohe Abgaben und große Konfirmations-Taxen bei jeder neuen Wahl einer Äbtissin zahlen. Sie wurden (wider Hofdekret 1790) genötigt, ihre Kapitalien den Privatpersonen zu kündigen und in Staatsobligationen, welche um die Hälfte weniger Zinsen brachten, anzulegen. Nach dem Finanzpatente 1811 ward deshalb ihr Vermögen um zwei Drittel vermindert, die meisten gerieten in große Geldnot. Die armenischen Nonnen in Lemberg hatten im XVII. Jahrhundert die Regel des hl. Benedikt angenommen. Dem kaiserlichen Juni-Dekret 1782 zufolge eröffneten sie eine Normal-Schule, welche von 479 Mädchen besucht war. Die Notlage in diesem Konvente war so groß, daß sogar für einige Zeit das gemeinschaftliche Leben aufhörte (1823). Die Benediktiner-Nonnen de adoratione SS. Sacramenti in Lemberg waren ein Zweig der Sakramentinerinnen in Warschau, deren Stiftung der Königin Marie Kasimira auf Gütern versichert war, welche in Galizien lagen und deshalb zum Religionsfond eingezogen wurden. Um diese Stiftung zu retten, gingen zwei Sakramentiner-Nonnen aus Warschau nach Paris, sammelten dort eine Klostergemeinde und kamen nach Lemberg. Die Erlaubnis dazu gab Josef II. auf Wunsch seiner Schwester, der Königin Marie Antoinette, ließ sogar die großen Reisekosten bezahlen und ein zweites Kloster für die französischen Sakramentinerinnen errichten. Dennoch wurde dieses Kloster (7. August 1787) aufgehoben. Die Häuser in Rozdol, Zamość und Przeworsk wurden unter der Regierung Josefs II., aber von Privatpersonen, gegründet. Hofrat Margelik („galizischer Referent" genannt) hatte die Aufhebung der Barmherzigen Brüder in Przemyśl, Zamość und Zebrzydowice vorgeschlagen; ihre Stelle sollten die Barmherzigen Schwestern einnehmen. Die Brüder wurden aufgehoben, doch kamen die Schwestern nicht an ihre Stelle. Für sieben Häuser der Barmherzigen Schwestern wurde von Josef II. (1785) ein jährlicher Beitrag von 500 fl. bewilligt. Diesen Beitrag bekamen sie nach 1811 in W. W., also nur mit 200 fl. ausgezahlt. Kaiser Franz erklärte (1802), daß sie auf keine Unterstützung mehr hoffen dürften. Die Dames de Sacré Coeur waren die einzigen, denen in diesem Zeitraume (1843) in Lemberg ein Nonnenkloster zu gründen gestattet wurde. Erzbischof Pischtek hatte sie, mit Vorwissen des General-Gouverneurs Erzherzog Ferdinand, der auch einen Geldbeitrag gewährte, von Paris kommen lassen. Als es sich aber um die definitive Bestätigung handelte, wurden sie nur probeweise belassen und Freiherr Krieg verstand den neuen Gouverneur, Grafen Stadion, so sehr aufzureizen, daß er ihnen die „Winkelschule" zu schließen befahl. Trotz der Gegenwirkung Erzherzog Ferdinands wurde diese Maßregel Stadions vom Kaiser Ferdinand (16. V. 1848) bestätigt; 1849 eröffneten sie jedoch ihr Pensionat von neuem.

In einem früheren Werke stellt Chotkowski die Rückkehr und Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Galizien 1820—1848 dar. (Warschau 1904. 130 S.) Die überaus traurige Lage der Kirche in Galizien, der moralische Verfall und die Entvölkerung der Klöster bewogen den Kaiser Franz, eine Kloster-Regulierung zu unternehmen (1802—1820), wobei er den Rat des galizischen Episkopates zu Hilfe nahm. Dieser Regulierungs-Versuch mißlang jedoch völlig. Der Mangel an Weltgeistlichen war in Galizien so groß, daß in der Erzdiözese Lemberg allein 70 Pfarrstellen einer ordentlichen Seelsorge entbehrten. Franz I. gab deshalb den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, welche nach ihrer Aufhebung in Rußland (1820) nach Italien

Digitized by Google

zogen, die Erlaubnis, sich in Galizien niederzulassen. Als Normalzahl wurden 50 festgesetzt und etatsmäßig mit je 300 Fl. C.-M. dotiert. Zur Gründung des ersten Kollegiums, wobei sie ein Gymnasium (mit der Philosophie) eröffneten, wurde ihnen das Dominikaner-Kloster zu Tarnopol angewiesen (die Dominikaner wurden nicht aufgehoben, sondern nach Zółkiew versetzt und bekamen einen Mietzins von ihrem Kloster). Ein zweites Kollegium hatten die Jesuiten in Starawieś, ein drittes in Tyniec, von wo sie, nachdem ein Brand das dortige Ex-Benediktinerkloster (1830) vernichtet hatte, nach Neu-Sandez versetzt wurden. Man räumte ihnen das dortige dortige Kloster der (im Jahre 1784 aufgehobenen) Prämonstratenser ein und übergab ihnen (1838) auch das dortige (1818 gegründete) Gymnasium. Somit hatten sie zwei Gymnasien, welche (durch das Dekret Kaiser Ferdinands vom 19. März 1836) völlig der Aufsicht der Studien-Hof-Kommission entzogen waren. Die Patres waren nur verpflichtet, alljährlich einen Bericht zu erstatten, und zwar nach den durch das Gubernium in Lemberg vorgezeichneten Formularen. Aus den Akten ist ersichtlich, daß die Hofkanzlei den Jesuiten ziemlich abhold war, daß aber gegen ihre Abmahnung die beiden Kaiser Franz und Ferdinand den Jesuiten ihre hohe Gunst und Schutz gewährten. So hat Kaiser Franz I. den Jesuiten (1827) die freie Verbindung mit dem Ordensgeneral in Rom erlaubt. Ebenso war der Generalgouverneur von Galizien, Erzherzog Ferdinand Este (1831—1845), ein warmer Freund und freigebiger Wohltäter des Ordens. Den größten Ärger erregten bei der Hofkanzlei die Volksmissionen, welche die Jesuiten in Galizien abhielten. Kein Wunder, denn auch der Lemberger Erzbischof Graf Ankwicz und vier Bischöfe von Przemyśl (der Reihe nach) waren diesen Missionen abgeneigt. Nur der Bischof von Tarnow, Franz Pischtek, erlaubte, dieselben in seiner Diözese abzuhalten (in den Jahren 1834 und 1835). Sie hörten aber auf, als er den erzbischöflichen Sitz von Lemberg (1835) bestieg. Erst 1844 wurden wieder vier Missionen in seiner Erzdiözese, 1845 eine vierzehntägige Volksmission in Lemberg abgehalten. Die Berichte und Anschuldigungen gegen diese Missionen und die Missionäre berichtigte und widerlegte zwar Erzherzog Ferdinand und bewies, daß im Gegenteil diese Missionen die fruchtbarste Wirkung hatten: trotzdem aber schenkte man in der Hofkanzlei mehr Glauben jenen Berichten, und der Referent, Hofrat Propst Meschutar, erklärte in seinem Vortrage vom 13. April 1846, daß es „bei den jetzigen Zeitumständen in den loyalen Wünschen des galizischen Episkopates liegen dürfte", diese Missionen ganz zu unterlassen. Als nun der Bischof von Tarnow, Wojtarowicz, 1846 den Jesuiten zwanzig Volksmissionen in seiner Diözese abzuhalten erlaubte, mußte der Bischof selbst seinen Bischofssitz verlassen und das Ministerium stellte (7. Mai 1848), als es „auf Verlangen der Wiener Studenten" die Aufhebung der Liguorianer und Liguorianerinnen bei Kaiser Ferdinand beantragte, auch gleichzeitig den Antrag auf Aufhebung des Jesuitenordens. Aber bereits 1852 wurde der Jesuitenorden in Galizien durch Kaiser Franz Josef I. wiederhergestellt. Die Zerstreuung der Professen des Ordens gereichte der Kirche zum großen Nutzen in den Diözesen Breslau, Gnesen-Posen und Kulm.

* * *

Ein Versehen Heinrich Zschokkes. Ich weiß nicht, ob ich im Nachfolgenden etwas Neues sagen werde oder ob es bekannt ist, daß sich der Dichter Heinrich Zschokke in seiner schönen und anmutigen Erzählung „Das Goldmacherdorf"

Digitized by Google

einen ziemlich groben Fehler hat zu schulden kommen lassen. Nicht nach der dichterischen Seite zwar, sondern lediglich als Besorger der Herausgabe des „Goldmacherdorf", und verwunderlich ist es im höchsten Grade, daß dieser Fehler weder von Zschokke selbst noch vom Drucker oder Verleger entdeckt worden ist, abgesehen davon, daß man meinen sollte, einer der Verehrer Zschokkes zu seinen Lebzeiten hätte sicher hinter den Lapsus kommen müssen, da man das Werk nur etwas aufmerksam durchzulesen braucht, um ihn zu bemerken. Es handelt sich nämlich um die Einschiebung eines nachträglich geschriebenen Kapitels an eine falsche Stelle. Im Kapitel 19 („Glück führt oft zur Unglücksschwelle") setzt der neue Pfarrer dem Oswald, den man bis dahin als Schulmeister kennt, die Vorteile der Kleinkinderschulen auseinander; Oswald hat einige Bedenken gegen diese Neuerung und auf einmal heißt es: „Der Herr Pfarrer konnte diesen Einwürfen des vorsichtigen Gemeindevorstehers nicht ganz unrecht geben" usw. Etwas weiter unten wird dann gesagt: „Er (Oswald) besprach sich mit dem braven Schullehrer Johannes Heiter" usw. Im Kapitel 20 aber figuriert Oswald noch als der „sehr verständige Schulmeister" und im Kapitel 21, welches die Überschrift trägt: „Vom neuen Gemeindevorsteher und dem Löwenwirt", wird erst geschildert, wie der Oswald sich den geschickten jungen Bauernsohn Johannes Heiter zum Hilfslehrer nachzog, wie, als sich die Notwendigkeit der Ersatzwahl zweier Gemeindevorsteher ergibt, der Pfarrer den Bauern den verdienstvollen Oswald empfiehlt, wie Oswald zum Vorsteher und Heiter zum Schulmeister an seiner Stelle gewählt wird. Im Kapitel 22 endlich wird Oswald erster Gemeindevorsteher und nun erst rechtfertigt sich das zitierte Gespräch des 19. Kapitels zwischen dem „vorsichtigen Gemeindevorsteher" Oswald und dem Pfarrer.

Das jetzige Kapitel „19" darf also logischerweise erst nach dem jetzigen Kapitel „22" folgen, d. h. Kapitel „20" müßte 19, Kapitel „21" 20, Kapitel „22" 21 und Kapitel „19" 22 sein. Bemerkt sei noch, daß sich die einleitenden Worte des Kapitels „19": „In denselben Tagen" usw. an das vorhergehende Kapitel auch nicht gut anlehnen, indem dort zum Schluß von bestimmten Tagen nicht die Rede ist; besser würden sie sich machen im Anschluß an Kapitel „22", so daß wohl auch hieraus die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß Zschokke das nachträglich geschriebene Kapitel dorthin setzen wollte.

Als ich im Bändchen von „Meyers Volksbücher" den Fehler unlängst entdeckte, nahm ich als selbstverständlich an, daß es sich um einen solchen beim Umbrechen des Textes in der Druckerei handle, und glaubte dem Verlag einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihn auf die Sache aufmerksam machte. Ich schrieb also und erhielt nach einigen Tagen vom Bibliographischen Institut in Leipzig einen Brief, in dem es neben dem Ausdruck des Dankes heißt: „Wir sind der Sache nachgegangen, sie liegt so: Das jetzige Kapitel 19 fehlte ursprünglich in den Originalausgaben (noch in der 5. von 1835 z. B., die die hiesige Universitätsbibliothek besitzt); später ist es von Zschokke selbst an die jetzige Stelle, also wirklich vor 20 und 21, eingeschoben worden, wobei denn Zschokke freilich die von Ihnen gerügte Inkonsequenz verschuldete, die man wohl aber nicht willkürlich wird beseitigen dürfen. Reclams „Universalbibliothek", die wie wir mit Recht einer der letzten von Zschokke selbst besorgten Ausgaben folgt, hat infolgedessen genau dieselbe Kapitelanordnung wie wir."

Digitized by Google

Ich weiß, wie gesagt, nicht, ob dieses Versehen des Dichters in der literarischen Öffentlichkeit bekannt ist, aber ich meine, wäre es bekannt, so müßten die Buchausgaben, wenn man den Fehler nicht richtigstellen zu dürfen glaubt, wenigstens einen bezüglichen Hinweis enthalten. Für die Unbekanntheit spricht übrigens auch der Umstand, daß die Redaktion von „Meyers Volksbücher", wie sie mir schreibt, der Sache nachgegangen ist, und so dürften die vorstehenden Zeilen dem Literaturfreund vielleicht nicht ohne Interesse erscheinen.

M. Imperter.

* * *

Bei der anläßlich des V. Allgemeinen österreichischen Katholikentages stattgefundenen zahlreich besuchten Zusammenkunft katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschösterreichs wurden folgende Resolutionen beschlossen:

I.

Vorschläge zur Förderung der katholischen Literatur durch die öffentlichen Faktoren.

Die bei Gelegenheit des österreichischen Katholikentages versammelten katholischen Autoren wollen die Aufmerksamkeit der öffentlichen Faktoren auf die außerordentliche Wichtigkeit der Pflege guter Literatur hinlenken, überzeugt, daß in der Literatur ein Hauptmittel der Erhaltung oder Zerstörung gelegen sei. Sie dürfen die Unterstützung der öffentlichen Faktoren um so eher erwarten, als sie sich bewußt sind, vor allem die höchsten Güter des Rechtes, der Wahrheit und der Schönheit zu verteidigen, obwohl, wie die Erfahrung zeigt, die Negation auf allen Gebieten lockender und bequemer, auffallender und herausfordernder erscheint.

Die katholischen Literaten wollen durch diese Mahnung dagegen protestieren, daß die öffentlichen Mittel der Kunstpflege fast nur der Unterstützung der negativen, destruktiven Richtungen zugewendet werden und daß das Vorhandensein der katholischen Literatur bisher nur deshalb ignoriert wurde, weil sie bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Presse und des Buchhandels so gut wie ausgeschaltet erschien; ein Verhältnis, das nicht dem wirklichen Stand der Sache entspricht.

Die katholischen Literaten wenden sich aber vorerst und zunächst an die ihnen selbst in Gesinnung nahestehenden Faktoren.

1. Sie fordern die christlichen Preßorgane auf, die katholische Literatur mehr als bisher, systematischer und zweckmäßiger zu beachten, nicht um sie unbedingt zu loben, sondern um sie immerwährend in Evidenz zu halten. Eine solche gesteigerte Beachtung kann gewiß den politischen Zwecken der Blätter keinen Abbruch tun, sondern im Gegenteile nur den Leserkreis heben, sein Interesse fesseln und auch der katholischen Presse neue Kräfte zuführen. Die katholische Presse wird das gleiche Interesse an der Hebung der katholischen Literatur haben, wie die Literatur es an der Hebung der katholischen Presse hat.

2. Auch durch die Schule kann die katholische Literatur gefördert werden. Hier wird ebenfalls mindestens die Gleichberechtigung in den Lesebüchern, Literaturgeschichten, in den Lehrer- und Schülerbibliotheken zu verlangen sein. Zunächst mögen auch hier die katholischen Mitglieder des Lehrstandes an Volks-, Bürger-, Mittel- und Hochschulen vorangehen.

3. In Bezug auf das Theater beglückwünschen die Autoren den niederösterreichischen Landtag zu seinem hochsinnigen Entschlusse, einen jährlichen Preis für

Digitized by Google

heimische Dramatik auszuschreiben. Sie hoffen, daß dies Beispiel auch die Stadt und den Staat zu Ähnlichem anregen wird.

4. Was in Bezug auf die Dramatik durch Preisausschreibungen bereits rühmlich begonnen wurde, kann auch auf das Gebiet der Lyrik und des Epos ausgedehnt werden.

5. Endlich erwarten die katholischen Autoren, daß bei Vergebung von Pensionen und Unterstützungen, Ehrengaben ꝛc. aus Stiftungen die bisherige Nichtberücksichtigung von katholischen Schriftstellern einer gerechteren Beurteilung weiche.

II.

Unsere Stellungnahme zu den neuen Strömungen innerhalb der katholischen Literaturbewegung.

Die anläßlich des Fünften allgemeinen österreichischen Katholikentages zahlreich versammelten katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschösterreichs haben folgende Anträge einstimmig zum Beschlusse erhoben:

1. Es entspricht gewiß einem Bedürfnisse unserer Zeit, daß entgegen der früher geübten Abschließung die gebildeten Katholiken auch über die literarischen Strömungen im gegnerischen Lager auf dem Laufenden erhalten werden; wir verwahren uns aber dagegen, daß diese Objektivität in katholischen Organen auf Kosten der eigenen Literatur geübt wird, indem man zwar die literarischen Äußerungen einer glaubensfremden Weltanschauung respektvoll registriert, andererseits aber gleichwertige Leistungen katholischer Autoren kaum einer flüchtigen Erwähnung würdigt.

Und wenn allerdings bei literarischen Urteilen nicht Rücksichten auf die Person und die gute Absicht des Verfassers maßgebend sein dürfen, so hat nun aber die berechtigte Reaktion gegen den alten Unfug nicht selten dem geraden Gegenteile Platz gemacht: einer offenkundigen Geringschätzung verdientester Autoren und jenem absprechenden, jugendlich apodiktischen, um nicht zu sagen terroristischen Tone, der uns verwundert fragen läßt, ob hier der Freund oder der Gegner am Worte ist. Auf solche Weise wird unseres Erachtens die behauptete Inferiorität der Katholiken nicht behoben, vielmehr das Publikum zur Mißachtung katholischer Autoren förmlich herangebildet, diesen selbst die Schaffenslust verleidet und das einzige Absatzgebiet für katholische Literatur immer noch mehr eingeengt.

Wir waren es sonst nur vom Gegner gewohnt, daß nahezu jedes katholische Werk entweder totgeschwiegen oder auf das gehässigste beurteilt wird; eben aus dieser Erfahrung sind für die deutschen Katholiken eigene Literaturblätter geschaffen worden, deren Aufgabe es sein sollte, vor allem die Werke katholischer Autoren und diese gerecht und wohlwollend zu beurteilen und dafür Sorge zu tragen, daß das bewährte Gute unserem Volke vermittelt werde: — soll es nun allmählich dahin kommen, daß wir diese unsere eigenen Abwehrwaffen mutlos dem Feinde überliefern?

2. Nachdrücklichst verwahren wir uns dagegen, daß unzweifelhaft glaubens- und sittengefährliche Schriften nur wegen ihres angeblichen ästhetischen Wertes in katholischen Blättern — zuweilen fast ohne Einschränkung — gelobt oder ausführlich besprochen und so dem katholischen Lesepublikum unter dem Vorwande der Erziehung zum Kunstverständnisse förmlich aufgedrängt werden: auch für die ästhetische Wertung darf die katholische Glaubens- und Sittenlehre nicht außeracht bleiben und zu weitgehende Konnivenz in dieser Hinsicht ist unseres Dafürhaltens weder erlaubt noch mit unserer Selbstachtung vereinbar.

3. Die Gepflogenheit mancher Kritiker, literarische Werke allein schon wegen ihrer katholischen Tendenz abzulehnen, können wir nicht gutheißen; „Tendenz", die

Digitized by Google

sich im Rahmen der künstlerischen Gestaltung bewegt, darf selbst nach dem Urteile von Gegnern vielmehr als kunstförderndes Element betrachtet werden. Und wir halten an der Überzeugung fest, daß nur durch kraftvollste Auswirkung der Eigenart gerade des katholischen Dichters, nur durch planmäßige Hebung der poetischen Schätze, die unerschöpflich in den Tiefen der katholischen Weltanschauung liegen, eine Wiedergeburt der echten, großen Kunst angebahnt werden kann.

III.

Schriftstellerkongreß in Salzburg.

Wir halten es für notwendig, einen engeren geistigen Zusammenschluß der katholischen Schriftsteller deutscher Zunge anzustreben und stimmen dem Vorschlage des Herrn Direktors Gaßner bei, im Jahre 1906 eine Zusammenkunft aller katholischen Autoren Deutschlands und Österreichs, und zwar womöglich im Anschlusse an die Salzburger Kurse, zu veranstalten. Wir betrauen mit der Durchführung dieses Vorschlages das in Wien bestehende engere Komitee des katholischen Schriftstellerverbandes.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Eherechtsreform in Österreich?

Von Univ.-Prof. Dr. **Eichmann** in Prag.

Das kirchenpolitische Programm des religiösen Liberalismus und Indifferentismus lautet: Trennung von Staat und Kirche. Verschiedene Geistesrichtungen arbeiten an der Verwirklichung dieses Programms mit. Vor allem die Sozialdemokratie, für welche die Religion angeblich „Privatsache" ist; Juristen, welche sagen, die Ehe von Staat und Kirche sei die unnatürlichste Verbindung, welche jemals geschlossen worden sei, und daher ehestens aufzulösen; endlich übereifrige Katholiken, welche den Grund alles Übels in dieser Verbindung der Kirche mit dem Staate, in dem Staatskirchentum sehen. Sie alle sind einig in dem Rufe: Trennung von Staat und Kirche!

Was sich in Österreich zur Zeit vorbereitet, soll eine Etappe auf diesem Wege sein. Das staatliche Eherecht soll „von jeder Beimischung konfessioneller Gesichtspunkte" befreit werden. Zu diesem Zweck ist eine Aktion in großem Stil bereits eingeleitet. Wie die Zeitungen berichten, ist in Wien ein Eherechtsreformverein ins Leben getreten. In dem Aufrufe an die Gleichgesinnten aller Nationen und Konfessionen Österreichs wird darauf hingewiesen, daß unser Eherecht, fast hundert Jahre alt, nicht mehr dem Volksbewußtsein entspreche und deshalb nicht in unser modernes Staatsleben passe. Der beschämende Vergleich mit den gesetzlichen Bestimmungen rund um die Grenzen Österreichs müsse den Wunsch nach einer zeitgemäßen Reform immer unwiderstehlicher gestalten. Ein Bollwerk veralteter, falscher Lebens- und Rechtsauffassung müsse vor allem fallen: der § 111 unseres bürgerlichen Gesetzbuches. Sei es doch ein widersinniger Zustand, daß in einem Staate die Angehörigen eines Religionsbekenntnisses, dem die große Mehrzahl seiner Bürger angehört, ungünstiger behandelt werden als die übrigen Bürger, daß ihre Ehe zu einer untrennbaren Fessel werden soll. Nicht gegen die religiösen Gefühle irgend einer Gruppe richte sich die Bewegung. Es müsse aber gefordert werden, daß der Staat ohne Unterwerfung unter die Anschauungen der einzelnen Religionen seine Grundsätze in gerechter und humaner Weise aufstelle und mit seinen Machtmitteln diese und nur diese stütze.

Prof. Dr. Mitteis-Leipzig hat in der „Neuen Freien Presse" vom 21. und 28. Januar d. J. (Nr. 14.875 und 14.882) die Ziele der Reform näherhin in folgender Weise präzisiert: „Einführung der obligatorischen Zivilehe, Ermöglichung der Ehescheidung dem Bande nach, Beseitigung der Ehehindernisse für gewesene Geistliche und gewesene Ordenspersonen, zwischen Christen und Nichtchristen, das sind die vier Kardinalpunkte, die für ein

Digitized by Google

künftiges österreichisches Eherecht anzustreben sind. Mit ihnen wird dann das eine große Prinzip verwirklicht sein, daß die staatliche Ehe von der kirchlichen scharf getrennt ist; daß, wie immer jemand über die kirchliche Seite der Ehe denken mag, der Staat jedenfalls eine Ehe darbietet, die von jeder Beimischung konfessioneller Gesichtspunkte frei ist".

Ihering hat einmal den Ausspruch getan: „Der Geist der Zeit und der Geist des Volkes ist auch der Geist des Rechts". Wenn der religiöse Liberalismus und Indifferentismus, welche die Träger des Reformgedankens sind, wirklich dem Volksbewußtsein in Österreich entspräche, dann wäre kein Zweifel, daß eine Eherechtsreform im Sinne des obigen Programmes mit eiserner Notwendigkeit sich vollziehen müßte; sie wäre durch nichts mehr aufzuhalten.

Allein soweit ist das Volksbewußtsein noch nicht gesunken; es schläft nur zuweilen; denn wo kein Gegensatz, kein Kampf, dort Stagnation und Erstarrung. Die Weltanschauungen müssen sich so in ehrlichem Waffengange messen und es wird sich zeigen müssen, auf welcher Seite Vernunft und volkserhaltende Sitte streiten und was in Wirklichkeit dem „Volksbewußtsein" entspricht.

I.

Das österreichische Eherecht ist keineswegs, wie man vielfach zu glauben scheint, ein kirchliches, den Grundsätzen der katholischen Kirche entsprechendes Eherecht. Darauf hat schon Max von Hussarek in einem höchst gediegenen Aufsatz der „Österreichischen Rundschau" 1905, Heft 25, hingewiesen. Weder formell noch inhaltlich entspricht dasselbe den Grundsätzen des kanonischen Eherechts; formell nicht, weil es vom Staate als Gesetzgeber erlassen ist; inhaltlich nicht, weil ihm die von der Kirche perhorreszierte gallikanische Auffassung zu Grunde liegt, daß Ehevertrag und Ehesakrament zwei verschiedene Dinge seien und sich demgemäß die Kompetenz zur Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit in Ehesachen entsprechend auf Kirche und Staat verteile.*) Das Gesetz vom 25. Mai 1868 hat die Vorschriften des zweiten Hauptstückes des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches über das Eherecht der Katholiken wieder hergestellt, die Gerichtsbarkeit in Ehesachen der Katholiken den weltlichen Gerichtsbehörden überwiesen und Bestimmungen über die bedingte Zulässigkeit der Eheschließung vor weltlichen Behörden erlassen. Papst Pius IX. hat daher in denkbar schärfster Form das Ehegesetz vom 25. Mai 1868 verworfen, welches „die auf Grund unserer Konvention (Konkordat von 1855) erlassenen Gesetze vollständig aufhebt und die alten österreichischen Gesetze, die mit dem Kirchengesetze im schroffsten Gegensatze stehen, wieder einführt".**)

Bei der Ehegesetzgebung muß der Gesetzgeber, hier mehr noch als sonst, Rücksicht nehmen auf das Volksbewußtsein, auf die religiösen Anschauungen der einzelnen Konfessionen über die Ehe. Der Gesetzgeber hat daher das Eherecht konfessionell verschieden gestaltet, indem er der geschichtlichen Ent-

*) Hierüber vgl. Leo XIII., Arcanum v. 10. Febr. 1880, Herdersche Ausg., Seite 30—32.

**) Allokution v. 22. Juni 1868.

Digitized by Google

wicklung des Eherechts der einzelnen Religionsparteien und zugleich der Volksanschauung Rechnung trug, welche zu aller Zeit der Ehe einen religiösen Charakter beigelegt hat; er regelte also das Eherecht für Katholiken, Protestanten, Juden je nach ihren „Religionsbegriffen". Daraus erklärt sich auch die (regelmäßig) kirchliche Form der Proklamation und Trauung. Freilich blieben auch so noch viele Wünsche der einzelnen Konfessionen unbefriedigt; aber immerhin gewinnt dadurch das österreichische Eherecht ein religiös-kirchliches, konfessionelles Gepräge. Wenn es also (§ 111 a. B. G.) den geschiedenen Katholiken die Wiederverheiratung verwehrt, den Protestanten aber in gewissen Fällen gestattet (§ 115 a. B. G.), so geschieht dies deswegen, weil es jeden nach seinen „Religionsbegriffen" behandelt. Ebenso verhält es sich mit dem Ehehindernis der Weihe und feierlichen Gelübde (§ 63 a. B. G.), der Religionsverschiedenheit (§ 64 a. B. G.) und des Katholizismus (Hofdekret v. 4. u. 26. Aug. 1814 u. v. 17. Juli 1835). Aus dieser verständigen Rücksichtnahme auf die „Religionsbegriffe" erklärt sich demnach die „Ungleichheit der Staatsbürger" in eherechtlicher Beziehung. Das Gegenteil wäre Gewissenszwang und Intoleranz gewesen, deren sich der Gesetzgeber schuldig gemacht hätte.*)

II.

Wenn das österreichische Eherecht von allen konfessionellen Rücksichten frei gemacht und für alle Staatsbürger einheitlich gestaltet werden soll, so kann das nur geschehen durch Einführung der obligatorischen Zivilehe, also jener Form der Zivilehe, welche R. Sohm „illiberal und intolerant" genannt hat. Als im Jahre 1851 der gesetzgebenden Körperschaft der Freien Reichsstadt Frankfurt a. M. der Antrag unterbreitet wurde, die Zwangszivilehe durch die fakultative zu ersetzen, wurde demselben die Begründung gegeben: „Offenbar wünscht nur ein sehr kleiner Teil der Bürgerschaft die Einführung der bürgerlichen Ehe. Obgleich sie in den wenigsten deutschen Staaten zugelassen ist, so wollen wir dennoch sie niemandem vorenthalten. *Aber ebensowenig kann es der wahren Freiheit entsprechen, irgend ein Brautpaar zu zwingen, gegen seine Überzeugung sich bürgerlich trauen zu lassen. Ein solcher Zwang läßt sich nimmermehr rechtfertigen. Wer ihn verlangt, will nur Freiheit für sich und Beschränkung für andere.*"**) Für Österreich ist die Zwangszivilehe nicht notwendig und sie entspricht hier dem „Volksbewußtsein" so wenig als anderswo; für solche Fälle, in welchen die kirchliche Trauung aus einem nicht anerkannten Grunde verweigert wird, ist die sogenannte Notzivilehe vor der weltlichen Behörde eröffnet. Daß die Zwangszivilehe dem Volksbewußtsein nicht entspricht, geht daraus hervor, daß auch in Ländern, in welchen sie eingeführt ist, die überwältigende Mehrheit der Brautleute sich mit derselben nicht befreunden kann, sie als lästige Formalität empfindet und erst der *kirchlichen* Trauung ehewirkende Kraft beilegt. „Der Zivilakt ist nicht bloß unpopulär," sagt Sohm, „ihm wird vom evangelischen wie katholischen

*) Vgl. E. *Rittner*, Österreichisches Eherecht. S. 10, 21, 362.

**) *Friedberg*, Das Recht der Eheschließung. S. 664 ff.

Digitized by Google

Volk Deutschlands geradezu und offen die Anerkennung seiner eigentümlichen Rechtswirkungen verweigert. Jede kirchliche Trauung ist ein Protest des nationalen Gewissens gegen das Reichsgesetz." Und wie entsetzlich öde und trocken ist dieser ganze Akt noch dazu! „In der kahlen Amtsstube vollzieht sich geschäftsmäßig, wahrhaft trostlos der Akt der Eheschließung, kaum anders als die Auflassung eines Grundstücks. Nichts was an die Bedeutung des Bundes für das Leben erinnert .... Kein Saatkorn wird ausgestreut, welches im Ehestand Frucht tragen könnte. Weder den Eheleuten noch der bürgerlichen Gesellschaft kann dies zum Segen gereichen."*) Kein Wunder, wenn derselbe hochangesehene Jurist, welchem ich diese Klage entnehme, die Ansicht ausspricht, es sei im Interesse des Staates und der menschlichen Gesellschaft, auf eine weihevolle Abschließung der Ehe vor dem Religionsdiener hinzuwirken und sie zu fördern. Und in Österreich will man dieselbe bagatellmäßig auf die Seite schieben? Die Einführung der obligatorischen Zivilehe wird keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeuten, weil durch dieselbe die Ehe ihres religiös-sittlichen Charakters entkleidet, zu einem „äußerlich weltlich Ding wie Kleider und Speise, Haus und Hof" herabgewürdigt wird; sie ist ein Abfall vom Ideal der Ehe, eine schwächliche Nachgiebigkeit gegen eine oberflächliche, materialistisch-leichtlebige Lebensauffassung, die zwar modern, aber modern nur im schlechten Sinne des Wortes ist; sie ist das Lieblingskind aller erklärten Religions- und Kirchenfeinde. Und die Wirkung: sie wird hier wie anderwärts die sein, daß wir ein modernes Heidentum heranwachsen sehen, „Kinder, denen nichts heilig ist, was einst ihren Eltern heilig gewesen war."**)

In Frankreich erhebt René Lemaire in einem von der Pariser Juristenfakultät preisgekrönten Buch***) den Ruf: Weg mit der Zivilehe und zurück zur religiösen Auffassung der Ehe, zur kirchlichen Trauung; die Zivilehe mit ihrem Scheidungsrecht bedroht das ganze Institut der Ehe, diese Zelle des Staatsorganismus, mit dem Zusammenbruch. Lemaire befürwortet die Einführung einer Eheordnung, wie sie in Österreich bestehe, also die Notzivilehe für diejenigen, welche die kirchliche Trauung ablehnen. Ist es nicht eine köstliche Ironie, daß Österreich erstrebt, was man in Frankreich schon verflucht, und in Frankreich das als einzige Rettung gepriesen wird, was man in Österreich zu verwerfen sich anschicken will?

III.

Der Sturm richtet sich indessen hauptsächlich gegen das „Bollwerk" des § 111 a. B. G., dessen Aufhebung im Namen moderner Lebens- und Rechtsauffassung verlangt wird. In einer Versammlung des deutschen Vereins „Frauenfortschritt" in Prag regte sogar eine Frau Fischer an, „der internationale Frauenbund möge sich direkt an den Papst wenden, da dies der einzige Faktor sei, der ohne allzu großen Kampf eine Remedur schaffen könnte, und sich auch für die Aufhebung des Zölibats der katholischen

*) Dernburg, Phantasie im Rechte. S. 27.

**) Sohm, Die obligatorische Zivilehe. S. 13; vgl. S. 31.

***) René Lemaire, Le mariage civil. Etude historique et critique. Vgl. Korrespondenzblatt für den kath. Klerus Österreichs, 1906, Nr. 4.

Digitized by Google

Geistlichen einsetzen".*) Kein Zweifel, daß auch sonst gut gesinnte Katholiken ähnlichen Gedanken und Hoffnungen Raum geben möchten. Kann die Kirche, kann der Papst hinsichtlich der Unauflöslichkeit der Ehe Konzessionen machen? ein von der Kirche nach hartem Kampfe durchgeführtes Prinzip preisgeben, weil dasselbe für einzelne Fälle eine Härte sein kann?

Zunächst ist zuzugeben, daß die Unauflöslichkeit der Ehe von der Kirche nicht klar und unzweideutig zum Dogma erhoben worden ist. Das Konzil von Trient sess. 24. can. 7 spricht lediglich aus: „Wenn jemand sagt, die Kirche irre, wenn sie der evangelischen und apostolischen Lehre gemäß gelehrt hat und lehrt, daß wegen Ehebruchs eines der Gatten das Eheband nicht aufgelöst werden könne . . ., der sei im Banne." Dieser Kanon richtet sich gegen die Lehre und Praxis der unierten Griechen, welche im Falle des Ehebruchs dem unschuldigen Teile die Wiederverehelichung gestatten. Die Kirche hat diese Auffassung nicht ausdrücklich als häretisch verworfen, sondern durch can. 7 lediglich ihre eigene Lehre gegen den Vorwurf des Irrtums schützen wollen. Der Vorschlag, die absolute Unauflöslichkeit der Ehe zum Dogma zu erheben, ist auf dem Konzil zwar gemacht, in dieser Form aber nicht angenommen worden.**) Ähnlich verhält es sich mit dem can. 5 der 24. Sitzung desselben Konzils: „Wenn jemand sagt, daß wegen Ketzerei oder lästig gewordenen Zusammenlebens oder böslichen Verlassens eines Gatten die Ehe gelöst werden könne, der sei im Banne". Dieser Satz richtet sich gegen die Protestanten, welche auch in diesen Fällen die Möglichkeit einer Lösung des Ehebandes gestatten, und enthält ebensowenig als can. 7 eine Dogmatisierung des Unauflöslichkeitsprinzips. Dasselbe gilt von den Sätzen 65—74 des Syllabus.***) Mögen nun diese canones des Konzils dogmatischen oder, wie manche Theologen behaupten,†) disziplinären Charakter haben; selbst wenn sie nur disziplinären Charakter hätten und demnach abänderungsfähig wären, so könnte die Kirche gleichwohl nicht die gewünschten Konzessionen machen, weil die klaren Aussprüche Christi auch von ihr nicht umgestoßen werden können. „Ich aber sage euch: Jeder, welcher sein Weib entlassen wird, ausgenommen auf Grund des Ehebruchs, macht sie ehebrechen; und wer eine Entlassene heiratet, bricht die Ehe" (Matth. 5, 32). „Habt ihr nicht gelesen, daß der, welcher geschaffen hat vom Anfange an, als Mann und Weib sie geschaffen und gesprochen hat: Deshalb wird der Mann den Vater und die Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und werden die Zwei sein zu Einem Fleische. (Gen. 2, 24.) Demnach sind nicht mehr Zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen". (Matth. 19, 4—6; vgl. Marc. 10, 11—12; Luc. 16, 18). Konform ist die Lehre des hl. Paulus 1. Kor. 7, 10: „Denen aber, welche durch die Ehe verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht vom Manne scheide. Wenn sie

*) „Prager Tagblatt" Nr. 29 v. 30. Jan. 1906.
**) Fahrner, Geschichte der Ehescheidung S. 252.
***) Schneemann, Die Irrtümer über die Ehe. S. 77 ff.
†) Vgl. über diese Frage Scherer, K. R. II. 105 A. 45 u. 553 A. 36. Fahrner, a. a. O. 256. Wernz, Jus decretalium IV. 1019. Dortselbst weitere Literatur.

Digitized by Google

sich aber geschieden hat, so bleibe sie ehelos oder versöhne sich mit ihrem Manne. Auch der Mann entlasse sein Weib nicht."

Allein gerade dies bestreitet Prof. Dr. Wahrmund-Innsbruck, daß die Aussprüche Christi für die Unauflöslichkeit der Ehe zu verwerten seien („Beilage zur Allgemeinen Zeitung", Nr. 21 vom 26. Jan. 1906: „Zur Kritik der christlich-katholischen Auffassung des Ehebegriffs"). Wahrmund will „bei einer historisch getreuen und logisch vernünftigen Interpretation des Evangeliums" zu dem Ergebnis gelangt sein, „daß die ursprüngliche Lehre Christi von einer unbedingten Unauflöslichkeit der Ehe nichts wußte". Seine Argumentation ist folgende: Christus als reiner Idealist schätzt den jungfräulichen Stand höher als die Ehe (Matth. 19, 10—12); die Ehe ist ihm eine durchaus irdische Angelegenheit; in dem Reiche Gottes, das er erhofft und dessen Nähe er verkündet, spielt sie gar keine Rolle; er erkennt die absolute Diesseitigkeit der Ehe an und eben darum findet er von seinem Standpunkte wenig Anlaß, sich mit ihr zu beschäftigen. Auf die Frage der Pharisäer: ist es einem Manne erlaubt, sein Weib um jeder Ursache willen zu entlassen? antwortet Christus, sich zu der strengeren Auffassung der Schule Schammais bekennend, daß dies nicht zulässig sei; er beruft sich auf eine Stelle in der Genesis 2, 24 (vgl. oben) und fügt hinzu: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen." Sie fragen weiter: „Warum hat denn Moses befohlen, einen Scheidebrief zu geben und das Weib zu entlassen?" Darauf Jesus: „Moses hat euch eurer Herzenshärtigkeit wegen erlaubt, eure Weiber zu entlassen, im Anfange war es nicht so" (Matth. 19, 3 ff.). Diese Beweisführung Christi, meint Wahrmund, könne kein wissenschaftlich gebildeter Mensch ernst nehmen. „Voraussetzungen und Deduktionen sind ebenso willkürlich, wie der Schlußsatz in seiner ungeheuren Allgemeinheit nichtssagend ist." Ebenso „unhistorisch und rein subjektiv" sei die Ansicht, daß Moses den Scheidebrief um der Herzenshärte der Juden willen gestattet habe. Das Scheidungsrecht sei vielmehr über den ganzen Orient verbreitet gewesen, sei aus der untergeordneten Stellung des weiblichen Geschlechtes zu erklären und vom mosaischen Rechte selbst aus viel älteren Quellen übernommen worden. Aus all dem zieht Wahrmund den Schluß: der Satz „was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen" bedeutet weiter nichts als einen frommen Wunsch, ein sittliches Ideal, dem man als solchem gewiß unbedingt zustimmen könne. Christus wollte nur die Gewissenspflicht betonen, die Ehe heilig zu halten und nicht willkürlich um jeder Kleinigkeit willen auseinanderzugehen. Aber von einem sittlichen Ideal zum Rechtssatz sei ein ebenso weiter Weg wie von der Gewissenspflicht zum Rechtszwang; einen solchen habe Christus als ideal hochveranlagter Individualist bekanntlich allüberall perhorresziert, ja sogar zum Widerstand gegen ihn aufgefordert. Nicht anders verhalte es sich mit den Worten Pauli 1. Kor. 7, 10.

Darauf möchte ich, um mit dem zuletzt Gesagten zu beginnen, erwidern: Es ist wissenschaftlich ganz und gar unzulässig, die Unterscheidung von Rechts- und Gewissenspflicht, die wohl uns modernen Juristen und Ethikern geläufig ist, einer Zeit unterzuschieben, welche 1900 Jahre zurückliegt; das ist gegen alle geschichtliche Methode, und wenn man unhöflich sein wollte, könnte

Digitized by Google

man die Kritik, welche Wahrmund an den Worten Christi in so wenig ehrerbietiger, animosgereizter Weise übt, dem Kritiker zurückgeben. Es geht vollends gar nicht an, eine solche Unterscheidung zwischen Recht und Moral, Rechts- und Gewissenspflicht Christus unterzuschieben, der doch nach Wahrmund hochideal veranlagt, den Rechtszwang allüberall perhorresziert. Christus will allerdings von einer juristischen Zwangsreligion nichts wissen, aber ebensowenig von einer moralfreien, „jenseits von Gut und Bös" gelegenen Rechtsordnung: er kennt schechterdings keinen Unterschied zwischen Recht und Moral, zwischen Rechts- und Gewissenspflicht. Das geht ja gerade aus dem Zusammenhang hervor, in welchem die obigen Worte Jesu gesprochen wurden: Jesus will die juristisch-spitzfindige Art der Pharisäer geißeln, die sich an den Buchstaben des Gesetzes klammern, sich nur durch den Wortlaut des Gesetzes gebunden erachten, den Geist des Gesetzes und die innere Verpflichtung der Gebote aber übersehen. Der Gedanke, welchen Jesus in jener Rede verficht, ist: das Gesetz und zwar das ganze Gesetz verpflichtet zu äußerer Beobachtung und innerem Gehorsam. Es gibt nach Jesu Lehre keinen Unterschied zwischen Recht und Moral, zwischen äußerer und innerer Verpflichtung, zwischen Rechts- und Gewissenspflicht. Wahrmund verwechselt die Unterscheidung zwischen Rat und Pflicht mit der Unterscheidung zwischen Rechts- und Gewissenspflicht; erstere hat eine evangelische Grundlage, letztere nicht. — Die beiden obenerwähnten Schriftstellen Matth. 5, 32 und 19, 3 ff. haben nach den verläßlichen exegetisch-kritischen Erörterungen von Cigoi*) folgenden Sinn: „Ihr habt gehört, daß Moses erlaubt hat, das Weib zu entlassen und eine andere zu heiraten. Nur soll der Mann, wenn er Ursache zu haben glaubt, der Frau den Scheidebrief geben, auf welches Zeichen hin die Ehe gelöst ist. Ich aber erkläre euch, daß in meinem Reiche das Eheband unauflöslich ist, so zwar, daß jeder, der sein Weib, außer im Falle des Ehebruchs, entläßt, schuld daran ist, daß sie durch Eingehung einer neuen Verbindung eine Ehebrecherin wird, weil sie, obwohl geschieden, an ihren Mann noch gebunden ist, und daß jeder, der die Entlassene, ob sie wegen des Ehebruchs entlassen ist oder nicht, heiratet, einen Ehebruch begeht. Moses hat euch eurer Herzenshärte willen erlaubt, die Frau zu entlassen und eine andere zu heiraten. Aber im Anfange war es nicht so. So ist es auch in meinem Reiche nicht. Zwar kann der Mann das Weib, wenn es sich eines Ehebruchs schuldig gemacht hat, entlassen, allein dadurch ist die Ehe nicht aufgelöst. Darum ist jeder, der sein Weib entläßt, was nur des Ehebruchs wegen erlaubt ist, und zugleich eine andere heiratet, ein Ehebrecher. Aber auch derjenige ist ein Ehebrecher, der das verschuldet oder unverschuldet entlassene Weib heiratet, weil sie trotz der Entlassung an den früheren Mann gebunden ist". Nur bei solcher Erklärung werden die Parallelstellen bei Markus 10, 11—12 und Lukas 16, 18 verständlich, welche die unbedingte Unauflöslichkeit der Ehe aussprechen und die Ausnahme „im Falle des Ehebruchs" gar nicht kennen. Jesus wollte offenbar die bisher als Konzession an die Herzenshärtigkeit der Juden geübte Nachsicht beseitigen und das Gesetz auf seinen ursprünglichen

*) A. Cigoi, Die Unauflösbarkeit der christl. Ehe und die Ehescheidung nach Schrift und Tradition, Seite 201.

Digitized by Google

vom Schöpfer beabsichtigten Zweck zurückführen.*) Die Stelle Matth. 19, 9 läßt demnach gemäß der traditionellen kirchlichen Auffassung nur an eine Scheidung von Tisch und Bett, d. h. an Auflösung der ehelichen Gemeinschaft unter Aufrechthaltung des Ehebandes denken, was übrigens durch 1. Kor. 7, 11 so deutlich, als nur immer möglich, nahegelegt ist.**)

Wenn Wahrmund noch besonders betonen zu müssen glaubt, daß Christus die „absolute Diesseitigkeit der Ehe" anerkenne, so heißt das, Wasser in die Donau tragen; denn daß die Ehe etwas Überirdisches sei, hat noch niemand behauptet. Auch die Eigenschaft der Sakramentalität macht die Ehe nicht zu etwas Überirdischem. Wenn Wahrmund aber etwa sagen will, die Ehe sei für Christus auch weiter nichts als ein „äußerlich weltlich Ding", so steht dem das Wort entgegen: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen". Das will sagen: Gott ist es, welcher das Band der Ehe knüpft; Gott führt und gibt das Paar zusammen (Gen. 1, 28); der Segen Gottes macht den Bund zu einem heiligen, unantastbaren, ewigen Bund und zeichnet ihn aus vor anderen irdischen Verbindungen. Nichts anderes will das bekannte Volkswort besagen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden.

Einen anderen Einwand schöpft Wahrmund aus der Geschichte und dem System des kanonischen Eherechts. Das Unauflöslichkeitsprinzip sei im kanonischen Recht nicht rein durchgeführt. Es sei durchbrochen durch den Satz, daß die nicht vollzogene Ehe dem Bande nach aufgelöst werden könne durch Eintritt in einen religiösen Orden und durch päpstliche Dispens. Wahrmund hätte noch einen weiteren Auflösungsgrund hinzufügen können, nämlich den des Paulinischen Privilegs (1. Kor. 7, 12 ff.), wonach die Ehe nichtchristlicher Gatten aufgelöst werden kann, wenn ein Gatte Christ geworden ist und mit dem ungläubig gebliebenen anderen Gatten ohne Gefahr für das eigene Seelenheil und ohne das Ärgernis der Religionslästerung nicht mehr zusammenleben kann (cf. Matth. 18, 8 u. 9). Die Unauflöslichkeit ist tatsächlich keine unbedingte; das Prinzip ist nicht starr durchgeführt, es weicht höheren Rücksichten und Pflichten. Es ist auch richtig, daß Theorie und Praxis in der Kirche geschwankt haben, namentlich hinsichtlich des Ehebruchs als Eheauflösungsgrundes; noch heute scheiden die unierten Griechen die Ehe im Falle des Ehebruchs dem Bande nach, eine Lehre und Praxis, welche von der römischen Kirche auf dem Florentinum zwar verworfen, aber nicht ausdrücklich als häretisch bezeichnet worden ist.***) Die Kirche mußte wohl mancherlei Rücksicht auf die Schwäche und „Herzenshärte" der Menschen um anderer und höherer Rücksichten willen üben, bis es ihr gelang, das Prinzip der Unauflöslichkeit, dem ja auch Wahrmund „als solchem" seine Huldigung zollt, zu verwirklichen.

*) P. Schanz, Die Lehre von den hl. Sakramenten der kath. Kirche. S. 702 ff.

**) „Denen aber, welche ehelich verbunden sind, gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß die Frau von dem Manne sich nicht trenne; wenn sie sich aber getrennt hat, so bleibe sie unvermählt oder versöhne sich mit ihrem Manne. Und der Mann entlasse nicht die Frau". Vgl. Schanz, a. a. O. S 704. Eingehend ist die Frage behandelt von J. H. Oswald, Die dogmatische Lehre von den hl. Sakramenten der kath. Kirche, II. Bd. S. 422 ff.

***) Decr. pro Arm., i. f.

Digitized by Google

Unauflöslich wird die Ehe nach katholischer Lehre erst durch ihren Vollzug; die vollzogene Ehe ist das Abbild der immerdauernden unauflöslichinnigen Verbindung Christi mit der Kirche, ihr eignet das bonum sacramenti, die Unauflöslichkeit. Die unauflösliche Ehe war so sehr Ideal der jungen Kirche, daß sogar die Wiederverheiratung nach dem Tode des Gatten verpönt war; die Liebe sollte stärker sein als der Tod. Noch heute macht die zweite Ehe unfähig zur Weihe und die morgenländische Kirche betrachtet die dritte, jedenfalls aber die vierte Ehe als ungültig. Und so sehr gehört nach katholisch-kirchlicher Anschauung die Unauflöslichkeit zum Wesen der Ehe, daß jene, welche unter der Bedingung der Auflösbarkeit eingegangen worden wäre, null und nichtig ist. Man kann demnach von der Kirche nicht erwarten, daß sie von dem Ideale abfalle und so zugleich ihre ganze, auch in diesem Punkte ruhmvolle Vergangenheit desavouiere.

Der tiefste Grund der Unauflöslichkeit der Ehe liegt in ihrer Sakramentalität. Aber sie ist gleichwohl schon von Natur aus, ihrem Wesen nach unauflöslich. Das folgt aus ihrem monogamischen Charakter. Der Einehe, auf welche ja schon „die fast gleiche Kopfzahl der Geschlechter hinweist", liegt der Gedanke zu grunde: Mann und Weib wollen einander so angehören, daß jeder Dritte ausgeschlossen sein, keinen Teil an ihnen haben oder jemals erlangen soll. „Ohne die ausschließliche und bleibende Gemeinschaft des Lebens, welche das Wesen der Ehe ist, gibt es keine volle und zuversichtliche Hingebung der ganzen Persönlichkeit", sagt Trendelenburg.*) Die unauflösliche Ehe ist darum immer als Ideal anerkannt und empfunden worden. In dieser Gesinnung wird denn auch tatsächlich die Ehe geschlossen, nicht als gewöhnlicher Vertrag rebus sic stantibus (wenn die Verhältnisse so bleiben), sondern als Lebensbund, als Bund fürs Leben. „Die Ehe ist kein kündbarer Vertrag, sondern eine Ordnung, welche über den Einzelnen steht und ihren Bestand nicht in dem wechselnden Belieben gründet. In dieser Festigkeit liegt eine sittliche Macht, welcher sich die bald launischen, bald begehrlichen Affekte fügen".**) Die Ehe kommt wohl zu stande durch einen Vertrag; dieser aber ist gerichtet auf Herstellung der Lebensgemeinschaft fürs Leben; der Lebensbund ist das Wesen der Ehe.***) — Die Gatten „trauen" und vertrauen sich einander an fürs Leben, nicht auf Zeit. Und nicht über eine teilbare Sache wird bei der Eheschließung eine Vereinbarung getroffen; es ist die ganze menschliche Persönlichkeit, über welche verfügt wird. Wird diese Hingabe der Persönlichkeit an eine Zeitbestimmung oder sonstige Vorbehalte geknüpft, so bedeutet das eine Herabwürdigung zur verkäuflichen oder teilbaren Sache; die Persönlichkeit verträgt eine solche Teilung nicht.†) Können Herzen einander gehören auf Zeit und Bedingung? — Wird die Ehe nur als kündbares Vertragsverhältnis unter stillschweigendem Vorbehalt der Auflösbarkeit eingegangen, so ist eine aufrichtige eheliche Liebe und volle Hingabe der Person von vornherein ausgeschlossen, weil

*) A. Trendelenburg, Naturrecht auf dem Grunde der Ethik. S. 233. (Die 2. Aufl. stand mir nicht zu Gebote.)

**) Trendelenburg, a. a. O. S. 249.

***) Leo XIII., Arcanum, Herdersche Ausg., S. 32.

†) H. Schell, Kath. Dogmatik, 4. Bd. S. 694.

Digitized by Google

das Gespenst der Auflösung immer vor der Tür steht. Die Unsicherheit bringt von allem Anfang an den Keim der Zwietracht, des argwöhnischen gegenseitigen Beobachtens, des Mißtrauens in das junge Glück.

Je nach der Welt- und Lebensanschauung wird der persönliche Standpunkt gegenüber der Unauflöslichkeit wie der Ehe überhaupt verschieden sein. Der leichtlebige Materialist, welcher den Zweck des Lebens im Genusse sieht, denkt und handelt durchaus folgerichtig, wenn er der Fesseln sich zu entledigen trachtet, sobald der Ehestand für ihn ein Wehestand zu werden droht. Auf diesem Standpunkte stehen die Anhänger der freien Liebe, und man muß gestehen, daß sie viel ehrlicher und konsequenter sind als die Anhänger der auflösbaren Ehe, welche schließlich doch nichts anderes ist als sukzessive Polygamie. Man wende nicht ein, daß die Auflösung des Ehebandes ja nur für bestimmte, vom Gesetz genau umschriebene Fälle vorgesehen und durchaus nicht leicht gemacht werden solle. Man wird, ohne sich einer Inkonsequenz schuldig zu machen, nicht auf halbem Wege stehen bleiben können. Das divortium ex consensu, die Ehetrennung kraft beiderseitigen Einverständnisses wird kommen müssen, gibt man erst einmal das Prinzip der Unauflösbarkeit der Ehe preis. Und zudem ist es ja für den, der Gründe sucht, nicht schwer, solche zu finden.

Jede ernstere Lebens- und Weltanschauung wird hingegen daran festhalten, daß die Ehe ein Gnadenmittel, eine Schule gegenseitiger Herzensbildung und Vervollkommnung für die Verbundenen werden soll, daß daher auch die Schule des Unglücks nicht verschmäht werden darf, daß einer des andern Lasten tragen muß, daß keine Schwierigkeit, Prüfung, Not die Gatten scheiden darf. „Die Liebe muß bleiben". Eine eingegangene Verpflichtung muß auch unter Opfern erfüllt, sie darf nicht aus Bequemlichkeit, Laune oder Willkür abgeschüttelt werden. Das verlangt die „Treue".

Die Unauflöslichkeit der Ehe ist aber auch ein Postulat der sozialen Ordnung. Treue und Glauben sind Fundamentalgrundsätze, die Lebensbedingungen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verkehrs. Wohin soll es aber kommen, wenn auch die heiligsten Schwüre nicht mehr gehalten werden? Wird das keine Rückwirkung üben auf die allgemeine Volksmoral? — Wenn jeder Ehegatte weiß, daß er mit dem andern unauflöslich verbunden ist, so bleibt schon dadurch eine Quelle vielen Unfriedens und Unglücks verschlossen*); wenn er sich aber sagen darf, das Gebot „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib" enthält bloß eine „Gewissenspflicht", ich kann im Wege Rechtens doch dazu gelangen, mich der Angetrauten zu entledigen und die Fremde zu besitzen, dann ist dem Unfrieden, der Intrigue, der Leidenschaft Tür und Tor geöffnet. — „Jede geschiedene Ehe ist ein Infektionsquell für die allgemeine Sittlichkeit", sagt Prof. Mitteis. Diesen Infektionsquell hofft man zu verstopfen durch die Ermöglichung der Wiederverheiratung der Geschiedenen? In der Wirklichkeit wird die Sache sich ganz anders gestalten. Zunächst werden die Scheidungen überhandnehmen; die Ehen werden viel leichtsinniger geschlossen werden, wenn man weiß: ich bin ja nicht für ewig gebunden; die Unauflöslichkeit der Ehe schärft dagegen den

*) Catechism. Rom. II. c. 8, 21.

Digitized by Google

ganzen tiefen Ernst der Gattenwahl ein: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet". Und dann: nicht alle Geschiedenen werden Neigung und viele keine Gelegenheit haben, eine neue Ehe einzugehen. Der geschiedene Mann ist hiebei allerdings viel günstiger gestellt als die geschiedene Frau. Die moderne „Frauenfrage" wird jedenfalls durch die neue „Freiheit" nicht gelöst, sondern verschärft werden. Der „Infektionsquell" bleibt und wird nur weiter geöffnet, je größer die Zahl der geschiedenen Ehen anwächst; um ihn zu verstopfen, müßte man die Geschiedenen eigentlich zwingen, sich wieder zu verheiraten.

Am traurigsten aber werden die Wirkungen der Auflösung des Ehebandes sein für das Familienleben und für das heranwachsende Geschlecht.*) Das Kind erhält einen Stiefvater, eine Stiefmutter, während sein wirklicher Vater oder seine wirkliche Mutter noch lebt. Kann das einen andern als einen häßlichen und demoralisierenden Eindruck auf das Kindesgemüt machen? und lassen sich die Bande des Blutes verleugnen? kann der verlorene Elternteil jemals ganz ersetzt werden? Paul Bourget hat uns in seinem Roman „Ehescheidung" in meisterhafter psychologischer Darstellung den Seelen- und Familienkonflikt geschildert, welcher die bittere Frucht des Ehescheidungsgesetzes ist. Und wie Familien- und Staatsverfall in ursächlichem Zusammenhang stehen, zeigt uns G. Grupp in seiner „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit".

Als im Jahre 1884 das Ehescheidungsgesetz in Frankreich zur Beratung stand, suchte man die Gegner desselben zu beschwichtigen mit Versicherungen wie: es werden nur wenige Ehescheidungen vorkommen; die Gerichte werden dieselben nur äußersten Falls aussprechen, sie verhindern oder erschweren; die Zahl der wilden Ehen wird sich vermindern, das Glück wird wieder in die Familien einziehen und der Ehebruch eine moralische Unmöglichkeit werden. Aber wie strafen die Zahlen der Statistik diese Hoffnungen Lügen!**)

1885	4640	beantragte	4123	gewährte	Ehescheidungen
1890	7546	„	6657	„	„
1895	8937	„	7700	„	„
1900	9309	„	7820	„	„

Dabei ist besonders hervorzuheben, daß die Geschiedenen in den seltensten Fällen unter sich, meistens mit Nichtgeschiedenen sich wiederverehelichen, daß die Ehescheidungen am stärksten zunehmen unter den arbeitenden Klassen und daß die meisten Scheidungen erfolgen im ersten Jahre der Ehe.

	Scheidungen 1886	1901
Nach weniger als 1 Jahr der Ehe . . .	109	457
„ 1 Jahr und weniger als 5 Jahren	836	3398
„ 5 Jahren „ „ „ 10 „	1608	3900
„ 10 „ „ „ „ 20 „	1340	1893

*) Vgl. Leo XIII., Arcanum, Herdersche Ausgabe, S. 38 ff.
**) Stimmen aus Maria-Laach 1903, S. 120 ff.

Digitized by Google

Ebenso für die zehnjährige Periode 1887 bis 1897:

	Scheidungen 1887	1897
Nach weniger als 1 Jahr der Ehe . . .	159	451
„ 1 Jahr und weniger als 5 Jahren	1197	2901
„ 5 Jahren „ „ „ 10 „	2349	3122
„ 10 „ „ „ „ 20 „	1850	1596

	Zahl der Scheidungsbegehren 1886	1901
Von Arbeitern	1864	5441
„ Bauern	382	996
„ anderen Kreisen . .	2335	4132

Ebenso für die zehnjährige Periode von 1887 bis 1897:

	Zahl der Scheidungsbegehren 1887	1897
Von Arbeitern	2731	4925
„ Bauern	461	823
„ anderen Kreisen . .	3413	3535

Daß durch die Ehescheidung der Ehebruch keine „moralische Unmöglichkeit“ geworden ist, zeigen die Zahlen der Verurteilungen wegen Ehebruchs: 1883: 371, — 1889: 996, — 1899: 1183.

Gewiß, der Einzelne mag unter der Strenge des Gesetzes leiden; es mag ihm eine harte Selbstzucht, Selbstverleugnung und Starkmut kosten, um das „Joch“ auf Lebenszeit zu tragen. Aber höher als das Interesse des Einzelnen steht das Interesse der Gesamtheit; diesem muß sich der Einzelne unterordnen und Opfer bringen. Von diesem Gesetze ist ja die ganze Rechts- und Staatsordnung beherrscht. Man hat mit Recht gesagt, daß alles Elend, dem Einzelne durch die Trennung entrinnen mögen, keinen Vergleich aushält mit dem Schaden, welcher der Gesellschaft aus ihr erwächst.*)

Zwangszivilehe und auflösbare Ehe entsprechen also nach keiner Richtung hin dem allgemeinen Wohl und Bedürfnis. Die erhofften Segnungen einer solchen Reform werden in Österreich so wenig eintreten wie anderwärts, die zu erwartenden Nachteile für die allgemeine Sittlichkeit aber ebensowenig ausbleiben. Man sollte deshalb unserem ruhelosen Lande die bittere Frucht derartiger Versuche ersparen.

*) V. Cathrein, Moralphilosophie II. 338, A. 1.

Digitized by Google

Fragmente

aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. Ludwig Grafen Belcredi, Schloß Lösch, Mähren.

III.*)

Als Seitenstück zu Belcredis im letzten Fragmente mitgeteilten betrübenden Reflexionen über die Niederlage Österreichs und deren Ursachen folgt hier ein kurzer Abriß, welchen er am 30. November 1869 über die Bekämpfung der Insurrektion in Dalmatien schrieb. Die hier besprochenen militärischen Ereignisse lassen die österreichische Kriegskunst ebenfalls nicht in einem günstigeren Lichte erscheinen als im Jahre 1866. Der Generalmajor Graf Auersperg hatte im November 1869 schließlich gegen die dalmatinischen Insurgenten sechs Infanterieregimenter, das Kaiserjägerregiment, vier Feldjägerbataillone und die entsprechende Zahl von Gebirgsbatterien bei allmählicher Erreichung des Kriegsfußes in einer Gesamtstärke von ca. 30.000 Mann unter seinem Oberbefehle. Die militärischen Operationen, von welchen Belcredi in seinen Aufzeichnungen spricht, fanden vom 14. bis zum 19. November statt und bewegten sich hauptsächlich von der Cattareser Bucht gegen die Ebenen von Dragalj und Čerkvice, um das erstere Fort mit Lebensmitteln zu versehen. Die unglücklichen Kämpfe gegen die Insurgenten ereigneten sich am 18. und 19. November 1869 in den berüchtigten Pässen von Čerkvice und endeten mit dem Rückzuge unserer Truppen, wobei die Insurgenten sich nach damaligen Zeitungsmeldungen in ihrer Wildheit arge Greueltaten zu Schulden kommen ließen. Mit Rücksicht auf die geringe Menge des Feindes und dessen den regulären Truppen keineswegs gleichkommende Bewaffnung mußte diese Katastrophe in der Tat als ein schmählicher Mißerfolg erscheinen. Und das alles geschah — wie Belcredi sagt —, „obwohl der Geist des Reichsrates die Fahnen beschattete“!

Nach dieser Abweichung kehren wir zu Belcredis politischen Darlegungen zurück und lassen ein Fragment folgen, welches er im August 1869 schrieb und mit der Überschrift „Beust“ versah. Es beschäftigt sich vornehmlich mit diesem und der durch sein Wirken in Österreich geschaffenen Lage, zieht aber naturgemäß auch Belcredis eigene Tätigkeit und einige im Zusammenhange mit dieser stehende Fragen und Ereignisse in den Kreis

*) Siehe „Die Kultur“, Band VI, S. 281—293, S. 396—422, Band VII, S. 3—24, und die Note Band VI, S. 281.

Digitized by Google

seiner Erörterungen. Es befinden sich im Nachlasse Belcredis noch weitere Fragmente, welche sich mit Beust beschäftigen. Der hier verfügbare Raum gestattet nicht, sie auf einmal zu veröffentlichen.

Doch genug der Einleitung, — lassen wir lieber nach diesen kurzen Geleitworten Belcredi selbst sprechen!

* * *

Der traurige Ausgang der wiederholten, unter Auerspergs Befehl vorgenommenen Expeditionen gegen Dragalj im Bezirk Cattaro regt zu ernsten Betrachtungen an. Die Niederlage war eine vollständige, das Hauptquartier selbst konnte sich nur durch eine fluchtartige Bewegung vor den Insurgenten retten; und wenn auch das Fort Dragalj für die nächsten Monate verproviantiert worden sein soll, so unterliegt es doch gar keinem Zweifel, daß trotz der Opfer — und sie sind im Verhältnisse zum Objekt enorme — die Verbindung mit diesem Fort abermals für die Dauer nicht gesichert werden konnte. Die Truppen wurden, mit Ausnahme der Fortsbesetzung, wieder in die Küstenplätze zurückgezogen und die ganze Krivoščie ist den Insurgenten preisgegeben. Das Wetter war dem Unternehmen nicht ungünstig, sondern hat sich erst *nach* diesem mißglückten militärischen Versuch verschlimmert. Auersperg hebt in seiner amtlichen Relation noch besonders hervor, daß das Wetter ausnahmsweise für diese Zeit günstig war.

Also kein Nebel von Chlum! Die Terrainverhältnisse sind allerdings überaus schwierig, — aber ist denn Dalmatien für das Kriegsministerium erst jetzt entdeckt worden? Seit 1814, also 55 Jahre in österreichischem Besitz, war man doch in der Lage, sich mit der Sachlage, mit den Voraussetzungen, von welchen das Gelingen einer militärischen Operation in jener Gegend abhängig ist, vertraut zu machen.

Unsere Armee, oder wenigstens ihre Führer, den gefeierten Khun nicht ausgenommen, hat aber nichts gelernt, trotz der bitteren Erfahrungen von 1859 und 1866. Man ist in der Schätzung der eigenen Kraft und jener des Gegners wieder mit jener Oberflächlichkeit vorgegangen wie damals; man hat die gewichtigsten Momente — im Jahre 1859 die höhere taktische Ausbildung der französischen Armee und ihre gezogenen Geschütze, im Jahre 1866 sowohl diese als die Bewaffnung der preußischen Armee und jetzt die Terrainbeschaffenheit — ebensowenig gewürdigt wie damals. Die Schmach ist jetzt umso größer, wie dies selbst Blätter wie die beiden „Pressen" eingestehen, indem nicht mehr eine Großmacht, sondern eine Handvoll insurgierter Bauern der österreichischen Militärmacht gegenübersteht — und siegt. Dahin hat es die „freie Ära", die durch ihren allbelebenden Geist ja auch die Armee unüberwindlich gemacht haben wollte, gebracht. Die Demütigung konnte wohl nicht ärger sein. Die ganze Bevölkerung des Cattareser Bezirkes in seinen insurgierten Teilen kann nur auf 4000 bis 5000 Seelen geschätzt werden und die Anzahl der Insurgenten selbst wird in Regierungsblättern nicht höher als 1300 bis 1500 Mann geschätzt, die sich in die Zuppa und Krivoščie teilen, so daß man es an einzelnen Punkten immer nur mit einigen hundert Kämpfenden zu tun hat, die aber freilich durch die Terrainbeschaffenheit, die sie genau kennen und trefflich auszunützen

Digitized by Google

verstehen, in ihrer Widerstandskraft nicht nach der Zahl richtig geschätzt werden können. Die Truppen, die in Dalmatien jetzt verfügbar sind, werden — abermals nach den Regierungsblättern — auf 10—12.000 Mann angegeben und die verunglückte Expedition Auerspergs wurde mit einer Truppenmacht von 4000 Mann angeführt, die man für „genügend" erklärte. Die Truppen sind mit Zündnadelgewehren bewaffnet und die Artillerie ist mit Bergkanonen und explodierenden Wurfgeschossen (Raketen) versehen, während die Insurgenten dieser Vorteile der Bewaffnung gänzlich entbehren. Es bedurfte eines Zeitraumes von sechs Wochen, bis jene Truppenmacht von 10—12.000 Mann in Dalmatien konzentriert war, also gerade so lange als im Jahre 1866, um die ganze Armee von 500.000 Mann schlagfertig ins Feld zu stellen.

Dies spricht wohl nicht für die großen Vorzüge der neuen Heeresorganisation, umsoweniger da, wie allseits bestätigt wird, der größte Teil der in Dalmatien verwendeten Truppen aus Rekruten besteht, die noch kaum mit der Waffe umzugehen wissen. Zur Verzögerung im Truppentransport, der zur See erfolgen muß, mag wohl auch der Umstand beigetragen haben, daß der Kaiser gleichzeitig auf der Orientreise begriffen war, für welche unsere besten Schiffe, 7 an der Zahl, in Verwendung kamen, so daß man sich zum Transport der Truppen gemieteter Lloydschiffe bedienen mußte.

Als Zeichen der geringen Umsicht in den Dispositionen des Kriegsministeriums dient wohl auch die Verwendung ungarischer Infanterieregimenter in Dalmatien (Erzh. Franz Karl, Albrecht und Ernst; nur das Infanterieregiment Marvičić bilden Kärntner), da die Pußtabewohner natürlich nie gelernt haben, Felsen zu erklettern, daher dort vorzugsweise dazu dienen, den Krankenstand zu erhöhen. Auch der weitere Umstand gehört in dieses Kapitel, daß nach jener unglücklichen Expedition Bergkanonen von Kroatien nach Dalmatien geschickt wurden. Statt dieses Material, welches anderwärts ohnehin keine Verwendung findet, gleich von Anbeginn nach Dalmatien zu spedieren und es überhaupt in seiner Aufbewahrung jenen Gegenden nahe zu erhalten, wo es möglicherweise eine Verwendung finden kann, bewahrt man Bergkanonen in der gegen Rußland gerichteten Festung Krakau auf, weil — es in Rußland keine Berge gibt.

Die Wiener Journale verkündeten beim Ausbruch des Aufstandes in der ersten Hälfte Oktober, daß derselbe in wenigen Tagen „niedergekämpft" sein werde.

„Dieser Brand", sagte die ‚Neue Freie Presse', „muß sogleich niedergetreten werden!" — Jetzt sucht man wie gewöhnlich darin einen Trost, daß die Vorgänger — Mamula und Philippovich namentlich — an allem schuld seien. Diese hätten das „Raubgesindel" gehätschelt, während man dieses selbe Gesindel längst hätte niederwerfen sollen. Die genannten beiden Statthalter haben das Volk aber so behandelt, wie es nach seiner Eigentümlichkeit behandelt sein will, um nicht blutige und — wie sich jetzt zeigt — dennoch erfolglose Kämpfe zu provozieren; sie hatten durch ihre vernünftige Behandlung nicht allein jeder Auflehnung vorgebeugt, sondern auch bewirkt, daß

Digitized by Google

jenes Volk, welches man jetzt ein Raubgesindel nennt, zu den treuesten Österreichern zählte und diese Treue namentlich im Jahre 1866 bewährte, wo sie eine bewaffnete Miliz zum Schutze der Küste bildeten. Die Beschaffenheit des Landes bringt es schon mit sich, daß der Zustand der Wildheit, welcher den Morlaken eigen ist, so schwer zu besiegen ist. Das Land ist unproduktiv, bietet daher der zivilisatorisch wirkenden Macht des Handels und Verkehrs keinen Angriffspunkt, und durch die Verminderung der Segelschiffahrt infolge der Dampfschiffahrt ist der Bevölkerung ihr früherer Erwerb — durch Schiffsdienste — bedeutend geschmälert und die Gelegenheit zur Berührung mit der Außenwelt vermindert worden. Jetzt bieten sie nur ein — übrigens treffliches — Matrosenmaterial für unsere Marine. Die Wiener liberalen Humanitätshelden, die es gegenüber den Morlaken natürlich ebenso machen würden wie die liberalen Nordamerikaner gegenüber den Indianern, welche diese, um sie zu kultivieren — ausrotten, was allerdings eine radikale Prozedur ist, — diese sollen denn doch mit dem Ausdruck „Raubgesindel" nicht gar zu freigebig sein; denn das Geschäft, das in ihrer Mitte und von ihnen selbst in Wien an der Börse betrieben wird (durch die Gründer der unzähligen Banken), ist — wie dies selbst Wiener Blätter zugestehen — ein noch viel verwerflicherer „Raub" — da er durch betrügerische Handlungen an arglosen Nebenmenschen verübt wird — als jene Gewalttaten roher Gebirgsbewohner, deren Leidenschaften die Regierung selbst durch das nivellierende Landwehrgesetz entzündet hat!

Und welches Mittel steht denn zunächst zu Gebote, um Wilde zu zähmen? Der Unterricht, die Bildung.

Nun ist aber für die slavische Bevölkerung Dalmatiens (400.000 Slaven gegen 50.000 Italiener) vor mir in dieser Richtung gar nichts geschehen. Erst unter meiner Amtsführung wurde damit begonnen, Männer zu gewinnen, welche bei der slavischen Bevölkerung Vertrauen genossen und die das nötige Verständnis hatten, auf den Unterricht dieser Bevölkerung fördernd und belebend einzuwirken. Nach mir hat das Bürgerministerium nichts Eiligeres zu tun gehabt, als alle diese Männer zu entfernen und den Slavenfeinden Lapenna und Acerani Dalmatiens Geschicke anzuvertrauen. Beust hat in einer freilich nicht sehr diplomatischen Weise die Ursachen des bisherigen Mißlingens der Operationen in Dalmatien auf die Budgetbehandlung, auf Abstriche der Delegationen zurückgeführt, und zwar in einer von jenen durch Sektionschef von Hoffmann lithographierten Mitteilungen. (Siehe „Reform"*) vom November.) Die Journale greifen das auf und weisen darauf hin, daß auch im Jahre 1866, wo gar keine parlamentarische Budgetbehandlung stattfand, wo vielmehr „alles konstitutionelle Leben durch die Sistierung erstickt war", ein militärischer Mißerfolg eintrat.

*) Es ist hier die von Franz Schuselka herausgegebene Wochenschrift „Die Reform" (Wien, Waldheim) gemeint. In deren VIII. Jahrgang 1869, Nr. 47 vom 25. November, Seite 1485, findet sich dieses Zirkular besprochen unter dem Titel: „Eine orientalisch-okzidentalische Depesche des Grafen Beust". Schuselka schließt seine Ausführungen über das Zirkular, welches, nebenbei bemerkt, auch merkwürdige geographische Schnitzer enthielt, mit der Annahme, daß es sich mehr um eine „ministerielle Instruktion an die Journale denn um eine eigentliche diplomatische Depesche" handle. Belcredi fügt dem nur hinzu: „Das erstere ist das Richtige,

Digitized by Google

Unsinnig genug in zweifacher Beziehung. Erstens, weil auf einen so großartigen Organismus wie das Heer nicht Budgetbehandlungen desselben Jahres, in welchem die Katastrophe eintrat, einen wesentlichen Einfluß äußern können (die Beust-Hoffmann'sche Erklärung ist schon deshalb widersinnig, weil es sich hier nicht um eine Wirksamkeit des ganzen Heeresorganismus, sondern nur um ganz untergeordnete Heereskräfte handelte); — wohl aber äußern diese Wirksamkeit Budgetbehandlungen mehrerer vorangegangener Jahre — 1861—1865. Zweitens ist das „erstickte konstitutionelle Leben" nur die Wiederholung einer schon oft gebrauchten Lüge. Eine meiner ersten Handlungen war, die parlamentarische Tätigkeit in Ungarn wieder zu erwecken. Nun hat aber in Österreich bis zum heutigen Tage ein wahrhaft konstitutionelles Leben nur in Ungarn bestanden. Diesseits hat man es nie über ein konstitutionelles Scheinleben hinausgebracht; und dieser Schein-Konstitutionalismus hat ja gerade unter Schmerling das konstitutionelle Leben Ungarns „erstickt". Die Sistierung hat somit den ganz entgegengesetzten Erfolg gehabt, den man ihr vorwirft. Schindler sagte im Abgeordnetenhaus 1867 oder 1868, die Armee sei bei Königgrätz geschlagen worden, weil „der Geist des Reichsrates die Fahnen nicht beschattet" habe! Nun jetzt ist ja dieses „Beschatten" zweifellos und — eine Handvoll Gebirgsbewohner bleibt Sieger!

Vor kurzem wurde erst wieder von englischen Zeitungen, z. B. „Daily News", konstatiert und von den Wiener Journalen natürlich mit Emphase nachgesprochen, daß Graf Beust, mag man auch sonst gegen sein Vorgehen als Reichskanzler einwenden, was man wolle, doch „Österreich vor dem Zerfall gerettet habe"; sowie man auch nicht müde wird, auf den materiellen Aufschwung, den Österreich seit zwei Jahren genommen, triumphierend hinzuweisen, und Beust selbst benützt jede Gelegenheit, dieses Verdienst als Folge seiner weisen Politik für sich in Anspruch zu nehmen. Eine zweite Stimme des Auslands, und zwar Frankreichs, Taillandier, hat in einer eigenen Schrift und in der „Revue des deux mondes" vor wenigen Tagen die inneren Verhältnisse Österreichs und ihre neueste Geschichte darzustellen gesucht, dabei die Taten Beusts gleichfalls wohlwollend besprochen und ihm nur den Vorwurf gemacht, auf halbem Wege stehen geblieben zu sein und dem Föderalismus, der ja schon im Dualismus stecke, keine volle, alle Nationen der Monarchie befriedigende Entfaltung gegeben zu haben. Mir wirft Taillandier vor, daß ich mich nicht gleich nach der Schlacht von Sadowa zu einer Tat entschlossen habe, nämlich den Föderalismus für die Monarchie als konstitutives Prinzip zu proklamieren. Es habe mir eben die Entschlossenheit gefehlt und daran sei ich zugrunde gegangen. Ich will diese Behauptungen, die eine geschichtliche Begründung für sich in Anspruch nehmen, besprechen und beginne mit Beusts Rettungstat.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß gerade aus England, diesem in Europa allein wahrhaft freiheitlich konstituierten und durchgebildeten

wie dies schon die Journale bestätigen. Über Auftrag des Herrn von Beust werden sehr häufig lithographierte Mitteilungen aus dem Ministerium des Äußern, unterzeichnet H. (d. h. Hoffmann), an alle Gesandtschaften gerichtet, welche die Verpflichtung haben, dieselben in auswärtigen Journalen, mit denen sie in irgend welcher Beziehung stehen, unterzubringen".

Digitized by Google

Lande, die schiefsten, oberflächlichsten politischen Urteile über das öffentliche Leben anderer Völker stammen. Als Schmerling mit seiner Februar-Schablone hervortrat und den Reichsrats-Apparat mit einer sich überstürzenden Hast, ohne Beachtung der nötigen Voraussetzungen und Lebensbedingungen, in Bewegung setzte, war aus England nur eine Stimme des Lobes für diesen erleuchteten, freisinnigen Staatsmann zu vernehmen. Die fast fünfjährige Periode eines resultatlosen „Wartens" Ungarn gegenüber hat wohl Zweifel an der Lebensfähigkeit der Schmerlingschen Ideen wachgerufen, aber auf den Kern der Sache, die inneren Verhältnisse Österreichs und ihre geschichtliche Gestaltung einzugehen und sich daraus die Folgen des Schmerlingschen Regimes zu erklären, fiel auch damals kaum einzelnen Politikern in England ein. Gegen die Schmerling-Rechbergische Regierung trat dort — teils wegen der gegen Dänemark, der Elbeherzogtümer wegen, verfolgten Politik, teils, und zwar noch mehr, wegen der beschränkt schutzzöllnerischen Anschauungen dieser Regierung, welche die Bestrebungen Englands zum Abschluß eines ihren Handelsinteressen günstigen Handelsvertrags mit Österreich paralysierte, — eine Verstimmung ein. Man hörte von jener Seite kein Lob mehr über den Freisinn dieser Regierung, aber auch keinen entschiedenen Tadel über das verfehlte politische System. Nun kam die neue Regierung und das September-Manifest. England verhielt sich sympathisch zu dieser Regierung. Egoistische Interessen waren hier in erster Linie im Spiel; die deutsch-schutzzöllnerische Partei war ihres Einflusses beraubt und Ungarn, welches naturgemäß Freihandels-Grundsätzen huldigt, war seiner Passivität entrückt und zur politischen Aktion berufen worden.

Die Suspendierung des Reichsrates, in welchem jene Schutzzöllnerpartei herrschte, wurde daher ganz beifällig hingenommen, umsomehr, als in dem September-Manifest Grundsätze proklamiert wurden, denen die rasch darauf folgende Einberufung des ungarischen Landtages eine praktische Bedeutung gab, welcher ein Politiker Englands seine Zustimmung nicht versagen konnte. Es wäre aber trotzdem ganz verkehrt gewesen, in England ein Verständnis für eine vorbereitende und grundlegende politische Tätigkeit zu erwarten, bei welcher den Landtagen eine Rolle zugeteilt blieb.

Die Institution der Landtage ist für das parlamentarisch zentralisierte England eine politische Ungeheuerlichkeit, und wer sie pflegt, ist in englischen Augen kein ernster Politiker. Ganz natürlich erblickte man in Beusts Opportunitätspolitik, welche, was unter Schmerling nicht mit einem Parlament ging, wenigstens mit zweien versuchte, einen reiferen politischen Gedanken, und die materiell günstigere Lage, in welche Österreich in den letzten Jahren durch die gesegnete Ernte eintrat, war für ein oberflächliches Urteil jedenfalls auch bestechend, namentlich für England, wo die materiellen Interessen besonders gepflegt werden. Das Urteil, Beust sei der Retter Österreichs, so geschichtlich unwahr es auch ist, erscheint daher nach den Gesichtspunkten, die in England maßgebend sind, ganz erklärlich; eine entgegengesetzte Auffassung müßte wundernehmen. Also, ohne Beust, den „Retter in der Not", wäre Österreich zerfallen: zerfallen durch die militärische Niederlage bei Sadowa.

(In letzter Zeit haben wohl die „Times" einige Artikel gebracht, welche das Vorgehen Beusts, insbesondere Preußen gegenüber, seine nie zur Ruhe

Digitized by Google

kommende, deutschtümelnde Politik tadeln. Die „Daily News“ gehen noch weiter und sprechen von dem „im Innern zerrütteten Reich“, dem Graf Beust vor allem seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte.)

Ein Staat, welcher mechanisch gebildet und erhalten wird, ein Staat, welcher durch Eroberung begründet wird, unterliegt allerdings der Gefahr, bei einer so schweren militärischen Niederlage in seine Teile zu zerfallen, aus dem einfachen Grunde, weil die einzige bindende Kraft aufhört zu wirken.

Allein ist Österreich in dieser Weise entstanden? Ist der Krieg, ist die Eroberung sein Begründer? Die Geschichte gibt darauf die Antwort und zwar eine entschieden negative. Die bindende, erhaltende Kraft liegt also anderswo, und zwar darin, daß die Lebensbedingungen jedes einzelnen Bestandteiles auf ihre dauernde Verbindung zu einem mächtigen Ganzen hinwirken. Ein solches Ganzes zerfällt nicht bei einem Unglück auf dem Schlachtfeld; darüber bietet die Geschichte, und zwar speziell die Geschichte Österreichs, genügende Belege.

Ist die Wehrkraft momentan gebrochen, so kann dieser Staatsverband durch eine äußere Macht allerdings gewaltsam gelöst, zerrissen werden, aber „zerfallen“ wird er nimmer, so wenig als Preußen im Jahre 1806 nach der Schlacht von Jena „zerfallen“ ist, obwohl jene Niederlage noch weit intensiver war als die Österreichs und es damals in das Belieben Napoleons gestellt war, statt über die Hälfte des Staatsgebietes, — wie es wirklich geschehen ist, — über das ganze nach Belieben zu verfügen.

Die Lebenskraft Preußens war aber durch diese Niederlage und selbst durch die Teilung und territoriale Schwächung nicht vernichtet, sie hat sich vielmehr in wenigen Jahren in siegreicher Weise manifestiert. — Lombardo-Venezien wurde von Österreich abgelöst. Dieses war eben niemals dem Staatskörper organisch eingefügt; es war der einzige Bestandteil dieses großen Reiches, der nur mechanisch mit dem Ganzen verbunden wurde und verbunden blieb und deshalb durch einen äußeren Krieg auch wieder mechanisch abgetrennt werden konnte. Die Lebenskraft Österreichs wurde dadurch nicht im mindesten affiziert; im Gegenteil: das organische Leben dieses Staates hat durch diese Abtrennung nur gewonnen.

Anmerkung: Die „Neue Freie Presse“ vom 18. Mai 1870 hebt „die glorreiche Tat der liberalen, verfassungstreuen Partei“ hervor, „welche die bei Königgrätz in den Moder (!) getretene Monarchie wieder zu Kraft und Ansehen erhoben hat“! Bescheidener kann man doch nicht sein. Die Versöhnung mit Ungarn, die wichtigste Tat der letzten Zeit, welche Österreich wahrhaft — wenigstens ihrem Wesen nach — gekräftigt hat, wurde also auch durch diese Partei bewirkt! Die Geschichte der Jahre 1861 bis 1865 ist natürlich vollständig bedeutungslos. Die Schmach in Dalmatien wird verschwiegen, denn sie wäre ja nur ein Zeichen der größten Ohnmacht. Ich möchte aber vor allem an diese Herren Liberalen die Frage richten: Bei Königgrätz ist eine Schlacht verloren worden, — habt Ihr, meine Herren, eine Schlacht gewonnen? Wenn nicht, wie kommt Ihr denn dazu, die Schlacht von Königgrätz mit Eurer Aktion zu verbinden? Sind vielleicht die vom Reichsrat votierten Gesetze gleich einem Siege auf dem Schlachtfeld? Sind sie es, die das Reich nun gegen jeden feindlichen Angriff, gegen

Digitized by Google

jede militärische Niederlage sicherstellen? Wie kommt es dann, daß Ihr gleichzeitig mit jenen Gesetzen eilends eine gründliche Veränderung der Militär-Organisation votiert und den Stand der Armee von 500.000 Mann auf eine Million Streiter vermehrt habt? Dadurch habt Ihr ja selbst erklärt, daß jene Niederlage in militärischen Verhältnissen ihren Grund habe und daß die Monarchie nicht durch papierene Gesetze, sondern nur durch eine zahlreiche Armee vor feindlichen Angriffen geschützt werden kann.

Ganz Europa war durch den Ausgang des Krieges 1866 überrascht. Niemand hatte die Siege und so leicht errungene Siege Preußens erwartet; im Gegenteil, man war des Sieges der österreichischen Truppen gewiß, und zwar nicht nur außerhalb Österreichs, sondern auch in Österreich selbst. Die Niederlage mußte daher — so meinte man — in einer inneren Fäulnis, die dem Auge bis dahin unentdeckt geblieben war, ihren Grund haben. Österreich, hieß es, ist nicht mehr lebensfähig. Der Eindruck des Augenblickes hatte dieses Urteil eingegeben: das läßt sich begreifen.

Wie man aber auch jetzt, bei kälterem Blute, bei ruhigerer Überlegung, nicht allein an diesem Urteil festhalten, sondern auch noch das zweite daranknüpfen kann, daß dieses selbe faule, lebensunfähige Österreich in wenigen Monaten bloß durch eine mechanische Trennung in zwei zentralisierte Teile wieder lebenskräftig geworden sei, ist ganz unfaßbar. Daß die Organisation, die unter Beust für die nicht ungarischen Länder beliebt wurde, — und in diesen finden sich die reichsten und entwickeltsten Kräfte, — den wahren Lebensverhältnissen nicht entspricht, das zeigt die mächtige, ganze Völker umfassende Opposition, die sich in diesen Ländern vom ersten Tage der Geburt des Systems bemerkbar machte und die, je länger das System dauert, desto mächtiger wird.

Und dennoch lebt Österreich, was ein Beweis von seiner unverwüstlichen Lebenskraft ist.

In diesem Sinne geben wir zu, daß das System Beust Belege für die Lebensfähigkeit des Staates geliefert hat: nicht *weil* dieser Mann den richtigen Weg betreten hat, lebt Österreich, — sondern *trotzdem* er einen ganz falschen Weg einschlug, hat sich diese Lebenskraft erhalten. Auf ein erschütterndes Unglück durch einen äußeren Feind folgte eine die inneren Kräfte feindlich trennende und daher lähmende Politik, und Österreich, dieses „faule" Österreich, besteht noch immer, ja man spricht sogar von dem „Aufschwung", den das Reich genommen hat. Die Gedankenverwirrung ist groß, es reiht sich Irrtum an Irrtum; und dabei übersieht man die zähe innere Lebenskraft des Reiches, welche die einfache Erklärung dafür ist, daß Österreich nach Sadowa *nicht* zerfallen ist und daß es auch durch die Beustsche Politik nicht zugrunde geht.

Es ist doch sattsam bekannt, daß der Ausgang eines militärischen Kampfes etwas Unberechenbares, von unzähligen, im voraus nicht bestimmbaren Umständen Abhängiges ist, daß die Armeen der gesündesten, kräftigsten Staaten Niederlagen erleiden können und nach geschichtlichem Zeugnisse auch erlitten haben, daher das Faktum eines Schlachtenausganges dem Urteil über Kraft und Gesundheit eines Staates niemals eine sichere Grundlage bieten könne. Angenommen aber, in dem vorliegenden Falle von 1866 sei die Niederlage der österreichischen Waffen ein genügender Anhaltspunkt zur

Digitized by Google

Beurteilung unserer inneren Zustände. Wie will man dann erklären, daß dieselbe österreichische Armee in demselben Jahre im Süden unter anderer Führung und bei gleichen Waffen die glänzendsten Siege errungen hat, ungeachtet einer enormen numerischen und zur See auch technischen Überlegenheit des Gegners und ungeachtet diese schwache österreichische Armee unter einer ihr feindlichen Bevölkerung Stellung nehmen und kämpfen mußte; ungeachtet auch, daß gerade die italienische Bevölkerung seit Jahren die meisten Sympathien und Berührungspunkte in jenen Teilen Österreichs gefunden hatte, wo die Unzufriedenheit mit den inneren Zuständen sich intensiv und extensiv am meisten gesteigert hatte. Schon diese einfache Erwägung zeigt, daß nicht politische, sondern militärische Gründe über den Ausgang des Kampfes entschieden haben. Übrigens geht dies auch schon aus der Betrachtung hervor, daß Österreich im Jahre 1866 noch ein Berufsheer und kein Volksheer hatte, daß der gemeine Soldat und der Unteroffizier zum größten Teile der bäuerlichen Klasse entstammten und das Offizierskorps einen von den übrigen Ständen abgeschlossenen Berufsstand bildete, wo daher der Natur der Sache nach hochpolitische Fragen auf den Geist der Armee nur einen geringen Einfluß üben konnten, sowie es auch militärischerseits und ebenso von den Nichtmilitärs jeder politischen Farbe, die hiezu Gelegenheit hatten, konstatiert wurde, daß die Armee vom besten Geiste beseelt ins Feld zog und dieser Geist erst im Felde durch sinnloses Hin- und Hermarschieren, Ermüdung, mangelhafte Verpflegung, Zersplitterung der Kräfte und durch Schlappen bei den Kämpfen einzelner Abteilungen gebrochen wurde.

Wenn übrigens eine Armee, nachdem diese Umstände bereits demoralisierend auf sie eingewirkt, noch eine Schlacht mit einer Ausdauer und Tapferkeit schlägt, daß sich nach stundenlangem Kampfe der Sieg entschieden auf ihre Seite neigt, wie dies bei Sadowa in der ersten Hälfte des Schlachttages tatsächlich der Fall war, — wenn selbst die eifrigsten Verteidiger des Führers es zugeben, daß jedenfalls eine Niederlage mit Rücksicht auf zweckentsprechendere Dispositionen und deren genaue Befolgung vermieden werden konnte, dann hatte man es im Jahre 1866 jedenfalls noch mit einer österreichischen Armee von gesunder Kraft und Widerstandsfähigkeit zu tun. Die erbittertsten Gegner des damaligen politischen Systems haben es anerkannt, daß ein guter Geist die Armee beseelte und haben ihre Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang auch mit darauf gebaut. Die vielen Truppenmärsche — auch ungarischer Regimenter — durch Wien, um zur Nordarmee zu stoßen, haben jener Wahrnehmung des guten Geistes reichlich Gelegenheit geboten und die Wiener Journale von damals, auch die oppositionellen, haben nicht unterlassen, dieser Wahrnehmung Ausdruck zu geben.

Das gewichtigste Moment, welches die Macht Österreichs derzeit schwächt, ist das nationale. Während andere Staaten, namentlich Preußen und Italien, die gegenwärtig weltbeherrschende nationale Idee dazu verwerten können, ihre Kraft zu konzentrieren und zu höchster Potenz zu erheben, bringt diese selbe Idee in Österreich bei der Mannigfaltigkeit seiner Nationalitäten gerade das Gegenteil, nämlich innere Gegensätze, hervor, die

Digitized by Google

sich feindlich bekämpfen, die Konzentrierung der Gesamtkraft ungemein erschweren und dem äußeren Feinde einen Stützpunkt in Österreich selbst bieten.

Es ist daher in erster Linie die Zeit- und Geistesrichtung, auf welche man die Macht der erstgenannten Staaten und die Schwächung der Macht Österreichs zurückzuführen hat. Die Politik, welche im Jahre 1866 befolgt wurde, hat keine Nation vor der anderen zu bevorzugen gesucht; sie war vielmehr darauf gerichtet, alle nationalen Interessen der unter Österreichs Szepter vereinigten Völker zu schützen und ihnen einen gleich gerechten Sinn entgegenzubringen. Eine solche Politik war doch gewiß nicht darnach angetan, die nationalen Gegensätze zu schärfen und dadurch die Wirkung jener früher erwähnten Ursache der Kraftminderung zu steigern; Graf Beust befolgte aber von Anbeginn an geradezu die entgegengesetzte Politik. Die entschiedene Bevorzugung einer Nationalität in jeder Reichshälfte war das Grundprinzip seiner Politik.

„Wenn ich die Deutschen und Magyaren für mich habe, brauche ich die Opposition und Feindschaft der übrigen Nationalitäten nicht zu fürchten!" Dies waren seine an mich gerichteten Worte in der letzten Ministerberatung am 1. Februar 1867.

Es ist unnötig, die Konsequenzen dieser Politik theoretisch zu entwickeln. Das praktische Leben hat sie bereits mit einer erschreckenden Gründlichkeit dargelegt. Die nationale Feindseligkeit, namentlich in den nicht ungarischen Ländern, hat sich bereits zum unversöhnlichen Haß gesteigert. In der nationalen Bewegung der Gegenwart liegt die größte Gefahr für den Bestand Österreichs. — Wie kann nun eine Politik, welche dieser Bewegung eine Richtung gibt, die zersetzend wirkt, die, wie alle Symptome es zeigen, zum blutigen Rassenkrieg führt, wie kann diese Österreich kräftigen, was doch die erste Bedingung einer Rettungstat wäre!

Die Funktion eines Parlamentes, dies- wie jenseits der Leitha, ohne sichtbare Störung genügt dem Ausland, um auf einen Zustand innerer Befriedigung zu schließen; es genügt dies um so mehr dem Engländer, welcher in einem Parlamente den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens zu erblicken gewohnt ist. Dieses Parlament ist aber ein Werkzeug jener Beustschen Politik; es ist die Stütze jenes Systems der Herrschaft eines Volkes über das andere; es wurde ja in unglaublicher Verblendung zu diesem Zweck geschaffen. Eine Volksvertretung, welche das Volk in seine Bestandteile zersetzt, ist aber eine der unheilvollsten Schöpfungen, die sich denken läßt; ihre verderbliche Wirkung reicht bis in eine fernere Zukunft, weil sie alles feste Material, welches eine künftige vernünftige Politik benützen könnte, zerbröckelt. Beust hat nicht allein die österreichischen Verhältnisse mißkannt, oder vielmehr, ohne auf diese Kenntnis einen Wert zu legen, mit einer kaum glaublichen Leichtfertigkeit eine Opportunitätspolitik getrieben, welche seinen Ehrgeiz befriedigte, sondern dieser Mann, den so viele feile Federn als großen Politiker preisen und der jedenfalls für seine Person moralisch und materiell gut gesorgt hat, da er mit Schulden beladen nach Wien kam und nun nach zwei Jahren seiner Amtstätigkeit in Österreich sich bereits eine Herrschaft in Steiermark (ehemaliges Staatsgut)

Digitized by Google

um den Preis von 400.000 fl. angekauft hat, dieser Mann hat auch niemals die große und entscheidende Bedeutung der nationalen Idee, welche gegenwärtig die Welt beherrscht, erfaßt und begriffen. Hätte er sie wirklich begriffen, im praktischen Tun aber deshalb unbeachtet gelassen, um sich momentane Vorteile nicht entgehen zu lassen, dann wäre seine Handlungsweise geradezu verbrecherisch.

Man weist auf den materiellen Aufschwung hin, den Österreich in den letzten Jahren genommen hat und dieser Umstand wirkt allerdings bestechend für diejenigen, die bei ihrem Urteil immer nur die Oberfläche der Dinge streifen. Der Aufschwung ist eine Tatsache, allein die Ursache ist völlig unabhängig von aller Politik. Es ist bereits statistisch festgestellt, — und ich entnehme diese Daten einem Regierungsorgane, — daß in den Jahren 1851 bis inklusive 1866, also in 16 Jahren zusammen, nach Abzug der Einfuhr per 55 Mill. Zentner von der Ausfuhr per 78·5 Millionen Zentner, im Aktivhandel also 23·5 Millionen Zentner Brodfrüchte oder an Wert 126·7 Millionen Gulden aus Gesamtösterreich ausgeführt wurden. Wird von der Ausfuhr die Einfuhr an Brodfrüchten per 5·1 Millionen Zentner, auch in der letzten Periode von zwei Jahren in Abzug gebracht, so ergibt sich ein Aktivhandel von 48·5 Millionen Zentner oder an Wert 242·4 Millionen Gulden. Somit ist der Aktivhandel in den einzigen zwei Jahren der Menge nach um 106·4 Prozent und dem Werte nach um 91·3 Prozent größer gewesen als jener aus den Ergebnissen vorausgegangener voller 16 Jahre. Daß dieser Gottessegen bei gleichzeitig höchst ungünstigem Ausfall der Ernte in den meisten anderen europäischen Ländern einen materiellen Aufschwung in Österreich zur Folge hatte, der sich zunächst in den bedeutend vermehrten Geldmitteln und sofort in der vermehrten Kauflust und gesteigerten Produktion manifestierte, ist sehr natürlich; aber keine Politik, welcher Farbe immer, hat daran den mindesten Anteil.

Wie haben aber unsere „Verfassungstreuen" diesen Aufschwung benützt? Dies stand gewiß in ihrer Macht. Die Antwort kann aber gerade für diese Partei nicht anders lauten als: zu einem bisher noch nicht dagewesenen Schwindel, zu Börsenwetten der leichtsinnigsten Art, zu Unternehmungen, die nur des momentanen Börsengewinnes wegen ins Leben gerufen wurden. Hunderte von Millionen sind in „toller Spielwut", wie die „Neue Freie Presse" sich selbst genötigt sieht zu bezeugen, vergeudet worden. Man blicke auf das Agio, welches trotz des aus Anlaß des Brodfruchtexportes massenhaft ins Land geströmten Bargeldes eine Höhe von 20 Prozent behauptet und von den Kriegskursen der Valuta nur wenig verschieden ist. Der „Frankfurter Aktionär" hat treffend bemerkt: „All das Gerede vom materiellen Aufschwung erweist sich als eitel, wenn man den Kurszettel und in diesem den Stand der ‚Rente' betrachtet, die seit Jahren einem Laubfrosch gleich auf der Leiter von 59 auf 61 steigt, um wieder auf 60 und 59 herabzugehen. Der zweite Umstand von gleichem Gewichte ist der, daß, während die Aktien der Bank- und Industriegesellschaften zu einer schwindelhaften Höhe hinaufgetrieben werden, der Kurs der Staatspapiere, der Rente, nicht allein stationär bleibt, sondern, wenn sie eine Bewegung zeigen, diese in absteigender Richtung erfolgt." Die „Neue Freie Presse" vom 22. August 1869

Digitized by Google

sagt: „Das Bezeichnendste für alle diese Kursbewegungen (es wurde früher von der fortwährenden Hausse der Bankpapiere gesprochen) bleibt, daß Rentenpapiere und Staatslose, also jene Effekten, welche den Zinsfuß normieren sollen, noch um einige Bruchteile hinter den vorwöchentlichen Notierungen zurückbleiben."

Es läßt sich gar kein eklatanterer Beweis dafür denken, daß es an Vertrauen in die Haltbarkeit unserer Zustände fehlt, als die Höhe der Valuta einerseits und die Spielwut, der Schwindel andererseits.

Denn das Bargeld wird dort dem Verkehr entzogen, wo man der nächsten Zukunft mißtraut, es daher für die Tage einer Krisis beiseite schafft; und dem Börsenschwindel ergibt man sich in solcher Ausdehnung auch nur dann, wenn man ungewiß ist, ob einem auch nur der nächste Tag gehören werde. Man setzt alles auf eine Karte, weil man überhaupt die Gestaltung der Dinge nur vom Zufall abhängig glaubt. Was der Segen Gottes gebracht hat, wird im tollen Spiel vergeudet, und wenn wieder eine ungünstige Ernte eintritt (zum Glück war auch das Jahr 1869 ein gesegnetes), so gähnt uns wieder der finanzielle Abgrund entgegen.

Der Finanzminister erklärte freilich, daß im Jahre 1870 das Defizit nur 4 Millionen betragen werde, die sich durch die projektierte Steuerreform decken lassen. Allein wie selbst die regierungsfreundlichsten Organe nachweisen, ist das voraussichtliche Defizit nicht 4, sondern 20 Millionen, die sich nur durch den Verkauf der Staatsgüter und die Verwendung der Aktivreste vergangener Jahre und durch die Steuerreform, wenn sie zugleich eine Steuererhöhung wird, decken lassen! Gegen die Ausgabe von Staatsnoten haben die Liberalen gewütet, obwohl sie nicht allein recht gut wissen, daß hierin ein wesentlicher Grund der Wiederbelebung der Produktion und des Handelsverkehrs lag, obwohl sie das Recht zur Notenausgabe selbst bis zur äußersten Grenze — 412 Millionen — ausgebeutet und stets auf dieser Höhe erhalten haben. Dem liberalen Regiment Beust und Konsorten wurden ja noch 30 Millionen nicht begebener Staatsnoten übergeben. Warum haben sie diese nicht „vernichtet", statt sie auszugeben?

Nicht minder bezeichnend ist eine Erscheinung streng politischer Natur, die den Mangel an Vertrauen in die Zukunft in unwiderlegbarer Weise dartut: Am 24. August 1869 hat in Wien in der Leopoldstadt, einem Stadtteil, in dem die wohlhabenden Klassen und die Judenschaft stark vertreten sind und der bisher zu den politisch rührigsten gehörte, eine Landtagswahl aus Anlaß des Todes Zelinkas stattgefunden. Von 2000 Wählern dieses Wahlbezirkes beteiligten sich nur 250 an der Wahl. Das „Neue Wiener Tagblatt" sagt ganz offen, der Grund dieser Teilnahmslosigkeit liege „in dem Verzagen an den Erfolgen politischer Tätigkeit". Die außerhalb des Reichsrates stehenden Parteien erheben „kühner denn je ihr Haupt", während innerhalb der Regierung jedes Programm mangelt, um die in Mähren, Böhmen, Galizien schwebenden politischen, nationalen und Organisationsfragen zu einer Lösung zu bringen. Man wundert sich daher nicht gar so sehr, daß die Männer, welche berufen sind, ein politisches Recht zu üben, sich mit dem Ausrufe zurückziehen: „Wir ändern es ja doch nicht!" und „daß sich auf der einen Seite trotz Verlockungen des Ehrgeizes nicht

Digitized by Google

Persönlichkeiten finden, um ein Mandat in solcher Lage anzustreben, während auf der anderen Seite die Wähler nicht erscheinen wollen und der einzige vorhandene Kandidat gewissermaßen en famille von einer kleinen Koterie in den Vertretungskörper poussiert wird."

Man hat auch schon für 1868 und 1869 der Welt über den finanziellen Zustand Sand in die Augen gestreut. Allein wodurch ist es möglich geworden, die Ausgaben ohne Anlehen zu bestreiten? Nicht durch Ersparungen; denn diese sind weder im Kriegsbudget, welches noch für jedes dieser Jahre Nachtragskredite fordert, noch in anderen Zweigen in nennenswerter Weise erzielt worden. Das momentan günstige Resultat wurde durch eine Erhöhung des Zolleinkommens und des Ertrages einiger indirekter Steuern, namentlich Verzehrungssteuer (begründet durch den Ernteseegen der letzten Jahre) und die aus demselben Grunde besser eingegangenen und erschwinglichen direkten Steuern, dann aber vorzugsweise nebst der Verwendung der Aktivreste früherer Jahre durch den sukzessive stattfindenden Verkauf der Staatsgüter (also Verwendung des Stammkapitals) erreicht, dann durch die im Jahre 1868 genehmigte Erhöhung einiger Steuern, namentlich Haus- und Erwerbsteuer, endlich aber durch Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld um 20 Prozent, also durch Bankerott, und die Einstellung der obwohl vertragsmäßig festgestellten Schuldentilgung und Verwendung der hiedurch entbehrlich werdenden Summen für Deckung laufender Auslagen. Wenn nun aber die Aktivreste verwendet, die Staatsgüter verkauft sind und auch nur eine minder gute Ernte eintritt, was dann? Man vergleiche nur die Zustände vor und unmittelbar nach dem österreichisch-preußischen Kriege mit jenem, welcher sich seit der Inaugurierung der Beustschen Politik entwickelt hat. Es ist dieser Vergleich um so angezeigter, als von der deutsch-liberalen Partei jetzt die Behauptung aufgestellt wird, die Verwicklungen in Böhmen, Mähren, Galizien, Tirol, Krain u. s. w. seien nur auf Rechnung des „Sistierungsministeriums" zu schieben, es seien dies Nachwirkungen der damaligen Politik, welche die „Deutschen vernichten" und den Slaven zur unumschränkten Herrschaft verhelfen wollte. Natürlich ist dies nur ein Manöver, um die jetzige Regierung, welche dieser Partei entstammt, als schuldlos hinzustellen; aber wer zur Lüge greifen muß, um sein Tun zu entschuldigen und zu rechtfertigen, der verrät dadurch nur sein eigenes Schuldbewußtsein; er verteidigt eine verlorene Sache. Jene Partei sollte mir nur gütigst den Deutschen zeigen, dem ich ein Haar gekrümmt habe, um meinen angeblich so großen slavisch-nationalen Velleitäten Genüge zu tun. In Ermangelung eines anderen Faktums beruft man sich auf das Sprachengesetz für Böhmen, welches die beiden Landessprachen in den Mittelschulen für obligat erklärt und während meiner Ministerschaft sanktioniert wurde. Nun ist aber meritorisch dadurch gar nichts geändert worden, indem ganz dieselbe Bestimmung bereits unter Schmerling in der Form einer Ministerialverordnung in Kraft war. In den böhmischen Gymnasien wurde diese Einrichtung bereits von dem Unterrichtsminister Thun getroffen. Schmerling hat sie nicht allein fortbestehen lassen, sondern hat dieselbe auch auf die Realschulen ausgedehnt. Übrigens bestand die gleiche Bestimmung bezüglich der Landessprachen auch in anderen Ländern, z. B. in Galizien

Digitized by Google

und Tirol. Schmerling wurde wegen seiner Verordnung, obwohl er von keiner Vertretung hiezu gedrängt wurde, sondern aus eigener Initiative handelte, doch niemals für einen Feind des Deutschtums erklärt, im Gegenteil, man feierte ihn als den treuesten Freund der Deutschen. Wie läßt sich dann die gegen mich gerichtete Beschuldigung rechtfertigen?

Ganz einfach dadurch, daß, wenn man nun einmal anklagen will, um daraus politisches Kapital zu schlagen, man sich ein Anklageobjekt beliebig schafft. Auf die Einwendung, daß durch das erwähnte Landesgesetz der status quo gar nicht geändert wurde, fand man keine andere Erwiderung als: „Die Verletzung liegt in der Form; während früher nur eine Ministerialverordnung bestand, die ja immer wieder behoben werden konnte, ward diese später in ein förmliches Gesetz verwandelt und dadurch eine gewisse Stabilisierung der Maßregel eingeführt." Also durch die Form wurde das Deutschtum verletzt! Es liegt schon eine ganz eigentümliche konstitutionelle (!) Auffassung darin, daß man durch eine Beschränkung des Verordnungsrechtes der Regierung und durch die Ausdehnung der legislativen Funktion der Vertretung die Deutschen, die sich so viel auf ihren Konstitutionalismus zu gute halten, verletzt!

Übrigens hat sich auch das Argument einer größeren Stabilisierung dieser Maßregel durch die Erfahrung als nicht stichhältig erwiesen; denn dieses Gesetz wurde schon nach zwei Jahren wieder durch die Landesvertretung mit Allerhöchster Sanktion aufgehoben. Im Jahre 1866 hat dieselbe Partei dagegen geeifert, den Gegenstand legislativ zu behandeln, und für die Regelung der Sache im Verordnungswege plädiert, die im Jahre 1867 im Reichsrat denselben Gegenstand wieder legislativ regelte, nämlich staatsgrundgesetzlich feststellte, daß eine zweite Landessprache in den Schulen nicht in den obligaten Unterricht aufgenommen werden dürfe. Außerdem wurde in das Verfassungsgesetz § 15, Absatz 2, die Bestimmung aufgenommen, daß gleichwie zur Abänderung der Verfassung selbst auch zur Änderung des Gesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger eine Mehrheit von zwei Dritteilen der Stimmen erforderlich sei. Also nicht genug an dem, daß man nun — weil die Deutschen im Besitze der Macht waren — das Gegenteil des früher Bestandenen zur Norm erhob, nicht genug, daß man dies in Form eines Gesetzes tat, sondern das einfache Gesetz genügte nicht einmal, um vor möglichen Änderungen zu schützen; es mußte diese Bestimmung gleich einem Verfassungsartikel mit dem Schutze und Schirme einer zum giltigen Beschlusse erforderlichen höheren Stimmenzahl umgeben werden. Wäre somit in dem im böhmischen Landtage beschlossenen Gesetze über den obligaten Sprachunterricht eine Unterdrückung der Deutschen gelegen gewesen, so haben diese, sobald sie zur Macht gelangten, die Unterdrückung doppelt und dreifach zurückgegeben, denn sie haben hiezu nicht bloß gleichfalls die Form des Gesetzes gewählt, sondern sie gaben ihrem Beschlusse die Form und den Schirm eines Verfassungsgesetzes und beschlossen zugleich meritorisch in der Sache selbst eine Neuerung.

Es ist dies eine herrliche Illustration des Gerechtigkeitssinnes dieser Partei; aber auch ihre politische Klugheit wird dadurch in das rechte Licht gestellt. Die Kenntnis der Landessprachen ist eines der notwendigsten

Digitized by Google

Mittel der Verständigung und zugleich die wirksamste Waffe, um die eigenen Ideen und Grundsätze, die man für wahr und heilsam erkennt, gegen die nationalen Gegner wirksam zu verteidigen, ihnen bei diesen Eingang zu verschaffen. Auf dieses Mittel, auf diese Waffe haben die Deutschen in leidenschaftlicher Verblendung verzichtet und wundern sich nun, wenn sie von Tag zu Tag mehr isoliert dastehen.

Bei den früheren Bestimmungen über den obligaten Sprachenunterricht in den Mittelschulen ist man nicht vom exklusiv-nationalen Standpunkte ausgegangen, denn man hat ja der Sprache jeder Nation das gleiche Recht eingeräumt. Der entscheidende Gesichtspunkt war hiebei nur allein der, daß in den Mittelschulen das praktische Bedürfnis derjenigen, welche im Lande leben und wirken wollen, Berücksichtigung finden müsse und daß die Lernfreiheit erst auf den Hochschulen am Platze sei. Daß aber die Erlernung beider Landessprachen ein Bedürfnis sei, wird jedem offenbar, der ohne Leidenschaft mit offenen Augen die Verhältnisse betrachtet, der sein Augenmerk darauf richtet, wie selbst die bäuerliche Bevölkerung durch die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs dazu gedrängt wird, den Kindern durch den sogenannten „Wechsel" wenigstens die allernotwendigste Kenntnis der zweiten Landessprache zu verschaffen, die aber bei einer weiteren geistigen Ausbildung zu einem höheren, speziellen Beruf natürlich nicht ausreicht, sondern eine gründliche Erteilung des Unterrichtes in den Mittelschulen erfordert. Es wird dies endlich auch dadurch offenbar, daß ja die Erfahrung über die Resultate eines freien Sprachenunterrichtes bereits vorliegt. Nicht allein daß in der Prager Handelsschule die französische Sprache zuerst nur als freier Gegenstand gelehrt wurde, die Resultate aber so kläglich ausfielen, daß man sich genötigt sah, den Unterricht für obligat zu erklären, sondern es wurde bis zum Jahre 1850 auch die böhmische Sprache in Böhmen nur als freier Gegenstand behandelt, was zur Folge hatte, daß nur ein winziger Bruchteil der in dieser Schule Gebildeten wirklich der böhmischen Sprache mächtig war, so daß es noch bis zum heutigen Tage an Beamten, Geistlichen, Technikern ꝛc. im Lande fehlt, die des Böhmischen mächtig wären.

Während meiner Statthalterschaft in Böhmen ereignete sich in Raudnitz, im Sprengel des Leitmeritzer Kreisgerichtes, ein förmlicher Aufruhr unter den Arbeitsleuten (Sackträgern für die Schiffsverladung). Da es sich um ein Verbrechen handelte, mußte das Kreisgericht einschreiten und obwohl in dessen Sprengel die slavische Bevölkerung nach Hunderttausenden zählt, so war doch bei diesem Gerichte ein einziger Beamter der böhmischen Sprache mächtig, welcher daher als Untersuchungsrichter fungierte.

Bei der Schlußverhandlung durfte der Untersuchungsrichter nach dem Gesetze nicht intervenieren; so kam es denn, daß das ganze Richterkollegium kein Wort von dem verstand, was die Angeklagten und ein großer Teil der Zeugen vorbrachten. Der Bezirksvorsteher von Raudnitz, welcher als Zeuge vorgeladen war, mußte dem hohen Gerichtshof als Dolmetsch dienen, da sonst eine Urteilsschöpfung nicht möglich gewesen wäre. Diese Herren Richter hatten alle ihre Bildung in einer Zeit empfangen, da die böhmische Unterrichtssprache ein „freier" Gegenstand war.

Digitized by Google

Es ist dies auch sehr erklärlich; im Knabenalter hat man nicht die nötige Reife zur Beurteilung der Notwendigkeit des Unterrichts überhaupt und noch weniger der Notwendigkeit eines einzelnen Lehrgegenstandes. Man lernt, weil man lernen *muß*, und lernt daher auch *nur*, was man lernen *muß*. Die Eltern können allerdings auch jetzt ihre Kinder verhalten, die zweite Landessprache zu lernen; allein der Erfolg ist dadurch nicht verbürgt; dazu gehört der Eifer in dem Lernenden selbst, was in der Regel nur dann der Fall ist, wenn er weiß, daß der Fortgang im Sprachunterricht auf seine Klassifizierung einen Einfluß übt. Derzeit ist dies nicht der Fall.

Übrigens ist es nicht nationale Feindseligkeit, welche die Deutschen bestimmt, gegen die obligate Erlernung der böhmischen Sprache zu eifern. Es treibt sie hiezu noch ein Motiv, nämlich die Furcht, dadurch ihre eigene Nationalität einzubüßen, tschechisiert zu werden. Kuranda hat mir seinerzeit ganz offen erklärt, daß die Deutschen diese Besorgnis hegen, und es ist bezeichnend, daß sie sich nicht einmal scheuen, diese ihre nationale Ohnmacht einzugestehen. Im Bewußtsein dieser Schwäche suchen sie sich gegen die slavische Nationalität abzuschließen, wodurch sie sich aber isolieren, des wirksamsten Verständigungsmittels berauben und deshalb gar keine Fortschritte in ihren politisch-nationalen Bestrebungen zu verzeichnen haben. So lange sie die Regierung mit ihrer Macht deckt, können sie sich zur Not behaupten, ohne jedoch die mächtigen Fortschritte der nationalen Gegner zu hemmen; fehlt aber jene Schutzmacht, so schwanken sie bei der Schwäche ihres Nationalgefühls und der Unfähigkeit, je zu einer festen Parteibildung zu gelangen, haltlos hin und her und sind nur zu leicht geneigt, ihre Nationalität zu verleugnen — wie z. B. in Ungarn —, sobald sie ein Hindernis ist, sich der mächtigeren Partei im Lande anzuschließen.

Wie genau es die Herren Deutsch-Liberalen mit dem Gesetze, auch mit dem von ihnen selbst geschaffenen, nehmen, zeigten die Beschlüsse der Landtage in Unterrichtsfragen. So hat z. B. der steirische Landtag, in welchem die Blüte jener Partei ihren Duft verbreitet und unbeschränkt herrscht, den Beschluß gefaßt, daß in technischen Mittelschulen mit slavischer Unterrichtssprache das Deutsche obligat sein solle. Auf die schüchterne Einwendung des Regierungsvertreters, daß dies mit dem neu geschaffenen *Staatsgrundgesetze* im Widerspruch stehe, wonach die zweite Landessprache nicht obligater Unterrichts-Gegenstand *sein darf*, meinte die Majorität, man betrachte in diesem Falle das Deutsche nicht als Landes-, sondern als *Kultursprache*! Es genügte also eine beliebig gewählte Benennung, um das Gesetz zu umgehen. Die Regierung — so gerne sie auch mochte — sah sich doch wegen der zu flagranten Gesetzesverletzung genötigt, auf *Nicht*-Sanktionierung anzutragen.

Es sei hier auch in Kürze jener angeblichen Maßregelungen von verfassungstreuen Deutschen erwähnt, die man mir vorzuwerfen beliebt. Die eine betraf den Oberstaatsanwalt Waser in Graz, die zweite Froschauer in Vorarlberg.

Der erste, ein Popularitätsjäger sondergleichen, hat sich bei jeder Gelegenheit ganz offen *gegen* die Regierung erklärt. Nachdem er in seiner Stellung als Staatsanwalt vermöge seiner Berufspflicht gehalten ist, die Regierung zu unterstützen, so wäre es seine Sache gewesen, um Ent-

Digitized by Google

hebung von dem Posten eines Oberstaatsanwaltes einzuschreiten. Er glaubte aber einen größeren politischen Gewinn daraus zu ziehen, wenn er zwar offen gegen die Regierung Opposition mache, aber dabei fortfahre, als Staatsanwalt zu fungieren und so die Regierung zu nötigen, in der Sache die Initiative zu ergreifen. Dies ist denn auch geschehen und in welch grausamer Weise!

Waser ist geblieben, was er war, nämlich Oberlandesgerichtsrat, nur seinen Funktionen als Oberstaatsanwalt wurde er enthoben, seinem Eintritt in das Gremium des Oberlandesgerichts in Graz aber nicht die mindeste Schwierigkeit entgegengestellt. Der zweite, Froschauer, war Präsident des Vorarlberger Landtages in seiner Eigenschaft als Landeshauptmann, zugleich war er aber aktiver Staatsbeamter, nämlich Statthaltereirat in Innsbruck und beurlaubt — mit vollem Gehaltsbezug — für die Dauer seiner Funktion als Landeshauptmann. Bei den Landtagsverhandlungen in den Jahren 1865—1866 hat sich der Vorarlberger Landtag vor allen anderen durch Maßlosigkeit, durch die leidenschaftlichsten Angriffe gegen Persönlichkeiten, die in Beziehung zur Regierung standen, ja selbst durch den Mangel an schuldiger Ehrerbietung gegen die Krone ausgezeichnet, so daß die Adresse dieses Landtags — die einzige — vom Kaiser gar nicht angenommen wurde. Daß die Regierung damals den Landtagen die volle Freiheit ihrer Beratungen gewährte und in der Beurteilung ihrer Beschlüsse gewiß nicht ängstlich war, ist wohl genügend bekannt; es läßt sich daher auf den Ton der Vorarlberger Adresse des Landtags schließen. Daß der Vorsitzende einer Versammlung nicht für die Beschlüsse derselben verantwortlich gemacht werden kann, ist selbstverständlich; allein er hat nach der Geschäftsordnung das Recht und die Pflicht, allen persönlichen Angriffen, zu welchen die Debatte mißbraucht wird, entgegenzutreten und der Verhandlung einen objektiven Charakter zu sichern.

(Die persönlichen Angriffe waren vorzugsweise gegen den Ministerialrat Bernhard von Meyer gerichtet, da man sich dadurch zugleich bei der liberalen Partei der nahen Schweiz beliebt machte.)

Froschauer machte aber von der Geschäftsordnung nicht ein einziges Mal Gebrauch; er ließ der Leidenschaft, weil sie gegen die Regierung gerichtet war, vollkommen freien Lauf. Ein solches Verhalten eines nicht bloß ernannten Landeshauptmanns, sondern eines aktiven k. k. Beamten coram publico konnte nur als eine Demonstration gegen die Regierung aufgefaßt werden, welche diese, wenn sie nicht selbst ihr Ansehen untergraben wollte, unmöglich hinnehmen konnte. Nachdem nun Froschauer seit Jahren, ohne Dienste zu leisten, aus Gnade des Kaisers den Aktivitätsgehalt als Statthaltereirat bezog, so wurde er nun aus Anlaß seiner demonstrativen Haltung gegen die Regierung einfach aus der Reihe der aktiven Staatsbeamten gestrichen und normalmäßig pensioniert. Das war die ganze Maßregelung! Ein politischer Beamter, ein Regierungsorgan, welches gegen die Regierung demonstriert, hat dadurch auf diese seine Stelle resigniert; tritt er nun nicht selbst förmlich zurück, so ist es Pflicht der Regierung, dieser Anomalie ein Ende zu machen.

Digitized by Google

Interessant ist es, daß gerade jetzt der früheren Regierung daraus ein Vorwurf gemacht wird, jetzt, wo nicht nur eine ähnliche Demonstration keinen Augenblick geduldet wird, sondern wo das Bürgerministerium von vorneherein jeden politischen Beamten verpflichtet hat, keine andere Überzeugung zu haben und zu äußern als die der Regierung, und diejenigen Beamten, die sich dieser Forderung nicht unterwerfen wollten, entweder selbst gegangen oder gegangen worden sind. Siehe z. B. Tirol.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß unter der früheren Regierung jede ungerechte Bevorzugung einer Nationalität auf Kosten der anderen vermieden wurde, daß allen gleiche Freiheit und gleiches Recht von der Regierung gewährt wurde, und daß eben deshalb die deutsch-liberale Partei ihre Klagestimmen laut werden ließ, denn, wie die Folge lehrte, sie wollte kein gleiches Recht, sondern die Alleinherrschaft, die Überordnung über die anderen Nationalitäten. Diese ist ihr nun geworden und seither hat die nationale Feindseligkeit sich so sehr gesteigert, daß die äußere Ruhe, schon häufig gestört, nur mehr durch die Anwendung von Gewaltmaßregeln wieder hergestellt und notdürftig erhalten werden kann.

In der vergangenen Regierungsperiode wurde die Ruhe und Ordnung aus ähnlichen Motiven nicht ein einziges Mal gestört, obwohl die militärische Besatzung, namentlich in Böhmen, noch nie so schwach war wie gerade damals, und obwohl der Krieg gegen Preußen den Slaven nichts weniger als sympathisch war, so haben sie doch gleich den Deutschen die größten Opfer mit wahrer Hingebung gebracht, um den allgemeinen Reichsinteressen zu dienen. Binnen fünf Wochen war die ganze Armee schlagfertig ins Feld gerückt, was am besten die Behauptung der Deutsch-Liberalen widerlegt, daß nach und infolge der Sistierung*) ein chaotischer Zustand im Innern des Reiches eingetreten sei. Nicht ein einziger Fall des Widerstandes von Seite der Bevölkerung bei der erforderlich gewordenen Armierung ist vorgekommen, während solche Fälle in Preußen überaus zahlreich waren. Im Gegenteil: die Bevölkerung hat vor und während des Krieges, namentlich in den am schwersten heimgesuchten Gebieten, alles getan, um den Verteidigungszweck zu fördern. Während des Krieges, nach den von den Preußen bereits erfochtenen Siegen, sind selbst aus den vom Feinde bereits besetzten Landesteilen die zur zweiten Rekrutierung berufenen Jünglinge, Deutsche und Slaven, mit Gefahr ihres Lebens den meilenweit entfernten Assentplätzen zugezogen, um mit dem edelsten Patriotismus ihrer Pflicht als Streiter für die gute Sache Österreichs zu genügen. Die Kommandanten der feindlichen Besatzungstruppen hatten die Todesstrafe jenen angedroht, welche, dem Rufe der Regierung Folge leistend, sich auf den österreichischen Assentplätzen stellen würden. Das sind Tatsachen, die den besten Geist der Bevölkerung bekunden, einen Geist, der nicht auf den nahen „Zerfall" des Reiches, sondern auf sein Gegenteil hinweist sowie auf ein so klares Bewußtsein patriotischer Pflicht — selbst beim gemeinsten Mann —, daß der angeblich „chaotische" Zustand im Innern des Reiches aus der Wirklichkeit in die Köpfe unserer Deutsch-Liberalen verwiesen erscheint.

*) Des Reichsrates.

Digitized by Google

Und wie wurde der Kaiser nach dem Kriege bei seiner Rundreise in Mähren, Schlesien, Böhmen und Niederösterreich von der Bevölkerung aufgenommen! Zahllose Beweise der treuesten Anhänglichkeit der deutschen und slavischen Bevölkerung wurden ihm dargebracht, auch in jenen Gegenden, die durch den Krieg die bittersten Leiden zu erdulden gehabt hatten. Auch nicht ein einziger Mißton, welcher aus der Bevölkerung selbst laut geworden wäre, störte den überwältigenden Eindruck der offen und ausnahmslos betätigten Liebe und Treue des Volkes zu seinem Monarchen; und es zeigte sich, welche tiefe Wurzeln diese edlen Gefühle im Herzen des Volkes geschlagen hatten, da nicht allein vor dem Kriege und während desselben, sondern auch nach seinem höchst ungünstigen Ausgang, nach den schwersten Prüfungen, die den Menschen auferlegt werden können, der patriotische Sinn sich ungeschwächt und im vollsten Glanze zeigte. Waren das vielleicht auch Symptome des „Zerfalls"?

Unter den Deutsch-Liberalen gab es freilich so manche, denen diese Kundgebungen recht bittere Stunden verschafften. Mühlfeld unternahm es, im niederösterreichischen Landtage 1866 bei der Adreßdebatte im Ausschusse diesen Eindruck der Volksmanifestationen in Niederösterreich abzuschwächen. Er wollte in die Adresse einen Passus aufgenommen wissen, der in den erwähnten Kundgebungen des Landvolkes jeden politischen Wert bestritt. An Gesinnungsgenossen fehlte es ihm in dieser Versammlung gewiß nicht, allein sie wagten es nicht, einer solchen Anregung zu folgen.

Nach dem Kriege ist, ungeachtet die physische Macht der Regierung äußerst geschwächt war, die gesetzliche Ordnung und Ruhe gleichfalls nirgends gestört worden; die Verwaltungsorgane konnten ohne jedes Hemmnis ihre Tätigkeit entfalten, die Verpflichtungen, welche der Friedensschluß Österreich gegenüber dem Sieger auferlegte, wurden in der kürzesten Zeit vollständig erfüllt, was denn doch alles keine Symptome einer ohnmächtigen Regierung und eines zerfallenden Reiches waren.

Die Symptome einer beginnenden inneren Zersetzung in die nationalen Bestandteile zeigten sich erst, als das System des Herrn von Beust mit seiner Konsequenz — Giskra, Herbst — seine Wirksamkeit entfaltete, und es ist bezeichnend, daß jetzt nach Verlauf von zwei Jahren eine englische Zeitung von dem Ansehen und der Verbreitung der „Daily News" von dem „innerlich zerrütteten" Österreich spricht.

Wenn nun in offenem Widerspruch mit den Tatsachen die deutsch-liberalen Organe, voran der sogenannte „Moniteur" der Liberalen, die „Neue Freie Presse", die bedenkliche Konstellation in Böhmen, Mähren, Galizien mir in die Schuhe schiebt, so möchte ich diese weisen und gerechten Ankläger nur fragen, wie es komme, daß die ersten bedenklichen Symptome eines Rassenkrieges (wie er bevorsteht) zu meiner Zeit nicht hervortraten, während sie seit Beginn der neuen liberalen Ära auftauchten und, je länger diese dauert und in ihrem Geiste gewirkt wird, um so zahlreicher und drohender hervortreten. Der Kausalnexus zwischen dieser Ära und jenen Symptomen fällt so sehr in die Augen, daß der schlichte Menschenverstand, der nicht geneigt ist, von der Wirklichkeit zu abstrahieren, nicht umhin kann, die Ursache der weit verbreiteten inneren Unzufriedenheit, ja der tiefsten

Digitized by Google

Erbitterung an jener Stelle zu suchen, gegen welche diese Unzufriedenheit ganz offen gerichtet ist.

Dieselben liberalen Organe ermüden nicht in der Behauptung, daß mein politisches System hohl und lebensunfähig war, während das jetzige voll Kraft und Saft sein soll. Wie kommt es nun, daß dieses lebensunfähige System jahrelang, nachdem es aufgehört hat zu sein, noch Wirkungen äußert und das neue System voll Lebenskraft (!) dieser Wirkungen nicht allein nicht Herr zu werden vermag, sondern sie tagtäglich sich steigern sieht?

Die Wahrheit liegt einfach darin, daß man nach einer Regierungsperiode, in welcher auch für die nichtdeutschen Völker ein gerechter Sinn waltete, die Politik der Beherrschung eines Volkes durch das andere noch schwerer erträgt als sonst. Eine Wahrheit ist es ferner, daß man in der früheren Periode erkannt hat, wie eine politische Zentralisation mit nationaler Oberherrschaft den Lebensbedingungen des Staates widerstreite, während man dies jetzt gänzlich verkennt und daher die ernstesten Gefahren für den Bestand des Reiches heraufbeschwört.

Das ist wohl ein arger politischer Fehler, „der mehr ist als ein Verbrechen". (Talleyrand.)

Der Reichsrat in beiden Kammern hat seinen Tadel immer nur gegen jene Politik gerichtet, welche die Versöhnung der politischen Gegensätze in ihrem wertvollen Teile erstrebte und errang. Dagegen hat er selbst den schweren politischen Fehler, der später das ganze Verfassungswerk vergiftete, durch seine Haltung möglich und wirklich gemacht. Die politische Herrschsucht war das Motiv dieser Urteils- und Handlungsweise. Dort wurde die Herrschbegier gehemmt, daher der Tadel, hier wurde sie befriedigt, daher das Lob und die Verblendung. Wie weit man von dieser Erkenntnis noch entfernt ist, beweist eben der Umstand, daß Schmerling zum Wortführer erwählt wurde und Anton Auersperg ihm so wirksam beistand. Dieses Reichsratsmitglied, welches zu jenen zählt, die mit „Stolz" den Reichskanzler einen Österreicher nannten, hat nun sein „Ohr an das Herz des österreichischen Volkstums gelegt", und — nach drei Jahren — plötzlich erlauscht, daß — Beust ein Sachse ist.

Während das Herrenhaus den Mut betätigte, auch in der Verblendung bis aufs äußerste auszuharren, haben die letzten Taten der zweiten Kammer mehr den Eindruck vollständigen Verzagens hervorgerufen. Alle die früher besprochenen wichtigen Verhandlungsgegenstände, die in den Ausschüssen so mutig durchberaten und für die Plenarbeschlüsse reif gemacht worden sind, wurden jetzt eilig von der Tagesordnung gestrichen und in aller Stille dem Parlamentsarchiv anvertraut. Man hat in der Verwirrung des Augenblicks selbst vergessen, sich die kurzbemessene Zeit als Entschuldigung vorzubehalten; denn dem lieb gewonnenen Eisenbahngeschäft wurde ja noch ein guter Teil der letzten Sessionsstunden zugewendet. Die ohne Diskussion angenommene Adresse füllt eine breit ausgeführte Klage über den verderblichen Föderalismus, der dadurch gleichsam als der unvermeidliche Erbe des gefallenen Systems bezeichnet wird. Endlich stimmte der Präsident von Kaiserfeld ein Grablied an, welches eine ergreifende Schwermut über den „tiefen Niedergang" der Verfassungsgeschichte, über den Mißerfolg,

Digitized by Google

„das Unterliegen" der Verfassungs-Partei durchzieht. Die Rede endete zwar mit „Zuversicht", die aber nach dem Gesamtinhalt nur auf ein besseres Jenseits gedeutet werden kann.

Wir sind zwar in die Geheimnisse der inneren Parteigeschichte nicht eingeweiht, wir urteilen nur nach den offen vorliegenden Tatsachen; sind diese auch traurig genug, so halten wir den Verzweiflungsruf dennoch für verfrüht. Giskra, der liberale Musterheros, hat seine letzte Karte, die Wahlreform, noch nicht ausgespielt und die Zeit und Art der Unterbrechung seines Werkes stellt eine baldige Wiederaufnahme desselben in ziemlich sichere Aussicht. Mit dem Ministerium Potocki ist die Politik zu Ehren gekommen, welche die frühere Ministermacht in ihrer Denkschrift vom 26. Dezember entwickelt hat; es ist dies dieselbe Politik, welcher sich der Reichskanzler „nach seinen persönlichen Ansichten" und „nach seiner Stellung" zuwendet. Natürlich, diese Wandlung war ja längst vom Ballplatz aus vorbereitet. Wie nun alles von dieser Provenienz keine Lösung bringt, sondern nur neue, immer ernstere Verwicklungen schafft, so wird auch der neue politische Versuch bald hoffnungslos seinem Ende entgegengehen.

Vor kurzem haben die „Historisch-politischen Blätter" in ihren Mitteilungen über „österreichische Zustände" das Programm, welches die letzterwähnte Denkschrift enthält, in seinem positiven Teile ein unklares und widerspruchvolles genannt. Ich halte dieses Urteil für richtig. Das Ministerium Potocki wird die bisherige Opposition nicht gewinnen und die deutsch-liberale Partei verlieren, daher bald schwächer sein als sein unmittelbarer Vorgänger. Sein Mißerfolg kann nicht lange ausbleiben und am Ende der kurzen Laufbahn des gegenwärtigen Kabinetts erhebt sich „Giskra redivivus"!

Digitized by Google

Literarische Umschau.

Von **Richard von Kralik.**

Die bei Gelegenheit des österreichischen Katholikentages im November 1905 versammelten katholischen Autoren haben durch eine einstimmig angenommene Resolution die Aufmerksamkeit der öffentlichen Faktoren auf die außerordentliche Wichtigkeit der Pflege guter Literatur hingelenkt, überzeugt, daß in der Literatur ein Hauptmittel der Erhaltung oder Zerstörung gelegen sei. Sie dürfen die Unterstützung ihrer Bestrebungen umso eher erwarten, als sie sich bewußt sind, vor allem die höchsten Güter des Rechtes, der Wahrheit und der Schönheit zu verteidigen, obwohl, wie die Erfahrung zeigt, die Negation auf allen Gebieten lockender und bequemer, auffallender und herausfordernder erscheint. Das Vorhandensein einer vollwertigen katholischen Literatur wurde bisher nur deshalb vielfach ignoriert, weil sie bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Presse und des Buchhandels so gut wie ausgeschaltet erschien, ein Verhältnis, das durchaus nicht dem wirklichen Stande der Sache entspricht.

Die katholischen Literaten haben sich in dieser Resolution vorerst und zunächst an die ihnen in Gesinnung nahestehenden Faktoren gewandt. Sie haben die katholischen Preßorgane aufgefordert, die katholische Literatur mehr als bisher, systematischer und zweckbewußter zu beachten, nicht um sie unbedingt zu loben, sondern um sie immerwährend in Evidenz zu halten. Eine solche gesteigerte Beachtung kann gewiß den anderweitigen Zwecken der Blätter keinen Abbruch tun, sondern im Gegenteil nur den Leserkreis heben, seine Interessen fesseln und auch der katholischen Presse neue Kräfte zuführen. Die katholische Presse hat das gleiche Interesse an der Hebung der katholischen Literatur, wie die Literatur es hat an der Hebung der Presse.

Ich habe darum angefangen, eine wöchentliche kurze und knappe Übersicht über die katholischen Literaturbewegungen zu geben, teilweise an der Hand einer Zeitungsschau, mit kritischer Heraushebung des Bedeutendsten, selbstverständlich mit Festhaltung eines bestimmten Standpunktes. Denn es wäre eine arge Selbsttäuschung, daß eine kritische Würdigung ohne warme Parteinahme möglich sei. Wenn nur die Parteinahme ohne Verletzung der eigenen und der Würde des Gegners geschieht!

Ich stelle das Wesentlichste dieser allsonntäglich im Wiener „Vaterland" erschienenen Umschau hier zusammen, in der Absicht, gleichstrebende Schätzer der Literatur zu ähnlichem Vorgehen anzuregen, so daß wir in der Tat nach einem gewissen Zeitraum sagen können, die katholische Literatur sei endlich in jene Beziehung zu unserer Kultur gebracht, die ihr gebührt.

Digitized by Google

Die folgenden Stücke mögen verschiedene Proben geben, wie dieser Feldzug eingeleitet werden kann durch Sammlung verschiedener Stimmen, durch prinzipielle Erörterungen, durch Charakterisierung einzelner Persönlichkeiten und Werke. Ich habe mich dabei der Mitarbeit einiger Freunde zu erfreuen gehabt.

1.

In der „Allgemeinen Rundschau" wird die Frage nach Organisation und Zusammenkünften der katholischen Autoren neuerlich von Tepe behandelt. Direktor Gaßner in Görz hat die Sache angeregt und wir werden sie nicht aus den Augen lassen.

Die „Allgemeine Rundschau" bringt in Nr. 48 auch eine sehr beachtenswerte tapfere Äußerung von M. Herbert. Sie sagt: „Die katholische Kritik hat bereits seit einiger Zeit eine tief bedauerliche Schwenkung gemacht, sie hat die Taktik ergriffen, die Erzeugnisse des eigenen Lagers entweder tot zu schweigen oder mit einer gewissen Verächtlichkeit zu behandeln; sie ist ins feindliche Lager übergegangen und hat in das große Tutehorn von der Minderwertigkeit katholischen Schaffens gestoßen. Einer späteren Literaturgeschichtsschreibung wird dieses klägliche Symptom unserer Zeit klar vor Augen treten und die Schuldigen werden das Odium, das sie auf uns geladen, nicht abschütteln." Wir schließen uns dem vollkommen an. Eine Resolution der katholischen Autoren beim Katholikentag äußert sich in gleicher Weise. Jene Kritik ist umso entschiedener abzuweisen, wenn sie, von unfruchtbaren und unselbständigen Nachschreibern ausgehend, auch ganz unfruchtbar bleibt.

In der „Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland", Nr. 11, wird Bartels' Geschichte der deutschen Literatur beifällig besprochen, aber auch seine Unkenntnis der katholischen Literatur betont. Da hat Bartels' Gegner, Richard M. Meyer, in seiner Geschichte wie im Grundriß doch noch mehr. Im erwähnten Aufsatze wird die Charakterisierung der neuesten Literatur durch Bartels also wiedergegeben: Dreißigerjahre: Junges Deutschland. Vierzigerjahre: Politische Dichtung, Freiligrath, Dingelstedt. Fünfzigerjahre: Höhepunkt des poetischen Realismus, Reuter, Freytag, Storm, Kl. Groth, G. Keller. Sechzigerjahre: Eklektizismus der Münchner, Geibel. Siebzigerjahre: Dekadenz, Sensationsroman. Achtzigerjahre: Fremde Einflüsse, Zola, Ibsen, Tolstoi, Moderne, Naturalismus, Symbolismus. Neunzigerjahre: Heimatkunst.

Über die Briefe von Hermann und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis, herausgegeben von Bettina Ringseis, sagt der Rezensent in den „Dichterstimmen der Gegenwart" (1906, 2): „Es ist wirklich ein idealer Genuß, diese ungeheuchelten Äußerungen zweier animae candidae aus dem Lager unserer protestantischen Brüder zu lesen; so müßte die wahre Toleranz trotz aller gegenseitigen Offenheit aussehen."

Der Krach der nichtchristlichen Literatur wird immer klarer. In der „Österr. Rundschau" 5, 57 nennt R. Holzer seinen sonstigen Gesinnungsgenossen Hermann Bahr „bodenlos verloren, hingegeben der Perversität"! Weiter: „Wie schattenhaft ist dieses Stück (Die Andere)! Wie furchtbar, wie ärgerlich erbarmungslos hat Bahr seiner Natur Gewalt angetan!" Er meint,

Digitized by Google

daß Bahr einen neuen Bühnenstil schaffen wollte, dessen Agens nicht mehr Leidenschaft, sondern potenzierte Leidenschaft: Hysterie sein soll.

Fast alle Stücke dieser fälschlich modern genannten Autoren haben versagt. Dagegen liegt eine ganze Literatur katholischer Dramatik ungekannt da. Ungekannt von Freund wie von Feind.

2.

Die Hauptaufgabe dieser kritischen Rekognoszierung soll es sein, einen vergleichenden Überblick über unsere katholischen und die gegnerischen Kräfte auf dem Gebiete produktiver Literatur zu gewinnen. Es handelt sich darum, herauszubekommen, ob denn wirklich die Effektivstärke der gegnerischen Literatur so groß ist, wie die Presse und das Theater zu bezeugen scheinen, und ob wir nicht mit gleich gewichtigen Namen und Werken in den Kampf eintreten können.

Einen dankenswerten Versuch hat Schuk in Keiters katholischem Literaturkalender 1905 gemacht, indem er die katholischen Dichter Österreichs also gruppiert: Eichert, Anton Müller (Bruder Willram), Seeber, Meinrad Sadil, Landsteiner, Hlatky, Kralik, Domanig, Trabert. Es ist zu wünschen, daß dieser Versuch mit Kritik und allseitiger Kenntnis vom Autor noch vervollkommnet werde. Ein ungenannter Kritiker (H.) gibt im „Kolporteur" folgende Zusammenstellung der „Wiener Poeten": Kralik, Eichert, Hlatky, Domanig, Trabert, Seeber, Heinrich Opitz, Sadil, Coudenhove, Schneider-Arno, Bülow-Wendhausen, Greiffenstein, Handel-Mazzetti.

Zum Vergleiche geben wir hier eine kuriose Gruppierung, die Hermann Bahr mit der österreichischen Literatur der letzten 50 Jahre in einem Feuilleton vorgenommen hat. Er unterscheidet vier Typen: 1. Grillparzer mit Stifter, Warsberg, Ebner-Eschenbach, Saar. 2. Halm mit Weilen, Keim, Wartenegg, Kralik, Delle Grazie. 3. Bauernfeld mit Kaiser, Berg, Costa, Karlweis, Hawel, Schrottenbach. 4. Stelzhamer mit Anzengruber, Rosegger, Langmann, Adamus, Schönherr, Kranewitter. Die Jungen: Schnitzler, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Burckhard werden noch vorsichtig aufgehoben.

Wir werden auf solche Gruppierungen noch wiederholt zurückkommen, mögen sie nun in Zeitschriften oder in Literaturgeschichten erscheinen. Das Ziel unserer Kritik soll ja sein, unsere Zeit ebenso klar zu überblicken wie etwa ein vergangenes Jahrhundert, trotz der Schwierigkeiten der kurzen Distanz. Wir möchten gerne befreundete Organe zu gleicher Arbeit anregen. Dabei werden wir gerne manche Einschätzungen der Freundschaft oder Kameradie einstweilen noch in Kauf nehmen. Die Zeit bewährt doch schließlich alles.

Die Bezeichnung der katholischen Autoren im „Kürschner" ist neulich wieder beanständet worden, als ob uns damit das Brandmal der Inferiorität und Rückständigkeit aufgedrückt werden sollte. Uns erscheint dies vielmehr als Auszeichnung und Anerkennung der einzig dastehenden Kulturmacht des katholischen Bekenntnisses. Jede andere Parteibezeichnung, orthodox, liberal, protestantisch, jüdisch, atheistisch, pantheistisch, materialistisch, nihilistisch, buddhistisch, spiritistisch, theosophisch u. s. w. würde sich lächerlich machen. Sie

Digitized by Google

wäre unmöglich. Es gibt eben nur einen katholischen Standpunkt, und nur deshalb, weil wir von dessen Einzigkeit überzeugt sind, sind wir katholische Autoren geworden, haben wir katholische Zeitungen und Monatsschriften gegründet und abonniert.

Ein schönes Büchlein hat Pater Alois Pichler erscheinen lassen: „Prinzipienkämpfe. I. Unzeitgemäßes" (Münster, Ostendorf, 1905). Es besteht aus drei Gruppen von Essays. Zuerst wird Hlatkys „Weltenmorgen" gewürdigt in seiner vollen Bedeutsamkeit und Aktualität; mit Recht wird auch die rücksichtslose kampfliche Tendenz als berechtigt anerkannt, wie wir sie besonders in Hlatkys „An der Schwelle des Gerichts" und in seinen Gedichten antreffen. Wenn Gottfried Kellers und Gilms Jesuitenlieder von der liberalen Ästhetik bejubelt werden, warum sollen wir nicht auch die frisch-fröhliche Kampfesweise anstimmen? In den folgenden Teilen von Pichlers Buch erfährt besonders Willmanns Philosophie eine eingehende Charakterisierung, ferner die „schwer erkämpfte Weltanschauung" Kraliks.

In das Kapitel der dekadenten Literatur gehört Sudermanns „Stein unter Steinen" und Schnitzlers „Zwischenspiel". Sudermanns Entwicklung enttäuscht immer mehr. Man hat ihn nach anfänglicher Nichtbeachtung eine Zeitlang überschätzt und zum Klassiker machen wollen. Aber man erkennt nun, daß er nicht viel anderes macht, als was die selige Birch-Pfeiffer auch konnte. Schnitzler stellt wie ein außerhalb der Gesellschaft Stehender alles auf den Kopf. Das sieht ein blasiertes Publikum auch eine Weile gerne an, bis es erkennt, daß alles doch nichts war als geschickte Technik, Witz und Skrupellosigkeit. Gewiß, diese Leute sind ganz geschickt, sie bieten dem allermittelmäßigsten Publikum das allerbequemste und billigste Reizmittel, aber das ist nicht Kunst, das ist nicht Poesie, das ist nicht Literatur, das ist Geschäft.

3.

„Jesse und Maria", ein Roman aus dem Donaulande von E. v. Handel-Mazzetti, ist zweifellos die interessanteste und bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der schönen Literatur, die wir heuer zu verzeichnen haben. Interessant an sich und durch die Aufnahme, die das Werk schon bei seinem stückweisen Erscheinen im „Hochland" gefunden hat. Man war sowohl über das Talent wie über die Tendenz der Verfasserin im Streit. Was nun das Talent betrifft, so konnte es wohl nur von vollkommen verständnislosen Kritikern geleugnet oder unterschätzt werden. Mir ist auf dem Gebiete des Romanes kaum ein stärkeres Talent bekannt. Die Gabe, das zu Erzählende leibhaftig vor sich zu sehen und es dem Leser so vorzustellen, daß er alles Erzählte zu sehen, zu erleben vermeint, das macht ja das spezifische Talent des Künstlers aus. Das ist die Gabe der Phantasie, wodurch er sich von den Nichtkünstlern unterscheidet.

Das muß man haben, das kann man nicht erlernen, nicht erschwindeln, nicht fälschen, nicht durch Surrogate der Mache ersetzen. Und wenn ich diese eigentliche Probe der Echtheit anwende, so hält unsere Dichterin glänzend stand. Mir kommen die Gestalten der Ebner-Eschenbach, Frenssens und mancher anderen Modeschriftsteller entweder viel verschwommener, blasser, blutleerer, unsicherer,

Digitized by Google

schemenhafter vor oder sie borgen ihr anscheinendes Leben mehr aus der analytischen künstlichen Technik gesuchter Häufungen mühselig zusammengerafften Details. Sie sind also entweder zu leicht und nebelhaft oder zu schwer und überhäuft mit aufdringlichen Nuancen. Keiner von jener Schule stellt die Gestalten seiner Einbildungskraft sowohl in ihrem Sein wie in ihrem Handeln so lebensvoll, so greifbar, so gegenwärtig vor unsere Augen, daß wir uns ihrer ebensowenig erwehren können wie eines wirklichen Erlebnisses.

Freilich, eine solche Realistik geht an die Nerven. Diese Gestalten bleiben nicht schön bescheiden im Rahmen ihres zierlich gedruckten, goldbeschnittenen Buches. Sie treten heraus mit all ihrer lebendigen Zudringlichkeit, sie greifen einem ans Herz, sie werden etwa auch durch ihre rücksichtslose Selbstigkeit unbequem, so daß man sich ihrer wie peinlicher Erlebnisse bewußt bleibt. Aber es hilft nicht. Man wird sie nicht mehr los, sie geben uns nicht mehr frei.

Aber ist es denn nicht bedenklich, einen solchen Realismus beim historischen Roman anzuwenden? Sollen wir uns damit nicht lieber nur auf die Gegenwart beschränken? Als ob der Dichter nicht auch diese Gegenwart erst mit seiner Phantasie verlebendigen müßte! Nein, die Kunst des Künstlers bleibt dieselbe einem modernen oder einem historischen Stoffe gegenüber. Der Phantasielose sieht weder die Gegenwart noch die Vergangenheit. Und es ist ein kurzsichtiger Irrtum, nur die nächste Gegenwart als unser Eigentum anzusehen. Uns allen steckt die Vergangenheit von tausend Generationen höchst gegenwärtig im Blut.

Die Dichterin hat hier noch viel konsequenter als in ihrem ersten großen Roman die engste österreichische Heimat zum Schauplatz ihrer Erzählung gemacht. Sie braucht nicht zu fürchten, daß ihr Werk dadurch an allgemeinstem Interesse verlieren könnte. Die Unmittelbarkeit, die Exaktheit, die Wärme der Lokalschilderung kommt dem Leben des Werkes zugute. Ich will gar nichts davon sagen, daß wir Österreicher darauf stolz sein können. Es ist einfach das Natürliche, Rechte und Echte, daß ein österreichischer Dichter sich an den Problemen der Heimat begeistere. Er wird damit auf die weitesten Kreise suggestiv wirken. Wie gerne folgen wir doch dem Erzähler nach der ihm heimischen Schweiz, nach Schleswig-Holstein und so weiter! Wir wollen, daß er uns von dem erzähle, was er kennt und was ihm wert ist.

Die Erzählerin hat eine grausame und blutige Episode aus der Zeit der Gegenreformation gewählt. Sie hat durch unbarmherzige Zeichnung der krassesten Gegensätze manche friedliebenden und versöhnungsfrohen Gemüter sowohl unter den Katholiken wie Protestanten verletzt oder doch beunruhigt. Auch ich habe mich oft genug während der Lektüre aufgeregt und geärgert. Aber doch muß ich auch diese kühne Wahl des Themas würdigen und anerkennen. Es hilft uns eben nichts, das konfessionelle Problem ist heute weitaus das aktuellste und wichtigste, es ist dringender als das soziale und nationale oder sonst ein Problem. Hier liegt die wunde Stelle, hier muß der Arzt schneiden oder heilen, sonst nützt alle andere soziale und kulturelle Arbeit nichts.

Es ist darum sehr erwünscht, wenn uns diese Zeit der schärfsten Gegensätze so gegenwärtig, so kräftig, so ungeschminkt wie möglich vor Augen

Digitized by Google

gestellt wird. Wir können und sollen daraus lernen. Wir müssen uns ganz mit dem Ernste jener Probleme erfüllen. Die deutsche Kultur der Gegenwart wird ja immer praktischer zu entscheiden haben, ob die Zukunft auf dem Wege nach oder von Rom weg liege. Und gewiß hat in dieser Entscheidung der Dichter auch ein gewichtiges Wort mitzusprechen als Zeuge für echte oder falsche Kultur.

Ich habe meinem Referate noch zwei Bemerkungen hinzuzufügen, nicht nur als Einschränkungen meines Lobes, sondern die eine auch als Charakterisierung, die andere als Bitte. Die Dichterin hat Anstoß erregt, daß sie, dem Charakter jener Zeit entsprechend, oft eine Sprache führen läßt, die wir heute zarter anzudeuten gewöhnt sind. Das gehörte wohl zu ihrem Programme. Sie wollte ja kein Buch für die Jugend schreiben. Daß sie auch das gekonnt hätte, wenn sie wollte, daran ist nicht zu zweifeln. Wir haben deshalb kein Recht, sie ganz zu verurteilen. Wir brauchen nur zu konstatieren, daß ihr Roman keine Jugendlektüre ist. Er fordert die reifsten, die allerreifsten Leser.

Und schließlich Wunsch und Bitte. Es gibt Episoden der Gegenreformation, die versöhnlicher und apologetischer im unmittelbaren Sinne sind. Nicht immer und überall hat Gewalt, List, Betrug, Verrat, Tölpelei, Denunziation, Roheit, Wüstheit sich so geltend gemacht wie hier. Die Reformation ging bei uns meist von einigen Adeligen aus, die damit die Kaisergewalt schwächen wollten. Die Gegenreformation war meist nichts anderes als eine Befreiung des Volkes von diesen kleinen Tyrannen. Jedenfalls war die Sache der Schönheit und Kunst nicht wie in diesem Roman auf Seite der Protestanten. Wie sich das tiefe Gefühl des Volkes, gepaart mit dem Genie des tieferen Denkers, von der Unduldsamkeit und Beschränktheit der damaligen reformatorischen Theologie befreite, davon ist etwa für Schlesien die Erscheinung und die große Wirkung des Angelus Silesius ein leuchtendes Zeugnis. Möge unsere Dichterin nächstens einen solchen Stoff wählen! Dann wird sie nicht nur eine bedeutende Talentprobe, sondern auch ein ausgeglichenes, versöhnendes Werk schaffen, wie es „Jesse und Maria" wohl nicht ist. Eine schrille Dissonanz durchzieht es von Anfang bis zum Schlusse. Die gut katholische Dichterin hätte auch rein künstlerisch eine dankbarere Arbeit, wenn sie nicht nur wie hier die innige Verehrung des katholischen Volkes für ein kunstloses, aber gnadenvolles Marienbild dem kalten Ästhetizismus der Protestanten gegenüberstellte, sondern wie etwa im Fall des Angelus Silesius die tiefste Genialität der katholischen Mystik der beschränkteren reformatorischen Verfolgungssucht. Aber dann müßte sie freilich auf das laute Lob jener verzichten, die sich nun gerade an der für den katholischen Standpunkt nicht allzu günstigen Stoffwahl und Ausführung erfreuen.

4.

In den neu übersetzten „Intentionen" des unglücklichen Engländers Wilde kommt unter anderem das Paradoxon vor, daß „das Leben die Kunst weit mehr nachahmt als die Kunst das Leben". Es steckt viel Wahrheit darin, wenn man bedenkt, welche furchtbaren Wirkungen die Literatur auf das praktische Leben, auf Sitte, Religion, Staat, Gesellschaft schon ausgeübt hat. Eine neue beherzigenswerte Mahnung, mit aller Energie uns der Pflege

Digitized by Google

und der Verbreitung guter und heilsamer Literatur zu widmen! Ein anderes Paradoxon Wildes besagt, daß die Kritik schöpferisch zu sein hat, daß sie als schaffende Kunst erst das zu kritisierende Werk vollendet. In der Tat, was nützt z. B. alles produktive Arbeiten unserer christlichen Literaten, wenn sich nicht schöpferische Kritiker finden, die dem Publikum die Kenntnis davon vermitteln, die die Einsicht und Kühnheit haben, sie den überschätzten Modegötzen als gleichwertig, als überlegen an die Seite zu setzen! Ja, die angebliche Inferiorität unserer katholischen Literaturzustände liegt hauptsächlich an diesem Mangel.

Karl Muth, der einflußreiche Kritiker, läßt heuer in einem weitverbreiteten Weihnachtskataloge unserem Dichter Eduard Hlatky durch eine eingehende Besprechung die volle ihm gebührende Ehre zuteil werden. Er schließt mit dem Ausspruche, daß der „Weltenmorgen" Hlatkys „alles weit überragt, was auf dem Gebiete der geistlichen Dichtung seit den Tagen der ausgehenden Romantik geschaffen worden ist". Vortrefflich! Gewiß wird Muth nunmehr nicht ermangeln, in dem von ihm so erfolgreich geleiteten „Hochland" diese seine Erkenntnis zu verwerten. Wir sind überzeugt, daß sein Scharfsinn ihn mit der Zeit auch andere katholische Dichter wird entdecken lassen, noch bevor sie das Greisenalter erreicht haben.

Soeben ist ein für unseren Gegenstand wichtiges, ja grundlegendes Werk erschienen: „Rückständigkeiten", gesammelte Aufsätze von Pater Ansgar Pöllmann aus der Beuroner Kongregation. Er gibt eine vorläufige, noch nicht abgeschlossene Heerschau über katholische Kritik, Literatur und Literaturpflege, er behandelt unter anderen vorzüglich Guido Görres, Hülskamp, Helle, J. V. Zingerle, Franz Reinhard, Grimme, Greif, Eichert, Gaudentius Koch, Kreiten, Schaching, Domanig, Lieber. Er nennt noch Redwitz, Molitor, Strachwitz, Heemstede, Jüngst, Herbert, Rafael, Hansjakob, Eschelbach, Welter, Müller, Lehner, Krapp, Witkop, Dransfeld, Hlatky, Keller, Handel-Mazzetti, die er zum Teil einem zweiten Bande vorbehält. Der auffallende Titel wird dadurch erklärt, daß allen Aufsätzen die prinzipiell verschiedenen Ansichten über katholische Rückständigkeit zugrunde liegen, wie sie einerseits von Muth, andererseits von Kralik vertreten werden. Wir werden uns gewiß noch oft mit diesem Buch zu beschäftigen haben.

Im Jahre 1870 schloß John Henry Newman, der Begründer der Oxforder Bewegung und spätere Kardinal der römischen Kirche, ein selten reiches und bedeutsames Lebenswerk mit dem „Versuche über eine Grammatik der Zustimmung" (Grammar of assent) ab. Die innere Entwicklung Newmans und die Bedeutung, die er für seine Glaubensgenossen in England gewann, schildert uns Lady Blennerhassett in ihrem bei Paetel erschienenen Buch über den Kardinal, ein Buch, das vielleicht das in Deutschland so lange schlummernde Interesse für eine Persönlichkeit wachzurufen vermag, die nach F. X. Kraus neben Rosmini unter den geistigen Erscheinungen des Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert den ersten Platz beansprucht. Wie tiefgehend der Einfluß Newmans auf den Katholizismus Frankreichs war, zeigen Namen wie H. Brémond S. J., Pater Laberthonnière und Thureau Dangin, die seine vielseitige Persönlichkeit nach verschiedenen Richtungen zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben. In England ist Newman als Persönlichkeit und Priester der Heros (our hero) seiner katholischen Landsleute.

Digitized by Google

Seine Glaubensphilosophie aber, wie sie in der Grammar of assent zum Abschlusse kam, bildet den Gegenstand lebhafter Kontroversen. Eine solche wurde in den letzten sechs Monaten in der „Dublin Review" und im „Tablet" durchgeführt. Von der einen Seite wurde Newmann als Nominalist oder Konzeptualist bezeichnet, da er in seiner Glaubensphilosophie auf die dialektische Methode und die Beweiskraft der Schlüsse aus Allgemeinbegriffen verzichte. Dem wird von anderer Seite entgegengehalten, daß Newman ja nur eine psychologische Analyse der Glaubensgewißheit, nicht eine Apologie der Glaubenswahrheit schreiben wollte.

Des Dänen Jörgensen „Pilgerbuch aus dem franziskanischen Italien", eines der letzten und bedeutendsten Glieder jener langen Kette franziskanischer Literatur, mit der unsere Zeit das wiedererwachende Interesse für den großen Heiligen von Assisi dokumentiert, findet in der literarischen Beilage zur „Augsb. Post-Ztg." einen feinsinnigen Beurteiler. Der ganze Zauber umbrischer Lyrik und prärafaelitischer Keuschheit liegt über dem Buche ausgegossen, das in Sprache und Gedanken durchaus katholisch und durchaus modern ist.

Eine typische Leidens- und Auferstehungsgeschichte einer modernen Seele enthält die im „Wanderer" (November 1905) veröffentlichte kurze und stimmungsvolle Selbstbiographie von Johannes Jörgensen. Aus dem Schlusse dieses Aufsatzes seien folgende aus tiefer Seele kommenden Worte hervorgehoben. „Je katholischer ein Mensch lebt, desto mehr fühlt er sich in innigem, tiefem, wesentlichem Frieden mit Gott, mit sich, mit der ganzen Schöpfung. Dem Lichte entgegen, dem Leben entgegen, weil der Liebe entgegen — das ist die Formel der katholischen Religiosität".

Die „Warte" kritisiert mit Recht Lienhards neue Zeitschrift „Wege nach Weimar" und betont das Unzulängliche des Verfassers als Dichterdenker. Vor allem sagt sie: „Die in Lienhard den christlichen Idealisten glaubten sehen zu können, ja zu müssen, wird dies sein Programm über ihre Täuschung endgiltig aufklären".

5.

Das schon erwähnte neue Buch des Paters Ansgar Pöllmann, „Rückständigkeiten", kommt dem Programm unserer „Literarischen Umschau" höchst erwünscht entgegen, indem es den behandelten katholischen Literaten immer abwägend die gegnerischen zur Seite stellt. Dabei leitet den Autor der von Eichendorff formulierte ästhetische Grundsatz, die Poesie sei „sinnliche Darstellung des Ewigen und immer und überall Bedeutenden, welches auch jederzeit das Schöne ist. Dieses Ewige, Bedeutende ist aber die Religion." Daher ist volle und höchste Poesie ohne Religion nicht möglich. Das ist der Grund, weshalb wir eine religiöse Poesie auf positivstem religiösen Grund einfach für ein Gebot der Ästhetik halten, weshalb wir die antireligiöse oder die gleichgiltige Poesie als unbedeutend und unklassisch abweisen, weshalb wir uns überhaupt für die katholische Poesie interessieren, nicht etwa für die Poesie der Dichter, die zufällig Katholiken sind ihrem Taufschein nach, sondern für die Poesie des Katholizismus als der Religion im vollsten Sinne. Ganz recht definiert daher Pöllmann die katholische Poesie als „jene sprachliche Darstellung des Schönen, welche vom Standpunkte der katholischen Welt-

Digitized by Google

anschauung, respektive Religion aus unternommen wird", seien auch die Träger dieser Poesie Protestanten oder Juden. Daher sind etwa die Liederdichter vom Schlage eines Paul Gerhardt in ihrer Kunstauffassung katholisch (S. 24); ebenso Shakespeare, einerlei, ob er wirklich, wie die Überlieferung sagt, Papist war oder nicht (S. 9). Dagegen sagt der Autor mit löblichem Mute: „Die Hauptmann und Sudermann sind die typischen Vertreter einer protestantischen Kunst, die keine Kunst ist und sein kann . . . jeden Glanzes von oben entkleidet" (S. 25). Luther hat uns die Aristokratie der Kunst geraubt (S. 21). „Die katholische Kirche ist es allein, die Hilfe bringen kann." (S. 36). Darum lenkt die Moderne „nach ihrem wilden Schäumen schon ganz geruhsam in das Fahrwasser eines Eichendorff ein". Darum „hat, was sich an Veremundus und die Bestrebungen der ‚Literarischen Warte' anschließt, aber auch gar keinen Zusammenhang mit einer großen Periode" (S. 57). Diese Periode ist die Romantik. Was ist ihr Wesen? „Zunächst soll Religion, Philosophie und Kunst in einer Weltanschauung zu einem Gebäude sich zusammenschließen" (S. 60). Weiter fordert sie eine „Weltliteratur", positive Religion, „das Christentum, das den ganzen Menschen einheitlich in Beschlag nimmt, das Katholische", ferner das Nationale, das Wunderbare, nicht mehr als Mythus, sondern als Glaube. Pöllmann unterscheidet ältere Romantik (Schlegel), neuere Romantik (Eichendorff), Nachromantik (Redwitz und Pape?) und Neuromantik, die eben jetzt aus dem Naturalismus hervorgeht (S. 63).

Der Lyriker Guido Görres wird von Pöllmann geradezu entdeckt und den Münchenern Geibel, Heyse und Hertz gegenübergestellt als der wahre Dichter den „Philistern" (S. 77). Bei dieser Gelegenheit ruft Pöllmann den katholischen Dichtern und Kritikern aus doppelter Berechtigung die Mahnung R. Hayms, des Geschichtsschreibers der romantischen Schule, zu: „Auch das gehört zu den Pflichten dieser fortschrittslustigen Zeit, sich volle Klarheit über die Bedingungen ihrer Entwicklung, über die aus früheren Tagen ihr überkommene geistige Erbschaft zu verschaffen" (S. 87).

Im weiteren charakterisiert Pöllmann sehr scharf die „ignorantia crassa" oder „affectata" der protestantischen Literaturgeschichtsschreibung gegenüber katholischen Dichtern, die das von jener Registrierte hoch überragen (S. 131). Er zeigt, daß Ignaz Vinzenz Zingerle mit den positiv katholischen Tirolern dem Kreise der Gilm und Adolf Pichler durchaus nicht nachstehen. Er würdigt die rein religiöse Lyrik Franz Reinhards mit Beziehung auf einen schönen Ausspruch von Grotthuß, der verlangt, „daß die Kunst von einem Strahle aus jenem Reiche verklärt werde, das nicht von dieser Welt ist," und er fügt noch hinzu, „daß sie umso heller und klarer sein wird . . . ., je näher sie dem übernatürlichen Lichtreiche tritt" (S. 176).

Sehr hübsch weist Pöllmann nach, daß das so ausschließlich gepflegte Naturbild der modernsten Lyrik auf Greif zurückgeht, der es von Goethe (Meeresstille) gelernt hat. Pöllmanns „Kleine Lieder" folgen auch diesen Spuren, aber mit individuellerer Prägung. All das steht den Künsten Liliencrons, Busses, Falkes, Bethges gewiß nicht nach.

Eicherts politische Lieder werden durch den Vorgang Anastasius Grüns verteidigt. Warum soll nur die liberale Partei ihren „Tyrtäus" haben! Allerdings, wenn Pöllmann Österreich „das versinkende Land ehemaliger

Digitized by Google

Glaubensmacht" nennt, so scheint uns das weder vom österreichischen noch vom reichsdeutschen Standpunkt aus recht zu stimmen (S. 242).

Trefflich wird die „ars perennis" des köstlichen Brunecker Kapuziners Gaudentius Koch gewürdigt. Dabei fällt folgender beherzigenswerter Ausspruch: „Die Kunst . . . . ist im Vereine mit der Religion die Erzieherin der Menschheit. Die heutige Sozialdemokratie hat mehr Rückhalt in der (modernen) Poesie als in der Politik. Kritik ist eine schwer verantwortliche Aufgabe und jeder, der da urteilen will, soll des großen Gebotes immerdar eingedenk sein: Du sollst dem Volke seine Kunst nicht rauben" (S. 278).

Bei Gelegenheit von Otto v. Schaching bemerkt Pöllmann ganz richtig, daß unsere katholischen Literaturgeschichten unter dem Drucke der Verhältnisse einen apologetischen Charakter haben müssen und die einseitigen gegnerischen Darstellungen berichtigend ergänzen sollen (S. 293). Mit Recht ist also der sonst vernachlässigte Katholik den Modenovellisten gegenüber ausführlicher herauszuheben, also etwa einem Ganghofer gegenüber. Von Domanigs Erzählungen sagt Pöllmann, daß er für deren jede mit Vergnügen den ganzen Otto Julius Bierbaum zehnmal hergeben würde, diesen Modearchaisten der „besseren Kreise" (S. 323 und 325).

Bei Gelegenheit von August Lieber sagt Pöllmann, daß leider Katholiken selber dafür gesorgt haben, die aprioristische Überzeugung von unserer Minderwertigkeit bei unseren Gegnern zu befestigen (S. 328). Er stellt ihn über Karl Stieler, Scheffel, Liliencron, Rosegger und meint, daß wir mit unsern Lyrikern vorläufig eine „Revolution der Lyrik" noch nicht nötig haben (S. 346).

Aber nicht der neuen Kunst, sondern dem durch ihre einseitige Betonung irregeleiteten Urteil, der Modemeinung, wirft er den Handschuh hin (S. 348). „Was heißt denn modern? Doch wohl nichts anderes als auf der Höhe der Zeit stehend" (S. 353). Momentan ist aber der Naturalismus schon vollständig abgetan und überwunden vom Ästhetizismus, dem Idealismus, der Romantik. Dahin strebt auch die Volkskunst. Was will und braucht das Volk? Gotische Dome, urkräftige, geistestiefe, säulenstarke, sagenumflüsterte Romantik (S. 361), den einheitlichen Gottesglauben, den Luther zerrissen hat, populäre, ungesuchte Sprech- und Denkweise, ethisches Bewußtsein, den großen Hintergrund des geschichtlichen Gesamtlebens, ehrliche Heimatkunst, Erdständigkeit. „Poesie ist die Gesundheit des Lebens, ein Freudensprung aus den Grenzen des Alltagslebens hinaus". Wir brauchen die Bühne als eine Schule ästhetisch-ethischer Bildung (S. 385). Das Fazit ist, daß uns manches, was uns von Feinden oder Freunden zum Tadel gesagt wurde, vielmehr zum Lobe gereichen muß (S. 366).

6.

Vor kurzem erhielt ich von dem Vertreter eines konservativen russischen Blattes die Aufforderung, mich über die gegenwärtige wirre Lage in Rußland zu äußern. Ich will meine Antwort hieher setzen, weil sie zu unserem Thema gehört:

„Gestatten Sie, sehr geehrter Herr, daß ich Ihre Fragen, was die russische Regierung in diesem Momente unternehmen soll, ob die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes, die Tätigkeit eines Parlaments für die Entwicklung des russischen Volkes günstig sei usw., nicht direkt beantworte. Lassen Sie mich vielmehr einige allgemeine Betrachtungen anstellen.

Digitized by Google

Die gegenwärtige Aufregung in Rußland ist, abgesehen von den unmittelbaren Anlässen, die tiefere Folge der durch längere Zeit hindurch fortgesetzten Wirkung einer Literatur, die negativ, zerstörend, absprechend, verzweifelnd, statt aufbauend, klärend, erhebend gearbeitet hat. Genau so haben vor der französischen Revolution Rousseau, Voltaire, die Enzyklopädisten gewirkt. Gewiß ist eine solche Literatur hier wie dort auch der Ausdruck eines nicht ganz normalen Zustandes. Aber wo in aller Welt gäbe es normale Zustände? Wo gäbe es nicht zu reformieren, zu verbessern? Die wahre Aufgabe einer nationalen Literatur ist es nun, nicht nur auf wirkliche und vermeintliche Mißstände hinzuweisen, sondern auch positiv an der Gesundung, an der Wiedergeburt des nationalen Lebens mitzuarbeiten, indem die grundlegenden Mächte des Volkstums in Sitten und Gebräuchen, in Geschichte und Sage, in Religion und Heimat herausgehoben werden, zur Freude, Hoffnung und Begeisterung der Nation.

Das scheint mir nun im Rußland der letzten Jahrzehnte übersehen worden zu sein, ebenso wie im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. Man wird mir einwerfen, daß man die Literatur nicht in dieser wünschenswerten Weise beeinflussen kann. O doch! Das siebzehnte Jahrhundert in Frankreich verstand dies. Es schuf so nicht nur eine klassische Literatur, sondern auch ein mächtiges nationales Bewußtsein, das alle kriegerischen und politischen Schwankungen überwand. Genau zu der Zeit, da die Könige, die Minister und die Gönner diese Pflege der Literatur aufgaben, erfolgte die Dekadenz auf allen Gebieten.

Aber noch zwei Beispiele aus dem Altertum. Der Politiker Perikles war es, der nach dem Vorgang älterer ebenso weiser Politiker die Großmachtstellung Athens nicht nur durch Waffen, Verträge und Gesetze, sondern noch mehr durch zielbewußte Pflege der Literatur und Kunst begründete. Und nach einer fast hundertjährigen Umsturzepoche der Gracchen und Triumviren waren es Augustus und Mäcenas, die ebenso zielbewußt, so programmatisch durch die Pflege einer regenerativen Literatur auf Grundlage der nationalen und religiösen Traditionen den Geist der Zeit, den Gang des römischen Staates wieder beruhigten und festigten. Sie taten das mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln, ohne gerade Geister ersten Ranges zur Verfügung zu haben.

Eine derartige Literaturpflege ist ein von der ganzen Geschichte bewährtes einfaches und sicheres Mittel. Es ist friedlich und versöhnlich, groß und erhaben. Es wirkt freilich nicht über Nacht. Es ist nicht möglich, nationale Versäumnisse von Menschenaltern in einer Wintersaison gutzumachen. Es ist nicht möglich, den verderblichen Einfluß, den die geistige Anarchie des Literaturmarktes seit zwei Jahrhunderten ausgeübt hat, in kurzer Zeit aufzuheben. Aber es muß damit einmal begonnen werden. Lieber heute als morgen. Und nicht nur Rußland muß damit beginnen, sondern auch alle anderen Staaten und Völker, seien es nun die Regierungen, die Herrscher, die Minister oder seien es einzelne hochsinnige Männer, Gesellschaften und Gesellschaftskreise."

Ich will diesen allgemeinen Erwägungen zwei Lesefrüchte der letzten Woche beifügen. Im „Wanderer" behandelt eine ausführliche Studie Heinrich Federers das literarische Wirken des polnischen Dichters H. Sienkiewicz. Mit Recht wird hervorgehoben, wie positiv, wie aufbauend, wie regenerierend

Digitized by Google

dieser Autor selbst in den Darstellungen aus der Zeit des Unterganges des polnischen Staatswesens vorgeht. Das ist kein politischer Schwindel, das ist die richtige nationale Arbeit. Sie wird ganz von selbst, nachdem sie das Bewußtsein des Volkes geklärt und gehoben hat, auch weitere als bloß geistige Früchte tragen. Die preußischen Hakatisten werden dem polnischen Volkstum, das von einer so zielbewußten, nationalen und religiösen Literatur getragen ist, so lange nichts anhaben können, als sie hinter sich als Kulturkämpfer nur die Miserabilität der Hauptmannschen und Sudermannschen Gestalten haben. Sienkiewicz flößt seinen Landsleuten Stolz, Liebe zum Vaterlande, Glaube, Hoffnung, Selbstgefühl ein, er verjüngt und erhebt sie. Unsere modernen Unklassiker drücken und verelenden ihre deutsche Nation, machen sie zu Affen des französischen, nordischen und slavischen Auslandes, ersticken jede Zuversicht und Lebensfreude im Sumpfe dekadentester Nervenschwäche. Bei der also großgezüchteten Reichsverdrossenheit, was sollen da einzelne gesetzliche oder finanzielle oder militärische Maßregeln nützen!

Ein anderes Bild entrollt in der „Allgemeinen Rundschau" Dr. Karl von Schlickmann unter dem Titel „Der königlich bayerische Hoftheateranarchist". Wir wollen die Münchener Hoftheater und unseren Wiener Kollegen Bahr ganz in Ruhe lassen. Die Moral der Geschichte geht ja uns alle an. Es scheint ja an allen Hoftheatern die Anschauung zu herrschen, daß ihre Leitung nicht wichtiger sei als die eines Restaurants. Aber Theater sind keine gleichgiltigen Erholungsstätten, sie sind für das ganze Volk das, was Schulen für Kinder und Jünglinge sind. Was heute auf dem Theater propagiert wird, das ist in zehn Jahren Eigentum der Universitätsprofessoren und -Hörer, in zwanzig Jahren Eigentum der Gymnasien, in dreißig Jahren Eigentum der Volksschullehrer und damit des ganzen Volkes. Ist es da ein Wunder, daß wir alle der Revolution, der Anarchie zusteuern, wenn deren Prinzipien von Staats- und Regierungswegen mit allen Mitteln und Zuschüssen geradezu der ganzen Nation eingepaukt werden! Es ist nötig, das so gerade herauszusagen, damit sich nicht etwa unsere Lenker dereinst ausreden können, sie hätten es nie gehört, in ihren Handbüchern der Ästhetik stünde so etwas nicht.

Aber nur keine Mißverständnisse! Wir verlangen nicht die Unterdrückung jener destruktiven Literatur, nicht die Aufpäppelung einer schwächlich lobhudelnden Literatur. Wir werden das, was zu tun ist, schon selber besorgen. Es genügt, daß wir unsere Pflicht tun, ungefähr so, wie es der Warschauer Kollege getan hat, und vielleicht mit der Zeit noch ein bißchen besser und stärker und höher.

7.

Die neue, achte Auflage von Wilhelm Lindemanns „Geschichte der Deutschen Literatur", herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. Max Ettlinger, ist wieder ein ausgezeichnetes Rüstzeug im Kampfe für unsere katholische Literatur und Kultur. Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß gerade die Literaturgeschichte hier entscheidend ist. Die Kritik der Romantiker hat einst zu entscheiden gehabt, ob Kotzebue oder Goethe der klassische nationale Dichter sei. Die Kritiker unserer Zeit werden zu entscheiden haben, ob die Poesie der Naturalisten oder die der sie über-

Digitized by Google

windenden Idealisten die Richtung für die Zukunft abgeben soll. Und da ist es entscheidend, daß wir nachweisen können, unser katholischer Idealismus sei nur die richtigste und letzte Konsequenz der ganzen modernen Bewegung.

Es wiederholt sich heute das, was sich vor hundert Jahren vorbereitete. Damals ging aus dem Sturm und Drang des achtzehnten Jahrhunderts mit Notwendigkeit die Romantik hervor, und die folgerichtigste Romantik mündete in den positivsten Katholizismus. Die anderen Wettläufer blieben vor dem Ziele am Wege stehen oder liegen. Heute stellt sich dasselbe heraus. Aus dem Naturalismus der Moderne entwickelt sich folgerichtig der Idealismus und aus diesem heraus gelangt wieder nur der volle Katholizismus zum Ziele. Wir sind die Fortschrittlichsten, die Modernsten. Alle anderen sind rückständig geblieben.

Mit Recht haben die Pleinairisten vorlängst entdeckt, daß es zwischen den Dingen eine sichtbare Luft gebe, von der die Philister meinen, daß sie unsichtbar sei. Nun gut, wir haben mit noch feineren Sinnen entdeckt, daß es zwischen den Dingen geistige Beziehungen, Stimmungen gibt, die noch feiner als jene Lüfte und Düfte sind, die der Grobsinnliche noch leichter übersieht.

Die Realisten fordern Anerkennung der vollen Wahrheit; nun gut, wir gehen konsequent noch weiter und fordern Anerkennung der Realität der Ideen. Sie können uns nie real genug sein.

Die Naturalisten verlangen, daß wir das Reale ohne alle Schönfärberei so darstellen, wie es ist, mit Lust an der allem Wirklichen anhaftenden Mangelhaftigkeit, an dem Staube und Schmutze der Wirklichkeit. Gut, wir lassen uns aus demselben Grunde auch nicht die Lust an den idealsten Dingen verderben, weil sie notwendig vom Staube des Alltagsbesudelt werden müssen.

Unser moderner Realismus und Naturalismus fordert so die realste Erscheinung der Ideen, die positivste Kirchlichkeit, die konkreteste, praktischeste Religiosität, nicht eine himmelblaue und rosarote des Ästhetizismus.

Aber der moderne Geist ist noch kühner, er fordert den ungeheuerlichsten Fortschritt; er fordert den „Übermenschen", der sich ganz von den Schranken der engen Zeitlichkeit befreit, der neue höchste Daseinsbetätigungen sucht. Vortrefflich! Das ist es ja gerade, was nur wir Katholiken, ohne Gefahr zu scheitern und verrückt zu werden, erreichen können. Ja, gewiß, wir fordern und haben diese volle „Übernatur", die allein dem Übermenschen einen Sinn gibt.

Dies alles nachzuweisen, muß die höhere Aufgabe einer modernen Literaturgeschichte sein. Und das leistet der neue Bearbeiter in vortrefflichster Weise, so weit das eben Erscheinungen der neuesten Zeit gegenüber möglich ist. Er schließt die ganze Darstellung mit dem Kapitel „Der Naturalismus und dessen Überwindung". Darin wird den katholischen Autoren in ihrer Gegenüberstellung zu den noch naturalistisch rückständig gebliebenen die volle Gerechtigkeit zugeteilt.

Wir haben, wie gesagt, gar keine Veranlassung, die Naturalisten als unsere Gegner zu betrachten. Sie sind unsere Bahnbrecher, unsere Vorgänger, aber sie sind leider auf einem von uns bereits überwundenen Standpunkt stehen geblieben. Wir halten sie also nur für etwas rückständig, für etwasweniger genial.

Die in diesem letzten Kapitel behandelten Namen der Naturalisten und Übernaturalisten sind: Nietzsche, Bleibtreu, Conradi, Conrad, Bahr,

Digitized by Google

H. und J. Hart, Kirchbach, Holländer, Bölsche, Schlaf, Holz, Hauptmann, Halbe, Schnitzler, Hartleben, Ernst, Ruederer, Sudermann, Kretzer, Polenz, Böhlau, Viebig, Hegeler, Dehmel, Henckell, Stern, Liliencron, Falke, Vierordt, Weigand, George, Hofmannsthal, Busse, Jacobowsky, Eschelbach, Welter, Münchhausen, Puttkamer, Strauß und Torney, Benzmann, Avenarius, Lienhard, Bethge, Knodt, Witkop, Pöllmann, Eichert, Trabert, Kralik, Krapp, Flaskamp, Hlatky, Spitteler, Chr. Wagner, Huch, Hesse, Siegfried, E. Strauß, Mann, Frenssen, Kröger, W. Fischer, P. Keller, Handel-Mazzetti, Greif. Dabei wird den Katholiken volle Gerechtigkeit gezollt.

Welche Veränderungen aber wird diese Übersicht nach etwa zehn Jahren aufweisen! Die zweite, traurigere Aufgabe der Geschichte ist ja nicht nur die Erhaltung des Bleibenden, sondern auch die methodische Ausscheidung des bedeutungslos Gewordenen. Ettlinger teilt im Vorwort mit, daß trotz der größten kritischen Zurückhaltung diesmal immerhin bereits rund 250 Namen in Fortfall kamen, denen nur etwa 80 neuaufgenommene gegenüberstehen. O Eitelkeit der Eitelkeiten! Was ist literarischer Ruhm! Was die angebliche geschichtliche Unsterblichkeit! Was sind Namen! Wer kennt den Namen des Nibelungendichters? Was geht es uns an, ob er jemals gelebt hat! Nur die Werke bleiben. Nein, auch diese kaum. Aber was da bleibt, das sind die guten oder bösen Wirkungen, die jeder Autor mit jedem Werk auf seine Leser ausübt und seien es deren auch nur wenige.

Das möge sich jeder, auch der bescheidenste Autor zum Troste gesagt sein lassen, daß seine Arbeit für die Kultur nie verloren geht. Er stärkt damit entweder die gute oder die schlechte Seite. Es ist eine große Verantwortlichkeit, die auf ihn gelegt ist. Aber eine nicht geringere hat der Kritiker, der Literaturhistoriker zu tragen. Wir freuen uns, in diesem Falle eine so treffliche Lösung einer der schwersten Aufgaben konstatieren zu können. Auf andere Seiten des Werkes werden wir noch zurückkommen.

8.

Wenn wir Klarheit auf dem Gebiete der modernen Literatur anstreben, so muß vor allem eine Gruppe von Fragen einer eindeutigen Beantwortung zugeleitet werden. Gibt es eine spezifisch katholische Literatur? Ist eine religiöse Literatur berechtigt? Wer ist ein katholischer Literat? Ist es die Aufgabe der katholischen Literatur und Kritik, uns zu zeigen, daß ein katholisch Getaufter auch allenfalls formell gediegene Werke hervorbringen kann und soll? Oder sollen wir auch katholischen Gehalt verlangen und erwarten? Bekanntlich wogt der Streit um diese Probleme in der Kritik und Produktion der letzten Jahre immer erregter auf nieder. Versuchen wir es, diese Fragen möglichst sachlich, vom Standpunkte der allgemeinsten Ästhetik zu lösen. Um ganz aktuell zu sein, halten wir uns an einige Aussprüche der eben erschienenen achten Auflage von Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur.

Es ist das Verdienst des neuen Herausgebers und Bearbeiters (Max Ettlinger), daß er sich gleich im Vorworte die richtige Ansicht Lindemanns aneignet: „Ich will nicht die Personen auf ihren Taufschein hin prüfen, sondern nach ihren Werken richten." Dies ist noch in einem weiteren Sinne richtig als in dem vielleicht ursprünglich gemeinten. In der Tat, es wäre

Digitized by Google

überflüssig und albern, die deutsche Literatur in die zwei Lager der katholisch und der nichtkatholisch geborenen, getauften und erzogenen Schriftsteller einzuteilen und nun zu prüfen, welcher Teil bessere Verse, reinere Reime, feinere Stimmungen, neuere Effekte, größere und zahlreichere Talente, wirkungsvollere Technik aufzuweisen hat.

Was für den Literarhistoriker und Kritiker absurd wäre, das ist es auch für unsere Zeitschriften. Wenn es absurd ist, die Autoren nach diesen Kategorien abzuteilen, dann wäre es auch fast überflüssig, katholische Revuen für Kritik und Produktion zu gründen, die sich nur dadurch von den nicht katholischen unterschieden, daß sie ein katholisches Publikum um sich versammeln, ihm aber im wesentlichen dieselbe Literatur bieten, nur daß man etwa das, was ein katholisches Gemüt direkt verletzen könnte, etwas mehr zurückhält. Gewiß hat auch das seinen Wert, aber es ist nicht alles. Es ist damit nur die negative Seite des Problems berührt, nicht die positive. Es ist ein anständiges, aber kein begeisterndes, kein hohes Ziel.

Wie ich das meine, möchte ich an der Betrachtung einer anderen Stelle besagter Literaturgeschichte zeigen. Es heißt da bei der Übersicht über unsere klassische Literaturepoche: „Nun bezweifeln wir keinen Augenblick, daß, so unnatürlich dies in der christlich gewordenen Welt ist, eine hohe Blüte der Poesie selbst bei der Abwendung vom Christentum möglich, daß sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tatsächlich gewesen ist. Das aber bleibt unerläßlich, daß dem Dichter mit dem religiösen nicht auch zugleich der poetische Glaube an seine Gestalten abgehe" (S. 536).

Ganz recht, die hohe Blüte unserer klassischen Literaturepoche erkennen wir völlig an, wir freuen uns ihrer und haben immer erklärt, daß hier der Ausgangspunkt aller künftigen neuen Versuche bleiben wird. Aber gut, nehmen wir das Programm der Klassiker mit voller Entschiedenheit an und vergleichen wir ihre Leistung mit ihren Idealen! Was wollten sie denn? Wie der Name richtig bezeichnet, Klassizität. Die Klassizität der antiken Klassiker. Ein Epos, wie es Homer und Vergil als Muster aufstellten, eine Tragödie und Komödie, wie sie Sophokles, Euripides und Aristophanes schufen, wie sie Aristoteles beschrieben, wie sie die englische Renaissance des Shakespeare, die französische des Corneille, die spanische des Calderon fortführte; eine Lyrik, wie man sie in Sappho, Anakreon, den Epigrammatikern, in Pindar, in Ovid, Horaz, Tibull, Catull, Properz bewunderte.

Waren nun jene Dichter der klassischen Antike, die Muster unserer Klassiker, schon mit einem bloß poetischen Glauben an ihre Gestalten zufrieden? Nein, weder sie noch ihr Publikum, sondern sie hatten und forderten den religösen Glauben als selbstverständlich, und zwar umso mehr, umso sicherer, je klassischer sie waren. Ja, es ist das Wesen der antiken klassischen Literatur im Gegensatz zu jeder unklassischen, dekadenten, gemeinen und niedrigen, daß sie ganz und gar aus dem positivsten Glauben, aus dem realsten Kult, aus der autoritativsten Religion hervorgeblüht ist. Und überall dort, wo sonst eine hohe Literaturblüte zu erkennen ist, zeigt sie denselben Ursprung.

Das gilt von indischer und persischer Literatur, das gilt von Dante und Shakespeare, von Calderon und Racine, das gilt vor allem von der nicht minder klassischen Literaturblüte des deutschen Mittelalters.

Digitized by Google

Wenn wir mit diesem Resultat geschichtlicher und ästhetischer Betrachtung unsere zweite Literaturblüte betrachten, so müssen wir hier wohl einen Zwiespalt zwischen ihrem klassischen Programm und ihrer literarischen Praxis konstatieren. Unsere Klassiker haben einfach übersehen, daß zur Vollendung einer wahren klassischen Literatur nicht nur der poetische, sondern der reale religiöse Glaube nötig sei.

Indem wir diesen relativen Mangel aufdecken, wollen wir uns gar nicht die Freude an all den positiven Schönheiten verderben lassen, die uns von ihnen so reichlich geboten werden. Nein, wir wollen unsere Klassiker in vollen Ehren halten, aber wir wollen uns aus ihrem Vorgehen eine Lehre für unser gegenwärtiges Schaffen ableiten. Wir wollen ihre Arbeit ihrem Programm gemäß konsequent fortsetzen. Wir wollen wo möglich noch klassischer sein als sie, so klassisch wie die antiken Klassiker. Das können wir aber nur durch gleichen religiösen Gehalt in der vollendetsten Form. Die katholischen Literaten sind also nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet in dieser Beziehung und sie haben in ihrer Religion tatsächlich das größte ästhetische Hilfsmittel. Dies also ist es, was uns die Berechtigung einer kath. Literatur schon vom rein ästhetischen Standpunkte aus zu erweisen scheint.

9.

Die neuen Gedichte Franz Eicherts, unter dem Titel „Kreuzesminne" als der „Kreuzlieder" zweiter Teil bei Fr. Alber in Ravensburg eben erschienen, werden zum tieferen Verständnis des Dichters und der spezifisch katholischen Lyrik wesentlich beitragen. Denn der eigentliche Eichert ist nicht mit den politischen Streitgedichten, den Schwertliedern und anderen Programmdichtungen erschöpft. Um Eichert ganz gerecht zu werden, muß die Kritik etwas tiefer schürfen, sie muß nicht bei dem ästhetischen Kinder-A-B-C von der Interesselosigkeit des Schönen Halt machen, sie muß vielmehr außer dem Gymnasium der Gedankenringkunst auch noch die Hochschule der universalen einheitlichen Weltanschauung durchgemacht haben. Angesichts des Unverstandes manches vermeintlich überlegenen Standpunktes darf Eichert trotz aller schönen Erfolge mit berechtigter Bitterkeit sagen:

Ich hab', was die Welt stets vermied,
Doch was die Zeit nicht verweht.
Und alles das ist mein Lied —
Und Einer ist, der es versteht.

Diesem Verständnis nahe zu kommen und unser Publikum dahin zu führen, das sollten wir nicht so leicht übersehen, wir, die wir uns doch so viele Mühe geben mit jenem sehr fraglichen Tiefsinn lyrischer Akrobaten, die ihren Mangel an Klarheit und Kraft mit höchster Kunst verschleiern.

Eichert läßt uns ganz neue, überraschende Stimmungen entdecken, die nur von seinem Aussichtspunkte zu entdecken waren. Zum Beispiel:

Hoch schau' ich auf die Stadt herab,
Das große übertünchte Grab
Voll Sünde, Täuschung, Leid und Schmerz —
Und doch, wie nah' des Heilands Herz!

Digitized by Google

Ein Türmlein hier, ein Türmlein dort:
Ich zähle sie, da zieht ein Wort
Mir still und selig durchs Gemüt,
Und sieh', wie jetzt die Wüste blüht:
Überall Jesus.

Dieser Gedanke wird nun weiter ausgeführt. Der Realismus der modernen Großstadtpoesie bleibt oft nur am Äußerlichsten haften. Sie sucht mit Recht alles auf, was poetisch noch unverbraucht erscheint, was neue Aussichten eröffnet. Es gibt aber nichts Realistischeres, Poetischeres, Unverbrauchteres, als der hier von Eichert entdeckte Standpunkt ist. Auch nichts Demokratischeres, wenn man will. Dieser höchst reale Gegensatz von positiver Religion und von Gleichgiltigkeit ist ein immer aktuelles, höchst dankbares Motiv der Poesie. Hier zeigt sich die Überlegenheit des katholischen Standpunktes, er übertrifft an Fruchtbarkeit der realen und künstlerischen Motive, an Kühnheit und Kraft alles andere, mag es sich noch so sezessionistisch gebärden.

Ebenso neu geprägt in symbolisch gesättigter Stimmung ist ein anderes Lied weltüberwindender Gelassenheit mit dem Refrain in jeder Strophe: „Und Gras wuchs drüber — ein Kreuzlein d'rauf!" oder wenn der Dichter nach rastloser Lebenswanderung ein Kreuz am Wege sieht und die Mahnung fühlt: „Ich bin am Ziel. Hier will ich ruh'n." Sein ungetrübter Blick für das Reale, für den Kern der Sache, läßt ihn von den „Weltchristen" sagen:

Das Kreuz ist ihnen nicht modern genug,
Sie putzen 's auf mit buntem Flitterwahn
Und zieh'n ihm stolz den Purpurmantel an,
Den Weltweisheit schon längst zu Fetzen trug.

Ganz recht wird hier dieser Wahn als selber unmodern, als rückständig gekennzeichnet.

Und ganz mit Recht wird das Kreuz als die einzige und letzte Lösung der sozialen Frage erkannt:

O Armut mit dem Kreuze — Segensflut,
O Armut ohne Kreuz — Vernichtungswut!

Aber nicht nur den Armen, auch den Reichen, den Herrschern der Welt wird das Kreuz mahnend und eindringlich vorgehalten.

Es liegt darin eine Philosophie des Leidens, eine Ausschöpfung der ganzen Bedeutsamkeit, die der historische Kreuzestod zugleich als tiefstes Symbol alles Menschlichen und Göttlichen hat, die Erkenntnis, daß es hier auf Erden keine leidlose Utopie gibt, kein Schlaraffenland, das man leichtgläubigen Schwärmern vortäuschen kann, sondern daß aller Segen von der Mühe und Arbeit, alle Lust vom Leid, alles Heil vom Kreuze kommt:

Deinen Starken, Deinen Großen
Wird die Kreuzlast nie zu schwer,
Ja, sie tragen nur nach Rosen,
Die am Kreuze blüh'n, Begehr.

Digitized by Google

Das am Kreuz des Leidens vergossene Blut ist der Wein der Starken:

Wie kann ich doch gesunden?
Und wieder mächtig sein?
Herr, gib aus Deinen Wunden
Mir starken Lebenswein!

Darum finden wir den besten Trost bei der Dolorosa:

Herz! O, willst Du wie die Eichen
Fest in Gott gewurzelt steh'n,
Lerne mit der schmerzensreichen
Mutter unterm Kreuze steh'n!

Darum kann die wundervolle Kreuzesblume nur auf rauhem Grunde in Nacht, im tiefsten Leid gepflückt werden:

Wenn Dir stille steht der Zeiten Lauf,
Blüht die Blume Deines Kreuzes auf!

Darum nennt der Dichter sein Dichten ein „gekreuzigtes Lied". Drum sagt er:

Ich bin der Sänger der dunklen Lieder,
Die aus dem Herzblut der Ärmsten quellen.
Ich hab' die Harfe mit erz'nen Saiten,
Die Wunden schlagen dem Harfenschläger.

Das Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen ist seine Muse:

In die Hütten bin ich gegangen,
Wo sie bleichen, die roten Wangen,
Wo sie welken, die roten Rosen —
Bin gegangen zu Freudenlosen.

So sucht er auf einsamen Pfaden

Lichtseelen, die leidbeladen
Erglänzen von Kreuzesgnaden.

In dieser Weise dringt Eichert immer tiefer in die Rätsel des Lebens, in die „modernsten" Probleme von Leid und Glück ein. Ihn führt an der einen Hand sein Talent, an der anderen sein Glaube. Wir brauchen auf diesen Pfaden beide Führer. Es ist ein Irrtum der Ästhetik, wenn sie manchmal meint, den zweiten Führer ersparen zu können. Mit einer solchen Sparsamkeit gäbe es kein Weiterkommen.

10.

Vor kurzem hat Universitätsprofessor Minor eine neue Titelauflage der schon im Jahre 1882 herausgegebenen Jugendschriften Friedrich von Schlegels besorgt und in einer Selbstanzeige dieser Publikation darauf hingewiesen, daß er mit ihr seinerzeit einer neuen Richtung unserer Literaturströmung um zehn Jahre vorausgeeilt sei und deshalb keinen unmittelbaren Erfolg gehabt habe. Tatsächlich hat seit dem Anfang und der Mitte der Neunzigerjahre ein neues Interesse für die romantische Poesie angehoben. Man hat nicht nur über die Romantiker geschrieben, Neuausgaben ihrer Werke ver-

Digitized by Google

anstaltet, sondern man hat auch wieder begonnen im romantischen Sinn zu dichten. Romantische Lyrik, romantischer Roman, romantisches Drama sind in Aufschwung gekommen. Die Mode des Naturalismus, die ein Jahrzehnt vorher alles überwältigt zu haben schien, die wie für die Ewigkeit alles andere abgetan zu haben wähnte, war über Nacht von einer neuen Mode abgelöst. Das ist heute nach einem weiteren Jahrzehnt, so unverkennbar, daß mit Recht sich schon wieder Stimmen gegen falschen modischen Romantizismus erheben. Soweit diese Stimmen von einigen Rückständigen herrühren, die die ganze Neuromantik verschlafen haben und noch immer als Naturalisten an der Spitze der Entwicklung zu marschieren wähnen, können wir sie ignorieren. Aber es ist in der Tat an den Kennern und Schätzern der Romantik, eine große Gefahr abzulenken. Nicht die wirklichen Romantiker sind gefährlich, sondern die falschen, die heuchlerischen, die sich selbst und andere belügen, jene, die nicht wissen, was Romantik ist.

Nun, was ist sie denn? Ist sie Phantastik, Formlosigkeit, Schwärmerei, Subjektivismus, Willkür? Nein. Romantik ist — wenn wir der Sache selber, so wie sie sich in den romantischen Schulen entwickelt hat, auf den Grund gehen — nichts anderes als Genialität im Gegensatz zu Pedanterie und Philistertum.

Es ist vor kurzem in einem faksimilierten Neudruck die Schrift von Klemens Brentano erschienen „Der Philister vor, in und nach der Geschichte". Das ist so recht die Programmschrift der Schule. Dieser Standpunkt erklärt es auch, wieso die Frühromantik der Neunzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer unbändigen Neuerungssucht ganz methodisch übergehen mußte in die Romantik, die den vollen praktischen Katholizismus erfaßte. Görres, ihr Hauptanführer, machte diese konsequente Entwicklung bekanntlich am bewußtesten durch.

Es ist also wichtig, daß wir uns auch dessen bewußt werden und es festhalten: Der Standpunkt der Genialität fordert die Bekämpfung jenes Philistertums, das sich im Rationalismus, im Naturalismus, in der Leugnung alles Metaphysischen, alles Religiösen, alles Kirchlichen charakteristisch äußert. Philister sind die bloßen Formalisten, die Ästheten, ebenso wie die Materialisten und Naturalisten. Philister sind die einseitigen Verehrer der Technik, der Mache, ebenso wie die Nachahmer, die feige rechts und links hinschielen, ob es auch andere so machen, ob sie nicht auffallen. Romantisch und genial aber ist es, die größten und gewaltigsten Sachen rücksichtslos zu sagen. Philisterhaft und pedantisch ist einerseits der Standpunkt Zolas und seiner Nachahmer, wie andererseits der Tolstois, der alles mit Stumpf und Stil hinwegreformieren will. Pedantisch und philiströs ist jene sich als frei und voraussetzungslos gebärdende Richtung, die von der Aufklärung an bis zum jungen Deutschland und dessen Emanzipation des Fleisches, von da bis zu der Überbrettelkultur der Moderne geht, eine Richtung, von der es in Auerbachs Keller treffend heißt: „Wie sich die platten Burschе freuen!" Und: „Gib nur erst acht, die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren".

Dagegen haben die Romantiker schließlich die positive Kirche erfaßt, weil sie hier den Standpunkt der Genialität vollendet fanden. Ein geistreicher Freund hat unlängst in einem Gespräch, da von diesem Probleme die Rede war und ein Gegenredner unseren Standpunkt zu wenig freigeistig fand,

Digitized by Google

die treffende Antwort gefunden: „Eure Freigeisterei genügt eben noch nicht; ihr müßt so freigeistig werden, um sogar den katholischen Standpunkt zu verstehen.“ Gewiß, denn er ist der tiefste, der am wenigsten philiströseste, der universalste, der idealste und zugleich der allerrealistischeste, mit einem Wort, der Standpunkt der Genialität.

Alle Rückständigkeiten und Inferioritäten auf Seiten der katholischen Literatur sind nur eine Folge der Mißverkennung dieses Standpunktes. Manche unserer Literaturherolde sind noch allzusehr Philister in dieser Beziehung. Sie getrauen sich nicht, jene hohe, einzig klassische, nationale Literatur zu proklamieren, die allein von unserem Standpunkt aus möglich ist. Zu diesem Zwecke haben wir ja das bekommen, was allen nutzen kann. Der Standpunkt der Genialität kann allein der des heiligen Geistes sein.

11.

Das Testament des Hofrates Professor Anton Menger gibt uns Gelegenheit, wieder die große Bedeutung der Literatur für die Praxis zu betonen. Es ist, ganz abgesehen von dem Standpunkte, auf den man sich stellen mag, bedeutsam, daß ein Gelehrter, der praktische politische Ziele anstrebte, ein bedeutendes Vermögen nur der Förderung einer Literatur gewidmet hat, die seine Parteiansichten und Zwecke unterstützen soll.

Das ist gewiß richtig gefühlt und gedacht. Die sozialdemokratischen Ziele können sicher durch eine zielbewußt gepflegte Literatur nur unterstützt werden. Ebenso wie etwa davon abweichende Ziele. Worauf beruht denn die ganze nun gewiß praktisch sehr bedeutsam gewordene sozialdemokratische Bewegung? Auf ein paar Büchern. Und diese beruhen auf philosophischen Anschauungen über Geschichte, Recht, Staat, Kultur, Welt und Natur, auf Hegel und seinen Popularisierern. Ja, die neue Staats- und Sittenlehre Anton Mengers ist, wie man weiß, hauptsächlich der Begeisterung für Rousseau entsprossen, also von so einseitig „literarischer“ Abstammung wie nur möglich.

Auch die anscheinende wissenschaftliche Einseitigkeit des verstorbenen Gelehrten ist eine Folge einseitiger Literaturkenntnis. Er will das, was nicht den Stempel des Demokratischen, des Sozialistischen, des Antiorthodoxen hat, ignoriert wissen. Das wäre nicht möglich, wenn nicht die Literaturentwicklung der letzten Jahrzehnte sich ihm sehr einseitig dargestellt hätte. Unser Gelehrter hätte sonst zur Erkenntnis kommen müssen, daß es überhaupt keine politische Literatur gibt als eine im weitesten und wissenschaftlichsten Sinne demokratische, wenn man nämlich als selbstverständlich annimmt, daß zum „Demos“ nicht nur die Fabriksarbeiter und ihre nicht ganz gleichartigen Führer, sondern auch die übrigen Stände vom Bauer an gehören. Er hätte sonst zur Erkenntnis kommen müssen, daß es überhaupt keine nationalökonomische Literatur gibt als nur eine sozialistische, da, vielleicht nur mit Ausnahme der theoretischen Anarchisten, sonst alle Parteien darüber einig sind, daß der Mensch ein soziales Lebewesen sei. Und wenn der Testator endlich als dritte Bedingung der durch sein Legat zu unterstützenden Literatur verlangt, daß von theologischen Schriften nur die antiorthodoxen berücksichtigt werden sollen, so hätte ihn eine reichere Literaturkenntnis darüber orientieren können, daß es in der Theologie überhaupt schwer sein wird,

Digitized by Google

viele Bücher zu finden, die von allen sich als orthodox Dünkenden auch wirklich für orthodox angesehen werden. Es gibt keinen Index der orthodoxen Bücher und kann keinen geben. Nicht einmal das »Encheiridion Symbolorum et Definitionum« von Denzinger, das doch lauter Unzweifelhaftes geben will, ist, wie einige Haarspalter meinen, über jeden Zweifel erhaben.

Die katholischen Literaten sind allerdings in einem Hauptpunkte sowohl unter sich einig wie auch mit allen aufrichtigen Denkern, nämlich in dem Grundsatz: Salus reipublicae suprema lex esto. Freilich, worin im einzelnen das Heil des sozialen Körpers liegt, darin kann man ebenso vom katholischen Standpunkte verschiedener Ansicht sein, wie man es tatsächlich noch viel mehr vom nichtkatholischen ist. Oder gibt es einen orthodoxen Sozialismus? Eine orthodoxe Antiorthodoxie? Gibt es eine der vielen sozialistischen Parteien, die in etwas anderem einig wären als in gewissen gemeinsamen Negationen?

Übrigens freut es uns, daß Anton Menger wenigstens „theologische" Schriften im allgemeinen zugelassen hat. Das ist ein Fortschritt gegen seine eigenen theoretischen Schriften, die einen Menschen als Typus annehmen, der keine höheren geistigen, idealen, seelischen Aspirationen hat. Man bekommt aus ihnen fast den Eindruck, als ob er vergessen hätte, daß die Menschen auch Köpfe und ein Herz haben. Das ist aber gewiß nicht seine volle Ansicht. Die von ihm geplante Stiftung wird, wenn sie unparteiisch verwaltet wird, beweisen, daß zum Heil des Volkes auch das „Theologische" gehört, das, was den Menschen vom Tier, den Staat vom Stall unterscheidet, sie wird beweisen, daß, wie Robespierre einmal gesagt hat, der Gottesbegriff der allerdemokratischeste ist, daß, wie die Kulturgeschichte lehrt, die katholische Kirche Europa allein vor einer asiatischen Despotie bewahrt hat. In dieser Betonung der höheren geistigen Interessen sind sich alle Katholiken einig.

Wenn die Mengersche Stiftung hier unwissenschaftliche und unhistorische Lücken aus Mangel an Voraussetzungslosigkeit offen ließe, dann müßten wir sie opferwillig ausfüllen zum vollen Heil des Volkes, für das seit neunzehn Jahrhunderten die katholische Literatur unablässig tätig ist.

12.

Wenn es sicher ist, daß das Amt eines Literaten von einer fast unübersehbaren Wichtigkeit ist, so steigert sich damit seine Verantwortlichkeit. Es ist nicht auszusagen und auszudenken, was leichtfertig und leichtsinnig hingeschriebene Bücher schon geschadet haben. Sie haben ganze Reihen von Generationen sittlich, geistig und körperlich vergiftet, umso sicherer, je größer der ästhetische Wert ihrer Form, Sprache, Komposition, Witz, Anmut, Klassizität war. Vielleicht auch umso sicherer, je weniger diese Wirkung durch böse Absicht bezweckt wurde, wenn sie nur der Lässigkeit des Autors entsprang, wenn er nur aus virtuosem Gefallen spielen wollte mit Gedanken, die er selber gar nicht verbreitet wissen wollte, die er gar nicht propagieren wollte. Er hat sie vielleicht nur bei sich selber versuchen wollen, er hat gedacht, sie nur reifen Lesern zur Prüfung oder zur Meditation mitzuteilen, er dachte, daß nie eine unreife Jugend daran Feuer fangen könnte. Er hat vielleicht sogar ausdrücklich dagegen protestiert. Aber was hilft das! Wer weiß nicht, daß gerade die bedenklichsten Dinge am sichersten in die Hände derer kommen, für die sie am wenigsten bestimmt und geeignet sind!

Digitized by Google

Der auch von einem Teile der katholischen Kritik vertretene Grundsatz, daß man Schönheit und Moral getrennt bewerten müsse, ist falsch und beruht auf einem Mißverständnis der Ästhetik. Aber wie viele von unseren Kritikern sind ästhetisch gebildet! Wie viele haben auch nur einen Katechismus jener Ästhetik durchflogen, in deren Namen sie unfehlbare Urteile zu verkünden vorgeben!

Kurz gesagt, beruht ihr Irrtum darauf: es ist gewiß richtig, daß die Prinzipien des Schönen sich theoretisch dadurch von denen des Guten unterscheiden, daß jene auf der Anschauung, auf dem Eindruck, diese auf dem Willen und dem Gewissen beruhen. Man kann und muß beide scheiden und wissenschaftlich getrennt behandeln, ebenso wie man die Wärme und das Licht in der Physik getrennt behandeln muß, obwohl sie beide von derselben Sonne kommen. Gewiß, Moral und Ästhetik sind etwas ganz Verschiedenes, aber es kann nichts Moralisches geben, das nicht eben dadurch auch schön wäre, es kann nichts wahrhaft Schönes geben, das nicht eben dadurch auch gut wäre.

Die Gegner einer moralisierenden Kunst sind allerdings mit Recht abgestoßen von einer philiströsen, unkünstlerischen Darlegung einer Philistermoral. Aber Gott bewahre uns davor, daß wir das Philiströse mit dem Moralischen verwechseln! Wenn schlechte Dichter und niedrige Moralisten das tun, so dürfen das doch nicht die Kritiker, außer wenn sie Gefahr laufen wollen, auch selber als schlechte Kenner des Schönen und des Guten, als Philister sich zu verraten.

Durch diese theoretischen Klarlegungen wollte ich mir die Bahn ebnen zur Würdigung eines modernen Literaten, bei dem man wohl mit Recht die Geradheit, die Rechtschaffenheit, die Überzeugungstreue mit Ausschluß jeder Streberei und jeder aufdringlichen Tendenzsucht als die charakteristische Schönheit seiner Schriften bezeichnen kann. Das ist der Schmuck, der seine sonst mit Absicht jeden falschen Schmuck verachtenden Werke zu Kunstwerken macht, so sicher und so gewiß, als man einen tüchtigen Mann („Justum ac tenacem propositi virum") nicht nur für einen moralischen, sondern auch für einen ästhetischen Typus erklären kann.

Ich rede von Karl Domanig; er hat in jüngster Zeit durch eine neue Auflage seines „Abt von Fiecht" und eine vermehrte Auflage seiner „Kleinen Erzählungen" wieder seine Freunde erfreut. Beide Veröffentlichungen haben schon längst die verdiente Würdigung erfahren. Die Kritik hat aber auch die interessante Aufgabe, sein dramatisches Schaffen, das sich dem Verständnis unserer Zeit spröder gegenüberstellt, zum Gesamtbild des Dichters zu stimmen. In seinen bürgerlichen Dramen „Der Idealist", „Der Gutsverkauf", im Roman „Die Fremden" stellt er immer die Tüchtigkeit dem Schwindel gegenüber in einfacher, sicherer, rücksichtsloser Zeichnung. Es ist begreiflich, daß sich die Getroffenen das nicht gerne gefallen lassen. In seiner Trilogie „Der Tiroler Freiheitskampf" stellt er als Tiroler mit derselben Tüchtigkeit die Kerngestalten des Speckbacher, des Kronenwirts von Hall und des Sandwirts hin. Ein lockendes, oft behandeltes Problem. Neben Immermann, Auerbach, Kranewitter, Scala ist die Bearbeitung Domanigs jedenfalls die stärkste, schon durch ihre Disposition die großartigste. Das dramaturgische Problem ist freilich ein sehr schwieriges. Als Schiller den „Tell" dramatisierte, hatte er den Stoff schon in der Chronik stilisiert vor sich. Goethe half sich im „Egmont" durch Liebe und Lyrik. Wir Modernen leiden bei derlei moderneren

Digitized by Google

Stoffen unter der Geschichtsschreibung, die alles entpoetisiert. „Andreas Hofer" ist uns durch sie heute schon fast so zerflossen, wie es Tell nach Schillers Zeit durch die Kritik wurde. Wir modernen Dichter haben leider keine uns vorarbeitenden Historiker, wie Shakespeare sie an Holinshed und Plutarch hatte, an den Novellen und Sagen. Wollen wir mit gleichen Bedingungen mit den Klassikern in den Wettkampf eintreten, so ist zu raten, auch so, wie Shakespeare es tat, solche Stoffe, die bereits von Generationen vorbereitet wurden, der letzten Vollendung zuzuführen. Aber darum wollen wir das, was gegen diesen Rat mit Glück ausgeführt wird, nur umso mehr anerkennen.

13.

Es mag nun Zeit sein, in aller Ruhe eine literarische Angelegenheit zu berühren, über die bereits eine leichte Schneedecke gefallen ist. Einige Wiener Literaturfreunde, darunter der Schreiber dieser Zeilen, hatten an den Literaturhistoriker A. Baumgartner einen Brief gerichtet, der vor allem bezweckte, den Eindruck einseitiger Kritiken aufzuheben und zu verhüten, daß nicht etwa die Vollendung der „Weltliteratur" darunter Schaden leide. Der Zweck war ein sachlicher, kein persönlicher, ein irenischer, kein polemischer. Es soll ja unsere Aufgabe sein, alle Kräfte der katholischen Literatur zusammenzufassen, nicht sie gegeneinander auszuspielen. Das können nur unsere Feinde wünschen.

Die gegenseitige Kritik soll durchaus nicht ausgeschlossen werden. Im Gegenteil. Gewiß ist unserer Literatur neben der Unkenntnis und der Ignorierung nichts schädlicher als kritikloses Loben. Ja man könnte in paradoxer Weise sagen, daß ein Autor, ein Werk, eine Richtung erst dann als durchgedrungen anzusehen ist, wenn das Fegefeuer rücksichtsloser Kritik darüber gekommen ist. So ist z. B. Shakespeare erst von dem Augenblick eine europäische Berühmheit geworden, als ihn Voltaire einen „betrunkenen Wilden" nannte. Das war die entscheidende Reklame.

Auch die katholische Tendenz oder die Zugehörigkeit zu einem Orden soll kein Werk vor der Kritik schützen. Aber andererseits ist es ebenso ungerecht und vorurteilsvoll, eine entschiedene Tendenz aus der Kunst auszuschließen oder einen Orden wegen seiner habituellen Haltung anzugreifen.

Niemand soll von dem Amt der Kritik ausgeschlossen sein. Auch der jüngste und unversuchteste unserer Mitstreiter sei willkommen, wenn es ihm gelingt, einen Fehler, einen Mangel, eine Unwahrheit oder Unechtheit zu entdecken und zur Verbesserung, zur Hebung und Erhöhung beizutragen. Es gibt keine Ersitzung des kritischen Richterstuhles. Wir produzierende Literaten wollen auch nicht so mißgünstig sein, uns allein die Kritik vorzubehalten und den auszuschließen, der bisher nichts getan hat als zu kritisieren und zu referieren. Nein, auch Kritik und Referat kann positiv, kann produktiv sein. Und sie ist uns willkommen, wenn sie positiv und produktiv ist, wenn sie umwertend nicht nur Werte zerstört, sondern schafft. Seien wir nur strenge gegen einander, aber nicht hämisch, nicht mißgünstig, nicht schadenfroh.

Die Kritik, die an dem fünften Band der Weltliteratur geübt wurde, gipfelt in zwei Vorwürfen, die ich hier prinzipiell beleuchten möchte. Die einzelnen Versehen zu bemerken, ist an sich löblich; aber jeder, der Produktion und Kritik seit Jahren verfolgt hat, weiß, daß kein Werk des berühmtesten

Digitized by Google

Professors von Versehen frei ist, daß die Kritik und der Autor dies als selbstverständlich annimmt. Der wohlwollende Kritiker verwandelt sich hier in den Mitarbeiter und der Autor ist für solche Mitarbeit dankbar. Aber gewöhnlich hat er selber die Versehen schon längst bemerkt und ist gewöhnlich der erste, der darauf aufmerksam macht. Wer nur etwas Einblick in das literarische Getriebe hat, weiß, wie nachsichtig man gegenseitig solchen fast unausweichlichen Verstößen gegenüber ist, in dem Bewußtsein, daß dergleichen uns gerade da passieren kann, wo wir uns unserer Sache am sichersten wähnen. Wichtiger ist der Vorwurf, daß die Weltliteratur im fünften Bande gewisse Richtungen nicht ihrer Bedeutung entsprechend würdige. Da müssen wir aber doch entschieden das Recht des kritisierten Literaturhistorikers verteidigen, sich selbst mit der allgemeinen Meinung in Widerspruch zu setzen und eine ganze Richtung für unbedeutend zu erklären, die andere für bedeutend halten. Das tut Baumgartner z. B. mit der Richtung des „experimentellen Romans". Das ist sein Recht. Und übrigens gibt ihm da schon das vorgeschrittenere Urteil der Gegenwart recht. Seine Kritiker befinden sich da auf einem rückständigeren Standpunkt, auf dem überwundenen Standpunkt der Siebziger- und Achtzigerjahre. Man wird in 50 Jahren nur mit Mühe einen jungen Philologen auftreiben können, der sich der grausamen Arbeit unterzieht, diese naturalistische Literatur zum Zweck einer Analyse durchzulesen. Man wird dann staunen über die Ausdauer, mit der unsere jüngst vergangene Zeit Pyramiden der Langweile, Nichtigkeit und Verkehrtheit aufgebaut und verschlungen hat und sich weismachen ließ, daß die gequälteften Erfindungen Wahrheit, die pedantischeste Rezeptkocherei Genialität sei.

Es muß uns auch erlaubt sein, die Relativitäten unseres eigenen Klassikers Goethe zu betonen, wie es Baumgartner mit Goethe getan hat. Ich habe mir dasselbe schon auch in meinem Kunstbüchlein 1891 erlaubt. Aber dies vorausgesetzt und festgehalten, werden wir um so entschiedener die positiven Leistungen und Anregungen Goethes zum Trotze den einseitigen Naturalisten, Humanisten und Klassizisten betonen dürfen und müssen, wie ich es in einem Aufsatze „Goethe als Romantiker" tat, der schon vor über zwei Jahren als Vortrag gehalten, zufällig erst jetzt zum Abdruck kam, also mit der Sache, von der wir ausgegangen sind, nur insofern zusammenhängt, als dasselbe Organ, das sich durch unseren Brief mitbetroffen fühlen mochte, ihn abgedruckt und so in dankenswerter Weise alles Persönliche ausgeschaltet hat. Das ist auch unsere Absicht.

Vereinigen wir uns doch alle, lernen wir uns gegenseitig besser kennen, zerklüften wir uns nicht, denken wir nicht das Schlechteste von einander, sprechen wir uns offen aus, verstecken wir uns nicht, verekeln wir uns nicht die Arbeit, tragen wir uns auch nicht unsere Menschlichkeiten allzulange nach, verschwenden wir nicht Kraft und Zeit auf das Unwesentliche. Es gilt ja nicht nur einige Bücher und Monatsschriften, einige Autoren und Kritiker, sondern es gilt die ganze Kultur der Menschheit. Heute können wir noch sagen: Es ist Zeit; morgen nur mehr: Es war Zeit.

Digitized by Google

V. Eisenbahntarifreform.

Von **Dr. Freiherrn zu Welchs-Glon.**

Die Geschichte des Eisenbahntarifwesens ist noch nicht geschrieben. Der sich dereinst damit befassen wird, wird auf die Frachtsätze zurückgreifen müssen, die seinerzeit an Boten, Fuhrleute und Schiffer gezahlt wurden. Schon damals bestanden systematisch zusammengestellte Preistafeln, die zunächst ohne wesentliche Änderungen von den Eisenbahnen übernommen wurden.

Von jener Zeit bis heute ist ein Weg zurückgelegt worden, der durch die großartigste wirtschaftliche Umwälzung und Entwicklung aller Zeiten gekennzeichnet ist und natürlich auch zu einer völligen Umgestaltung des Eisenbahntarifwesens geführt hat. Schon die immer sich steigernde Bedeutung, die das Verkehrswesen für alle Gütererzeugungen mit der fortschreitenden Wirtschafts-Entwicklung gewann, die ungeheuer anschwellenden Gütermengen und die fortwährende Spaltung der Güterarten bedingten eine solche Umwandlung des Eisenbahntarifwesens.

Bei diesem Umwandlungsprozeß des Eisenbahntarifwesens zeigt sich nun die vielleicht auf keinem andern für das Allgemeininteresse gleich wichtigen Gebiete wieder zu beobachtende Erscheinung, die angesichts der gleichzeitigen beispiellosen technischen Entwicklung der Eisenbahnen umso merkwürdiger ist, daß derselbe ohne jede theoretische Beihilfe und ohne alle vorangehenden wissenschaftlichen Untersuchungen vor sich gegangen ist. Das Eisenbahntarifwesen war bis heute das ausschließliche Dominium der „Nurpraktiker". Hier war einzig und allein die Empirik am Werke, und zwar eine wilde, grundsatzlose, von Zufällen und von persönlichen, parlamentarischen, finanziellen Beziehungen, von privatwirtschaftlichen und öffentlichen Rücksichten beeinflußte Empirik. Zwischenhinein suchten sich willkürlich aufgestellte Prinzipien, auch zahlreiche „prinzipielle Gründe", volkswirtschaftliche Theorien und auch Ideen durchzuringen, die mitunter Ahnungen vom Richtigen enthielten. Schließlich gelangten Versuche und Bestrebungen zum Durchbruche, das Ganze des Tarifwesens und der Transportbedingungen wenigstens in formeller Hinsicht systematisch zu ordnen und für die Technik des Tarifwesens Normen aufzustellen. Endlich verstieg man sich sogar zu Versuchen, das bestehende Eisenbahntarifwesen *nachträglich* wissenschaftlich zu erklären, zu begründen und in wissenschaftliche Theorien zu pressen. Diese letzteren Versuche schlugen allerdings ganz wesentlich fehl. Sie imponierten allenfalls in Eisenbahnschulen, aber die wirkliche Wissenschaft hat sie nie anerkannt, sich nie mit ihnen abgegeben und für die Entwicklung des Eisenbahntarifwesens blieben sie vollkommen belanglos.

Digitized by Google

Daß gleichwohl immer wieder und oft höchst anerkennenswerte und bedeutungsvolle Versuche unternommen wurden und werden, theoretische, wissenschaftliche Grundlagen für das Eisenbahntarifwesen zu schaffen, erklärt sich aus der allgemeinen Erscheinung, daß, wenn auf irgend einem Gebiete menschlicher Tätigkeit ein bestimmtes Maß der Entwicklung erreicht ist, eine gründliche theoretische Verarbeitung nicht mehr entbehrt werden kann und der menschliche Geist sich das tiefere Eindringen erzwingt.

Bei dieser Sachlage ist es begreiflich, daß die Praxis der Tarifbildung, von keinerlei theoretischen wissenschaftlichen Erkenntnissen, höchstens von Vermutungen und Ahnungen geleitet, fortwährend in Fehler verfiel und vielfach ganz falsche Wege ging, die zu kaum haltbaren Zuständen führten. Bei der raschen Entwicklung, die das Verkehrswesen, dieser mächtige Kulturfaktor, genommen hat, ist sogar die Entstehung von Mißbräuchen erklärlich. Daraus erklären sich auch die immer wiederkehrenden Rufe nach einer „Eisenbahntarifreform". Niemand ist zufrieden mit den Eisenbahntarifen, nicht die Bevölkerung, die Kreise des Handels und Erwerbes und der Industrie, nicht die Eisenbahnunternehmungen. Allerdings wird unter der Eisenbahntarifreform verschiedenerlei verstanden. Die erstgenannten Kreise meinen damit schlechtweg Verbilligung, allenfalls noch Vereinfachung und Klarheit, die Eisenbahnen dagegen meistens Erhöhung der Tarife zur Erzielung höherer Einnahmen. Beides ist falsch. Gleichwohl ist die Forderung nach einer Reform der Eisenbahntarife an sich in hohem Maße berechtigt, was jedem sofort klar wird, der mit der Sache nur im geringsten zu tun hat. Es seien hier nur einige, auch jedem Laien leicht verständliche Beweisstücke angeführt.

So wissen die Eisenbahnunternehmungen heute noch nicht, wie groß die Selbstkosten ihrer einzelnen, von einander so sehr verschiedenen Leistungen sind, die doch gewissermaßen die eine Hälfte der Gründe der Wertbestimmung bilden, d. h. der Auseinandersetzung über das gerechte Maß von Leistung und Gegenleistung. Die Eisenbahnen machen keinen Unterschied z. B. zwischen den Selbstkosten, den der Transport eines Wagens I. Klasse im Schnellzug hervorruft, und den Selbstkosten des Transports eines leeren Kohlenwagens im Güterzug. Man kennt nur die Durchschnittskosten, die auf ein Achskilometer entfallen. Man denke sich einen Fabrikanten, der verschiedene Waren erzeugt und es unterläßt, die Erzeugungskosten für die verschiedenen Warengattungen festzustellen! Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese mangelnde Kenntnis eine zu einem Geschäftserfolge führende Preisbildung ausschließen muß. Und in der Tat gibt es ganze Geschäftszweige bei den Eisenbahnunternehmungen, wie z. B. die Personenbeförderung und die Stückgutbeförderung (Frachtgüter in Einzelsendungen unter 5000 Kilogramm), die nachgewiesenermaßen passiv sind.*)

*) Siehe meine Abhandlung „Die Selbstkosten des Stückgutverkehrs" in Nr. 41 Jahrgang 1903 der „Zeitung des Vereines deutscher Eisenbahnverwaltungen", in der ich den jährlichen Fehlbetrag aus dem Stückgutverkehr für alle Bahnen Deutschlands mit über 82 Millionen Kronen, für alle österreichisch-ungarischen Bahnen mit über 50 Millionen Kronen und für die österreichischen Staatsbahnen mit fast 12 Millionen Kronen nachwies.

Digitized by Google

Des weiteren haben die Eisenbahnunternehmungen erstaunlicherweise keine Kenntnis vom wirklichen Verlaufe der Selbstkosten für die Einheit ihrer Leistungen in den verschiedenen Stadien eines Transportaktes und infolgedessen haben sie auch keine Möglichkeit, ihre Tarife richtig zu konstruieren. Man wird diesen Mangel wieder am Beispiele mit dem Fabrikanten verstehen, der nicht weiß, wie sich die Selbstkosten *eines* Stückes seiner Waren stellen, je nachdem, ob er tausend oder eine Million Stücke davon erzeugt. Er wird daher auch nicht die für den Geschäftserfolg so außerordentlich wichtige richtige Preisabstufung bei verschieden großen Leistungen berechnen können. — Die Tarife der Eisenbahnen sind daher durchwegs falsch konstruiert. Dieser Mangel soll etwas später den Gegenstand eingehender Erörterung bilden.

Von eigentümlichem Interesse ist auch der Umstand, daß zur Preisbildung für die Transportleistungen — denn diese sind es, die von den Eisenbahnen erzeugt und verkauft werden, — nicht der Wert *dieser Leistungen*, der Nutzen, der durch sie dem Interessenten zuteil wird, als Faktor, als Maßstab herangezogen wird, sondern ohneweiters dafür der Tauschwert der beförderten Güter substituiert wird. Das ist grundsätzlich falsch. Es ist etwa so, als wenn ein Tuchfabrikant den Marktpreis fertiger Kleidungsstücke als Faktor und Maßstab zur Preisbildung für seine Tuchwaren, an Stelle deren Wertes, heranziehen würde. Allerdings besteht ein enger Zusammenhang zwischen Marktpreis (Tauschwert) der Güter und dem Wert der Transportleistungen, weil letztere nichts anderes sind als Stadien, Bestandteile der Produktionsprozesse der beförderten Güter. Aber so ohneweiters läßt sich der eine Wert durch den anderen keineswegs ersetzen. Gleichwohl ist das ganze Tarifschema auf diese falsche Grundlage aufgebaut. Da auf derselben, dem reinen *Güterwert-System*, die verschiedene Fähigkeit der Güter, Laderaum und Tragfähigkeit der Wagen auszunützen, nicht zum Ausdrucke und zur Geltung kommen konnte, diese Fähigkeit der Güter jedoch unbedingt und notwendigerweise bei der Preisbildung auch berücksichtigt werden muß, so konstruierte man gewaltsam eine Vereinigung beider preisbildenden Faktoren im Tarifschema und in der Warenklassifikation und nannte dies dann das „gemischte System".

Die früher bezeichneten Mängel und Fehler und nicht zum geringsten Teile die Unzulänglichkeit dieses „gemischten Systems" haben zur Folge gehabt, daß der normale allgemeine Tarif von Tausenden von Ausnahmen durchbrochen worden ist, durchbrochen werden mußte und heute in der Tat ein Wirrwarr, ein wahres Labyrinth von Tarifen, Transport- und Leitungsvorschriften besteht, in dem sich nur mehr ganz Wenige zurechtzufinden vermögen. Diese Tarifkomplikation hat auch eine direkte antisoziale Wirkung, denn dem kleinen Geschäftsmann ist es heute unmöglich, eine Tarifkalkulation vorzunehmen.

Die Reihe interessanter Mängel und Fehler des heutigen Eisenbahntarifwesens ist mit Vorstehendem keineswegs abgeschlossen. Es ließe sich noch manches sagen über das Instradierungswesen, über Tarifkartelle, die Zusammenhanglosigkeit zwischen Tariferstellung und Betriebsdienst, das Fehlen arbeitsparender und auf die Betriebsökonomie wirkender Tarifbildung u. a. m.

Digitized by Google

Aber schon aus dem Angeführten dürfte es jedermann klar werden, daß wir hier tatsächlich vor unhaltbaren Zuständen stehen und eine Reform auf die Dauer nicht zu umgehen ist.

Wir sehen heute das Eisenbahntarifwesen als ein zwar äußerst kompliziertes, wenn auch keineswegs kunstvolles Gebilde, zu dessen Aufbau und Verständnis nicht geringe besondere Fachkenntnisse und Schulung erforderlich sind, aber als ein Gebilde, in dem das Meiste „gegriffen", „ertastet", „geraten", fast alles ohne sichere und theoretisch zu begründende Unterlagen sowie ohne allen festen Halt ist.

Dieses verfehlte Eisenbahntarifwesen erfüllt weder seine Aufgaben in der Volkswirtschaft, noch entspricht es den Zwecken der Staatswirtschaft, u. zw. sowohl in handels- und wirtschaftspolitischer als insbesondere auch in finanzpolitischer Hinsicht. Dies gilt in Beziehung auf jene staatlichen Verkehrsmittel, denen in gänzlicher Verkennung ihres Finanzprinzips auch jedes feste Ziel in tarifpolitischer Hinsicht fehlt. Ganz ohne Zweifel ist es zu einem Teile auf die heutige Tarifmisere zurückzuführen (zum andern Teile auf die ganz verfehlte Organisation der Verkehrsanstalten), wenn einzelne Bahnen passiv sind, ja geradezu, wenn sie nicht Staatsbahnen wären und ihre Abgänge aus den Steuern gedeckt würden, sich in beständiger Konkurssituation befinden. Wenn dagegen andere Bahnen trotz diesem verfehlten Tarifwesen hohe Erträgnisse abwerfen, so muß bemerkt werden, daß es eben Unternehmungen von solcher natürlichen Güte gibt, daß sie auch durch falsche Tarife nicht umzubringen sind.

Nun muß eines hervorgehoben werden: die Preisbildung im Verkehrswesen rein nach theoretischen Konstruktionen ist allerdings unmöglich und wäre geradezu ein Unding. Auf diesem eminent praktischen Gebiete wird immer die Praxis vorherrschen müssen, die alle die zahlreichen ständig wechselnden Faktoren, Einflüsse, Momente, Wandlungen und Chancen des Wirtschafts- und Geschäftslebens berücksichtigen muß. Aber dieses Gebiet der praktischen Betätigung muß gewissermaßen umstellt, abgesteckt und begrenzt werden von Marksteinen, die durch wissenschaftlich festgestellte Erkenntnisse gebildet werden; das Gebiet der Praxis muß sich erheben statt auf „prinzipiellen Gründen", auf einer Unterlage von Grundsätzen und Regeln, die auch für das übrige Wirtschafts- und Geschäftsleben längst als zutreffend anerkannt und erprobt worden sind. Das Eisenbahntarifwesen ist nicht ein Wesen sui generis, dem System- und Regellosigkeit zugestanden werden kann. Es muß sich unter- und einordnen in die allgemeinen, für die ganze wirtschaftliche Welt geltenden Regeln und Gesetzmäßigkeiten und in die besonderen, für die Preisbildung geltenden. Es ist dies umso leichter möglich, als die Verkehrsanstalten Monopolanstalten sind. Innerhalb jener Marksteine hat die Praxis genügend freien Bewegungsraum und ausreichend Möglichkeit, dem Tarifwesen die erforderliche Elastizität zu bewahren.

Diese Marksteine, Grundlagen und Grundsätze festzustellen und innerhalb derselben sowie auf sie gestützt die Preisbildung neu zu gestalten, darin allein kann und muß eine Reform der Eisenbahntarife bestehen.

Digitized by Google

Von diesen Marksteinen soll hier zunächst nur einer genauerer Betrachtung unterzogen werden: die Feststellung der Tarifkurve.

Damit hat es folgende Bewandtnis. Die Bedeutung der Frage liegt darin, daß die Preisbildung in den verschiedenen Entfernungen eines Transportaktes entsprechend dem Verlaufe dieser Tarifkurve erfolgen muß, wenn die Preise den höchsten geschäftlichen Erfolg herbeiführen, also nach kaufmännischen Grundsätzen richtig gebildet sein sollen.

Bei jeder Unternehmung, ganz besonders jedoch bei Transportmitteln laufen nämlich gewisse, von den Leistungen unabhängige, sogenannte feste Selbstkosten auf, zum Unterschiede von den mit der fortschreitenden Leistung wachsenden, sogenannten veränderlichen Selbstkosten. Steht z. B. ein Zug in der Ausgangsstation zur Abfahrt bereit, so entfällt auf ihn schon eine Quote der festen Selbstkosten für Verwaltung, Anlagen 2c. Nach Zurücklegen einer Wegeinheit von 1 Kilometer entfällt auf diese Einheitsleistung die erwähnte ganze Quote der festen Selbstkosten und der während der Fahrt aufgelaufenen veränderlichen Selbstkosten (Kohle 2c.). Nach 2-Kilometerfahrt verteilt sich die Quote der festen Selbstkosten schon auf 2 Einheitsleistungen, nach 3 Kilometer auf 3, nach 100 Kilometer auf 100 Einheitsleistungen. Der auf eine Einheitsleistung entfallende Teil der Quote wird daher mit zunehmender Leistung kleiner; die veränderlichen Selbstkosten dagegen nehmen mit der Leistung zu. Trägt man nun die auf eine Leistungseinheit entfallenden gesamten (festen und veränderlichen) Selbstkosten als Ordinatenwerte in den verschiedenen den zurückgelegten Wegeinheiten entsprechenden Abszissenabständen auf, so erhält man eine Kurve, die die Kurve der Selbstkosten darstellt.

Die richtige Tarifkurve muß nun unbedingt parallel mit der Selbstkostenkurve verlaufen. Ein Konvergieren ist ausgeschlossen, weil sonst an einem gewissen Punkte der Tarif unter die Selbstkosten käme. Ein Divergieren dagegen würde zu praktisch unmöglich hohen, vielfach prohibitiv wirkenden Tarifen führen. Die Gleichung der Selbstkostenkurve ist daher unbedingt auch die Gleichung der Tarifkurve.

Zu ähnlichen allgemeinen Erkenntnissen ist man allerdings schon lange vorgedrungen. Man gab sich jedoch nie die Mühe festzustellen, was für eine Art von Kurve diese Selbstkosten- und somit auch die Tarifkurve sei; man versuchte niemals, die Gleichung dieser Kurve und damit die genauen Gesetze ihres Verlaufes zu ermitteln. Man begnügte sich mit der allgemeinen Vermutung, daß die auf die Einheitsleistung entfallenden Selbstkosten bei fortschreitender Leistung sinken und konstruierte darauf hin die Staffeltarife, d. s. Tarife mit fallenden Einheitssätzen bei wachsender Transportleistung. Diese ganz willkürliche, „gegriffene" Staffelung, Abstufung, zeigt sich, graphisch dargestellt, als eine Schlangenlinie von ganz sinnlosem Verlaufe.

Im nachstehenden soll nun die Gleichung der Selbstkostenkurve, d. i. zugleich der richtigen Tarifkurve, ermittelt und damit einer der notwendigen Marksteine für das Eisenbahntarifwesen und dessen Reform festgestellt werden.

Angenommen, es lege ein Zug von bestimmter Bruttolast auf einer bestimmten Strecke k Wegeinheiten zurück. Die veränderlichen, d. h. die von der Größe der Leistungen abhängigen Selbstkosten seien für die ganze Leistung

Digitized by Google

des Zuges mit V bezeichnet. Es ist nun $\frac{V}{k}$ die im Durchschnitte auf die Wegeinheit entfallende Quote der veränderlichen Selbstkosten, welche mit b als mittlere veränderliche Selbstkosten pro Wegeinheit bezeichnet werden sollen. Die auf den Zug entfallende Quote der gesamten festen Selbstkosten der Eisenbahnunternehmung, als: Erfordernisse der Zentralverwaltung, fixe Bezüge des Personales u. dgl. m., welche unabhängig sind von der Größe der Leistung, sei mit a bezeichnet.

Aus $\frac{V}{k} = b$ erhält man: $V:k = b:1$, d. h., daß die mittleren veränderlichen Selbstkosten proportional dem Wege wachsen. Nach zurückgelegten k Wegeinheiten sind die gesamten veränderlichen Selbstkosten des Zuges $= k \times b = V$, nach 100 zurückgelegten Wegeinheiten $= 100 \times b$, nach 10 zurückgelegten Wegeinheiten $= 10 \times b$, nach 0 zurückgelegter Wegeinheit $= 0 \times b = 0$; der Zug ist in diesem letzteren Falle noch nicht abgegangen, also sind auch Selbstkosten pro Wegeinheit noch nicht aufgelaufen.

Es werfen sich hier nun die Fragen auf: Wie werden die vom zurückgelegten Wege abhängigen, sogenannten veränderlichen Selbstkosten tatsächlich beschaffen sein? Sind sie in jeder späteren Wegeinheit größer oder kleiner als in der jeweilig vorgelegenen, und ist es endlich zulässig, für dieselben einen mittleren Wert, der mit b bezeichnet wurde, einzuführen?

Fährt der Zug bergaufwärts, so werden die Traktionskosten für diese Strecke natürlich höhere sein als jene auf Flachlandstrecken; ebenso wie Neigungs- und Krümmungsverhältnisse werden auch Witterung, Temperatur, die Adhäsion beeinflussende und sonstige äußere Umstände auf diese Selbstkosten an den einzelnen Punkten einer Linie und zu verschiedenen Zeitpunkten einer Fahrt verschieden, bald ermäßigend, bald erhöhend einwirken. Es bedarf wohl keines besonderen Nachweises, daß die Berechnung der Traktionskosten eines bestimmten Zuges für jede einzelne der aufeinander folgenden Wegeinheiten unmöglich sei. Es ist daher nötig, den Mittelwert b einzuführen; derselbe wird, weil sich die Erhöhungen und Verminderungen der Selbstkosten, wie allgemein angenommen zu werden pflegt, häufig genug aufheben dürften, von den tatsächlichen Kosten pro Wegeinheit nur wenig abweichen und nach Zurücklegung der k Wegeinheiten doch die wirklichen gesamten veränderlichen Kosten des Zuges $k \times b = V$ ergeben. Wie weit diese Erwägung richtig ist oder einer Korrektur bedarf, wird in der Folge gezeigt werden.

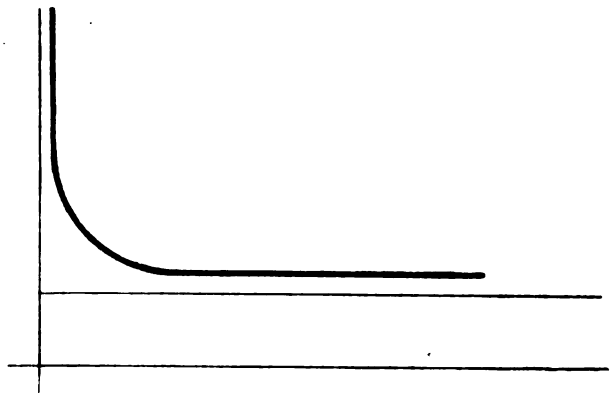
Die gesamten (variablen und fixen) Selbstkosten eines bestimmten Zuges vor dessen Abfahrt werden demnach sein:

				$s_0 = a + 0b = a,$
nach	1	zurückgelegten	Wegeinheit	$s_1 = a + 1b,$
„	2	„	Wegeinheiten	$s_2 = a + 2b,$
„	x	„	„	$s = a + xb.$

$s = a + xb$ ist die Gleichung einer Geraden. Die absoluten, d. h. effektiven, im Ganzen auflaufenden und nach jeder zurückgelegten Wegeinheit immer wieder vom Anbeginne der Leistung gezählten Selbstkosten werden demnach

Digitized by Google

nicht in einer Kurve, sondern in einer geraden, und zwar aufsteigenden Linie verlaufen.



Anders liegen jedoch die Verhältnisse bei den auf die Wegeinheit entfallenden Kosten. Diese betragen nach 1 zurückgelegten Wegeinheit

$$y_1 = \frac{s_1}{1} = \frac{a+b}{1},$$

nach 2 zurückgelegten Wegeinheiten

$$y_2 = \frac{s_2}{2} = \frac{a+2b}{2} = \frac{a}{2} + b,$$

nach 3 zurückgelegten Wegeinheiten

$$y_3 = \frac{s_3}{3} = \frac{a+3b}{3} = \frac{a}{3} + b,$$

endlich nach x zurückgelegten Wegeinheiten

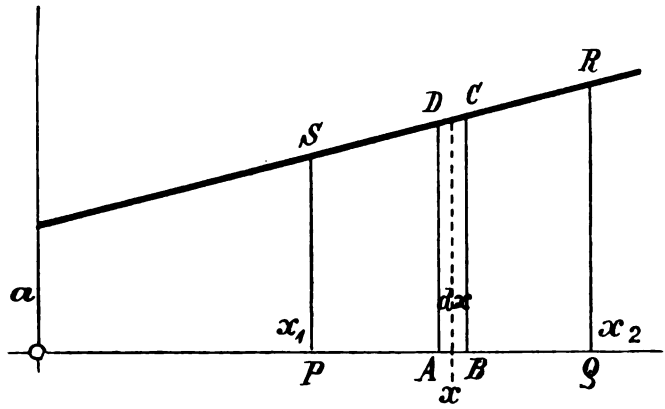
$$y = \frac{a+xb}{x} = \frac{a}{x} + b.$$

Diese Formeln stehen untereinander in engem Zusammenhange; denn sie beziehen sich auf eine und dieselbe Fahrt in den verschiedenen Phasen derselben, d. h. wenn z. B. ein Zug 100 Kilometer weit fährt, so ist natürlich das 100. Zugskilometer, an sich betrachtet, nicht billiger als das erste es im Durchschnitte und innerhalb der ganzen Leistung von 100 Kilometern ist; aber das 100. Kilometer ist natürlich billiger als das erste es war, unmittelbar nachdem dieses geleistet worden ist; denn die Kosten, welche für 1 Kilometer im Durchschnitte auflaufen, sind geringere, wenn der Zug 100 Kilometer leistet, als wenn er im ganzen nur 1 Kilometer leistet. Unter x ist dabei nicht die $x$te Wegeinheit, sondern der Abszissenabstand von x Wegeinheiten zu verstehen, und daher ist auch $y = \frac{a}{x} + b$ oder

Digitized by Google

$xy = a + bx$ die Gleichung einer Hyperbel. In unendlicher Entfernung, also bei $x = \infty$, ist $y = \frac{a}{\infty} + b = 0 + b = b$; d. i. die Gleichung der Asymptote, welche im Abstand b von der Abszissenachse parallel zu derselben liegt und mit der Hyperbel in unendlicher Entfernung zusammentreffen würde. Diese Hyperbel hat sohin eine derartige Lage, daß ihre Achse nicht mit der Abszissenachse zusammenfällt und ihre Äste nicht beiderseits der Abszissenachse, sondern in einem und demselben Quadranten zu liegen kommen.

Diese Hyperbel mit dem gegen die Abszissenachse geneigten Aste als Kurve der Selbstkosten, das ist eine Erkenntnis, über die man bisher noch nicht hinausgekommen ist. Sie schien auch vollkommen zu genügen und der unabhängig davon geübten Tarifpraxis als ausreichende und erklärende Grundlage, beziehungsweise zur Rechtfertigung zu dienen; denn daß die Hyperbel in der Entfernung ∞ mit



der Asymptote zusammentrifft, $a = 0$ und $y = b$ wird, berührte weiter nicht, da man es ja doch nur mit endlichen Entfernungen und daher auch mit endlichen Stücken eines Hyperbel-Astes zu tun hatte.

Für kürzere Transportstrecken wird diese Gleichung ohneweiters als jene der Tarifkurve angenommen werden dürfen. Anders jedoch bei großen Transportstrecken.

Tatsächlich ist nämlich die Annahme, daß jemals, auch in unendlicher Entfernung, $y = b$ und $a = 0$ werden könnten, eine Absurdität; das macht jene Hyperbel schon verdächtig. In Wirklichkeit werden vielmehr bei einer Eisenbahnlinie von sehr großer Ausdehnung ganz wesentliche, und zwar umso größere Erschwernisse und umsomehr vermehrte Verwaltungskosten eintreten, je größer die Ausdehnung des von einer Zentrale verwalteten Netzes ist; allerdings werden diese größeren Verwaltungkosten kaum einen wesentlichen Einfluß auf die Lage des Hyperbel-Astes ausüben. Aber noch eine andere Erwägung hat hier platzzugreifen. Meines Wissens ist nämlich die Frage

Digitized by Google

noch nie aufgeworfen worden, ob denn bei der Traktion eines Zuges nicht doch Kosten auflaufen, welche nicht proportional mit der zurückgelegten Wegstrecke, wie bisher allgemein angenommen wurde, sondern rascher wachsen. Die Tatsache, daß $a=0$ auch für unendliche Entfernung eine Unmöglichkeit ist, führt im Wege des Rückschlusses dazu, daß es in der Tat solche, rascher als der zurückgelegte Weg wachsende Kosten geben muß, daß also auch die bisher als Tarif- beziehungsweise Selbstkostenkurve angenommene Hyperbel mit dem beständig gegen die Abszissenachse sich senkenden Ast nicht die richtige Selbstkostenkurve und daher auch die oben gebrachte Gleichung $x.y=a+bx$ nicht die Gleichung der Selbstkostenhyperbel sein kann.

Es handelt sich also darum zu erheben, welche Leistungen, beziehungsweise welche Aufwendungen der Bahn bei der Traktion es denn sein könnten, deren Kosten rascher als die Entfernung wachsen. Faßt man diese Aufwendungen näher ins Auge, so tritt allen voran der Aufwand an Kohle hervor, die zur Heizung der Lokomotiven dient.*) Bevor sie jedoch zur Heizung verwendet wird, wird sie ja von der Lokomotive, auf dieser oder auf dem Tender transportiert.

Die Selbstkosten dieses Transportes sind es nun, welche bisher bei allen Selbstkostenberechnungen außer Betrachtung geblieben sind. Diese Selbstkosten aber sind es zweifelsohne, welche rascher wachsen als der von der Lokomotive zurückgelegte Weg; denn sie bewirken eine zunehmende Verteuerung der Kohle bei fortschreitender Bewegung der Lokomotive. Daß diese durch die Beförderung des Heizmateriales auflaufenden Selbstkosten so bedeutend sind, daß sie nicht vernachlässigt werden dürfen, leuchtet wohl ohneweiters ein, wenn man bedenkt, daß z. B. auf den österreichischen Staatsbahnen jährlich rund $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen von 2000 Lokomotiven verbrannt werden, und vor ihrer Verwendung von diesen Lokomotiven einen Weg von im ganzen rund 75 Millionen Kilometer befördert werden. Es ergibt sich also im Durchschnitte eine Strecke von $\frac{75}{1{\cdot}5}=50$ Kilometer, welche jede Tonne Kohle vor ihrer Verheizung befördert wird. Ohneweiters ist es auch klar, daß die im 50. Kilometer verwendete Kohle für die Bahn teuerer zu stehen kommt als die im 1. Kilometer verwendete.

Nehmen wir nun an, ein Zug gehe von der Ausgangsstation ab und der Kohlenpreis wachse nach dem früher entwickelten Gesetze $a+bx$; die Kohlenpreislinie wird also eine gerade aufsteigende Linie sein. a_1 sei der Kohlenpreis in der Ausgangsstation x_1, b_1 sei der in der Wegeinheit auflaufende Kohlenpreis.

Es ist der Preis der ganzen in der Wegstrecke von x_1 nach x_2 verbrauchten Kohle zu bestimmen. Denken wir eine sehr kleine Wegstrecke zwischen x_1 und x_2, dx; für die Längeneinheit werden m Kilogramm Kohle verbraucht; man kann nun, wenn dx genügend klein ist, den mittleren Preis

*) Gleiches gilt natürlich auch für Schmier-, Beleuchtungs- u. dgl. Material.

Digitized by Google

auf dx einsetzen, und zwar mit umso größerer Berechtigung, je kleiner dx ist, und erhält dann

$$m(a_1 + b_1 x)\,dx$$

als den Preis auf der Strecke dx;

$$(a_1 + b_1 x)\,dx$$

ist aber der Flächeninhalt des schmalen Streifens $ABCD$. Denkt man sich nun die ganze Strecke $x_2 - x_1$ in solche kleine Stücke zerlegt, so ist die Summe aller solcher Flächenstreifen die Fläche $PQRS$.

Diese Fläche ist daher

$$(x_2 - x_1)\left(a_1 + \frac{b_1 (x_1 + x_2)}{2}\right)$$

und mit m multipliziert, erhalten wir den Preis für die gesamte am Wege $x_2 - x_1$ verbrauchte Kohle.

Befindet sich also die Ausgangsstation des Zuges in x_1 und geht der Zug nach x_2, so liefert die auf dieser Strecke verbrauchte Kohle den Selbstkostenbeitrag

$$m(x_2 - x_1)\left(a_1 + \frac{b_1 (x_1 + x_2)}{2}\right)$$

und für die Längeneinheit auf der Strecke $x_2 - x_1$ der mittlere Beitrag

$$m\left(a_1 + b_1 \frac{x_1 + x_2}{2}\right).$$

Wächst nun das x_2, also der zurückgelegte Weg, so wächst hier natürlich auch der mittlere Beitrag für die Längeneinheit.

Wenn nun alle übrigen Selbstkosten (nämlich die gesamten Selbstkosten außer der Kohle) von x_1 ausgegeben sind durch

$$A + B(x_2 - x_1),$$

wobei $A = a - a_1$ und $B = b - b_1$, so kommt für die Kohle noch ein Glied hinzu, so daß die gesamten Selbstkosten auf der Strecke $x_2 - x_1$ durch

$$A + B(x_2 - x_1) + m(x_2 - x_1)\left(a_1 + \frac{b_1 (x_1 + x_2)}{2}\right)$$

ausgedrückt sind und die mittleren Selbstkosten durch

$$y = B + m a_1 + \frac{A}{x_2 - x_1} + m \cdot b_1 \frac{x_1 + x_2}{2}.$$

Will man nur die Entfernung von x_1 in der Gleichung haben, so schreibe man $x_2 - x_1 = x$ und setze für $x_2 = x + x_1$ ein. Man bekommt nun

$$y = B + m a_1 + \frac{A}{x} + m b_1 \left\{\frac{2 x_1 + x}{2}\right\}$$

oder

$$y = (B + m a_1 + m b_1 x +) \frac{A}{x_1} + \frac{m \cdot b_1 x}{2}$$

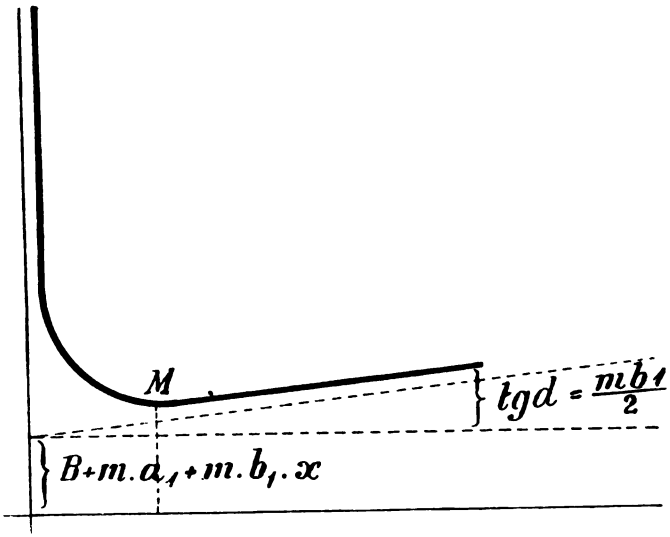
als die richtige Gleichung der Selbstkostenkurve, und das ist wieder die Gleichung einer Hyperbel, aber einer Hyperbel, deren

Digitized by Google

Hauptachsen gegen die Koordinaten geneigt sind und deren einer Ast sich nicht kontinuierlich gegen die Abszissenachse senkt wie bei der Hyperbel

$$y = \frac{a}{x} + b,$$

sondern nach einem Minimum für y (bei M) wieder aufsteigt.



Eine Asymptote ist die y-Achse, die Gleichung der zweiten Asymptote ist

$$y = (B + ma_1 + mb_1 x_1) + \frac{mb_1 x}{2},$$

d. i. die Gleichung einer Geraden. Das Minimum für y liegt im Abszissenabstand

$$x = \sqrt{\frac{2A}{m.b_1}}\ ^{*)}.$$

Die Tarifkurve muß nun einen ganz ähnlichen Verlauf nehmen, d. h. sie muß eine Hyperbel derselben Gleichung sein.

---

*) $\frac{dy}{dx} = -\frac{A}{x^2} + \frac{mb_1}{2} = 0$

$$\frac{A}{x^2} = \frac{mb_1}{2}$$

$$x \quad \sqrt{\frac{2A}{mb_1}}$$

Digitized by Google

Nur in Kürze will ich die für die Tarifbildung wichtigste Folgerung aus diesen Gleichungen aussprechen:

Die Tarifeinheitssätze dürfen bei zunehmender Transportlänge nur bis zu einem gewissen, berechenbaren Minimum sinken, müssen dann aber steigen oder höchstens konstant bleiben; keinesfalls aber dürfen sie weiter sinken.

Dieser Satz, der in vieler Hinsicht geradezu eine Umkehr der heute geltenden Tarifgrundsätze bedeutet, hat jedoch nur unter einer Voraussetzung Giltigkeit, nämlich — und dies ist von größter Wichtigkeit — wenn der Minimumpunkt M, bis zu welchem die Selbstkosten fallen und die Tarifeinheitssätze fallen dürfen, innerhalb jener Entfernungen liegt, die ein einer Verwaltung unterstehendes Bahnnetz umfaßt. Fällt dagegen der Minimumpunkt erst in eine Entfernung, welche ein bestimmtes Bahnnetz nicht mehr aufweist, so hat für dieses Bahnnetz der angegebene Verlauf der Selbstkosten und damit auch der Tarifkurven über M hinaus natürlich keinerlei praktische Bedeutung. Für ein solches Bahnnetz kommt dann nur der Hyperbelbogen *vor* dem Minimumpunkt in Frage, d. h. jenes Stück der Hyperbel, das sich tatsächlich kontinuierlich zur Abszissenachse senkt, woraus sich Tarifeinheitssätze ergeben, die bis zur größten Entfernung des betreffenden Netzes mit dem zurückgelegten Wege sinken.

Es wird sich also darum handeln, ob der Minimumpunkt in kurzer oder in sehr großer Entfernung liegt. Nach meiner Meinung liegt M in keiner großen Entfernung und x ist hiernach nur ein kleiner Wert, was sich übrigens durch Einsetzen von Werten in die Formel $x = \sqrt{\frac{2A}{m b_1}}$ erweisen ließe.

Vergleicht man nun die Schlangenlinie der bestehenden Staffeltarife in deren graphischen Darstellung mit der Hyperbel, als der nun festgestellten Tarifkurve, so ergibt sich, daß einerseits die *bestehenden Eisenbahntarife gänzlich falsch konstruiert sind*, und daß es andrerseits eine ganz einfache Sache wäre, eine richtige Konstruktion vorzunehmen.

Digitized by Google

Ein Stück Menschenleben.

Aus den Erinnerungen von A. Trabert.

Im dritten Bändchen meiner „Deutschen Gedichte aus Österreich“ ist das Sprüchlein zu lesen:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!
Ich glaub' es nicht.
Denn mit dem Guten geht in seine Gruft
Auch mancher Schuft,
Der sein Geraubtes durfte mehren
Und froh verzehren,
Am Grabstein aber steht zu lesen,
Er sei ein Edler und geliebt gewesen.

Habe ich, als ich dies niederschrieb, gelogen? Der Grabstein ist's, der im Namen der Weltgeschichte zu lügen wagt, indem er nicht selten den unter dem Steine Modernden verherrlicht, den er, wollte er die Wahrheit sprechen, gar übel charakterisieren müßte.

Zu denjenigen aber, welche in der Weltgeschichte schändlich verleumdet werden, gehört zweifellos der letzte deutsche Kurfürst, der letzte selbständige Beherrscher Kurhessens, und wenn nicht ein Berufener ihn recht bald so zeichnet, wie er in Wirklichkeit gewesen ist, so könnte es mich locken, mich dieser Aufgabe zu unterziehen, um eine Lüge der Weltgeschichte nach Gebühr zu brandmarken.

Die schlimmsten von diesen Lügnern tragen seit der Vernichtung Kurhessens durch Preußen den Namen „die Totengräber des kurhessischen Landesrechtes“, eine Bezeichnung, die ich selbst ihnen gegeben habe und die an ihnen haften geblieben ist. Wie ich aber mit ihnen zusammengeraten bin, ist ein Stückchen Zeitgeschichte — wir Alten können sagen: ein Stückchen unserer Zeit — und mich will bedünken, ein recht interessantes Stückchen; und darum will ich es hier kurz erzählen.

Nur weniges habe ich zum vollen Verständnis vorauszuschicken.

Am 12. Juni 1850 hatte Dr. Friedrich Oetker, der schon von jungen Jahren an körperlich an einer Art Marasmus senilis litt und fast ganz ohne Stimme war, den nationalliberalen — nach heutigem Sprachgebrauche preußenseuchlerischen — Mitgliedern des kurhessischen Landtags, denen sich bei der Abstimmung einige Radikaldemokraten anschlossen, den Kommandoruf vorgekrächzt: „Diesem Ministerium,“ — dem Ministerium Hassenpflug nämlich, dem das nationalliberale, durch und durch preußisch gesinnte sogenannte Märzministerium Eberhardt-Wippermann hatte weichen müssen, — „so lange seine Mitglieder die Frechheit haben, Minister zu sein, keinen Groschen!“

Digitized by Google

Ich zitiere da, was ich mit eigenen Ohren, unter dem Publikum sitzend, gehört habe.

Und alle die schönen Seelen, denen Friedrich Oetkers Worte Befehl waren, beschlossen, die Steuern zu verweigern.

Und am 31. August 1850 beschlossen sie eine abermalige Steuerverweigerung, die denkbar frivolste und in keiner Weise zu rechtfertigende, welche sie aber mit allerhand Kniffen in eine Art Nichtverweigerung umdichteten. Der famoseste Umdichter war zweifellos das boshafte Söhnlein einer der entlassenen Märzminister, das sein Talent im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon hat beleuchten lassen und wohl noch heute seine Gläubigen findet.

Diese Steuerverweigerung wurde beschlossen, obgleich in Kurhessen keinerlei Steuer, weder direkte noch indirekte, nach ausdrücklicher Bestimmung der Verfassung ohne Berufung auf die erfolgte Genehmigung der Stände erhoben werden konnte.

Hassenpflug aber antwortete darauf mit Erlaß seiner Septemberordonnanzen, die den Zweck hatten, die Eintreibung der Steuern dennoch zu erzwingen. Dies der Anfang des kurhessischen Verfassungskampfes, der auch noch nach Oktroyierung einer neuen Verfassung fortdauerte. Man nennt ihn bekanntlich „die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln". Er bestand in dem passiven Widerstand, den das gesamte Volk und alle Behörden, ja sogar der größte Teil des Offiziersstandes den Gewaltmaßregeln Hassenpflugs entgegensetzten, dabei aber nichts sorgfältiger vermeidend als Kontraventionen gegen das Gesetz. Man pflegte damals zu sagen: Sogar die Diebe enthalten sich des Stehlens.

Aber auch Hassenpflug ging Schritt für Schritt weiter. Er sprengte die preußische Union und bewirkte die Wiederherstellung des Bundestages, zunächst eines Bundestages ohne Preußen. Es gelang ihm, gegen die kurhessischen Rebellen die Bundesexekution zu erwirken, die ein königlich bayrisches Armeekorps, österreichische Jäger an der Spitze, durchführen sollte. Dem gegenüber würde sich Kurhessen sofort haben fügen müssen. Aber nun ließ Preußen sein Armeekorps von Norden her bis nach Fulda in Kurhessen einmarschieren, um die Exekution zu verhindern. Das mußte die Opposition der Hessen mächtig entflammen. Es kam zur famosen Schlacht von Bronzell, deren Opfer ein in die Weiche geschossener Husarenschimmel war. Auf Seiten der Bundesexekution wurden einige österreichische Jäger an den Füßen leicht verwundet, obgleich diese Verwundeten außer dem Husarenschimmel absolut nichts vom Feinde gesehen hatten. Aber während eine österreichische, nach altem Muster gegossene Kugel den Schimmel zu Tode traf, schlossen Österreich und Preußen ihren Frieden von Olmütz und begannen gemeinsam der Revolution eine Ende mit Schrecken zu setzen.

Hauptwerkzeug dieser Tat wurde das sogenannte „permanente Kriegsgericht", das sich nun der ganz besonderen Protektion Preußens zu erfreuen hatte, der Protektion Preußens, das zuvor durch seinen Einmarsch, der gegen die Bundesexekution gerichtet war, das hessische Volk zum Widerstande sozusagen verpflichtet hatte.

Hassenpflug war inzwischen Schritt für Schritt von Oktroyierung zu Oktroyierung weitergegangen. Provisorische Gesetze, denen später auch noch

Digitized by Google

die Oktroyierung einer neuen Verfassung folgte, sollten den gesamten Rechtszustand Kurhessens von Grund aus ändern und das „permanente Kriegsgericht", das nur aus sorgsam ausgesuchten Soldaten und dem Ministerium ergebenen Offizieren bestand, hatte die Aufgabe, für allen Schimpf, den ihm die „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" angetan hatte, gründliche Rache zu nehmen.

Aber dieser Rache froh sollte er doch nicht werden. Auch in den Ständen, die im Sinne der oktroyierten Verfassung als ein von Grund aus umgewandelter Landtag tätig sein sollten, lebte der passive Widerstand lustig fort und so blieb nichts übrig, als zur Verfassung von 1831 zurückzukehren. Diese Wiederherstellung tatsächlich zu erlangen, war jetzt sogar Preußen behilflich, das es wieder einmal für geraten hielt, der schwarzen Reaktion, die es eifriger als alle andern gefördert hatte, zur Erreichung seiner geheimen Ziele von Grund aus untreu zu werden und — den Liberalen zu spielen.

Was aber sollen wir von einer führen sollenden und führen müssenden Staatsmacht, von einem Reiche sagen, das überhaupt für all sein Tun und Lassen nur zwei einander gegenseitig negierende Extreme kennt, zwischen diesen hin und her schwankt, heute negiert und verdammt, was es gestern als kategorischen Imperativ aller andern Welt gegenübergestellt hat? Kann ein Mensch, der das logische Denken noch nicht ganz verlernt hat, derartiges begreifen oder gar billigen? Und das Hin- und Hertaumeln zwischen den zwei sich gegenseitig ausschließenden Extremen, wer kann uns dafür einen Namen nennen, der nicht wie Spott und Hohn klingt?

Die Verfassung von 1831, von der einst der Kurfürst, als Österreich und Preußen wegen übertriebener Freisinnigkeit ihre Beseitigung forderten, zu sagen pflegte, er sei immer ganz gut mit derselben ausgekommen, wurde also wieder in Kraft gesetzt. Die hessischen Nationalvereinler hatten sich früher in der gesamten Presse Deutschlands als die einzigen Helden der Verfassungstreue feiern und verherrlichen lassen. Nun aber entpuppten sie sich wieder einmal als die treulosen Totengräber Kurhessens im Dienste Bismarcks. Alledem gegenüber durfte ich mich unmöglich zu feigem Schweigen verdammen lassen, und um reden zu können, brauchte ich ein Abgeordnetenmandat. Ich brauchte es in dem Bewußtsein, daß die neue Ständekammer nahezu ausschließlich aus meinen persönlichen nationalliberalen, d. i. großpreußisch gesinnten Gegnern bestehen werde, und mußte es da suchen, wo ich einen entschlosseneren und kampfesfreudigeren Rückhalt in meinen Wählern haben würde, als ich ihn damals (heute stehen die Dinge dort ganz anders) von Seite meiner Fuldaer Kompatrioten erwarten konnte. Heute würde ich in der katholischen Stadt Fulda den Rückhalt, den ich als Mitglied des reichsdeutschen Parlaments haben müßte, ganz gewiß finden.

Ich kandidierte also bei den Hanauern und eroberte deren Herzen im Sturm, indem ich das feingesponnene Netz eines mit Oetker befreundeten Intriganten, der mir das Kandidieren durch falsche Vorspiegelungen unmöglich zu machen versuchte, sozusagen in letzter Minute zerreißen konnte.

Ich reiste nach Hanau. Es war schon 9½ Uhr abends, als ich dort, vom Bürger Heydt geführt, in die Versammlung kam, in welcher das Mandat der Hanauer definitiv vergeben werden sollte. Von den wahlberechtigten

Digitized by Google

Bürgern der Stadt Hanau fehlten nur sehr wenige. Bürger Heydt, ein Hanauer Schuhmacher, zeigte triumphierend nach links. „Hier unsere Bürgerpartei," schmunzelte er, „und wir sind zweifellos die Mehrheit. Sehen Sie selbst! Dort rechts unsere Aristokraten, unsere reichen Fabrikanten und nicht wenig Millionäre darunter. Diese da unsere Nationalliberalen, denen jeder Katholik als Freund Österreichs ein Greuel ist. Aber hören Sie den!" Er deutete dabei auf den Redner, der gerade das Wort hatte. Wenn der recht hätte, kämen wir leider zu spät. Denn wie er sagt, hat sich die Versammlung schon für die Wahl des Herrn von Starck als des Parteimanns der sogenannten Gothaer entschieden.

Herr von Starck schloß und nun meldete ich mich, um in einer Versammlung zu kandidieren, in der mich kaum fünf Wähler persönlich kannten. Was ich da sprach? Ich kann nur wenige Gedanken kurz andeuten: „Wenn die Personenfrage schon entschieden ist", sagte ich, „so bitte ich, mir doch noch die Frage zu gestatten: wie muß denn das Programm beschaffen sein, in dessen Sinn der Abgeordnete, der Ihrer würdig sein soll, zu arbeiten hat?" Und nun entwickelte ich in großen Zügen mit dem ganzen Feuer, dessen ich in meinen Jugendjahren mächtig war, mein Programm. Verfassungstreue, strammste Verfassungstreue, sagte ich, verstehe sich doch wohl von selbst! „Was aber ist Ihre Verfassung? Nur das Dokument, das am 5. Juni 1831 als unser Staatsgrundgesetz unterzeichnet wurde? Könnten Sie der Hanauer Sturmdeputation vergessen und Ihres edlen Mitbürgers Pedro Jung, der an der Spitze dieser Deputation stand und uns das große Versprechen unseres Landesherrn vom 11. März 1848 mit nach Hause brachte, das Versprechen, fortan als seine Minister immer nur Männer ernennen zu wollen, welche das Vertrauen des Volkes genießen? Denken Sie aber auch an die vielen sonstigen Errungenschaften, an die vielfachen und wertvollen Erweiterungen unserer verfassungsmäßigen Rechte, z. B. an die Einführung der direkten Wahlen, die wir uns damals erkämpft haben! Die wir uns erkämpft haben, sage ich, denn auch ich bin als junges Mitglied des Marburger Volksrates immer und immer dabei gewesen und sicher hat kein Zweiter seinen Degen so oft mit dem des „Reichseilermeisters", des Herrn von Sybel, dem Orakel der Kasseler Großpreußen, der damals Professor in Marburg war und jetzt königlich preußischer Geschichtsmacher ist, siegreich gekreuzt. — Und was steht jetzt für uns auf dem Spiel? Schon munkelt man in Kassel, schon pfeifen's die Spatzen von den Dächern, daß unsere Kasseler Herren, die sich dort als die einzig Verfassungstreuen bejubeln lassen, unter sich einig sind, die — direkten Wahlen aufzugeben und die indirekten wieder einzuführen. Man munkelt auch davon, das Vorschlagsrecht der Ständekammer für Besetzung des Oberappellationsgerichtes, dieses herrlichsten Rechtes der Volksvertretung, in ein Vorschlagsrecht des höchsten Gerichtshofes selbst zu verballhornen, damit dieser Gerichtshof, diese uneinnehmbare Festung richterlicher Tüchtigkeit und Unabhängigkeit, zu einer Clique oder Koterie umgewandelt werde, in der dann die Frau Schwiegermutter die höchsten Richterstellen in der Person ihres Schwiegersohnes besetzt. Schürzenpolitik — kann so etwas gefallen?" Auch noch auf andere Reaktionsgelüste der Kasseler Liberalen wies ich hin und schloß mit der Frage: „Könnt Ihr das wollen? Darf Euer Abgeordneter diesen Verrat an unseren kostbaren Errungen-

Digitized by Google

schaften zugeben? Seid Ihr denn nicht die Brüder, die Söhne der Hanauer Demokraten von 1848?....“ Als ich so weit gekommen, brach ein Jubel, ein Hurra, ein Hochrufen los, das kein Ende nehmen wollte, und ich wußte, daß ich schon so gut wie gewählt sei.

Denen, welche Bürger Heydt als die Gegner der Bürgerpartei genannt hatte, schlotterten die Kniee. Und noch mehr schlotterten sie den Helden der erheuchelten Verfassungstreue, die später Kurhessens Totengräber wurden. Die besten von ihnen kolportierten die tiefe Weisheit von Haus zu Haus: „Alles stand so gut. Die Regierung war so entgegenkommend wie noch nie. Wir konnten spielend alles erreichen; da wählen die Hanauer diesen Trabert, diesen schlimmsten Feind des Kurfürsten! Muß der über diese Wahl nicht wütend werden? Muß er uns da nicht alles, alles verweigern?“

Und die andern weisen Thebaner der Stadt Kassel gingen in die Wirtshäuser und Kneipen und schilderten mich als einen Menschen, der mit zerlumpten Kleidern in die Kammer eintreten und mit den Fäusten um sich schlagen und brüllen werde: Alles muß ruiniert werden!

Die Herren Großpreußen, für die jeder, der die Erhaltung Österreichs im Bunde wollte, ein schurkischer Verräter Deutschlands war, berieten, ob sie mich nicht dadurch unschädlich machen könnten, daß sie aus meiner vom permanenten Kriegsgericht dekretierten peinlichen Bestrafung den Anlaß nehmen könnten, mich für unwählbar zu erklären. Andere appellierten an meinen Patriotismus und schwatzten mir vor, ich sei verpflichtet zu resignieren, weil sonst wieder neues unsägliches Unheil über das Land hereinbräche.

Als nun der Tag meines Eintrittes in die Kammer herannahte und die Regierung die Torheit beging, meine Wahl anzufechten, taten die Heuchler ewiger, unverbrüchlicher Verfassungstreue, was sie, um nicht Selbstmörder zu werden, tun mußten: Sie beschlossen stimmeneinhellig, meine standrechtliche Verurteilung sei ein verfassungswidriger Rechtsbruch und darum null und nichtig.

Welch ein Ausbund von Gerechtigkeit und Freiheit! Aber schon erfolgte eine neue Attacke auf mich. Ich sollte jetzt resignieren in dankbarer Anerkennung der mir gewährten Genugtuung. Die Kasseler Rechts- und Freiheitskäuze wollten halt durchaus unter sich sein, um Kurhessen ungestört verpreußen zu können. Ich war ihnen ein fataler Störer ihrer Einigkeit. Ich war es ja gewesen, der mit Herrn Friedrich Oetkers allmächtiger „Morgenzeitung“ immer und immer Händel gehabt hatte. Ich war es, der die großpreußische, auf die Hinauswerfung Österreichs abzielende Politik des Nationalvereines energisch bekämpft hatte und es zurückwies, als man mich durch Kooptation in den Vorstand des deutschen Nationalvereins aufnehmen wollte, dessen strahlende Oberhäupter die beiden Hannoveraner v. Bennigsen und Miquel waren, der Hessendarmstädter Metz und der Unglücksrabe Kurhessens, der krächzende Dr. Friedrich Oetker, er, der mein grimmigster Hasser war. Was sollte denn die von diesen Leuten gewollte Kooptation? Sie hatte ja offenbar nur einen Zweck, mich stumm zu machen.

In die Ständekammer trat ich erst ein, als die einstimmige Anerkennung meiner Wahl beschlossen war, und der Einsturz des Hauses erfolgte

Digitized by Google

trotz diesem Beschlusse nicht. Die Regierung ärgerte sich vielleicht ein wenig, legte dann aber meiner Abgeordnetentätigkeit kein Hindernis in den Weg.

Was tat ich nun in der Kammer? Ich suchte gewissenhaft und auch nicht ohne Erfolg mein Programm zu verwirklichen, wie ich es vor meinen Hanauer Wählern entwickelt hatte. Und obschon sich die gesamte liberale deutsche Presse fort und fort mit den infamsten Lügen füllte, die alle nur den einen Zweck hatten, meine Hanauer Wähler von mir abwendig zu machen, blieben diese mir treu bis ans Ende. Anfangs in der Kammer allein gegen alle kämpfend, sah ich doch sehr bald erst diesen, dann jenen an meiner Seite. Als ich es war, der die Bauern kräftig schützte, wenn sie, ohne es zu merken, geschädigt werden sollten, gingen auch die bäuerlichen Abgeordneten, welche die blinden Anhänger Oetkers waren, dessen „Morgenzeitung" sie dafür als die Grundsäulen der Verfassungstreue verherrlichte, sehr oft in hellen Haufen zu mir über. Die katholischen Abgeordneten, in dem protestantischen Lande nur wenige an der Zahl, gaben das Mißtrauen gegen mich auf, von dem man anfangs auch ihre Herzen erfüllt hatte. Ja, sogar unser Hochadel und die Vertreter der hessischen Ritterschaft, die man im Jahre 1848 aus der Ständekammer hinausgeworfen hatte, was in einem Lande, das wie Kurhessen kein Herrenhaus besaß, ein grober Fehler war, standen bei ihrer Abstimmung stets auf meiner Seite. Vielleicht um dafür dankbar zu sein, daß ich ihren Wiedereintritt, einer Forderung des den Liberalen tiefst verhaßten Bundestags entsprechend, erkämpft hätte und damit gleichzeitig die direkten Wahlen, die von den Liberalen aufgegeben werden sollten, rettete.

Doch genug davon! Es war ja eigentlich doch alles vergeblich. Vergeblich auch der Kampf, den ich als Vertreter des hessischen Volkes gegen die boshafte Tücke der Totengräber zu kämpfen hatte, als sie, zum tief schmerzlichen Verdruß ihres Landesherrn, den legitimen Thronfolger ins Land rufen wollten, der immer mehr Däne als Deutscher gewesen war. Vergeblich mein Kampf gegen die Eidbrüchigen, die einst planten, den Kurfürsten rebellisch vom angestammten Thron zu stürzen, was ihnen, wie sie sagten, höchstens eine Arbeit von zwei Stunden kosten würde. Teufeleien dieser Art konnte ich wohl vereiteln, so lange ich nur mit den Eidbrüchigen und hochverräterischen Ständen zu tun hatte, die ja schon als Abgeordnete, als Volksvertreter, die ihrem Kurfürsten Treue geschworen hatten, nach Berlin gingen — und dort um die Annexion des Landes, das eine Perle ihres deutschen Vaterlandes war, förmlich bettelten. Mehr nicht!

Denn die Stoßinsherz-Politik des mit der Revolution von oben und mit der Revolution von unten, mit dem König von Italien, mit Garibaldi und der Legion Klapka Verbündeten, — was war ich gegen diese Macht?

Eine frohe Genugtuung aber ist mir doch die Erinnerung, daß einst der schon durch Preußen entthronte Kurfürst von Prag aus zu mir nach Wien kam, und mir ist, als tropften seine Tränen noch heute auf meine Hand, die er mit der seinen umspannt hielt, indem er sagte: „Hätten wir einander früher gekannt, wäre vieles, vieles, ja, vielleicht alles anders geworden!"

Digitized by Google

Genovefalied aus Steiermark.

Ein Beitrag zur Legende von der Pfalzgräfin Genovefa.

Von **E. K. Blümml.**

Wer hat nicht in seiner Jugend die rührende Legende von der Pfalzgräfin Genovefa und ihrem Sohne Schmerzenreich andachtsvoll gelesen und tiefes Mitgefühl für die Leiden dieser unschuldig verfolgten, schönen und tugendhaften Frau gehabt! Weit verbreitet und in deutschen Landen überall bekannt ist diese fromme Legende, die besonders in der Bearbeitung Christoph Schmids auf die Jugend wirkt.

Wie jede Legende hat auch sie ihre Geschichte. Von einem Mönche des Klosters Laach zwischen 1325 und 1425 zur Verherrlichung der Kapelle in Frauenkirchen verfaßt, wie Bernhard Seufferts glänzende Untersuchung (Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa. Würzburg 1877, S. 13 ff.) nachwies, hat sie weder mythischen noch historischen Untergrund. Wohl lieh der Pfalzgraf Siegfried von Ballenstädt († 1113), der zweite Gründer des Klosters Laach, seinen Namen her, wohl ist von ihm, der mit Gottfried von Bouillon ins heilige Land zog und unterdessen einen Statthalter zurückließ, das Motiv des Kriegszuges und seine Vertretung durch einen Freund entlehnt, doch die Pfalzgräfin Genovefa, seine Gemahlin, existierte nie. Sie, die nie vorhanden war, schuf der schöpferische Laacher Mönch, der auf sie den Namen der besonders in den Rheingegenden (Andernach u. s. w.) stark verehrten Pariser Schutzheiligen, der heiligen Genovefa, übertrug und diese erfundene Persönlichkeit mit dem weitverbreiteten Novellenmotiv der unschuldig leidenden Gattin in Verbindung setzte, wobei er den Fall der Maria von Brabant, der Gemahlin des Bayernherzogs und Pfalzgrafen Ludwig des Strengen zum Vorbild nahm, welche 1256 wegen angeblichen Ehebruchs auf Befehl ihres Gatten enthauptet wurde, worauf er zur Sühnung seiner Untat das Kloster Fürstenfeld gründete.

Die in lateinischer Sprache abgefaßte Legende hatte nur einen beschränkten Verbreitungsbezirk und auch ihre Wirkung war nicht groß. Erst durch die 1638 erschienene französische Bearbeitung des Jesuiten René de Cerisiers wurde sie ein Allgemeingut der gebildeten Nationen. Diese hauptsächlich das religiöse Element stark betonende Bearbeitung zeigt zahlreiche Erweiterungen und Zusätze, behält jedoch das Motiv der Legende, die eine Marienlegende ist, im großen und ganzen bei. Diese Bearbeitung ist der Ausgangspunkt der ganzen Genovefaliteratur, die uns in Frankreich, Spanien,

Digitized by Google

England, Holland, Deutschland, Italien sowie bei den Slaven entgegentritt und sich in volks- und kunstmäßigen Darstellungen äußert. Volksbücher, Volksschauspiele und Kunstdramen, Gedichte bekannter Dichter und Volkslieder beschäftigen sich mit diesem Stoff und haben alle in ihrer Art zur Verbreitung der sinnigen Legende beigetragen, obwohl gesagt werden muß, daß die Kunstdichter mit ihren Bearbeitungen weit hinter den volksmäßigen Darstellungen zurückstehen.

Cerisiers fand auch bald deutsche Bearbeiter. Der Jesuit Michael Staudacher ließ 1660 seine Bearbeitung, die das Original durch moralisierende Zusätze stark vermehrt, zu Dillingen erscheinen und ihm folgte 1685 ein Anonymus, der ebenfalls Mitglied der Gesellschaft Jesu war. 1687 kam dann zu Dillingen die für die deutsche Genovefaliteratur so wichtige Bearbeitung des berühmten Kapuziners Martinus Kochemius heraus. Kochems Übersetzung ist volkstümlich gehalten, sie mildert die Wunderwerke, streicht vieles, entkleidet überhaupt Cerisiers seines rhetorischen Schmuckes, und zwar nur zum Vorteile des Buches, so daß sie zum deutschen Volksbuch wurde. Auf ihr ruhen auch die meisten kunst- und volksgemäßen deutschen Bearbeitungen des Genovefastoffes, wie Bruno Golz (Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig 1897) zeigte.

In Frankreich, Holland, Italien und Spanien hat sich auch das Volkslied der Genovefa angenommen (Seuffert S. 50, 57, 81 f., 83), wobei überall Cerisiers zugrunde liegt. Aus Deutschland weiß Seuffert (S. 76 f.) nur ein Volkslied, daß ihm in einem „fliegenden Blatte" vorlag, anzugeben, von dem er jedoch, da es dichterisch wertlos ist, nur vier Strophen mitteilt. Er begnügt sich, als Quelle des 46strophigen Liedes das deutsche Volksbuch nachzuweisen. Von diesem Lied, das ganz verschollen ist, habe ich jüngst in der Handschrift Nr. 659 des steiermärkischen Landesarchivs in Graz, worin Lieder aus dem steirischen Paltental stehen, eine nach einem fliegenden Blatte von der Hand des kürzlich verstorbenen bekannten Historikers P. Jakob Wichner in den Fünfziger-Jahren des 19. Jahrhunderts, wo er Kaplan zu St. Lorenzen bei Trieben war, angefertigte Abschrift gefunden, die, da das fliegende Blatt nicht mehr ganz war, 33 vollständige Strophen und von der 34. Strophe den Anfang enthält. Diese Fassung, die für die Geschichte der Genovefalegende nicht unwichtig ist, wird im folgenden dargeboten.

Zunächst handelt es sich um Feststellung der Quellen, auf welche unser Lied zurückgeht. Daß das Volksbuch und somit Martin Kochem, wie Seuffert meint, als Quelle anzunehmen sind, ist nicht richtig; dagegen spricht Strophe 22, denn Golo kann bei Kochem (s. Seuffert S. 72) die Wahrzeichen von Genovefas Tod nicht ansehen, wovon bei uns keine Rede ist; gegen Kochem spricht auch die Nichtteilnahme Golos an der Jagd, was wohl ein Zug Cerisiers ist (s. Seuffert S. 46), aber nicht Kochems, bei dem sich nach dem Vorbilde Frehers Golo an der Jagd beteiligt (Seuffert S. 71). Beide gegen Kochem sprechenden Züge finden sich jedoch bei Cerisiers. Für Kochem spricht jedoch Strophe 17, Z. 3 f. und Strophe 18; bei Cerisiers nimmt Genovefa von der Welt Abschied und fleht, früher als ihr Kind sterben zu dürfen, bei Kochem bittet sie nach Frehers Vorbild (1613) um

Digitized by Google

ihr Leben (s. Seuffert S 72). Es muß demnach eine Quelle zugrunde liegen, welche die beiden angeführten Züge Cerisiers und den Zug Frehers enthält. Zur näheren Bestimmung dient die Angabe, daß der Hofmeister von vier Rossen zerrissen wurde, ein Zug, der sich zuerst in einem Wiener Jesuitendrama aus dem Jahre 1673 und in dem zuerst 1686 gedruckten Drama des österreichischen Jesuiten Nicolas Avancinus, der neben Cerisiers auch Freher benützt hat, findet (Golz S. 20 und 33) und von da aus in alle späteren Jesuitendramen eingedrungen ist (s. Golz S. 36 [Kölner Drama aus 1706], 43 [Erfurter Drama aus 1729]); bei Cerisiers, Kochem und den daraus abgeleiteten deutschen Volksbüchern wird Golo von vier Ochsen zerrissen. Diese beiden Jesuitendramen aus 1673 und 1686 kommen jedoch ebenfalls nicht als direkte Quellen in Betracht, denn beide enthalten die Vorgeschichte (Strophe 1—22) nicht; gegen Avancinus spricht auch, daß bei ihm die Gräfin nicht, wie bei Cerisiers und im Volksbuche, vom Pfalzgrafen Siegfried, sondern von zwei Jägern aufgefunden wird. Ein weiterer Zug findet sich in allen bisher aufgeführten Quellen nicht, sondern führt ins 18. Jahrhundert; in unserem Liede schickt nämlich Golo (Strophe 10—13) dem Grafen einen Brief ins Feld, in dem er Genovefa anklagt, worauf der Graf sofort die Tötung Genovefas befiehlt; bei Cerisiers und im Volksbuche zieht jedoch Golo dem Grafen nach Straßburg entgegen und bringt ihm, obwohl er ihm schon vorher einen Brief betreffs Genovefas Schuld geschrieben hat, mittelst des Blendwerkes einer alten Hexe die Überzeugung von Genovefas Schuld bei. Unser Zug findet sich nur im Jülicher Jesuitendrama aus 1733, das in dieser Hinsicht zu unserem Liede stimmt (s. Golz S. 39), sonst aber dadurch abweicht, daß Genovefa durch einen Jäger und nicht von Siegfried entdeckt wird, während die Zerreißung durch vier Pferde auch hier vorkommt (vgl. Golz S. 36 und 37). Durch das erstmalige Auftreten dieses Motivs im Jahre 1733 bekommen wir auch eine zeitliche Grenze nach abwärts für unser Lied, das — es wird dabei kein großer Fehler unterlaufen — zirka 1730 entstanden sein kann. Wenn wir nun die Quellenfrage zusammenfassen, so müssen wir festlegen, daß der Verfasser unseres Liedes hauptsächlich Cerisiers, wahrscheinlich in der Bearbeitung Staudachers, benützte, dazu aber Züge aus einem Jesuitendrama aus zirka 1730, das auch den Kochemschen Zug enthalten haben mag, heranzog; vielleicht lag überhaupt ein uns nicht erhaltenes Jesuitendrama, das alle diese Züge in sich enthielt, zugrunde. So viel steht jedenfalls fest, daß das Volksbuch, beziehungsweise Kochem, nicht die Quelle unseres Liedes ist.

Fragen wir nach der Entstehungsgegend des Liedes, so geben die unreinen Reime hinreichenden Aufschluß. Reime wie Strophe 4 an : schon (dial. ân : schoñ Strophe 5 zuvor : Jahr (dial. Jâhr), Strophe 10 Frau : Brauch (dial. Brau), Strophe 25 gleich (dial. glei) : sey, Strophe 29 daran (dial. darân) : schon (dial. schoñ) und Strophe 31 Knie (dial. Knia) : mir (dial. mia^{r}) weisen entschieden auf den bayrisch-österreichischen Dialekt. Zieht man nun in Betracht, daß der Genovefastoff von der Mitte des 18. Jahrhunderts an in bayrisch-österreichischen Landen (s. A. Schlossar, Deutsche Volksschauspiele I. [1891] 339 f.; Golz S. 155 ff.) zu Volksschauspielen

Digitized by Google

sehr stark verwendet wurde, im Gegensatze zu anderen Landschaften wie Schweiz und Schlesien (Golz S. 158 f.), so darf es auch nicht wundernehmen, gerade in dem Gebiete des bayrisch-österreichischen Dialekts ein Volkslied, welches das Leben der Pfalzgräfin Genovefa behandelt, zu finden. An eine Ableitung aus den Volksschauspielen ist nach den bisher bekannten Proben nicht zu denken, denn diese beruhen auf dem Volksbuche. Unser Lied stellt demnach eine ältere Entwicklungsform aus einer Zeit dar, wo das Volksbuch noch nicht weit verbreitet war, was erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts eintrat, denn sonst wäre es in unserem Liede sicher benützt. Es ergibt sich demnach als oberste Entstehungsgrenze zirka 1750.

Die Lebensbeschreibung von der frommen Genovefa.

[26 b] 1. Ein jedes betracht, was gewissenhaft ist,
Was ich jetzt sing, die Wahrheit ist,
Von einem Grafen und seiner Frau,
Die liebten einander überaus.

2. Der Graf hat viel Geld und Güter dar,[1])
Sie hausten in dem ersten Jahr,
Die Frau von keiner Frucht nichts weiß,
Nun höret zu mit ganzem Fleiß.

3. Der Kayser sprach den Grafen an,
Er sollte doch dasjenig thun
Und in das Feld ziehen fort,
Er woll ihm geben große Gnad.[2])

[27 a] 4. Er sprach, ach, liebste Fraue mein,
Ihr werdet ja nicht kleinlaut sein,
Was ich euch werde zeigen an,
Der Kayser hats befohlen schon.

5. Ins Feld soll ich, liebste Fraue mein,
Ich bitt, wollt meiner ingedenk sein,
Daheimb regieren wie zuvor,
Ich werd ausbleibn nicht ein Jahr.

6. Er sprach zu dem Hofmeister sein,
Er sollt der Gräfin gehorsam sein,
Sollte sein folgen ihrem Wort,
Regieren anstatt seiner fort.

7. In etlichen Wochen, höret an,
Die Frau wurd dick vom Grafen dann,
Weil sie zuvor hat nichts gewüßt,
Erfreuet sie sich innigist.

8. Der Hofmeister nimmet solches wahr,
Strebet der Gräfin heimblich nach,
Wollt sie bringen in Hurerei,
Solches ein lange Weile treibt.

9. Er sicht, daß die Frau ihrem Herrn
Gar treu war, in sein Begehrn,
Gedacht, was muß ich fangen an,
Wann der Graf kombt wider ins Land.

10. Der Teufel gibt ihm in den Sinn,
Er sollt schreiben ins Feld dahin
Zum Grafen wohl von seiner Frau,
Daß sie jetzt hab ein wilden Brauch.

[1]) mhd. dâr, da, dort.
[2]) ursprünglich wohl: geben Gnade dort.

Digitized by Google

[27 b] 11. Die Lug ſchrieb er von ſeiner Frau,
Sie hurt zu Haus recht ohne Graus,
Sie iſt ſchon dick, der Graf glaub mir,
Ich mich auch alsbald reſolvier.

12. Den Brief bekombt der Graf behend,
Als er erfahret dieß Elend,
Von ſeiner Frauen wurd gewahr,
Wollt er ſich ſelbſt erſchieſſen gar.

13. Andere Ritter und Cavalier
Gaben dem Grafen ſolche Lehr,
Er ſolle berichten nacher Haus,
Daß die Frau werd geraumbt[1] mit Graus.

14. Als dieſer Brief kam in das Schloß
Für den Herren Hofmeiſter groß,[2]
Ließ er zuſammen kommen geſchwind
Die Soldaten, ſo darinnen ſind.

15. Er ſprach, kommt her und ſpielet ihr,
Dann zwei müſſen die Gräfin hier
Ihr Leben nehmen in dem Wald,
Da habt ihr hundert Thaler bald.[3]

16. Zum Zeichen bringet von ihr her
Ihr Zungen, wie ich es begehr,
Ihr könnt 's erſchieſſen oder erſchlagen,
Dann unſer Herr Graf will 's alſo haben!

17. Die zwei Soldaten mit Gewalt
Riſſen die Gräfin aus dem Saal,
Die Gräfin fiele auf die Knie
Vor ihren Knechten nieder allhie.

18. Bittet und ſchwöret ihnen alſobald,
Daß ſie ihr Lebtag in dem Wald
Will bleiben drin, bis endlich Gott
Sie erretten wird durch den Tod.

[28 a] 19. Die Gräfin geht in d' Wüſten dar,
Worinnen ſie blieben ſieben Jahr,
Gebar ihr Kind mit größter Freud,
O wunderbare Begebenheit.

20. Gott ſchickt ihr gleich zur Stund behend
Ein Hirſchenkuh in ihrem Elend,
Die legt ſich nieder gleich vor ihr,
Daß ſie kann Milch bekommen hier.

21. Die zwei Soldaten beſunnen ſich
Wegen der Zungen jämmerlich,
Da kam ein Hündlein her im Wald,
Dem nahmen ſie die Zungen bald.

22. Die Zungen tragen 's mit ihnen in's Schloß
Und gaben's dem Hofmeiſter groß,
Die nimbt er hin und hebt ſie auf,
O weh, o weh, des falſchen Kauf.

23. Es ſteht an ſieben ganzer Jahr,
Da jagt der Graf im Walde dar,
Da kam die Hirſchenkuh behend
Wohl für den Grafen, hingerennt.

24. Er jagt nach ihr ganz feurig drein
Wohl in den wilden Wald hinein,
Zu ihrer Frau in die Höllen ein;
Der Sohn thät Wurzel graben fein.

25. Sie ging heraus ganz nackend und bloß,
Nur gleich ein Fleckſein umb die Schoß,
Er ſchreiet auf, ſie ſoll ſagen gleich,
Ob ſie ein Mann oder Weibsbild ſey.

---

[1]) weggeräumt, getötet; vgl. mhd. rûmen.
[2]) mächtig.
[3]) ſchnell, raſch.

Digitized by Google

26. Er sprach, bist du allein allhier;
Sie sagt, ein Kind hab' ich bei mir,
Er geht umb Würzlein, unsre Speis,
Die suchet er mit ganzem Fleiß.

[28b] 27. Er sprach, von wann bist du kommen hier,
Sag mir die Wahrheit, du mußt mit mir,
Sie sprach, ach Herr, ganz sieben Jahr
Bin ich schon in der Wüsten dar.

28. Zuvor war ich im Lande drauß
Ein Gräfin und ein große Frau,
Jetzt bin ich einer Bettlerin gleich,
Daß Gott erbarm im Himmelreich.

29. Mein Herr hat keine Schuld daran,
Aber der große Hofmeister schon,
Der wollte mich in meinen Ehrn
Notzüchtigen nach sein' Begehrn.

30. Nach dem Begehrn verklagt er mich,
Schreibt in das Feld eine große Lüg',
Ich tät zu Haus Hurerei treibn,
Hernach kam von mein' Herrn ein Schreiben.

31. Dem Grafen fiel ein, o liebster Gott,
Das ist mein Frau, hier leid't sie Not;
Springt von dem Pferd, fallt auf die Knie,
Sagt, liebste Frau, geht jetzt mit mir.

32. Der Graf nahm sein Jägerhorn,
Er blast kläglich, daß Gott erbarm,
Kombt her, ihr liebste Diener mein,
Ich hab erjagt die Herzliebste mein.

33. Er hebt die Gräfin wohl auf das Pferd,
Dazu den jungen Grafen wert,
Die Hirschenkuh lief neben fort,
Bis in der Gräfin Zimmer dort.

34. Der Hofmeister bekombt seinen Lohn
Mit vier Rossen . . . . .

(hier bricht das fl. Bl. ab.)

Digitized by Google

Der Photophonograph.

(Zur Entwicklungsgeschichte der Phonographie.)

Von **Prof. Th. Hartwig.**

Die allgemein verbreitete Meinung, daß der Phonograph ein Spielzeug sei, ein interessantes, ein wissenschaftliches Spielzeug, aber immerhin bloß ein Spielzeug, ist nicht mehr ganz berechtigt. In dem Maße, als der Apparat, welcher die verschiedensten Töne und Geräusche, insbesondere aber die menschliche Sprache aufzeichnen und wiedergeben will, der Vollkommenheit entgegenreift, verdient er eine ernstlichere Würdigung. Die Sprachwissenschaft, die Musiklehre, die Medizin (Laryngologie) und viele andere Zweige menschlicher Forschung können dauernden Nutzen aus einer Erfindung ziehen, welche es ermöglicht, die flüchtigen Schallwellen in bestimmten Schriftzügen festzuhalten, so daß sich dieselben jederzeit einer eingehenden Untersuchung und Prüfung unterziehen lassen.

Zweifellos waren es zunächst geschäftlich-praktische Rücksichten, welche Edison inspirierten. Der „sprechende Brief", die Postsendung, die man „abhören" konnte, die schriftliche Verständigung mit allen Nuancen eines mündlichen Auftrages, ein Gespräch, verpackt und versiegelt als Fracht, . . . das mußte den kaufmännisch-sensiblen Geist eines Amerikaners anregen und begeistern. Diesem Zwecke genügte auch der erste Phonograph (1876) trotz der bekannten Nebengeräusche, welche die Reproduktion störend begleiten.

Aber der technisch-wissenschaftliche Geist konnte sich mit diesem Resultat nicht zufrieden geben und man versuchte alle möglichen Materialien, welche die Natur bietet, und die verschiedensten Anordnungen, welche zu ersinnen waren, ohne die Grundprinzipien des ersten Systems zu verlassen.

Bekanntlich wird beim Edisonschen Phonographen gegen eine dünne Membrane gesprochen. An dieser befindet sich ein feiner Stift, der die Schallschwingungen in den rotierenden Wachszylinder eingräbt. Der Schreibapparat gleitet zugleich an seiner Führung langsam und gleichmäßig seitwärts, so daß eine fortlaufende dünne Schraubenlinie als dauerndes Bild der Sprache auf der Walze erscheint.

Für die Präzision dieses Vorganges kommen nur die Empfindlichkeit der Membrane, die Beweglichkeit des Schreibstiftes und die Eindrucksfähigkeit des Zylinders in Betracht. Allerdings ist es für den ersten Augenblick überraschend, daß der ganze Reichtum unserer Sprachformen mit allen Unterschieden der Klangfarbe durch eine einfache Membrane aufgefangen

Digitized by Google

werden kann; doch auch unser Gehör begnügt sich mit dem Trommelfell, und eben darum werden wir gerade nur das hören, was sich durch eine einfache Membrane auffangen läßt.

Für die Reproduktion sollte nun freilich umgekehrt die Analogie mit dem menschlichen Kehlkopf herangezogen werden, doch scheint dies überflüssig zu sein. Wenn es möglich war, die Töne durch den Stift aufzuzeichnen, so muß man doch die ursprünglichen Membranschwingungen wieder erhalten, wenn der Stift seinen eigenen Aufzeichnungen folgt, indem er von vorne angefangen mit gleicher Schnelligkeit in der vertieften Schraubenlinie gleitet.

Diese theoretische Überlegung stimmt aber nicht ganz genau; denn der Stift hatte eine beträchtliche Arbeit zu leisten, um die Wachswalze zu ritzen. Die Vertiefungen werden daher verhältnismäßig schwach ausfallen und die Wiedergabe klingt gedämpft und verschwommen. Edison verwendete nun einen eigenen Hörstift (vgl. Fig. 1) und brachte zur Verstärkung einen Schalltrichter an, doch blieb das Wesen des Apparates durch diese technischen Verbesserungen natürlich unberührt.

Eine bemerkenswerte Änderung brachte erst das Grammophon (1886) des Deutsch-Amerikaners Berliner. Dieser suchte die Arbeit des Schreibstiftes dadurch zu verringern, daß er die Membrane vertikal stellte und den Stift wie einen Hebel seitlich anbrachte (vgl. Fig. 1), so daß alle Druckwirkungen an dessen einem Ende Schwankungen an der Spitze hervorrufen.

Die Membrane schwingt also nicht mehr gegen die Walze, sondern parallel zu derselben und der Stift arbeitet nicht in die Tiefe, sondern zeichnet auf der bewegten Unterlage eine Wellenlinie, deren Form die Schallschwingungen charakterisieren. Diese Wellenlinie könnte nun erforderlichenfalls durch Ätzmittel vertieft werden, wodurch der Weg für den Hörstift deutlicher vorgezeichnet würde.

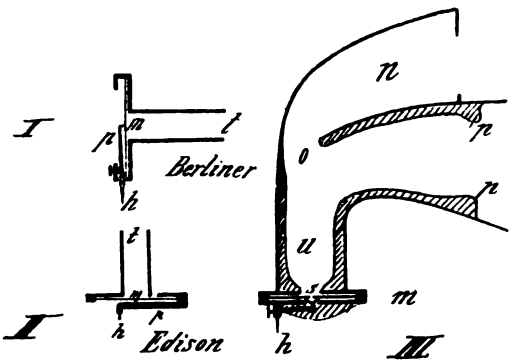


Fig. 1.

I. Querschnitt durch Berliners Reprodukteur. — II. Querschnitt durch Edisons Reprodukteur. — III. Querschnitt durch Cervenkas Reprodukteur. — m Membrane; h Reproduktionsstift; s die Stimmritze; u der Kehlkopf; p die Lippen; o Mundnasenkanal; n die Nase.

Noch eine zweite Neuerung hat Berliner eingeführt, welche nicht unerwähnt bleiben darf, weil sie weitere Anknüpfungspunkte bietet. Er

Digitized by Google

ersetzte die Walze durch eine mit Wachs überzogene Scheibe, welche um eine Achse rotiert, während diese Achse selbst sich langsam aber gleichmäßig seitwärts verschiebt. Der ruhende Stift beschreibt dann auf der bewegten Platte eine Spirallinie, welche allmählich gegen den Mittelpunkt der Scheibe zusammenläuft. Wird der Stift in Tätigkeit versetzt, d. h. wird gegen die Membrane gesprochen, dann kommen seitliche Abweichungen hinzu und das Resultat ist eine spiralige Wellenlinie.

Die Reproduktion ist wie beim Phonographen eine Umkehrung des Vorganges bei der Aufnahme, aber tatsächlich schallkräftiger.

Dennoch kann die Lösung noch immer nicht als vollendet bezeichnet werden. Vor allem ist die Übertragung der Membranschwingungen auf die Wachsunterlage, also die Übersetzung des Schalles in eine sichtbare Sprache noch immer ein rein mechanischer Prozeß, der als solcher mit dem Widerstand des Materials und der Reibung der einzelnen Teile zu rechnen hat.

Diese Bedenken hat der Ingenieur E. Červenka (1902) in Prag überwunden, indem er die Arbeit des Schreibens auf ein Minimum reduzierte. Er wählte den zartesten Schreibstift, welchen die Natur bietet: einen Lichtstrahl, und die empfindlichste Schreibtafel, die er finden konnte: die photographische Platte.

Das Phonogramm ist eine Photographie und der Apparat wird daher richtig als Photophonograph bezeichnet. An der Membrane befindet sich wohl auch ein Stift (Fig. 2), aber dieser Stift wird nicht zum Schreiben verwendet, sondern drückt mit einem Fortsatz gegen einen beweglichen Spiegel und versetzt ihn in Schwankungen, welche den Membranschwingungen entsprechen.

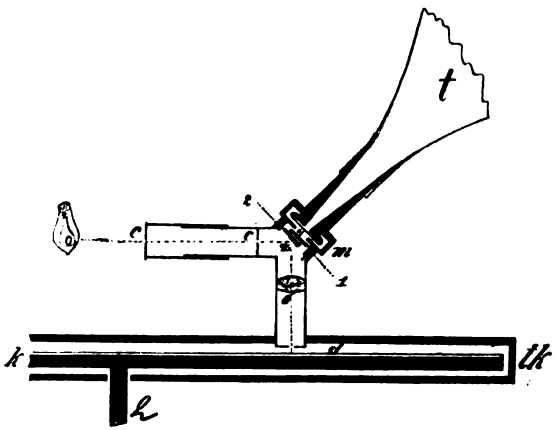


Fig. 2. Červenkas Aufnahmeapparat.

Aufnahmetubus (Ohr), m Membrane, 1 Hammer, 2 Amboß, s Verbindungsstück, z Spiegel, cc' Blenden, o Objektiv, d lichtempfindliche Platte, t k Kassette, k Rotationsplatte, Q Rotationswelle.

Fällt nun ein Lichtstrahl auf den Spiegel, so wird er nach abwärts gegen die rotierende Grammophonscheibe reflektiert. Letztere trägt die photographische Platte in lichtdichter Kassette

Digitized by Google

Infolge der Rotation und oben erwähnten seitlichen Verschiebung der Achse zeichnet der Lichtstrahl wie ein feiner Zeiger bei ruhiger Spiegelstellung, d. h. unbeeinflußter Membrane, eine zarte Spirallinie auf die lichtempfindliche Platte. Wird aber die Membrane und mit ihr der Spiegel durch phonische Einflüsse bewegt, dann schwankt auch der Lichtzeiger und es entsteht jene charakteristische spiralige Wellenlinie wie beim Grammophon, in der jede Welle einer Schwingung der Membrane entspricht.

Das Photophonogramm ist aber eine Zeichnung, keine Gravüre und kein Relief. Soll daher ein Stift das Ablesen der phonischen Schrift besorgen, so muß zunächst auf licht-chemischem Wege ein Klischee erzeugt werden, welches dann zur fabriksmäßigen Herstellung von Reproduktionsplatten aus verschiedenem Material dient.

Allerdings könnte auch ein Lichtstrahl zur Reproduktion der Schallwellen verwendet werden, doch hat Cervenka aus praktischen Gründen das alte System beibehalten, wonach ein Stift die Furche der Reproduktionsplatte durchläuft. Nur hat Cervenka auch den Reprodukteur und damit die phonische Wiedergabe verbessert. Er versuchte, nicht mehr und nicht weniger zu schaffen als eine Nachbildung des menschlichen Kehlkopfes mit den Stimmbändern, der Stimmritze und den natürlichen Schalltrichter: Mund und Nasenhöhle (Fig. 1).

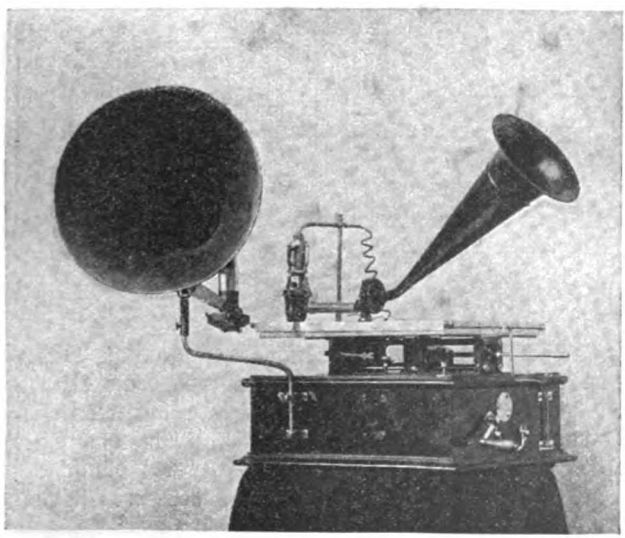


Fig. 3.

Der Photophonograph zur Aufnahme vorbereitet.

Um die störenden Nebengeräusche möglichst zu beseitigen, verfertigte er das Gehäuse aus Ebonit und die Membrane aus Wachs, welche Materialien wenig zu Eigenschwingungen neigen. Die Membrane erhielt einen Schlitz und der aufgesetzte Tubus wurde durch eine Zwischenwand geteilt.

Digitized by Google

Damit ist ein brauchbarer Reprodukteur für die Wiedergabe der menschlichen Sprache und der Vokalmusik geschaffen, daher können Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte, der Unterricht in der Literatur, in fremden Sprachen und Gesang, Physiologie und Laryngologie von dem Photophonographen erheblichen Nutzen ziehen. Weniger gut dürfte sich derselbe für Instrumentalmusik eignen, weil sein Reprodukteur dem Charakter der instrumentalen Klangfarbe nicht angepaßt ist. Aber das Ideal eines Universalreprodukteurs ist auf diesem Wege wohl überhaupt nicht zu erreichen.

Fig. 4.

Der Photophonograph zur Reproduktion vorbereitet.

Mehr Aussicht bieten für eine naturgetreue phonische Wiedergabe solche Vorrichtungen, deren Membranen — wie dies etwa beim Telephon der Fall ist — nicht durch mechanische Einflüsse, sondern auf elektro-magnetischem Wege zum Tönen gebracht werden. Apparate, welche das Telephon selbst als Reprodukteur verwenden, sind das Telegraphon des dänischen Ingenieurs V. Paulsen (1900) und das Photographon von E. Ruhmer in Berlin (1901).

Was den Photophonographen betrifft, dessen äußere Ansicht aus Fig. 3 und Fig. 4 ersichtlich ist, so beweist dieser Apparat, daß der Phonograph als solcher noch lange nicht zu Ende gedacht ist. Die neuen Gesichtspunkte, welche Cervenka eröffnet hat, versprechen noch manchen schönen Erfolg.

Ich erinnere nur daran, daß auf der Pariser Weltausstellung (1900) ein von Dussaud konstruierter Apparat zu sehen war, der eine Verbindung zwischen Telephon und Phonograph herstellte. Dieser Telephonograph gestattete, das telephonisch übertragene Wort direkt auf der Wachswalze eines gewöhnlichen Phonographen zu fixieren.

Digitized by Google

Ich glaube, daß dieses Problem viel einfacher und eleganter durch den Photophonographen gelöst werden könnte, indem der Spiegel des Aufnahmeapparates in gleicher Weise mit der Telephonmembrane in Verbindung gebracht wird, wie dies bei dem Empfangsapparat des Schnellschreibtelegraphen Pollak-Virág der Fall ist. (Vgl. „Die Kultur", IV., 6. Heft.)

Wir dürfen deshalb von dem Erfinder des Photophonographen weitere Mitteilungen auf phonographischem Gebiete erwarten.

Der Grabstein Kaiser Rudolfs.

Von Martin Greif.

Als Kaiser Rudolf spürte
Sein Ende sich genaht,
Der alte Held vollführte
Noch eine letzte Tat:
Den Burgkaplan zur Seite,
Erhob er sich sogleich,
Daß er nach Speyer reite,
Der Totenstadt im Reich.

Wohl flog voraus die Kunde
Vom Rhein durchs weite Land
Und dicht geschart zur Stunde
Das Volk am Wege stand.
Ein Ruf entwand sich allen,
Die schmerzvoll ihn gewahrt,
Das Antlitz eingefallen,
Das faltig, ohne Bart.

Doch währenddem die Menge
Noch fassungslos vor Gram,
Ein Steinmetz im Gedränge
Ihn fest ins Auge nahm:
Das Bild sich einzuprägen
Des Teuren, Zug um Zug,
Mit lauten Herzensschlägen
Vermaß er sich's im Flug.

Schon hatte dies Begehren
Erfüllt ihn manche Zeit:
Zu nahen sich dem Hehren,
War ihm kein Weg zu weit.
Der Fleiß, der ihn beseelte,
Ließ ruhn den Meißel nicht,
Kaum eine Runzel fehlte
Mehr auf dem Angesicht.

Im hohen Dom erhaben
Liegt Kaiser Rudolf da,
Für immer eingegraben,
Wie ihn der Meister sah,
Just wie er leibt und lebte
In edler Größe schlicht:
Der Arge vor ihm bebte,
Der Fromme zagte nicht.

Digitized by Google

Die Verbannung der Jesuiten aus China.

Ein Beitrag zur Geschichte der Zensur in Österreich.

Von M. Beyrer.

Die Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 brachte den Feinden der Jesuiten durchaus nicht die ersehnte Gemütsruhe. Der Schatten des Jesuitentums verfolgte sie auf Schritt und Tritt und die bange Sorge, der so gefürchtete Orden könnte urplötzlich wieder aufleben, quälte die Widersacher sozusagen Tag und Nacht. Darum regnete es mehr denn je Angriffsschriften gegen denselben. Wollte einer überhaupt irgend ein Schmähli bell gegen die katholische Kirche populär erscheinen lassen, dann mußte er irgendwie die Jesuiten hineinverflechten. Das gab der Sache eine pikante Würze. So erschien denn auch im Jahre 1785 eine Schmähschrift gegen die katholische Glaubenslehre unter der Deckadresse: „Die Verbannung der Jesuiten aus China", mit dem fiktiven Druckort: „Konstantinopel" Selten hat eine Schrift den Ausspruch: **Habent sua fata libelli** so sehr bestätigt als diese. Sie enthält auf Seite 3—6 eine allgemeine Darstellung der Gesetzgebung, Sitten und Religion der Chinesen, wobei bemerkt wird, letztere sei „umso reiner, da der Aberglauben sie niemals befleckte". S. 8 rückt der Verfasser seinem Ziele näher. Es heißt dort: „Alle Klugheit der Regierung hat doch nicht verhindern können, daß sich die Bonzen in das Reich einschlichen; ebenso wenig als alle Aufmerksamkeit eines Wirtes verhindern kann, daß sich Ratzen in die Keller und Scheunen einschleichen." S. 9 erzählt der Verfasser, daß „der Kaiser Kamphi gerade die Jesuitenbonzen mit ganz besonderer Güte aufgenommen" habe; — „diese erhielten vermittelst einiger Sphären, Barometer, Thermometer und Gläser, die sie aus Europa gebracht hatten, die öffentliche Duldung der christlichen Religion ... Die unter den Missionarien entstandenen Streitigkeiten aber machten die neue Sekte bald verhaßt ... die Gerichtsstellen reichten bei dem Kaiser Klagen wider diese europäischen Bonzen und besonders wider die Jesuiten ein, ebenso, wie wir es seinerzeit von den Parlamenten Frankreichs gesehen haben ..." Als Kaiser Kamphi starb, folgte ihm dessen Sohn Yout-chin auf den Thron. Dieser hatte „mehr Standhaftigkeit und Richtigkeit des Geistes", daher er zufolge dieser Klagen die religiösen

Digitized by Google

Tendenzen dieser „Jesuiterbonzen" zu untersuchen gedachte. Er berief demnach, um die Wahrheit zu erfahren, den recht einfältigen „Bruder Rigolet", der im Rufe der Heiligkeit stand. Das nun folgende Verhör des Bruders, oder vielmehr dessen Zwiegespräch mit dem Kaiser, läßt allerdings an Einfältigkeit nichts zu wünschen übrig, aber ebenso wenig an gemeinen Verdächtigungen der katholischen Priester, an frechem Leugnen und Bespötteln alles Heiligen. Auf S. 17 läßt der Verfasser besagten Rigolet die Behauptung aufstellen: „Die Chineser, Japaneser, die Kaver, die Tartaren, die Inder, die Perser, die Türken, die Araber, die Afrikaner, die Amerikaner müssen alle verdammt werden. Man kann Gott nur in einem kleinen Teile von Europa gefällig sein." S. 20 nennt er den Papst den „Vize-Gott, der am Ende der Welt, in einer kleinen Ecke wohnt und von da aus verdammt oder erlöset nach Willkür alle Könige der Erde". Geradezu empörend ist auf S. 24—25 die Definition des Geheimnisses der Menschwerdung, das sich schon in seinen Eingangsworten cynisch widerwärtig und dummverlogen genug ausnimmt. Es heißt dort von Maria: „Sie war verheiratet und hatte zwei andere Kinder mit Namen Jakob gehabt, wie es die alten Evangelien sagen, aber nichtsdestoweniger war sie doch eine Jungfrau ..." S. 25—29 zieht der Verfasser das Geheimnis der Trinität ins Lächerliche. „Eine Taube, der dritte Gott" ..., heißt es dort unter anderem. S. 29—30 wird das Leiden Jesu verhöhnt mit dem Hinweis, welch ein mächtiger und starker Gott es doch sein mußte, der von den Menschen zu einem so bitteren Leiden und einem so schmachvollen Tod verurteilt werden konnte. S. 32—34 werden die biblischen Wunder zu Gunsten des auserwählten Volkes gegen den intoleranten Gott ins Treffen geführt, S. 34—38 die Weissagungen der Propheten zu obszönen Späßen verwertet. Die S. 56—66 enthalten die unerhörtesten Blasphemien gegen das heiligste Altarssakrament. So geht es in buntem Durcheinander weiter.

Durch Zusendung eines Exemplars dieser Schrift von unbekannter Hand erhielt Erzbischof Kardinal Migazzi von ihr Kenntnis. Als er erfuhr, daß das Büchlein zwar von der Zensur verboten, jedoch gegen Schedula jedem zugänglich sei, beschloß dieser eifrige Kirchenfürst, dem Monarchen direkt Vorstellungen hierüber zu machen. Dieser Entschluß hat jedoch äußerst verhängnisvolle Konsequenzen — für den Kläger nach sich gezogen.

Dr. Wolfsgruber berichtet in seinem Werke: „Christoph Anton Kardinal Migazzi, Fürsterzbischof von Wien" S. 602 ff. über einen Stadtklatsch, in welchen die Person des Oberhirten der Wiener Diözese verwickelt wurde. Er sagt: „1785 erzählte man sich in ganz Wien eine Geschichte, welche auf den Charakter des Kardinals Migazzi ein sehr bedenkliches Licht fallen ließ. Er sollte den Grafen Kollowrat bewogen haben, das nicht ganz freigegebene Buch ‚Vertreibung der Jesuiten aus China' von der Zensur zu begehren, es demselben abgenommen und eilig zum Kaiser getragen haben, um Van

Digitized by Google

Swieten zu verklagen, weil er ein solch skandalöses Buch gegen Schedula freigebe. Joseph II. aber hätte an Kollowrat ein Billet abgelassen, er möge aus dieser verschlagenen und arglistigen Handlung überzeugt sein, wie der Kardinal sein Zutrauen und die Freundschaft, die er für ihn habe, mißbrauche, und es sich künftighin zu einer Warnung sein lassen. Damit aber auch alle übrigen auf ihrer Hut wider solche Ränke sein könnten, so solle dies kaiserliche Billet in dem Kanzleiprotokoll eingetragen werden."

„Die ganze Geschichte", meint Wolfsgruber, „trägt das Merkmal der Dichtung an der Stirne und ist zu albern, um ernst genommen werden zu können. Doch eben damals wurde die Verhetzung gegen den Kardinal-Erzbischof systematisch getrieben und das Gerücht wollte nicht verstummen."

In der Tat handelte es sich in diesem Falle nicht um einen simplen Stadtklatsch ohne Bedeutung. Derselbe hatte in Wahrheit einen ernsten und düsteren Hintergrund. Der Zufall, eine eigentümliche Verkettung von Umständen und die schlaue Intrigue des einflußreichen Baron Gottfried Van Swieten wirkten zusammen, das Ansehen des in dieser Angelegenheit vollkommen schuldlosen Kardinals zu untergraben und ihn in den Augen des Kaisers zu diskreditieren.

Der in der k. k. Hofbibliothek in Wien befindliche literarische Nachlaß des Präsidenten der Studienhofkommission enthält die einschlägigen Akten, die zur Aufklärung dieses interessanten Vorfalles dienen.

Wir lassen hier die Darstellung nach diesem bisher unedierten Materiale folgen, ohne irgendwelche Bemerkungen beizufügen.

Unterm 13. April 1785 schrieb der Kaiser an den Präsidenten der Studienhofkommission: „Lieber Baron Swieten! Beygehende Brochüre*) hat Mir der Kardinal Erzbischof Von Wien mit der Bemerkung überreicht, daß solche zwar Verbothen, gleichwohl aber gegen Erlaubniß Zettel denjenigen, die solche verlangen, ausgefolget werde; Ich gewärtige demnach von Ihnen, zu vernehmen, ob es sich hiemit wirklich so verhält, wie es der Kardinal angiebt, und ob nicht besser geschehen würde, diese Schrift, da solche ohnehin nichts lehrreiches enthält, ganz aus dem Wege zu räumen.

Wien, den 13. April 1785. Joseph."**)

Der Kaiser war eben ziemlich gereizt, denn speziell über diese Broschüre sowie über eine andere lästerliche Schrift hatte er ein abfälliges Urteil gesprochen. Die kais. Resolution vom 11. März lautete: „Sind Beide sub rubro in Censurs-Sachen sub Nr. 6 et 7 bemerkten Brochüren zu verbieten."***)

Auch Swieten stutzte, denn gerade über diese „Verbannung der Jesuiten" hatte er sich geärgert. Die Schrift schien ihm einerseits zu albern

*) „Die Verbannung der Jesuiten aus China." Konstantinopel 1785. 8°.

**) Kodex 9717 der k. k. Hofbibliothek, fol. 402.

***) a. a. O., fol. 415.

Digitized by Google

und anderseits zu platt lästerlich, als daß sie dem Zwecke der Aufklärung in seinem Sinne dienen konnte.

Unterm 12. März hatte er dem Revisor im Zensursamte folgende Weisung gegeben: „Die Verbannung der Jesuiten aus China ist wieder so eine Spekulazion, wozu ich den Faktor machen sollte. Die lästerliche Schrift muß dahin zurückgesandt werden, wo sie hergekommen ist. Dieses hat der Herr Revisor dem Eigenthümer ernstlich zu bedeuten, und mit der gewöhnlichen und vorgeschriebenen Vorsicht zu besorgen; So lange das nicht geschieht, ist diese Brochüre anzusehen als wenn sie gar nicht da wäre, und kein Erlaubniß Zettel nicht einmahl anzunehmen. Swieten.

Mir beliebe der Herr Revisor ein Exemplar davon zu schicken und den Preiß zu melden. Das Erlaubniß Zettel für die Frau v. Greiner*) habe ich zurückbehalten; wider alle Ordnung ist es nicht einmal unterschrieben."**)

Rasch verlangte Van Swieten nun Aufklärung im Zensurs-Amte, um sich vor dem Kaiser rechtfertigen zu können; vielleicht gelang es, sich hiebei in recht günstiges Licht zu setzen. Er selbst hatte die Schrift nur zwei Personen bewilligt, die sie zu lesen wünschten, und das noch, bevor der Zensor sein Urteil abgegeben hatte und die kaiserl. Resolution ergangen war; von da ab hatte er kein Exemplar mehr bewilligt. Er war also wirklich schuldlos. Zu seinem freudigsten Erstaunen ergaben die Nachforschungen im Zensuramte merkwürdige Resultate, aus denen sich vortreffliche Waffen gegen den mißliebigen Kardinal schmieden ließen. Umgehend schrieb er folgende „allerunterthänigste Note" an den Kaiser:

„Die Brochüre: Verbannung der Jesuiten aus China, ist den 19. Febr. zur Zensur gekommen, und den 23sten bey der Commissions-Sitzung vorgetragen worden. Nach der Meinung des Zensors (Abt Rosalino) wurde auf den Verboth derselben angetragen, und dieser den 11. März von Euer Majestät genehmigt. In dem Zwischenraume gestattete ich die Abgabe zweyer Exemplare an zwey Reichsagenten Namens Merk und Büttner.

Gleich nach erfolgter allerhöchster Entschlüssung aber, als mir im Namen der Frau von Greiner ein Zettel, der sich bey der Nachfrage als ein Falsum zeigte, vorgelegt wurde, erließ ich an den Revisor die hier in originali beygefügte Anweisung. Diese versperrte allem weiteren Ansuchen den Weg, und es gelangte keines mehr an mich, bis den letzt abgewichenen Samstag, den 9. April, wo ich den hier auch beygefügten und auf den Namen des obersten Kanzlers (Graf Kollowrat) lautenden Zettel erhielt. Auffallend war es mir, daß der oberste Kanzler lesen, und gerade eine solche Schrift lesen wollte, und da mich der Mißbrauch mit dem

*) Deren Gatte war der bekannte Hofrat von Greiner; ihre Tochter die einst vielgelesene Schriftstellerin Karoline Pichler.

**) a. a. O., fol. 336.

Digitized by Google

Namen der Frau von Greiner behutsam gemacht hatte, ertheilte ich die Erlaubniß, ob ich gleich sie verweigern zu können nicht glaubte, doch nur dann erst, als mir auf bestimmte Anfrage von dem obersten Kanzler die Versicherung zukam, daß er die Brochüre wirklich selbst verlange.

Diese einfache Darstellung der Sache enthält nun Alles, worüber Euere Majestät durch allerhöchst ihr Handbillet von mir Erläuterung fordern.

Von der angegebenen Brochüre sind vor dem bestättigten Verbothe nur zwey Exemplare, nach demselben ist nicht mehr dann eines, und dieses an den Vorgesetzten der Vereinigten Hofstellen, mithin auch dem meinigen, auf sein ausdrückliches Begehren abgereicht worden. Die Anklage also, daß diese verbothene Schrift gegen Erlaubnißzettel denjenigen, die solche verlangen, ausgefolget werde, ist ohne Grund, und nach der Ausdehnung genommen, die der Kläger gewiß im Sinne hatte, und, um klagen zu können, haben mußte, daß nämlich einem jeden, der sich darum meldete, die Schrift wäre ausgefolget worden, ist die Anklage offenbar falsch und selbst boshaft.

Nach dem bestättigten Verbothe habe ich dem Revisor aufgetragen, daß die lästerliche Schrift zurückgesandt, bis dahin, als wenn sie gar nicht da wäre, angesehen, und dafür kein Zettel genommen werden solle. Es ist also Euer Majestät Absicht, daß diese Schrift auß dem Wege geräumet werde, bereits auch erfüllet.

Aus dem blossen Hergang der Sache entwickeln sich aber noch ganz besondere Umstände. Den 13. April zeiget der Kardinal die Verbreitung einer verbotenen Schrift an. Den 9. April begehret der oberste Kanzler die nähmliche Schrift und erhält sie den 11ten. Das Exemplar, welches der Kardinal Euerer Majestät als ein von dem Revisionsamte erhaltenes überreichet hat, kann dasjenige seyn, welches der oberste Kanzler empfing, weil seit dem Verbothe an Niemanden sonst eines ausgefolget wurde und, wenn es eines der schon im Februar an die zwey Reichsagenten abgegebenen Exemplare wäre, der eifrige Hirt wohl nicht so lange seine Klage würde verschoben haben.

Der Weg, wodurch der Kardinal das Exemplar zu Handen brachte, ist wohl nicht der gemeine Weg; und um ein Buch zu erhalten von dem man vorgiebt, daß, um es zu haben, man es nur verlangen dürfte, könnte es gewiß nicht nöthig scheinen, den Vorsteher der vereinigten Hofstellen auftretten zu machen. Diese außerordentliche Zuflucht setzt wenigstens einen fehlgeschlagenen Versuch voraus, und wenn ich auch hier das bewährte Falsum auf den Namen der Frau von Greiner nicht in Betrachtung ziehe, so wird doch klar, daß der Kardinal, da er sich nicht scheute, zu sagen: die Verbannung der Jesuiten aus China (eine Schrift, welche der oberste Kanzler erst nach einer sorgfältigen Nachfrage erhielt) werde gegen Erlaubnißzettel denjenigen, die solche verlangen

Digitized by Google

(das ist ohne Unterschied) ausgefolgt, nicht anders als gegen seine eigene Erfahrung, gegen seine eigene Überzeugung sprechen konnte, und daß er Wahrheit, Ehre und Nächstenliebe aus seinem Herzen verbannt haben müsse, um mich als einen Menschen, der sein Amt mißbraucht, als einen Verbreiter ärgerlicher Schriften den Augen des Monarchen darzustellen.

Meine Denkungsart läßt mir nicht zu, aus diesen mehr als wahrscheinlichen Umständen ein Gewebe von Niederträchtigkeit und Schwachheit hervorzuziehen, dem ich doch nur Verachtung und Mitleiden entgegensetzen wollte. Mir ist es genug, daß Euer Majestät erkennen werden, wie genau ich meine Pflicht erfüllet habe, und auf diesen Ausspruch, den ich mir selbst machen darf, gründet sich die Erwartung, gegen dergleichen Anfälle auf immer gesichert zu seyn.

Wien, den 15. April 1785. Frh. v. Swieten.*)

Die tiefgekränkte Miene Van Swietens sowie dessen gemeine Verdächtigungen des Kardinals verfehlten ihre Wirkung bei dem Monarchen nicht. Josef II. war ein gerader, offener Charakter und Feind aller Schleichwege und Ränke. Von dieser Seite ließ er sich am leichtesten fassen; das wußte der schlaue Swieten.

In der Tat schrieb der Kaiser eigenhändig an den Rand der Note: „Ich dachte mir gleich, daß darunter so eine intrigue stecke, ich habe ihnen das Exemplar zurückgeschickt und um die sache besser zu entdecken, so begehre ich eben von oberst Cantzler zu meiner einsicht das exemplar, so er am 11ten überkommen hat, geben sie nur obacht ob er einstweilen nicht ein neues erheben wird und so können wir diese Füchse prellen. Joseph." **)

Als der Kaiser vom Obersten Kanzler Graf Kollowrat das fragliche Exemplar wirklich abverlangte, schrieb dieser, ohne Ahnung, um was es sich handle, dem Monarchen, er habe von dieser Broschüre sprechen gehört; habe sie also vor acht Tagen von der Zensur begehrt und empfangen, aber noch nicht gelesen, weil der Kardinal, der ihn dieser Tage besuchte, als er sie auf dem Tische liegen fand, sie mit sich nahm, und bisher noch nicht zurückgestellt hätte. Er würde sie aber alsogleich wieder verlangen und Sr. Majestät überschicken.***)

Diese Antwort bestärkte den Kaiser in seinem Verdachte und genügte, daß er sich voll Verachtung von dem Kardinal abwendete. Nicht nur, daß er dieselbe durch seinen Kabinettssekretär Van Swieten mitteilen ließ, eröffnete er Graf Kollowrat in einem eigenhändigen Schreiben folgendes: „Der ganze Hergang dieser Sache, sobald er Ihnen vollkommen bekannt seyn wird, wird Sie im Übermaße überzeugen, daß der Kardinal Migazzi seine Hirten- und Infuls-Rechte mit Ränken verunehrt, und, zu Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften sich nicht allein alle Mittel der Ver-

*) a. a. O., fol. 406—7. **) a. a. O., fol. 407. ***) a. a. O., fol. 418.

Digitized by Google

läumdung und des Anzugs eines Gleißners erlaubt, aber auch die Freundschaft und das Vertrauen, so Sie ihm schenken misbraucht, um sich Ihrer Person und Ihres Amtes zum Werkzeuge seiner Absichten und zum Mittel seiner Intriguen zu bedienen.

Sie werden ihm dieses nicht allein in meinem Namen vorhalten, sondern auch zugleich bedeuten, daß, wenn er mir künftig eine in sein Hirtenamt einschlagende Vorstellung zu machen hat, Ich sie nicht anders als schriftlich annehmen würde, da Ich nun die Gelegenheit gefunden habe, den wahren Werth auf seine Reden zu setzen.

Was Ihre Freundschaft und Ihren vertraulichen Umgang mit ihm anbelangt, da lasse Ich Sie allein bestimmen, ob Sie solchen noch weiters fortsetzen wollen, um noch ferners das Stichblatt seiner Ränke abzugeben; oder ob sie nicht lieber nach dem Beispiele der übrigen rechtschaffen denkenden und das Gute wollenden Staatsbeamten selben und alle die so denken und handeln wie er, hinführo vermeiden wollen?"*)

Eine Abschrift dieser „allerhöchsten Entschließung" wurde auf Befehl des Kaisers auch Swieten mitgeteilt. Dieser hatte inzwischen „alle auf dem Revisionsamte vorrätigen Exemplarien an sich genommen und wohl verwahrt", damit der Kardinal kein zweites Exemplar auf Umwegen erhalten könne. Auch übernahm er es selbst, dem Grafen Kollowrat „den ganzen Hergang der Sache" im grellsten Lichte mitzuteilen.

Daß Kollowrat nicht, wie es seine Pflicht als Ehrenmann gewesen wäre, sofort die nötigen Aufklärungen dem Kaiser gab und auch dem Kardinal nichts von dem Unmute des Kaisers sagte, beweist, daß die ganze Geschichte dem Kardinal zunächst als Stadtklatsch zu Ohren kam, von dem er nur vermuten konnte, daß derselbe in verleumderischer Absicht kolportiert wurde. In diesem Sinne verfaßte er denn auch seine Eingabe an den Kaiser.**)

„Allergnädigster Herr!" sagt er darin, „es verbreitet sich in der Stadt der allgemeine Ruf, daß ich einen Schritt gewagt, der mir Eurer Majestät Ungnade zugezogen habe. Man scheuet sich nicht, zu behaupten, daß ich den Grafen von Kollowrat verleitet habe, das Gotteslästerliche Werkchen: ‚Die Vertreibung der Jesuiten aus China' in seinem Namen für mich zur Erreichung ungleicher Absichten von der Censur anzubegehren; und da dieser Minister ein Exemplar der Ordnung nach erhielt, ich es mit List von seinem Tische entzohen und Euerer Majestät samt vielen Beschwerden wider die Censur zu Füßen gelegt hätte. Ich sollte dieses Ministers Freundschaft gegen mich in diesem Falle gemißbrauchet haben, um mit dieser Broschüre wider die Censur bey Euerer Majestät einen lebhaften Ausfall

*) a. a. O., fol. 422.

**) Wolfsgruber hat das Original im Wiener Konsistorial-Archive benützt; den uns vorliegenden Zensurkommissionsakten liegt eine Kopie bei.

Digitized by Google

zu machen. Wenn diese Verleumdung dem Publico nicht mit dem Beysatze glaubwürdig gemacht worden wäre, daß ich mich mit Eurer Majestät Ungnade dadurch beladen, so würde ich sie, wie alle übrigen mit standhafter Geduld ertragen und mich mit dem eigenen Bewußtsein getröstet haben; allein diese Verleumdung ist von solchen Umständen begleitet, daß sie mir unmöglich mehr gleichgültig seyn kann. In meinen vielfaltigen und wichtigen Bedienstungen habe ich mir nie niedere Ränke, nie schiefe Wege, nicht einmal zu Betreibung weltlicher Geschäfte erlaubet; ich verabscheute solche stets in meiner nicht unwirksamen und feurigen Jugend: wie sollte ich diese jetzt in meinem hohen Alter und in den erhabensten Verrichtungen meines heiligen Amtes aufsuchen und so sehr mich dadurch abwürdigen! Eure Majestät sind zu einsichtsvoll und zu erleuchtet, um sich durch diese giftige und sonderbare Verleumdungsart auf einen solchen Gedanken führen zu lassen, der mein Hirtenamt ganz entheiligen und so sehr vor dem Publico erniedrigen müßte. Jedermann soll für seinen guten Namen Sorge tragen; ein Bischof muß nach dem ausdrücklichen Befehl des Apostels sonderbar darüber wachen."

Der Kaiser schrieb eigenhändig an den Rand: „Si fecisti nega, de reliquo olet fama". Was mußte er von Kardinal Migazzi denken, der sich auf einen Stadtklatsch berief, um sich zu verteidigen, während der Kaiser doch Kollowrat beauftragt hatte, ihn in des Kaisers Namen zur Rede zu stellen!

Am 7. May 1785 erhielt Baron Swieten folgendes Schreiben aus der kaiserlichen Kabinettskanzlei: „Seine Majestät befehlen Euer Hochwohlgebohren in der nebengehenden Abschrift dasjenige mitzutheilen, was Kardinal Migazzi zu seiner Entschuldigung wegen der bewußten Brochüre eingereicht, und wie Höchstdieselbe solche eigenhändig verbeschieden haben. Dieses wird hoffentlich Eure Hochwohlgebohren einige Augenblicke unterhalten, wornach Sie diese Piece wieder zurückzuschicken ersucht werden. Anthon." *)

Noch „am nähmlichen Tage" erfolgte Van Swieten's Antwort:

„Ein muster der Unverschämtheit ist die Vorstellung. Aber auch ein Muster der Abfertigung ist die allerhöchste Resoluzion. Mit wenigen Worten erschöpft sie Alles, was zu antworten war, und ich empfand es, da der Unwillen, den die Lesung auf das äußerste in mir erregt hatte, durch die Entscheidung mit einem Mahle gedämpfet wurde. Ich ersuche Euer Hochwohlgebohren S. Mst. für die gnädigste Mittheilung meine unterthänigste Danksagung zu Füssen zu legen".**)

Erst aus dieser eigenhändigen Randbemerkung des Kaisers ersah Kardinal Migazzi, daß es sich hier um mehr als einen gewöhnlichen Stadtklatsch handle. Deshalb richtete er auch sofort (12. Mai) eine zweite Eingabe an den Kaiser. Der in seiner Ehre so tief verletzte Kirchenfürst führte jetzt eine entschiedene Sprache.

*) a. a. O., fol. 466. **) a. a. O., fol. 468.

Digitized by Google

„Aus Euerer Majestät mildester Aeußerung auf meinen in der reinsten Wahrheit gemachten unterthänigsten Vortrag muß ich leider! wahrnehmen," sagt er, „daß Höchstselbe den Glauben, welchen ich doch gewis verdiene, mir absprechen. Erlauben Eure Majestät daher, daß ich mich der Sprache bediene, welche eine Seele, die nicht niederträchtig ist und sich ihrer Unschuld bewußt ist, gebrauchen muß. Niemand wird mich mit Recht beschuldigen können, daß ich euere Majestät in meinen mündlichen oder schriftlichen Vorträgen jemals zu betäuschen gesucht. Die Ehrfurcht, welche ich Euerer Majestät schuldig bin, und die Rechtschaffenheit, welche mein Amt von mir begehret, habe ich niemal hindangesetzet. Ich scheue die schärfeste Untersuchung darüber nicht; ich wünsche sie vielmehr u. bitte sehnlichst hierum. — Will man unerachtet dessen mich vor der Welt anders erscheinen machen, als ich in der That bin, und meine Handlung, von welcher die Frage ist, in ganz anderer Gestalt gehäffig abbilden lassen, so bleibet mir die sichere Hofnung über, daß die Unschuld zwar eine Zeit unterdrücket, in die Länge aber niemal zu Schanden werden wird. Allergnädigster Herr, mein geheiligtes Amt fordert von mir, daß ich meine Ehre mit Stillschweigen den Verleumdungen nicht preisgebe, da ich diese zu den Verrichtungen meines Dienstes nöthig habe".*)

Auch den Grafen Kollowrat bestimmte der Kardinal, dem Kaiser den richtigen Sachverhalt zu erzählen, und dieser versprach es. Migazzi erzählt: „Excellenz der Graf von Kollowrat haben Seine Majestät versichert, daß, bevor er etwas von dem Büchel gewußt, ich es ihm schon zu lesen gegeben habe, und er erst hernach solches von der Censur anverlangt, und hat mein Exemplar, welches ich ihm statt des seinigen gegeben, Sr. Maj. vorgezeigt".**) Als sich Migazzi nämlich von Kollowrat zum Kaiser verfügen wollte, bemerkte er, daß er sein Exemplar zu Hause vergessen. Er entlehnte deshalb das Exemplar, das Kollowrat von der Zensur erhalten hatte, und tauschte es später gegen sein eigenes um.

Ob Kollowrat wirklich die für den Kardinal so wichtigen Aufklärungen dem Kaiser gegeben hat, wissen wir nicht. Die Akten erzählen davon nichts. Sicher ist nur, daß Migazzi niemals den eigentlichen Zusammenhang erfuhr. Er meinte bloß, „dass Seine Majestät auf den Argwohn verfallen, als wenn ich von diesem Buche nur eine Nachricht, nicht aber das Buch selbst gehabt und daher den Herrn Gr. v. Kollowrat verleitet hätte, dieses von der Censur anzubegehren ꝛc."***)

Ebenso wenig ist aus den Akten ersichtlich, welchen Eindruck diese zweite „Eingabe" an den Kaiser gemacht und ob irgend welcher Wert

*) Dieses Aktenstück ist lediglich Wolfsgruber (S. 604) entnommen.

**) Fortsetzung des vorhergehenden Aktenstückes, a. a. O. S. 605.

***) a. a. O., fol. 468.

Digitized by Google

auf die „Bescheinigung" des Weihbischofes Arzt gelegt wurde, die der Kardinal beigeschlossen hatte. Diese „Bescheinigung" besagt: „alls erkläre ich hiemit bei meiner bischöflichen Würde und selbst im erforderlichen Fall unter einem Eid, daß, da Seine Eminenz mir gedachte blau stafierte Brochür mitgetheilt hatten, ehe ich sie ganz ausgelesen, von mir wiederum mit der ausdrücklichen Erinnerung: um selbe mehr ernannten Herrn Minister zur Einsicht übergeben zu wollen, zurückgefordert haben".*)

Der Kardinal hatte sein Exemplar „verpetschiert zugeschicket" erhalten, von wem, wußte er selbst nicht. Man ersieht nebenbei daraus, daß so manches verbotene Buch aus dem Revisionsamte auch ohne „Erlaubniszettel" Van Swietens unter das Publikum kam. Schadenfrohe Gemüter fanden sich stets, den Kardinal über das Erscheinen lästerlicher Schriften durch Zusendung von Exemplaren am laufenden zu erhalten.

Wie Baron Swieten bedacht war, den Fall zu Ungunsten des Kardinals auszubeuten, beweist dessen Beflissenheit, verschiedene Persönlichkeiten von diesen Vorkommnissen in Kenntnis zu setzen. Da dankt z. B. einer in zierlicher französischer Rede für diesbezügliche Mitteilungen und äußert sich darüber: „Man muß gestehen, daß derjenige, der dem Kaiser gesagt hat: ‚è un gran birba il vostro arcivescovo'**), denselben sehr gut beurteilt hat. Gäbe Gott, daß endlich die Augen über ihn aufgehen und daß man sich nicht ferners noch von ihm zum Narren halten läßt, wie dies bis jetzt bei so vielen Gelegenheiten der Fall war."***)

Ein andermal übersendet Van Swieten einem anderen hochgeborenen Gesinnungsgenossen die Rechtfertigung des Kardinals mit den Worten: „Der Freyherr Van Swieten hat die Ehre Seiner Fürstlichen Gnaden einen lustigen Nachtrag zu dem Cardinalischen Brochüren Proceß mitzutheilen.

Das ist doch ein unverschämter; aber zugleich ein boshafter und gefährlicher Schurke.

Den 8. Mai 1785".†)

Wir hoffen durch diesen quellenmäßigen Beitrag eine erwünschte Ergänzung zu bieten zu dem über Migazzis Kampf mit der Zensur bereits früher veröffentlichten Materiale.

*) a. a. O., fol. 468.

**) Ihr Erzbischof ist ein großer Betrüger.

***) Brief vom 17. April 1785. Kodex 9717, fol. 424.

†) a. a. O., fol. 469.

Digitized by Google

Der Herr der Erde.

Von Albert Wimmer.

Wie seltsam flutet heut' das Meer der Zeit
Gigantisch ringt der Menschengeist im Kampfe
mit der Natur, durch ihres Wesens Hüllen
dringt kühn sein Blick stets tiefer, weiter vor.
Noch bleibt sie Herrin. Wie zum Tändelspiel
nur leiht sie ihm des Himmels rasche Blitze,
zeigt sich im kleinen fügsam, doch im großen
geht sie den eig'nen Gang voll Gotteskraft.
Noch sinkt vor ihrem leisen Wink in Staub
sein Leben und sein Werk; noch reicht sein Können
nicht hin, dem Stoffe Leben einzuhauchen,
zu bilden schaffend nur den ärmsten Halm.
Noch ist sein Wissen weltenweit entfernt,
das hehre Rätsel alles Seins zu lösen, —
und doch sagt er voll stolzen Selbstbewußtseins:
„Mir dient Natur besiegt, — mein ist die Welt!"

O schwerer Irrtum, arger Selbstbetrug!
Bist du denn Herr des Meeres und der Winde,
weil sie dein Schiff zum fernen Ufer tragen?
Bist du der Sonne Herr, weil dir ihr Licht
in hundertfältiger Verwendung dient?
Bist Herr des Blitzes du, wenn ihn der Himmel
erzeugt, nicht deine winzige Maschine,
die dir nur groß scheint, weil du selbst ein Nichts?
Bist du des Schicksals Herr, das in den Weg
den Stein dir legt, der dich zum armen Krüppel
für immer macht, — das dir die Mücke sendet,
die dich mit ihrem Stich dem Tode weiht?
Gehorcht die Erde dir, wenn sich die Glut
des Magmas bäumt und ihre dünne Rinde
in Schollen hebt und elend dich vernichtet?
Nur eine kleine Störung und der Ball,
den du umspannst mit Bahn und Telegraph,
auf dem du wohnst in deiner eitlen Größe,
verändert seinen Lauf und macht die Sonne,
die jetzt dir dient, zu deinem heißen Grab.

Unendlich kreist durch die Unendlichkeit
das Weltenheer. Kannst du es wagen,
das Maß von deinen kleinen Erdentagen
zu legen an des Weltalls Ewigkeit?
Und auch dein kleiner Ball mit Fels und Meer
geht seinen Weltengang. All deine Werke
sind nur ein nichtig Spiel mit fremder Stärke,
und doch meinst du, du sei'st der Erde Herr?
Wenn ihre Achse sich zum Tierkreis senkt,
das Leben flieht aus eisumstarrten Ländern, —
zeig' dich als Herr, versuche das zu ändern!
Der Erde Herr ist jener, der sie lenkt!

Digitized by Google

Das Beſte.

Skizze von **B. Förſter.**

Lotte Schwarz war ein allerliebſtes Frauchen, lebendig und heiter, von ſchalkhaftem, kindiſchem Frohſinn, und trotzdem ſie ſchon ſeit zwei Jahren den kleinen, goldenen und doch ſo gewichtigen Ring an ihrer Rechten trug, immer noch ein ſchelmiſches Kind.

Sie hatte ein ſehr zierliches Figürchen. Das Geſicht war weiß und roſig und zeigte ein feines Näschen und einen kirſchroten Mund und zwiſchen beiden einen allerliebſten ſchelmiſchen Zug. Die Augen waren grau und glänzend, darüber fein gezeichnete dunkle Brauen. Dunkelblondes, reichgewelltes Haar, das die kleinen Ohren immer ſchalkhaft bedecken wollte, umgab das Ganze.

Frau Lotte hatte einen Frohſinn, der allen wohltat; eine liebenswürdige Art, zu ſcherzen, zu plaudern und zu erobern. Nur zwei Arten von Menſchen verhielten ſich ihrer Art gegenüber paſſiv: die Neider, die nichts von all den liebenswürdigen Gaben hatten, und die „Leidtragenden“ und tiefernſten Menſchen.

Daß ſie Neider hatte, das wußte ſie gar nicht, denn ſie ſah nicht nach rechts und links, und wenn ſie es gewußt hätte, es hätte ihr vielleicht ein wenig geſchmeichelt und den neckenden Humor noch mehr hervorgerufen. Und die Leidtragenden? Ihr Frohſinn ſah ſie nicht; er wollte ſich ausleben in einer köſtlich naiven Selbſtliebe.

So war ſie als Frau, ſo war ſie als Mädchen geweſen; ſo hatte ſie den bezaubert, deſſen Namen ſie trug; ſo bezauberte ſie ihn noch. Die jungen Leutchen galten — allem modernen Peſſimismus zum Trotz — für überaus glücklich, ihre Ehe für muſterhaft, und dennoch fehlte gerade dieſer Ehe die Weihe und das ethiſche, das gottgewollte Ziel.

Die ganze äußere Geſtaltung ihres Lebens brachte es mit ſich, daß ragendwie ſorgende Gedanken ihr fern blieben. Ihr Mann, ein liebenswürdiger Geſellſchafter, von wenig geiſtigen Intereſſen, einem feinen Materialismus, ſelbſt aus einer recht wohlhabenden Familie ſtammend, hatte, ohne das mühevolle Suchen und Rennen kennen gelernt zu haben, durch günſtige Beziehungen es bald zum Direktor einer großen Zuckerfabrik gebracht. Ein ſchönes, reiches Einkommen war ihm damit geſichert; und wenn ſeine Stellung auch nicht ohne Ärger war, derſelbe griff nie tiefer, und ſein luſtiger Kobold in ſeinen vier Pfählen verwiſchte die Spuren bald, ohne daß ſie eigentlich etwas tun **wollte**. Sie war ihm alles in ihrer ſonnigen Art und er verwöhnte ſie.

Sie hielt das hübſche Heim in guter Ordnung, ohne ſich ſelbſt viel plagen und ärgern zu müſſen. Sie ſah gern Gäſte bei ſich und ging zu den

Digitized by Google

„jours", und so lebte sie in den Tag hinein, wie ein Kind, das noch nicht einmal etwas von den Schulpflichten und Sorgen weiß.

Und bei alledem, sie war nicht schlecht.

In der Schulzeit war ihr Leben freilich etwas ernster gewesen. Ohne irgend eine besondere Begabung, ohne irgend eine besondere Teilnahme hatte sie all das getan, was zu tun war, immer knapp das Notwendige, und das Notwendige mit einem frohen Leichtsinn. In der Poesie war ihr das Liebste, was lustig war, immer recht lustig. Diese ihre Lebensphilosophie erstreckte sich auch auf das religiöse Gebiet.

In einem gewissen Sinne hatte sie ja recht; denn die Notwendigkeit Religion zu suchen, war von Gott gegeben, und der Frohsinn war ja eines jener Geschenke, die den Gotteskindern eigen sein sollen. Und so kam es, daß das oberflächliche Menschenkind sich mit der ernsten Religion fürs erste ganz gut abfand.

Aber mit der Schulzeit war es auch damit aus. Im Elternhause fand sie nach dem „frömmeren" Pensionsleben einen vollkommen religiösen Indifferentismus, der vorläufig auch stumpf an ihr vorüberging; denn die große Zeit war gekommen, die Jugend zu genießen.

Und sie tat es mit köstlichem Frohsinn.

„Ein allerliebstes, harmloses Ding", meinten die Leute.

Diesem harmlosen, lieben Ding öffneten sich die Herzen der Gesellschaft; man sah sie gern; man verwöhnte sie in dem Tändelleben der jungen Mädchenwelt der gut situierten Kreise.

Nur lustig sein, immer lustig!

Und zurück trat auch das „Notwendige", mit dem man sich nun einmal im Leben abfinden mußte, zurück dieser Druck irgend einer bestimmten Pflicht, zurück auch das bißchen Religion.

„So ein bisserl andächtig sein, das macht doch nichts", kam es zuerst von ihren Lippen, wenn die jungen Herren ein Witzchen machten, daß sie am Sonntag so furchtbar ernst und andächtig gewesen und man sie gar neulich, an einem Mittwoch, mit einem Sträußerl in der Hand habe in die Franziskanerkirche treten sehen.

Sie hatte dazu gelächelt und sich dann mit ihren „Gegnern" weiter geneckt, ohne das Thema zu berühren.

Sie nahm überhaupt keine Stellung zu der anderen Weltanschauung, wenn man die wissenschaftliche Halbbildung gemischt mit religiösem Indifferentismus überhaupt eine Weltanschauung nennen konnte, weil sie selber ja noch gar keine besaß und noch nie eine Frage auf dem religiös-ethischen Gebiet mit suchender Seele angefaßt hatte. Mit der Zeit ging das „bisserl Andächtigsein" auch wieder verloren. Das war doch schließlich nur für die jungen, ganz jungen Mädchen — oder für die, die „etwas" durchgemacht hatten und sich in der Resignation damit ganz abgeben wollten.

Nur lustig sein, immer lustig!

Sie hatte ein weiches Herz, das auch schnell gerührt werden konnte und am leichtesten in Weichheit überging, wenn kleine Kinder irgendwie in Berührung mit ihr kamen. Und sah sie auf der Straße einmal solch Hungerndes und Frierendes, dann griff sie ins Portemonnaie und die Mutter des Kindes erhielt

Digitized by Google

etwas. Es war so entsetzlich, das Elend; es tat ihr wehe, es zu sehen, aber am allerwehesten, daß auf ihren Frohsinn ein Schatten fiel.

Nur lustig, immer lustig sein!

Nur immer Sonnenschein!

Und eines Tages fiel noch mehr von demselben auf das sonnige Geschöpfchen. In jubelndem Entzücken preßte sich ein bärtiger Mund auf ihre Lippen; sie war Braut, eine glückliche, angebetete und verzärtelte Braut. Die äußeren Verhältnisse waren auch günstig, irgendwelche Sorgen ausgeschlossen, und wie sie veranlagt war, auch da frei von Reflexion, — sorgenlos und sonnig.

Dann kam der Hochzeitstag. Liebe und Frohsinn überwanden das bräutliche Bangen; sie wurde eine sonnige Frau, die sonnig in den Tag hineinlebte.

Aber auf einmal kam eine Veränderung; die guten Bekannten staunten, sprachen und staunten; der Gatte wurde verstimmt.

Sie war eines Tages von einem jour zurückgekommen; die Frauen waren unter sich gewesen und hatten sehr Frauliches untereinander besprochen. Eine junge Frau des Bekanntenkreises war bei der Entbindung des zweiten Kindes gestorben. Man zeigte große Teilnahme und man sprach Sachliches.

„Sie hatte so viel Todesahnungen gehabt, viel mehr, als wie sie mit dem ersten Kinde ging," sagte eine Dame.

Frau Lotte sah auf einmal ernst darein. Todesahnungen? Mein Gott! Nur keine Todesahnungen — das mußte entsetzlich sein. Nur nicht sterben! Nicht sterben in der Blüte der Jahre. Ein Frösteln überlief sie.

„Wer wird sich nun um die Kinder kümmern?"

Sie ratschlagten und mutmaßten hin und her.

„Ob er wohl wieder heiraten wird?"

„Für die Kinder vielleicht das Beste!"

„Ja — aber eine Stiefmutter." —

„Meine liebe Mutter ist auch eine Stiefmutter; die bösen Stiefmütter sind Märchengestalten."

Frau Lotte fröstelte wieder; sie nahm noch eine Tasse Tee und brach dann bald auf. Sie hatte Kopfschmerzen, und zu Hause angekommen, setzte sie sich in eine Sofaecke und weinte bitterlich.

Der Mann war bestürzt, sie bei seinem Nachhausekommen so zu finden. Er ließ den Arzt rufen, und der sagte etwas . . . und seitdem hatte sich alles, alles verändert.

Ein Schatten war auf das Frauchen gefallen; ein ernster Schatten ein Schatten, so tief, so undurchdringlich, — hinter dem aber das Sonnenlicht um so schöner leuchten sollte.

Frau Lotte, die nie etwas Ernstes dachte, sah den Tod, grausig, klappernd, beutelustig; und hinter der ekelerregenden Gestalt eine dunkle, ferne Schlucht, das Jenseits! Wenn sie sterben müßte? sich loslösen von allem? von allem, was sie schön und sonnig fand? Und dann stehen vor dem Gericht eines allwissenden, allgerechten, allmächtigen Gottes!

Frau Lotte seufzte und senkte den Kopf, voller Schwachheit, voller Schuldbewußtsein.

Ihr Mann kniete vor ihr nieder und küßte ihr die Hände in Leidenschaft und Dankbarkeit.

Digitized by Google

„Wenn ich sterben muß!“

„Kleine, dumme Lotte! So denken viele Mütter; und morgen werde ich dir Bücher bringen, die sagen werden, was Vernunft, Hygiene und Erfahrung da wissen.“

„Ich mag die Bücher nicht.“

„Lotte! Vielleicht doch! Dir und dem Kinde zuliebe; denn weißt du, kleines Frauchen, ich habe es schon einmal irgendwo gelesen: die Erziehung eines Kindes beginnt schon vor seiner Geburt.“

„Meinst du?“ sagte sie ernst und sah ihn groß an — „aber wie du heute anders bist.“

Er lächelte; das Naturglück hatte sein besseres Ich aufgerüttelt.

Er sah noch etwas anderes vor sich, als er bis jetzt gesehen, als die Arbeit im Bureauzimmer, das kindische Plaudern und Kosen mit dem kindischen Frauchen, das politische Kannegießern im Wirtshaus, die amüsanten Histörchen eines Junggesellen, dem vor der Ehe mit den sittlichen Verpflichtungen graute, der aber trotzdem ein prächtiger Mensch war.

Und am anderen Tage kam er wirklich mit dem Buche. Sie las und sie sann und allmählich fand sie sich in die neue Welt hinein. Aber der Frohsinn, der sonnenklare, der die ganze Welt bezaubert hatte, war verwischt. Das Dunkle der Zukunft mit dem wachsenden Bewußtsein, so abhängig zu sein von einer höheren Macht, lastete schmerzlich und erdrückend auf ihr; und sie hatte den Weg noch nicht gefunden, diese Last mit Freuden zu tragen.

Dann wuchs in ihr die Liebe aller Lieben, die große, selbstlose Mutterliebe, und sie sann über die Zukunft ihres Kindes und malte Bilder und wischte sie aus und malte wieder. Sie wollte ihm das Beste in das Leben mitgeben; sie wollte es jetzt schon tun und sie sann, was das Beste war, und konnte, konnte es nicht finden.

Der Gatte ertrug dieses Andersein seines Weibes mit einem sich selbst bemitleidenden Martyriumsgefühl. Wenn nur alles erst vorüber wäre und sie die Alte wäre, die sonnige, lustige Frau! Die Weiber waren doch entsetzliche sensible Geschöpfe. Er verlängerte seine Sitzungen im Wirtshaus und fühlte sich mehr denn je inkliniert, sich politisch zu bilden und politisch zu reden, — und das kleine Frauchen war mehr denn je allein mit seinem bangen, sorgenden, unklaren Ich. Dichter, immer dichter wurde der Schatten; sie fühlte, daß der Gatte ihr fremder, sie ihm gleichgiltiger wurde. Das sonnige Frauchen war zur Reflexion aufgeweckt.

Die Bekannten aber hatten schon lange gemerkt, daß es dort im Leben der beiden nicht mehr so richtig sei.

Waren pekuniäre Verluste gewesen? Oder war sie dem gereifteren Mann doch zu lustig und zu kindisch? War das ewige Flitterwochentum nun zu Ende? Das mußte einmal kommen! War das Junggesellentum bei ihm wieder durchgeschlagen mit seiner freien Bewegung?

Einige hatten Mitleid mit dem so ernsten Frauchen; andere waren Philosophen“. Das ist nun einmal so.

Aber mit einem feinen, taktvollen und doch gemütlich vertrauenden und offenherzig warmen Ton dem jungen Frauchen nahe kommen, das tat keiner. Und wie die Sonnige einst umschwärmt war, war die Ernste und Stille allein.

Digitized by Google

Was aber die Menschen nicht taten, das tat Gott selbst, ohne sich erst der Menschen, die zu Brüderlichkeit berufen sind, zu bedienen. Wie er die oberflächliche kleine Frau aus dem hohlen gesellschaftlichen Schlendrian durch die Mutterwürde aufgeweckt hatte bis zu einer düsteren Bangigkeit, so gab er auch der kleinen, zagenden Seele das farbensatte Licht, das auf das neue Leben schien.

Es war Frühling, noch schwach, noch matt, in tollem Widerspruch sich zeigend, — aber bei alldem, es war Frühling.

Der Mann saß im Bureau oder im Kaffeehaus. Sie ging allein durch die Straßen und dann hinaus aus der Stadt in das Gelände der Weinberge! Es war ein Spaziergang, den die Städter liebten; aber heute war er einsam. Es hatte am Vormittag geregnet, und wenn der Wind auch schnell trocknete, so drohten doch immer wieder graue Wolken am Himmel.

So hatte sie wieder Muße, zu sinnen. Was war das Beste, was sie dem Kinde mitgeben konnte? Und welche Beschäftigung die beste?

Ein kleiner Zaunkönig huschte durch das dichte Geäst des Haselnußstrauches. Sie hielt inne und freute sich des Vogels, der mit Geschicklichkeit von Ast zu Ast hüpfte.

Winziger Vogel!

Wo er nur sein Nest hatte? Und wie dasselbe nur aussah! Um mehr zu sehen, machte sie eine Bewegung — und das Vögelchen verschwand. Schade!

Sie ging weiter und dachte an das Vögelchen; wie es sich auf den Frühling freute. Ob es im Winter gefroren hatte? Sie dachte an den wunderbaren Instinkt, der dem Vögelchen gegeben und an den, der dem Vögelchen den Instinkt gegeben. Da kam — sie wußte selbst nicht wie — die Erinnerung an den Gottessohn, der durch die Flur gegangen und die Lilien und Vögelein gesehen und so etwas gesagt hatte von seinem Vater im Himmel, der die Sperlinge zählt, — und dieser Vater im Himmel war aus Kopf und Herzen so ganz verschwunden.

Denn das „bisserl andächtig sein", das war schon längst vorbei. Was dem jungen, dem ganz jungen Mädchen gut stand, das war nicht mehr für das Frauchen; und das Frauchen hatte gelacht und gescherzt und so viel Liebe und Verehrung erhalten und der liebe Gott wurde ganz, ganz in die Ecke gestellt.

Nun kam er wieder und rief; rief durch achtlos in einem Salon hingeworfene Worte, durch Naturgesetz und körperliche Indisposition, rief durch Vereinsamung und Frühlingswind — und endlich, endlich hörte das Frauchen das Rufen.

Langsam ging sie weiter. Zur Rechten immer noch das Haselnußgesträuch, zur Linken die junge Saat; hinter dieser sanft ansteigende Berge, auf denen das duftige Sonnenlicht zitterte, während die übrige Landschaft unter Wolken im Schatten lag. Zur Linken jetzt als Trennung zwischen Saat und Pfad ein paar mächtige einzelne Kastanienbäume mit dicken, schwellenden Knospen. Kein Laut in der Natur, als hoffe sie im Vollgefühl des Friedens voller Andacht.

Der Weg wurde steiler. Sie hielt einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen. Die Augen suchten die Weite und die Höhe. Da in dem Geäst der

Digitized by Google

mächtigen Kastanie ein Muttergottesbild. Ein alter Betstuhl ihm zu Füßen, und sie weiß nicht, wie es geschieht, sie kniet nieder und faltet die Hände und ihre Augen schauen voll Andacht das Bild.

Die Mutter Gottes stellt es dar, die gesegnete Frau, über das Gebirge eilend, um ihre Anverwandte Elisabeth zu besuchen.

Ave Maria!
Holdselige Mutter!
Den Heiland uns tragend
Unter dem Herzen, —
Mutter werdende,
Mutter stets seiende,
Mutter allgütige —
Höre mich! O höre —

Ave Maria!
Knie' hier ein Weib, wie
Tausend, tausend die
Erde wohl sah und noch siehet.

Knie', mein Geheimnis
Wohl noch bewahrend —
Knie' in Freude und
Bangender Trauer.

Nimm es in Schutz das
Kommende Leben,
Nimm in Schutz auch,
Mutter, das meine!
Zeige uns beiden —
Mutter und Kind —
Dein Kindlein, Jungfrau Maria!

So lag sie und betete. Die Zweige über ihr zitterten, vom leisen Windhauch bewegt; ein paar Regentropfen fielen auf ihre Hände. Lächelnd machte sie ein Kreuzeszeichen; dann erhob sie sich und wandte, um nach Hause zu gehen. Von der Stadt her tönten die Aveglocken, der täglich mahnende Ruf, des großen Geheimnisses zu denken, daß Gott die Welt so liebte, daß sein Sohn die friedelose betrat, um ihr den Frieden zu bringen. Sie schämt sich, daß sie für tausend nichtige Dinge ein tägliches Erinnern gehabt hat und Zeit genug, dem törichten Erinnern nachzugeben. Sie wendet sich zum Bilde zurück und kniet nieder und macht ein Gelübde, täglich den Rosenkranz zu beten, in Liebe, Dankbarkeit, Demut und Buße, und dem Kinde unter ihrem Herzen, dem kleinen, werdenden Erdenbürger auch das Werden zum Himmel in die Seele zu legen, — das Beste im Jugend und Alter, im Glück und im Unglück: einen tief religiösen Sinn.

Ein Arbeiter, aus den Steinbrüchen hinter den Geländen heimkommend, ging vorbei. Es war ein Aufgeklärter und Unzufriedener; er lächelte skeptisch.

Digitized by Google

Es freute ihn, daß die vornehme Dame auch etwas „auf dem Buckel“ hatte; es amüsierte ihn, daß sie noch so beschränkt sei und durch das Knieen und Plappern meinte, eine Last zu erleichtern.

Wieder ein Arbeiter! Er zieht ein dunkles Taschentuch heraus und legt es auf die feuchte Erde und beugt das Knie und betet.

Frau Lotte fühlt die Nähe eines Menschen. Sie erschrickt, — aber er geht — er geht; und sie erhebt sich wieder.

Ein Stück vor ihr der Mann. Gottlob! Keiner aus ihren Kreisen! Daß da es nur niemand weiß, das neueste, das heiligste Geheimnis in ihrem Leben, — das Beten und Betenwollen für immer.

Mit ruhiger Freundlichkeit empfängt sie am Abend den heimkehrenden Gatten; sie lächelt und scherzt, und der gutmütige und doch so große Egoist war es zufrieden, daß an seinem häuslichen Himmel die Wolken sich wieder verzogen, ahnungslos und auch verständnislos dafür, daß in dem lustigen, spielerischen Frauchen etwas mehr steckte: eine echte Frauenseele, die ihre Freudigkeit fand in Pflicht und Gebet! —

Digitized by Google

Umschau.

Wiener Frühjahrsausstellungen 1906. Das Frühjahr des künstlerischen Wien steht im Zeichen der Gastfreundschaft. Mit Ausnahme des Künstlerhauses, wo der österreichische Aquarellisten-Klub ausgestellt hat, beherbergen alle unsere Ausstellungsräume Werke nichteinheimischer Maler, zum überwiegenden Teile deutscher. Die Frage, die zu hören war, ob denn unsere eigenen Künstler nicht imstande wären, mit ihren Bildern die Säle ehrlich zu füllen, ist müßig. Die Wiener Maler werden auch heuer zeigen, was sie in der Zeit seit ihren letzten Darbietungen geleistet haben, und wenn sie mit dem periodischen Vorführen ihres eigenen Schaffens wie bisher eine Vermittlung von Werken des Auslandes abwechseln lassen, können wir, der an Reichtum und Vielseitigkeit des uns Gegebenen nur gewinnende Teil, des wohl zufrieden sein.

In der Sezession hat die Münchner Künstlervereinigung „Die Scholle" ein abgerundetes Bild der Tätigkeit ihrer zehn Mitglieder gegeben. Adolf Münzers vielgestaltete Sphinx, die er als Plakatbild gezeichnet, ist kein mit tiefsten Rätseln mordendes Ungeheuer; selbstbewußt zwar, aber mit freiem, lebendigem Blick sieht sie geradeaus, das Gefühl der Kraft in den straffen Gliedern. Das ist auch der Grundton, der uns drinnen in den Sälen umfängt: frohes Geben, seiner Grenzen, doch auch der Kraft innerhalb dieser Grenzen bewußt. Kein Himmelsstürmer, aber farbige Lebensfreude, individuell empfunden und ohne Prätension wiedergegeben. Es sind die bekanntesten Künstler der „Jugend", die sich zur „Scholle" vereinigt haben; der Satz „Jeder bebaue seine Scholle" ist ihr Programm. Und sie werden ihm — im ganzen — gerecht. Jeder von ihnen hat sein eigentliches, enges Gebiet, das er selten verläßt, seine Melodie, in der er, sie variierend, sich zu vervollkommnen sucht.

Im großen Eintrittssaal sind die bedeutendsten Mitglieder vereint, Adolf Münzer und Leo Putz. Beide treffen sich in der Technik und in der Wahl ihres Lieblingsthemas, dem Frauenakt. Von Putz, dem Erotiker, dessen Darstellungen mitunter fast schon die Grenze streifen, wo das Perverse beginnt, sind neben Bildern neusten Datums auch schon aus dem Glaspalaste und vom Königsplatz her Bekanntes da. In den zwei schönen Bildern aus dem Besitze der Pinakothek und in der in ihrer Koloristik prächtig gelungenen „Parkszene" (9) zeigt er sich am günstigsten. Im „Picknick" — drei jugendfrische Gestalten ins grüne Gras gelagert, darüber ins Bild hereinhängend das schattende Blätterdicht eines Kastanienbaumes — glänzt es von quellendem, heiterem Licht, das durch die Zweige bricht und auf den Kleidern tanzt und im Hintergrund voll und heiß auf der Wiese liegt! Das zweite, ein weiblicher Akt (4), ist sehr gut in seiner bescheideneren Gesamtwirkung. Voll ausgelassener Fröhlichkeit, die einzelnen Gestalten frisch und frech aus dem Leben genommen, ist auch der „Blick hinter die Kulissen". Dabei zeigt Putz manchmal einen feinen Ge-

Digitized by Google

schmack, der ihn den richtigen Ausgleich in den Farben und besonders ein geschicktes Gleichgewicht in der Verteilung im Raum finden läßt; auch die kleinen Ausblicke ins Weite hinaus — so im „Bachanal", im „Zaubergarten", in den „Perlen" — geben kleine Teilfreuden selbst bei solchen Bildern, die, wie die gerade erwähnten, teils wegen der Art der Auffassung, teils und hauptsächlich wegen ihrer bösen malerischen Mängel nichts Erfreuliches bieten.

Ähnlich und doch wieder in vielem verschieden ist Adolf Münzer. Was an seinen Zeichnungen, die in der „Jugend" erschienen sind und von denen einige Originale in einem eigenen Saale hängen, so charakteristisch ist: die packende Sicherheit des Strichs, die von jeder Süßlichkeit ferne, fast herbe Eleganz seiner Frauengestalten, die er wohl seinem Aufenthalt in Paris verdankt, von all dem ist in seinen Ölbildern viel verloren gegangen. Trotzdem geben sie uns — sie sind alle in den letzten zwei Jahren entstanden — das Bild seiner bei aller Freiheit der Motive feinen, festen Künstlerpersönlichkeit. Seine Pinselführung ist nicht breit wie die von Putz, wenn auch Details, so das Gesicht in „Am Waldessaum", geradezu an Trübner erinnern, der überhaupt viel auf die Münchner gewirkt zu haben scheint, ebenso das Spiel der tanzenden Lichter um eine Nuance gedämpfter, diskreter, der ganze Ton aristokratischer. Ganz reizend sind ihm einzelne Sachen gelungen, so die Stellung der rosaseidenen Frauengestalt im „Bildnis", sehr fein in allen Teilen durchgeführt bis hinunter zu den kokett aufruhenden Füßen (schade, daß hier der unruhige Hintergrund mit seinen vielen Überschneidungen die Bildwirkung stört) oder die Bewegungen des kleinen Kindes links in dem famosen „Ammenbild" oder die Farbenwirkung in der „Dame in Blau". Sein bestes Bild hier — ich halte es auch für das bedeutendste der ganzen Ausstellung — ist seine „Badende", endlich eine frische, wohltuende Ausnahme in der allzugroßen Reihe der Baigneusen: Dämmerhelle im Walde, auf der fühlbar die Mittagssonne liegt, grünschimmernd ein ruhig gleitender Bach, und an seinem Rande sie, die eben die letzte Hülle von sich gehoben und in schöner, natürlicher Bewegung das grüne Gewebe noch spielend in den Händen hält, das Gesicht, durch ein schwarzes Band bescheiden gerahmt, in reizender Verkürzung zurückgebeugt. Wie seine Farbentöne ihm gelingen, mag man an dem blassen Lilarosa des Kleides sehen, das, gehoben durch die hellen Töne des Strohhutes darauf, am Boden liegt.

Fritz Erler, als Zeichner sympathisch, enttäuscht. Die absichtlich primitive Farbengebung, der kalte Kalkfarbenton, die spitze Führung der Körperlinien, die zu Manieriertheit ausartende Gleichheit des Gesichtsausdruckes, die unschöne Haltung der Hände, die in den zwei großen Bildern (12, 18) begrüßendes Empfangen und schweren Abschied ausdrücken sollten, wirken deprimierend. Als das relativ beste der Bilder erschien mir trotz der zeichnerischen Fehler der „Tanz", wohl in Salome verkörpert, die, in starrer Ruhe sitzend, von den recht heftig bewegten rhythmischen Gewandlinien beflügelt scheint. Doch warum die großen gelben und roten Farbflächen des Himmels, die sich für einen Plakatdruck eignen würden, auch auf diesem, übrigens auf Holz gemalten Bild?

Reinhold Max Eichler tritt uns ganz so entgegen, wie er aus der „Jugend" bekannt ist. Seine zwei guten Bilder „Schäfer" und „Armut", beide auf Holz, in feinen blassen Farben, sind mit der Wirkung, welche der Holzmalerei eingeräumt ist, mehr liebenswürdige Spielereien. Der „Schwüle Abend" erinnert an ein ähnliches Motiv unseres leider zu wenig bekannten Leopold Burger. Sehr lieb ist das

Digitized by Google

kleine und unscheinbare Bild „Apfelblüten“ mit dem Hahn im Grünen. Bei seinem „Naturfest“ muß einem wohl die Frage kommen: Wozu das? Als eine Künstlerlaune, zu einer Skizze geworden, würde jedermann die drei Bachjungfern auf ihrem Weidenstumpf mit dem großen Teichrosen-Feston gerne gelten lassen; aber die Größe? Mir scheint, in dem unbändigen Gelächter der drei Damen da oben klingt auch ein Lachen mit, ein heiter fragendes für Herrn Reinhold Max!

Von F. W. Voigt, der uns Wiener an die Farbengebung der Polen erinnert, wäre einzig der „Bauernschlitten“ zu erwähnen, von unserem Landsmann Bechler, dessen Schneelandschaften sich zur Holzschnittwiedergabe, für die sie wohl berechnet sind, vorzüglich eignen, die „Sonnenseite“ und der „Maitag“, bei diesem letzteren ein sehr schön behandelter Himmel. Weise hat ganz Verschiedenartiges geboten: das wirklich gute „Familienbildnis“ aus der Pinakothek, glücklich in seiner Komposition, lebenswahr in den Farben, mit schönem Tiefblick; daneben, das Tannenbild ausgenommen, Porträts, ohne jeden Luftzusammenhang vor eine Landschaft gestellt! Über Erler-Samaden läßt sich nichts Günstiges sagen: seine Sonnenfarben sind grell ohne jede Dämpfung durch Entfernung und Luft, die Farbe der Berge („Neuschnee“) klebrig grau, die Art, das Gesehene zum Bild in den Rahmen zu fassen, oft recht unglücklich. Oder soll das Durchschneiden der Stirne bei den „Nordlandsjägern“ schön sein? — Eine rechte Freude macht dem Beschauer der pferdefrohe Max Feldbauer! Wie prächtig z. B. im „Brauereiviergespann“ die eingestemmten Füße, die im Zug gehobenen Köpfe, die starken Leiber, noch gedrungener durch die Verkürzung, wiedergegeben sind! Höfer mit seinen schon etwas zu impressionistischen „Kühen“ reicht an ihn nicht heran! Von Püttner endlich, dem letzten der Zehn, möchte ich das stimmungsfeine „Schneiderinnen-Interieur“ nennen mit den gedämpften, rieselnden Farbennuancen in den über Rohrpuppen gelegten Kleidern und dem matten Lichtschein auf dem weißverhängten Fenster, ein weicher, wohliger Akkord, bei dem sich träumen läßt. —

Und nun zum Hagenbund. Hier haben sächsische Künstler ausgestellt, die Künstlergruppe „Die Elbier“ und eine Anzahl außerhalb stehender Professoren und Maler. Auch hier viel Können und bei geringerem Draufgeben vielleicht mehr Geschmack; im ganzen manches, das über dem guten Ausstellungsdurchschnitt steht; doch allerdings, das Große, die ersehnte große Kunst, die unsere Zeit hervorbringen soll und wird, davon ist auch hier noch kein Hauch zu verspüren. Zu einer großzügigen Architektur zeigen sich vielleicht in Deutschland frohe Ansätze, zu einer monumentalen Plastik scheint Frankreich bewußt den Weg zu suchen, — wo wird die große Malerei ihren Erwecker finden, in dem kraftvollstes geistiges Schauen mit einem Können sich verbindet, vor dem sich die heutigen Grenzen weiten, der das in belebendem Leben erstehen läßt, dem sich ein innerstes Fühlen nach Ausdruck verlangend entgegensehnt?

Dem Meister Gotthard Kühl ist der erste Saal eingeräumt. Auch die Wiener haben ihn, scheint's, bald liebgewonnen. Und liebenswert ist er. Ein Schilderer des Interieurs, der leisen Stimmung, die vom Innenraum und seiner wechselnden Gestaltung heraus den Kommenden umfängt, der langsam, leise eingetreten ist und nun zögernd, fast unbewußt den Eindruck in sich aufnehmend in der Türe steht. So läßt uns Kühl in die Dielen und Stuben und Treppen der Bauernhäuser hineinsehen, so in die Räume seiner eigenen Wohnung, so in die hohen, ernsten Hallen der Kirchen. Die meisten Motive sind aus dem badischen Bezirksamtsstädtchen Über-

Digitized by Google

lingen am Bodensee, dessen ebenso reizende Außenarchitekturen Kühl neben Danziger Ansichten in einer Reihe feiner, mit zarten Farben belebter Zeichnungen verwertet hat. Überall in diesen Interieurs dieselbe Kunst, uns die geistige Luft, die in dem Raume weht, fühlen zu lassen, immer das gleiche sichere Gefühl für die Farbenstimmung, fast auf jedem ein paar kokett auf die Fliesen oder irgend einen Vorhang fallende Sonnenflecken und irgendwohin ein lichterfüllter Ausblick, — eine Welt kleiner Varianten, mit selbstsicherem Pinsel gefaßt. Unter den vielen, die fast schon ermüden, möchte ich die „Konfirmanden" und „Mein Salon" als die besten nennen, letzterer ein wirkliches Kunstwerk. Einen Vorwurf kann ich allerdings nicht verschweigen: die vielen harten, unschönen Überschneidungen, die ganz unnotwendig das Bild zerreißen (wo doch nicht eine Bewegungsillusion dadurch erhöht werden soll!), wie die entzweigeschnittene Frau mit dem Körbchen (7) oder die in geradezu photographischer, wachsender Vergrößerung auf den Beschauer herausspringende öfters wiederkehrende grüne Truhe. Oder sollte das den Eindruck lebendiger Wirklichkeit erhöhen?

Von Eugen Bracht sind zwei ganz ausgezeichnete Bilder da, „Nebliger Morgen" und „Dämmerstunde"; sie zeigen, was wir Deutsche aus der Schule von Barbizon noch lernen können. Nicht weit von ihm hat Robert Sterl einen kleinen Raum für sich: Farbe und Licht gleißt da in frohem Überstürzen von den Wänden herab. Die vom Unterrichtsministerium angekauften „Baggerer" erinnern in ihrer breitgestrichenen Wasserwiedergabe an den Münchner Landenberger; daneben die kleine „Ernte" läßt mit ihrem strahlenden Himmelsazur an Lenbachs Jugendbild denken, den „Hirtenknaben" in der Schackgalerie. Bei der großen „Ernte", wo der linke Hintergrund ausgezeichnet getroffen ist, wird man sich vergebens fragen müssen, wieso die zweite Hauptfigur, die Schnitterin, so plötzlich im Schatten steht, mitten im fließenden Licht? Und weiter schauend löst sich wieder ein Erinnerungsbild aus vor der „Heimkehr" mit ihrer trotz der geteilten Gruppen schönen Stimmung schließt sich ungewollt das Auge und das kleine herrliche Bild Segantinis «Ave Maria a trasbordo» steigt auf in seiner kompositionellen Geschlossenheit und seiner tiefen, eigen Ruhe. Vielleicht hat Sterl daran gedacht.

Nadler hat außer einem in breiter Dachauer-Art mit guter Charakteristik in den Gesichtern gemalten „Kirchgang" einige Radierungen und eine Reihe von Holzschnitten ausgestellt, letztere das Wesen des impressionistischen Holzschnittes sehr gut gebend; auch hier sind z. B. die Knabengesichter mit wenigen farbigen Fleckmassen ausgezeichnet gelungen. In der Radierung ist ihm Zeising mindestens ebenbürtig; dessen peinlich saubere, mit Geschmack gewählte Veduten aus Dresden haben mit Recht gefallen; von Whistlers auf äußerste Beschränkung der andeutenden Linie ausgehender Art ist er wenig berührt. Ein dritter Nadelkünstler, Erler, versucht sich, wohl von Klinger angeregt, mit schönem Können in zu hoher Symbolistik. Von Professor Claudius führt der „Goldene Herbsttag" seinen Namen mit Recht: ein mit großem Schwung in der Farbe gemaltes Bild.

Im Mittelzimmer links, recht ungünstig gehängt, ein ziemlich Alleingehender, Professor Zwintscher. Meistens Bildnisse, stark zeichnerisch aufgefaßt, mit den dadurch unvermeidlichen starren, ungemilderten Linien (das Kinderbild ist ja fast botticellesk!); doch fühlt man eine starke Kraft der Wesenswiedergabe, zumal im Auge, das in seinen Damenporträts so groß, so klar und doch so unbestimmt fragend nach innen schaut. Ich mußte bei seinen Bildern, besonders beim „Frauenbildnis in Blumen",

Digitized by Google

unwillkürlich an das „Buch der Bilder“ von Rainer Maria Rilke denken, den Zwintscher ebenfalls porträtiert hat; sie sind sich verwandt, der Maler und der Dichter, beide so empfänglich im Lauschen auf kaum noch empfundene Seelentöne, beide im Ausdruck ihres innerlich Geschauten eigene Wege suchend, beide darin von der faßlichen Größe des Natürlichen abgehend. —

Aus den „Elbiern“ stechen zwei Maler durch ihre Art hervor: Dorsch und Hegenbarth. Letzterer steht nicht weit von Liebermann: dieselbe virtuose Licht- und Luftbehandlung, dieselbe Kunst, farbige Einzelempfindungen zum geschlossenen Bild zu zwingen. Wie bei der „Pferdeschwemme“ das gemilderte Sonnenlicht auf den Stämmen und auf den Pferdeleibern, dann auf dem Ufersand und dem Wasser in breiten Reflexen liegt! Dorsch hat in dem Frauenbildnis „Im Seidenkleid“ und im Porträt des Geheimrats Pühl — in letzterem trotz mancher Fehler — sehr gute Stücke gegeben; beim Porträt ähnelt der Farbenauftrag, der für den Hintergrund zur Verwendung kommt, dem unserer Wiesinger-Florian, ohne sie jedoch zu erreichen. Das Damenbildnis in Grau läßt kalt; wie unschön die Hand auf der Hüfte aufliegt!

Und endlich möchte ich noch eine Skulptur erwähnen, die ziemlich unbeachtet an der Türe steht, einen schön durchgebildeten Athleten von Werner Selmar. Er läßt bedauern, daß die Plastik in allen unseren Ausstellungen so ganz zurücktritt, und doch wäre es — trotz der Einheitseiferer — nur im gegenseitigen Interesse von Ausstellern und Besuchern, wenn Malerei und Bildhauerarbeiten im *selben* Raum, sich hebend, vereint wären.

Bei Miethke war eine Zusammenstellung von Bildern Habermanns, des jetzigen Präsidenten der Münchener Sezession, zu sehen; meist mit großem Geschick und, was fast mehr gilt, mit Geschmack gemalte Bildnisse einer und derselben Dame. Habermann hat manches von Lenbach gelernt, gibt vieles, so vor allem die frische Auffassung, aus Eigenem hinzu. Ein Vorwurf muß ihm aber gemacht werden: er ist zu glatt, seine Art wird auf die Dauer süßlich. Im neuen Ausstellungsraum am Graben — er ist ebenso unaufdringlich distinguiert gehalten wie der alte beibehaltene in der Dorotheergasse — gab es eine Kollektion Vincent van Gogh. Unbedingte Anhänger dieses nie zu einer Klärung gelangten unglücklichen Malers behaupten, in seinen Bildern offenbare sich „das Ringen nach dem künstlerischen Ausdruck seines Wesens“, und bezeichnen ihn als phänomenale Erscheinung. Ich kann in den Bildern — die zwei Hüttenbilder aus Angers vielleicht ausgenommen und obwohl ich weiters zugebe, daß Einzelheiten wie die Wiedergabe von Baumimpressionen auf einer der Landschaften oder gewisse Wolkencharakterisierungen als neu und auch als gut bezeichnet werden können — nur die vergeblichen Versuche eines Mannes sehen, der — über seine sonstige Persönlichkeit steht mir ein Urteil nicht zu — ohne die Kenntnis der notwendigsten technischen Mittel Eindrücke malerisch wiedergeben will, die, mögen sie innerlich noch so rein und groß oder eigenartig empfunden sein, sobald sie eben auf solche Art in Erscheinung treten, keine Bilder sind. Es ist ein Gesetz, das auch unsere Zeit, welche die an sich schon schwer zu ziehende Grenze zwischen pathologischem und genialem Empfinden oft bewußt verwischt, nicht wird ändern können: Wahre Kunst ist auch gesund.

E. M. *Wohlfarth*, Wien.

* * *

Digitized by Google

Grillparzer — ein Problem. Was es ist, das Grillparzers Dramen bei seinen Lebzeiten nicht jenen Erfolg finden ließ, wie er den Dramen Schillers zuteil ward, und das auch uns mehr mit respektvoller Bewunderung denn mit hinreißender Begeisterung erfüllt? Vergebens hat Grillparzer selbst Zeit seines Lebens nach dem Grunde dieses Nichtverstehens geforscht, das ihn nicht die Früchte seines Schaffens genießen ließ, bis es ihm dieses selbst vergällte. Ihm blieb die Wirkung auf die Menge versagt, jene Menge, die er so sehr mied und scheinbar sogar verachtete und die mitzureißen trotzdem das stete Ziel seines Strebens war.*) Und auch die in jüngster Zeit riesenhaft angewachsene Grillparzer-Literatur bemüht sich vergeblich, Licht in das Dunkel zu bringen, vergeblich, weil sie die Ursache dieser Erscheinung in den Werken des Dichters sieht, während sie in Wahrheit in der Persönlichkeit Grillparzers liegt. Nicht in seiner künstlerischen, sondern in seiner menschlichen Persönlichkeit liegt der Mangel. Daß dies in seinem Schaffen zutage tritt, ist nur natürlich.

Es wäre überflüssig zu sagen, daß jede Zeile Grillparzers das Zeichen des Genies trägt. Aber ihm fehlt ein Etwas in seinem Charakter. Jenes Etwas, das eben ein Schiller, ein Mozart, Beethoven und Wagner besaßen und das sie zu dem gemacht hat, was sie waren und sind. Es ist der Mut. Der Mut, zu leiden und zu entbehren, der Mut das Ungewisse zu wagen. Schiller war als Zwanzigjähriger mit dem Fluche des Vaters belastet geflohen, Stellung, Freiheit und Leben aufs Spiel setzend. Mozart und Beethoven hatten gelitten, gedarbt und gekämpft ihr ganzes Leben lang und Wagner stand als junger Musiker einer ganzen Welt gegenüber. Sie alle hatten freiwillig Not und Leid auf sich genommen um der Freiheit ihres künstlerischen Schaffens willen. Grillparzer aber konnte sich nicht entschließen, die Fesseln seines Berufes abzuschütteln, den er selbst, wie aus seinen Tagebüchern hervorgeht, als Hemmschuh empfand, vielleicht drückender, als es in Wirklichkeit der Fall war. Im großen und ganzen ließ ihm sein Berufsleben, wenn es ihn auch natürlich in der freien Entwicklung stark behinderte, Freiheit genug im Vergleich zu anderen Dichtern seiner Zeit. Auch an Gelegenheit zu großen, weitausgreifenden Reisen und damit auch für neue Beziehungen fehlte es nicht, aber er besaß nicht den überlegenen Humor Goethes, der kleine Zwischenfälle als eine nicht unwillkommene Abwechslung gerne in Kauf nahm, während Grillparzer alles von der tragischen Seite nahm. Ihm fehlte sowohl die heitere Ruhe des Olympiers als auch die stürmische Kraft Schillers. Sein Wesen war mehr grübelnd und zweifelnd, immer alles erwägend und überlegend. Und diesem Zuge entspricht auch seine Stellung und sein Verhalten dem öffentlichen Leben gegenüber. Oft und an vielen Stellen seiner Aufzeichnungen finden wir Äußerungen des Unmuts über die Bevormundung der Bürger seitens der Obrigkeit. Auch über die Zensur beklagt er sich des öfteren bitter; doch muß in seinem Falle die mit Recht Vielgeschmähte wenigstens teilweise in Schutz genommen werden. Er selbst gibt an einer anderen Stelle zu, daß hauptsächlich die politischen Schriftsteller es waren, die unter ihr zu leiden hatten, während man die Künstler, und besonders die bekannteren, ziemlich ungeschoren ließ. Trotzdem mochte er den Druck und die Demütigung, die in solchen Zuständen lag, schwer genug empfinden. Als aber dann der Sturm der Revolution über das Land gebraust kam, da hielt sich Grillparzer abseits. Es war nicht Servilismus oder

*) Siehe Aphorismen: „Auf die Masse soll und muß jeder Dichter wirken, mit der Masse nie".

Digitized by Google

Feigheit, die ihn abhielt, an den Freiheitsbestrebungen des Jahres 1848 teilzunehmen, aber sein grübelnder Geist drang bis in die tiefsten Tiefen einer Sache und ließ ihm Ziele und Aussichten sowie ihre Urheber und deren Beweggründe in klarem Lichte erscheinen.

Er selbst hat sein zauderndes, von Zweifeln und Bedenken erfülltes Naturell meisterhaft gezeichnet in Bancbanus, dem Helden seines Trauerspieles „Ein treuer Diener seines Herrn". Hier trifft die Bezeichnung „Held" wörtlich zu. Denn Bancban ist ein Held der furchtbarsten und opferwilligsten Pflichterfüllung und nicht, wie man den Dichter fälschlich beschuldigte, eine Personifizierung hündisch-sklavischer Ergebenheit.

Die heutige Kritik ist ja von diesem Vorurteile abgekommen*), aber die persönlichen Züge, die gerade diese Gestalt (natürlich nur zum Teile) trägt, sind noch von tiefem Dunkel eingehüllt. Es ist dasselbe peinliche, fast übertriebene Pflichtgefühl, das Grillparzer zwang, seine Berufspflichten übergenau, bis ins letzte i-Tüpfelchen zu erfüllen, gerade deshalb, weil er sie nur ungern und gezwungen tat. Und hier mag der Schlüssel zu Grillparzers Wesen liegen. Nicht außer ihm, in ihm liegt — er selbst ist ein Problem.

Das Problem des Dichtergenies, durch dessen Seele ein Sprung geht.

Karl M. Brischar.

* * *

Gedanken eines Naturforschers über Darwinismus und Entwicklungslehre. Da die Darwin'schen Ideen gleich bei ihrer Entstehung vor allem in Deutschland mit religiösen Fragen verquickt wurden, entstand gerade im deutsch-katholischen Lager eine Hochflut von Entgegnungen, während in anderen Ländern, sogar in England selbst, katholische Gelehrte sich leicht mit ihnen abfanden. Wie segensreich auch unsere Verteidigung — wäre sie dies doch im eigentlichen Sinne geblieben! — gegenüber gewissen Übereilungen heißsporniger Gelehrten gewesen sein mag, so hat sie doch andererseits, weil der Kampf fast ausschließlich vom apologetischen und nicht vom wissenschaftlichen Interesse diktiert war und das naturwissenschaftliche Wissen mit dem guten Willen nicht gleichen Schritt hielt, Anschauungen geschaffen, die weit über die Kreise der Naturwissenschaft hinaus viel Unheil gestiftet haben und noch immer stiften. Mit dem Niedergang, den der Darwinismus in den Reihen der Forscher während der letzten Jahre lebte, machte auch bei uns die allzublinde Beurteilung einer ruhigen Überlegung Platz. Allerdings nur bei wenigen Auserwählten. Daher ist es gut, wenn unsere Gelehrten und Gebildeten mit den Gesichtspunkten der heutigen Naturwissenschaft bekannt werden, die sich soviel Achtung vor ehrlicher Forschung bewahrt hat, daß sie die Ideen eines Darwin noch zu schätzen versteht, und die durch hundertjährige Erfahrung weiß, daß der Weg zur Wahrheit durch Irrtum führt.

Im verflossenen Jahre ist ein Buch erschienen: „Ansichten und Gespräche über die individuelle und spezifische Gestaltung in der Natur" (Leipzig, W. Engelmann), dessen Verfasser, Prof. Franz Krasan, sich das Deszendenzproblem einmal vom erkenntnistheoretischen Standpunkte anschaut. Ich finde in dem Buche so schöne und maßvolle, vom Standpunkte modernster Forschung so richtige und dabei so originelle Gedanken und Ansichten über Darwinismus und Entwicklungslehre, daß ich nicht umhin kann, sie zum Nutzen und Frommen

*) Ich verweise auf die prächtige Charakterisierung des „Treuen Diener" in Dr. O. E. Lessings „Grillparzer und das Neue Drama".

Digitized by Google

aller, die daran Interesse haben oder haben müssen, mit den Worten des Verfassers hier ausführlich wiederzugeben, zumal ich annehmen darf, daß das im allgemeinen für Fachleute bestimmte Werk nicht in die Hände aller Leser der „Kultur" gelangt. Wenn die Gedanken hie und da nicht zusammenhängend und geordnet sind, liegt das an der von Krasan beliebten Art der Darstellung in Gesprächsform.

Den Inhalt seiner Auffassung vom Darwinismus spricht der Verfasser kurz in dem Satze aus: „Man hat etwas bezweckt und gesucht, hat aber etwas anderes gefunden, was nüchtern besehen, auch einen Wert hat." Und den Geist seiner Untersuchungen sehe ich in den Worten ausgedrückt, die ja schließlich nur eine alte, aber so unsagbar wichtige Wahrheit bedeuten: „Es sind doch seltsame Ahnungen, welche die menschliche Brust beim Berühren solcher Fragen durchzucken, und nicht ohne berechtigten Stolz kann ein Sterblicher sich gestehen, daß es ihm, wenn er achtsamen Sinnes die Vorgänge in seinem Bereiche betrachtet, vergönnt ist, auf den Schwingen des Gedankens bis an die Schwelle der organischen Schöpfung vorzudringen, — doch während er diese Geheimnisse im Geiste zu schauen vermeint, muß er sich die untrügliche Wahrheit vorhalten, daß er sie mit seinem menschlichen Auge sieht und daß dieses geistige Auge einem Spiegel gleicht, der je nach der Eigenart seiner Konstruktion die Dinge so oder anders zeigt."

Nun mögen seine Ausführungen folgen:

Man hat Darwin vielfach mißverstanden, vielleicht auch gar nicht verstanden, weil man eine bereits vorgefaßte Meinung unwillkürlich hineingetragen und das Werk daher nicht ohne Voreingenommenheit studiert hat. Man hätte sonst erkannt, daß es dem Autor fern lag, die jetzt bestehenden Lebensformen bis auf ihre allerersten Anfänge zurückzuverfolgen. Darwin ist vielmehr in richtig verstandener Beschränkung des zunächst zu lösenden Problems von bereits ausgestalteten Repräsentanten der Hauptabteilungen des Tier- und Pflanzenreiches ausgegangen, indem er deren Bestand in der Urzeit annahm, ohne weiter zu fragen, woher sie gekommen sind; und hier knüpfte er an, um seinen reichen Schatz an Erfahrungen und Beobachtungen für die Selektionsidee zu verwerten. Er war viel zu gut über den Gang in der Natur unterrichtet, als daß seit seiner auf dem „Beagle" unternommenen Studienreise bei ihm ein Zweifel darüber hätte bestehen können, daß die gegenwärtig lebenden Organismen Nachkommen älterer Lebewesen sind und daß die genealogische Kette bis zum Beginn der organischen Schöpfung zurückreicht; es war ihm darum auch klar, daß die Vorfahren der jetzigen Tiere und Pflanzen Träger anderer Formen waren, mit einem Wort: daß sich im Laufe einer unermeßlich langen Zeit ein Formenwechsel an den genealogisch zusammenhängenden und sukzessiven Gliedern der Tier- und Pflanzenwelt vollzogen hat. Was aber einem erleuchteten, mit einem ausgezeichneten Beobachtungssinn begabten Geiste faßlich ist, mußte einem gewöhnlichen, weder im Beobachten noch im Denken geschulten Menschen geradezu transzendent erscheinen. Darwin dürfte sich daher die Frage aufgeworfen haben: Wie könnte man das auch Andern begreiflich machen, daß nämlich 1. die Arten nicht geschaffen, sondern geworden sind, 2. daß die Individuen, die Träger der Artcharaktere, in einem ununterbrochenen genealogischen Zusammenhange mit ihren Vorfahren stehen, 3. daß an den Gliedern dieser Abstammungskette sukzessive Formänderungen sich vollzogen, 4. daß der Artbegriff etwas rein Abstraktes ist und einen reellen Sinn nur dann erhält, wenn der Gestaltungsprozeß zum Abschluß gekommen

Digitized by Google

ist.*) Das in einem Zuge der wißbegierigen Mitwelt zu beweisen und anschaulich vorzuführen, war in jener Zeit, vor 43 Jahren, auch für ein Genie wie Darwin und für einen in der Naturforschung so bewanderten Mann wie er, viel zu viel. Er beschränkte sich daher zunächst auf den Hinweis auf die bei der Domestikation der Tiere vorkommenden Erscheinungen, welche auch bei mittelmäßiger Fassungskraft hinlängliches Verständnis finden können. Gerade diese Erscheinungen und die den Züchtern wohlbekannten Tatsachen dürften ihm die Idee von der großen Bedeutung der Auslese auch in der vom Menschen unabhängigen Natur eingegeben haben. Aber während Darwin hiedurch das Verständnis der genealogischen Deszendenz anbahnte, blieb er nach mehr als einer Richtung hin im Rückstand, denn 1. sind die durch die Zucht erzielten Rassen nicht gleichbedeutend mit wirklichen Arten und 2. ist das Prinzip der Selektion in zahlreichen Fällen gerade auf die historische Ausgestaltung der wirklichen Arten (im Linné'schen Sinne) nicht anwendbar." . . . . .

Man muß beachten, „daß unter ‚Art' oder Spezies nicht gerade die Gesamtheit der Individuen, sondern vielmehr die Gesamtheit der an diesen ausgeprägten Charaktere zu verstehen ist, die Art somit als ein abstrakter Begriff zu betrachten ist." . . .

„Nun sind diese Artcharaktere Formen derjenigen Organe, welche in der Diagnose oder in einer ausführlicheren Beschreibung berücksichtigt werden, wohlgemerkt es sind Formen, wenigstens im Wesentlichen, denn auf die Farbe, den Geruch u. dgl. kommt es erst in zweiter Reihe an. Wenn nun die Selektionstheorie mit Notwendigkeit einen Konkurrenzkampf zwischen den Organismen zur Voraussetzung hat und dieser durch die eigenartigen Lebensbedürfnisse der einzelnen Organismen bedingt ist, wobei natürlich die mit zweckmäßiger eingerichteten Organen, bezw. den bestehenden Verhältnissen besser entsprechenden Eigenschaften begabten Wesen obsiegen müssen: wie willst du es mit dieser Anschauung vereinbaren, wenn ein Baum eiförmig gezähnte, ein anderer, gattungsverwandter lanzettliche, gesägte Blätter hat? Was hat ein ‚eiförmig' oder ‚lanzettlich', ‚herzförmig' oder ‚nierenförmig', ‚ganzrandig' oder ‚gekerbt', ‚gezähnt' oder ‚gesägt' u. dgl. im Konkurrenzkampfe zu bedeuten? Ich finde gar nichts von einem Vorteil oder Nachteil, welchen solche Eigenschaften ihren Trägern bringen könnten. Aber gerade auf dem Wechsel solcher Eigenschaften, auf deren Sukzession im Laufe der Generationen, auf der gegenseitigen Verbindung, Häufung bezw. Trennung und Isolierung derselben beruht die allmähliche Ausgestaltung der wirklichen Arten im Sinne der Linné'schen Schule. Solche Arten sind schließlich konstant, sie sind aber geworden, im Gegensatz zu den Formenkomplexen, die man gewöhnlich Sammelarten oder Kollektivspezies nennt und die eigentlich in formaler Beziehung einem Chaos gleichen (Beispiele hiezu finden sich genug in den Gattungen Rosa, Rubus, Hieracium, Galium u. s. f.), einem Chaos, aus dem erst in ferner Zukunft definitive oder wirkliche Arten hervor-

*) Zum Verständnis dieser Stelle und auch der übrigen Gedanken sei noch folgende Unterscheidung des Verfassers angeführt: „Es gibt wirkliche und gleichzeitig daneben auch werdende Arten, die einen noch weit, die anderen näher dem Endziel, als welches wir die definitive Ausgestaltung mit wenigstens vorläufiger Formbeständigkeit betrachten." Da sich nun systematische Begriffe nur auf Zustände anwenden lassen, während einem Werdeprozeß kein stabiler Standpunkt gegeben ist, können die vielen zur Not angenommenen und durch die binäre Bezeichnung vorgetäuschten ‚Arten' nur einen provisorischen Wert haben. Sehr hübsch ergeben sich nun aus diesen Tatsachen für den Verfasser die beiden Gegensätze in der Naturwissenschaft: „Es ist darum ganz natürlich, wenn Forscher einer konservativen Richtung nur die wirklichen Arten vor Augen haben, während Forscher neuerer Richtung nur die Variation sehen. Die Wahrheit dürfte in der Mitte zu finden sein."

Digitized by Google

gehen können. Es ist nur schade, daß staudenartige Gewächse keine fossilen Reste von Blättern hinterlassen haben, wir würden sonst wahrscheinlich auch bei diesen von einer ähnlichen Polymorphie in den Vorzeiten Kunde erhalten, wie sie bei Eichen, Buchen u. a. Lignosen bestanden hat."

„Nach dieser Richtung hin zeigt uns der Darwinismus seine schwache Seite, dagegen hat die Idee . . . ., daß nur Unzweckmäßiges dem Entstehen dauerhafter Neubildungen abträglich ist, nirgends eine Anfechtung gefunden. In der Tat, das Unzweckmäßige, d. h. das zu den bestehenden Verhältnissen nicht Passende, muß im Konkurrenzkampfe untergehen, das ist auch ohne besondere Argumente, ohne förmliche Beweise aus der Rüstkammer der Wissenschaft einem denkfähigen Menschen verständlich, weil wir den Konkurrenzkampf und seine Folgen in vielfacher Form in der Menschheit sehen. In dem Hinweis auf ähnliche oder analoge Vorgänge im Tierreiche findet daher die Selektionslehre ihre Hauptstütze, darin besteht auch gewissermaßen die Glanzrolle des Darwinismus . . .; denn auf dem Gebiete menschlicher Tätigkeit erst gelangen die Begriffe von Ziel, Zweck und Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit, Schädlichkeit u. dgl. zu ihrem Rechte. Diese Seite der neuen Lehre hat darum auch einen förmlichen Strom neuer, erfrischender Gedanken hervorgerufen, sie hat der Menschheit für ihre intellektuelle und sittliche Weiterentwicklung eine trostreiche Aussicht eröffnet. Diese kann weder durch die minder fruchtbare, viel mißverstandene Richtung des Darwinismus, noch durch die der Menschheit noch bevorstehenden Verirrungen getrübt werden."*)

„Die Art und Weise, wie die jetzt bestehenden Arten der Tiere und Pflanzen entstanden sind, ist also durch die genialen Untersuchungen und Ausführungen Darwins nicht erklärt, . . . wenigstens nicht vollständig erklärt. . . . Der Urheber dieser folgenreichen Lehre hat uns zwar nicht die Lösung des großen Problems selbst, dafür aber viel anderes gebracht, nämlich eine Fülle von unumstößlich richtigen und wichtigen Tatsachen, die einen unvergänglichen Wert haben, dazu die vielverheißende Gewißheit, daß auch unsere wissenschaftlichen Ansichten nach den gleichen Gesetzen, welche den Konkurrenzkampf der ganzen Schöpfung regeln, einer Vervollkommnung fähig sind, wir brauchen uns nur ein wenig zu bemühen."

. . .„Von einem vollgiltigen Beweise für die Richtigkeit der Deszendenzlehre sind wir noch weit entfernt. Man darf aber hier nicht sofort wirkliche Beweise verlangen . . . aus dem einfachen Grunde, weil wirkliche Beweise in solchen Dingen unmöglich sind. . . . Ich behaupte nur, daß wirkliche oder bündige Beweise für die Deszendenz durch die Selektionslehre nicht erbracht werden können."

. . . . Man wird wissen, „daß man z. B. den Pythagoräischen Lehrsatz beweisen kann und alle anderen Lehrsätze, die in den Lehrbüchern der Mathematik stehen. Der Beweis gründet sich auf Prämissen, die, wo es sich um abstrakte Wahrheiten handelt, unter allen Umständen richtig sind. Solche Prämissen sind weder vom Raum noch von der Zeit abhängig, d. h. sie sind überall und zu jeder Zeit richtig, mithin auch die aus ihnen gezogenen Schlüsse. Hat man es aber mit geschichtlichen Begebenheiten zu tun oder mit einer Reihe von historischen, bezw.

*) Man mag die letzten, zu allgemein gehaltenen Äußerungen des Verfassers so oder so verstehen, auf jeden Fall wird man zugeben, daß der Entwicklungsgedanke, der durch Darwin so recht eigentlich in Fluß kam, auf das Denken und Handeln der Menschen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einen unermeßlich segensreichen Einfluß ausübt, still vielleicht und unbemerkt, aber desto tiefer und nachhaltiger. Im übrigen braucht ein Botaniker kein Ethiker und Religionsphilosoph zu sein.

Digitized by Google

entwicklungsgeschichtlichen Ereignissen, so sind für die Konstatierung derselben glaubwürdige Zeugnisse erforderlich, sei es in verständlichen, nicht leicht einer Mißdeutung unterliegenden Dokumenten oder in einer persönlichen glaubwürdigen Zeugenschaft. Nun, wo soll die Deszendenzlehre solche hernehmen?"

Die paläontologischen Dokumente, an die man hier sofort denkt, können nicht herangezogen werden. „Wenn es nur anginge, dieselben, wenigstens in den meisten Fällen, richtig zu deuten; daß sie aber so verschieden ausgelegt werden, — dazu kommt noch, daß die meisten, und gerade dem Pflanzenreiche angehörigen, wegen ihrer zu großen Mangelhaftigkeit unbrauchbar sind — spricht doch keineswegs dafür, daß man allzuviel auf sie bauen könne; beruft sich doch Darwin selbst auf die Dürftigkeit der uns in fossilem Zustande überlieferten Reste vorweltlicher Faunen und Floren, wo er gestehen muß, daß in dem oder jenem Falle eine bessere Einsicht nicht möglich ist."

Deshalb brauchen wir nun durchaus nicht auf einen wirklichen Fortschritt in dem geschichtlichen Teil der biologischen Wissenschaften zu verzichten, die Deszendenzlehre aufzugeben und jede Frage, die über das Heute in der bestehenden organischen Schöpfung hinausführt, als transzendent festzunageln.

Zunächst ist „zu bedenken, daß ein großer Unterschied besteht zwischen Deszendenzlehre und Deszendenzidee: die erstere ist eine Theorie, sie ist bereits mit einem ansehnlichen Gedankenbau vergleichbar; in ihrem Luftgarten hängen Stammbäume, von denen schwer ist zu sagen, ob sie, auf den Boden realen Wissens verpflanzt, Wurzeln schlagen können, weshalb die Möglichkeit besteht, daß sie ewig in der Luft hängen bleiben, — die letztere ist dagegen keine Theorie, sondern erst nur ein Gedanke, und diejenigen, welche vorsichtiger sind, besinnen sich ernstlich, ob es ratsam ist, schon eine gegliederte Lehre darauf zu gründen. Übrigens kann man nicht die Versuche, mit dem ahnenden Geiste tiefer in die Begebenheiten der Urzeit einzudringen, nach Belieben aufgeben, denn die Sehnsucht nach der Ergründung der Geheimnisse des Lebens wird den Menschen nie ruhen lassen: der Wissensdurst wird mit fingiertem Wissen gestillt, wo die lautere Wahrheit nicht zu erreichen ist. Immer wird diejenige Denkweise, welche die geringsten Ansprüche an das intellektuelle Vermögen des Menschen erhebt, den Vorzug vor jeder anderen haben, und wie eine Pendelbewegung von einem Gegensatz zum andern führt, läßt auch die sprunghafte Manier des rastlosen Suchens den strebenden Geist niemals bei einer Mittellage verweilen: ist das eine nicht, so kann nur das andere sein, daß aber zwischen dem ‚einen' und dem ‚anderen' noch unendlich Vieles liegt, dürfte hie und da jemand ahnen, Regel ist es nicht, daß man sich damit bescheide." . . .

„Da die volle Wahrheit nicht gleich aus erster Hand zu haben ist, wird man lernen, die Wahrscheinlichkeit, als das einzig in solchen Dingen Erreichbare, besser zu schätzen; denn nicht förmliche Beweise, sondern Wahrscheinlichkeitsgründe allein kann der Naturforscher in allen jenen Fällen beibringen, welche einem der Naturwissenschaft überhaupt zugänglichen Gebiete angehören, es sind das Gründe der Analogie, aus der Nebeneinanderstellung verwandter Tatsachen geschöpft, oft mehr durch Ahnungen als durch eine bewußte Ideenverbindung erschlossen; aber dieselben erhalten Beweiskraft, wenn zu den erst erhobenen neue hinzukommen und diese wieder durch spätere gestützt werden. Ein einziger Wahrscheinlichkeitsgrund beweist natürlich nichts, auch zwei werden zu einem Beweise nicht genügen u. s. w., aber schließlich kann die Wahrscheinlichkeit einen so hohen Grad erreichen, daß man der vollen

Digitized by Google

Wahrheit schon sehr nahe steht. Die Überzeugung z. B., das die Erde sich um ihre Achse dreht und nicht das Himmelsgewölbe, ist nicht als die Frucht eines formalen Beweises zu betrachten: . . . die damit verbundene Überzeugung hat vielmehr alle Stadien der Wahrscheinlichkeit von der unbestimmten Ahnung bis zur vollen Sicherheit durchgemacht, und zwar durch sukzessive Erhebungen von Tatsachen, die scheinbar nur in einer entfernten Beziehung zu der Frage stehen und wobei gerade die Zeugenschaft der Sinne als das unzuverlässigste Beweismittel erkannt wurde." . . .

„Auch die Deszendenzidee befindet sich in einer ähnlichen Lage wie die Frage der Achsendrehung der Erde vor etwa 300 Jahren: für manche gilt sie als eine nicht nur gesicherte, sondern geradezu als eine fundamentale Wahrheit, für andere als eine noch keineswegs bewiesene, aber als eine geahnte Wahrheit, wissenschaftlich ausgedrückt als eine durch mehrere sehr wichtige Gründe gestützte Hypothese, während wieder andere ihr höchstens den Grad einer Möglichkeit zuerkennen und nicht wenige sie als transzendent, d. h. als unerweisbar und dem menschlichen Wissen unerreichbar, a limine zurückweisen." . . .

„Das Wesen der Deszendenzidee läßt sich in wenige Worte fassen: sie geht von der Anschauung aus, daß die gegenwärtig lebenden Individuen der Tiere und Pflanzen von andern Individuen abstammen, die als Ahnen ihnen vorausgegangen sind, und daß im Laufe der unzähligen Generationen sich an den Individuen morphologische Verschiedenheiten ausgebildet haben, so daß die jetzt lebenden Organismen der Art nach nicht mehr den ursprünglichen gleichen. Auf Grund dieser bei vielen Forschern, man kann sagen bei den meisten als feststehend geltenden Ansicht wurden (und werden noch) Versuche gemacht, die Stammesgeschichte oder Phylogenie der einzelnen Arten und Gattungen der Tiere und Pflanzen zu konstruieren. Man hat Darwin, der in seinen Voraussetzungen sehr vorsichtig und reserviert war, Unrecht getan, indem man sich bis zu so gewagten Konsequenzen verstieg, weil hierdurch bei Laien der Glauben erweckt wurde, als ob die Konstruktion der Stammbäume notwendig zur Selektionslehre, d. i. zum eigentlichen Darwinismus gehöre. Die Literaturgeschichte der letzten 30 Jahre scheint den Skeptizismus mancher bedächtiger Forscher nur zu sehr zu rechtfertigen, da für ein und dieselbe Abteilung des Tier- und Pflanzenreiches, sagen wir bestimmter: für ein und dieselbe Art oder Gattung die Ansichten bezüglich der philetischen Ableitung öfters gewechselt haben. Besser wäre es gewesen, denkt mancher, wenn man solche Ableitungen einfach unterlassen hätte; denn müßte man aus dem Schicksal der meisten stammesgeschichtlichen Ableitungen einen Schluß auf den Wert der Deszendenzidee selbst ziehen, so stünde es schlecht um diese. Letztere *behält* aber ihren nicht zu unterschätzenden Wahrscheinlichkeitswert, ob man richtige oder unrichtige Stammbaum-Konstruktionen auf ihrem Grund aufführt, bezw. aufgeführt hat." . . .

Wahrscheinlichkeitswert! „Denn es gebührt ihr bisher kein anderer Rechtstitel in der Wissenschaft. Ihre Stärke schreibt sich aber daher, daß, wollte man sie aufgeben, das nackte Wunder vor der Tür stehen würde. Zahllose Tatsachen sind bereits festgestellt worden, welche sich mit der Annahme fertig auf Erden erschienener Arten nicht vereinbaren lassen, während eine Umbildung der Formen tatsächlich nicht nur bei Kulturerzeugnissen, sondern auch bei spontan vorkommenden Tieren und Pflanzen öfters beobachtet und konstatiert worden ist. Eine Zurückweisung der Deszendenzidee müßte folgerichtig zum Glauben an eine *unvermittelte* Schöpfung fertiger, mit Klassen-, Familien-, Gattungs- und Artcharakteren begabter Organismen

Digitized by Google

aus unorganischen Stoffen führen, eine Konsequenz, vor der die Wissenschaft sich immer sträuben wird. Ist auch die Deszendenzidee nicht endgültig bewiesen (ein formaler Beweis im Sinne abstrakter Lehrsätze ist geradezu unmöglich), so ist sie gewiß durch viele stichhältige Gründe der Analogie auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht: nichts wäre daher weniger gerechtfertigt als die Behauptung, daß sie unrichtig ist, weil die auf ihr basierenden bisherigen Stammbaum-Ableitungen voll von Unsicherheit und Widersprüchen sind, weshalb sie von streng objektiv denkenden Forschern mit Recht abgelehnt werden."

Nach einigen urgeschichtlichen und klimatologischen Untersuchungen bespricht der Verfasser die Erscheinungen der Mutation, die von außerordentlich hoher Bedeutung für die Auffassung des Deszendenzproblems sind.

„Gehen aus dem Samen eines und desselben Mutterstammes A mehrere oder gar viele Formen A', A'' A''' u. s. w. unmittelbar hervor, so muß es unter ihnen Extreme geben und zwischen diesen Intermediäre, die mehr oder weniger gleitend die Extreme mit einander verbinden. Die Gesamtheit dieser gleichzeitig zum Vorschein kommenden Formen bildet einen Schwarm, und die Erscheinung selbst könnte man mit dem Worte ‚simultane Variation' bezeichnen; diese wäre mit dem gleichzeitigen Auftreten mehrerer Formen von Mineralen aus ein und derselben Mutterlösung zu vergleichen. . . Faßt man nun den unvermittelten Übergang der Form A (Stammform) in die abgeleitete Form A' ins Auge, so ist das eine Mutation, der Übergang A—A'' ist eine zweite, der Übergang A—A''' eine dritte Mutation u. s. f.; demnach setzt sich der gesamte Variationsakt aus ebensovielen Mutationen zusammen, als verschiedene Formen zum Vorschein kommen. Plötzlich ist hier jedoch nur der Eintritt in die Erscheinung oder in den Akt, sehr langsam ist dagegen die Vorbereitung, deren Natur sich unserer Beurteilung gänzlich entzieht, wenn wir von mehr oder weniger begründeten Vermutungen absehen; aber anzunehmen, daß dies alles ohne eine innere oder unsichtbare Vorbereitung geschehe, wäre meiner Meinung nach so viel als das Zugestehen eines plumpen Wunders." . . .

Die Winterruhe unserer heimischen Pflanzen ist „keine absolute Ruhe, die Pflanze bereitet sich vielmehr für die Periode der Wachstumtätigkeit vor, wo eine ganze Reihe von Gestaltungen ausgelöst werden soll. Ich vermute darum, daß es sich auch mit der Vorbereitung zu einer folgenden Variationsperiode ähnlich verhält, nur daß dieselbe nicht den Zeitraum einiger Monate in Anspruch nimmt, sondern Jahrtausende. Manche Art dürfte vor langer Zeit als konstante Sippe aus fremden Landen bei uns eingewandert sein, die später ganze Reihen von Mutationen gegeben hat (ich denke hier beispielsweise an Chenopodium album) und manche Art gilt jetzt bei uns als konstant, die es nach tausenden von Jahren vielleicht nicht mehr sein wird, z. B. Erigeron annuus und E. canadensis, Impatiens parviflora, Rudbeckia laciniata, Galinsoga parviflora u. a. Ich kann es freilich nicht beweisen. — Die Variationsperioden sind in ihrer Aufeinanderfolge etwas Zeitliches, nicht etwas Simultanes oder Koordiniertes, aber auch innerhalb einer und derselben Variationsperiode können die Mutationsakte auf einander folgen, wie wir bei der Überführung der Knautia arvensis in Kn. drymeia gesehen haben, indem die Pflanze zunächst in Kn. agrestis mutiert, bevor der Drymeiazustand sich einstellt. Kn. agrestis ist somit eine sukzessive Übergangsform, auf die im vorliegenden Falle der Titel im vollsten Sinne paßt. Es gibt demnach simultane und sukzessive Mutation." . . .

Digitized by Google

„Mir scheint, daß unser geistiger Blick, durch die Deszedenz, welche sich im Reiche der Organismen allerdings nicht leugnen läßt, geblendet und darum irregeführt, nur das sieht, was sich als Sukzession, d. i. als eine Aufeinanderfolge von Zuständen der Beobachtung unmittelbar darbietet; was nebeneinander oder in der Koordination zum Vorschein kommt, wird daher sofort als ein Wunder angeschaut oder es begegnet dem Unglauben." . . .

„Es gibt Individuen, denen die Mutationsfähigkeit fehlt, und das sind die meisten, diejenigen aber, welche mutieren, sind auch die lebenskräftigsten und anpassungsfähigsten. . . . Die Individualität ist hier ein Faktor, mit dem man zuerst rechnen muß."

Aus diesen wenigen Andeutungen ersieht man schon, wie kompliziert das Entwicklungsproblem ist, einerseits durch die in der Natur herrschende Mannigfaltigkeit, andererseits durch die Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit unserer Begriffe. „Es fehlt an den nötigen, den neuen Verhältnissen angepaßten Denkformen, während die bisher üblichen zu den neu erhobenen Tatsachen nicht taugen; sie versagen immer, so oft man den Versuch macht, aus den Fällen sicher nachgewiesener Mutation die Folgerungen zu ziehen. Gewiß wird die Verlegenheit mit der Zeit noch größer werden, ohne einige Verwirrung und Ratlosigkeit wird es nicht gehen, bis endlich der menschliche Geist, der schon so manche Krisis glücklich überstanden hat, den Faden der Ariadne findet und, gewitzigt durch die Irrtümer der Vorgänger, auf dem Wege der Erfahrung für die neuen Entdeckungen den richtigen Rahmen und den passenden formalen Ausdruck gewonnen hat."

„Ich habe selbst, als Darwins weckende Ideen aufgetaucht — in den Sechziger Jahren war es —, mir die Filiation der Formen im Tier- und Pflanzenreich nicht anders vorstellen können, nämlich nur sukzessiv, durch Häufung geringfügiger Charaktere, die erst nach einer unabsehbaren Reihe von Generationen zu erheblichen Differenzen führen. Daß gerade die simultane Mutation so große und so plötzliche Änderungen herbeiführen könne, wie aus H. de Vries' bedeutsamen Untersuchungen über Oenothera Lamarckiana hervorgeht und wie die Mutationen von Festura sulcata, Knautia arvensis, Scabiosa lucida, Viola odorata u. s. f. lehren, davon hatte ich damals nicht nur keine Ahnung, sondern ich hätte es für unmöglich gehalten."

Schließlich sind alle unsere Begriffe, selbst die, um die es sich hier gerade handelt, nur subjektiv und einseitig. „Handelt es sich um systematische Grundsätze, so ist eine Unterscheidung von Art und Rasse, bezw. Rasse und Varietät, ganz am Platze; eine solche Unterscheidung ist für die Wissenschaft gewiß förderlicher als eine Gleichstellung der beiderlei Begriffe, da es sonst manchem einfallen möchte, auch mit der Varietät kurzen Prozeß zu machen. . . . Im alles umfassenden Schöpfungsakt der Formen hat ein solcher Unterschied nichts zu bedeuten, da er nur für die Gegenwart und mit Rücksicht auf den Gegensatz zwischen dem freien Walten der Natur und dem durch die Eingriffe des Menschen und ungewöhnliche störende Ursachen beeinflußten Entwicklungsgang der organischen Wesen einen Sinn hat." . . .

„Meine Ansicht geht dahin, daß der Modus der Artbildung einen ungemein großen Spielraum hat und nicht nach einem einzigen Muster zugeschnitten ist. Theoretische Anschauungen sind nicht etwas für immer Feststehendes, und namentlich von den betreffs der Artfrage herrschenden Ansichten läßt sich das sagen. Es kann eine Zeit kommen, wo man in der Plötzlichkeit einer Umwandlung keinen Anstoß

Digitized by Google

gegen die Folgerichtigkeit einer Art sehen wird, alsdann werden Aphilothrix gemmae und Andricus pilosus für zwei verschiedene Arten (sogar Gattungen!) genommen werden, nur dürfte ein bedächtiger Entomolog sagen: es sind noch junge oder rezente Bildungen, bis es einem Glücklichen gelungen sein wird, bei Aphilothrix (zuerst als Ausnahme natürlich) Männchen und echte Weibchen zu entdecken." . . .

„Daß wir nach und nach auf eine rasche und oft unvermittelte Umprüfung kommen, ist soviel wie sicher. . . . Wir brauchen nur an das überraschend häufige und, wie es scheint, plötzliche Auftreten von Dikotylen im Cenomanien zu denken, um die Idee einer sehr langsamen, auf der Häufung minutiöser Abweichungen beruhenden Transformation als unhaltbar einzusehen, wo es sich um neue Gattungstypen oder um noch tiefer greifende Differenzen im Pflanzenreiche handelt. Die Einführung neuer, wesentlich verschiedener Formelemente kann ehemals recht wohl durch unvermittelte Akte sich vollzogen haben, wenn auch die Stabilisierung derselben eine längere Zeit in Anspruch nahm. Es muß Zeiten gegeben haben, wo die Umprägung rasch vor sich ging und die Perioden zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Mutationen sehr kurz ausfielen. Man möchte, wie seinerzeit O. Heer, an einen ‚Schöpfungsfrühling' denken, wo ein Mutterstamm, ohne Dazwischenkunft einer fremden Kraft (wie jetzt die gärtnerische Nachhilfe) in seiner Nachkommenschaft die extravagantesten Variationen lieferte. Wer weiß, welche Fruchtsamen dem Lepidodendron-Stamm aufgepfropft wurden, bis er den jetzigen Araucaria-Typus erreichte, der nur mehr in der Blattform und in der Beschaffenheit der polsterartigen Blattnarben (z. B. bei Araucaria excelsa) einigermaßen an den ursprünglichen Lepidodendron-Stamm erinnert. Vermutungen, nichts als Vermutungen, wo man so gern durch eine offene Pforte zur unmittelbaren Wahrheit gelangen möchte!" . . .

„Ich vermag in diesen Tatsachen und Erscheinungen der Variation nirgends einen Anknüpfungspunkt für die Darwin'schen Ideen über Art- und Varietätenbildung zu finden. Weder eine Häufung der Charaktere, noch eine Intervention der Zuchtwahl, noch viel weniger ein Kampf ums Dasein kann herangezogen werden, um solche Mutationen begreiflich zu machen. Die ungeheuer langen Zwischenräume, auf welche die Darwin'sche Theorie reflektiert, werden, glaube ich, nur für die Intervalle zwischen je zwei auf einander folgende Mutationsperioden in Anspruch zu nehmen sein, der Rest ist Rätsel. Wohl spricht die schier unerschöpfliche Masse von Beobachtungsmaterial, welches der unermüdliche Urheber der Selektionstheorie verarbeitet hat, in klarer, jedem Vorgebildeten verständlicher Sprache dafür, daß die Arten nicht ohne eine natürliche (genealogische) Filiation entstanden sein können, seine Argumente jedoch vermögen weder die wahren Gründe aufzudecken, noch den Weg zu weisen, auf dem die Natur tatsächlich ihr großes Schöpfungswerk vollbracht hat und noch immer vollbringt. Er hat dem Glauben an das nackte oder plumpe Wunder eines dem natürlichen Werdeprozeß entgegengesetzten Aktes den Boden entzogen, jedoch keineswegs den Glauben an die Artschöpfung selbst zerstört, welch' letztere in vielen Gattungen noch immer fortdauert und dauern wird bis in unabsehbare Zeiten; im Gegenteil, er zeigte richtig, daß die Umbildung der Formen im allgemeinen sich noch immer in einem beständigen Flusse befindet, doch die zeitweiligen Pausen zwischen den Mutationsperioden streifte sein Scharfblick nicht. Werden die Forschungen der kommenden Geschlechter den wahren Zusammenhang der von ihm angeführten zahlreichen Fakten herstellen und die Lücken ausfüllen, welche seine immerhin bewunderungswürdige Tat übrig ließ?"

Digitized by Google

Diese kurzen Auszüge aus dem interessanten Werke lehren schon zur Genüge, welch' tiefgreifende Gesichtspunkte für die Auffassung des Deszendenzproblems die erkenntnistheoretischen Gedankengänge Krasans bieten. Sie zeigen erstens die kaum glaubliche Kompliziertheit, die tausenderlei Fragen und Rätsel des Problems, wovon die landläufigen Darstellungen, die unser Begriffssystem für absolut und ohne Ausnahme objektiv halten, kaum eine Ahnung geben. Sie machen zweitens die Möglichkeit einer Entwicklung, der der starre, verobjektivierte Artbegriff hinderlich war, glaublicher. Wenn man aus den vorstehenden Mitteilungen diese beiden Lehren gezogen hat, so haben sie ihren Zweck erfüllt. Und Initiative zu geistiger Arbeit ist unter allen Umständen besser als fertige Ware, wenn sie nicht die hier wohl nie zu erreichende volle und ganze Wahrheit selbst ist.

Düsseldorf. Aloys Müller.

* * *

John Henry Kardinal Newmans Biographie von Lady Blennerhassett.*) Wer die gelegentlichen ehrenvollen Hinweise von F. X. Kraus auf den englischen Kardinal und seinen Nekrolog in der deutschen Rundschau (1891) gelesen hat, dürfte sich füglich wundern, daß ein Mann von solcher Bedeutung noch keine eingehendere Würdigung in Deutschland erfahren hat, während das Nachbarland in den Vertretern ganz entgegengesetzter Richtungen ihm nicht nur liebevolle Untersuchungen über seine wissenschaftlichen Leistungen gewidmet hat, sondern nach den Worten der Autorin wenigstens in den Grundsätzen der neuerdings dort hervorgetretenen apologetischen Bewegung geradezu auf seinen Schultern steht. (Erst das vorige Jahr hat in England, zum ersten Mal von einem Katholiken, Dr. William Barry, ein größeres Werk über Newman gebracht.) Der Gründe ließen sich verschiedene dafür anführen, die aber auf nicht mehr als einige Konvenienz Anspruch machen können. Man braucht nicht gerade mit Kraus die gänzliche Verschiedenheit der herrschenden Strömung in der politischen Meinung und sonstigen heiklen Sachen zu urgieren; der Hauptgrund ist jedenfalls die Schwierigkeit, einen so tiefgründigen Geist ohne große Schicksale in seinem inneren Wesen, seinem Denken und Trachten und der nicht an der Oberfläche liegenden, weitverzweigten Auswirkung herauszustellen und zu analysieren.

Von der Biographie einer Frau von Staël und eines Chateaubriand, wohl der bedeutendsten der jetzt lebenden Schriftstellerinnen Deutschlands, welche den christlichen Gedanken vertreten, durfte man schon etwas Gediegenes erwarten. Die Lösung ist durchwegs eine glänzende. Blennerhassett zeigt sich hier auf der Höhe feelischer Analyse. Dies wird neben der erstaunlichen Belesenheit und vielfachen Andeutung von Parallelen (Renan) und Ausblicken die Stärke des Buches sein. Umsomehr Anerkennung scheint uns dies bei dem durchaus männlichen, fast herben Newman zu verdienen, als sie sich bisher mehr femininen Charakteren zugewandt. Besonders die Darstellung seines Lebens kurz vor und nach der Konversion, die religiöse Krisis und Newman als katholischer Priester, und des Lebensabends im Oratorium zeigt in einigen wundervollen Passagen die Stärke des weiblichen Gemütes; man muß sie immer wieder lesen, um sie sich gegenwärtig zu halten, weil sie unnachahmlich und inhaltlich kaum wiederzugeben sind. Überhaupt ist über das Ganze der Zauber einer

*) John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin v. Leyden. (Berlin, Gebr. Paetel, 1904.)

Digitized by Google

Darstellung ausgegossen, wie er nur einem tiefen religiösen Gemüt entspringen kann, der darum auch unbewußt die Tiefe des religiösen Gedankens vielleicht besser erschließt als philosophische Spekulationen; aber der Zauber liegt ebensowenig wie ein tiefes Gemüt an der Oberfläche, sondern will durch liebevolles Eindringen innerlich nachgefühlt und erlebt sein. Da liegt auch unseres Erachtens der Schwerpunkt aller biographischen Darstellung und da beginnt auch erst ihre erzieherische Wirkung: die Personen nicht im Relief der Geschichtsschreibung, sondern in Rundplastik der Biographik des unmittelbaren wirklichen Lebens mit seiner Einfachheit und dramatischen Kraft zu zeichnen und dem lebendigen Fühlen nahezubringen. Bei wenigen aber dürfte dies wichtiger sein als gerade bei Newman. »Qui ne connaît la vie intime de Newman est assuré de ne rien entendre à la philosophie de la „Grammar of assent" ou de l'Essay sur le développement. Le plus bien faisant de sealivres, pris à part et examiné objectivement, comme nous ferions pour une thèse de saint Thomas ou de Descartes, risque d' ébranler, je ne dis pas seulement les fondements du christianisme, mais toute croyance.« (Henri Brémond S. J.)

Was die Autorin über Newmans Callista sagt, daß sie „über dem Geschmack der Menge" stand, gilt auch von ihrem Stil. Der feste, apodiktische Ton des Mannes besonders in wissenschaftlichen Fragen mag uns imponieren; innerlich anziehen und in stillen Stunden befriedigen kann er uns nicht immer. Das vermag oft mehr die milde, einschmeichelnde Liebe des Weibes und jenes Schriftstellers, der durch einen vornehmen, zurückhaltenden, feinen und mehr andeutenden Ton Stimmung zu machen versteht, in die man sich nach des Tages Last und Arbeit immer wieder wie in eine stille reine Abendluft zurückzieht. Freilich hat diese Art auch meist einen Mangel an Entschiedenheit im Gefolge, wo solche am Platze wäre, und das doktrinäre Element, das dem Ganzen als Knochengerüst dienen muß, tritt oft zu sehr zurück. Beides merkt man auch mitunter hier.

In der Erzählung der Dubliner Zeit und des Vatikanums z. B. hätten wir vielleicht etwas kräftigere Farben und deutliche Stellungnahme gewünscht. Verständnis und Urteil in manchen wichtigen Partien müßte man nach dem hier Gebotenen, wäre es nicht sonst woher bekannt, in suspenso lassen. Besonders die wirksame Darlegung von Newmans Lebenswerk, seiner Theorie der Entwicklung im katholischen Dogma, läßt die fachmännische Hand doch etwas vermissen. Die spekulative Genesis scheint uns tiefer zu liegen, und die Heranziehung vor allem der jetzigen Religionsphilosophie und wenigstens ein Hinweis auf die fruchtbaren Anknüpfungspunkte hätten dies wichtige Thema in ein ganz anderes Licht gerückt. »La doctrine du développement des dogmes ouvre une période nouvelle dans l'histoire de la pensée chrétienne.*) Pour se rendre compte de l'originalité et de l'importance de cette doctrine, il suffit de ce rappeler quelle a été jusqu'à Bossuet, l'attitude des théologiens orthodoxes, en face des dogmes pris dans leur ensemble. Pour eux, tout changement, toute nouveauté est signe d'erreur.« (Brémond.) Vielleicht bringt sie uns bald eine kundige Feder, wie auch Loisy eine eingehende Artikelserie schon 1898/99 in der Revue du clergé français erscheinen ließ und nach persönlicher Mitteilung nächster Zeit in erweiterter Form veröffentlichen wird. Und doch steht uns der eng-

*) In einer Sammlung gleichen Namens gibt jetzt derselbe Jesuit die Übersetzung seiner Werke heraus. Der „University Sermon" 1843 und der „Essay on Developpement" sind soeben erschienen. (Blond, Paris 1905).

Digitized by Google

lische Denker nach innerer Verwandtschaft und philosophischem Tiefblick viel näher als den „linksrheinischen Brüdern". Sogar auf freidenkerischer Seite hat man der Genialität des Bahnbrechers und Ahners der Evolution ehrend gedacht, wenn auch in anderem Sinne, als es der Kardinal beabsichtigt, und in Jena wurde ebenfalls 1898 die Dissertation eines Amerikaners, Mac Rae, über die religiöse Gewißheit bei Newman mit besonderer Empfehlung des bekannten Religionsphilosophen Eucken im Druck vorgelegt. Möge dieser Hinweis auch bewirken, daß sich ein christlicher Verlag zur Herausgabe der Übersetzung von Newmans Hauptwerken entschließe. Es ist ein Jammer, daß durch Mangel an Interesse sogar die „Geschichte meiner religiösen Meinungen", eines der denkwürdigsten autobiographischen Bücher nach Augustins Konfessionen, nicht wieder aufgelegt werden soll.

Der oben angedeutete Mangel wird in etwa ersetzt durch eine geschickte Wiedergabe von Barrys „Newmans Logik des Glaubens". Sie bildet ungefähr die alle Einzelheiten des Lebens umfassende und erklärende Einheit. Trotz der biographischen Klarheit scheint der Kardinal doch bisweilen mit einer Hand zurückzunehmen, was er mit der anderen gegeben, und ähnlich wie Pascal sich nicht ganz von Widersprüchen frei gehalten zu haben. Vielleicht wird uns eine zuständige Kraft in Bälde genauer darüber aufklären.

Trier. J. Adolf Laros.

* * *

Zur Gralfrage.*) Herr Hofrat A. Schönbach hat die Güte gehabt, mich auf die Gralforschung K. Burdachs aufmerksam zu machen; ich bin dadurch zur Kenntnis auch eines anderen Werkes gelangt, das mir entgangen war und worüber ich zunächst berichten will. Es ist die Schrift von Willy Staerk, Lic. theol., Über den Ursprung der Grallegende (Tübingen und Leipzig, J. C. B Mohr, 1903). Staerk will nachweisen, wie sich die in der mittelalterlichen Grallegende liegenden Probleme entwickelt haben. Er hält sie der Hauptsache nach für eine Komposition der christlichen Legende von Joseph von Arimathäa und der keltischen Sage von König Arturs Tafelrunde; damit seien aber auch Vorstellungen verknüpft, welche das Motiv der wunderbaren Speisung in sich bergen, das Staerk bereits im Babylonischen, aber auch im Griechischen finden will. Der Gralstein selbst sei nichts anderes als der Sinai-Stein auf Zion, der zum Altartisch für das erste Abendmahl wurde. Gewiß wird es der gelehrte und geistvolle Verfasser niemandem zur Pflicht machen wollen, ihm auf allen seinen weiten und vielverschlungenen Wegen Gefolgschaft zu leisten; umso mehr freut es mich, feststellen zu können, daß er, ohne im besonderen auf die von Wolfram ausgebildete Gralsidee einzugehen, im wesentlichen zu denselben Resultaten kommt, welche ich selbst in meinen Gralstudien (Parzival-Studien II., und neuestens in meinem Aufsatz über den Gral in der Kultur, 1906, I.) als den Inhalt der deutschen Graldichtung nachgewiesen zu haben glaube. Staerk nennt „die Elemente, die in der Gralvorstellung von Bedeutung sind: die Eucharistie als leibliche und geistige Wunderspeise und die Seligkeit des Paradieses mit und durch den eucharistischen Genuß" (S. 36). Die Gralburg selbst sei „nichts anderes als ein Widerschein des Paradieses" (S. 43), ein „Ausfluß des volkstümlichen Paradies- und Jenseitsglaubens" (S. 44), „kurz, sie

*) Nachtrag zu dem Artikel „Der Gral des Parzival" in der Kultur VII. (1906), Heft 1, S. 25—40.

Digitized by Google

ist das uralte Paradies" (S. 48), wie sie denn auch in dem Prosaroman Perlesvaus u. a. den „unmißverständlichen Namen Edein" führe (S. 48, Note 1). Von ganz besonderem Werte ist, was Verfasser S. 51, Note 1 beibringt: „Der holländische Chronist Veldenaer (bei Hertz S. 465) sagt, ‚Lohengrin sei aus dem Grale gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißen habe'; und noch der gelehrte Stephanus Vinandus Phigius sagt in seinem Hercules Prodicius von 1584 (ebd. S. 466), Lohengrin sei e paradisi terrestris loco quodam fortunatissimo, cui Graele nomen esset, zu Schiffe gekommen." — Auch ein Bittgesang aus dem Lübeckschen Gebetbuch von 1485 spreche noch von „des Paradieses Grale" (S. 53). —

Gleichzeitig mit Staerk hat sich nun auch Professor Konrad Burdach in Berlin mit demselben Thema beschäftigt und verspricht uns darüber eine umfangreiche Schrift, wie es scheint, ebenfalls religionsgeschichtlichen Charakters und mit besonderem Hinweise auf die Bedeutung der heiligen Lanze.

Einstweilen hat sich Burdach in einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur (vergl. D. Lit. Ztg. 1903, S. 2821 fg.) in einem annähernd ähnlichen Sinne ausgesprochen, wie er denn auch in seiner Besprechung der Staerkschen Schrift (D. Lit. Ztg. 1903, S. 3050—58) dieser freudige Anerkennung zollt. Mir selbst schrieb Burdach, nachdem er meinen jüngsten Aufsatz gelesen: „Der Formulierung: Gral = christliche Erlösung durch den Opfertod des Erlösers kann auch ich zustimmen. Und insofern die Frucht der Erlösung das Paradies ist, kann ich mir auch Ihre Deutung auf dieses aneignen."

In der Formulierung des Endergebnisses fürchte ich nun freilich mit beiden Herren nicht zu einer vollen Einigung zu kommen; dafür sind schon die Ausgangspunkte unserer Arbeiten viel zu verschieden. Aber mit lebhafter Genugtuung darf ich konstatieren, daß wir — wie es scheint, jeder ohne Kenntnis der Arbeit des andern — auf so ganz verschiedenen Wegen zu wesentlich gleichen Resultaten gelangt sind und deshalb hoffe ich, daß die, wie Burdach festlegt, „von der Fachforschung der heutigen Romanisten und Germanisten zurückgedrängte Ansicht" nun doch allmählich auch in diesen Kreisen eine ernste Beachtung finden werde.

Klosterneuburg. Karl Domanig.

* * *

Zu dem Aufsatze „Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung" von Albert Wimmer (Die Kultur, VII. Jahrg., Heft 1) hatte Herr Hans Braun, Oberingenieur der k. k. priv. Ferdinands-Nordbahn in Wien, die Freundlichkeit, das nachfolgende Schreiben an die Redaktion zu richten:

Es sei mir gestattet, zu dem Aufsatze: „Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung", mit dessen Ausführungen ich in vielen Punkten übereinstimme, einige ergänzende oder berichtigende Bemerkungen zu machen.

Vor allem möchte ich bemerken, daß die Behauptung, die heute produzierte Menge von Naturprodukten reiche „für eine normale Lebensführung aller Menschen bei weitem nicht mehr aus" und „der Tauschwert der Naturprodukte gegenüber den Industrieprodukten wachse stetig", wohl nicht zutreffen dürfte; denn wäre dem so, dann müßte ja der landwirtschaftliche Produzent sich in einer ausnehmend günstigen Lage befinden, während im Widerspruche hierzu auf S. 60 und leider sehr richtig bemerkt wird, daß „der Bauer schon heute hart an der Grenze der Existenzmöglichkeit steht". Ich meine mit vielen, daß noch weite Gebiete unseres Planeten, welche

Digitized by Google

anbaufähig sind, derzeit noch gar nicht oder, wie z. B. der westliche Teil von Südkanada, erst in letzter Zeit unter den Pflug genommen worden sind und daß bei den heutigen Verkehrsverhältnissen das in dichtbevölkerten Gegenden unstreitig vorhandene Manko durch den anderwärts sich ergebenden Überschuß rasch und billig ausgeglichen werden kann. Wenn trotzdem, was ja leider wahr ist, „Millionen im Unterernährungsverhältnisse leben", so liegt nach weitverbreiteter Ansicht die Ursache darin, daß der Preis des in die letzte Hand gelangenden Konsumartikels infolge der Manipulationen eines rücksichtslosen Zwischenhandels eine Höhe erreicht hat, welche dem dem Produzenten bewilligten Preise nicht im mindesten entspricht.

Nichtsdestoweniger muß mit der fortschreitenden Zunahme der Bevölkerung denn doch einmal der Augenblick kommen, wo die von unserer Erde hervorgebrachte Maximalmenge an Bodenprodukten hinter dem Bedarf zurückbleibt; dann wird aber die von dem Herrn Verfasser hypothetisch und beispielsweise angeführte Erfindung eines aus „unorganischen" Materialien hergestellten Nährmittels gemacht werden müssen, da das Lebensinteresse der ganzen Menschheit höher steht als das eines wenn auch heute noch so wichtigen Teiles derselben. Daß übrigens der Staat schon jetzt den Weg beschritten hat, im Interesse einzelner Klassen von Produzenten prohibitiv einzugreifen, erhellt aus dem Beispiele des Saccharins, welches an Stelle des hypothetischen als konkretes Exempel hätte angeführt werden können; darf doch das im Gebrauche billiger zu stehen kommende Saccharin bei uns weder erzeugt noch verkauft werden, nur aus dem Grunde, um unsere Zuckerindustrie und die von ihr abhängige landwirtschaftliche Produktion zu schützen.

Ich möchte noch einen Punkt hervorheben, welcher meines Erachtens in dem bezeichneten Aufsatze nicht genug betont wurde, obwohl mir derselbe sehr wichtig zu sein scheint.

Die durch den technischen Fortschritt geförderte Industrie sucht bei halbwegs günstigen Verhältnissen immer mehr sich auszubreiten, immer neue Betriebsstätten zu errichten und begegnet hierbei dem gleichen Wunsche der Finanzpolitiker, welche in der Industrie eine der ergiebigsten Steuerquellen besitzen. Der Gedanke an den Vorteil des Augenblicks ist allein maßgebend: „eine Fabrik trägt mehr Steuer als ein ganzes Dorf"; ob aber das hierdurch bedingte Anwachsen der industriellen Arbeiterbevölkerung auch im Interesse des Staates liegt, daran wird nicht gedacht. Und doch kann leider diese Frage wohl kaum bejaht werden; bildet doch heute dieser Teil der Bevölkerung zum großen Teile das Reservoir, aus dem die offen oder heimlich auf den Umsturz hinarbeitenden Parteien ihre Anhänger schöpfen. So sehen wir denn mit geteilten Gefühlen, wie gerade seitens der zum Schutze der bestehenden Gesellschaftsordnung bestellten Faktoren um des augenblicklichen Vorteiles willen jene Bataillone gestärkt und vermehrt werden, unter deren oftgenannten ehernen Tritten eben diese Ordnung zusammenbrechen soll.

Trotz alledem kann ich aber andererseits dem Vorschlage des Herrn Verfassers, durch entsprechendes Eingreifen des Staates das — wie ich gern zugebe — verloren gegangene richtige Verhältnis zwischen technischem Fortschritt und sozialer Entwicklung der breiten Massen wieder herzustellen, etwa in der Art, daß ersterer zurückgehalten wird, bis die letzteren „nachkommen" können, nicht beipflichten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich dies für eine Unmöglichkeit halte.

Die einer Idee innewohnende geistige Energie, die Kraft, mit welcher sie sich durchsetzt, steht in geradem Verhältnisse zu der Größe der materiellen Energie, welche

Digitized by Google

sie auslöst und der Menschheit dienstbar macht, und zwar in dem Augenblicke, wo der technische Fortschritt sie der praktischen Verwendung zuführt. Man denke an die Erfindung der Dampflokomotive, an die Leistungen auf elektrischem Gebiete und man muß gestehen, daß es ein vergebliches Bemühen gewesen wäre und heute noch wäre, sich entgegenstemmen und sie künstlich verzögern zu wollen. Gewiß hat die Erbauung der Eisenbahnen viele geschädigt; die Straßen verödeten und so mancher Ort, der durch den bisherigen Verkehr auf denselben wohlhabend war, ging zurück und verarmte; und doch — angesichts der ungeheueren Bedeutung, welche die neuen Verkehrsmittel für die materielle und auch für die geistige Kultur der Menschheit erlangt haben, wird niemand wünschen wollen, sie seien nicht erfunden worden. In dieser Richtung wird der Staat nie eingreifen können; es bleiben genug Belange, — ich habe selbst einen derselben (Zwischenhandel) gestreift, — wo er regulierend wirken kann, ja zum allgemeinen Wohle wird wirken müssen. —

Hans Braun, Wien.

Der Verfasser des Artikels „Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung" Herr Albert Wimmer, erwidert hierauf Folgendes:

Die Eigenschaften des Menschengeschlechtes bedingen als Komponenten eine Resultante: die Kulturentwicklung. Innerhalb dieses Entwicklungsganges ergibt sich auf jeder Stufe aus der Unkenntnis des Inhaltes des Nächstfolgenden die Frage nach der zukünftigen Gestaltung. Das Wesentliche dieser Frage, beziehungsweise dieses Komplexes von Fragen bildet die „soziale Frage".

Niemand wird die soziale Frage als Produkt der bloßen Neugier nach den zufälligen und gesetzmäßigen Geschehnissen der Zukunft auffassen, im Gegenteile, denn der Kern der Frage ist nicht: was wird sich ereignen? sondern: was müssen wir tun? Daraus ergibt sich zweifellos, daß der Gedanke einer bewußten, gewollten, aktiven Fortentwicklung gegenüber demjenigen einer automatischen Entwicklung im Sinne Darwins, welche passiv ihren Gesetzen folgt, weitaus den Vorrang behauptet. Letztere Entwicklungsform kann nicht die für die Menschheit giltige sein, nicht einmal in materiell-organischer Hinsicht ganz ausschließlich. — Greift ja doch der Mensch mit bestimmender Hand selbst in den Entwicklungsgang anderer Geschöpfe, Tiere wie Pflanzen, ein, innerhalb der natürlichen Möglichkeiten jene Formen und Eigenschaften fördernd, welche er für nötig und nützlich hält. Es ist nicht Zufall, daß der Mensch diesen besonderen Bezirk seines Wirkens mit dem Worte „Kultur" bezeichnet, denn Kultur ist gewollter Fortschritt über die Resultate des naturgesetzmäßigen automatischen Entwicklungsganges hinaus.

Ich vermag die automatische Entwicklung nicht als ausschlaggebenden Faktor menschlicher Kulturfortschritte anzuerkennen und sehe das Geltungsgebiet der Automatik nur innerhalb abgegrenzter Wirkungskreise und nur insoweit, als sie nicht zielbestimmend, sondern als untergeordneter Faktor wirksam ist. Die Ziele selbst müssen von dem aus vernünftiger Einsicht hergeleiteten freien Willen in der Weise bestimmt erscheinen, daß dieser auf Grundlage des Tatsächlichen das praktisch Mögliche und zugleich allgemein ideal Nützliche anstrebt, das allgemein Schädliche zu beseitigen trachtet. Nützlich und Schädlich sind hier besonders vorsichtig aufzufassende Begriffe, insofern ihre Deutung auf zwei Voraussetzungen bezogen werden muß welche einander mitunter zu widersprechen scheinen: einerseits die höheren Interessen des wahren (vorzüglich ethischen) Kulturfortschrittes, andererseits der wünschens-

Digitized by Google

werte Zustand allgemeinen Wohlbehagens. In beiden Hinsichten steht das Interesse der Allgemeinheit stets über dem persönlichen Interesse und das Ideal der Fortschrittsidee ist die harmonische Vereinigung jener beiden Voraussetzungen. So ist es z. B. bei großen Vermögen nicht gleichgiltig, ob sie einen kulturhistorischen Zweck erfüllen oder ob ihre Wirkungen ausschließlich auf das Wohlbehagen des Besitzers konzentriert erscheinen. Die Anhäufung großer Vermögen über eine gewisse billige Grenze hinaus bloß für den Glückszweck des Individuums allein, ohne entsprechend großen, wenn auch unbeabsichtigten Nutzen für die Kultur, ist in diesem Sinne gewiß als schädlich zu betrachten.

Man kann indessen auch bei voller Anerkennung dieser Einsichten immerhin zwei wesentlich verschiedene Standpunkte einnehmen: einen besonderen, welcher das ganze bunte Durcheinander der augenblicklich waltenden Interessen in Betracht zieht, oder einen allgemeinen, welcher aus der Beurteilung der menschlichen Doppelnatur auf die ihrer würdigen Ziele schließt. — Mein Standpunkt ist der zweite. Der vorstehend publizierten, sehr sachlich gehaltenen Zuschrift liegt aber gewiß der erste zu Grunde. Aus dem Umstande, daß der Standpunkt des Herrn Verfassers dieser Zuschrift nicht der meine ist, kann ich selbstverständlich kein Recht herleiten, jenen als falsch zu bezeichnen. Ich möchte nur auf einige Punkte hinweisen, hinsichtlich welcher mir der Herr Verfasser doch im Irrtum zu sein scheint.

1. Die heute produzierte Menge von Naturerzeugnissen reicht tatsächlich für eine normale Lebensführung aller Menschen *nicht* aus, wobei ich unter „normaler Lebensführung“ nicht den Konsum jenes Minimums auffasse, jenseits welches der pathologische Prozeß des Verhungerns beginnt. Normale Lebensführung setzt als Mittel vollgiltige Ernährung mit dem Erfolge der vollen Kraftentfaltung voraus. Die dichtbevölkerten großen Staaten Ostasiens genügen allein als Beweis meines Satzes, denn dort tritt tatsächlich der Hungertod als Regulator der Bevölkerungsziffer auf.

2. Meine These: „Der Tauschwert der Naturprodukte gegenüber den Industrieerzeugnissen wächst stetig“, besagt noch keinesfalls, daß dieser Umstand eine ausnehmend günstige oder auch nur günstige Lage der landwirtschaftlichen Produzenten zur Folge haben müsse. Davon, daß der Bauer z. B. für eine Kartoffel, welche vor zehn Jahren den Wert von fünf Stecknadeln besaß, heute zwanzig solcher eintauschen könnte, kann der Ärmste weder die Steuern noch sein Gesinde bezahlen, noch kann er damit seinen Hunger stillen, wenn er allen Ertrag seines Bodens zu verkaufen gezwungen war. — Übrigens gilt der Satz leider nur für jene Industrieerzeugnisse, deren wir nicht unbedingt zur Fristung unseres Lebens bedürfen, welche aber 90 Prozent aller industriellen Produktion ausmachen. Daß der Zwischenhandel eine unberechtigte Preisbildung nur zugunsten des Händlers, zum Schaden aller übrigen bewirkt, ist richtig, hat aber mit der obigen Behauptung nur mittelbaren Zusammenhang. Man kann ja den obigen Satz ganz gut umkehren: der Tauschwert der Industrieerzeugnisse gegenüber den Naturprodukten sinkt stetig, und ich frage jeden Vernünftigen: Was für einen Wert für das Gemeinwohl hat es zum Beispiel, wenn heute 10 Meter Blumendraht nur einen Heller kosten? — Hier sehen wir die automatische Entwicklung in ihrer ganzen Glorie. Nicht einmal für den Gewerbetreibenden, welcher des Blumendrahtes zur Ausübung seiner Tätigkeit bedarf, ist diese tiefe Preisstufe von größerer Bedeutung; denn angenommen, die gleiche Länge Blumendraht würde statt 1 Heller 2, 4, ja 10 Heller kosten, so würde das damit Erzeugte dadurch nur um einen kleinen Prozentsatz seines Verkaufspreises verteuert werden,

Digitized by Google

ein Mehr, welches das kaufende Publikum nicht fühlbar beschwert, denn man kauft derartige Artikel nur selten, besonders wenn man nicht wohlhabend ist. Warum kosten nun 10 Meter Blumendraht nur einen Heller? Etwa weil sie nicht mehr wert sind? — Keinesfalls, sondern weil die gegenseitige Konkurrenz der Fabrikanten diesen Preistiefstand allmählich geschaffen hat, — er ist ein Kampfpreis. Wenn der Fabrikant trotzdem bestehen will, so muß er entweder möglichst leistungsfähige Maschinen verwenden, also den Personalstand seiner Arbeiter möglichst zu vermindern suchen, oder aber sich an ihren Löhnen, durch Herabsetzung derselben, schadlos halten. Wie wir sehen, bringt die Verbilligung eines derartigen Industrieproduktes niemandem fühlbaren Nutzen, schadet aber andererseits sehr empfindlich durch Verminderung der Zahl kaufkräftiger Konsumenten oder durch Herabsetzung ihrer Kaufkraft und infolgedessen mittelbar auch dem Landwirt.

3. Bezüglich des Ausspruches des Herrn Einsenders: „Die angeführte hypothetische Erfindung (Brot aus mineralischen Stoffen) wird einmal gemacht werden müssen, da das Lebensinteresse der ganzen Menschheit höher steht als das eines wenn auch heute noch so wichtigen Teiles derselben", möchte ich nur bemerken, daß die Natur, zu deren organischen Gebilden ja der Mensch körperlich gehört und deren Gesetzen er in diesem Sinne unterworfen bleibt, über sehr wirksame Mittel verfügt, um die Menschheit der furchtbaren Sorge zu entheben, diesen kategorischen Imperativ nicht rechtzeitig erfüllen zu können. Bei einer Zunahme der Bevölkerung bis zu einer Zahl, welche unser Planet nicht mehr zu ernähren vermag, wird vermutlich einer jener biologischen Prozesse eintreten, welche zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Naturhaushalte vorgesehen sind, abgesehen von den klimatischen Veränderungen und einer anderen Luftzusammensetzung infolge des Mangels an Kohlensäure absorbierenden Pflanzenmassen.

4. Das vom Herrn Einsender gebrachte Beispiel für ein bereits erfolgtes Eingreifen der Staatsgewalt durch das Verbot des Saccharins als Surrogat für Zucker entspricht bei näherem Zusehen nicht jener Art von Fürsorge, welche ich im Auge habe. Ich glaube wenigstens nicht, daß ein einziger Rübenbauer in jenen Kreisen Sitz und Stimme hat, welche dieses Verbot durchsetzten, doch könnte man dieses Beispiel immerhin zur Not gelten lassen.

Indem ich von der Pflicht des Staates sprach, dem technischen Fortschritte durch regulierendes Eingreifen vernünftig berechtigte Bahnen zu weisen, lag mir eine Unterschätzung der gewaltigen Bedeutung dieses Fortschrittes völlig ferne. Eine Hemmung ist gewiß nur dort berechtigt, wo ihr soziales Nützlichkeitsmoment dasjenige der betreffenden technischen Neuerung augenscheinlich überwiegt, dann aber ist eine solche Hemmung eine ganz entschiedene Pflicht des Staates.

Der Herr Verfasser der Einsendung möge in dieser Erwiderung keine unfreundliche Polemik gegen seinen Standpunkt erblicken, sondern nur die notwendige Rechtfertigung des meinigen. Die theoretische Entwicklung grundlegender Ideen ist notwendig, weil sie — wenn richtig — die allgemeinen großen Ziele bezeichnet. Aber auch die kritische Erwägung bestehender besonderer Interessenverknüpfungen ist von hohem Werte, da sie die Anstrebung jener großzügigen Ziele vor dem Charakter eines (soziologisch unerlaubten) gewagten Experimentes behütet.

A. Wimmer, Maria-Enzersdorf a. Geb.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Assyriologie für das Alte Testament und unsere Erkenntnis der altorientalischen Kultur.

Von Dr. Ernst Bindl.

In überraschender Weise hat sich gerade in den letzten Jahren das Wort: „Ex oriente lux" bestätigt. Denn dank der von fast allen Seiten, von England, Frankreich, Deutschland und nicht zuletzt von Amerika unternommenen Grabungen, sei es im Niltale oder im Euphrat-Tigrisgebiete wie in Palästina*) oder auf Cypern und Kreta, ist ein ungeahntes Licht über die ältesten Zeiten und Kulturen jener Länder und damit auch über die gleichzeitigen Angaben der Bibel verbreitet worden. Wenn nun auch die Geschichte des Volkes Israel mehrfach mit der Ägyptens**) in Beziehung steht, — so für die Zeit des Aufenthaltes der Patriarchen Abraham und Jakob und dessen Familie und Nachkommen bis herab zu Moses oder für die Regierungsdauer mehrerer ägyptischer Pharaonen wie Sisak, Tharaka, Necho, — so ist doch ohne Zweifel gerade für das Alte Testament ein anderes Land eine noch ergiebigere***) Fundgrube neuer Erkenntnisse gewesen und wird es bleiben: Assyrien wie das südlich davon gelegene Babylonien, kurz das Euphrat-Tigrisgebiet.

Weisen ja doch schon die Namen dieser beiden Paradiesesflüsse in die Uranfänge menschlicher Geschichte überhaupt und spielte sich doch das gerade in den ersten Kapiteln der hl. Schrift so anschaulich geschilderte Leben der ersten Menschen und der Stammväter bis herab zu Noe und Abraham ausschließlich in Mesopotamien, im ältesten Kulturgebiete der Welt, in Babylonien und Assyrien ab. Auch dann, als Abraham, von Gott zum Ahnherrn des Volkes Israel berufen, das Land seiner Väter, die Stadt Ur am mittleren Euphrat, verläßt, nimmt er das Erbe früherer Tage, die Sprache und all

*) Um die Erforschung Palästinas haben sich neuestens auch zwei österreichische Gelehrte (Prof. Sellin und Musil) verdient gemacht. Vergl. auch W. Neumann, Über die neuesten österreichischen Palästinaforschungen. Wien 1905.

**) W. Spiegelberg, Ägyptologische Randglossen zum Alten Testament. Straßburg 1904.

***) Vergl. auch Sellin, Der Ertrag der Ausgrabungen im Orient für die Erkenntnis der Entwickung der Religion Israels, S. 9 und 11; ebenso Joh. Döller in seinem Berichte über die neuesten Ergebnisse der Orientforschung: Bericht über den pädagogischen Kursus in Wien, 1905.

Digitized by Google

die Überlieferungen und religiösen Anschauungen seiner Zeit mit als wohlgehüteten Schatz, als fruchtbaren Keim, der sich in der neuen Heimat, vor allem unter dem Einflusse gottgesandter Männer, aufs herrlichste entwickeln sollte. So weisen also schon die Uranfänge israelitischer Kultur und Religion nach dem benachbarten Osten hin. Und ebenso standen während des ersten vorchristlichen Jahrtausends die beiden Königreiche Juda wie Israel in innigem Handels- und Kulturverkehre, späterhin sogar noch in direkter handelspolitischer Abhängigkeit von Babylon wie Assyrien. Endlich übte zur Zeit, als Nebukadnezar die Stadt Jerusalem zerstört und deren Einwohner ins Exil nach Südmesopotamien abgeführt hatte, gerade Babylons Kultur neuerdings so mannigfache Einflüsse auf die erst nach 70 Jahren zur Gründung einer neuen Gemeinde heimkehrenden Exulanten aus, daß z. B. selbst heute noch jene Namen und jene Art der Monatsbezeichnungen, wie sie damals die Babylonier besaßen, im jüdischen Kalender im Gebrauche sind.

In ausführlicherer Darstellung sollen deshalb im Folgenden die wesentlichsten Punkte, aus denen zunächst die Bedeutung der Assyriologie für das Alte Testament zu ersehen ist, aufgeführt werden, und zwar vor allem für das historische, geographische, ethnographische und religiöse Gebiet. Ein kürzerer zweiter Teil wird dann noch die Frage nach der Bedeutung der Assyriologie für unsere Erkenntnis der altorientalischen Kultur überhaupt behandeln.

Allerdings ist für die Wahrheit der in der hl. Schrift niedergelegten übernatürlichen Glaubenspunkte eine durch die assyriologische Forschung*) erst jetzt in unseren Tagen etwa erfolgende nachträgliche Bestätigung durchaus nicht notwendig. Im Gegenteil, die Grunddogmen unseres christlichen Glaubens, wie vor allem die Existenz eines persönlichen Gottes, die Gottheit Christi und die Stiftung seiner Kirche, haben an sich nicht das mindeste mit der Assyriologie oder mit den erst vor kurzem so heiß umstrittenen Fragen „Babel und Bibel" zu tun. Es war deshalb auch eine höchst bedauernswerte Verirrung des in seinem Fache allerdings allgemein anerkannten Gelehrten Prof. Delitzsch, theologische Schlußfolgerungen aus angeblichen Resultaten zu ziehen, die weit über die Kompetenz des keilschriftlichen Wissensgebietes hinausgehen. Denn das Wirken der Propheten des Alten Testamentes und die Wundertätigkeit Christi, die vor allem seine Gottheit beweist, ist eben ein unleugbares Faktum der Geschichte, wie es ebenso die Existenz der von ihm gestifteten, bis in unsere Zeit fortlebenden Kirche ist.

Doch da hinwiederum die als inspiriert zu betrachtende hl. Schrift kein bloßes Handbuch der Dogmatik und Moral ist, sondern auch rein geschichtliche, geographische, ethnographische und literärgeschichtliche Texte enthält, so ist allerdings zunächst schon für diese Punkte eine Vergleichung mit ähnlichen Angaben anderer wissenschaftlicher Quellen und Urkunden, in unserem Falle also eine Gegenüberstellung und Betrachtung solcher biblischer und assyriologischer Themata möglich. Ja

*) Zur Geschichte solcher Ausgrabungen vergleiche: H. V. Hilprecht, Explorations in Bible Lands during the 19th century. — Edinburgh 1903.

Digitized by Google

gerade wegen des Umstandes, daß jenes Buch, das nicht nur hinsichtlich seines dogmatischen wie moralischen Inhaltes, sondern gemäß der Lehre des Tridentinischen und Vatikanischen Konzils auch für seinen geschichtlichen Teil als inspiriert zu betrachten ist, also auch bei jenen rein historischen und literärgeschichtlichen Angaben in seinem ursprünglichen Texte keinerlei fehlerhafte Angabe enthalten darf, ergibt sich bei den gegenwärtigen Angriffen der Gegner die dringendste Pflicht für alle jene, welche zur Verteidigung der Göttlichkeit der hl. Schriften berufen sind, derartige Parallelen auch aus dem Wissensgebiete der Assyriologie zu untersuchen. Hiebei darf man aber nicht mit scheinbar vornehmer, keinerlei besondere Kenntnisse erfordernden prinzipiellen Ablehnung der nunmehr wissenschaftlich sicheren Resultate der allerdings noch jungen und deshalb in einigen Punkten noch verbesserungsfähigen Disziplin der Assyriologie einfach diesen oft schwierigen Fragen aus dem Wege gehen, sondern auch hier gilt es vor allem, den Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Dankbarst soll es vielmehr begrüßt werden, daß gewiß mit Gottes Zulassung gerade erst in unseren Tagen hochentwickelter Blüte der Wissenschaften nach jahrtausendlangem Schlummer jene altehrwürdigen Gestalten, wie die Zeitgenossen eines Abraham, ja noch ältere, bis ins dritte und vierte Jahrtausend gehörige Persönlichkeiten in jenen ältesten, vorisraelitischen Kulturländern dank der Wiederauffindung der von jenen einst geschaffenen Werke, gleichsam als Herolde jener ältesten Zeiten der Menschheit, aus dem bisherigen Dunkel altmesopotamischer Schutthügel an das helle Tageslicht getreten sind. Ja, wahrlich nicht gering ist denn auch schon die Menge neuer Erkenntnisse oder noch genauerer Beleuchtung wie ergänzender Aufklärung, die sich für manche biblische Berichte von jenen Zeiten und Verhältnissen gerade aus diesen nunmehr wiedergefundenen Originalurkunden ergeben, die oft um mehrere Jahrhunderte, selbst Jahrtausende hinsichtlich des Alters der Abfassung die biblischen Angaben überragen. Und wer sollte vor allem, — da uns ja auch die hl. Schrift mit besonderem Nachdruck darauf hinweist, daß der Stammvater Israels, daß Abraham gerade einer babylonischen Stadt, aus Ur der Chaldäer, entstammt, und da sie uns sogar für die vorhergehende Zeit, für die im Lande Babylonien lebenden Urväter bis hinauf zu Adam, bereits mancherlei rein geschichtliche Notizen in den ersten Genesiskapiteln überliefert hat, — auch all die neueren, jene ältesten biblischen Angaben so vielfach bestätigenden und ergänzenden assyriologischen Funde nicht mit größter Freude begrüßen?

Überblicken wir nun die Ergebnisse der assyriologischen Forschung, die sich bereits seit dem Jahre 1820, wo der Engländer J. C. Rich als erster die Ruinen der berühmten Hauptstadt Assyriens, Ninives, entdeckte, bis herab in die jüngste Gegenwart erzielen ließen, so ist vom geschichtlichen Standpunkte aus vor allem die erst vor wenigen Jahren in unwiderleglicher Weise möglich gewordene Beweisführung für die Gleichzeitigkeit Abrahams mit dem babylonischen König Hammurabi zu nennen. Denn mit dem Nachweis einer solchen Gleichzeitigkeit Abrahams mit einem bestimmten babylonischen Herrscher ist ein fester Anhaltspunkt gewonnen, um die ganze chronologische Kette der israelitischen Jahresangaben, die unter einander aufs engste zusammenhängen, bereits für das dritte Jahrtausend mit der außerbiblischen, speziell der babylonisch-assyrischen Geschichte in die geeignete Beziehung zu

Digitized by Google

bringen. Diesen glücklichen Umstand verdanken wir zunächst dem berühmtesten Abschnitt des ersten Buches Moses', nämlich dem Genesiskapitel XIV. Hier sind uns in einzigartiger Weise geschichtliche Angaben über einen Kriegszug babylonischer Herrscher nach Palästina, sodann über die hierbei erfolgte Gefangennahme des Lot, des Vetters Abrahams, und über die glückliche Befreiung Lots dank Abrahams erfolgreichem nächtlichen Angriff auf die Nachhut des babylonischen Heeres erhalten geblieben. Dadurch nun, daß uns die Ausgrabungen der Neunziger-Jahre eine größere Anzahl von Texten dieser bis nach Palästina vorgedrungenen Herrscher brachten und wir in der glücklichen Lage waren, auf Grund dieser assyriologischen Funde auch die Lebenszeit dieser Fürsten sogar für die einzelnen Jahre festzusetzen, kann jetzt übereinstimmend mit den beiden Quellen, der biblischen und assyriologischen Chronologie, die genaue Zahl der Jahre angegeben werden, innerhalb welcher der Stammvater Israels, Abraham, gelebt hat, nämlich das Jahr 2157 bis 1982 v. Chr. Auch kann sogar jener soeben erwähnte Kriegszug der babylonischen Fürsten, worunter neben den beiden Elamiten Kedorlaomer und Ariok auch der bereits genannte Hammurabi, der in der Bibel mit seinem volleren Namen Amraphel bezeichnete König von Babylon war, nunmehr annähernd festgelegt werden: er kann nur wenige Jahre vor dem 33. Jahre des Hammurabi, also kurz vor 2098 stattgefunden haben*).

Somit haben wir für den Beginn der eigentlichen Geschichte des Volkes Israel, also für die Zeit Abrahams und dadurch auch für die nachabrahamischen Ereignisse, wie sie uns in ununterbrochener Reihenfolge die Bibel angibt, einen festen chronologischen Stützpunkt, den wir gerade aber erst der letzten Periode assyriologischer Ausgrabungen und Studien verdanken.

Eigentümlicherweise lassen sich jedoch jene Zahlenangaben, welche die hl. Schrift für die Zeit vor Abraham, also für die Periode der Urväter bis Adam, nennt, bis jetzt noch nicht mit ähnlichen geschichtlichen Texten aus dem Keilschriftengebiete vergleichen. Denn von den vielen, vielleicht sogar bis ins fünfte Jahrtausend schon hinaufreichenden assyriologischen Fundgegenständen dieser ältesten Zeit enthält keiner einen Namen, der jetzt schon einen Anhaltspunkt für die uns in der Bibel erhaltene vorabrahamische Chronologie böte. Ebenso ist auch jenes zwar in beiden Literaturen ausführlich geschilderte Ereignis der „Sündflut" gerade nach keilschriftlichen Quellen noch nicht sicher für einen ganz bestimmten Zeitpunkt festzulegen. Ja selbst nach den vorliegenden biblischen Texten ist keine einheitliche Jahresangabe hiefür erhalten. Denn zufolge den im hebräischen Wortlaute stehenden biblischen Zahlen hätte die große Flut 283 Jahre vor Abraham, also 2157 + 283 = 2440 v. Chr. stattgefunden, während die beiden übrigen Rezensionen des biblischen Textes, die griechische und samaritanische, sie 1172 bezw. 932 Jahre vor Abraham, also in das Jahr 3329 bezw. 3090 v. Chr., zurückdatieren.

Was nun die biblischen Berichte für die Zeit der Urväter betrifft, so ist uns auch hier im biblischen Text keine einheitliche Zahl erhalten. Ausgehend

*) Vergl. meinen Aufsatz in den Akten des Münchener Kongresses kath. Gelehrten 1901, S. 375 und ebenso meine Abhandlung: Die Datenliste der ersten Dynastie von Babylon in den Beiträgen zur Assyriologie, IV. Bd., Leipzig 1901, ferner Joh. Nickel, Genesis und Keilschriftforschung. Freiburg 1903, S. 226.

Digitized by Google

von dem Ereignis der Flut setzt der hebräische Text den Beginn der Urzeit, d. h. die Erschaffung Adams, auf 4096 (= 2440 + 1656) v. Chr. an. Eine noch höhere Zahl hat hier die griechische Übersetzung überliefert, nämlich 5571 (= 3329 als Jahr der Flut + 2242 als Zeit von Adam bis Noe), während der samaritanische Text die mittlere Zahl 4397 (= 3090 + 1307) bietet. Ebenso lassen auch hier assyriologische Funde noch keinerlei endgiltige Entscheidung zu, da hier sogar jeglicher Fund überhaupt fehlt und die mythischen Zahlenangaben bei dem uns auch nur fragmentarisch erhaltenen griechischen Schriftsteller Berosus mit den vielen Tausenden von Jahren auf einem willkürlich angenommenen Schema beruhen.*)

Doch wenn auch die geschichtliche Gleichzeitigkeit der biblischen Urväter mit den von Berosus bereits überlieferten sogenannten zehn babylonischen Urkönigen noch nicht feststeht, so kann doch jetzt schon bei einigen von ihnen die sachliche Übereinstimmung der Namen nachgewiesen werden. So nennt Berosus nach dem ersten Urkönige Alorus, der also mit Adam gleichzusetzen ist, und nach einem zweiten, dem Alaparus (= Seth) an dritter Stelle den Amelon. Das ist nun beiderseits vollständig übereinstimmend der babylonische Name**) für den biblischen Enos, beide Namen bezeichnen ihn als „Menschen" und zählen den Träger dieses Namens als dritten der Reihe. Ebenso ist auch bei dem folgenden, dem biblischen Kainan und dem berosianischen Ammenon, die gleiche Bedeutung der Namen, nämlich „Werkmeister" zu beachten. Überdies ist als noch besonders wichtiges Moment hervorzuheben, daß gerade auch der letzte Urkönig bei Berosus (nach den fünf vorhergehenden babylonischen Namen Amegalarus, Daonus, Edoranchus, Amemphsinus, Otiartes) jenen Namen trägt, der durch zahlreich gefundene Keilschrifttexte bereits als identisch mit dem biblischen Patriarchen der Sündflut, mit Noe, nachgewiesen ist, nämlich die Bezeichnug Xisuthros oder Ut-Napistim. Somit ist schon jetzt mancherlei Material vorhanden, das auch hier für die älteste Zeit, für die vorabrahamische Periode, die hohe Bedeutung der Assyriologie erkennen läßt.

Noch viel bedeutungsvoller sind die sogar in einem fremden Lande, in Ägypten, gewonnenen Ergebnisse der Assyriologie für die kurz auf Abraham folgende Periode, für die Zeit der letzten Patriarchen bis herab auf Moses und die Jahre der Einwanderung des Volkes Israel in Palästina. Denn in dem nordöstlich von Theben am mittleren Nil gelegenen Hügel Tell El-Amarna, der einstigen Stätte des Königspalastes des Pharao Amenophis IV., entdeckte man im Jahre 1888 gegen dreihundert Keilschrifttäfelchen. Man hatte das Staatsarchiv dieses Königs gefunden und sah hier nun die Originalstücke jener diplomatischen Korrespondenz, welche einst gegen Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr. babylonische, assyrische, mitannische Fürsten und ebenso ägyptische Statthalter Palästinas mit dem Herrscher des Nillandes geführt. Wir erfahren z. B. hieraus, daß es schon damals eine Stadt

*) Vergl. meinen „Cyrus" in den Kirchheim'schen Monographien zur Weltgeschichte S. 11 f.

**) Hommel, Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament. Berlin 1903, S. 26.

Digitized by Google

Uru-Salim (d. h. Stadt des Friedens) in Palästina gab, die uns in der späteren, daraus entstandenen Namensform Jerusalem bekanntere Stätte, welche späterhin die Hauptstadt des israelitischen Staates werden sollte. Außerdem können wir dem Inhalte dieser Keilschrifttexte entnehmen, daß schon damals eine hochstehende Kultur, die gerade großenteils von Babylonien*) her beeinflußt wurde, in jenem später dem israelitischen Volke als Wohnsitz bestimmten Lande vorhanden war. Auf Grund dieses assyriologischen Fundes vor allem kann nun auch fernerhin selbst die früheste Periode des Volkes Israel, die Richterzeit, kulturell nicht mehr so gering eingeschätzt werden, wie es manche Gegner bisher taten. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß sich in diesen Amarna-Briefen eine direkte Bezugnahme auf die Einwanderung der Hebräer in Palästina in dem öfters darin vorkommenden Worte „Chabiri" findet. Wie ich in dem schon erwähnten Buche „Cyrus" (S. 39 ff.) des näheren ausgeführt, kann man gerade aus diesem Umstande im Zusammenhang mit entsprechenden ägyptischen Texten und biblischen Angaben die Zeit des sogenannten Exodus für das Jahr 1437 und die Einwanderung der Hebräer in Palästina selbst für 1397 v. Chr. berechnen.

Verfolgen wir nun die weitere Geschichte Israels, so gewinnt hiebei diese assyriologische Disziplin sogar eine noch größere Bedeutung, da sich für die Folgezeit, für die Periode der Könige von Juda und Israel,*) die Beziehungen zwischen Palästina und Assyrien wie Babylonien noch enger gestalten. Allerdings wissen uns bis jetzt die Keilinschriften noch nichts von der Größe und Pracht der Reiche eines David und Salomon zu erzählen. Doch schon wenige Jahre später bietet eine höchst wichtige geschichtliche Ergänzung zu dem Berichte der Bibel über König Achab von Israel (3. Kön. 16, 29 ff.) eine Inschrift des gleichzeitigen Königs von Assyrien, Salmanassars II. (reg. 859—825). Dieser in Schraders keilinschriftlicher Bibliothek Bd. I., S. 172 im deutschen Wortlaute veröffentlichten Stelle kann man entnehmen, daß — was der biblische Text uns hier nicht ausführlich überliefert hat — auch König Achab sich am Kampfe des Fürsten Irchulini von Hamath beteiligt hat, daß aber auch er von dem Assyrerkönig im Jahre 854 bei Karkar besiegt wurde. Auch der wenige Jahre später von Achabs Nachfolger, dem israelitischen König Jehu, im Jahre 842 an eben diesen Salmanassar geleistete Tribut ist in der Erzählung der Bibel nicht erwähnt worden, was eben deshalb zu erklären ist, weil bekanntlich jene Angaben in den Königsbüchern der hl. Schrift nur Auszüge aus den vollständigen, damals noch vorhandenen Tagebüchern der betreffenden Herrscher Judas wie Israels sein wollen (vergl. z. B. die Bemerkung zu 3. Kön. 16, 27).

*) Daß gerade die babylonische Schrift damals in ganz Palästina heimisch war, bestätigen neben der im Süden bei der Ausgrabung von Lachisch 1889 gefundenen Keilschrifttafel auch die im Norden Palästinas, in Ta'annek, von Sellin gemachten Funde. Vergl. Fr. Hrozný, Die neugefundenen Keilschrifttexte von Ta'annek. (Denkschriften der kaiserl. Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-hist. Kl. Bd. LII, III. Abt.) Wien 1905. — Vergl. auch Rieber in der „Kultur" IV, 166.

**) Vergl. auch Erasmus Nagl, Die nachdavidische Königsgeschichte Israels. Wien 1905, und H. Zschokke, Historia sacra Antiqui Testamenti. 5. Vindobonae 1903.

Digitized by Google

Und gerade bei dieser Bibelstelle ist hervorzuheben, daß wir die einzige Darstellung, die uns von einem Könige Israels überhaupt erhalten ist, einem assyrischen Monumente, dem sogenannten schwarzen Obelisken,*) entnehmen können. Hier ist auf einem ganz anschaulichen Relief der König Jehu**) von Israel dargestellt, wie er zum Zeichen der Huldigung vor dem assyrischen Großherrn den Boden küßt. Übereinstimmend mit diesem Bilde müssen wir uns wohl auch die Tributleistung vorstellen, von der beide Quellen, die Bibel in 4. Kön. 15, 19 und des Tiglathpileser keilschriftliche Annalen***), berichten, nämlich die des fünften Nachfolgers jenes Jehu, des Königs Menachem von Israel.

Fernerhin ist eine Stelle der hl. Schrift, die bislang wegen der Nennung eines Assyrerkönigs namens Phul in v. 19 und eines ebensolchen Königs mit dem Namen Tiglathpileser in v. 29 ebendieses Kapitels des 4. Königsbuches der Erklärung manche Schwierigkeiten bot, dank eines assyrischen Fundes, nämlich der babylonischen Königsliste, völlig klar geworden. Denn hiedurch†) wird uns bestätigt, daß dieser 745—727 regierende Assyrerkönig statt seines früheren Namens Pulu (bibl. Phul), wie er ihn für die Jahre 728—727 gerade in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als König von Babylon trug, als Herrscher in Assyrien einen anderen Namen, und zwar den eines Tiglathpileser III. führte.

Auch der folgende Bibelvers 4 Kön. 15, 30 hat bereits seine schönste keilschriftliche Bestätigung gefunden. Denn der ebenda als Nachfolger des Phakee genannte König Osee von Israel wird auch in Tiglathpilesers Annalen††) ausdrücklich als dessen Vasall bezeichnet mit den Worten: „Pekach (jenen Phakee), ihren König, tötete ich, den Osee bestellte ich zur Herrschaft über sie." Und im Einklang mit 4. Kön. 16, 7 berichtet uns weiterhin dieser Assyrerkönig in der Inschrift von Nimrud,†††) daß ihm, als er nach glücklichen Siegen im Lande Israel einzog, auch der damalige König Achaz von Juda Tribut senden ließ.

Betreffs der Eroberung Samariens im Jahre 722, also im 9. Jahre dieses von Tiglathpileser eingesetzten, aber immer wieder von Assyrien abtrünnig gewordenen Osee, meldet uns nun die Bibel in 4. Kön. 17, 3 von einem Heranzuge der Assyrer unter König Salmanassar IV. (726—722) und in v. 6 desselben Kapitels von der Eroberung dieser Stadt, ohne jedoch einen bestimmten assyrischen König als ihren Eroberer zu bezeichnen. In scheinbarem Widerspruch damit nennen die assyrischen Quellen den König Sargon und nicht den Salmanassar als den Eroberer Samariens. Doch da erst nach einer dreijährigen, allerdings von jenem Salmanassar begonnenen Belagerung, am Beginn der Regierung eines neuen assyrischen Herrschers, eben dieses Sargon (721/2—705), die endgiltige Eroberung Samariens

*) Eine Abbildung hievon siehe in „Cyrus", S. 66 ff.
**) Schraders K. B. I. S. 150 und S. 140 Anm.
***) Schraders K. B. II. S. 30, 50.
†) K. B. II. S. 290.
††) K. B. II. S. 32, 28.
†††) K. B. II. S. 20, 61.

Digitized by Google

durchgeführt war und auch erst von diesem König der Rest der Bevölkerung Israels in die Verbannung fortgeführt wurde, so ist es ganz erklärlich, daß sich gerade erst Sargon in mehreren seiner Inschriften*) dieses Erfolges rühmt. Und gerade als eine höchst dankenswerte Beleuchtung und Ergänzung jener einen biblischen Stelle, in welcher dieses machtvollen assyrischen Herrschers Erwähnung getan wird, nämlich beim Propheten Isaias 20, 1, der eine seiner Prophezeiungen mit den Worten datiert: „Im Jahre, da gekommen war der Tharthan nach Azot, da ihn entsendet Sargon", hat uns Sargon einen gleichfalls höchst ausführlichen Bericht über die Entsendung und die Ruhmestaten dieses seines obersten Feldherrn im fernen Palästina in einer weiteren Inschrift, der sogenannten Prunkinschrift,**) hinterlassen.

Auch für die Regierung des folgenden assyrischen Großkönigs, des Senacherib (704—681) besitzen wir höchst wertvolle Doppelberichte in Bibel und Keilinschriften. So wird in 4. Kön. 18, 13—16 von der Tributleistung des Ezechias, des Königs von Juda, an Assyrien erzählt. Ebenso ersehen wir aus Senacheribs eigenen Inschriften, daß, wie uns auch die Bibel angibt, das assyrische Hauptquartier in Lachisch***) war und dorthin auch König Ezechias den genannten Tribut sandte, in der Hoffnung, die bereits begonnene Belagerung Jerusalems dadurch abzuwenden.

Hier soll nun hervorgehoben werden, daß auch umgekehrt manchmal gerade die Darstellung des Alten Testamentes von hohem Werte für die richtige Deutung assyrischer Texte ist, ja mehrmals gerade die Bibel einen ergänzenden Bericht zur orientalischen Geschichte enthält.

In dieser Weise bilden auch die folgenden Zeilen dieses Kapitels der hl. Schrift (4. Kön. 18,17 — 19,37) eine willkommene Ergänzung zu den bis jetzt vorgefundenen Keilschriftquellen aus Senacheribs Zeit, nämlich die einzige etwas ausführlichere Angabe über den letzten Abschnitt seiner Regierung. Denn hier, in der Bibel, allein erfahren wir etwas von dem wohl gegen Ende des Jahres 684 erfolgten abermaligen Zuge des Assyrerkönigs gegen Palästina. In dramatisch gehaltener Schilderung führt uns der Bibeltext das abermalige Erscheinen eines wiederum vom assyrischen Lager bei Lachisch abgesandten obersten Befehlshabers des Senacherib und seine sogar in „jüdischer" Sprache an die Bewohner Jerusalems gehaltene Anrede vor. Schon war die Stadt bereit, dem Feinde die Tore zu öffnen, als vor allem die prophetischen Worte des gottgesandten Isaias, der im Namen Jahves erklärte: „Nicht soll der Assyrer in diese Stadt kommen", den jüdischen König zum erfolgreichen Widerstand gegen das assyrische Heer ermutigten.

Und wie uns eben die biblische Darstellung weiter mitteilt (c. 18, 35), kam „in derselben Nacht des Herrn Engel und erschlug im Lager der Assyrer 185.000 Mann". Die Folge aber dieses außerordentlichen Ereignisses — wobei, im Einklang mit der selbst beim griechischen Schriftsteller

*) K. B. II. S. 54, 23 wie S. 35 Anm.

**) K. B. II. S. 64, 90.

***) Eine in diese Zeit gehörige Darstellung von Tribut bringenden Juden ist uns auch in einem assyrischen Relief erhalten, vergl. Abb. in „Cyrus", S. 80

Digitized by Google

Herodot II, 141 noch erhaltenen Überlieferung, Senacheribs Heer wäre von einem Schwarm Feldmäuse überfallen worden, an einen jähen, durch diese gefährlichen Pestträger veranlaßten Ausbruch solch einer verheerenden Erkrankung im assyrischen Lager zu denken ist, — war die Befreiung Jerusalems aus Kriegsgefahr und der schleunige Abzug der Assyrer. Doch kaum war Senacherib nach Ninive zurückgekehrt, so wurde er von zweien seiner Söhne, von Adrammelech und Sarasar, ermordet.

Wohl veranlaßt durch den gleich darauf erfolgten Tod des Senacherib besitzt die keilschriftliche Literatur keinen eigenen ausführlichen Bericht des assyrischen Königs über diesen letzten Zug nach Palästina. Das Einzige, was uns assyrische Quellen über diese letzte Zeit des Senacherib melden, ist eine in der babylonischen Chronik*) erhaltene kurze Notiz: „Am 20. Tage des Monates Tebet des Jahres 681 tötete den Senacherib, den König von Assyrien, sein Sohn im Aufruhr."

Desgleichen ergänzen sich Bibel und Keilinschriften auch bei der in 2. Chr. 33, 11 erwähnten zeitweiligen Deportation des Königs Manasse von Jerusalem. Es heißt ebenda: „Manasses verführte ganz Juda und die Bewohner Jerusalems zum Abfall von Gott; dafür ließ Gott kommen über sie die Heerführer des Königs der Assyrer, und sie nahmen Manasses gefangen und brachten ihn in Ketten und Banden nach Babylon." Bislang glaubte man an der Richtigkeit dieser Bibelstelle zweifeln zu dürfen, weil hier nicht die eigentliche Hauptstadt der Assyrer, Ninive, sondern die erst später wieder, unter der neubabylonischen Dynastie, zum Herrschersitz erhobene Stadt Babylon genannt sei. Doch wissen wir nunmehr aus einer assyrischen Inschrift des Asurbanipal, daß damals auch sogar der ägyptische König Necho I. von Asurbanipals Vater Asarhaddon nicht nach Ninive, sondern gerade nach Babylon, wo jener assyrische Herrscher mit Vorliebe weilte, in Ketten und Banden**) gefangen gebracht worden war, daß aber später auch diesen, wohl wie jenen Manasses, der mildgesinnte Asurbanipal wieder in die Heimat zurückkehren ließ. Desgleichen diente eine andre, auch aus Asurbanipals Zeit stammende assyrische Inschrift zur Bestätigung und noch besseren Erklärung der nur gelegentlich beim Propheten Nahum 3, 8 angedeuteten Zerstörung Thebens, der Hauptstadt Ägyptens, da ihr zufolge dies Ereignis im Jahre 661 stattfand, als Asurbanipal im Kampfe gegen den Pharao Tandamane bis weit hinein ins Nilland vordrang.

Daß weiterhin auch für den Schluß dieser assyrischen Periode die bislang gefundenen keilschriftlichen Berichte über die im Jahre 607 erfolgte Zerstörung Ninives, sodann über das Emporkommen und Wachsen des neubabylonischen Reiches unter Nabopolassar und Nebukadnezar***) manche, für die entsprechenden biblischen Angaben — so hatte der Prophet Sophonias 2, 13

*) K. B. II. S. 280.

**) Vergl. die in die gleiche Zeit gehörige Darstellung der Gefangennahme des Pharao Tharaka in „Cyrus", S. 83.

***) Daß man wohl auch durch einen neuen Fund auf dem Keilschriftgebiete die endgiltige Lösung des Belsazer-Problems erwarten darf, habe ich in „Cyrus", S. 93, und im „Kirchlichen Handlexikon", Artikel Baltassar, ausgeführt.

Digitized by Google

bereits den Fall Ninives vorausgesagt — sehr wertvolle bestätigende Ergänzungen gebracht haben, soll hier gleichfalls noch hervorgehoben werden.

Man kann jedoch durch den Hinweis auf die bereits auf geschichtlichem Boden erfolgte Klärung biblischer Fragen und Probleme dank unserer Funde in Mesopotamien die Bedeutung der Assyriologie nicht bloß für das Alte Testament erweisen, das Gleiche trifft auch bereits bei dem geographischen und ethnographischen Gebiete zu.

So ist beispielsweise eine der wichtigsten geographischen Fragen die nach der Lage jener vier ältesten Städte, die in der Genesis 10, 10 genannt werden. Dort heißt es nämlich von Nimrod, dem Sohne des Chus: „Der Anfang seines Königtums war Babylon und Arach, Achad und Chalanne im Lande Sennaar". Wie nun die Ausgrabungen gerade im mittleren Babylonien schon seit längerem bewiesen haben, sind nunmehr auch alle diese vier Ruinenstätten wieder aufgefunden worden. Babylons Lage war allerdings wegen der Großartigkeit seiner Ruinenmassen alle Jahrhunderte hindurch bekannt geblieben. Doch die anderen Punkte mußten neuerdings erst wieder entdeckt werden. So fand man nun Arach wieder in dem heutigen Ruinenhügel Warka, nächst dem unteren Euphrat, während man Achad mit Recht wohl dem am mittleren Euphrat gelegenen Agade, der Residenzstadt der altsemitischen Könige Naram-Sin und Sargon, gleichsetzt, und Chalanne endlich als identisch mit der von den Amerikanern im Ruinenhügel Nuffar ausgegrabenen Belstadt betrachtet. Und daß die Stätte, welche die Heimat Abrahams ist, Ur der Chaldäer, in dem Ruinenhügel Muqajjar zu suchen sei, ist zwar längst allgemein bekannt, leider aber hat noch keine systematische Grabung die Schätze, die auch hier für die richtige Erklärung der hl. Schrift und besonders für die Erkenntnis des Kulturzustandes zur Zeit Abrahams zu gewinnen wären, gehoben.

Für das im nächsten Bibelvers des 10. Kapitels (10, 11) erwähnte Assur ist erst in jüngster Zeit ein besonders wichtiger Fund gemacht worden. Denn zu Susa, der Hauptstadt Persiens, wurde vor kurzem der berühmte Dioritblock mit dem Hammurabi-Kodex ausgegraben, und hier ist auch, also bereits für die Jahre um 2100 v. Chr., von der schon damals bestehenden Stadt Assur die Rede. Hoffentlich werden die erst seit wenigen Jahren auf der Ruinenstätte zu Assur begonnenen Arbeiten der Deutschen Orientgesellschaft auch Texte aus jener ältesten Periode zutage bringen, in welche uns jener soeben genannte Bibelvers versetzt.

Auf die große Anzahl weiterer geographischer Fragen aus den folgenden Büchern der hl. Schrift, besonders aus dem 3. und 4. Buche der Könige,*) bei deren Lösung die Bibel und Keilinschriften sich gegenseitig ergänzen, kann ich hier nicht weiter eingehen. Ich möchte nur auf die Stelle 4. Kön. 17, 24—30 aufmerksam machen. Denn hier wird berichtet, daß der König Sargon an Stelle der Israeliten, welche er nach dem Falle Samariens im Jahre 722 nach Assyrien, und zwar nach Hala und Habor, und an den

*) Eine zusammenhängende Bearbeitung dieser Texte siehe in den Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft, 9. Bd.: Joh. Döller, Geographische und ethnographische Studien zum 3. und 4. Buche der Könige. Wien 1904.

Digitized by Google

Fluß Gozan wie in die Städte der Meder fortführen ließ, Leute aus Babylon und Kutha, aus Avah und Emath wie aus Sepharvaim (= Sippar) im Lande Israel ansiedelte. Und wenn außerdem in v. 17, 30 mitgeteilt wird, daß die Leute aus Kutha den Gott Nergel als ihren Stadtgott verehrten, so hat uns all das die Assyriologie bestens bestätigt, indem wir zunächst jenen Gott dem bekannten babylonischen Gott Nergal und die Stadt Kutha mit der etwa 15 Stunden südwestlich von Babylon gelegenen Ruinenstätte Ibrahim, der einstigen Stadt dieses Namens, gleichsetzen dürfen.

Und endlich ist für die Zeit des Exils erst vor wenigen Jahren durch die jüngsten Grabungen der Amerikaner unter Hilprecht nachgewiesen, daß tatsächlich die Exulanten, wie die Bibel berichtet, nach Jerusalems Fall im südlichen Babylonien eine Heimat fanden.

Dort, in nächster Nähe von Chalanne, dem heutigen Nuffar, wirkte der Prophet Ezechiel zum Troste der gefangenen Juden, hier sah er den Himmel sich öffnen und schaute die Gesichte Gottes. Denn der von Ezechiel 1, 1 genannte Fluß Chobar war der Stadtkanal von Chalanne und hieß auch damals mit seinem babylonischen Namen Kabaru = „großer" Kanal. Ja eine Menge Keilschrifttexte dieser und der folgenden Jahre unter der Perserherrschaft, die hier in Nuffar gefunden worden sind, so vor allem die von Hilprecht veröffentlichten Geschäftsurkunden der Kaufmanns- und Bankiersfirma „Muraschu und Söhne", enthalten eine große Anzahl jüdischer Eigennamen, sogar mit der speziellen Gottesbezeichnung Jahve, und sind so der beste Beleg für die Richtigkeit der biblischen Berichte von dem Aufenthalte der exulierten jüdischen Familien in Südbabylonien.

Neben den geographischen kommen hier auch die ethnographischen Fragen besonders in Betracht.

Die Hauptstelle ist hiefür bekanntlich die sogenannte Völkertafel in Genesis c. 10. Moses hat dort die Geschlechterfolgen der Söhne Noes, der Nachkommen des Sem, Cham und Japhet, soweit sie eben bis in seine Zeit herab, also während eines Zeitraumes von mehr als tausend Jahren sich überliefert hatten, zusammengestellt. Er tat dies nach zwei Gesichtspunkten, zunächst nach dem ethnographischen, d. h. nach den damals noch bekannten ehemaligen Verwandtschaftsbeziehungen der einzelnen Völker, die sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte oftmals änderten, da manche Völker und Stämme ihre Wohnsitze wechselten und sich mit anderen Nationen vermischten. Der zweite Gesichtspunkt war der rein geographische, indem Moses fast nur jene Völker und Gebiete in seine Liste aufnahm, die dem damals in Palästina bekannten, mehr oder minder eng begrenzten geographischen Horizonte angehörten. Außerdem bietet uns die Völkertafel infolge unserer bis jetzt noch ziemlich geringen Kenntnis der Völkerbewegungen jener ältesten Zeiten noch mancherlei Rätsel. Doch auch hier hat die Assyriologie schon vielfach mit Erfolg eingesetzt.

So hat man z. B. auch bis in die letzten Jahre es vom Standpunkte unseres bisherigen ethnographischen Wissens aus einfach für unmöglich gehalten, daß man mit der Bibel in Gen. 10, 22 die einstigen Bewohner Elams (des heutigen Persiens) zu den Semiten rechnen dürfe. Nun haben die seit 1898 in Susa von französischer Seite unternommenen Grabungen Inschriften

Digitized by Google

elamitischer Fürsten gebracht, die sogar dem Anfang des dritten vorchristlichen Jahrtausends angehören und in überraschender Weise die Richtigkeit jener biblischen Stelle beweisen. Denn im Gegensatz zu den schon vorher aufgefundenen Texten elamitischer Herrscher, der sogenannten anzanitischen Periode, also der Zeit etwa vom 18. Jahrhundert abwärts, ließen gerade die ältesten Gebieter Elams, wenn auch ihre Namen selbst keinen semitischen Charakter zeigen, doch ihre Inschriften in semitischer Sprache abfassen. Es war also damals sicher das semitische Element in überwiegender Anzahl in der Landesbevölkerung vertreten. Somit hat auch Moses, obgleich tatsächlich zu seiner Zeit sich die Verhältnisse in Elam bereits zu Ungunsten der semitischen Sprache verschoben haben, mit Recht auf Grund der ihm wohl durch Tradition, sei es mündliche oder schriftliche, überkommenen Nachrichten von einer vormosaischen überwiegend semitischen Bevölkerung das ganze Elam unter die Nachkommen des Sem eingereiht.

Doch da Moses andererseits in seiner Völkerliste die damals lebenden Völker, soweit sie für die beschränkte geographische Kunde Palästinas erreichbar waren, aufführen wollte, so wird es uns nicht überraschen, durch die Forschungsergebnisse unserer Tage neue Völker aus jenen Tagen, nicht nur in Europa oder Afrika, sondern selbst in Mesopotamien zu finden, die in der Genesisliste nicht erwähnt sind. So ist vor allem aber aus historischen Gründen, da der Werdegang ihrer Kultur längst vor Moses, ja selbst vor Noe lag, auch jenes Volk Mesopotamiens, dem wir zuerst am Anfang der Geschichte begegnen, das sumerische Volk,*) in jener Liste, die eben nur die Nachkommen Sems, Chams und Japhets berücksichtigen will, nicht angeführt.

Daß aber gerade die in der Bibel für jene Zeit schon genannten Bevölkerungen Babyloniens, Assyriens, Palästinas und Ägyptens durch die Ausgrabungen unserer Tage auch nach ihrer ethnographischen und kulturgeschichtlichen Seite eine neue, ganz wahrheitsgetreue Beleuchtung erfahren, braucht im Rahmen dieses Aufsatzes nicht noch einzeln dargelegt zu werden. Wenn also z. B. im Buche Josue 7, 21 davon die Rede ist, daß bei der Einnahme Jerichos trotz des strengen Verbotes Achan, der Sohn des Charmi, sich doch als Beutestück einen „babylonischen Mantel" angeeignet habe, so ist das für uns zunächst nur eine Bestätigung der neugewonnenen Kenntnis von dem damals bis nach Ägypten hin sich erstreckenden Einflusse der babylonischen Kultur, wie wir auch andererseits uns leichter erklären können, wie jener Achan infolge der besonderen Pracht dieses Mantelstückes sich zur Übertretung des Gebotes verleiten lassen konnte: die neugefundenen Reliefs**) zeigen uns ja die wunderbare Ausführung z. B. des Königsornates eines Hammurabi oder eines Tiglathpileser und anderer Fürsten oder Vornehmen Mesopotamiens und speziell Babyloniens selbst schon lange vor Josues Zeit. Ebenso gestatten uns die bereits sehr zahlreich vorgefundenen Darstellungen vom Kriegsleben jener Tage, so vor allem die in meisterhafter Naturtreue wiedergegebenen Bilder aus den Kämpfen der Assyrer, uns lebhaft hineinzudenken in die Stimmung der Bevölkerung Israels, wenn im Namen Gottes

*) Vergl. die Ausführungen des zweiten Teils, S. 272 ff.

**) Vergl. auch die entsprechenden Bilder in „Cyrus".

Digitized by Google

der Prophet Isaias 5, 26 als Strafe für den Abfall des auserwählten Volkes das baldige Herannahen eines assyrischen Heeres androhen muß.

So also dienen die Funde und Resultate der Assyriologie zur besseren Beleuchtung und höchst willkommenen Bestätigung biblischer Angaben auf dem geschichtlichen, geographischen und ethnographischen Gebiete altorientalischer Völkerkunde. Doch mehr als diese Frage standen erst vor kurzem in der sogenannten Babel-Bibel-Kontroverse die religiösen Probleme im Vordergrund der Untersuchung und vielseitigster Diskussion.

Die von Delitzsch in seinen bekannten zwei Vorträgen aufgestellten Sätze haben eine Menge von Gegenschriften*) und mit Recht meist ablehnender Besprechungen in Zeitschriften, Feuilletons ꝛc. gefunden. Ich möchte hier nicht noch einmal diese ganze Frage behandeln, zu der ich auch in „Cyrus" S. 114 ff. Stellung genommen habe, sondern nur einige für alle diese religionsgeschichtlichen Probleme maßgebende allgemeine Leitsätze aufstellen.

Prinzipiell sind Übereinstimmungen bei gleichartigen Berichten zwischen Keilinschriften und Bibel nicht von vorneherein abzulehnen und es wäre auch dadurch der religiöse Inspirationscharakter der heiligen Schrift an sich durchaus nicht gefährdet. Denn die Bibel selbst hebt an einigen Stellen hervor, daß ihr Inhalt aus anderen Quellen entnommen ist und so beide Texte übereinstimmen: so zitiert sie als Quelle in Num. 21, 14 das „Buch von den Kriegen des Herrn", in Josue 10, 13 das „Buch des Frommen" und in den Königsbüchern wird wiederholt darauf hingewiesen, daß die jeweiligen biblischen Angaben von den Ereignissen während der Regierung der einzelnen Könige Judas wie Israels nur Auszüge aus den größeren Königsannalen, die also keinen inspirierten Charakter hatten, sind.**) Außerdem wird ja auch heutzutage nicht mehr in Abrede gestellt, daß Moses bei Darstellung besonders der vormosaischen Geschichte eine oder die andere schriftliche oder mündliche, durch die Tradition überkommene Quelle benützt hat. Daß nun aber ähnliche Berichte, vor allem über die älteste Zeitperiode von Adam bis Abraham, die sich überdies nur in Mesopotamien abgespielt hat, auch in der Keilschriftliteratur sich finden können, ist an sich nicht verwunderlich, im Gegenteil, schon der Umstand, daß auch die Babylonier irgend eine Kenntnis von diesen ältesten Ereignissen, wie z. B. der Sündflut, besitzen, dient nur als eine weitere Bestätigung des entsprechenden biblischen Berichtes, als weiteres Zeugnis für das tatsächlich einmal eingetretene Faktum. Ja, sollten sich gerade bei dem Flutberichte keinerlei Hinweise auf dieses Ereignis in außerbiblischen Texten finden, so wären sicher die Gegner der hl. Schrift die ersten, welche an der Richtigkeit der biblischen Erzählung zweifeln würden, bezw. könnten. Etwas schwieriger steht die Sache, wenn es sich um die Bestimmung des Grades der Übereinstimmung zwischen alttestamentlichen

*) Von den wichtigsten seien hier genannt: Barth, Babel und israelitisches Religionswesen; Döller, Bibel und Babel oder Babel und Bibel; Hommel, Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament; Jeremias, Im Kampfe um Babel und Bibel; Keil, Zur Babel- und Bibelfrage; Kugler, Babylon und Christentum; Öttli, Der Kampf um Babel und Bibel; Zimmern, Keilinschriften und Bibel.

**) Solche Bemerkungen stehen 3. Kön. 15, 7: Buch der Tagesgeschichte der Könige von Juda, 3. Kön. 16, 20: Buch der Tagesgeschichte der Könige von Israel.

Digitized by Google

und keilschriftlichen Quellenberichten handelt. Hier muß, wie es z. B. jetzt schon bei dem babylonischen Sündflutte*te* der Fall ist, ohneweiters oft zugegeben werden, daß einzelne dieser parallelen, außerbiblischen Überlieferungen in ihrer jetzt schon aufgefundenen Originalurkunde oft bis ins zweite, ja dritte Jahrtausend zurückzudatieren sind, während die biblische Niederschrift durch Moses erst viele Jahrhunderte später erfolgt und so der Zeit nach als jünger zu bezeichnen ist. Trotzdem aber darf man nicht mit Delitzsch ohneweiters davon sprechen, daß „eine ganze Reihe biblischer Erzählungen jetzt auf einmal in reinerer und ursprünglicherer Form aus der Nacht der babylonischen Schatzhügel ans Licht treten". Wer sagt es uns, daß nicht einmal — selbst zugegeben, daß vorerst Delitzsch recht hätte, — ein noch älterer, vielleicht sogar ins vierte Jahrtausend zurückgehender Keilschrifttext gefunden werden kann, der nun in allem den gleichen Inhalt wie die biblische Überlieferung enthält? Denn selbst bei den bis jetzt bekannt gewordenen, von Delitzsch wegen ihrer teilweise abweichenden Form so sehr hervorgehobenen babylonischen Berichten, wie z. B beim Weltschöpfungsepos, kann schon heute nachgewiesen werden, daß ihre jetzige polytheistische Gestalt nicht die ursprüngliche war.*) Und selbst wenn deshalb die Bibel im Wesentlichen, wie etwa bei der Sündflut, mit dem betreffenden Keilschrifttexte übereinstimmen würde, so darf doch weder behauptet werden, daß die hl. Schrift aus babylonischen Mythen schöpfe, noch daß gerade der Keilschrifttext, auch wenn seine Niederschrift lange vor Moses stattfand, nun wegen dieses äußeren Umstandes der reinere und ursprünglichere Bericht sein müsse. Denn es kann nicht oft genug betont werden, daß ja die hl. Schrift selbst mit ihrer Angabe, daß Abraham aus der Stadt Ur der Chaldäer stamme, die beste Verbindung zwischen Babel und Bibel hergestellt hat. Gerade in Abraham müssen wir jenen erblicken, auf dessen Überlieferungen etwaige gemeinsame Berichte zwischen dem Alten Testament und den ältesten keilschriftlichen Quellen zurückzuführen sind. Und wenn umgekehrt beide Erzählungen vom selben Gegenstande in mehreren Punkten abweichen sollten, so wird zunächst niemand daran zweifeln dürfen, daß beiden Texten ein bestimmtes historisches Ereignis zugrunde liegen muß. Und dann erst entsteht die Frage, welche von beiden Überlieferungen dem ursprünglichen Sachverhalt am nächsten kommt. Daß aber die erst durch Moses erfolgte Niederschrift uns doch einen Text erhalten hätte, der dank der Traditionen aus Abrahams und der anderen Patriarchen Zeiten der reinere und ursprünglichere ist, kann von niemand geleugnet werden.

Es wäre also vielmehr ein Gebot wahrer Wissenschaftlichkeit, zuerst den Nachweis zu liefern, daß die Ausgrabungen in Mesopotamien, selbst wenn sie bereits in alle ältesten Schichten hinabgeführt wären, niemals mehr Texte zutage fördern können, die den biblischen irgendwie entsprechen; erst dann könnte ein Delitzsch — wohl erst nach vielen, vielen Jahren — sein jetzt schon ausgesprochenes Urteil abgeben. Solange aber dies nicht geschehen ist — und meinem Urteile nach kann es, abgesehen von theologischen Gründen, auch niemals im Sinne Delitzsch' ausfallen —, so lange steht die Priorität

*) Vergleiche auch „Cyrus", S. 113 ff.

Digitized by Google

und Originalität bei demjenigen Berichte, der durch seine innere Einfachheit und Erhabenheit, also hier durch seine noch nicht vielgestaltete, sondern monotheistische Form, weit über die polytheistischen Zerrbilder jetzt schon nachweisbarer späterer babylonischer Umbildungen zu stellen ist.

Auf Grund dieser Prinzipien und Tatsachen kann man ruhig den Einzelergebnissen der Assyriologie entgegensehen, und sollte man gegnerischerseits glauben, jeweils einen Fund für sich und seine Anschauungen deuten zu können, so dürfen wir auch dann nicht einfach durch ein Ignorieren dieses angeblichen Fundes und eventuelle Ächtung der ganzen assyriologischen Wissenschaft uns den angeblichen Schwierigkeiten entziehen, sondern hier hat dann auch auf unserer Seite gleiches wissenschaftliches Forschen einzusetzen und aufzuklären. Was scheinbar gegen die Bibel sprach, wird sich gewiß durch noch eingehenderes Studium in das Gegenteil verwandeln.

Doch abgesehen von diesem an und für sich höchst berechtigten Interesse, das theologische Kreise an der jungen Disziplin der Assyriologie gerade wegen der geschilderten hohen Bedeutung dieser Studien für das Alte Testament nehmen, darf der Assyriologe das Verdienst für sich beanspruchen, auch seinerseits in ganz besonderer Weise zur Erweiterung unserer Erkenntnis der althistorischen Kultur überhaupt beizutragen. Mit unsichtbaren Fäden war bislang scheinbar unsere moderne Kultur mit der früherer Tage verbunden und unbewußt machten wir von dem reichen Erbe Gebrauch, das uns frühere Generationen als größte Errungenschaften ihrer jeweiligen Kulturbestrebungen hinterlassen haben. Was man schon lange aber ahnen konnte, wird nun immer mehr bestätigt: gerade dem Oriente, und nicht zuletzt Babylon, verdankt die Menschheit manchen kostbaren Edelstein im reichen Schatze unseres heutigen Kulturbesitzes. Und welch großen Anteil hieran gerade schon die älteste Periode der orientalischen Kulturentwicklung beanspruchen darf, lassen uns nunmehr neben den Forschungen auf ägyptischem Boden vor allem die assyriologischen Studien unserer Tage erkennen, die so auch ihrerseits dazu beitragen, ein klares Bild vom Stande der ältesten Kulturepochen der Menschheit überhaupt zu gewinnen.

Einige wenige Beispiele, deren eingehendere Darstellung allerdings nur in einem spezielleren Fachorgane erfolgen könnte und hier nur in den allgemeinen Zügen vorgeführt werden soll, mögen dies noch kurz erläutern.

Beginnen wir mit unserer Schrift. In ununterbrochener Reihenfolge lassen sich hier die einzelnen Formen unserer heutigen Art des Alphabetes durch alle früheren Stadien der lateinischen und griechischen Schrift zunächst auf jene erste Form zurückführen, in welcher sie die abendländische Kulturwelt vom Oriente empfangen hat, nämlich auf die phönizische Urgestalt. Daß aber der unbekannte Erfinder der phönizischen Formen der Buchstabenschrift — wohl um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — gerade aus den babylonischen Schriftzeichen seine Grundformen entnahm, wird jetzt durch die Auffindung mehrerer Zwischenformen immer klarer, wie ja an sich schon auch die Namen dieser einzelnen Buchstaben wie Alpha = alpu, Stier, Beta = betu, bitu, Haus u. s. w. am leichtesten sich auf babylonische Wortformen zurückführen lassen. Schon dieser innige

Digitized by Google

Zusammenhang unserer heutigen Schrift mit der babylonischen Art des sogenannten Alphabetes läßt uns den Wert eingehenderer Erforschung der Urformen babylonischer Schrift erkennen. Und sehen wir uns auf den einzelnen Schriftdenkmälern Mesopotamiens diese Schriftformen näher an, so werden wir alsbald finden, daß unsere so einfache heutige Schriftbezeichnung das Ende einer langen Entwicklungsreihe ist, daß unsere heutige Buchstabenschrift auf eine höchst verwickelte ursprüngliche Bilderschrift zurückgeht. Was jetzt noch unsere Namen wie Alpha, Beta u. s. w. besagen, wird hier sichtbar bestätigt: die Urform unseres heutigen „a" ist nichts anderes als das Bild eines Stierkopfes, ebenso bei „b" das Bild eines Hauses, das durch die graphische Wiedergabe der wichtigsten Partien eines Gegenstandes den Gegenstand selbst schriftlich festhalten soll. So besitzt denn auch dementsprechend die babylonische Schrift eine Anzahl von mehr als vierhundert Schriftzeichen, d. h. auf ursprüngliche Bilder zurückgehende Zeichenformen, deren älteste Gestalt*) selbst heute noch nicht bei allen bekannt ist. Also auch hier eröffnet sich der Assyriologie noch ein dankbares Feld zur Aufklärung der ältesten Gestalt menschlicher Schrift wie unserer noch heute gebrauchten Buchstabenbezeichnungen.

Im engsten Zusammenhange mit der Schrift steht aber auch die Sprache. Was war wohl die Ursprache, welches Volk hat sie gesprochen? Auch zur Lösung dieser allgemein wichtigen Fragen ist vor allem die Assyriologie berufen. Schon jetzt haben die Ausgrabungen in Mesopotamien uns Kunde gebracht von einem Volke, das bisher im Andenken der Überlieferung und, wie schon erwähnt, auch in den biblischen Berichten nach seinem Namen und Wesen nicht bekannt war: das Volk der sogenannten Sumerer. Es ist das, so weit bis jetzt bekannt, älteste Kulturvolk**), das im Süden Babyloniens, dem damaligen Sumir, wohnte und nach dieser Landesbezeichnung seinen Namen erhalten hat. Seine Sprache nun ist durchaus nicht mit der semitischen oder einer anderen der bislang bekannten Sprachen verwandt, und trotzdem stehen selbst wir mit diesem Volke noch in direkter Kulturbeziehung. Denn diese Sumerer sind die Erfinder der von den Semiten bei ihrer Einwanderung in Babylonien erst übernommenen Bilderschrift; und somit geben wir mit unserem Alphabete ursprünglich sumerische Zeichen aufs getreueste wieder.

Doch wenn es uns auch mangels zahlreicherer Funde aus dieser ältesten Zeit im einzelnen noch nicht gelungen ist, das Volk der Sumerer nach ihrer Bedeutung als Erfinder der Bilderschrift zu würdigen, gleichwie auch ihre Sprache noch nicht in allem durchforscht ist, — so viel ist doch jetzt schon sicher: die Kultur dieses Volkes stand bereits in voller Blüte. Denn neben dem hohen Grade der — wenn auch noch wenigen, uns überkommenen — Kunstdenkmäler der sumerischen Periode bestätigt dies ein Fund der letzten Jahre, der auch auf die Rechtsverhältnisse dieser ersten Zeit einige Rück-

*) Siehe ein solches Täfelchen mit den bis jetzt ältesten Formen babylonischer Bilderschrift in „Cyrus", S. 7.

**) Noch Näheres darüber „Cyrus", S. 95.

Digitized by Google

schlüsse gestattet. Ich meine hier den bekannten Fund des Hammurabi-Kodex*). Abgesehen von der in der Babel-Bibel-Diskussion gleichfalls hervorgehobenen Bedeutung des Hammurabi-Gesetzes für das Alte Testament, des näheren für das Gesetz des Moses im Buche Exodus vor allem, lassen die zur Zeit jenes berühmten babylonischen Königs bestehenden Rechtsverhältnisse mancherlei Rückschlüsse auf die vorhergehende sumerische Kulturperiode zu. Wie Professor D. H. Müller**) richtig erkannt, müssen beide Gesetzgeber, Moses wie Hammurabi, „aus einem Urgesetze geschöpft haben, das in seiner Fassung, Gruppierung und Reihenfolge dem mosaischen Gesetze näher stand als dem Hammurabis. Dieses Urgesetz läßt sich aus diesen beiden Gesetzen sowie aus den Fragmenten des römischen Gesetzes der XII Tafeln rekonstruieren und erweist sich als ein zusammenhängendes System von bestimmter Fassung, Gruppierung und Reihenfolge, auf klaren Rechtsprinzipien aufgebaut." Nun dürfen wir wohl mit allem Rechte dieses Urgesetz bereits in die sumerische Periode zurückversetzen. Denn gleichwie unsere römischen termini technici selbst im heutigen Rechte der beste Beweis für den Entwicklungsgang unseres deutschen Rechtes aus dem älteren römischen Rechte sind, so zeigen zur Zeit Hammurabis die sprachlichen Formen der Gesetzesbestimmungen und manche auch in den Kontrakten dieser bereits rein semitischen Epoche vorkommenden sumerisch abgefaßten juristischen Ausdrücke und Redensarten, daß gerade die Sumerer die Rechtsfinder auch für die späteren semitischen Völker waren, mit einem Worte, daß jenes Urgesetz nur ein sumerisches gewesen sein kann.

Somit lassen auch diese Rechtsbestimmungen auf einen hohen Stand altorientalischer oder speziell sumerischer Kultur schließen und zeigen so, daß wohl nur die Assyriologie die Frage nach dem Stande der ersten und ältesten Kulturstufe und eben damit auch nach der Urheimat der Menschheit lösen kann.

Allerdings werden durch die hiermit erwiesene Notwendigkeit assyriologischer Studien die Anforderungen an den Orientalisten, der sich von jetzt ab nicht mehr mit dem Studium des Hebräischen, Arabischen, Äthiopischen u. s. w. begnügen darf und kann, bedeutend erweitert, doch wird neben einer Förderung des Bibelstudiums und der größeren Wertschätzung des Alten Testamentes die Erkenntnis der altorientalischen Kultur und damit auch der Quellen unserer heutigen Kultur im reichsten Maße daraus Gewinn ziehen.

*) Zur Literatur hierüber vergleiche: P. Scheil in Délégation en Perse. Tome IV.; D. H. Müller, Die Gesetze Hammurabis. Wien, 1903.

**) A. a. O. S. 240 ff. und „Cyrus" S. 107 f.

Digitized by Google

Fragmente

aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Lösch, Mähren.

IV.*)

Beust braucht gegen jene, welche die Idee des außerordentlichen Reichsrates als eine richtige vertreten, das Argument, diese Versammlung „wäre nie zustande gekommen, da die Deutsche Partei ihre Beteiligung verweigerte". Der richtige Sachverhalt ist aber folgender: Die Deutsche Partei, soweit sie in Wien durch Pratobevera, Schindler, Mende, Mühlfeld, Tinti 2c. vertreten war, hat sich zuerst in ihren Klubversammlungen für die Beschickung ausgesprochen und dies damit begründet, daß man in dieser Versammlung nicht einen außerordentlichen Reichsrat, welcher den ordentlichen beseitige, sondern eben nur eine außerordentliche Versammlung von Landesdelegierten zu erblicken habe und daher durch eine Beteiligung an derselben den Rechtsansprüchen, welche sich auf das Februar-Patent stützen, nicht präjudiziere. Die Parteimitglieder hielten es aber für notwendig, auch die Gesinnungsgenossen in Steiermark und Böhmen zu einer Beratung einzuladen und sich mit diesen über einen gleichen Vorgang zu einigen. Schindler hat durch den Statthalter Grafen Chorinsky sowie durch den niederösterreichischen Landtagsdeputierten Fischer mich — nach jener eben erwähnten Parteiversammlung — um eine Besprechung ersuchen lassen, die dann auch eines Abends, in der ersten Hälfte Jänner 1867, bei mir stattfand. Schon dieses angelegentliche Bemühen Schindlers, sich mir zu nähern, — welches nach seiner oppositionellen Haltung im niederösterreichischen Landtag von 1866 umso auffallender war, — zeigt deutlich, daß die Deutschen damals an dem Gelingen der Idee eines außerordentlichen Reichsrates nicht zweifelten.

Schindler ist ein Mann, der immer und überall nur seinen Privatvorteil sucht, daher sich auch stets nur an den wendet, welchen er nach den Zeitverhältnissen als einflußreich betrachten zu müssen glaubt. Er hatte ja nebstbei zu besorgen, daß in Anbetracht seiner im niederösterreichischen

*) Anmerkung des Herausgebers: Dieses Fragment über Beust ist in Meran im Januar 1868 geschrieben, daher zu einem Zeitpunkte, da die Ereignisse des Januar und Februar 1867 Belcredi noch ganz frisch im Gedächtnisse waren. — Im übrigen vergl. die Note zu III. im vorigen Hefte der Kultur, S. 141.

Digitized by Google

Landtagssaal noch wenige Tage vorher, im Monat Dezember 1866, manifestierten leidenschaftlichen Opposition gegen die Regierung und speziell gegen meine Person das plötzliche Herandrängen an mich sehr zu seinen Ungunsten gedeutet werden würde. Allein er bekämpfte diese Besorgnis, weil er eben das Zustandekommen des außerordentlichen Reichsrates für gewiß hielt und es für weit vorteilhafter ansah, sich in einer Versammlung, in welcher das Übergewicht seiner Partei ein höchst zweifelhaftes gewesen wäre, mit der Regierung gut zu stellen, als in der Opposition gegen dieselbe zu verharren. Er führte diese Schwenkung auch mit der ihm eigenen Schamlosigkeit durch, versicherte mich in jener Besprechung seiner besondern Hochachtung und wie er bestrebt sei, für den außerordentlichen Reichsrat zu wirken, und daß er an dem Patente vom 2. Jänner 1867 im wesentlichen nur zu tadeln finde, daß — den Deputierten keine Diäten zugesichert worden seien. Während in dem Patente das Gesetz über die Geschäftsbehandlung des Reichsrates beachtet worden sei, habe das Gesetz über die 10 Gulden Diäten gar keine Berücksichtigung gefunden, und dies sei ein Fehler, der viele beunruhige. Diese Besprechung brachte mir die Bestätigung — auch Mende hatte mich besucht und bezüglich der Beschickung des außerordentlichen Reichsrates Erklärungen abgegeben, die mit jenen Schindlers übereinstimmten, — der mir auch auf anderem Wege zugekommenen Nachrichten, daß die in Wien versammelten Parteimitglieder zur Beschickung des außerordentlichen Reichsrates entschlossen seien. Herbst hatte erklärt, sich den Wiener Beschlüssen jedenfalls anzuschließen, sein persönliches Nichterscheinen in Wien aber mit Geschäften entschuldigt; er hat sich auch allen diesen Beratungen ferne gehalten, wie er es überhaupt nicht liebt, in kritischen Lagen eine bestimmte Meinung auszusprechen. Kaiserfeld hatte sein Erscheinen zugesagt; bevor jedoch seine Ankunft in Wien erfolgte, veröffentlichte die „Neue Freie Presse" einen Brief Kaiserfelds an Lohninger, in welchem der erstere auf eine Anfrage Lohningers die Beschickung des außerordentlichen Reichsrates, als ein Aufgeben des Februar-Rechtsstandpunktes, für unmöglich erklärt. Dieser Brief fiel wie eine Bombe in das deutsche Lager Wiens und machte die der Beschickung günstige Stimmung wieder wankend. Einige Tage darauf kam Kaiserfeld selbst nach Wien und wohnte einer Besprechung der Deutschen Partei bei, in welcher die Nichtbeschickung des außerordentlichen Reichsrates beschlossen wurde. Kaiserfeld hielt sich durch die Veröffentlichung jenes Briefes für gebunden und eine Spaltung wollte man nicht aufkommen lassen. Kaiserfeld war nach jener Parteiberatung über mein Ersuchen bei mir und ich fand ihn nichts weniger als fest in seinen Entschlüssen; er wurde, wie gewöhnlich, von widerstreitenden Gefühlen hin und her bewegt. Er sprach sich mit Entrüstung über die Eigenmächtigkeit Lohningers aus, einen Privatbrief zu veröffentlichen, den er (Kaiserfeld) nach dem ersten Eindruck des Jänner-Patentes geschrieben, aber durchaus nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte; er bedauerte, daß ihm durch diese Taktlosigkeit jede Möglichkeit einer Transaktion benommen sei, indem er die Opportunität derselben durchaus nicht leugnete. Kaiserfeld, welcher sich auf Ungarn und sein Festhalten am formellen Recht als mustergiltig berief, nahm meine Bemerkung als unwiderleglich hin, daß das formelle Recht der Ungarn

Digitized by Google

nicht allein viel zweifelloser sei als jenes der Februaristen, sondern daß, wenn Ungarn ebenso starr an Formen festgehalten hätte, überhaupt gar kein ungarischer Landtag zustande gekommen wäre, da die Funktion eines Hofkanzlers (statt dem Minister), welche man bei der Berufung und Verhandlung des Landtages doch nicht ignorieren konnte, dem formellen Recht keineswegs entspricht, ebensowenig die Nichtvertretung der Kroaten im ungarischen Landtag und die Verhandlung des Königs mit einem eigenen kroatischen Landtage. Kaiserfeld gestand dies alles zu, bedauerte deshalb auch wiederholt, gebunden zu sein, suchte — obwohl mit dem Zugeständnis der Strittigkeit der Sache — aus Artikel II des Februar-Patentes die Kompetenz des engeren Reichsrates für Verfassungsfragen zu begründen, — da der Gesetzgeber ja den Fall des ablehnenden Verhaltens der Ungarn vorausgesehen hatte und doch die Möglichkeit einer kompetenten Verfassungsänderung offen lassen mußte, — gab aber nach langer Hin- und Herrede zu, daß das Zustandekommen des außerordentlichen Reichsrates wünschenswert sei und daß die Furcht der Deutschen, in dieser Versammlung nicht die Majorität zu haben, den Hauptgrund ihres Widerstands bilde. Im Patente vom 2. Jänner war den Landtagen freigestellt, die Delegierten entweder nach den Bestimmungen des Anhanges zur Landesordnung oder frei aus ihrer Mitte zu wählen. Nun glaubte Kaiserfeld in der Befolgung des ersterwähnten Wahlmodus nicht allein eine Beachtung des Rechtes, sondern auch einen Schutz der nationalen Minoritäten zu erblicken, was die Erfahrung als ganz irrig dargetan hat, und gab mir am Schluß unserer Unterredung die ausdrückliche Versicherung, daß, falls der böhmische und der mährische Landtag — in welchem auch das deutsche Element vertreten ist — die Wahl für den außerordentlichen Reichsrat nach den Bestimmungen des Anhanges zur Landesordnung vornähmen, auch der steirische Landtag — trotz aller Parteibeschlüsse — die Wahl vornehmen werde, was dann natürlich auch auf die anderen deutschen Landtage zurückgewirkt hätte. Auf meine Erwiderung, daß durch das gleichzeitige Tagen aller Landtage ein solches Rücksichtnehmen auf den Vorgang in anderen Landtagen seine Schwierigkeit habe und der steirische Landtag die Wahl verweigert haben könne, bevor er noch den Beschluß des böhmischen Landtages erfahren habe, gab Kaiserfeld die bezeichnende Erklärung ab: „Tritt dieser Fall ein und der steirische Landtag ist bereits geschlossen, wenn die Kunde von dem Wahlvorgang in Böhmen und Mähren nach Steiermark gelangt, dann möge die Regierung den steierischen Landtag nur ohneweiters wieder berufen und ihn nochmals zur Wahl auffordern, die er dann im Hinblick auf den korrekten Vorgang ihn Böhmen und Mähren zuversichtlich vornehmen wird". — Ich hatte auch durch die Statthalter in Böhmen, Mähren und Galizien dahin gewirkt, daß durch Beachtung des Wahlmodus des Februar-Statutes das Hindernis des Eintritts der Deutschen in den außerordentlichen Reichsrat hinweggeräumt werde, und dieses Zugeständnis war von der Landtagsmajorität auch zu erwarten. — Kaiserfeld wurde damals aufgefordert, den Baron Beust zu besuchen, was er auch tat und woraus sich ergibt, daß Beust schon damals — Mitte Jänner 1867 — ungeachtet seiner Erklärung, auf die innere Politik keinen Einfluß zu üben, diesen Einfluß

Digitized by Google

hinter meinem Rücken geltend zu machen suchte. Hoffmann, der jetzige Sektionschef des Reichskanzlers, damals Hofrat im Ministerium des Äußeren und von Beust gleich bei seinem Eintritt in den österreichischen Staatsdienst besonders bevorzugt, hat hier als Vermittler gedient und er blieb auch später der einflußreichste Ratgeber Beusts in inneren politischen und Personalfragen.

Die Ministerschaft Taaffes ist sein Werk, nachdem die gleichfalls über Hoffmanns Anraten mit Halbhuber*) gepflogenen Verhandlungen an des letzteren starrem Festhalten an dem Kontumazkreierungs-Standpunkte des Reichsrates scheiterten. Beust hat mir nie mitgeteilt, daß er mit Kaiserfeld und den bedeutenderen Mitgliedern der Deutschen Partei in persönlichen Verkehr getreten sei, wie dies doch bei einem offenen, loyalen Verhalten gegen den zur Leitung der inneren Politik berufenen Kollegen seine Pflicht gewesen wäre.

Kaiserfeld war nach jener Unterredung über die Persönlichkeit Beusts, den er damals zum ersten Mal gesehen hatte, nichts weniger als entzückt. Er äußerte zu seinen nächsten Freunden: „Also um einen solchen Mann zu gewinnen, mußten wir uns an das Ausland wenden?" Er sprach ihm jede geistige Klarheit ab — die übrigens Kaiserfeld selbst nicht besitzt — und staunte über diesen Grad von Unkenntnis österreichischer Verhältnisse.

Ich erfuhr dies durch Wengraf, den damaligen Redakteur des Grazer „Telegraf", des Parteiorgans der Kaiserfeldschen Partei.

Wengraf war mit Kaiserfeld sehr befreundet; ihm fiel die nicht leichte Aufgabe zu, die Kaiserfeldschen Gefühle in Gedanken umzusetzen, daher er auch stets um ihn war. Ich hatte Wengraf, der, soviel ich glaube, jetzt in Wien privatisiert, als einen gescheiten Mann und sehr ehrenwerter Charakter kennen gelernt. Er besuchte mich sehr häufig und war stets bereit, auf die Partei einen für die damalige Regierung günstigen Einfluß zu üben.

Beust und Hoffmann haben nun nach jenem die Beschickung des außerordentlichen Reichsrats negierenden Beschlusse der Deutschen Partei keinen Augenblick mehr gezögert, die Situation für sich auszunützen, nur waren sie bemüht, das Spiel verdeckt zu spielen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hoffmann, welcher seit 1861 als Schriftführer des Herrenhauses fungierte und stets der Auerspergschen deutschen Reichsratspartei zugetan war, den Baron Beust schon früher zu einer dieser Partei günstigen Aktion zu drängen suchte. Es beweist dies auch der Umstand, daß Baron Beust als Minister des Äußeren den Hofrat Hoffmann, der sich doch in diplomatischen Geschäften wenig hervorgetan hatte, von Anfang an so sehr bevorzugte und an seine Seite zog, was auf Beusts Hintergedanken in der inneren Politik schließen läßt.

Beust war, ungeachtet aller Gegenerklärungen, mit denen er eben nicht geizte, mit dem Entschlusse in den Staatsdienst getreten, den Moment zu beschleunigen, in welchem er an die Spitze der Regierung treten und das Heft in die Hand bekommen könnte. Jener Parteibeschluß der Deutschen

*) Freiherr von Halbhuber war k. k. Wirklicher Geheimer Rat und Staatsrat und durch längere Zeit Landespräsident in Schlesien.

Digitized by Google

und die sich hieran knüpfende Erklärung Andrássys gaben aber Beust erst die nötige Sicherheit, die Aktion mit Erfolg beginnen zu können. Bis dahin konnte er, bei eigener Unkenntnis der Verhältnisse, seinem Ratgeber doch unbedingt vertrauen. Die Ungarn, Andrássy, Lónyay und Eötvös, befanden sich seit dem 8. Jänner als Mitglieder einer vom Landtage an die Kaiserin entsendeten Beglückwünschungs-Deputation (der Geburtstag der Kaiserin fiel auf den 27. Dezember, der Empfang der Deputation wurde aber wegen eines Unwohlseins der Kaiserin auf den 8. Jänner verschoben) in Wien, und es wurde ihre Anwesenheit von uns (Majláth, Sennyey, Beust und mir) benützt, um die bereits im September mit Andrássy und Lónyay gepflogenen Ausgleichsverhandlungen (bei welchen Hübner intervenierte, — die aber resultatlos abgebrochen wurden, da die beiden ungarischen Herren an dem Deákschen Elaborat, welches dem Fünfzehner-Komitee des ungarischen Landtages vorlag, kein Jota geändert wissen wollten) wieder aufzunehmen. Über den Verlauf und den Abschluß dieser Verhandlungen liegen besondere Aufzeichnungen vor.*) Ich muß jedoch hier eines nicht unwichtigen Umstandes erwähnen. Anfangs Dezember 1866 berichtete der Tavernicus Sennyey, daß in Pest sich mehrere Agenten herumtrieben und mit Landtagsmitgliedern verkehrten. Dieselben behaupteten, mit dem Ministerium des Äußeren in Verbindung zu stehen und die Anschauungen des Ministers Baron Beust zu kennen, welche den ungarischen Bestrebungen sehr günstig seien. Käme es auf Baron Beust allein an, so wäre die ungarische Frage bereits gelöst. Baron Beust wurde deshalb zur Rede gestellt und desavouierte ganz entschieden die Äußerungen jener Agenten, zu denen er in gar keiner Beziehung zu stehen erklärte. Baron Sennyey hat dem Baron Beust vom Augenblick seines Eintritts in den österreichischen Dienst entschieden mißtraut und hatte schon Anfang November mit ihm einen ziemlich heftigen Konflikt in der ungarischen Hofkanzlei bei Majláth, indem er auf die Bemerkung Beusts, daß er auf die innere Politik keinen Einfluß nehmen werde, erwiderte, dies sage er jetzt, indem er sich auf die Unkenntnis der österreichischen Verhältnisse berufe; aber nach einigen Monaten werde er vielleicht anders handeln. Es waren dies prophetische Worte, die Baron Beust natürlich umso gereizter aufnahm, als er sich getroffen fühlen mochte. Sennyey, dem das Desaveu des Ministers Beust mitgeteilt wurde, berichtete nun abermals, daß diese Agenten ihr Treiben fortsetzen und in Pest die Meinung festen Fuß fasse, daß Ungarn von Beust das Günstigste zu erwarten habe. Sennyey erklärte es daher als unbedingt nötig, daß Beust selbst nach Pest komme und persönlich vor den einflußreichen Landtagsmitgliedern seine mit den Anschauungen der anderen Minister übereinstimmende Auffassung der ungarischen Frage bekenne. Es war dies sehr gut gemeint; die Reise Beusts nach Pest hatte jedoch noch andere als die von Sennyey gewünschten Folgen. Ich muß bemerken, daß ich selbst dafür Sorge trug, durch vertrauenswürdige Organe festzustellen, wer denn jene Agenten seien, die in Pest für Beust Propaganda machten. Es wurde nun konstatiert,

*) Anmerkung des Herausgebers: Bis jetzt sind diese Verhandlungen nur teilweise veröffentlicht worden, nämlich in dem Oktoberhefte der „Kultur", Jahrgang 1905, S. 414—417.

Digitized by Google

daß dieselben in Wien mit der Presse in Verbindung standen, zugleich aber auch dieselben Persönlichkeiten seien, die sich beim Ministerium des Äußeren ihre Inspirationen holten, wodurch es sich auch erklären läßt, daß ihren Äußerungen in Pest ein Gewicht beigelegt wurde. Den Pester Journalisten waren natürlich die Verbindungen und die Verwendung dieser Individuen nicht unbekannt. Beust erklärte, die letzteren immer nur in Angelegenheiten der äußeren Politik für die Presse benützt und inspiriert zu haben und leugnete wiederholt eine ihnen erteilte Ermächtigung, nach Pest zu reisen und sich dort als seine Agenten zu gerieren. Bedenklich erschienen diese Symptome immerhin und sie waren zum mindesten nicht geeignet, das Vertrauen zu Herrn von Beust zu erhöhen. Ich habe dieses Pester Reiseprojekt auch nie sehr vertrauensvoll begrüßt und schließlich nur deshalb nichts dagegen eingewendet, weil Sennyey, der Personen und Verhältnisse in Ungarn jedenfalls besser zu beurteilen in der Lage war, ein so großes Gewicht darauf legte und wiederholt zur Ausführung drängte. So fand denn diese Reise im Monate Dezember 1866 statt.*) Beust wurde bei Sennyey einquartiert und Majláth war sein Reisebegleiter, der ihn auch in Pest auf jedem Schritt begleitete. Jede Besprechung Beusts mit Deák, Andrássy, Eötvös ꝛc. erfolgte in Gegenwart Majláths oder Sennyeys oder

*) Anmerkung des Herausgebers: Es ist gewiß nicht uninteressant, hier eine Stelle aus dem Literaturblatte der „Neuen Freien Presse" vom 2. Juli 1905, Nr. 14675, anzufügen, in welchem Eduard Wertheimer ein neues Buch über Franz Deák von Zoltan Ferenczi bespricht. Sie lautet: „In einer mir (nämlich Wertheimer) vorliegenden, bisher nicht bekannt gewordenen Äußerung Deáks über diesen Gegenstand (es wird vorher von der Berechtigung oder Nichtberechtigung des von Beust sich selbst gespendeten Lobes gesprochen, daß es keinem anderen als ihm gelungen wäre, den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn zustande zu bringen) heißt es: ‚Beust hat uns (ihn und Andrássy) in der Arbeit gut unterstützt, aber der Hauptfaktor des Erfolges war er nicht; denn wer immer in dieser Zeit ins Ministerium des Äußeren eingezogen wäre, hätte sich genötigt gesehen, den Ausgleich zu fördern; falsch ist daher die Behauptung, mit der sich Beust immer schmeichelte, daß er den 1867er-Ausgleich geschaffen habe.' Erfolgte aber tatsächlich, wie Ferenczi behauptet, die Zusammenkunft Beusts mit Deák in Pest gegen den Willen Belcredis, des damaligen Staatsministers? Konyi (4. Band, S. 130, 2. Auflage) bietet keine Bestätigung hierfür; desgleichen auch nicht der unlängst aus der Feder des Grafen Friedrich Schönborn erschienene Nekrolog über Graf Belcredi (Bettelheims »Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog«, 7. Band). Überhaupt bedarf diese Episode der Ausgleichsgeschichte noch der Aufhellung". So weit Wertheimer. In Belcredis oben mitgeteilter Darstellung ist durch ihn selbst die gewünschte Aufhellung enthalten. Er wußte von Beusts Reise nach Pest, sie ist nicht gegen seinen Willen erfolgt, allein er sah derselben nur mit größtem Mißtrauen entgegen und die folgenden Ereignisse haben dies vollauf gerechtfertigt. Ich kann es nicht unterlassen, noch die folgenden Sätze Wertheimers hierher zu setzen. Wertheimer sagt weiter: „Gewiß ist nur, daß Graf Andrássy, der damals gleichfalls mit Beust in persönliche Berührung trat, sich in einem vertraulichen Brief ziemlich wegwerfend über den neuen Minister Österreichs äußerte: ‚Von den Sachen hat er nicht den geringsten Begriff. Er ist leichtsinnig, wohl ein kluger, aber einsichtsloser Kopf. Wenn ein anderer nicht aushilft, wird er diese Monarchie verderben, wie er das andere Reich (Sachsen) zugrunde richtete. Das ist mein gegenwärtiger Eindruck.' (Konyi, 4. Band, S. 155.) Danach scheint es, daß Andrássys Minderschätzung der Leistungen Beusts als Minister des Äußeren schon aus der Zeit ihrer ersten Begegnung stammt."

Digitized by Google

beider. Deák war — nach der Mitteilung Majláths — Beust gegenüber äußerst zugeknöpft und vernahm die Erklärung des letzteren über die Notwendigkeit der Garantien für das Reichsinteresse, bevor zur Ernennung ungarischer Minister geschritten werden könne, ohne sich hierdurch zu einer Diskussion verleiten zu lassen. Beust selbst sagte mir bei seiner Rückkehr von Pest, den Eindruck von dort mitgenommen zu haben, daß die ungarischen Herren nicht zu kapazitieren seien. Er hat sich überdies auch noch nach dieser Reise in den Ministerbesprechungen ganz entschieden damit einverstanden erklärt, daß von einer Ernennung ungarischer Minister keine Rede sein könne, insolange das Reichsinteresse in der von mir stets besonders hervorgehobenen Richtung — der Einheit des Heeres, der Gesetzgebung über indirekte Steuern und der solidarischen Haftung für die Staatsschuld — nicht gewahrt sei. Ja, in einer nach dieser Reise unter dem Vorsitze Sr. Majestät stattgehabten Beratung, welcher Beust, Majláth und ich zugezogen wurden, hat Beust seine Meinung dahin ausgesprochen, daß, wenn die im Jänner mit jenen Mitgliedern der Gratulations-Deputation vorzunehmenden Besprechungen zu keinem günstigen Resultat führen, die ungarische Landtagskommission das Deáksche Ausgleichsoperat nicht im Reichsinteresse modifiziere und der ungarische Landtag, wie man damals mit Sicherheit erwarten konnte, im Falle der nicht erfolgten Minister-Ernennung in die Beratung des Kommissions-Operates nicht eingehe, sondern bis zur Einsetzung einer legalen Regierung es im Reichstagsarchiv hinterlege (was für jeden Fall wirklich die Absicht der Landtagsmajorität war): daß dann zur Landtagsauflösung geschritten werden und ein Provisorium eintreten, zugleich aber in den nichtungarischen Ländern für diesen Fall von einer gemeinsamen — sei es auch außerordentlichen — Vertretung für die Zeit des Provisoriums und bis zur Berufung eines neuen ungarischen Landtages und eines durch diesen gewonnenen Verhandlungsresultates abgesehen und alle Gewalt in den Händen der Regierung vereinigt werden solle. Bei diesem Anlasse richtete Beust an mich als Leiter des Polizeiministeriums die charakteristische Frage, ob ich für den Fall von Ruhestörungen, die namentlich in Wien bei Durchführung der eben erwähnten Maßregel möglich wären, jene Männer bereits ins Auge gefaßt hätte, deren man sich bei Zeiten durch ihre Verhaftung versichern müßte. Die Gefahr, auf welche er hinwies, war nicht gar so drohend und ich dachte bei mir, als Beust diese Frage tat: „Der Mann ist wohl zu allem bereit!“

Es war eine selbstverständliche und daher schon vor dem Dienstantritte Beusts feststehende Sache, die im September abgebrochenen Verhandlungen mit einflußreichen ungarischen Persönlichkeiten nach der Rückkehr des Kaisers von der böhmisch-mährischen Reise, auf welcher ich ihn begleitete, und vor der Beratung des Ausgleichs-Elaborates in der ungarischen 67er-Kommission nochmals aufzunehmen, und durch Majláths und Sennyeys Einwirkung wurden Andrássy, Eötvös und Lónyay in die Gratulations-Deputation des Landtags gewählt, um mit diesen bei Gelegenheit ihrer Anwesenheit in Wien die Besprechung vornehmen zu können.

Was die Journale später zur Glorifizierung Beusts fabelten: daß er selbst den Entschluß zu jener Pester Reise gefaßt, um sich persönlich von der

Digitized by Google

Sachlage zu überzeugen, daß das Resultat dieser Reise die Verständigung Beusts mit Deák gewesen sei und daher den Grund zum Ausgleich gelegt habe, alles dieses ist eitel Lüge. Bei den eben erwähnten Verhandlungen mit Andrássy, Lónyay und Eötvös im Monat Jänner 1867 war Beust wohl mit Ausnahme der Schlußverhandlungen im Polizeiministerium gegenwärtig, sein Einfluß war aber ein sehr sekundärer, beschränkte sich auf eingestreute diplomatische Phrasen von Eintracht und Versöhnlichkeit, gegenseitigem Entgegenkommen und Vertrauen 2c. Es konnte dies auch gar nicht anders sein, da Herrn von Beust ja jede Kenntnis der entscheidenden Verhältnisse mangelte. Nur eine seiner Bemerkungen, die er in der ersten Besprechung, die im Ministerium des Äußeren stattfand, tat, ist erwähnenswert.

Als nämlich Andrássy sich darauf berief, daß das Ausland auf die Befriedigung Ungarns ein großes Gewicht lege, durch dieselbe daher Österreichs Ansehen nach außen mehr gestärkt werde als durch einzelne Gesetzes-Paragraphen, bemerkte Baron Beust, Graf Andrássy möge sich nicht gar zu sehr auf die günstige Stimmung des Auslands verlassen; nach den Depeschen, die er (Beust) in neuester Zeit erhalten habe, sei man im Ausland der Ansicht, daß die ungarische Frage nachgerade anfange, langweilig zu werden. — Diese Bemerkung war ganz am Platze, sie beweist aber zugleich, daß beim Beginn der Verhandlungen die entente cordiale zwischen Beust und Andrássy noch sehr mangelhaft war. Übrigens ist es mir nicht zweifelhaft, daß die ungarischen Herren von Anfang an ihr Augenmerk darauf richteten, den Baron Beust für die ungarische Anschauung zu gewinnen. Beusts Reise nach Pest — die Veranlassung dazu durch Sennyey war den Ungarn unbekannt — und der Umstand, daß dieser dort von Majláth und Sennyey so genau kontrolliert wurde, haben den Gedanken und die Hoffnung, die schon durch jene Preßagenten wach gerufen wurden, genährt und befestigt, daß Beust für seine Person zu den weitestgehenden Konzessionen an Ungarn bereit sein werde. Die Erklärungen, die Beust in Pest abgab, wurden schon deshalb, weil sie in Gegenwart Sennyeys und Majláths abgegeben wurden, nicht für entscheidend angesehen und deshalb habe ich früher bemerkt, daß Beusts Reise nach Pest andere als die von Sennyey erwarteten Folgen hatte.

Als nun die Verhandlungen insoferne einen günstigen Verlauf nahmen, als die ungarischen Herren allmählich zu Zugeständnissen und Modifikationen des Deákschen Elaborates bezüglich der Einheit der Heeres- und der Steuergesetzgebung sich geneigt zeigten und die Einheit der Staatsschuld ausdrücklich anerkannten, — die kräftigste Stütze fand ich an Baron Sennyey, — als nun gleichzeitig die Opposition der Deutschen Partei gegen den außerordentlichen Reichsrat bestimmte Formen annahm, da konnte ich bei den genannten ungarischen Landtagsmitgliedern deutlich wahrnehmen, wie der Gedanke, den Ausgleich zwischen Ungarn und der Krone definitiv unabhängig von einem Votum nichtungarischer Länder abzuschließen, bei den Ungarn immer mehr Gestalt gewann und zur entsprechenden Tat drängte. Die Deutsche Partei in ihrer Fraktion Kaiserfeld hatte schon durch längere Zeit einen innigen Verkehr mit einflußreichen Personen der ungarischen Landtags-Majorität, namentlich mit Deáks Freund und Hauptredakteur des Naplo, Baron Kemenyi, gepflogen. Nun hat es aber der ungarischen An-

Digitized by Google

schauungsweise immer mehr entsprochen, den Ausgleich mit ihrem König definitiv abzuschließen, als diesen Abschluß gleichsam von einer Genehmigung der nichtungarischen Länder abhängig zu machen. Für den Reichsbegriff fehlt in Ungarn nur zu sehr das Verständnis. Man konnte sich wohl der Einsicht nicht verschließen, daß es gerecht sei, die anderen Länder wegen der Rückwirkung des Ausgleichs auf dieselben rechtzeitig zu befragen, allein die politische Notwendigkeit einer solchen Maßregel gab kein Ungar zu. Selbst die gemäßigtesten Politiker Ungarns (z. B. Sennyey) rieten, rasch abzuschließen, sobald man die ungarischen Parteiführer zu Konzessionen vermocht haben würde, indem auf die Festigkeit eines solchen Entschlusses nicht sehr zu bauen sei. Es war demnach vorauszusehen, daß, wenn sich in den nichtungarischen Ländern eine Partei geneigt zeigen sollte, den einseitigen Abschluß des ungarischen Ausgleichs durch die Regierung gutzuheißen, sich derselben aus verschiedenen Motiven die vollsten Sympathien Ungarns zuwenden würden. Nun, eine solche Partei hat sich, und zwar sehr früh gefunden. Kaiserfeld hatte schon mehrere Monate vor jenen Verhandlungen des Monates Jänner diese Geneigtheit ausgesprochen, hat sich aber allerdings wohl gehütet, hierüber durch die Presse etwas verlauten zu lassen, denn auch er wollte seinerzeit auf den Effekt der Phrase von der Zwangslage nicht verzichten. Kaiserfeld ließ mir in den dem Jänner 1867 vorangegangenen Monaten wiederholt durch seine rechte Hand, den Redakteur Wengraf, mitteilen, die Regierung solle den Ausgleichsakt den nichtungarischen Ländern oh neweiters oktroyieren, es sei dies der einzige Weg, um rasch zum Ziele zu gelangen und der Opposition in einer diesseitigen Vertretung die Möglichkeit zu benehmen, alles wieder in Frage zu stellen.

Kaiserfeld war seit dem Jahre 1864 von Monat zu Monat magyarenfreundlicher geworden und zu jener Zeit, als er mir die erwähnte Mitteilung machen ließ, war er bereits auf dem Punkte angelangt, den Ungarn alle ihre Forderungen zu bewilligen; er fand auch schon das ursprüngliche Deáksche Elaborat ganz annehmbar und sein Einfluß hat schließlich auch die deutschen Parteigenossen in Wien mit wenigen Ausnahmen zu denselben Anschauungen bekehrt. Man wollte ein Parlament in Wien, in welchem den Deutschen die Herrschaft gesichert war; der Weg, welcher am sichersten und schnellsten zu diesem Ziele hinführte, wurde gewählt, ohne irgend einer anderen Rücksicht eine entscheidende Bedeutung zuzugestehen. Franz Pulszky reiste damals fortwährend zwischen Pest und Wien hin und her, hatte auch Zutritt zu den Parteiversammlungen der Deutschen in Wien; die Ungarn und die Deutschen suchten sich zu verständigen und der Vereinigungspunkt war leicht gefunden, wenn nur die Regierung dazu bestimmt werden konnte, zu einer Oktroyierung des Ausgleichs für „Zisleithanien" zu schreiten, ohne die Deutsche Partei dabei zu kompromittieren. Die Ideen, welche Beust, als er sich an die Spitze der Regierung stellte, in dem Schreiben vom 4. und 11. Februar 1867 an die Landtage und die Statthalter kund gab, sind keineswegs sein ursprüngliches Eigentum. Kaiserfeld und seine nächsten Freunde — insbesondere Wengraf — haben diese Ideen zur Welt gebracht, und zwar zu einer Zeit, wo Baron Beust auf die österreichische Politik

Digitized by Google

noch gar keinen Einfluß nahm; diese Ideen sind von den Ungarn natürlich sehr wohlwollend aufgenommen, von der ganzen Deutschen Partei — wenige starre Zentralisten ausgenommen — akzeptiert und von Baron Beust ausgeführt worden. Die Ungarn waren der Kaiserfeldschen Auffassung schon deshalb sehr gewogen, weil die Deákpartei auf diesem Wege sogleich in den Besitz dessen gelangen konnte, was sie wünschte, aber auch, weil es ein Bündnis mit der Deutschen Partei war, war diese Auffassung den Ungarn an und für sich erwünscht, um das slavische Element im eigenen Lande umso sicherer niederhalten zu können. Ich habe selbst aus dem Munde des jetzigen ungarischen Minister-Präsidenten Grafen Andrássy die Worte gehört: „Die Slaven sind nicht regierungsfähig, sie müssen beherrscht werden." Hiezu eignet sich nun jenes Bündnis ganz gut; auf wie lange, ist freilich eine andere Frage. Es ist übrigens ganz falsch, was Beust zur Rechtfertigung der Oktroyierung des Ausgleichsaktes jetzt zu verbreiten sucht: daß ungarischerseits bei den Jänner-Verhandlungen gewisse Zugeständnisse nur in der Überzeugung gemacht worden seien, die Regierung werde mit dem ungarischen Landtage allein den Ausgleich definitiv abschließen. Eine solche Zusicherung ist den Ungarn, solange ich im Amte war, nie gemacht worden, und daß ich einer solchen nie beistimmen würde, wußten sie nur zu gut. Namentlich hat Graf Andrássy die Vernehmung der Vertreter nichtungarischer Länder *vor* der Sanktion des Ausgleichs als eine festbeschlossene Maßregel wiederholt mit mir besprochen und hiebei nur seinen Wünschen für eine den ungarischen Intentionen freundliche Majorität Ausdruck gegeben. Ein einziges Mal ließ Graf Andrássy bei einem Besuche, den er mir machte, die Worte fallen, er könne den Streit, der „diesseits" in der Verfassungsfrage über Recht oder Unrecht geführt werde, nicht gut begreifen, da ja das Februar-Statut nie zur Wahrheit geworden sei, daher selbst eine Oktroyierung nicht als Unrecht perhorresziert werden könne. Es mag sein, daß Graf Andrássy durch diese Bemerkung meine Geneigtheit zu einer solchen Maßregel erforschen wollte. Allein auf meine Erwiderung, daß, wenn alle Versuche einer Vereinbarung scheitern sollten, — *aber auch erst dann*, — die Oktroyierung als der einzige noch offene Weg allerdings werde betreten werden *müssen*, ließ Andrássy jede weitere Diskussion über dieses Thema fallen. Dieser eben erwähnte Besuch fiel schon in die zweite Hälfte Jänner, also in eine Zeit, wo nicht mehr bloß Kaiserfeld, sondern auch die Deutschliberalen Wiens ihre Bereitwilligkeit deutlich kundgaben, von einer Regierung im Punkte des Ausgleichs alles hinzunehmen, welche ihnen den „ordentlichen" Reichsrat mit deutscher Majorität wiedergebe. Baron Beust hat sich über die Zulässigkeit und Rätlichkeit eines solchen Schrittes, *ohne mich zu verständigen*, zunächst mit Andrássy allein besprochen und dessen Zustimmung vom ungarischen Standpunkte aus leicht erlangt.

Er hat hierauf dem Kaiser hierüber Mitteilung gemacht und *erst dann* — am 26. Jänner 1867 — daran gedacht, auch mit mir darüber zu sprechen. Ich muß bemerken, daß die Unterredung zwischen Beust und Andrássy, unmittelbar nachdem sie stattgefunden, in der Wiener „Morgen-Post" zu lesen war und natürlich als Signal einer Schwenkung der Regierung von den deutsch-liberalen Blättern begierig aufgegriffen wurde. Andrássy

Digitized by Google

hat mir gegenüber sein großes Befremden darüber ausgesprochen, wie ein Gespräch zwischen ihm und Baron Beust Gegenstand eines Zeitungsartikels werden konnte, da er selbst niemandem diesfalls eine Mitteilung gemacht habe. Auch Baron Beust leugnete, irgend einen Anlaß zu dieser Veröffentlichung gegeben zu haben. Nachdem aber der Inhalt des Gesprächs in jener Zeitung ziemlich richtig wiedergegeben war, so mußte doch eine Mitteilung von seiten eines der Teilnehmer erfolgt sein und es ist mir nicht zweifelhaft, daß dieselbe von Beust ausging und durch Hoffmann an Landsteiner, den Eigentümer der „Morgen-Post", gelangte.

Dieses Manöver mußte natürlich auf die Wahlen für den außerordentlichen Reichsrat, welche damals im Zuge waren, auf das allerungünstigste einwirken. Die konservative Partei unter den Deutschen, welche bereit war, bei den Wahlen im Sinne der Regierung vorzugehen, war nun vollständig desorientiert und in ihrer Aktion behindert, da die Journale das Aufgeben der Idee des außerordentlichen Reichsrates durch die Regierung selbst in Aussicht stellten und ein wirkliches Dementi gar nicht möglich war, insolange jener Artikel der „Morgen-Post" unwiderlegt blieb. Beust leugnete zwar beharrlich, den Zeitungen irgend welchen Anlaß zu den kolportierten Gerüchten geboten zu haben, war aber gleichzeitig eifrigst bemüht, jeden Schritt hintanzuhalten, welcher durch Benützung der Regierungsblätter das Festhalten der Regierung an dem betretenen Wege dokumentiert hätte. Während er damals die Unterredung mit Grafen Andrássy als eine einfache Konversation privaten Charakters hinzustellen suchte, nennt er sie jetzt in dem an mich gerichteten Schreiben vom 21. Nov. 1867*) selbst ein „Arrangement", welches er mit Grafen Andrássy hinter meinem Rücken getroffen hat. Zu diesem „Arrangement" beeilte er sich auch sogleich, — ohne mich oder irgend einen von meinen und seinen Ministerkollegen früher darüber zu vernehmen, — die mündliche Zustimmung des Kaisers einzuholen, und als er diese erlangt hatte, schrieb er mir ein Billett, mit welchem er mich ohne Andeutung der Ursache und des Gegenstandes um eine Unterredung und Bestimmung der Stunde hiezu ersuchte. Alles dies: die Unterredung Beusts mit Andrássy, die derselben unmittelbar gefolgten Zeitungsartikel und die Einholung der kaiserlichen Zustimmung füllte einen Zeitraum von wenigen Tagen aus, und durch jenes Billett kam Baron Beust nur meiner Absicht entgegen, die Differenz, die sich bereits zu einer Personenfrage gestaltet hatte, rasch zu einer Entscheidung zu bringen. An dem Tage, an welchem mir dieses Billett zukam, — es war Samstag der 26. Jänner 1867, — erschien denn auch zu der von mir bezeichneten Stunde, 8 Uhr abends, Baron Beust mit der ihm eigenen lächelnden Miene, um, wie er sagte, mir eine Idee mitzuteilen, deren Ausführung ihm geeignet

*) Anmerkung des Herausgebers: Zum Verständnis dieser Stelle muß hier erwähnt werden, daß infolge einer von Beust bei Beratung des Delegationsgesetzes im Abgeordnetenhause gehaltenen Rede im November 1867, welche die Genesis des Ausgleiches und den Verlauf der Ministerkrisis vom Februar 1867 nicht richtig darstellte (wohl mit Absicht!), Belcredi sich zu einer Erwiderung an Beust veranlaßt fand, welche das oben erwähnte Schreiben Beusts zur Folge hatte.

Digitized by Google

scheine, allen Verfassungswirren rasch ein Ende zu machen*). Sowie man bei einer Fahrt auf der Eisenbahn durch eine richtige Stellung des Wechsels rasch zum Ziele gelange, so bedürfe es auch in unserer politischen Lage bei den bereits gewonnenen Verhandlungsresultaten nur einer kleinen Änderung des Geleises, in dem wir uns bewegen, um den Ausgleich sofort perfekt zu machen. Dieser soll nämlich zwischen Ungarn und der Regierung definitiv und unabänderlich abgeschlossen, diese Zusicherung den Ungarn — falls ihr Landtag die bei jenen Verhandlungen vereinbarten Modifikationen des Deákschen Elaborates annimmt — erteilt, für die nichtungarischen Länder die Berufung des außerordentlichen Reichsrates aufgegeben und auf Grund des Februar-Statutes der Reichsrat berufen werden, dem der Ausgleich als eine unabänderliche Tatsache zu notifizieren und daran die Aufforderung zu knüpfen wäre, das Februar-Statut den durch den ungarischen Ausgleich geänderten Verhältnissen anzupassen. Es sei demnach der „außerordentliche Reichsrat" mit Rücksicht auf den günstigen Verlauf der Verhandlungen in der ungarischen 1867er-Kommission für gegenstandslos zu erklären, indem der Ausgleich mit Ungarn zum Abschlusse reif sei. Diese Versammlung sei vielmehr als „engerer" Reichsrat einzuberufen und gleich mit Gesetzesvorlagen, vorzugsweise mit dem Heeres-Ergänzungs-Gesetz, zu beschäftigen. Beust war kühn genug, mich auf den Inhalt der (vom Ministerium des Äußeren inspirierten!) Wiener Zeitungen der letzten Tage mit dem Bemerken zu verweisen, daß die öffentliche Meinung instinktiv das Richtige herausfühle und für die Berufung des ordentlichen Reichsrats plädiere. Er fügte hinzu, daß die Ungarn nach einer Besprechung, die er deshalb mit Andrássy gehabt habe, diesem Plan vollkommen beistimmen würden und daß auch Seine Majestät, dem er diese Idee bereits mitgeteilt habe, derselben Beifall zolle.

Zu einiger Aufrichtigkeit sah sich Baron Beust denn doch gezwungen, indem er als Hauptmotiv dieser politischen Schwenkung die Gewinnung der Deutschliberalen Partei bezeichnete, welche um den Preis der Berufung des Februar-Reichsrates gern bereit sei, der Regierung für den einseitigen Vorgang in der Sache des Ausgleiches mit Ungarn Indemnität zu erteilen. Er (Beust) müsse als Minister des Äußeren großes Gewicht darauf legen, daß diese Partei befriedigt und dadurch den preußischen Machtbestrebungen ein Damm entgegengesetzt werde. Es sei dies umso nötiger, als die Antrittsrede des Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe in der bayrischen Kammer, die er zwar ostensibel — in einem Artikel der Wiener „Abendpost" — als wenig belangreich bezeichnet habe, denn doch ernster genommen werden müsse, da ihre preußenfreundliche Färbung gar zu deutlich hervortrete.

---

*) Anmerkung des Herausgebers: Wie begreiflich, hat sich diese so folgenschwere Unterredung mit Beust in unauslöschlicher Weise Belcredis Gedächtnisse eingeprägt. Nicht nur, daß sich über diese in Belcredis Schriften nebst der obigen Schilderung noch eine spezielle Aufzeichnung befindet, welche hier mit der vorliegenden Darstellung verschmolzen wird, sondern noch in seinen letzten Lebensjahren hat er mir bei einem Besuche in Gmunden jene Konferenz mit Beust genau in der obigen Weise erzählt. Die hier erwähnte spezielle Aufzeichnung ist von Belcredi sofort in den ersten Tagen des Februar 1867 niedergeschrieben worden und hier mitbenützt.

Digitized by Google

(Hohenlohes Rede war übrigens nichts anderes als eine Paraphrase des Gedankens, welcher bereits in dem im Jahre 1866 unmittelbar nach dem Kriege mit Preußen abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnis einen sehr prägnanten Ausdruck gefunden hatte; und seine Worte sollten nur die Gemüter auf die im April 1867 erfolgte Kundmachung einer längst vollzogenen Tatsache vorbereiten. Der Minister des Äußeren, Baron Beust, hatte von diesem Sachverhalte keine Ahnung.)

Meine Erwiderung war sehr kurz, so daß die ganze Unterredung mit Beust kaum eine halbe Stunde währte. Die in den letzten Tagen und in dieser Besprechung selbst besonders deutlich hervorgetretene Falschheit des Baron Beust hatte mich so angewidert, daß ich gar nicht fähig gewesen wäre, mit diesem Manne länger zu verhandeln. Ich bemerkte ganz kurz, daß ich aus Überzeugung so denke und handle, wie er dies bis jetzt an mir erfahren habe. Ich hätte keinen einzigen Grund von ihm gehört, der meine Überzeugung erschüttern könnte. Es handle sich in erster Linie nicht um einen „rascheren", sondern um einen dauernden, haltbaren Abschluß des inneren Verfassungskonfliktes. Die von ihm (Beust) entwickelte Idee gefährde die Interessen des Gesamtreiches, mißachte das Recht der nichtungarischen Länder zu einem freien, gleichzeitigen Votum in der Ausgleichsfrage und widerspreche den klaren Bestimmungen des Februar-Statuts, welches keinen in Verfassungsangelegenheiten kompetenten Reichsrat der nichtungarischen Länder kenne. An dieser Ansicht hielte ich fest und wäre selbstverständlich entschlossen, mein Portefeuille niederzulegen, wenn Seine Majestät sich für die Ansicht des Baron Beust entscheiden sollte. Ich fügte noch hinzu, daß mit dem September-Manifeste das Versprechen gegeben worden sei, vor der Entscheidung die diesseitige Vertretung zu hören; es sei daher nicht bloß eine politische, es sei auch für mich eine Ehrensache, dieses Versprechen zu erfüllen. Übrigens sei die Berufung des engeren Reichsrates auch deshalb unmöglich, da man hiefür umso weniger eine Stütze im Februar-Patente finden könne, als dieses durch den Abschluß mit Ungarn zerrissen sei. Damit endete die Unterredung. Am nächstfolgenden Tage, 27. Jänner, ging ich in den Vormittagsstunden zum Kaiser. Baron Beust hatte sich beeilt, mir zuvorzukommen und ich fand den Kaiser für die Beustsche Idee sehr eingenommen. Ich setzte Seiner Majestät meine gegenteiligen Gründe umständlich auseinander, die Unterredung dauerte mehrere Stunden; ich betonte namentlich, daß die mit Ungarn erzielten Verhandlungsresultate keineswegs von solcher Bedeutung seien, um — abgesehen von allen anderen Bedenken — an sich einen definitven Abschluß mit Ungarn zu rechtfertigen; daß die Gefahr für das Gesamtreich, welche jene ungenügenden Resultate noch immer mit sich bringen, nur dadurch unschädlich gemacht werden könnten, daß ein Zustand der Befriedigung in den nichtungarischen Ländern die Widerstandskraft gegen eine den Reichsbestand bedrohende Entwicklung der Dinge erhöhe und sichere; daß der von Beust vorgeschlagene Weg aber in den außerungarischen Ländern bei der überwiegend slavischen Bevölkerung gerade das Gegenteil bewirken werde; daß ferner nebst diesen objektiven auch subjektive Gründe mir es unbedingt verbieten, eine solche Politik einzuschlagen, indem im Manifest vom

Digitized by Google

20. September 1865, für welches ich die Verantwortung trage, mein Wort für die rechtzeitige Vernehmung der außerungarischen Länder verpfändet wurde und es mit meiner Ehre unvereinbar sei, mein Wort unerfüllt zu lassen. Auf die Einwendung des Kaisers, daß die gegenwärtig erzielten Resultate der Verhandlungen mit ungarischen Landtagsmitgliedern ein rasches Festhalten des Gewonnenen nötig machen, erwiderte ich mit einem Hinweise auf den klaren Wortlaut des September-Manifestes, nach welchem, wenn ungarischerseits Modifikationen der Staatsgrundgesetze vorgeschlagen würden, vor der endgiltigen Entscheidung jedenfalls die Vernehmung der Vertreter der außerungarischen Länder einzutreten habe. Ich fügte hinzu, daß diese „Modifikationen" nach den bisherigen Resultaten der Verhandlungen mit Ungarn wohl der tiefgreifendsten Art seien.

Das Hauptargument, welches der Kaiser mir entgegenstellte, war das des Zeitgewinnes durch eine rasche Entscheidung. Er schien anzuerkennen, daß der von mir vorgeschlagene Weg der korrektere sei, schien aber anderseits die Festsetzung eines baldigen Termines für die Krönung zu wünschen. In dieser Beziehung konnte ich nur bemerken, daß eine Fixierung dieses Zeitpunktes für mich wohl unmöglich sei, da sich der Vertretung der außerungarischen Länder die Beschlüsse nicht vorschreiben und kein Präklusiv-Termin setzen lasse; daß es sich aber bei einer so hochwichtigen, die Existenz der Monarchie berührenden Frage wohl weniger um einen raschen, aber ephemeren als um einen sicheren und dauernden Erfolg handle und daß ich pflichtgemäß nur diesen letzteren anstreben könne.

Zum Schlusse sagte der Kaiser, er würde diese Frage noch vor den Ministerrat bringen, in welchem er den Vorsitz führen werde; bis dahin möge ich mir die Sache noch reiflich überlegen. Ich erklärte jedoch Seiner Majestät, daß für mich die Sache so klar sei, daß ein weiteres Überlegen keine Umstimmung in mir bewirken könne, ich vielmehr schon jetzt meinen festen Entschluß aussprechen müsse, für den Fall, als der Vorschlag des Baron Beust von Seiner Majestät definitiv gutgeheißen würde, mir meine Demission zu erbitten. Der Kaiser hatte während der ganzen Unterredung alle meine Argumente, die ich mich verpflichtet fühlte, mit der größten Offenheit vorzutragen, mit Ruhe angehört und mir persönlich die größte Rücksicht bewiesen. Beust stellte Seiner Majestät die rascheste Beendigung der Verfassungswirren in Aussicht. Der Krönung in Ungarn, welcher Kaiser und Kaiserin schon mit Ungeduld entgegensahen, stünde sodann kein Hindernis mehr im Wege. Diesem Versprechen, dem Graf Andrássy beitrat, mag ein Einfluß in der Richtung zuzuschreiben sein, die Bedenken des Kaisers zu besiegen. Seine Majestät wurde durch die Ungarn selbst in dem Glauben bestärkt, daß durch die Krönung und durch den Machtgewinn, den diese bringe, allen ernsten Gefahren für Thron und Reich für die Zukunft am wirksamsten vorgebeugt werden würde. Jenen entscheidenden Ministerrat hatte der Kaiser für Freitag den 1. Februar festgesetzt. Für die Zwischenzeit sind jedoch noch zwei nicht unwichtige Begebenheiten zu verzeichnen.

Am 29. Jänner kam Ferdinand v. Friedland zu mir und erklärte, von seinem Vetter Max Friedländer, dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse", beauftragt worden zu sein, mir dessen Bereitwilligkeit kund zu tun, die „Neue

Digitized by Google

Freie Presse" der Regierung zur Verfügung zu stellen und — falls ich darauf einginge — zugleich die Verpflichtung zu übernehmen, die Beschickung des außerordentlichen Reichsrates durch die deutsche Partei zu bewerkstelligen. Ich wurde ersucht, Tag und Stunde mit Max Friedländer zu bestimmen, um das Nähere zu vereinbaren.

Nachdem damals die Entscheidung des Kaisers zwischen Beust und mir unmittelbar bevorstand, so habe ich einen späteren Tag zu einer Besprechung mit Friedländer bestimmt; als Ort der Zusammenkunft war die Wohnung Ferdinand v. Friedlands festgesetzt worden. Als der Kaiser mir am 3. Februar mündlich erklärte, meine Demission anzunehmen, sagte ich natürlich jene Besprechung sogleich ab. Zunächst war es dem Redakteur Friedländer gewiß nur darum zu tun, ein finanziell gutes Geschäft zu machen; wenige Wochen vorher hatte ich das Miteigentum an der sog. „Alten Presse" für die Regierung gewonnen und daher den bisher alleinigen Eigentümer August Zang*) durch dieses Miteigentum bestimmt, der Regierung gegenüber weiter keine feindliche Stellung zu nehmen. Friedländer wünschte nun offenbar ein ähnliches Geschäft zu machen; daß er es aber mit mir und zwar in jenem Zeitpunkte abschließen wollte, ist jedenfalls sehr bezeichnend. Friedländer war die Seele der Machinationen der Deutschen Partei, welcher sein Blatt ausschließend diente; die Zusage dieses Mannes, seine Partei dem außerordentlichen Reichsrat günstig zu stimmen, hatte daher ihr großes Gewicht. Und wie gering mußte wohl das Vertrauen dieser Partei in die Möglichkeit eines Erfolges ihrer Bestrebungen und zu den Intentionen des Baron Beust sein, wenn sich der Leiter ihres Parteiorgans noch in den letzten Tagen des Monates Jänner bereit erklärt, eine Schwenkung zu machen und nun meine, bisher so heftig bekämpfte Politik zu unterstützen! Am 31. Jänner erhielt ich einige Zeilen von August Zang, mittelst welcher er mich in einer wichtigen Sache dringend um eine Besprechung ersuchte. Dieselbe fand noch am selben Tage statt und Zang teilte mir mit, Beweise in Händen zu haben, „welche Intrigen im Ministerium des Äußern gegen mich gesponnen würden". Von einer Person, für deren Glaubwürdigkeit er nach seinen Erfahrungen bürgen könne, deren Namen er aber nicht nennen dürfe, habe er die Nachricht erhalten, daß vor wenigen Tagen aus dem Ministerium des Äußern ein für ein englisches Journal bestimmter Artikel nach London expediert wurde, in welchem mein Rücktritt und die Übernahme der Ministerpräsidentschaft sowie die Leitung der inneren Politik durch Baron Beust, das Aufgeben des außerordentlichen Reichsrates und die Berufung des „Verfassungsmäßigen" signalisiert wird. Der Sendung sei die Bemerkung beigefügt worden, daß, da Seine Majestät die Entscheidung von einem noch bevorstehenden Ministerrat abhängig gemacht habe, mit der Einrückung des Artikels zu warten sei, bis ein Telegramm: „Loslassen" eintreffe. Namentlich diese beigefügte Bemerkung mußte mich von der Richtigkeit der Zangschen Mitteilung

*) Anmerkung des Herausgebers: Vor wenigen Wochen hat die Witwe August Zangs die in jener Zeit geschriebenen Artikel Zangs gesammelt unter dem Titel erscheinen lassen: „Die Sturmessaat ist aufgegangen". Belcredis hier veröffentlichte Aufzeichnungen beweisen, wie falsch auch der von Zang gegen ihn erhobene Vorwurf war, „er klammere sich an sein Minister-Portefeuille"!

Digitized by Google

sowie davon überzeugen, daß Baron Beust selbst diesen Schritt getan habe; denn außer mir und ihm war das Stadium der Ministerkrisis sowie der Entschluß des Kaisers, noch einen Ministerrat zu berufen, niemandem bekannt. Von mir hat kein Mensch ein Wort darüber vernommen, also war es Beust, der das Schweigen vorzeitig gebrochen hat. Nachdem Verschwiegenheit überhaupt nicht zu seinen Tugenden gehört, so erlaubte seine Freude, dem Ziele nahe zu sein, noch weniger, der redseligen Natur Zwang anzutun. Den Kaiser hatte ich seit jenem Sonntage (27. Jänner) nicht mehr gesehen, während ich bis dahin fast täglich zu ihm kam; führten mich nicht ohnehin die Geschäfte hin, so ließ er mich rufen. Dieses plötzliche Abbrechen des persönlichen Verkehrs war demnach für mich sehr verständlich. Der Kaiser schien dem Beust-Andrássyschen Projekte Beifall zu zollen. Erst Freitag, den 1. Februar schrieb mir Seine Majestät, ich möchte die Minister zu einer Konferenz unter Seinem Vorsitze zur Beratung der innerpolitischen Frage berufen, früher aber selbst zu ihm kommen. Der Entschluß des Kaisers stand bereits fest und demzufolge auch der meine, mir die Entlassung zu erbitten. An demselben Tage, an welchem Zang mir jene Eröffnung machte, erhielt ich vom Kaiser den eben erwähnten Auftrag. Der Minister-Konseil wurde dementsprechend von mir für Freitag, den 1. Februar 1867 einberufen. Dem erhaltenen Befehle folgend kam ich an dem bezeichneten Tage zum Kaiser. — Ich hatte vorher mein förmliches Entlassungsgesuch niedergeschrieben und überreichte es nun Seiner Majestät.*) Ich erklärte, mein Entschluß sei heute derselbe wie vor fünf Tagen und finde in dem Entlassungsgesuch seinen Ausdruck, welches ich den Kaiser entgegenzunehmen bat. Derselbe nahm mein Demissionsgesuch schweigend und nachdenklich aus meiner Hand und frug nach einigen Augenblicken, ob denn eine Verständigung zwischen mir und Beust ganz unmöglich sei. „Sie ist unmöglich," lautete meine Antwort, „wenn Beust bei seinen neuesten politischen Plänen und bei dem Intrigenspiel beharrt, welches seit den letzten Tagen besonders lebhaft gegen mich betrieben wird". Ich berief mich nicht allein auf die durch das Ministerium des Äußern genährten Umtriebe, um in den deutsch-slavischen Provinzen die im Zuge befindlichen Landtagswahlen zu Gunsten der sogenannten „Verfassungstreuen" zu beeinflussen und die konservative Partei in ihrer regierungsfreundlichen Haltung wankend zu machen, sondern ich erzählte auch dem Kaiser, was mir Zang tags vorher mitgeteilt hatte. Ich erklärte daher, auf keinen Fall mit Beust im Ministerium verbleiben zu können, der nach Zangs Mitteilung bereits vor zwei Tagen einen Artikel in ein englisches Blatt schreiben ließ, welcher die bezeichnete Wendung in der Politik signalisieren sollte. In diesem Artikel komme Beust als präsumptiver Ministerpräsident und ich als zurückgetreten vor. Es sei ferner, wie schon erwähnt, die Bemerkung darin enthalten, daß eine Ministerkonferenz über die Durchführung dieser Politik entscheiden solle, daher man in London mit der Einrückung des Artikels auf ein Telegramm

*) Anmerkung des Herausgebers: Die von Belcredi eigenhändig geschriebene Kopie dieses Entlassungsgesuches befindet sich in seinen nachgelassenen Papieren. Dasselbe ist in edlen, ergreifenden Worten gehalten, die man nicht ohne tiefe Rührung lesen kann. Aus jedem Wort spricht Belcredis große Charakterfestigkeit, aber auch der Schmerz, so nahe am Erfolg sich zurückziehen zu müssen.

Digitized by Google

warten solle. Auf die Frage des Kaisers, ob dies denn möglich sei, bemerkte ich, daß die Details jener Mitteilung kaum gestatten, an ihrer inneren Wahrheit und an der Urheberschaft Beusts zu zweifeln. Beust, welcher sich mittlerweile wegen des bevorstehenden Ministerrates in den Appartements des Kaisers eingefunden hatte, wurde in das kaiserliche Schreibzimmer gerufen, wo ich ihm alles vorhielt, was mir aus Zangs Mitteilungen bekannt war. Beust war hiedurch in große Verlegenheit versetzt. Die Sache für unwahr zu erklären, hatte er denn doch nicht den Mut; sich selbst als den Schuldigen bekennen, wollte er gleichfalls nicht, und so wurde denn ein ihm untergeordneter Beamter als Sündenbock vorgeschoben und darin eine allerdings sehr mangelhafte Entschuldigung gesucht, da ja das Detail jener Mitteilung mindestens die Beustsche Inspiration unwiderleglich dartat. Meine Worte beantwortete Beust nur fortwährend mit dem Ausruf: „Ach, wie ich das beklage, ach, wie ich das bedauere, von mir bitte ich doch so etwas nicht zu glauben, ich werde in meinem Ministerium eine strenge Untersuchung einleiten lassen" ꝛc. ꝛc. Kurz, es waren Worte, wie sie eben nur die Verlegenheit und das schlechte Gewissen eingeben. Die in Aussicht gestellte „Untersuchung" bestand darin, daß Beust am folgenden Tag seinen Adjutanten Hofrat Hoffmann in Gegenwart des Preßleiters Baron Hell frug, ob und was ihm bezüglich jenes angeblich für ein englisches Journal bestimmten Artikels bekannt sei? Hoffmann bestand nicht einmal diese Art von „Untersuchung", denn schon die Gegenwart des Hofrates Hell machte ihn, ganz gegen seine Gewohnheit, so verlegen, daß er gar kein halbwegs passendes Wort der Erwiderung fand, sondern die an ihn gerichtete Frage nur wieder mit — in seiner Verlegenheit sehr ungeschickt gestellten — Gegenfragen: Was man denn wohl meine? Welches Blatt dies denn sein solle? ꝛc. beantwortet hat.

Hofrat Hell, ein sehr braver Beamter und ehrenhafter Charakter, kam nach dieser Untersuchung zu mir, da Beust-Hoffmann ihm ein Blatt einer deutschen Zeitung mit dem Bedeuten mitgegeben hatten, mich zu fragen, ob der in diesem Blatte enthaltene Artikel etwa derjenige sei, den ich meinte. Hell, der keine Ahnung von all dem hatte, was vorhergegangen war, daher den Anlaß jenes Zwiegesprächs zwischen Beust und Hoffmann gar nicht kannte, erzählte mir mit großem Erstaunen und ohne sich diese Erscheinung erklären zu können, von der bitteren Verlegenheit, in die Hoffmann durch jene Frage Beusts versetzt wurde. Das Ganze war natürlich nur eine des Vorgehens des Herrn von Beust würdige Schlußkomödie.

Hells Gegenwart wurde gewählt, weil Beust wußte, daß derselbe täglich mit mir verkehre und mein Vertrauen besitze, so daß seine Anwesenheit dem Vorgang einen Anstrich von loyaler Offenheit geben werde. Daß den sonst so namenlos kecken Hoffmann das böse Gewissen zum Verräter machen würde, konnte er natürlich nicht voraussetzen. Das mir mitgeteilte Blatt enthielt einen ganz anderen und zwar unverfänglichen Artikel. Später wurde mir die ganze Sache als eine Unvorsichtigkeit des Majors Jung, der fürs Ausland korrespondiert, erklärt. Nachdem der Inhalt des Artikels aber ganz genau die Ideen des Herrn von Beust wiedergibt und von der bevorstehenden entscheidenden Ministerkonferenz spricht, was nur Beust selbst wissen konnte, so ist es klar, daß die ganze Sache nur von Beust ausgehen kann.

Digitized by Google

Die erwähnte Ministerkonferenz vom 1. Februar 1867 währte vier Stunden und bestand eigentlich nur in einem heftigen Kampfe zwischen Beust und mir. Beust hielt noch immer seinen Standpunkt fest, ich selbstverständlich den meinen. Beust begann damit, die Resultate der im Jänner gepflogenen Verhandlungen mit den ungarischen Landtagsabgeordneten und Ministerkandidaten Andrássy, Lónyay und Eötvös als so günstig zu bezeichnen, daß sie vollständig ausreichten, den Ungarn schon jetzt auf der gewonnenen Grundlage den definitiven Abschluß des Ausgleichs unter der Voraussetzung in Aussicht zu stellen, daß die 67er Kommission des Landtags diese Vereinbarungsresultate gleichfalls akzeptierte und dadurch auch die Annahme im Landtage als gesichert erscheinen ließe. Diese Zusage des Abschlusses hätte im Namen der Krone zu geschehen, so daß, sobald ein günstiger Beschluß der Landtagskommission vorliege, sogleich zur Ernennung der ungarischen Minister geschritten werden könne, welch letztere die Vertretung der Ausgleichsbestimmungen im Landtage zu übernehmen hätten. Der außerordentliche Reichsrat sei durch die eben erwähnten Vereinbarungsresultate mit den ungarischen Abgeordneten gegenstandslos geworden, daher die Einberufung desselben unter Hinweisung auf die Vereinbarung mit Ungarn zu revozieren und die Landtage zur Wahl der Abgeordneten für den „ordentlichen verfassungsmäßigen Reichsrat" aufzufordern seien. Diesem letzteren wäre der Ausgleich mit Ungarn als eine vollzogene Tatsache mitzuteilen und allenfalls eine Indemnität für den Vorgang der Regierung zu begehren. Die Begründung dieses Begehrens und beziehungsweise des Vorgangs der Regierung liege in dem Umstande, daß die Ungarn sich nie zu einer Verhandlung und Vereinbarung mit der Regierung herbeigelassen hätten, wenn das Resultat in seiner Gültigkeit noch von der Zustimmung der nichtungarischen Länder abhängig gemacht worden wäre. Wollte man daher jetzt noch an das Votum dieser Länder appellieren, so hieße dies das Vereinbarungsresultat mit Ungarn wieder in Frage stellen und den so dringend nötigen Abschluß des Ausgleichs wieder in unabsehbare Ferne rücken.

In meiner Entgegnung sagte ich Beust ganz deutlich, daß er schon seit zehn Tagen durch die Journale eine Agitation gegen den außerordentlichen Reichsrat in Szene gesetzt habe, die auf den Ausschlag der Wahlen in der ungünstigsten Weise zurückwirke, und erklärte, die Auseinandersetzung und den Antrag des Baron Beust in allen seinen Punkten bekämpfen zu müssen. Wenn eine Regierung, kaum daß sie einen Schritt wie jenen des Patentes vom 2. Januar (1867) getan, wieder eine Schwenkung mache, müßten alle konservativen und loyalen Elemente sie verlassen. Erstens könne ich die Resultate der Vereinbarung mit den ungarischen Abgeordneten nicht für so befriedigend ansehen, daß die Regierung Ursache hätte, mit beiden Händen zuzugreifen und alle anderen, selbst die gewichtigsten Rücksichten bei Seite zu setzen, nur um den Besitz jener Zugeständnisse vor jeder Störung zu sichern. Die in Ungarn gewonnenen Resultate berechtigten durchaus nicht zu einer solchen Schwenkung, denn das im September-Patente gewahrte Recht der diesseitigen Vertreter, ihr gleichgewichtiges Votum abzugeben, bleibe aufrecht und müsse beachtet werden. Baron Beust hätte sich auch nicht veranlaßt gefunden, die Gründe seiner besonderen Befriedigung über jene Vereinbarungsresultate bekannt zu geben. Er dürfte mir aber wohl nicht die

Digitized by Google

Kompetenz abstreiten, darüber ein Urteil abzugeben, was dem österreichischen Reichsinteresse Befriedigung gewähre und was nicht, und da könne ich denn die von den ungarischen Abgeordneten zugestandenen Modifikationen des Deákschen Elaborates nur als das Minimum dessen bezeichnen, was für das Reich erstrebt und gesichert werden muß. Ich sei wohl überzeugt, daß die Regierung, wenn sie die Verhandlungen mit Ungarn fortsetzen wollte, keine weiteren Zugeständnisse zu erwarten habe, dies berechtige aber dieselbe keineswegs, unmittelbar zum Abschluß des Ausgleichs zu schreiten. Die entscheidende Frage sei jetzt vielmehr die, ob das Votum des außerordentlichen Reichsrats dem Ausgleichswerke, vom österreichischen Standpunkt betrachtet, förderlich sein könne? Diese Frage könnte ich nimmermehr verneinend beantworten und schon deshalb müsse ich erklären, die Verantwortung eines Schrittes, wie ihn Baron Beust bezüglich des Ausgleichsdefinitivums beantragt, nicht übernehmen zu können. Nun sei aber noch zu erwägen, daß selbst dieses Minimum der ungarischerseits zugestandenen Modifikationen dem Reiche dauernd nicht gesichert ist, wenn von der Prüfung und freien Zustimmung der außerungarischen Länder zu dieser Abmachung abgesehen wird. Denn in diesen Ländern und nicht in Ungarn finde die Monarchie ihre kräftigste Stütze. Bei aller Verschiedenheit der nationalen und politischen Wünsche und Bestrebungen dieser Länder sei doch der ernste Wille, den Bestand eines mächtigen Ganzen zu erhalten, unzweifelhaft vorhanden. Wer dasselbe von Ungarn behaupten wolle, kennt Land und Leute nicht. Wohin soll also eine Politik führen, welche Ungarn und auch dieses nur in seiner momentan herrschenden Partei, befriedigt, die anderen wahrhaft österreichisch gesinnten Länder aber unbefriedigt läßt, ja, welche die Majorität der Bevölkerung dieser Länder, welche slavisch ist, geradezu vor den Kopf stößt?

Ich wisse wohl, daß die deutsche Partei um den Preis der Berufungen des sogenannten verfassungsmäßigen Reichsrates, weil ihr in demselben die Majorität gesichert wäre, bereit ist, die Politik des Baron Beust ohne Widerstand hinzunehmen, — ja, daß diese Partei selbst geneigt ist, das Deáksche Elaborat in seiner ursprünglichen Form zu akzeptieren, nur um in möglichst kurzer Zeit wieder zur Herrschaft in den nichtungarischen Ländern zu gelangen. Allein diese selbe Partei habe ja durch fünf Jahre die Herrschaft besessen und ihre Kraft zur Geltung bringen können, und was habe sie geleistet? Die traurigen Konsequenzen einer Politik, wie sie Baron Beust empfiehlt, würden sich noch viel früher geltend machen als jene der Politik des Herrn von Schmerling. Es sei mir ferner ganz unverständlich, wie Baron Beust angesichts der sich immer drohender gestaltenden orientalischen Frage eine Politik inaugurieren wolle, welche die Slaven im Reiche zu entschiedenen Gegnern haben wird. Baron Beust sage, daß der außerordentliche Reichsrat durch die Vereinbarung mit den ungarischen Abgeordneten gegenstandslos geworden sei. Dem müsse ich entschieden widersprechen. In dem Manifeste und Patente vom 20. September 1865 sei das Versprechen erteilt worden, in der Ausgleichsfrage keine Entscheidung zu treffen, ohne vorher das Votum der nichtungarischen Länder in derselben einzuholen. Dieses Versprechen soll eben durch die Berufung des außerordentlichen Reichsrates erfüllt werden; unerfüllt bliebe aber das Versprechen,

Digitized by Google

wenn die Entscheidung jetzt von der Regierung einseitig getroffen würde. Die Resultate der Verhandlungen zwischen der Regierung und einzelnen ungarischen Landtagsabgeordneten sollen den außerordentlichen Reichsrat gegenstandslos machen, während doch nach dem September-Patent selbst ein bezüglicher Beschluß des ungarischen Landtages jene außerordentliche Versammlung der Landtagsdelegierten nicht allein nicht gegenstandslos machen kann, sondern der Inhalt eines solchen Beschlusses eben den Gegenstand der Beratung dieser Versammlung zu bilden hat. Bei der Beratung der Frage eines außerordentlichen Reichsrates im Ministerrat (im Monat Dezember 1866) sei ja von mir ohne irgend welchen Widerspruch hervorgehoben worden, wie wünschenswert es sei, noch vor dem Zusammentreten dieser Versammlung die Verhandlungen mit den Ungarn zu einem Resultate zu führen, welches die sichere Aussicht habe, vom ungarischen Landtage angenommen zu werden, da sonst die Regierung dem außerordentlichen Reichsrat nur Propositionen machen könnte, für deren Annahme in Ungarn gar keine Garantie vorliege.

(NB. Bei der in Ungarn herrschenden Parteidisziplin war hiezu nur die zugesicherte Zustimmung Deáks nötig.)

Ich wies darauf hin, daß die Absicht, die Vertreter der nichtungarischen Länder schon jetzt und für einen so frühen Termin (25. Februar) zu berufen, eben darin ihren Grund hatte, daß Baron Beust mit Rücksicht auf die „Unsicherheit der äußeren Verhältnisse" darauf drang, den Zusammentritt des außerordentlichen Reichsrates nicht über den Monat Februar hinaus zu verschieben. (NB. Damals konnte Baron Beust die äußere Lage nicht drohend genug schildern. Wenige Wochen später aber, als er nach meinem Rücktritt die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, machte ihm die Verzögerung des Zusammentritts des Reichsrats bis Mai 1867 nicht das geringste Bedenken.)

Dieses sei der Grund der Berufung jener Versammlung mit Patent vom 2. Jänner 1867, also vor Erzielung eines halbwegs annehmbaren Verhandlungsresultates mit Ungarn gewesen und ohne diesen von Baron Beust als Minister des Äußern mit großem Nachdruck geltend gemachten Grund wäre es mir nicht eingefallen, die Berufung der Vertreter nichtungarischer Länder vor erzieltem Verhandlungsresultat mit Ungarn zu beantragen, wogegen aber von allen Teilnehmern an jenem Ministerrat die Notwendigkeit anerkannt wurde, die Verhandlungen mit Ungarn möglichst zu fördern und dem außerordentlichen Reichsrat in dieser Hinsicht nicht resultatlos gegenüber zu treten. (NB. Justizminister Komers, und zwar dieser allein, hat in jenem Ministerrat vom Dezember gegen die Berufung des außerordentlichen Reichsrates gestimmt und beantragt, denselben erst dann einberufen zu lassen, wenn ein Beschluß des ungarischen Landtags in der Ausgleichsfrage vorliege.)

Durch die seither erzielten Resultate in der ungarischen Angelegenheit sei daher wenigstens annähernd dasjenige erfüllt, was nach den Ministerberatungen über die Berufung eines außerordentlichen Reichsrats zu erstreben war.

Baron Beust wolle, daß der „verfassungsmäßige" Reichsrat berufen werde, während er gleichzeitig beantragt, die Verfassungsakte zu zerreißen. Denn ein definitiver, einseitiger Abschluß des Ausgleichs mit Ungarn ist der Form und der Sache nach eine Vernichtung des Patentes vom 26. Februar 1861.

Digitized by Google

Der Form nach deshalb, weil, die Gültigkeit der Februarakte überhaupt vorausgesetzt, die Ausgleichs- und beziehungsweise Verfassungsfrage nur mit dem und durch den Reichsrat als Vertretung des Gesamtreichs gelöst werden darf; der Sache nach aber aus dem Grunde, weil der Haupt- und Grundgedanke des Februargesetzes, nämlich die verfassungsmäßige Einheit und Gemeinsamkeit aller Länder, durch den Ausgleich getötet würde. Wie dann unter diesen Umständen im Ernst an die Berufung eines verfassungsmäßigen (das ist dem Verfassungsgesetze vom 26. Februar entsprechenden) Reichsrats gedacht werden könne, sei denn doch schwer zu begreifen.

Nicht genug könne ich mich endlich über die Behauptung des Baron Beust wundern, daß die ungarischen Abgeordneten, mit welchen im Monat Jänner in Wien verhandelt wurde, nur unter der Voraussetzung in die Verhandlungen eingegangen seien, daß einer Vereinbarung die Sanktion der Krone gewiß sei, wenn ein beistimmendes Votum des ungarischen Landtags vorliege, und daß es demnach das gewonnene Verhandlungsresultat vollständig in Frage stellen heiße, wenn man jetzt noch auf ein Votum der nichtungarischen Länder reflektieren wolle, bevor eine definitive und bindende Entscheidung von Seiten der Regierung getroffen sei.

In dem Manifeste und Patente vom 20. September 1865 sei ja der von Beust jetzt perhorreszierte Standpunkt ganz klar und deutlich ausgesprochen worden, und nachdem die Kundmachung dieses hochpolitischen Dokumentes auch in den ungarischen Ländern erfolgt und seither keine Kundgebung von Seiten der Regierung eingetreten sei, welche diesen Standpunkt verrückt hätte, so sei es doch wohl selbstverständlich, daß die Ungarn ebenso wie die Nicht-Ungarn keine dem Inhalt jenes Dokumentes widerstreitende Voraussetzung hegen konnten.

(NB. Ofen-Pest war infolge der Kundmachung des September-Patentes glänzend beleuchtet.)

Die vielen Besprechungen, die ich mit ungarischen Abgeordneten bis in die allerletzte Zeit gepflogen hatte und in welchen ich den Standpunkt vom September 1865 nie verleugnete, hätten auch auf ungarischer Seite nie einen Zweifel oder eine solche Voraussetzung erkennen lassen, wie sie Baron Beust jetzt anzunehmen beliebe.

Ich wies schließlich darauf hin, wie die von Beust empfohlene Politik nicht bloß die Regierung verpflichte, an der mit den Ungarn einseitig getroffenen Vereinbarung unter allen Umständen festzuhalten, sondern wie durch dieselbe auch für die Krone die Freiheit der Entschließung verloren gehe, indem dem vereinbarten Ausgleichsoperat schon jetzt die königliche Sanktion in Aussicht gestellt werden solle, was Beust wollte — wenn der ungarische Landtag dasselbe annimmt. Dies sei aber meines Erachtens ein ganz unzulässiger Schritt. Falls der außerordentliche Reichsrat sich gegen die vereinbarten Ausgleichsbestimmungen erklären und der ungarische Landtag sich auch dann zu keinen weiteren Modifikationen verstehen sollte, müßte vielmehr der Rücktritt der dermaligen Regierung als Eventualität ins Auge gefaßt werden, um Seiner Majestät in einer so hochwichtigen Angelegenheit die freie Entschließung zu wahren. Ich fügte noch hinzu, daß, wenn Baron Beust die äußeren Verhältnisse für sich anführe, seit dem 2. Jänner nichts

Digitized by Google

anderes geschehen sei, als daß Fürst Hohenlohe in der bayerischen Kammer eine preußenfreundliche Rede gehalten hätte. Nun, wenn diese Rede allein genüge, um die Richtung der österreichischen Politik zu bestimmen, so sei es um diese traurig bestellt. Das Ausland überhaupt und insbesondere Süddeutschland werde sich nur dann an Österreich anschließen, wenn es stark und mächtig sei. Momentane Sympathien oder Antipathien entscheiden gar nichts. Bayern z. B. habe die größte Antipathie gegen Preußen, es schließe sich aber demselben an, weil es eben siegreich und stark sei. Man habe daher bei der österreichischen Politik nur danach zu fragen, was Österreich stark und mächtig mache. Die Politik, die Baron Beust vertritt, tut es gewiß nicht, indem sie alle Slaven vor den Kopf stößt, was natürlich auch auf die ungarischen Slaven rückwirken müsse und bei der Lösung der orientalischen Frage für Österreich nur verderbliche Folgen äußern könne.

Beust nahm hierauf das Wort zu einer kurzen Entgegnung, die nichts weniger als entschieden gehalten war. Er leugnete, einen Einfluß auf die eventuellen Wahlen zum außerordentlichen Reichsrat genommen zu haben, behauptete, in seinen Vorschlägen nur dem klaren Ausdrucke der öffentlichen Meinung zu folgen, und erklärte endlich ganz bestimmt, in seinem politischen Vorgehen sich auf die Deutschen diesseits und auf die Magyaren jenseits stützen zu wollen. Dieser Stützen glaube er versichert und dann stark genug zu sein, allen Eventualitäten, namentlich auch im Orient (!), ruhig entgegenzusehen.

Nach seiner Ansicht sei es die dringendste Notwendigkeit, durch die Befriedigung der deutschen Partei in Österreich Süddeutschland von Preußen abzuziehen und für Österreich sympathisch zu stimmen.

(NB. Das ist Herrn von Beust vortrefflich gelungen, indem sich Süddeutschland alsbald an Preußen angeschlossen hat.)

Belangend die Slaven, so würde er es sehr bedauern, wenn sie sich seiner Politik nicht anschließen würden; allein von allen Slaven erwarte er keinesfalls eine oppositionelle Haltung, da die Polen, wobei er sich auf eine Unterredung mit Fürst Karl Jablonowski berief, wohl jedenfalls für seine Anschauungen zu gewinnen sein würden.

In dieser Beziehung hat Beust, wie die Zukunft lehrte, ganz richtig geurteilt. Mir gegenüber hat aber Fürst Jablonowski sowohl als auch alle anderen Polen, mit denen ich häufig verkehrte, ganz anders gesprochen und den „ordentlichen" Reichsrat entschieden perhorresziert. —

Ich hatte übrigens, wie bereits erwähnt wurde, bezüglich Deutschland meine Ansicht in dieser Konferenz dahin ausgesprochen, daß es sich auch in dieser wie in allen anderen äußeren Fragen einfach darum handle, Österreich im Inneren zu kräftigen, denn die Schwachen meidet jeder, nur an den Starken schließt man sich an. Süddeutschland hege gewiß keine Sympathien für Preußen und dennoch sei jetzt die Anschlußtendenz dort unverkennbar vorhanden, — weil Preußen eben stark und mächtig sei. Alle Sympathien, die Baron Beust zu erwecken suche, werden hieran nichts ändern, — bleibe Österreich schwach, wie dies bei Ausführung der Ideen des Baron Beust zu erwarten sei, so werde es nach außen isoliert sein.

Digitized by Google

Von den übrigen der Konferenz anwohnenden Ministern hatte sich außer Majláth niemand an der Diskussion beteiligt und auch Majláth beschränkte sich darauf zu bemerken, daß die Vorschläge des Herrn von Beust für Ungarn so überaus günstig seien, daß er als ungarischer Hofkanzler denselben nicht entgegentreten könne und bestätigen müsse, daß sie in Ungarn mit großer Befriedigung aufgenommen werden würden und dort Einwendungen gegen die Berufung des „engeren" Reichsrates wohl nicht zu erwarten seien. Übrigens halte er die Bedenken, die ich gegen die Beustsche Politik angeregt hätte, für sehr erwägenswert und er müsse bestätigen, daß die ungarischen Abgeordneten, mit welchen die Vereinbarung im Monate Jänner erzielt wurde, sehr wohl wußten, daß vor der königlichen Entscheidung auch die nichtungarischen Länder um ihr Votum in der Ausgleichssache befragt werden sollten. Die übrigen Minister stimmten dem Baron Beust bei, indem sie dieser Abstimmung nur den Wunsch beifügten, den Gedanken des definitiven Ausgleiches mit Ungarn (und dessen Oktroyierung für die diesseitigen Länder) nicht zu schroff hinzustellen, sondern wenigstens der Form nach das Recht der Zustimmung der nichtungarischen Länder zu wahren. Wie dies Kunststück nach erfolgter Sanktion der ungarischen Landtagsbeschlüsse ausgeführt werden sollte, darüber haben sich diese Herren Minister nicht ausgesprochen. Im übrigen billigten sie Beusts Absicht, die Sache rasch zum Abschlusse zu bringen, ebenso wie seine prononziert deutsche Politik und wünschten vor allem eine Befriedigung der Wiener Opposition.

Damit war die Diskussion über diesen Gegenstand geschlossen und der Justizminister Ritter von Komers begann den von ihm vorbereiteten Gegenstand betreffend die Suspendierung der Wirksamkeit des Gesetzes zum Schutze der Person und des Eigentums — des Hausrechtes — in den italienischen Bezirken Südtirols zum Vortrag zu bringen. Der Statthalter Toggenburg hatte nämlich dringend um diese Maßregel gebeten, um der fortgesetzten maßlosen Agitation der italienischen Annexionspartei Südtirols wirksam entgegentreten zu können.

— Dieses Gesetz blieb noch viele Monate nach dem Zusammentreten des Reichsrates suspendiert, ohne daß sich die Regierung bestimmt gefunden hätte, die Zustimmung des Reichsrates einzuholen oder auch nur die Gründe dieser Maßregel darzulegen, wozu sie schon nach § 13*) der Februar-Verfassung auch in seiner ursprünglichen Form verpflichtet gewesen wäre. Auch der Reichsrat machte nicht einmal den Versuch, die Regierung an diese Verpflichtung zu mahnen, trotz der „Hochwacht der Freiheit" des Herrn Schindler. Es handelte sich ja den Liberalen in erster Linie nie um Gesetz und Recht, sondern immer nur um Rücksichten der Opportunität, um den raschen Wiedergewinn ihrer früheren Machtstellung. Welcher Lärm erhob sich gegen den Minister Schmerling im Abgeordnetenhause aus Anlaß der gleichen Maßregel in Galizien während des polnischen Aufstandes! Und doch hatte dieses Ministerium die Gründe dieser Maßregel dem Abgeordnetenhause dargelegt, was Beust weit entfernt war zu tun.

*) Der hier erwähnte § 13 entspricht dem gegenwärtigen und in den letzten Jahren zu solcher Berühmtheit gelangten § 14 der Dezember-Verfassung.

Digitized by Google

Dem Antrag des Justizministers entsprechend wurde in der Konferenz die Suspendierung des Gesetzes zum Beschlusse erhoben. Und nun ist noch folgende Episode erwähnenswert. Von Beust war die eventuelle Berufung des provisorischen Leiters des Finanzministeriums Sektionschefs v. Becke eingeleitet worden, und obwohl die Konferenz schon mehrere Stunden gedauert hatte, wurde dennoch diesem Wunsche Beusts Folge geleistet. Ich war dadurch sehr überrascht und hatte auch keine Ahnung, zu welchem Zweck diese Berufung v. Beckes erfolgen sollte. Das war alles von Herrn v. Beust geheimnisvoll eingeleitet, der, ohne mir früher ein Wort darüber zu sagen, sich diese Berufung v. Beckes zu sichern gewußt hatte.

Es wurde mir bald klar, warum Herr v. Beust*) im Verein mit Herrn v. Becke sich so sehr bemühte, die Konferenz mit einer Sache noch weiter zu beschäftigen. Es handelte sich um ein Finanzgeschäft, dem die eben genannten beiden Herren Beust und Becke schon seit längerer Zeit ihr volles Interesse zuwendeten. Becke erstattete Vortrag über den von ihm längst und überaus eifrig befürworteten Abschluß des Domänen-Pfandbrief-Anlehens. Daß dieser Gegenstand noch in der erwähnten Konferenz, der ich noch als Minister beiwohnte, zum Vortrag kommen mußte, ist gleichfalls sehr bezeichnend für den Einfluß, den Beust bereits gewonnen hatte, und für die Art, wie er denselben gleich zu verwerten suchte.

Ich muß vorausschicken, daß bereits im Monat April 1866 die kaiserliche Bewilligung erteilt worden war, ein auf die Staatsgüter fundiertes Anlehen *für den Fall* aufzunehmen, daß der durch den (damals schon bevorstehenden) Krieg gesteigerte Bedarf dieses Deckungsmittel notwendig machen sollte. Nun ist aber bei der kurzen Dauer des Krieges dieser Bedarfsfall nicht eingetreten. Durch die Ausgabe der Staatsnoten ist der außerordentliche Aufwand für 1866 nicht allein vollständig gedeckt worden, sondern es wurde noch ein großer Teil zur Verwendung für 1867 erübrigt. Schon im Monat Dezember 1866 jedoch, als (Graf Hans) Larisch noch als Finanzminister im Amte war, wurde von Herren v. Beust und Sektionschef v. Becke der Finanzminister dafür zu stimmen gesucht, dieses Anlehen *dennoch* abzuschließen. Altgraf Franz Salm und Graf Otto Chotek, welche sich bei diesem Anlehensgeschäft, für welches Pariser Häuser Offerte machten, beteiligen wollten, haben sich alle Mühe gegeben, die Regierung für den Abschluß zu stimmen. Bei Baron Beust und v. Becke ist ihnen dies vollständig gelungen. Des ewigen Drängens müde, hatte Finanzminister Graf Larisch den Baron Beust, Majláth und mich zu einer Besprechung dieses Gegenstandes zu sich geladen und Becke hiezu beigezogen. Becke befürwortete den Abschluß sehr warm; er mußte zwar eingestehen, daß die Bedeckung des Erfordernisses pro 1867 diese Maßregel nicht notwendig mache, allein man könne nicht wissen, was die nächste Zukunft bringen werde und da sei es immer gut, eine Geldsumme *disponibel* zu haben. Besonders eifrig wurde diese Ansicht von Baron Beust unterstützt; er meinte, daß die äußeren Ver-

*) Anmerkung des Herausgebers: Beust, welcher im II. Bande seiner Erinnerungen „Aus Dreiviertel Jahrhunderten", S. 91, auch diesen Ministerrat bespricht und die Rede Belcredis „das brillanteste Plaidoyer" nennt, welches er je gehört habe, unterläßt es wohlweislich, von der Episode Becke auch nur ein Wort zu erwähnen.

Digitized by Google

hältnisse zwar allerdings nicht der Art seien, um von einer Kriegsgefahr für die nächste Zukunft zu sprechen, allein die europäischen Zustände seien doch so wenig konsolidiert, daß „Überraschungen" in das Bereich der Möglichkeit gehörten und für solche Fälle sei es sehr wünschenswert, einen Schatz von mehreren Millionen zur Hand zu haben. Larisch, Majláth und ich traten dieser Ansicht entschieden entgegen, wir wiesen darauf hin, daß eine finanzielle Notwendigkeit zum Abschluß dieses Anlehens nicht dränge, daß das Angebot der Pariser Häuser ein nichts weniger als günstiges (zu einem Kurs von kaum 62% bei einem vollständig fundierten Anlehen!) und daß Österreich am allerwenigsten in der Lage sei, an die Errichtung einer Schatzkammer zu denken. Ich hob ferner noch hervor, daß demnächst auch die Vertreter der nichtungarischen Länder berufen und dadurch der Zeitpunkt der Erledigung der Verfassungsfrage näher gerückt werden würde. Es sei demnach umso mehr ganz unzulässig, gegenwärtig, und zwar einseitig durch die Regierung, dem Staate neue Lasten aufzubürden. Da Larisch, Majláth und ich der Meinung waren, Baron Beust, der die Verhältnisse und Persönlichkeiten noch nicht kenne, sei nur durch Salm, Chotek und namentlich Becke zu seiner etwas auffallenden Haltung bestimmt worden, so fanden wir uns veranlaßt, ihn noch in derselben Besprechung nach Beckes Entfernung privatim darauf aufmerksam zu machen, daß nicht allein Salm und Chotek in propria causa agitierten, sondern daß auch der übergroße Eifer Beckes, diesen Herren zu dienen, etwas bedenklich erscheine und daß Ruf und Charakter dieses Mannes überhaupt stets die größte Vorsicht nötig mache.

Ich glaubte die Sache hiemit abgetan und war daher nicht wenig erstaunt, als ich nach einigen Tagen erfuhr, daß Baron Beust nichts Eiligeres zu tun hatte als dahinzustreben, diese Angelegenheit zum Gegenstand einer Ministerkonferenz zu machen, was ihm auch gelang. In der Ministerkonferenz vom Dezember 1866 ergriff Baron Beust die Gelegenheit, um nochmals mit großer Wärme den Abschluß des Anlehens zu befürworten. Larisch, Majláth und ich haben den Antrag dagegen wiederholt ganz entschieden bekämpft.

Larisch erklärte in dieser Konferenz, sein Portefeuille keine Stunde weiter zu behalten, wenn dieser Anlehensabschluß von der Regierung akzeptiert würde. Es wurde demnach damals von einem solchen Abschluß abgesehen und die ganze Sache ruhte bis zu dem im Monat Jänner 1867 erfolgten Rücktritt des Finanzministers Larisch. Kaum hatte Herr von Becke provisorisch die Leitung des Finanzministeriums übernommen, so wurde jenes Anlehensprojekt von ihm wieder aufgenommen und von Baron Beust abermals mit Wärme unterstützt. Becke lud — es war im selben Monat Jänner — uns (nämlich Majláth, Beust und mich) zu einer Besprechung im Finanzministerium ein, die das erwähnte Anlehen zum Gegenstand hatte. Die Pariser Häuser, welche sich um den Abschluß interessierten, hatten durch Salm und Chotek bekannt gegeben, daß sie zu einer Erhöhung des Anbotes um beiläufig 1% bereit seien. Dies fand Herr von Becke schon ganz günstig und Beust stimmte ihm bei! Majláth und ich bekämpften abermals diesen Anlehensabschluß und so ließ man denn die Sache wieder

Digitized by Google

ruhen, bis Herr von Beust in den letzten Tagen des Jänner die Überzeugung gewonnen hatte, daß der Kaiser geneigt sei, *ihn* an meiner Stelle zur Leitung der inneren Politik zu berufen. Der Ministerrat vom 1. Februar sollte die schon so oft zur Sprache gebrachte Sache zur Entscheidung führen, und Herr von Beust hatte es so eilig mit diesem Anlehensabschluß, daß er — in der sicheren Überzeugung, diesmal aus dem Kampfe im Ministerrat als Sieger hervorzugehen, — nach beendeter staatsrechtlicher Diskussion in demselben Ministerrat auch noch die Anlehensfrage zur endlichen, für die beiden Herren günstigen Entscheidung zu bringen wußte. Becke plaidierte mit den gewöhnlichen Argumenten der Ungewißheit der Zukunft u. dgl. für den sofortigen Abschluß und wurde hierin selbstverständlich von Beust kräftig unterstützt. Majláth und ich sprachen und stimmten wieder dagegen. Die übrigen Minister schlossen sich der Ansicht Beusts und Beckes an und schließlich erhielt Herr von Becke die Weisung, den Abschluß dieses Anlehens zu vollziehen.

Ich hatte, wie früher erwähnt, meine Demission bereits *vor* diesem Ministerrat gegeben.*) Jedenfalls war dieser Eifer des Baron Beust und des Herrn von Becke in dieser Anlehensangelegenheit sehr auffallend und es verdient mindestens verzeichnet zu werden, daß wenige Wochen nach dem 1. Februar 1867 in Wiener Finanzkreisen (und zwar auch in solchen, welche die soliden Elemente einschließen, so z. B. bei den Leitern der Eskompteanstalt) das Gerücht allgemein verbreitet war *und geglaubt* wurde, Beust und Becke hätten für die Zustandebringung dieses Anlehens von den beteiligten Pariser Häusern jeder eine halbe Million Gulden erhalten.

Nach beendetem Ministerrat beauftragte mich der Kaiser, den Statthalter von Galizien, Grafen Goluchowski, sogleich telegraphisch nach Wien zu berufen. Die Absicht war leicht zu erraten, es handelte sich nämlich darum, den Eintritt der Polen in den sogenannten „ordentlichen" Reichsrat sicher zu stellen. Goluchowski erschien, tat zuerst sehr entrüstet über das ihm gemachte Ansinnen und erklärte mir gegenüber — bei einem Besuche —, daß er seine Stelle niederlegen werde und die Polen der Aufforderung, den Reichsrat zu beschicken, nicht nachkommen würden, aber — keine einzige dieser Erklärungen hat sich bewahrheitet. Goluchowski ließ sich in Verhandlungen mit Baron Beust ein, welch letzterer ihm Konzessionen für die Autonomie Galiziens in Aussicht stellte, und obwohl diese Verhandlungen resultatlos waren, blieb Goluchowski Statthalter und die Polen gingen ohne Vorbehalt in den Reichsrat, wo sie sich auch derzeit noch befinden. Die Hast, mit welcher Herr von Beust bemüht war, das heißersehnte Domänen-Pfandbrief-Anlehen in Sicherheit zu bringen, hatte übrigens auch zwei äußere Gründe. Erstens stand die Berufung einer zisleithanischen Vertretung in nächster Aussicht, und sobald diese versammelt war, erschien ein solcher Anlehensabschluß als unmöglich. Zweitens war es für Herrn von Beust von Gewicht, den Abschluß des Anlehens in einer Ministerkonferenz zu erwirken, die noch unter der Firma der *vor*-Beustschen Regierung berufen worden war. Sollte sich nun später ein tadelnder Einspruch gegen

*) Anmerkung des Herausgebers: Diese wurde von Seiner Majestät erst Sonntag den 3. Februar angenommen.

Digitized by Google

diesen ganz unverantwortlichen Anlehensabschluß erheben, — was dann auch geschah, — so konnte man sich darauf berufen, daß die Genehmigung des Abschlusses dieses Anlehens ja zur Zeit des Bestandes der früheren Regierung erfolgt sei. Auch diese Berufung ist nicht ausgeblieben. Ich hatte mein Demissionsgesuch zwar schon vor der erwähnten Konferenz überreicht, aber die Demission war vom Kaiser noch nicht angenommen und die Ministerratsprotokolle, welche meine Haltung bezeugen, werden ja nicht veröffentlicht.

*) Am Tage nach der erwähnten Ministerberatung, Samstag den 2. Februar, sah ich den Kaiser nicht.

Majláth erzählte mir aber, daß der Kaiser ihn habe rufen lassen, und bemerkte, er bedaure sehr den Konflikt zwischen Beust und mir, den er für unlösbar erkenne. Der Kaiser müsse anerkennen, daß meine Entgegnung auf die Argumente Beusts in der gestrigen Konferenz schlagend waren; aber er müsse jetzt den Weg gehen, den Beust bezeichnet habe. (Majláth meinte mir gegenüber, er könne sich die Sache nicht anders erklären, als daß Beust dem Kaiser die Aussicht auf eine mächtige Allianz vorgespiegelt habe, die eine militärische Revanche für die nächste Zukunft möglich mache. Dazu gehöre aber eine möglichst rasche Schließung des Verfassungsstreites im Innern.)

Am Sonntag den 3. Februar ließ mich der Kaiser um 10 Uhr vormittags rufen und erklärte mir mit Tränen in den Augen, daß er meine Demission annehme; er sei mir aber unendlich dankbar für alles, was ich für ihn getan, — ich hätte fortan sein unerschütterliches Vertrauen.

Das Gespräch wandte sich dann einigen Persönlichkeiten zu, die meine Nachfolger werden könnten, da Se. Majestät erklärte, in mein Urteil sein volles Vertrauen zu setzen.

Freiherr von Kellersperg wurde für die Verwaltung genannt. Ich konnte bestätigen, daß er für diese ganz tüchtig sei. Auch von der Absicht war die Rede, einen eigenen Unterrichtsminister zu ernennen, und von den Persönlichkeiten, welche für diesen Posten geeignet erscheinen könnten.

Schon Samstag den 2. Februar war eine Konferenz der Minister bei Beust — ohne Majláth, ein Beweis, daß Se. Majestät bereits Samstag über meine Demission entschieden hatte.

Sonntag den 3. war abermals eine Konferenz, der auch Majláth beiwohnte, und zwar zuerst bei Beust, dann beim Kaiser. Es wurde, wie mir Majláth mitteilte, ein Entwurf einer Botschaft an die Landtage über das Aufgeben des außerordentlichen Reichsrates vorgelesen. Komers scheint ihn verfaßt zu haben. In demselben wird der Ausgleich mit Ungarn als eine unabänderliche Tatsache hingestellt, welche von der nächsten „verfassungsmäßigen" Reichsratsversammlung einfach zu registrieren sei. Es erhoben sich jedoch Bedenken, diesen Standpunkt so schroff hinzustellen, und man kam überein, noch eine andere Form zu finden und dabei doch wenigstens

*) Anmerkung des Herausgebers: Die letzte Seite dieses Fragmentes ist in der zitternden Schrift niedergeschrieben, welche den allerletzten Lebenstagen Belcredis eigentümlich ist.

Digitized by Google

der Form nach das Recht der Annahme und nicht bloß die Kenntnisnahme in Aussicht zu stellen. Am selben Tag kam Andrássy von Pest hier an, Majláth teilte ihm die Wandlung mit, über welche er sich sehr betroffen zeigte.

Er plädierte dafür, jeden Schein einer Oktroyierung zu meiden, und wurde zu Beust geladen, um eine passende Form der Mitteilung an die Landtage zu vereinbaren.

Die Wiener Journale äußerten sich auch sogleich sehr ungehalten über die Absicht einer Oktroyierung des Ausgleichs für die diesseitigen Länder, und nach vier Tagen hatte Baron Beust schon wieder eine Schwenkung gemacht, seinen gegen mich behaupteten Standpunkt verlassen und den neuen angenommen, daß der diesseitigen Versammlung der Ausgleich zur Verhandlung und Annahme vorgelegt werde. Nur solle es der engere Reichsrat sein. Nachdem diesem aber die Verfassungsfrage und das Heeresergänzungsgesetz vorgelegt wird, so hört er auf, der engere Reichsrat zu sein und wird ein „außerordentlicher".

Bezeichnend für die Festigkeit des Standpunktes des Baron Beust ist sein Zirkularschreiben an die diplomatischen Agenten Österreichs, welches bald nach dem Erscheinen des Patentes vom 2. Jänner 1867 erlassen wurde und vom Memorial diplomatique veröffentlicht wird („Neue Freie Presse" Nr. 873, Wien, 4. Februar 1867). Das Rundschreiben erinnert, daß der Kaiser das Versprechen gegeben habe, die anderen Erbländer zu befragen, sobald die Verhandlungen mit Ungarn zu einem definitiven Ergebnis geführt haben, und prüft nun die drei verschiedenen Methoden, welche hierbei einzuschlagen wären. Es handelte sich darum, entweder die Provinziallandtage oder den engeren oder den weiteren Reichsrat einzuberufen. Der erste Weg hätte bei der Schwierigkeit, die Meinung von 17 Landtagen in Einklang zu bringen, nur zu einem bedauernswerten Zeitverlust geführt, der zweite und dritte die bedenkliche Seite gehabt, daß er direkt und indirekt ein Kontumazurteil gegen Ungarn dargestellt hätte, welches niemals die Kompetenz des auf Grund des Februar-Statutes in welcher Form immer einberufenen Reichsrates anerkennen wolle.

Das Ministerium sei aber entschieden gegen einen solchen Kontumazakt, es wolle eine vollkommene, loyale Versöhnung mit den Ländern jenseits der Leitha. Es blieb also der Regierung kein anderer Weg, als von der Anwendung des Februar-Statutes alles fern zu halten, was das Mißtrauen Ungarns erwecken und die Beschwerden der slavischen Bevölkerung rechtfertigen könnte.

So entschloß sie sich zur Einberufung eines außerordentlichen Reichsrates, dessen ausschließliche Aufgabe es wäre, die auf die Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten bezüglichen Fragen zu lösen, und der nur ein konsultatives Votum hätte, um den Ungarn keinen Grund zu der Befürchtung zu geben, daß diese Beratungen ihren konstitutionellen Rechten präjudizieren möchten. Sie ließ den Landtagen die Wahl, die Abgeordneten wie bisher nach Kurien oder mit einfacher Majorität zu wählen.

Digitized by Google

Diese letztere Konzession ist schon immer von der slavischen Bevölkerung begehrt worden, da die Wahl nach Kurien der numerischen Stärke jeder Nationalität nicht genügend Rechnung trage.

Welcher Art die Angriffe des niederösterreichischen Landtagsabgeordneten und Führers der Deutschliberalen, des Notars Julius Alexander Schindler (Julius von der Traun) gegen die Person des Staatsministers Grafen Belcredi gewesen sind, dem er sich dann, wie zu Beginn der eben veröffentlichten Blätter erzählt wird, in so auffallender Weise zu nähern suchte, das zeigt am besten eine Notiz, welche Belcredi im Oktober 1869 niederschrieb und welche deshalb zum Schlusse hier noch mitgeteilt wird zugleich mit einer anderen kurzen Aufzeichnung, welche einigermaßen die Konsequenz der Deutschliberalen in ihren Handlungen in helles Licht setzt. Belcredi schreibt:

Als im vergangenen Jahre die ungarische Regierung den Kaiser bestimmte, an den Kriegsminister Kuhn ein Handschreiben zu richten, in welchem der kaiserliche Wille ausgesprochen wurde, den Offizieren der revolutionären ungarischen Armee, welche bis 1848 in der österreichischen Armee gedient hatten, aus dem gemeinsamen Staatsschatz Pensionen auszuwerfen, erhob sich Herr Skene im Abgeordnetenhause des Reichsrates, um das zisleithanische Ministerium über seine Haltung in dieser Frage zu interpellieren, indem er gleichzeitig die geharnischte Erklärung abgab, daß die Vertretung der nichtungarischen Länder sich wohl nie herbeilassen würde, zu einem solchen Zwecke Gelder zu bewilligen. Der Kriegsminister hat aber keinen Anstand genommen, diese Pensionen einstweilen flüssig zu machen, und siehe da, im Jahre 1869 hat die zisleithanische Delegation — von der ungarischen war es selbstverständlich — diese Ausgabe, ohne auch nur ein Wort dagegen zu sprechen, bewilligt. Es muß erwähnt werden, daß Herr Skene der Delegation gleichfalls angehörte, jedoch von einem Widerstande seinerseits nichts zu bemerken war.

Das vor einigen Tagen veröffentlichte Budget der ungarischen Länder zeigt eine sehr reichliche Dotation der einzelnen Funktionäre.

Der Ministerpräsident bezieht 20.000 Gulden und auch in Zisleithanien hatte sich das Ministerium beeilt, die gleiche Dotation für den Ministerpräsidenten zu bestimmen, — 8000 Gulden Gehalt, 6000 Gulden Funktions- und 6000 Gulden Repräsentationsgelder, — welche auch vom Reichsrat anstandslos genehmigt wurden.

Das Landesverteidigungsministerium ist in Ungarn wie in Zisleithanien — in diesem auch das Polizeiministerium — mit dem Ministerpräsidium durch die gleiche Person des Funktionärs vereinigt; aus den Budgets konnte man bisher nicht ersehen, ob für diese speziellen Funktionen Andrássy und Taaffe besondere Gebühren beziehen, was aber umso wahrscheinlicher ist, als Taaffe selbst zur Zeit der Ministerpräsidentschaft E. Auerspergs für seine eventuelle Stellvertretung im Präsidium eine eigene Funktionsgebühr von 2000 Gulden, nach anderen Blättern sogar von 4000 Gulden neben seiner ganzen Dotation als Polizei- und Landesverteidigungsminister bezog. Man hat also für eine bloße eventuelle und zeitweilige Funktion eine fixe Funktionsgebühr eigens begründet — denn früher bestand eine solche für die Stellvertretung nicht — und damit die Anerkennung des Prinzips, daß für jede einzelne Funktion dem Minister

Digitized by Google

eine besondere Gebühr zukomme, bis zur äußersten Grenze ausgesprochen. Mir hat man es aber — und zwar dieselbe Partei, die jetzt diese Anerkennung aussprach — zum Verbrechen angerechnet, daß mir der Kaiser für die nicht bloß vorübergehenden, sondern bleibenden Funktionen des Ministerpräsidiums, des Polizei- und des Verwaltungsministeriums — mit dem Staatsministerium waren die Funktionen für Unterrichts- und Kultusangelegenheiten verbunden — eine Funktionsgebühr zuwies, die ohnehin systemmäßig begründet war und von der ich übrigens nur einen Teil, nämlich statt der früher im Budget vom Reichsrat selbst votierten Funktionsgebühr per 20.000 Gulden (für Ministerpräsidium 8000 Gulden, Verwaltungsministerium 4000 Gulden und Polizeiministerium 8000 Gulden) nur 12.000 bezog, sodaß 8000 Gulden in Ersparung kamen, sowie auch die systemisierten Gehalte dieser drei eben genannten Funktionäre, zusammen per 24.000 Gulden, selbstverständlich während meiner Amtsführung nicht zur Auszahlung gelangten.

Wenn man dagegen bemerkt, daß ich nicht als Ministerpräsident und Verwaltungsminister ernannt wurde, so ist dem die einfache Erwägung entgegenzustellen, daß ich mit allerhöchstem Handschreiben ausdrücklich mit den Funktionen des Polizei- und Verwaltungsministers betraut wurde, daß schon mit diesen Funktionen systemmäßig die Funktionsgebühr per 12.000 Gulden — 8000 Gulden Polizei- und 4000 Gulden Verwaltungsminister — verbunden war und daß es Sr. Majestät doch frei stand und in der Billigkeit gelegen war, umsomehr wenn man eine bloße Stellvertretung mit einer eigenen Gebühr bedenkt, auch für die Besorgung der Ministerpräsidiums-Geschäfte eine Funktionsgebühr zu bewilligen.

Die Anklage, die namentlich Herr Schindler im niederösterreichischen Landtage erhob, lautete, auch des Effektes wegen, nicht auf den Bezug von Funktionsgebühren, sondern darauf, daß ich die Gehaltsbezüge der betreffenden Ministerposten mir angemaßt hätte, was natürlich eine Lüge war, die eben absichtlich in die Welt geschickt wurde, da die Wahrheit nicht die gewünschte Wirkung getan hätte.

In der Sitzung des ungarischen Unterhauses vom 18. Jänner 1870 erklärte Ministerpräsident Graf Andrássy auf die Angriffe des Abgeordneten Németh gegen die hohen Ministergehalte, das Ministerium habe „bei Normierung der Gehalte die Bestimmungen von 1848 berücksichtigt". Graf Ludwig Batthiány habe übrigens als Ministerpräsident im Jahre 1848 48.000 fl. in Silber gehabt. Graf Andrássy habe dies unter den jetzigen Verhältnissen für zu hoch gehalten und nur darein gewilligt, daß Gehalt- und Funktionszulage des Ministerpräsidenten auf 32.000 Gulden festgestellt würden. Außerdem habe er aber den Gehalt als Landesverteidigungsminister nie akzeptiert. Das Budget des Ministerpräsidiums, wie es pro 1870 vom Unterhause bewilligt wurde, beträgt nicht weniger als 125.000 Gulden.

Digitized by Google

Wladimir Solowiew.

Ein Blick in das ruſſiſche Geiſtesleben der Gegenwart von Profeſſor

Dr. Marian Zdziechowski.

In ſeiner vorzüglichen Abhandlung über die orientaliſche Kirchenfrage betont Prof. Dr. Albert Ehrhard beſonders ſtark, wie ſehr Öſterreich zur Löſung dieſer Frage unter Mitwirkung der ganzen katholiſchen Chriſtenheit an dem großen Werk der Union berufen ſei. Das geht aus den geographiſchen und hiſtoriſchen Bedingungen der Monarchie hervor und aus ihrer ſtetigen Berührung mit dem chriſtlichen Orient, die eben eine Folge davon iſt. Doch verſteht der Verfaſſer ſehr wohl, daß die Union nicht das Werk der Politik der Staaten ſein könne. „Unſere Hoffnungen" — ſagt Dr. Ehrhard — „gründen ſich auf die allüberwindende Kraft der chriſtlichen Wahrheit und auf die allerlöſende Macht der göttlichen Gnade."

Aber die Erfüllung dieſer Hoffnungen erfordert auch die Mitwirkung des Menſchen; beiderſeitiger guter Wille iſt notwendig, „eine gegenſeitige Annäherung und Verſtändigung, geſtützt auf vorurteilsloſe, gründliche und ehrliche Erforſchung und Würdigung des geſchichtlichen Werdens und Lebens beider Kulturen". Hier aber liegt leider der wunde Punkt: wir finden in dieſem chriſtlichen Oſten, mit dem Öſterreich es zu tun hat, keine Elemente, die befähigt wären, den vorgeſchriebenen Weg einzuſchlagen.

Vor allem wäre hier eine gewiſſe Gleichartigkeit der Kultur erwünſcht; dieſe aber fehlt. Denn nicht genug, daß der Einfluß von Byzanz die Griechiſch-Orientalen der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie und der Balkanhalbinſel vom Weſten ausgeſchloſſen hat, die türkiſche Herrſchaft und die jahrhundertelangen Leiden und Kämpfe, um das drückende Joch abzuſchütteln, haben überdies alle Kräfte dieſer Völker ausgeſogen und einen kulturellen Fortſchritt, der mit Weſteuropa gleichen Schritt hielte, unmöglich gemacht. Gegenwärtig jedoch, da ſich die Lage geändert hat, da dieſe Völker zu einem neuen Leben erwacht ſind, da wiederholte ſich in ihrem neuen Sein eine Tatſache, die auch ein charakteriſtiſches Kennzeichen Rußlands in der erſten Epoche ſeiner Europäiſierung, d. h. im 18. Jahrhundert, bildete: ſie unterlagen dem ausſchließlichen Einfluß negativer Strömungen. Dieſe erſchienen ihnen, da ſie am grellſten und auffallendſten waren, als das letzte Wort der Kultur, ganz beſonders aber entſprach ihrer Stimmung die Negation der Religion als letzte Krönung des Fortſchrittes, der den Menſchen von allen ihn feſſelnden Banden befreit. Im Rußland des 18. Jahrhunderts griff der Voltairianismus um ſich, heute breiten in dem mit Öſterreich benachbarten Oſten materialiſtiſche Doktrinen ihre abſolute Herrſchaft aus.

Digitized by Google

Während aber der russische Voltairianismus in dem mystischen Pietismus eines Novikov ein gewisses Gegengewicht fand, suchen wir heute sowohl bei den Serben als auch bei den Bulgaren nach einer ähnlichen Erscheinung vergebens. Der Atheismus erfaßt dort die Schichten der Intelligenz, die Religion ist nur noch zu einer Tradition der Vergangenheit herabgesunken; zuweilen dient sie als Werkzeug der Politik — und damit erklärt sich der traurigste Vorgang, der im Geistesleben stattfinden kann, daß unter geeigneten Umständen der Atheismus daselbst im Kleide des religiösen Fanatismus auftritt.

„Und doch ist die morgenländische Kirche" — ruft Ehrhard aus — „unsere geistige Mutter und wir sind die Kinder ihrer herrlichsten Jugendtage!" In diesen Jugendtagen — um den schönen Ausdruck Ehrhards beizubehalten — begann die christliche Kirche ihren Triumphzug durch die Welt und die Jahrhunderte, ihre erhabene und erhebende Arbeit im Dienste der erlösten Menschheit — ex Oriente lux: dieses Wort wurde dann zur Wirklichkeit!

Sollte heute plötzlich ein Licht vom Osten her aufleuchten, so strömte sein Glanz jedenfalls nicht vom griechischen Osten, sondern von Rußland aus. Das Verlangen nach Religion ist unter dem russischen Volke sehr lebendig und die Unzufriedenheit mit der offiziellen Orthodoxie drängt es zum selbständigen Aufsuchen der Wahrheit; Ausdruck dafür sind die zahlreichen Sekten. Ähnlich ist auch bei der Intelligenz das Interesse für religiöse Fragen nicht erloschen; ganz richtig hat man bemerkt, daß der Atheismus derselben eine dunkle, unbewußte Form von Mystizismus sei, hervorgerufen durch die Abneigung gegen die herrschenden Religionen, die sich zu schwach erwiesen, Gottes Ordnung in der Welt zu verwirklichen.

Schließlich übt die russische Kultur einen starken Einfluß auf die orthodoxen Slaven und überhaupt auf die Völker der Balkanhalbinsel aus, und wollte Europa auf deren religiöse Erhebung einwirken, so würde es, unmittelbar auf sich selbst angewiesen, hier nichts erreichen; zu groß ist die Kluft zwischen seiner Kultur und dem Geiste jener; handelnd eingreifen kann es nur im Bunde mit Rußland, mit dessen Hilfe.

„Alle theologischen Betrachtungsweisen" — sagt bei Betrachtung des christlichen Orients Dr. Ehrhard, dessen schöne Worte ich hier noch einmal anführen will, — „haben ihren berechtigten Platz. Nur eine möchte ich davon ausgeschlossen wissen, die polemische. In jeder Polemik liegt ein verwundender Stachel; jede Polemik ist zur Einseitigkeit verurteilt und muß das Trennende mehr hervorheben als das, was den Getrennten gemeinsam ist." . . . Darum „ist es hohe Zeit, daß die Polemik durch die Theologie der Verständigung und Versöhnung ersetzt werde; Verständigung, nicht einseitiges Rechthaben ist ja das Ziel jeder sittlich geführten Polemik."

Ähnliche Worte verkündete noch im Jahre 1884 ein großer russischer Denker, Wladimir Solowiew. Er bekämpfte die in Rußland zu jener Zeit verbreitete Ansicht, daß Europa im Zersetzungsstadium begriffen sei und daß Rußland an seine Stelle treten würde. „Im Zersetzungsprozeß" — antwortete er — „befindet sich nur das antichristliche Europa und es ist Rußlands christliche Pflicht, zu trachten, daß jenes christliche Urelement, das sich im

Digitized by Google

Westen noch in der katholischen Kirche erhalten hat, gekräftigt werde". . . . „Was die Katholiken in dieser Richtung tun werden, wissen wir nicht und mischen uns auch nicht hinein; unsererseits aber sollten wir alle Vorurteile, allen Aberglauben, die der alte Haß geboren hat, fallen lassen."

Solowiew ist ein Mann der Vorsehung; er ist der geniale Repräsentant der russischen Philosophie von ihrer schönsten Seite und seine ganze Wirksamkeit bildet zugleich eine Brücke zwischen dem Osten und dem Westen. Seine philosophischen und theologischen Ansichten hat er in einer Reihe russischer Werke dargelegt, einen Auszug derselben ließ er unter dem Titel „La Russie et l'Eglise Universelle" 1889 in Paris erscheinen. Sie würden ein längeres und tieferes Studium erfordern. Ich beschränke mich daher hier auf ein in Europa wenig bekanntes Werk Solowiews, das den Titel führt: „Drei Gespräche über Krieg, Fortschritt und das Ende der Weltgeschichte, samt Beifügung einer kurzen Erzählung vom Antichrist." Die Bedeutung dieses Werkes beruht darauf, daß es nicht nur in chronologischer, sondern auch in philosophischer Hinsicht Solowiews letztes Wort ist, denn der Verfasser legt darin in gedrängter, künstlerischer Form seine ganze Weltanschauung nieder.

Wladimir Solowiew wurde als Sohn des ausgezeichneten Geschichtsforschers Sergius Solowiew im Jahre 1853 geboren und starb frühzeitig im Juli des Jahres 1900. Ein kurzes Dasein war ihm beschieden, wohl deswegen, weil er sich geistig zu schnell entwickelt hatte; im 20. Lebensjahre, da andere erst selbständig zu denken beginnen, hatte er bereits eine vorzügliche Abhandlung „Die Krisis der Philosophie des Westens" veröffentlicht. Besonders fesselte an ihm die glückliche Vereinigung vielseitiger, doch selten miteinander Hand in Hand gehender Talente. Vor allem war er ein philosophischer Geist, der die Lehre von der Welt in eine Synthese zusammenzufassen strebte. Als Philosoph war er Mystiker; das Suchen nach dem Absoluten verband sich in ihm mit der innersten Überzeugung von der Möglichkeit einer unmittelbaren Erkenntnis Gottes. Dieser Mystizismus besaß eine tiefe religiös-moralische Grundlage, die sich auf das lebendige Bewußtsein stützte, daß nur ein göttliches Leben, d. h. ein Leben nach dem Willen Gottes, der Weg zur Erkenntnis Gottes sei. Dementsprechend vereinigte Solowiew in schönster Harmonie die wissenschaftliche Arbeit mit der moralischen Arbeit an seiner eigenen Vervollkommnung; er lebte in der Welt und weilte doch gewissermaßen fern von ihr, indem er das Leben eines Mönches führte, der die Fesseln der Sinnlichkeit abgestreift hat, und aus der stattlichen Reihe seiner philosophischen Schriften leuchtet als herrlicher Ausdruck geistiger Erhabenheit das Werk „Die religiösen Grundlagen des Lebens hervor."

Ich werde nie den Eindruck vergessen, den ich empfing, als ich Solowiew zum ersten Male auf dem Katheder erblickte. In dem Christusantlitz dieses Forschers, in der vom Fasten entkräfteten Gestalt, in den Augen, die nicht das Gesicht des Zuhörers suchten, sondern in die geheimnisvolle Ferne des Ideals gerichtet waren, war etwas Metaphysisches; er schien ein Gast aus einer anderen Welt zu sein, der sich unter die ihn so wenig verstehenden Menschen verirrt hatte. Aus der Mystik, der Vertiefung in eine

Digitized by Google

überirdische Welt, scheint logisch das Unvermögen zu fließen, die eigenen Wünsche und Bestrebungen dem Niveau der Menschen anzupassen; der Mystiker, der aus der Klause seiner Betrachtungen zur Erde niedersteigt, wird wohl kaum in einer verständlichen Sprache zu den Massen reden können, und sollte es ihm doch gelingen, jemanden mit sich fortzureißen, so doch nur wenige, die so wie er mystisch gestimmt sind. Mit Solowiew indessen verhält sich die Sache ganz anders und darin besteht hauptsächlich seine Originalität: dieser Meister der Askese war zugleich ein ungewöhnlich scharfer Beobachter im Bereich des sozialen Lebens. Und weil er seine Beobachtungsgabe mit einem starken Haß gegen das Böse und mit einem schneidenden Witze verband und weil er mit seinem Gegner kein Mitleid fühlte, sondern ihn entweder mit edler Entrüstung in den Schmutz seiner eigenen Gemeinheit niedertrat oder mit seiner Ironie die Schwächen, die jener verheimlichen wollte oder die die Gesellschaft nicht wahrgenommen hatte, an den Pranger stellte, — so lauschte das ganze lesende Rußland mit Andacht seinen Worten; er war einer der glänzendsten Polemiker, ein unerbittlicher Bekämpfer der dunklen Mächte Rußlands und dabei ein häufig glücklicher Bekämpfer, da seine Gegner, zumeist machtlos den Ausfällen seiner angreifenden Ironie gegenüber, der Lächerlichkeit preisgegeben das Kampffeld verließen.

Noch mehr! Diesem erdenentrückten Denker, diesem Theologen und Mystiker, diesem im inneren Leben makellosen Asketen, in Berührung mit dem Gegner aber nicht nur witzigen, sondern auch boshaften Fechter war der stille Zauber poetischer Schwärmerei nicht fremd und in müßigen Stunden schuf er Gedichte, die ihn den besten Lyrikern Rußlands zur Seite stellen. Und diese Gedichte sind keine mystischen Hymnen an Gott, auch keine beißenden Satiren, wie man vermuten könnte, wollte man nach den Prosaschriften urteilen. Die Gestalt Solowiews tritt uns hier von einer ganz neuen Seite entgegen, mit der sich auf den ersten Blick seine Askese schwer in Einklang bringen läßt; am anmutigsten sind unter diesen poetischen Gebilden die — Liebesgedichte. Aber es ist auch eine ganz andere Liebe, als sie von Dichtern gewöhnlich besungen wird. Den Denker, dessen Blick in der Ideenwelt schweift, läßt die veränderliche und vergängliche Wirklichkeit kalt. Wohl hat ihn eine irdische Gestalt bezaubert, aber nur, weil er in ihr den Abglanz ihres ewigen Urbildes erblickt hat. Nicht rauschende, flüchtige Sinnenfreuden bilden sein Sehnen. Von den reinen Sternen senken sich in seine Seele göttliche Träume herab, mit ihrem Zauber wird er die Geliebte umweben, bis sie das Irdische von sich wirft und frei und rein wie seine Liebe dastehen wird. Gewappnet mit der Macht des Gefühls, das mit dem Glanz seiner Reinheit die Schranken niederreißt, welche die Materie zwischen sich und dem Geiste errichtet hat, werden sie dann eine neue Welt schaffen und in dieser Welt ein neues Leben; getrennt durch den Raum und die unerschütterliche Gewalt der Verhältnisse, werden sie sich dort verbinden — in dem glückseligen Gefühl ewiger Einheit angesichts Gottes. „Wozu also Worte?“ — so beginnt Solowiew das schönste seiner Gedichte, in dem er die in der Telepathie bekannte Erscheinung auf das Gebiet der Poesie und Mystik überträgt. Die Wellen des Äthers, gejagt von der uner-

Digitized by Google

meßlichen Sehnsucht des Dichters, werden ihr die geflügelten Träume seiner Liebe zutragen, bis sie, durch diese Liebe umgewandelt, in der mystischen Ekstase ihrer Vereinigung zu einem neuen, höheren Dasein erwachen und in diesem Dasein erkennen wird, daß das irdische Leben und das Bewußtsein dieses Lebens ein schwer drückender Alp ist und daß in der Abschüttelung dieses Alps und in dem Erwachen die Liebe besteht; denn in der Entfaltung aller Kräfte des Menschen zur höchsten Macht überschreitet sie die Schranken der Sinnlichkeit und verleiht die unmittelbare Erkenntnis der göttlichen Bestimmungen der Seele. . . . Und sicherlich war wohl der Dichter gar oft stolz auf ähnliche Gefühle. Wir kennen sein Herzensleben nicht näher, aber aus seinen Werken lesen wir heraus, wie lebhaft er es empfand, daß die Erhabenheit seiner Liebe veredelnd auf diejenige wirkte, der er sein Herz geschenkt hatte. „Meine Liebe war der Schild," — ruft er in einem seiner Gedichte aus, — „der sie vor den Stürmen und der Bosheit der Welt geschirmt hat". . . . „Wenn also der Tod" — so endet das Gedicht — „alles Licht der Erde vor uns auslöschen wird, dann wird die Flamme meiner Leidenschaft, wie der Stern im Osten, uns jenem Lichte zuführen, das nie erlischt, — und dort vor Gott, dem Gotte der Liebe, wirst du — meine Antwort sein!" Ein Beweis, daß Solowiew das Gefühl, das ihm Gott herniedergesendet hatte, nicht verschwendet hat, denn er traute weder ihr noch sich selbst, da er die trübe Quelle vergänglicher Liebesbegierden kannte; aber er vertraute den Sternen, die am Himmel leuchten, und indem er an das Ewig-Schöne, dessen Abbild sie sind, glaubte, wandte er diesem Schönen ihre und seine Gedanken zu.

Um den Entwicklungsgang der Ideen Solowiews zu verstehen, müssen wir bis auf die Philosophie Hegels zurückgreifen. Von Rußland kann man mit gleichem, ja vielleicht noch größerem Rechte als vom übrigen Europa behaupten, daß alle bis heute in ihm herrschenden Richtungen mit der Lehre Hegels im engsten Zusammenhang stehen. Sie begeisterte die talentvollsten Repräsentanten der Intelligenz Moskaus um das Jahr 1840. Man vertiefte sich in alle Einzelheiten dieser Lehre, man verbrachte ganze Nächte mit leidenschaftlichen Diskussionen. Da fiel mitten unter diese Kontroversen plötzlich der Artikel eines Mannes, der um ein ganzes Menschenalter älter war als die jungen Hegelianer, — der Artikel Tschaadaïews; mit Talent und kraftvoller Überzeugung geschrieben, ruft er gleich bei seinem Erscheinen einen erschütternden Eindruck hervor. Rußland, schreibt Tschaadaïew, ist nicht imstande, sich selbständig zu entwickeln; will es nicht für ewig im tiefsten Barbarismus untergehen, so muß es in die Fußstapfen des Westens treten und auf den durch die Geschichte desselben geebneten Pfaden fortschreiten; und da den Inhalt der westeuropäischen Zivilisation der Katholizismus bildet, so müßte Rußland katholisch werden. Tschaadaïew wurde auf Befehl des Zaren Nikolaus I. öffentlich für wahnsinnig erklärt und unter ärztlich-polizeiliche Aufsicht gestellt. Die Worte dieses Pseudo-Wahnsinnigen gaben jedoch dem Streit um die Philosophie Hegels eine neue Richtung, indem sie in denselben als Grundprinzip die historiosophische Frage über den Beruf einer jeden Nation einführten. Bald ließen sich auch unter der russischen Jugend zwei Strömungen unterscheiden, durch welche das denkende

Digitized by Google

Rußland in zwei Lager zerfiel: in das Lager der Anhänger des Westens und in das der Slavophilen. Jene — Herzen, Bakunin, Bielinskij — machten die Zukunft Rußlands von seiner Verbindung mit der westeuropäischen Kultur abhängig, doch nicht mit dem Katholizismus, sondern mit den radikalfortschrittlichen Strömungen; diese, die Slavophilen, — Chomjakow, die Brüder Kirejewski, Konstantin Aksakow, Samarin — suchten die Philosophie Hegels zu ergänzen und leiteten aus ihr die Aufgabe der Slaven her, eine neue, höhere geschichtliche Epoche zu verwirklichen. An der Spitze der Slaven aber sollte Rußland schreiten, weil den Inhalt seiner geistigen Entwicklung eine durchaus vollkommene, absolute Religion wie die Orthodoxie und eine vollkommene Staatsordnung wie die auf das väterliche Verhältnis des Zaren zum Volke gestützte Autokratie bildeten, — und eine ebenso vollkommene soziale Ordnung, d. i. die gemeinschaftliche Verwaltung des Bodens, wie sie noch bis jetzt in der russischen Bauerngemeinde sich erhalten hat.

Ein Grundfehler der Doktrin der Slavophilen war der Umstand, daß sie allzu rücksichtslos die geschichtlichen Grundlagen, auf denen sich Rußland entwickelt hatte, idealisierten und allzu schwach und zurückhaltend auf die Unzulänglichkeit derselben in der Wirklichkeit hinwiesen. Infolgedessen begann im Laufe der Jahre die romantische Schwärmerei der ersten Slavophilen in eine Art von exklusivem und fanatischem Nationalismus auszuarten, den Iwan Aksakow endlich mit der wütenden russifizierenden Raserei der offiziellen Politik verschmolz, die im Verhältnis zu allen dem Imperium unterliegenden Nationalitäten sich das Losungswort „Ausrotten" zur Richtschnur nahm. Vor allem aber geschah dies im Verhältnis zu den Polen, denn Polen war nach der Ansicht Samarins „die giftige, durch den Latinismus mitten in das Herz des Slaventums getriebene Schneide"! Die Idee dieser Politik fand ihre Personifikation in Pobiedonoszew, ihre Triumphe aber feierte sie unter Alexander III.

Wladimir Solowiew, der in den Grundsätzen der Lehre der Slavophilen auferzogen war, war ganz von dieser durchdrungen. Seine ersten Arbeiten kennzeichnet die tiefe Überzeugung, daß Rußland das auserwählte Volk sei, und er verkündet dies mit noch größerer Begeisterung als seine Lehrer. Aber er verstand es, nüchternen Blickes in die Wirklichkeit zu schauen und die russifizierende und reaktionäre Politik Alexanders III. entfachte in ihm das Gefühl der Entrüstung und des Protestes. Das Land des Ideals, wo er bis dahin geweilt, verlassend und den Boden der Wirklichkeit betretend, gelangte dieser treue Sohn der Orthodoxie, der auf sie seinen Glauben an Rußland und seine Slavenschwärmerei gestützt hatte, zu der Überzeugung, daß die offizielle Kirche in seinem Vaterlande nur ein Werkzeug des Staates sei. Indessen war er von einem tiefen Glauben an die Sendung der Kirche beseelt, er verstand, daß die Bedingung dieser Sendung die Freiheit sei. Und frei muß die Kirche sein nicht nur von den Angriffen des Staates auf ihr Leben, sondern auch frei von der zärtlichen Fürsorge dieses Staates für ihre inneren Angelegenheiten und für ihr Verhältnis zu anderen Glaubensbekenntnissen. Der offizielle Glaube, den die Polizei den dem russischen Reiche untergebenen Völkern aufdrängte, raubte der Orthodoxie jegliches moralische Ansehen; ja, was noch schlimmer war, er zersetzte sie innerlich,

Digitized by Google

indem er in ihren Dienern den Geist des Christentums oder, anders gesagt, das, was die Grundlage des Lebens und der Entwickelung bildet, ertötete.

Auf dem Wege solcher Betrachtungen gelangte Solowiew zu Nachforschungen über die katholische Kirche und erkannte, daß die Macht derselben im Kampfe sowohl mit dem Staate als auch mit allen feindlichen Kräften auf ihrer Allgemeinheit beruhe. Sollte diese Macht nicht auch auf die von Staaten abhängigen und dadurch ihrer Selbständigkeit beraubten und seelenlosen Kirchen des Ostens übergehen, wenn sie sich mit der katholischen Kirche vereinigen würden? Nach gründlicher Überlegung gelangte Solowiew nach und nach zu dem Schluß, daß der Verwirklichung dieses Gedankens keine besonderen Schwierigkeiten im Wege stünden; ein tiefer dogmatischer Gegensatz war zwischen der Orthodoxie und dem Katholizismus nicht vorhanden, es hatte sich nur der Osten von dem gemeinsamen Stamme losgerissen. Um also die dadurch entstandene und noch nicht verharschte Wunde zu heilen, war nichts anderes notwendig, als klein beizugeben, zur ursprünglichen Einheit zurückzukehren und den römischen Bischof als Haupt der Kirche anzuerkennen. Diesem Gedanken ergab er sich mit der ganzen Begeisterung, deren er fähig war. Deswegen aber zerriß er noch nicht das Band, das ihn an die Vergangenheit knüpfte, auch wollte er nicht seinem Glauben an das göttliche Ziel der Geschichte und die Sendung Rußlands entsagen, sondern er machte diese Sendung abhängig von der Erfüllung einer heiligen Pflicht, eines Aktes großer Opferfreudigkeit, auf den die Geschichte hinwies: dem Nationalstolz zu entsagen und sich mit der katholischen Kirche zu vereinigen.

Diese Idee von der Notwendigkeit der Union verband sich mit der Idee der Verchristlichung der Politik nach allen Richtungen hin. Die Lösung der Polenfrage im Geiste der christlichen Gerechtigkeit hielt er für eine der dringendsten Aufgaben. Seine politischen Ansichten legte er in dem zweibändigen Werke „Nationalitätenfrage in Rußland“ nieder. Die Grundidee erhellt aus den nachstehenden Worten, mit denen er seine Arbeit begann: „Die vollständige Scheidung der Moral und Politik ist eine große Sünde unserer Zeit; vom christlichen Standpunkt aus und in den Grenzen der christlichen Welt sollten diese beiden Sphären — die moralische und politische — im engsten Zusammenhang miteinander stehen. Die christliche Moral verfolgt das Ziel, das Reich Gottes in der Seele eines jeden einzelnen Menschen zu verwirklichen, und in ähnlicher Weise sollte die christliche Politik das Reich Gottes für das ganze Menschengeschlecht vorbereiten, als für jene Gesamtheit, welche Völker, Stämme und Staaten umfaßt.“

Ungehört aber verhallten diese Worte und das versenkte ihn in Pessimismus. Allmählich machte sein Glaube an die providentielle Mission Rußlands immermehr der Überzeugung von der Strafe Gottes Platz, die über Rußland hereinbrechen mußte, weil es seine christliche Pflicht nicht erfüllte. Im Jahre 1894 hatte er, von dem Eindruck der Vorgänge während des chinesisch-japanischen Krieges überwältigt, eine Vision der zukünftigen Macht und der zukünftigen Siege Japans, das zum ausübenden Werkzeug der über Rußland verhängten Strafe Gottes ausersehen wäre. Dieser Vision

Digitized by Google

gab er in einem herrlichen prophetischen Gedichte, dessen Inhalt ich hier anführe, Ausdruck:

„Des Panmongolismus wilder Name klingt doch dem Ohre mild und traut, er ist des Sehers Zauberwort, den Gottes Geist hat angeweht.

Als in Byzantiums morschem Bau die Opferfeuer schon erloschen und als der Cäsar wutentbrannt den Heiland und das Volk verriet,

Da hob im Osten hoch das Haupt ein Volk, ihm unbekannt und fremd, und sprengt der ehernen Tore Schloß: im Staube lag das zweite Rom.

Der alten Hauptstadt Schicksal schreckt uns heute nicht mit seinem Fall, denn prahlend künden Rußlands Söhne: „Du bist das dritte, dritte Rom!"

Und nun? Noch hat sich Gottes Strafe in ihrem Zorne nicht erschöpft und maßlos wird uns strafend schänden ein Völkerstrom, der kaum erwacht.

Aus Morgenland, von weiten Inseln, von den malaiischen Gewässern bis zum Altai, rüsten Führer an Chinas Mauern zahllos Volk.

Heuschrecken gleich, zahllose Scharen, gesättigt nie, Heuschrecken gleich, geschützet von geheimer Kraft, zieh'n diese Völker gegen Norden.

Rußland, vergiß den alten Ruhm! Der Zaren Adler liegt im Staub und gelben Kindern wirst zum Spiele man deiner Fahnen Fetzen hin!

Demütig zittert in dem Sturme der, der der Liebe Hort verlor, im Staube liegt das dritte Rom, ein viertes Rom ersteht nicht mehr!"

Zu dem Schmerze, welchen dem Dichter die mit dem christlichen Ideal im Widerspruch stehende Staatspolitik und ferner die Verblendung verursachte, die unter dem Einflusse scheinbarer Erfolge dieser Politik die russische Gesellschaft ergriff und Rußland dem Falle zuführte, gesellte sich noch ein anderes Weh: es erhob damals seine Stimme in Rußland ein großer Schriftsteller, Leo Tolstoj. Auch dieser war von der Sache der Religion und der Verwirklichung der Idee Christi durchdrungen, aber er war ein erbitterter Gegner nicht nur der staatlichen Ordnung, sondern auch der Kirche. Vermessen suchte er diesen ewigen Grundpfeiler des sozialen Daseins zu stürzen, um einen neuen Bau aufzuführen, eine Art freier evangelischer Gemeinde, die der Erde das Paradies bringen sollte. Solowiew kannte die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und die Unmöglichkeit einer unbedingten Vollkommenheit auf Erden genau, er dachte also nicht an Vernichtung und neues Bauen, sondern an Besserung; er wollte, so weit seine Kräfte reichten, an dem Werke, das die großen Väter, die Lehrer und Organisatoren der Kirche geleitet hatten, weiterarbeiten. Tolstoj nahm sich dagegen jene Sektenbildner zum Muster, die, im edlen Eifer, eine vollkommene Gesellschaft zu schaffen, keinen Anstand nahmen, gegen die Kirche aufzutreten, da sie langsamen Schrittes ihrem Ziele zustrebte. Berauscht von ihrer eigenen Macht wollten sie durch die Kraft ihres Wortes das Paradies auf Erden wiederauferstehen lassen, wollten das schaffen, was die vereinigten Bemühungen der höchsten Geister der Kirche nicht hatten erreichen können.

Solowiew verstand, daß der Erfolg dieser prahlerischen Unternehmungen nur vereinzelte Gemeinden waren und in Zukunft sein würden, die, kaum bekannt, auf den Lauf der Dinge in der Welt keinen Einfluß ausüben konnten. Es schmerzte ihn also der wachsende Einfluß Tolstojs, dessen riesenhafter Schatten seine eigene Arbeit verdunkelte, es litt darunter sein Ehrgeiz, ein edler Ehrgeiz natürlich, der von dem Willen getragen wurde, das

Digitized by Google

geistige Leben Rußlands durch die Versöhnung desselben mit der Kirche zu heben. Solowiew sah, daß die ihm teuerste und heiligste Sache durch Tolstojs Lehre getrübt wurde, zum Schmerz gesellte sich Entrüstung und sein Widerwille schlug in Haß um, als er auf die stets wachsenden Scharen der Anhänger Tolstojs hinschaute.

In dem von der Macht des Genies eines großen Schriftstellers gesalbten Tolstojismus ersah er eine ungleich größere Gefahr für die Sache der allgemeinen Kirche in Rußland als in der offiziellen, erstarrten Orthodoxie, der Konfessionslosigkeit der gebildeten Klassen, den unter dem Volke sich verbreitenden Sekten. In einem so gestimmten Gemüt fanden die Worte St. Johannis des Apostels von den Propheten, die das Kommen des Antichrists verkündeten, einen günstigen Boden. Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugnet. Eine solche Lüge war diesen Worten gegenüber die Lehre Tolstojs, und jene ganze Energie des Hasses, den Solowiew vordem gegen den entfesselten Nationalismus der Nachfolger eines Katkow und Aksakow gerichtet hatte, wandte er nun gegen Tolstoj. Der unerbittlich mit diesem geführte Kampf bildet den Inhalt seiner letzten Arbeit „Drei Gespräche". Alle Gaben Solowiews — die Schärfe des Denkers, der Flug des Dichters, die Tiefe des Mystikers, der beißende Witz des Polemikers — haben sich hier zusammengesellt, um am Vorabend seines Todes in mächtigem Lichte zu erglänzen und mit demselben sein Andenken zu umstrahlen. Die kleine Schrift erschien im Jahre 1900 und unterscheidet sich von allen früheren Werken des Verfassers; denn nicht die frühere Schwärmerei von einer Sendung Rußlands bildet ihren Gegenstand, sondern die finstere Gestalt des Antichrist, der alle Träume von einem zukünftigen goldenen Zeitalter vernichtet hat, jene Träume, die dem religiösen und zugleich patriotischen und optimistischen Mystizismus entsprungen und jahrelang die Nahrung des Denkers gewesen waren.

Den letzten Abschnitt des Buches — über den Antichrist — machte Solowiew einige Wochen vor seinem Tode in einer öffentlichen Vorlesung in Petersburg bekannt. Er war ein gewaltiger Redner, und gewaltig war auch damals der Eindruck, als er im Gemüt und in der Phantasie seiner von nervöser Angst erschauernden Zuhörer das furchtbare Bild des schrecklichen und nahen Endes der Dinge vergegenwärtigte. Von der Wahrheit seiner Vision war Solowiew fest überzeugt; wir wissen, daß er sich durch die humoristische Auffassung seiner Wahrsagung seitens einiger russischer Zeitungen tief verletzt fühlte. Und unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, es liege fast etwas Symbolisches darin, daß der Dichter und hervorragende Denker, der an seine Sendung fest glaubende Prophet, an der Wende zweier Jahrhunderte, unmittelbar vor seinem Tode, als sein letztes Wort und als Testament ein drohendes und erschütterndes Bild der zukünftigen, aber nahen und mit schnellem Schritt ihrem Ende entgegeneilenden Geschichte des Menschengeschlechtes entworfen hat. Von der Jugend bis zum Tode betonte Solowiew in allen seinen Werken beständig, wie sehr er von der ungeheuren Bedeutung des prophetischen Elementes in der Gesellschaft, von dem Berufe der Propheten durchdrungen sei, deren Wirksamkeit als höherer und reinerer Menschen

Digitized by Google

der Ausdruck der Kontrolle verständiger sozialer Kräfte über Kirche und Staat, oder besser über die Repräsentanten dieser beiden Gewalten, sein sollte. Fügen wir noch hinzu, daß der russische Denker ein Recht hatte, sich für einen Propheten in der Bedeutung, die er diesem Ausdrucke beilegte, zu halten, denn er war „ein durchaus unabhängiger, keine äußere Gewalt fürchtender, noch ihr unterliegender sozialer Kämpfer", er war der Repräsentant der zukünftigen idealen Ordnung, er wies auf das Ziel hin, dem man entgegenstreben sollte, und auf den Weg, der zu dem Ziele führte, und beurteilte von diesem Standpunkte aus Menschen und Dinge. Das Ziel Rußlands war seiner Überzeugung nach die Verwirklichung des christlichen Rechtes, der Weg war die Versöhnung mit der katholischen Kirche, und sowohl das eine als auch das andere verkündete er sein ganzes Leben hindurch mit unermüdlichem Eifer und tiefem Glauben. Von der Versöhnung mit Rom machte er besonders die ganze Zukunft Rußlands abhängig, und da er ganz allein diesen großen und fruchtbaren Gedanken verkündete, so dürfen wir uns nicht wundern, daß seine Sendung ihn immer tiefer und tiefer erfüllte. Er besaß hinreichend moralischen und gesellschaftlichen Takt, um sich vor Lächerlichkeit zu bewahren, daher drängte er sich auch den Menschen nicht als von Gott gesandter Prophet auf; trat er aber als solcher, wie in seiner letzten Schrift, hervor, so tat er dies in origineller, nur ihm eigentümlicher Form, die halb mystisch, halb humoristisch war.

„Es handelt sich nicht darum," schreibt Solowiew in der Vorrede zu dieser Schrift, wobei er an Tolstoj denkt, „eine falsche Religion zu widerlegen, sondern eine selbstbewußte Lüge nachzuweisen".

Daß Tolstoj ein erbitterter Feind der Kirche ist und daß ein Mensch, der die Verteidigung der Kirche für seine erste Pflicht hält, nicht Hand in Hand mit ihm gehen kann, unterliegt keinem Zweifel. Nichtsdestoweniger darf man, denke ich, seine Lehre nicht für Lüge und Schwindel halten, denn es ertönt in ihr die mächtige Stimme des Gewissens, das bis in die innersten Tiefen durch den Anblick der grenzenlosen Schlechtigkeit der Menschen erschüttert ist, — und diese Stimme des Gewissens muß man ehren. So auch Solowiew: „Anstatt uns in das zu vertiefen, was uns von Tolstoj entfernt, wollen wir lieber das betrachten, was uns ihm näher bringt; ehren wollen wir die Macht seines Gedankens, die Wärme seines Gefühls, die Aufrichtigkeit seines Willens, — ehren die Feuertaufe, durch deren Flammen schreitend er die Wahrheit sucht, anerkennen in ihm den Mann, dem Gott die Gnade verliehen, die Ekelhaftigkeit der Sünde mit einer Kraft zu enthüllen, wie sie niemand vor ihm besessen hat; erst an zweiter Stelle tritt uns dann Tolstoj als Feind der Kirche entgegen, es erglänzt aber in der Majestät des Genies einer der Auserwählten des Geistes, ein mächtiger Bundesgenosse im Kampfe mit jeglichem Bösen." Das fühlte auch der verstorbene Jesuit Martynow, der in einem Privatgespräch ihn kräftig und treffend charakterisiert hat: „Das ist eine der erhabensten Seelen; leider ist er kein Christ, aber er hat uns das Schönste, was wir haben, entwendet: die Nächstenliebe."

Da die Grundlage der Lehre Tolstojs das Dogma bildet, man dürfe dem Bösen nicht auf dem Wege der Gewalt gegenübertreten, so wandte Solowiew eben gegen dasselbe seine Hauptangriffe. Sowohl der Verstand als auch

Digitized by Google

das Gewissen verbieten nach Ansicht des in den „Drei Gesprächen" die Ansichten Tolstojs vertretenden Fürsten jeglichen aktiven Widerstand, jeglichen Waffenkampf mit dem Bösen. „Aber ich denke," ruft daraufhin einer der Tischgenossen, „daß sowohl der Verstand als auch das Gewissen wenigstens bis drei zu zählen wüßten, daß somit der Verstand und das Gewissen, wenn sie im Rechte sein wollten, mir nicht zwei dann sagen werden, wenn sie an drei denken. — Was soll das bedeuten? — Nach eurer Lehre sollen mir Verstand und Gewissen nur von mir und dem Verbrecher sprechen, den ich nicht einmal anzurühren das Recht habe; aber da gibt es noch eine dritte Person, und zwar die wichtigste, das Opfer der Gewalt, das Unrecht erlitten hat und Schutz verlangt; und diese Person eben vergesset ihr immer, mein Gewissen aber spricht mir vor allem von ihr und dem Willen Gottes, daß ich sie rette." . . . „Was das anbelangt, ob es besser ist, nicht zu töten als zu töten, — darüber kann es zwei Meinungen nicht geben; die ganze Frage ist auf besondere Fälle zurückzuführen; es handelt sich also darum, ob das allgemein anerkannte Gebot, Du sollst nicht töten, absolut ist und ob es infolgedessen keine Ausnahme zuläßt, in keinem besonderen Falle; läßt es aber auch nur eine Ausnahme zu, so hört es damit auf, absolut zu sein." . . . Und eine solche Ausnahme ist eben die klar zutage liegende, in jedes unverdorbene Gewissen eingeprägte Pflicht, sich der Person anzunehmen, die Unrecht leidet, selbst mit der Waffe in der Hand, wenn es kein anderes Mittel gibt; somit ist „der Krieg kein absolut Böses und der Friede kein absolut Gutes" und unter Umständen ist ein guter Krieg ebenso wie ein böser Friede möglich.

Im letzten Kapitel überträgt Solowiew den Streit auf das Gebiet der Theorie und hier zeigt sich seine Originalität am stärksten. Die Lehre Tolstojs führt er bis zum Absurdum. Indem Tolstoj den Widerstand gegen das Böse verdammt, ist er der Ansicht, daß das Böse aufhören wird zu existieren, wenn wir aufhören werden, es mit gewaltsamen Mitteln zu bekämpfen. Daraus folgt, daß das Böse keine eigene wirkliche Kraft hat; es entsteht, weil wir glauben, daß es existiert, und verschiedene Mittel der Gewalt dagegen ersinnen. „So ist es doch?" — wendet sich an den Fürsten der Tischgenosse, in dessen Mund Solowiew seine eigenen Gedanken legt. „Ja" — antwortet, in die Enge getrieben, der Fürst, Tolstojs Anhänger. — „Wie also wäre der auffallende Mißerfolg der Sache Christi auf Erden zu erklären?" Christus hat doch das wahre Gute gezeigt. Seine Schüler strebten mit allen Kräften ihres Geistes dem Ziele zu, das Christus gewiesen; sie griffen nicht zu den Waffen, um das Böse zu besiegen; zu Tausenden gingen sie in den Tod und bezeugten die Wahrheit der göttlichen Lehre mit ihrem Blut, — und nun? Nun müssen wir zugeben, vom Standpunkte Tolstojs aus, dem sich in diesem Falle Solowiew selbst nähert, daß „bis jetzt aus der Lehre Christi für die Menschen mehr Böses denn Gutes geflossen" und daß somit „das nicht existierende Böse immer triumphiert und das Gute immer in nichts versinkt". Wie wäre das zu erklären?

Und nachdem so die Lehre Tolstojs dem Absurdum zugeführt, ergreift Solowiew, um sie zu widerlegen, keineswegs die bereits von allen Apologeten des Christentums und der Kirche abgenützten Waffen, ja, es kommt ihm

Digitized by Google

nicht einmal in den Sinn zu behaupten, daß trotz der scheinbaren Triumphe des Bösen am Ende doch das Gute die Oberhand gewinnt und daß das Böse ein Zufall ist (malum est accidens). Im Gegenteil! So sehr Solowiew in seinen früheren Arbeiten ein Optimist in seinen Zukunftsträumen war, ebensosehr neigte er in seiner Anschauung über die Gegenwart zum Pessimismus.

Und die ganze Welt liegt im Argen, — diese Worte des Evangelisten Johannes gruben sich tief ein in seine Seele und dienten ihm als Thema seiner asketischen Betrachtungen in dem Werke „Über die religiösen Grundlagen des Lebens". Jetzt versenkte er sich noch tiefer in seinen Pessimismus, und anstatt das Absurdum, das Tolstoj nie ausgesprochen, das sich aber logisch aus seiner Lehre deduzieren läßt, zu bekämpfen, führte er es womöglich noch weiter fort. Er konstatiert, daß „das Böse sichtbar (d. h. auf Grund unserer Wahrnehmungen) stärker ist als das Gute". Unter dreierlei Gestalten tritt dieses Böse auf: als individuelles Böses oder als Übergewicht des sinnlichen Elementes im Menschen, — bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Menschen; als soziales Böses oder als Übergewicht des sozialen Elementes in der Gesellschaft, die inviduell aus Individuen zusammengesetzt ist, welche, dem Bösen ergeben, den Bestrebungen höherer Menschen, die die Gesellschaft zum Guten emporzuheben trachten, entgegentreten, — in ungeheuerer Mehrzahl; schließlich als physisches Böses oder als Übergewicht der niederen materiellen Elemente des Körpers über die lebende organische Kraft, welche dieselben in eine schöne Form zusammenfügt. Dieses letztgenannte Übergewicht führt den Tod herbei und ist das größte Übel. Wunderschön begann einst Solowiew seine „Religiösen Grundlagen des Lebens" mit dem Gedanken, daß zwei unzertrennlich miteinander verbundene Wünsche gleich zwei unsichtbaren Flügeln den Menschen über die Gesamtheit der Schöpfung erheben: das Verlangen nach Wahrheit und das Verlangen nach Unsterblichkeit. Aber zwei furchtbare Tatsachen treten ihnen entgegen: die Sünde und der Tod. Der Tod macht uns den übrigen Geschöpfen gleich, die Sünde stellt uns niedriger denn das niedrigste Geschöpf.

Über die Sünde jedoch oder das individuelle und soziale Böse können Auserwählte ihre Herrschaft ausüben. Nur der Tod ist unzugänglich und unbesiegbar. Somit ist der Tod der Herr über Leben und Welt. Die Welt ist sein Reich und nicht das Reich Gottes, — und da der Tod das größte Übel ist, so ist die Welt als das Werk des bösen Prinzips, der bösen Gewalt, des bösen Willens anzusehen.

Gott also ist das Böse! Bei einem solchen Gedanken erschaudert die menschliche Natur, Solowiew aber zögert nicht, noch tiefer in diese Kluft des Pessimismus und der Negation einzudringen, — und gerade von hier aus wendet er sich gegen die schönste Überzeugung Tolstojs: gegen das lebendige Empfinden Gottes als Vaters, gegen das Empfinden der Abhängigkeit des Menschen von diesem Vater, gegen den von ihm bei jeder Gelegenheit mit solchem Nachdruck wiederholten Gedanken, daß Gott uns deswegen auf die Welt geschickt, damit wir hier seinen Willen erfüllen. „Wenn Gott" — so spricht Solowiew zum Fürsten — „uns nur Pflichten

Digitized by Google

auferlegt und die Erfüllung seines Willens fordert, so sehe ich nicht ein, wie Sie mir beweisen wollen, daß Gott der wahre Gott und kein Pseudogott ist?" — Somit haben wir das Recht, von Gott eine Beglaubigung seiner Gottheit zu verlangen, den Beweis, daß er stärker ist denn das Böse; da aber das schlimmste Böse der Tod ist, so möge Gott zeigen, daß er Macht über ihn hat. — Und siehe, da erhalten wir jenen geforderten Beweis, jenes Dokument, durch den auferstehenden, d. h. den über den Tod siegenden Christus: „Das ist der wahre Sieg über das Böse in der wirklichen Auferstehung; diese allein macht den Glauben an Gottes Reich möglich, denn ohne sie hätten wir nur ein Reich des Todes, der Sünde und ihres Schöpfers, des Satans; die Auferstehung, aber nicht in übertragener, sondern in der wirklichen, eigentlichen Bedeutung, — das ist das Dokument des wahrhaftigen Gottes!" — „Aber das ist ja Mythologie", erwidert der Fürst. — „Nein! das ist keine Mythologie, das ist Logik: denn sobald wir einmal den gemeinschaftlichen Boden des Glaubens an Gott und des Glaubens an das Gute betreten haben, so müssen wir zugleich im Namen der Logik anerkennen, daß die Kraft Gottes und des Guten grenzenlos ist, — und somit haben wir kein Recht, an die Wahrheit der Auferstehung nicht zu glauben, und dies umsomehr, da dieses Faktum historisch beglaubigt ist." . . .

Einem Menschen, welcher der Religion fernsteht, wird diese ganze Beweisführung nur wunderlich erscheinen, auch wird sie ihn selbstverständlich nicht überzeugen. Aber sie wirft ein helles Licht auf einen der originellsten Geister unserer Zeit. In seiner pessimistischen Lebensauffassung stand Solowiew auf gleicher Stufe mit Leopardi und Schopenhauer, doch unterschied er sich prinzipiell von ihnen durch seine Begierde nach Leben, Taten, Mühen, Kämpfen im Namen jener idealen Ordnung, die wir das Reich Gottes nennen. Während also das Wesen des Schmerzes fast aller Pessimisten, von Buddha angefangen, in dem Bewußtsein besteht, daß das Leben unzertrennlich mit dem Leiden verbunden ist, und während diese infolgedessen den Tod als mitleidigen Erlöser darstellten, wurde Solowiew eben durch das Faktum des Todes und nicht des Leidens Pessimist. Während die Pessimisten an den Quellen des Daseins als Ursache der Dinge einen blinden Willen zum Leben aufstellen, da sie natürlich nicht annehmen konnten, daß der lebendige Gott der Schöpfer des Bösen wäre, so loderte in Solowiews Brust mit allzustarker Flamme die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, als daß er imstande gewesen wäre, an einen lebendigen, persönlichen Gott, den selbstbewußten Schöpfer und Herrn aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge, nicht zu glauben. Dieser Gott mußte das höchste Gute sein, anders konnte ihn sein Geist nicht auffassen, — wie also war nun die Allgewalt des Bösen zu erklären, die alles Leben in sich auffaugt und die im Tode ihren höchsten Ausdruck findet? Das Böse mit Gott zu identifizieren, wäre ein Gewaltakt gewesen, angetan dem ganzen moralischen Wesen des Menschen! Deswegen auch stellte Solowiew so keck die Forderung auf, daß Gott uns ein Dokument für seine Göttlichkeit gebe. Und nachdem er alle Religionen und alle Philosophien geprüft, fand er endlich dieses Dokument in dem Faktum der Auferstehung Christi und klammerte sich an diesen

Digitized by Google

Rettungsanker mit der ganzen Kraft seines Wesens. „Ist aber Christus nicht auferstanden," — so konnte er mit dem hl. Paulus ausrufen, — „so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich!" (Kor. 1, 15). Christus wurde ihm zum Leitstern auf dem dunkeln Pfade des Lebens, zur Stütze im Kampf mit dem Leben, — und es ist mit Nachdruck zu betonen, daß dies nicht der mißhandelte und gekreuzigte Christus war, sondern der auferstehende Christus, der Sieger über den Tod, „Christus der Rächer und Vergelter", „jener Christus des letzten Gerichtes und Michelangelos", von dem einst Mickiewicz vom Katheder aus im Collège de France mit solchem Feuer gelehrt hatte.

Und in seinem Geiste verbanden sich zwei Tatsachen: der vollständige Mißerfolg, wenn nicht das Fiasko der christlichen Wahrheit im Leben, besonders auf dem Gebiete der sozialen und politischen Verhältnisse, — und daneben das Anwachsen scheinbar christlicher, in ihrem Wesen aber antidogmatischer und antichristlicher Strömungen wie des Tolstojismus, die nicht zum Ziele führen und das Gewissen der Menschen verwirren.

Und die Zivilisation eilt indessen mit Riesenschritten vorwärts; im Laufe eines Jahres wird jetzt das erreicht, wozu früher ein ganzes Jahrhundert erforderlich war. Versenkt in religiöse Betrachtungen, tief durchdrungen von der Begierde, das göttliche Recht auf Erden zu verwirklichen, fragte sich nun Solowiew, ob dieses beschleunigte Tempo der Zivilisation nicht den Anfang des Endes bedeute, — des Endes der Welt, jener geschichtlichen Krisis, da der apokalyptische Antichrist die Herrschaft ergreifen und nach dessen Sturze die Posaune des Erzengels ertönen und abermals Christus kommen wird, nun aber nicht mehr als Lamm Gottes, gemartert um der Sünden der Welt willen, sondern als schrecklicher und gerechter Richter. Und seine idealen Bestrebungen, seine Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, das er auf Erden verwirklichen wollte, übertrug er damals in eine andere Welt, die außerhalb der Grenzen der Geschichte lag, in eine Epoche, da die, welche in Christus gestorben, nach den Worten der hl. Schrift aus ihren Gräbern auferstehen und eine verwandelte Gestalt annehmen werden; „denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche und das Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit" (Kor. I, 15).

Nach der hl. Schrift wird der letzte Akt der geschichtlichen Tragödie die Zeit des Antichrists sein. Aber dieser Antichristianismus wird nach der Ansicht Solowiews weder die Folge religiöser Gleichgültigkeit noch des Materialismus oder irgend welcher Verneinung des Christentums sein, sondern eine religiöse Usurpation, da den Namen Christi sich solche Kräfte in der Menschheit aneignen werden, die sowohl dem Inhalt als auch der Form nach Christo und dem Wesen seiner Lehre fremd sind. Von diesem Gedanken wurde Solowiew bei seinen leidenschaftlichen Ausfällen gegen Tolstoj beherrscht: in ihm erblickte er einen solchen Usurpator fremden Eigentums, einen falschen Propheten mit den Worten Christi auf den Lippen, der dessen Gottheit mit Füßen trat und dadurch dem Antichrist den Weg bahnte. Unter dem Einflusse dieses Gedankens schrieb er die kurze Erzählung vom Antichrist am Schlusse der „Drei Gespräche" gleichsam als Bruchstück aus einer unvollendeten Handschrift eines alten Mönches, die nach den

Digitized by Google

eigenen Worten Solowiews alles enthält, was Wahrscheinliches über das Ende der Welt gesagt werden kann, und zwar auf Grund der hl. Schrift, der kirchlichen Tradition und des gesunden Menschenverstandes, der sich von allem, was rings um ihn vorgeht, Rechenschaft ablegt.

Einen ausführlichen Inhalt will ich hier nicht angeben, denn selbst die beste Wiedergabe würde das, was die Kraft des Werkes ausmacht, aber ungreifbar ist, das heißt die Stimmung, nicht ausdrücken können. Ein prophetischer, apokalyptischer Ton fehlt; im Gegenteil, der Ton ist zuweilen scherzhaft, die Form einfach und schlicht ohne Effekthascherei, — und doch fühlen wir, daß das Ganze aus der Feder eines Mannes geflossen ist, der von dem Gefühle des schnell sich nähernden Endes aller Dinge tief durchdrungen ist. Dieses Gefühl geht auch langsam auf den Leser über und macht ihn vor Schrecken erschauern, als ob schon auf ihm, gleich schweren Wolken, den Vorboten des rasenden Sturmes, alle Bedrängnisse der letzten Tage, der Tage der Rache lasten würden, wo da alle himmlischen Mächte in Bewegung geraten werden und wo „an der Sonne und dem Monde und den Sternen Zeichen erscheinen werden, auf der Erde aber Bedrückung der Völker herrschen wird, wo da die Menschen vergehen werden vor Angst und vor Erwartung jener Dinge, die da kommen sollen über die ganze Welt“ . . . .

Die Vorgänge, deren Schauplatz die Welt werden soll, stellen sich von heute an bis zum Ende der Dinge wie folgt vor. Um die Mitte des XX. Jahrhunderts, vielleicht auch früher, werden die Chinesen, von Japan organisiert und unter der Leitung eines genialen, kriegerischen Kaisers das durch die Kämpfe mit dem wiedererstandenen Panislamismus erschöpfte Europa unterwerfen. Die mongolische Hegemonie dauert ungefähr durch zwei Menschenalter. Es ist dies die Epoche der gegenseitigen Einflüsse und Einwirkungen des Ostens und Westens. Dann werfen die Europäer, angesichts des gemeinschaftlichen Feindes miteinander versöhnt, das mongolische Joch ab und bilden die Vereinigten Staaten Europas. Es folgt die Zeit eines allgemeinen Friedens und in dieser Zeit, zu Anfang des XXI. Jahrhunderts, tritt das größte Genie, das die Menschheit bis dahin hervorgebracht hat, — der Antichrist auf.

Und es wird dies keineswegs irgend ein moralisches Ungeheuer sein, wie ihn verschiedene Prophezeihungen beschreiben. Im Gegenteil. Das ist der von Nietzsche erträumte Übermensch in seiner besten Bedeutung: mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers begabt, schön, verständig, beredt, ein Idealist, makellos, streng gegen sich, mitleidig gegen seine Nächsten, mitleidig sogar gegen die Tiere, Vegetarianer, von Beruf aber ein Artillerist (ein Detail, das zur Charakteristik des Übermenschen nichts beiträgt, das jedoch als boshafte Allusion auf Tolstoj, der zur Zeit des Krimkrieges im Militär gedient hat, interessant ist). Die Seele dieses Übermenschen erfüllt eine einzige Sehnsucht: er will Wohltäter des Menschengeschlechtes werden, er will das Elend und das Verbrechen von der Erde vertreiben; er hat nur *einen* Fehler: er liebt vor allen Dingen sich selbst und nicht Gott.

Digitized by Google

Seine Werke lieſt und bewundert die ganze Welt, aber das befriedigt ihn nicht, er will auch Macht beſitzen, um ſeine großen Pläne, deren Inhalt und Ziel die Beglückung der Menſchheit iſt, zu verwirklichen. Und ſo hat er ſein 33. Lebensjahr vollendet, ſein Einfluß aber reicht über die Grenzen der Literatur nicht hinaus; Verzweiflung erfaßt ihn — und da tritt der für ſein Leben entſcheidende Augenblick der Kriſis ein: irgend eine Viſion oder ein myſtiſches Zuſammentreffen mit dem Geiſte der Finſternis, das an die Verſuchung Chriſti in der Wüſte erinnert. Der Übermenſch bringt dem Satan ſeine Huldigung dar und plötzlich durchdringt ihn neue Kraft, er kehrt zu dem Leben und den Menſchen zurück, mächtiger denn je, ſeines Sieges gewiß: jetzt weiß er, daß Chriſtus nur ſein Vorgänger war, erſt in ihm offenbart ſich endgiltig die Göttlichkeit des Menſchen, die die rieſenhafte Idee menſchlicher Glückſeligkeit mit der Fähigkeit der Durchführung verbindet.

Hoch begeiſtert ſchreibt er ein Werk unter dem Titel „Der Weg zum allgemeinen Frieden und zum allgemeinen Glück.“ Edle Achtung für die Tradition der Vergangenheit verbindet ſich dort mit dem kühnen Radikalismus politiſcher und ſozialer Forderungen und Ratſchläge, eine grenzenloſe Gedankenfreiheit mit tiefem Verſtändnis für den myſtiſchen Flug der Seele, ein üppiger Individualismus mit heißer Hingabe für das allgemeine Wohl, der erhabenſte Idealismus der Grundſätze mit vollkommener Konſequenz und Durchführbarkeit der Ideen, inſofern ſie dem Leben angepaßt werden können. Mit überaus feinem Verſtändniſſe für den ſich heute immer mehr verbreitenden Dilettantismus, der nach Anſicht Solowiews ſicherlich immer zunehmen, wird, fügt der Verfaſſer hinzu, daß in dieſem Buche bei Berührung und Löſung aller Fragen ſich eine gewiſſe geniale Künſtlerſchaft zeigt; dank dieſer wird jeder auf alles eingehen können, was dort geſagt iſt, ohne dabei ſeinen Neigungen und Überzeugungen zu entſagen. Der Erfolg dieſes wunderbaren Buches iſt ſo unerhört, daß der Name des Verfaſſers mit einem Schlage zum populärſten in der Welt wird, und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung wählen die Repräſentanten der Vereinigten Staaten in Europa ihn in Berlin zum Präſidenten. Von nun an iſt jeder ſeiner Schritte ein neuer Triumph für ihn und eine neue Wohltat für die Menſchheit und unter allgemeinem Beifall proklamiert er ſich zum Imperator der ganzen Welt. Ein gewiſſes Mißtrauen im Verhältniſſe zu ihm legen die Chriſten an den Tag, und zwar unter dem Einfluſſe der Werke einiger Theologen, die in ihm bereits die Kennzeichen des Antichriſts entdeckt zu haben glauben. Der Chriſten gibt es auf der Welt bedeutend weniger als heute, nur noch 45 Millionen, aber dafür ſind es Chriſten aus Überzeugung und nicht nur dem Namen nach.

Um ſich mit ihnen ins Einverſtändnis zu ſetzen und ſie zu gewinnen, ruft der Imperator ein allgemeines Konzil nach Jeruſalem zuſammen, wo er einen prächtigen Tempel für die vereinigten Religionen der ganzen Welt erbaut hat. Es erſcheinen die Repräſentanten aller drei Bekenntniſſe: die Katholiken mit dem Papſt Peter II. an der Spitze, die Orthodoxen vertritt der geheimnisvolle Greis Johannes, den Proteſtantismus Profeſſor Pauli, —

Digitized by Google

drei symbolische Namen, welche die drei Richtungen im Christentum darstellen, und alle drei: Peter II., Johannes und Pauli, hat der Verfasser mit künstlerischer Deutlichkeit dargestellt, wir sehen sie, als wenn sie lebendig wären. Auf dem Konzil tritt der Imperator zum erstenmale als „der geliebte Sohn Gottes", als „Seine göttliche Majestät" auf, die gläubigen Christen verlieren den Rest ihrer Illusionen und Peter II. schleudert feierlich den Bannfluch gegen den Imperator-Antichrist. Aber die Mehrzahl der Bischöfe und Kardinäle steht auf Seite des Antichrists; mit dem Papst Peter verbinden sich indessen der alte Johannes und Professor Pauli und hier, an der Neige der Geschichte, erfolgt die Versöhnung jener wenigen Katholiken, Orthodoxen und Protestanten, die, der Fahne Christi, des Sohnes des lebendigen Gottes, treu geblieben, sich im Bewußtsein ihrer prinzipiellen Gemeinschaft vereinigen.

Dann erfolgen die Bedrückung der Christen, schreckliche Naturerscheinungen, der Fall des Antichrists, das Kommen des Heilands, das Gericht, — und das alles in Kürze erzählt, da diese Dinge aus der Apokalypse des hl. Johannes bekannt sind.

Vergleicht man diese Überzeugungen Solowiews mit den Anschauungen und der Philosophie in allen seinen übrigen Werken, so ist hier das vollständige Verschwinden der früheren Träume von einer zukünftigen vollkommenen Weltordnung auf dieser Erde auffallend. Zwar erfolgt die Versöhnung der Kirchen, aber ohne den Anteil Rußlands und unmittelbar vor dem letzten Gericht. Mit einem Wort, Solowiew ist Pessimist, was die Möglichkeit der Verwirklichung des christlichen Ideals bei einer solchen Menschheit, wie sie jetzt ist, anbetrifft. Die Zahl der Christen sinkt trotz aller Bestrebungen der Missionäre zu Anfang des XXI. Jahrhunderts fast bis zum zehnten Teil ihrer heutigen Anzahl herab, der aus Rom verbannte Papst wird in Petersburg unter dem gnädigen Schutze der dortigen Behörden verweilen. Aber ein noch größeres Zeichen des Pessimismus ist die Darstellung des Antichrists selbst in einer Gestalt, die äußerlich so anziehend wirkt; denn wie schwer muß es doch sein, dem Zauber eines Menschen, oder besser eines Übermenschen, zu widerstehen, der alle Kräfte seines Geistes darauf gerichtet hat, die Leidenden zu beglücken! Wäre es möglich, die diesem so gewaltigen Wohltäter folgenden Scharen der Großen und Kleinen zu verdammen? Zwar ist die Tugend eine Tugend erst dann, wenn sie sich zum Ziele die Ehre Gottes setzt, aber dieser Tugend gibt es so ungemein wenig auf der Welt, daß wir den Menschen gern ihre egoistischen Beweggründe verzeihen, wenn sie nur den Nächsten Gutes erweisen; ja, wir achten sie dann hoch und wünschten sie unter den Auserwählten zu sehen. Aber diese ganze unvollkommene Tugend wird in der Gestalt des Antichrists und derer, die ihm gefolgt sind, auf ewige Zeiten verdammt, erlöst werden nur die verhältnismäßig wenigen, die sich zu Christus, dem Sohne Gottes bekannt, der durch seine Auferstehung den Tod besiegt hat. Sollte da aber nur der Glaube alleinerlösen, die Taten ohne diesen Glauben keine Bedeutung haben? Jawohl. Das Dogma der Auferstehung hat Solowiews ganzes Wesen erfüllt, in ihm erkannte er die einzige Grundlage jeglichen verständigen und mit dem Willen Gottes übereinstimmenden Daseins an, und alles, was außerhalb dessen steht, sollte es auch

Digitized by Google

von den edelsten Bestrebungen durchdrungen sein, ist außer Gott, ist aber mit ihm, dem Geiste der Finsternis und mit dem Antichrist. Das Dogma der Auferstehung vereinigt alle Christen zu einem Ganzen. „Wer da bekennt," sagt der hl. Johannes, „daß Jesus der Sohn Gottes ist, in dem wohnt Gott und er in Gott." — Diese Worte erkennt Solowiew in ihrer ganzen Kraft an und angesichts dessen verlieren alle konfessionellen Unterschiede und Streitigkeiten ihre eigentliche Bedeutung; in den letzten Tagen der Welt, da der Papst im Kampfe mit dem Antichrist zu Grunde geht, da ergreift das Steuer der Christenheit Professor Pauli, — und sobald einmal Solowiew, dieser Sohn der Kirche, der den Papst als Oberhaupt derselben anerkennt, diese Stelle eingenommen hat, zögert er nicht, an mancher Stelle den römischen Katholizismus im komischen Lichte darzustellen. Rom verletzt den Sohn des Ostens, er kann nicht und will auch nicht von seinen Vorurteilen gegen dasselbe ablassen. „In Rußland" — so schreibt er über das nach Petersburg verbannte Papsttum — „hat dasselbe seine Formen bedeutend vereinfacht; ohne sichtbare Veränderungen in der Zusammensetzung seiner Offizien und Kollegien einzuführen, mußte es den Charakter seiner Wirksamkeit vergeistigen und sein glänzendes Ritual und Zeremoniell bis zu einer minimalen Ausdehnung verringern; verschiedene wunderliche und Ärgernis gebende Sitten hörten von selber auf, wenn sie auch offiziell nicht zurückgenommen wurden." Dem gegenüber, was in der moralischen Welt Anstoß erregt, in der physischen aber bedrückt, der Sünde und dem Tod gegenüber, ist das Dogma der Auferstehung die einzige Zuflucht, die einzige Rettung. Ich kenne keinen Schriftsteller, in dem das Bild des Todes einen solchen Abscheu und einen solchen Schrecken erwecken würde: der Inhalt jeglichen Daseins, sagt er, ist der Kampf mit dem Tode; kraftlos jedoch steht dem Tode jegliche physische Gewalt gegenüber, allen unzulänglich ist die Kraft des Geistes, nur „die Unendlichkeit der moralischen Kraft füllt das Leben absolut aus" und macht dadurch die Überwindung des Todes möglich: „Der Gekreuzigte, Menschen- und Gottessohn, von den Menschen und von Gott verlassen und doch betend für seine Feinde, kannte für seine geistige Kraft keine Grenzen und so konnte auch kein Teilchen seines Wesens dem Tode zur Beute fallen." Dieser Glaube Solowiews muß an dieser Stelle ganz besonders hervorgehoben werden, weil das Dogma der Auferstehung die Grundlage der religiösen Weltanschauung der Nachfolger Solowiews bildet und zugleich die Grundlage des ganzen religiösen Aufschwunges in Rußland, der heutzutage mit immer größerer Stärke hervortritt; in diesem Aufschwung ruht der gesunde Kern der gegenwärtigen revolutionären Gärung, — und das allein kann uns hoffen lassen, daß Rußland der sozialen und politischen Anarchie Herr werden kann.

Nur der Glaube an den auferstehenden Christus, den Sieger des Todes, ermöglicht nach Ansicht der Anhänger Solowiews die Syntheſe des Christentums mit dem politisch-sozialen Radikalismus ihrer Träume von einem zukünftigen Paradies auf Erden. Zwischen den ungeheuren Leiden und Opfern, welche die heutigen Geschlechter im Namen des Ideals der sozialen Gerechtigkeit tragen müssen, und andererseits der einstigen dumm-egoistischen Befriedigung der Bürger eines sozialistischen Zukunftsstaates, die die Früchte unserer martervollen Arbeit genießen werden, klafft eine Schlucht, welche nur der auf-

Digitized by Google

erstehende Christus überbrücken kann. Nur er allein, der ewige Sieger des Todes, verbürgt uns, daß der Tod die kulturelle Arbeit der Menschheit nicht vernichtet und daß es jedem gegeben sein wird, die Saat seiner Mühen zu erblicken .... „Die Wahrheit der Auferstehung Christi" sagt Solowiew, „ist eine Wahrheit im vollsten Sinne, das heißt nicht nur eine Wahrheit des Glaubens, sondern auch eine Wahrheit der Vernunft", sie ist ein Postulat der Vernunft. „Wäre Christus nicht auferstanden, so erschiene die Welt als Absurdum, als Reich des Bösen, des Falschen und des Todes." .... „Wäre Christus nicht auferstanden, wer könnte da auferstehen?"

Aber Christus ist auferstanden. Also wird diese Welt, die jetzt ein Reich der Sünde und des Todes ist, diese Welt, von der Solowiew zweifelt, daß sie mit menschlicher Kraft in das Reich Gottes umgewandelt werden könnte, diese Welt wird doch zum Reiche der Wahrheit und des Lebens werden, zum Reiche Gottes. — Aber das wird geschehen erst nach Vollendung der Zeiten, in einer nachhistorischen Epoche, nach dem abermaligen Kommen Christi, da der Sohn Gottes diejenigen unter den Lebenden, die in den letzten Tagen der Welt zu ihm und nicht zum Feinde gestanden, zu sich rufen wird, da diejenigen aus den Gräbern auferstehen werden, die vordem in Christo gestorben waren, — „und Christus herrschen muß, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege, und der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod". (Kor. I. 15.) Und die Vision des großen Apostels des Christentums, die Vision des vernichteten Todes ergreift die Seele des russischen Theologen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?"

„Die ganze Welt liegt im Argen" .... Über die unendliche Trauer dieser Überzeugung, über die Trauerstätte begrabener Träume von einer idealen Weltordnung erhob sich Solowiews triumphierender Glaube an die Auferstehung Christi und derer, die mit ihm waren und sein werden. Und in der Ekstase seiner Vision konnte er mit dem heil. Paulus ausrufen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?"

Zu spät.

Von B.

Mein Sehnen ging nach Lenz und Licht
Empor aus rauher Winternacht,
Nach Osterlicht und Aufersteh'n
Und nach des Frühlings erster Pracht.

Und als ich endlich dann erwacht
Aus langem, wirrem Fiebertraum,
Da war der erste Lenz verglüht,
In Blüten stand der Fliederbaum.

Nur einer Lerche heller Sang
Erzählte mir von ferner Zeit,
Von welker Frühlingsblumen Blüh'n,
Vom Aufersteh'n aus langem Leid.

Digitized by Google

Literarische Umschau.

Von **Richard von Kralik.**

(Fortsetzung.)

14.

Wir haben in dieser Zeit Josef Seebers fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Der Dichter ist vor allem bekannt durch sein in vielen Auflagen erschienenes episches Gedicht „Der ewige Jude". Ich ziehe es vor, bei dieser Gelegenheit Seebers weniger bekannte Lyrik hervorzuziehen. Das Lyrische ist es ja, was überall den echten Dichter ausmacht, auch den epischen und dramatischen. Seebers Gedichte sind unter dem Titel „Ein fliegend Blatt" 1885 in Brixen erschienen. Sie bieten durch ihren vielseitigen Inhalt bei geringem Umfang ein scharfes Bild einer abgeschlossenen Dichterpersönlichkeit. Als den Zentralgedanken seiner poetischen Weltanschauung möchte ich das schöne, gleichnishafte Bild des von Rosen umwundenen Kreuzes betrachten, dasselbe Bild, das auch Goethe in seinen „Geheimnissen", nur etwas humanistischer, zu seinem Symbol gemacht hat. In mystischerem Sinne sieht Seeber den „Kreuzesfrühling" im Kranze der Rosenwunden an dem Kreuze hangen, den Weltenfrühling, der uns am Baum des Lebens leuchtend aufgegangen, den „Rosenfrühling seines Blutes" (7). Denselben Gedanken führt ein „Geistliches Frühlingslied" nach einem älteren Gedichte aus. Süße Frühlingsdüfte strömen vom Kreuze her, aus seinen Ästen tropft rotes Rebenblut (24). Und „das Kreuz im Walde" wird üppig wild von einem Rosenstrauch überwachsen, der sich vom Fuße an um des Heilands armes Bildnis wölbt (29):

Bis hinauf zu seinem Herzen,
Bis hinauf zu Haupt und Haar
Reicht er seine Purpurrosen
Dem Erlöser liebend dar.
In die wirre Dornenkrone
Flicht sich manches Rosenblatt,
Eine Rose rot zur Wunde
Seine off'ne Seite hat.

Damit hängt der Spruch vom „Jammertal" zusammen (31):

Wollt ihr Rosen, die nicht vergehen,
Müßt ihr auf die Dornen sehen.

Digitized by Google

Solche Sprüche weiß der Dichter trefflich zu prägen (55):

Nistet dir im Herzen eine Schlange,
Sei um deine Ruhe bange:
Willst du Herr im Hause bleiben,
Mußt du sie mit Kreuz und Dorn vertreiben.

Oder (59):

Wer des Lebens Lust und Leid an sich erfahren,
Wird mit seinem Danke gegen Gott nicht sparen:
Für die Freuden, die er hier genossen,
Für das Leid, aus dem die Himmelsblumen sprossen.

Wie man sieht, überall liegt dasselbe Bild zugrunde, auch im „Waldfrieden", da die Kapelle geschildert wird, mitten in Buchen, von Immergrün umrankt, Blütenzweige in den Fensterbogen. Diese Einheit von Natur und Glaube ist das Ideal des Dichters (12):

Schlägt mein Herz nicht mehr hiernieden,
Legt mich hier ins Grab hinein:
In der Kirche Waldesfrieden
Muß ein traulich Ruhen sein.

Diese Einheit sieht er in nächtlicher Betrachtung (38):

Es ist so ruhig wunderbar,
In Andacht liegt rings Wald und Feld,
Der Himmel ist der Hochaltar,
Das Kirchenschiff die ganze Welt.

Auch in den Reiseblättern erscheint ein ähnlicher Gedanke, so vor dem Kölner Dom (64):

Was fromm und rein
Im harten Stein
Gedacht und gewollt die Alten:
Das Wachsen und Streben zum Himmelsraum,
Das möge sich als lebendiger Baum
Im Herzen der Enkel entfalten.

Auch der Zyklus „Tirol" führt gleiche Bilder aus. Hier versucht Seeber, neben der Natur seines Vaterlandes auch die Heldentaten der Männer von 1797 (Sensenschmied von Volders) und 1809 in epischen Bildern zu gestalten. Ich sehe all das als Vorarbeiten an für eine endgiltige Bewältigung dieses hochpoetischen Stoffes, die einmal abschließend gelingen muß, die aber den balladengemäßen, volkstümlichen, chronikalen Ton trifft, den dieser Vorwurf verlangt.

„Vergilbte Blätter" benennt sich eine Reihe echt lyrischer Stimmungen, eine Jugendneigung spiegelnd (143):

Sich ganz vergessen, einander schenken,
Sich nichts verargen, sich nichts verhehlen,
In treuer Liebe des Freunds gedenken,
Zusammen beten, zusammen sorgen,
In Gottes Lieb' die eig'ne geborgen:

Digitized by Google

Das ist der schönste Bund der Seelen,
Und Gottes Segen wird nicht fehlen.

Fromme Ergebung ist der Schluß (150):

Nun hat dich Gott hinweggenommen —
Du warst ein Engel, dem er aufgetragen,
Zum Himmel leuchtend mir vorauszuwandeln
Und mich zu stärken, wenn ich fiele;
Ich folge dir: du bist am Ziele.

Und weiter (152) betrachtet er diese Schickung als Folge inniger Fürbitte:

Ist es ja Mariens Segen,
Der da ruht auf meinen Tagen:
Doch dafür hat Gottes Engel
Dich zum Himmel heimgetragen.

Ich halte mich nicht weiter bei den historischen „Gestalten" auf, mit denen der Dichter die Sammlung beschließt. Was ich von ihm erwünsche, erwarte und erbitte, das ist vor allem die Fortsetzung seines lyrischen Schaffens, von dem er uns vor zwanzig Jahren so schöne Proben gegeben. Jetzt, in seiner kräftigen Vollreife, möge er uns in reinen Strophen, die sich von selber zu gestalten scheinen, die reifsten Früchte seiner Erfahrungen, Betrachtungen, Anschauungen, Gesichte geben. Niemand ist dazu besser vorbereitet durch abgeklärte Gesinnung und meisterhafte Technik. Es fehlt nicht an Gelegenheit und Nötigung (6):

Das Gute üben dort und hier,
Das Gute tun zu jeder Zeit:
Das ist die beste Gelegenheit.

15.

„Hilligenlei", der letzte Roman Gustav Frenssens, steht wohl künstlerisch nicht höher als die früheren. Die Mischung von bäuerlichem Realismus, lüsterner Sinnlichkeit, pseudoromantischem Idealismus bildet wieder das Grundrezept und kommt offenbar dem breitesten Lesepublikum sehr entgegen, besonders den Kreisen jener Bildungsphilister, die heute die Mehrheit haben.

Aber durch ein Merkmal erhöht sich das Interesse dieses Romanes für uns. Er ist durchaus ein religiöses Tendenzwerk eines freisinnigen protestantischen Pastors. Er beweist, daß heute das Interesse für die religiösen Fragen doch alles andere überwiegt. Er beweist, daß die religiöse Tendenz an sich das Interesse für den Roman nicht nur nicht abgeschwächt, sondern erhöht hat, wenn sie auch notwendig auf starken Widerstand von entgegengesetzten Seiten stoßen mußte.

Der Autor schiebt alles soziale Elend, die ganze Reichsverdrossenheit, die verzweiflungsvolle Lage unserer Zeit mit Recht auf einen Umstand: „Ich habe gar keinen Glauben . . . und das ist traurig." (274). Er konstatiert, „daß unser Volk immer mehr von dem alten Kirchenglauben abfällt. Die wissenschaftliche Forschung ist dabei, sowohl den katholischen wie den protestantischen Kirchenglauben auseinanderzubrechen." (306). „Sieh', der Geheimrat hat keine Religion oder eine, die nichts wert ist; der Bäckerjunge in ledernen Pantoffeln hat auch keine; und die Arbeiterfrau erst recht

Digitized by Google

keine." (307). Aber dabei bleibt die alte Frage: „Woher und wohin, Menschenkinder?" (307). Die Arbeiter haben wohl ein „hohes, ideales Ziel, aber sie halten sich nicht dazu. Sie neiden und hetzen einander. In keinem Stand ist mehr Neid als unter ihnen." (355). „Und nun sind die Menschen ohne Religion und darum mißmutig und verbittert, irr und wirr, ohne Friede und Freude, ohne Weg und Ziel." „Es geht wieder ein Sehnen durch unser Volk, die drei gewaltigen Mächte, die es aus sich selbst erzeugt, die Obrigkeit, die Religion und die Sitte, zu verjüngen. Es geht ein Wille und Wunsch durchs Volk, zur Natur zu kommen: zu einer schlichten, schönen Religion, zur sozialen Gerechtigkeit, zu einem einfachen, edlen, germanischen Menschentum." (387). Aber „wir haben nichts, keine Einigkeit, kein Vertrauen, keine Heimat, keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung. Was ist es mit der Welt? Ich weiß nicht ein noch aus" (428). Und von der Kirchenlehre denkt der Held: „Es ist ein Wust von veralteten Menschenmeinungen. Wer sich ihnen unterwirft, mag wohl glücklich werden, aber glücklich wie ein König, der seine Krone verschenkt und sich in der Nachtmütze glücklich fühlt. Ich für meine Person will dies Glück nicht. Ich will den ewigen Mächten und all ihrem Grauen ins Gesicht sehen und wenn es mir die Sinne verwirrt" (429 f.). Nun will aber der Held doch einen Versuch machen, ein Lied von deutscher Wiedergeburt singen. Er erkennt: „All unser bißchen Ändern und Bessern und Vorwärtswollen ist wirr, ist kleinlich, ist nichts und wieder nichts, darum, weil der Untergrund unseres Lebens falsch ist, darum, weil wir kein rechtes Weltgefühl, keine rechte Religion haben. Uns fehlt ein guter, reiner Glaube, ein Glaube, der vor uns herzieht wie lichte wonnige Herolds erscheinung, ein Glaube, dem alle klugen und tapferen Menschen zustimmen. Sieh', wenn wir einen solchen Glauben hätten, dann würde uns all das andere von selbst zufallen." (456). Nun ist es jedenfalls sehr bedeutsam, daß der Held trotz seiner naturalistischen und wodanistischen Neigungen zur festen Einsicht kommt, ein solcher neuer deutscher Glaube könne doch auch wieder nur von der Person des Heilands ausgehen. Sein wirkliches Bild muß aus allen Übermalungen wieder hergestellt werden. „Es ist nichts Notwendigeres in der ganzen Welt, als daß über das Wesen des Heilands Klarheit ist." (459).

Er findet freilich: „Die Urkunden sind zu dürftig . . . und also werden die Kirchen immer, immer herrschen und damit der Irrtum." (460). Auch warnen ihn „die beiden Größten seines Volkes". Vater Luther sagt: „Gehst du in deinem Glauben über mich hinweg wie über eine Treppenstufe?" Goethe: „Ach, gib dir keine Mühe! Du schmilzt nicht zusammen, was nicht zusammenpaßt, Christentum und deutsches Wesen." (467). Aber er tut es doch. Der Autor teilt diese Handschrift seines Helden mit, sie ist betitelt: „Das Leben des Heilands nach deutschen Forschungen dargestellt: die Grundlagen deutscher Wiedergeburt." (S. 484 bis 592).

Dieses so pompös eingeleitete Dokument muß allerdings gewaltig enttäuschen. Selbst auf dem rationalistischen Standpunkte des Autors, der alles Wunderbare ausschließt, wäre vielleicht etwas Hinreißenderes möglich gewesen als diese wirkliche Nachtmützenreligion. Freilich, die höhere Aufgabe wäre gewesen, das Wunderbare überzeugend darzustellen. Wer sollte mehr

Digitized by Google

dazu berufen sein, sich auf den Standpunkt des Wunders zu stellen, als der Poet! Aber so hat er mit dem Wunder alle Poesie ausgetrieben. Durch Negation aber kann man nicht dauernd wirken. Das Positive wird so zusammengefaßt: „Dein Glaube, schönster der Menschenkinder, ist unser Glaube. Wir fühlen, empfinden und glauben die verborgene ewige Macht als gütig, treu und heilig. Und stehen vor ihr in banger Kindesliebe, trauen ihr, freuen uns ihrer, drängen uns an sie. Und gewinnen aus diesem Verhältnisse eine Freude wie Sonntagsfreude, hohe Wertung der eigenen und jeder anderen Seele, wache Augen, Kraft zu allem tapferen Fortschritt, Helfersinn und frohe Hoffnung für die Zukunft der Menschheit. Dieser Glaube ist der unserige, weil er dem Besten in meiner Seele gemäß ist." (589).

Daß dies Resultat den Helden und seine Umgebung selber nicht ganz befriedigt hat, verbirgt sich nicht. Aber getrost! Das Problem ist gestellt. Die nächsten Jahre werden es weiter führen.

16.

In diesem Jahr ist in unseren Blättern viel die Rede gewesen von dem „Sprung auf die Bühne", den wir katholischen Dramatiker doch endlich wagen sollten. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mich an der interessanten Diskussion über dies Thema zu beteiligen, da mir die Unkenntnis der dramatischen Literatur auf unserer Seite zu peinlich war. Was sollen wir entgegnen, wenn uns unsere kritischen Freunde immer wieder sagen: Euere Stücke sind nicht auf der Bühne zu sehen, folglich existieren sie nicht für uns, ebensowenig wie für andere! Dieselben kritischen Freunde jammern über die schlechte dramatische Literatur, die jetzt die Bühne beherrscht. Sie nehmen sich aber nicht die Mühe, einmal unsere eigenen Sachen zu prüfen, ob sie denn wirklich als gar nicht daseiend, als unaufführbar zu betrachten seien und ob die Tatsache der Nichtaufführung nicht gerade darin ihren Grund habe, daß sich die herrschende Clique ihnen widersetzt und daß sich unsere Faktoren nur in bequemem Absprechen, Ignorieren, in ebenso bequemen Ratschlägen genug tun und erschöpfen.

Man sagt uns: Macht doch so brauchbare Stücke, wie sie unsere Bühnentechniker machen! Ja, wozu? Um den allgemeinen Schund durch katholischen Schund zu vermehren? Nein, die Forderung, daß wir die Bühne erobern sollen, kann nur den Sinn haben, daß wir eben eine höhere Kunstform, eine reinere an Stelle einer niedrigen und gemeinen setzen sollen. Aber können wir das so leicht, so allein, so ohne Unterstützung? Kaum. Überall, wo das künstlerische Leben nur sich selber, der Konkurrenz, dem Getriebe und Geschäft überlassen ist, wird es notwendig der Dekadenz zuschreiten. Eine Erhebung ist nur dann möglich, wenn der Dichter an seiner Seite einen staatlichen oder fürstlichen Gönner, eine Partei, einen Kreis von Freunden, Jüngern, Verstehern, Förderern hat. Nur so war die Gluckische und dann die Wagnersche Opernreform möglich, nur so das Theater von Weimar, um von älteren Beispielen ganz zu schweigen. Wäre das attische Drama nicht Staats- und Religionssache gewesen, so wäre es über den Thespiskarren nicht hinausgewachsen. Gluck wurde von Maria Antoinette,

Digitized by Google

von ihrer Partei, Wagner von Liszt und König Ludwig, von den Wagnervereinen, die Weimarer wurden von einem stramm zusammenhaltenden Kulturkreis gehalten. Die Kunst Shakespeares ist getragen von dem Kreis wahrer Aristokraten (Southampton, Essex, Pembroke usw.), die ihn gegenüber den „Gründlingen des Parterres" hielten.

Selbst die allerjüngste Entwicklung der Bühne, der Naturalismus eines Hauptmann mit allem, was sich daraus ergab, ist nur eine Folge der zielbewußten Arbeit der Berliner „Freien Bühne". Damit soll das Talent der Dramatiker nicht als nebensächlich dargestellt werden. Nein, aber sie alle, von Aeschylus an bis auf unsere Zeitgenossen, hätten sich in unfruchtbaren Versuchen verblutet, wenn sie nicht im rechten Augenblicke den rechten Wirkungskreis, die rechten Würdiger, Kenner und Gönner gefunden hätten.

Immer wieder sei es wiederholt, daß zur Kunst zwei Faktoren gehören: der Künstler und das Publikum, der gebende und der empfangende Teil. Und immer wieder muß es wiederholt werden, daß wir Katholiken wohl die Künstler haben, aber nicht das Publikum, nicht die Faktoren, die zwischen beiden vermitteln.

Wie können wir das Mangelnde vorbereiten? Durch bewußte Organisierung des Publikums, der Bühne. Auch wir müssen zuerst eine „freie Bühne" haben, um dann die stehende Bühne zu erobern. Und diese freie Bühne haben wir bereits, wenn wir nur wollen: es sind unsere Vereinsbühnen. Sie müssen gehoben werden, von dem elenden Repertoire gereinigt werden, das ihnen durch die Mängel unseres Buchhandels kritiklos aufgedrängt wird. Sie müssen höheren Aufgaben zugeführt werden, höheren, als selbst unsere Hofbühnen erreichen können, so hohen, wie sie die attischen Demen und die mittelalterlichen Zünfte in ihren Mysterienspielen erreichten.

Und nicht nur wie bisher die Vereinsbühnen der Arbeiter, Gesellen, Jünglinge, die Bühnen der Erziehungsanstalten und Klöster müssen sich daran beteiligen, sondern endlich auch unsere katholischen Studenten. Und sie haben eben damit begonnen. Sie haben als ersten wohlgelungenen Versuch Domanigs Schauspiel „Der Idealist" in Wien vorgeführt in ähnlicher Weise, wie auch die Modernen ihre Experimente machten. Wir beglückwünschen sie zu dieser neuen Bahn. Zielbewußt und unentwegt fortgesetzt, muß sie uns auch endlich zum vollen Siege führen. Nur so kann es gehen und anders nicht. Wir müssen uns selber helfen, wir, die organisierten Künstler und Kunstfreunde, im Bewußtsein der unendlichen Bedeutung wahrer Kunst.

17.

Eben erscheint im „Wiener Verlag" eine Gesamtausgabe der Werke des modernsten englischen Dichters Oskar Wilde in deutscher Übersetzung. Uns interessiert hier nicht nur der Verfasser der so berühmt gewordenen „Salome", sondern noch mehr der „Gottsucher". Es ist merkwürdig, wie gerade aus dem unheimlichen Sünderleben dieses verlorenen Sohnes in glutvollster Weise nicht nur die Sehnsucht nach Gott, nach Religion, nach Christentum auftaucht, sondern sich geradezu in die positivsten katholischen Symbole flüchtet.

Digitized by Google

Er ruft in einem Sonett auf das Christenmassakre in Bulgarien geradezu das Kreuz Christi gegen den Halbmond zu Hilfe in einer Prägnanz, die an Walther von der Vogelweide erinnert.

Bemerkenswert ist ein Sonett »Libertatis sacra fames« (übersetzt von Otto Hauser, wie alle folgenden Proben):

Obgleich erzogen in Demokratie —
. . . doch mir verhehlt ich nie,
Daß besser einer Herr und Herrscher ist,
Als daß der Freiheit Demagogenlist
Uns mit dem Kuß verrät der Anarchie. —
Drum lieb' ich nimmer, die auf Straßenschanzen
Profaner Hand die rote Fahne pflanzen;
Ihr Reich, erbaut auf tönenden Parolen,
Kennt keine Kunst, Kultur und Größe, nein,
Angeberei mit ihrem Dolch allein
Und Mord mit seinen leisen blut'gen Sohlen.

Oder gar der Schluß des Sonetts auf der Fahrt nach Italien, nach begeisterter Begrüßung:

Doch dann', gedenk', wie fern in Rom zur Frist
Ein zweiter Petrus arg gefangen ist,
Weint' ich, dies Land so wahrhaft schön zu schauen.

Oder der Sehnsuchtsruf auf „San Miniato". Er klimmt den Berghang zu diesem heiligen Hause des Herrn empor, wo der Engelmaler (Angelico) gerne schritt und das Himmelstor offen sah mit der thronenden Gnadenkönigin:

Maria, raffe Tod mich hin,
Dürft' ich nur schau'n Dein Angesicht! —
Müd ist des Lebens und verzagt,
Des Singens übermüd mein Herz.
Hör' mich, eh' noch die Sonne naht
Und klar der Welt zeigt jeden Pfad,
Und mich in Schmach und Sünde ganz!

Dann ein liebliches »Ave Maria«:

Der Liebe höchst Mysterium —:
Ein kniend Mägdlein, blaß und unberührt,
Ein Engel mit der Lilie in der Hand,
Die Taube, die darob die Flügel spannt.

Aber nun an die neue „Italia":

Italia, wie bist du doch gefallen! —
O schön und stark! O stark und schön zum Hohn!
Blick' südwärts hin, wo Rom, entweiht, verzagt,
Um seinen gottgesalbten König klagt!
Blick' himmelwärts und hoffe: niederfährt
Flammend ein Raphael von Gottes Thron
Und trifft den Räuber mit dem Rachesschwert!

Digitized by Google

Noch stärker wendet er sich an die »Urbs sacra aeterna«:

O Rom, was für Annalen wurden dir! —
Nun, Stadt, von Gott gekrönt, von Menschenhand
Des Reifs beraubt, weht dir vom Zinnenrand
Des Hasses Ziel, ein rot-weiß-grün Panier.
Wann war dein Ruhm? . . . Er blieb erst dieser Zeit
Da Pilger vor dem heil'gen Einen knien,
Der Kirche Gottes nun gefang'nen Hirten.

Wie ein ganz Bekehrter hält er sich fest „An Rom“:

O Benedeite, die ich thronen
Auf jenen Sieben Hügeln weiß,
O Mutter, aller Völker Preis,
Gekrönt mit dreien gold'nen Kronen,
O Roma, Roma, nur dies Lied,
Lass', daß ich's dir zu Füßen leg'!
Denn o! steil ist und lang der Weg,
Der zu der heil'gen Straße zieht.

Ein Pilger von der Nordsee fern —
O welche Sehnsucht weckt mir schon
Der Wundertempel und der Thron
Des, der die Schlüssel hält des Herrn,
Wenn purpurn und von Gold umflirrt
Priester erscheint und Kardinal,
Und hoch ob all der Gläub'gen Zahl
Der ganzen Herde guter Hirt!

O selig, wer vorm Tod noch sieht
Den einz'gen gottgesalbten König,
Wie von Fanfaren silbertönig
Umjubelt er vorüberzieht,
Und wie er vor dem Altarschrein
Hoch hält das heil'ge Opfergut,
Das eines Gottes Leib und Blut
Den Menschen zeigt in Brot und Wein!

Ergriffen hört er das Dies irae in der Sixtinischen Kapelle, sieht zu Ostern auf dem Throne hoch hergetragen überm Menschenstrom in Rot und Weiß den heil'gen Herrn von Rom. Und er ruft: »E tenebris!«

Komm, Christus, hilf mir! Reich mir Deine Hand,
In wildern Fluten ring' ich im Gebet
Als Simon auf dem See Genezareth. —
Mein Herz ist wie ein hungerwüstes Land,
Wo alles Gute hinstarb, und gewiß:
Sollt' ich vor Gott aus dieser Finsternis,
Ich müßte liegen in der Hölle Brand.
Nein, stille, vor der Nacht noch werd' ich schau'n
Die erz'nen Füße, das brandweiße Kleid,
Die wunde Hand, das Antlitz voller Leid!

Digitized by Google

Warum predigen uns denn noch immer Kritiker, von der Moderne Naturalismus, Pleinair, Virtuosenmätzchen zu lernen und uns jeder religiösen oder gar politischen Tendenz als unkünstlerisch zu entschlagen? Oder wäre nur die negative Tendenz, die beschränkte Krittelei erlaubt? Ist nicht im Gegenteil die Hingabe an die positivsten Ideale überall das Höchste, das Beste und auch das Künstlerischeste?

18.

Ich setze die Auszüge aus Oskar Wildes Schriften fort, weil es mir sehr lehrreich scheint, zu verfolgen, wie ein dem religiösen Leben am meisten entfremdeter moderner Dichter nicht umhin kann, sich immer wieder am positivsten Christentum zu orientieren. In einem farbenprächtigen Gedicht feiert Wilde „die neue Helena", die seit Trojas Fall in Kalypsos Zauberland oder im hohlen Venusberg entrückt schien; aber zu einer neuen Königin kommen jetzt nach Rom ganze Völker knien, einer Königin nicht der Liebeswonnen, sondern der Liebesschmerzen, der ein Schwert durchs Herz fuhr. Die geistige Liebe erscheint in ihrem süßen wonnigen Leibe im Fleisch. Nicht wie ein anderes Weib ist sie geboren, sie wird nicht sterben, ihrer Ferse drohen nicht ägyptische Nattern. „O Liebeslilie, makellos erblüht! Elfenbeinturm und rote Feuerrose! Du kamst zu brechen unsres Dunkels Macht: denn wir, im Netz verschlungen unserer Lose, harrend des Weltheils, von dem Harren müd, wanderten ziellos in dem Haus der Nacht, suchten gewährlos Schlummerpanazeen für Lebensüberdruß und Sehnsuchtswahn, bis wir den Altar wieder herrlich steh'n und Deiner Schönheit weiße Glorie sah'n."

In seinem Sündenbewußtsein ruft er die Nachtigall an („Die Klage um Itys"):

Sing' lauter noch, damit ich das erblaßte
Antlitz des Heilands nicht mehr schauen muß,
Des wunde Hand einst meine Hände faßte,
Des Mund mich oft geküßt mit blut'gem Kuß;
Stumm nun und marmorn sitzt er trauriglich
Verlassen im entehrten Haus und weint, vielleicht um mich.

Und im Anklange an Dante singt er („Apologia"):

Ja, zehrt die Schlange Wollust voller Gier
Am jungen Herzen auch, doch vom Averne
Stieg ich empor zur Schönheit und zu ihr,
Der Liebe, die beweget Sonn' und Sterne.

Auch das große Gedicht „Humanitad" gipfelt nach pantheistischen Ergüssen in dieser Strophe:

O blut'ger Mund! O dorngekröntes Haupt!
Gefäß Du unsrer Leiden allzumal!
Für uns trugst Du, die nicht an Dich geglaubt,
Der endlosen Jahrhunderte Todesqual,
Und wir Betörte haben nicht gewußt,
Daß wir in Deiner nur durchbohrten unsre eig'ne Brust.

Digitized by Google

Auch der verlockenden „Sphinx“ ruft er endlich zu:

O falsche, falsche Sphinx, beim Styx,
Der alte Charon harrt schon mein
Im Boot und will den Zoll. Allein,
Laß' mich mit meinem Kruzifix!
So schmerzhaft bleich der Gott erscheint,
Sein müder Blick bewacht die Welt
Und jeder armen Seele fällt
Ein Tränenstrom, umsonst geweint.

Der Romanheld „Dorian Grey“, schwankend zwischen edlen und niedrigsten Impulsen, fühlt sich auf einmal vom katholischen Ritual angezogen. „Das tägliche Opfer, auf eine viel stärkere Art, wirksamer als alle Opfer der alten Welt, regte ihn ebensosehr durch seine hohe Verachtung der Sinnenfälligkeit auf wie durch die schlichte Einfachheit seiner Elemente und das ewige Pathos der menschlichen Tragödie, die es symbolisierte. Er liebte es, auf dem kalten Marmorboden niederzuknien und den Priester zu beobachten. . . . Wenn er die Kirche verließ, pflegte er staunend die dunklen Beichtstühle anzublicken und dann sehnte er sich, im düstern Schatten eines solchen zu sitzen.“ „Er hatte dann eine besondere Leidenschaft für kirchliche Gewänder, wie überhaupt für alles, was mit dem religiösen Ritual zusammenhing. . . . In den mystischen Diensten, zu denen diese Dinge verwandt wurden, lag etwas, das seine Einbildungkraft anfeuerte.“

Bemerkenswert ist auch das, was Wilde in seinen Aufzeichnungen aus dem Zuchthause (»De profundis«) über Christus sagt. Er sieht eine innige Verbindung zwischen dem wahren Leben Christi und dem wahren Leben des Künstlers. Wer ein Christus ähnliches Leben führen will, der muß ganz und gar er selbst sein. Die enge Verbindung von Persönlichkeit und Vollkommenheit, die wir in Christus entdecken können, ist es nicht allein, die den wirklichen Unterschied zwischen klassischer und romantischer Kunst bildet und Christus als den wahren Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben erscheinen läßt, sondern die Grundlage seines Wesens war dieselbe, die das Wesen des Künstlers ausmacht. Mehr als irgend jemand in der Geschichte erweckt er in uns jene Stimmung für das Wunder, an die sich die Romantik allemal wendet. „Die Idee hat für mich noch immer fast etwas Unglaubliches an sich, daß er sich vorstellt, die Last der ganzen Welt auf seinen Schultern zu tragen — und sich nicht bloß vorstellt, sondern es auch tatsächlich durchsetzt, so daß noch im gegenwärtigen Augenblicke alle, die mit seiner Person in Berührung kommen, selbst wenn sie weder vor seinem Altar sich neigen noch vor seinem Priester knien, doch irgendwie die Empfindung haben, daß die Häßlichkeit ihrer Sünden von ihnen genommen und die Schönheit ihrer Leiden ihnen offenbart werde. Seine makellose Reinheit zeigt, wie falsch der Ausspruch des Aristoteles in seiner Abhandlung über das Drama ist, der Anblick eines schuldlos Leidenden sei unausstehlich . . . Wenn man all das einzig und allein von der Warte der Kunst überschaut, muß man dafür dankbar sein, daß der feierlichste Gottesdienst der Kirche die Darstellung der Tragödie ohne das Blutvergießen ist: die mystische Vorführung

Digitized by Google

der Leidensgeschichte des Herrn mit Hilfe von Dialog, Kostümen und Gesten; und der Gedanke ist für mich stets eine Quelle ehrfürchtiger Erhebung, daß sich der letzte Überrest des griechischen Chors, der der Kunst sonst verloren gegangen ist, in dem Ministranten findet, der dem messelesenden Priester antwortet." Hätte der Dichter nur noch einen Schritt zum Genialeren, fort vom Pedantischen, Philiströsen und Rationalistischen gemacht, so hätte er das positive und praktische Christentum auf diesem Weg erreicht.

19.

Die neuerliche Bewegung auf dem Gebiete der sogenannten Ehereform in Österreich ist wieder ein klassisches Beispiel von dem großen Einflusse der Literatur auf das Leben, auf die Anschauungen und Bestrebungen der Gesellschaft. Gewiß liegen all diesen Bewegungen auch soziale, wirtschaftliche, juristische, theologische Entwicklungen und Verwicklungen zugrunde; aber das eigentliche Vermittlungsamt hat dabei immer die Literatur.

Im Mittelalter war die Literatur Trägerin der unbedingten Verherrlichung der Treue, der „Stäte", gegenüber dem Schwanken, der Untreue, dem Zweifel, der Zwiespältigkeit des Herzens. Das ist die Tendenz des Wolframschen Parzifal, des Hauptwerkes jener Zeit. Daneben machte sich schon in den französischen und italienischen Schwänken, Novellen, Mären eine Verherrlichung der aller Bande spottenden Sinnenlust, des Triebes geltend. Diese literarische Richtung hat die erstere überwältigt und zum Libertinismus der Renaissance, zur ehelichen Laxheit der Reformation geführt. Wir wissen ja, daß sowohl in Deutschland wie in England die sensualistischere Auffassung der Ehe und der Treue zur „Reformierung" wesentlichen Anlaß gab.

Dreihundert Jahre später, beim Beginn eines neuen „Aeons", wurde dieselbe Frage wieder von Grund auf angeregt. Die Romantiker in ihrer ersten alles umdrehenden und auf den Kopf stellenden Weise waren es, die vor allem in der Literatur die Summe einer langen literarischen Entwicklung zogen und die Lehre vom unbedingten Vorzug der Leidenschaft über die Treue aufstellten. Friedrich Schlegels Luzinde (1799) und Schleiermachers apologetische Briefe darüber bezeichnen die keckste Fassung dieser Einseitigkeit. Schlegel selbst nahm sie alsbald gründlich zurück, aber wir wissen, wie zersetzend diese literarischen Anschauungen auf die damalige Gesellschaft gewirkt haben.

Es ist bekannt, wie nun gerade die Romantiker wieder dies gutzumachen suchten. Friedrich Schlegel wurde 1803 katholisch, Brentano geißelt im „Philister vor und nach der Geschichte" (1811) die außereheliche Liebe als die der Philister, und Goethe schreibt in den Wahlverwandschaften 1809 jene berühmte Lobrede auf die unauflösliche Ehe, der der ganze Roman nur als Folie dienen soll.

Aber wieder kam nach dem literarischen Verflachen der neueren Romantik das Prinzip der „Emanzipation des Fleisches" von der Ehe durch das „junge Deutschland" zur Geltung und übte auf die Gesellschaft der Dreißiger- und Vierzigerjahre eine tief zersetzende Wirkung aus. Richard Wagner, der im Anfang seiner Laufbahn und ihrer Mitte auch dem Ideenkreis des „jungen Deutschland" nahe stand, vertrat dies Prinzip in dem Jugendwerk „Das Liebesverbot" und in den Werken der Übergangszeit, die zwischen der Romantik

Digitized by Google

des „Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" und der des „Parsifal" liegen. Während diese der Verherrlichung der Treue, der Entsagung, der Aszese sogar bis zum Übermaß gewidmet sind, wird in der Nibelungentetralogie und im „Tristan" der Triumph der unbedingten, schrankenlosen Erotik über die Schranken gefeiert. Ich war wiederholt in meiner Jugend Zeuge, wie diese literarischen, künstlerisch ausgesprochenen Grundsätze auf anscheinend glücklich angelegte Ehen zerstörend und auflösend einwirkten. Man bildete sich ein, eine nicht mehr von der vollen Leidenschaft getragene Ehe habe aufgehört, berechtigt, sittlich zu sein, ihre Lösung sei sogar eine sittliche Forderung. Den gleichen Einfluß haben die ähnlich ausgesprochenen Grundsätze von Ibsens Hauptwerken noch weiterhin ausgeübt.

Es ist zweifellos, daß solche literarische Einflüsse die Gesellschaft mächtig bestimmen. Sie lenken die öffentliche Meinung. Von einigen Impulsen aus verbreitet sich diese Anschauung durch Lektüre und Beispiel der Wenigen auf immer weitere Kreise. Eine „Eheirrung", durch solche Einflüsse erleichtert, vernichtet die gute Treue ganzer Volkskreise, die rechte Überzeugung, daß ein gegebenes Wort unbedingt gehalten werden muß, soll und kann.

Darum, meine Herren Soziologen, Juristen, Theologen, Staatsmänner, etwas mehr Interesse für die Literatur und das, was sie der Gesellschaft Positives, abgesehen vom Virtuosen und Ergötzlichen, bietet! Nicht unnütze Zensur, Verhinderung, Polemik, sondern ebenso zweckbewußte Förderung positiver literarischer Gehalte, wie es von anderer Seite längst geschieht!

20.

Mit Recht sucht die moderne Kunst nach neuen Stoffen, neuen Stimmungen, neuen Richtungen. Mit Recht wird das allzu Abgebrauchte, Abgedroschene ängstlich vermieden. Wir haben genug lyrischen Liebesjammer, genug Weltschmerzelei, genug Naturbeschreibung und dergleichen. Man hat mit Recht nach neuen Noten in der Fülle der Wirklichkeiten gesorscht, das Fahrrad, die Eisenbahn, das Telephon lyrisch erobert, man hat aus den abgelegensten Kehrichthaufen noch manchen brauchbaren Fetzen aufgestöbert, man hat wieder romantische, symbolistische, idealistische, klassizistische Farben aufgefrischt. Man hat dem altgriechischen Archaismus, den orientalischen Kulturkreisen um Buddha, Zarathustra und Laotse neue Impressionen abgepreßt. Man hat nur fast übersehen, daß all diese Fülle von immer neuen, abwechslungsreichen Gegenständen in stilvollster Weise durch die Gedankenwelt des mit unserer Kultur und unserem Volke verwachsenen positiven und konkreten Kirchentums geboten wird. Das übersehen gerade jene unserer Kritiker, die uns raten, lieber das Nachgeahmte nachzuahmen, als aus der Fülle des Eigenen selbstherrlich zu schöpfen.

Ihnen ist eine Dichtergestalt wie die des Paters **Gaudentius Koch** unverständlich. Und doch hat er schon durch sein „Liebfrauenlob" sich ein so eigentümliches, selbständiges, lebensvoll blühendes Gebiet gesichert, wie es trotz aller Mühe kaum einem der Modernsten gelungen ist. Er hat einen fruchtbaren Standpunkt eingenommen, indem er einfach der ist, der er ist, nämlich der Kapuziner, im schweizerischen St. Gallen geboren, in Bruneck tätig, eine vollsaftige Persönlichkeit, die in echt künstlerischem Realismus

Digitized by Google

ihrem Seelenleben farbigste Gestalt gibt, ein starkes Kind seines Volkes, ein liebevolles und begeistertes Kind Gottes und der Gottesmutter, kein Nachempfinder veralteter Floskeln, nein, ganz aufgehend im Selbsterlebten, Selbstgeschauten, Selbstgefühlten.

All diese Vorzüge wirken fast noch stärker in seiner eben erschienenen kleinen Gedichtsammlung „Have pia anima. Lieder auf meiner Mutter Tod" (Münster, Ostendorff). Hier ist wieder in trefflicher Weise das höchst zarte, durchaus eigentümliche und auserlesene Verhältnis des Ordensmannes, des Priesters zu seiner Mutter rein geschildert und ausgeschöpft. Es ist rührend, wie die Mutter bei aller demütigen Verehrung für den Priester ihn doch als den Sohn noch im letzten Brief an seine Priesterpflicht mahnt. Und er sagt rührend: „Ich fürchte meines Herrn Gebot, es floß von Deinem Mund." Sie ist nun im Himmel seine Fürbitterin, er sieht sie während des Opfers am Frauenaltare an der Hand der Muttergottes im geöffneten Himmel. Sie ist, nachdem sie noch am Morgen vorher zum Engelsmahl gegangen, zum irdischen Paradies, nun beim guten Hirten und schläft an dessen Herzen. Der Sänger erinnert sich, wie sie ihm beim letzten Abschied vor einem Jahr so feierlich den großen Segen sprach, wie er da in Kindesdemut still vor der in Andacht Versunkenen kniete und von ihr den Weihbronn empfing. Er sieht sie im Gartenhaus vom Mondenlicht umflossen in ihres Alters Silberflocken. Er meint wohl, der Vater habe sich nach ihr gesehnt und sie durch zwei Engel abholen lassen. Er erinnert sich alter Weihnachtsfreuden im Mutterhause; nun baut sie wohl die Krippe für ihre Kinder im Paradies. Ihm aber weint nun der Fluß wie Totenchor, wenn der Mond am Steine wacht und Nachttrauer hienieden wohnt. Er erinnert sich einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, wo er sich Marien fürs Leben weihte, während das Mütterlein den Rosenkranz betete und weinte, denn schwer ward ihr das Opfer. Aber ihr opfervolles Gebet hat ihn wie das der heiligen Monika glücklich gemacht; denn allmächtig ist Dein Fleh'n, o Mutterherz! Wirksam war ihr Kummer, ihr Weinen, ihre Bangigkeit, ihr Sehnen, ihr Rufen zu Gott.

So errang sie sich den Ruhm des „starken Weibes" der Bibel. Wie Blütenhauch, wie Lenz, wie Sonne, wie ein Garten ist ihm ihr Gedenken. Das Mutterangesicht, wie es im Stuhle schlummerte, scheint ihm das lieblichste. Ihr wollte er „der Sterne Gold zum Kranze weben in Poesie voll Melodie, wie nur die Dichter sangen: Vergangen, vergangen!"

21.

Das Jahr 1906 bringt den hundertsten Geburtstag und den dreißigsten Todestag des Dichters Anastasius Grün. Man hat sich daher wieder etwas mehr der fast vergessenen Persönlichkeit erinnert. Auch Adalbert Stifter war eine Zeitlang weniger beachtet, bis er 30 Jahre nach seinem Tode eine ganz überraschende Auferstehung feierte und von manchen, wie mich dünkt, mit Recht, noch über Grillparzer gestellt wird. Die Echtheit und Originalität seines Wesens hat sich erst jetzt vollkommen einleuchtend geoffenbart. Dagegen ist zu vermuten, daß die Auferstehung des sich selbst so nennenden „Anastasius" weniger glänzend erfolgen wird. Es ist charakteristisch, daß

Digitized by Google

der „Literarische Verein in Wien" soeben Auersperg-Grüns „Politische Reden und Schriften" herausgibt, um, wie die Einleitung andeutet, die „welkenden Lorbeeren des Dichters mit frischem Eichenlaub" zu umgrünen. (S. 9.) Ob diese Wiederabdrücke aus den Protokollen des krainischen Landtages und des Herrenhauses diesen grünenden Eindruck hervorzubringen imstande sind? Ob wir dem Verein nicht dankbarer wären für eine mehr literarische Gabe?

Selbst die engeren Parteigenossen des dichtenden Politikers werden nicht mit allem erfreut sein, so wenn er in Bismarck nur den Schüler Napoleons des Dritten sieht, der den Meister übertreffe „in der zynischen Schamlosigkeit und Effronterie des Ausdruckes". (S. 17 der Einleitung.)

Auersperg-Grün wurde 1864 Ehrenbürger von Wien infolge seiner damals berühmten Definition des Liberalismus (S. 150): „Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht und, wo er es gefunden hat, es tatsächlich zu verwirklichen strebt. In dieser Anschauung liegt auch der Gebrauch bezeichnet, den ein solcher Mann von der Freiheit macht, einer Freiheit, die vom Rechtsbegriffe unzertrennbar ist, die durch Reformen, welche gleichen Schritt mit dem Rechtsleben halten, die Gefahren von Umwälzungen hintanzuhalten sucht, — der redlich einer Freiheit anhängt, die, um mit den Worten Sr. Eminenz zu reden, ‚eine lebenskräftige ist, weil mit Gott und der Vernunft im Bunde'. Ein solcher Mann kann den hier ausgesprochenen Grundsätzen anhängen, ohne mit seinem Adel und seinem Christentum in Widerspruch zu geraten. Er muß und wird das Recht und die Freiheit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete achten und ehren und doch anerkennen müssen, daß gewisse Grenzen sind, welche im Staatsleben nicht überschritten werden sollen, aber in der Vergangenheit überschritten worden sind." Der Redner bezieht sich mit diesen verwickelten Sätzen auf das Wort des Kardinals Rauscher, der gesagt hatte: „Wenn man das Bestreben, einen Staat ohne Gott zu gründen, Liberalismus nennen will, so mag es geschehen . . . . Aber dann ist der Liberalismus der Feind einer wahren, einer möglichen, einer der Zukunft fähigen Freiheit." Eine lebenskräftige Freiheit müsse mit Gott und der Vernunft im Bunde leben. Auf die Erwiderung Auerspergs repliziert mit Recht der Kardinal: „Wollen wir aber jene, welche das Recht ehren, inwiefern es ein solches ist, . . . Liberale nennen, dann macht das ganze hohe Herrenhaus Anspruch, liberal zu sein, und ich selber rechne es mir zur Ehre, liberal zu heißen." (Seite 500.)

Vier Jahre später eignet sich der liberale Graf (Seite 307) einen Gedanken Ancillons an, „daß es eine erhabene Idee, ein weltbeherrschender Gedanke sei, im Papsttum ein oberstes Sittenrichteramt zu sehen, an welches Völker und Fürsten sich zu wenden hätten, welches nach dem ewigen Sittengesetze über Fürsten und Völker Recht zu sprechen habe und an welches von der physischen Gewalt an die geistige appelliert werden könne."

1874 spricht er für die neuen Gesetze in der ausgesprochenen Voraussetzung, daß „Religion und Glaube durch diese Gesetze nicht beeinträchtigt werden; denn welcher Staatsmann hätte die Vermessenheit, der Menschheit Gutes rauben zu wollen, welches keine Weisheit der Welt ihr zu ersetzen

Digitized by Google

vermag?" (Seite 420). Und er schließt (Seite 421): „Wenn man nun den Liberalismus in seinem gesunden Kerne, in seiner reinen Tendenz und seinen menschenfreundlichen Ideen definieren will, so wird man keine sehr entfernte Verwandtschaft mit dem Christentum entdecken. Ja, ja, man wird nicht zu weit gehen, wenn man sagt: Das Christentum, abgesehen von seiner göttlichen Sendung, war in seinem weltlichen Verlaufe und Auftreten eben der Liberalismus seiner Entstehungszeit."

In dieser eigentümlichen Gesinnung hat denn auch der Sterbende die Sakramente nicht zurückgewiesen. (Allgemeine deutsche Biographie 10, 31.)

Aber leider hat die merkwürdige Halbheit dieser Auffassung auch den dauernden poetischen Wert der Dichtungen Grüns geschädigt. Seine Methode ist die Heines und des jungen Deutschlands: Verquickung romantischer Formen und romantischer Stoffe mit nüchterner, doktrinärer Politik. Die schönsten Gestalten und Eingebungen durch den Zopf pedantischer Aufklärung verunstaltet. Überall das gutgemeinte „unentwegte Entfalten des Freiheitsbanners", mag es passen oder nicht. So gibt er in einem Widmungsgedicht vor, er habe den letzten Ritter nicht deshalb gepriesen, weil er Ritter, sondern weil er der letzte war. Da er aber doch keinen Don Quijote schreiben, sondern seinen Helden und sein Vaterland ehrlich feiern wollte, hebt er die Wirkung des Stoffes auf und wird leider trotz aller rhetorischen Mittel doch ein wenig welk und grau.

Dort aber, wo Anastasius Grün sich mit rückhaltloser Wärme seinen trefflich gewählten romantischen, österreichischen Stoffen hingibt, erweist er sich als glänzender Darsteller, als echter Heimatkünstler, an dem wir alle unsere Freude haben können, welcher Partei wir auch angehören.

22.

Der vor kurzem erschienene IV. Band von Emil Michaels „Geschichte des deutschen Volkes" enthält die deutsche Dichtung und Musik während des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem der vorhergehende Band die deutsche Wissenschaft und Mystik desselben Zeitraumes geschildert hatte. Wir haben damit die erste Darstellung der deutschen Kultur in ihrer eigentlichen Blütezeit, die ganz von dem hohen Bewußtsein dieser Stellung getragen ist. Das ist das Bedeutsame dieses Werkes. All die hier behandelten Gegenstände sind von anderen Fachleuten mehr oder weniger zutreffend behandelt worden. Es ist aber wichtig, daß der Historiker als solcher diese einzelnen Zweige der Kultur in Zusammenhang mit einander und mit der ganzen Geschichte setzt, daß er nicht nur die Beziehungen der Literatur und Kunst zu Religion und Philosophie aufweist, sondern auch abwägt, wie sich die Gesamtheit der Kultur jenes Zeitalters in ihrem Wert zu allem anderen verhält. Das hat Michael hier geleistet. Er läßt uns ein großartiges Bild einer Zeit schauen, die eine wirkliche, einheitliche, vollendete klassische Literatur hatte, ganz eins mit Leben und Wirken, eine Kultur, die etwa der hellenischen zur Zeit ihrer höchsten Blüte in nichts nachstand, eine Kultur, die sich weit über jene unzusammenhängende Epigonenliteratur erhebt, wie sie nach der Zerstörung des Mittelalters auf künstlichem, gelehrtem Wege versucht wurde.

Digitized by Google

Ich habe oft genug meiner Schätzung für unsere neueren Klassiker Ausdruck gegeben. Unsere Bildung und Erziehung beruht, so wie die Sachen jetzt stehen, auf ihnen. Es wäre zu radikal, zu wenig im Interesse konservativer Entwicklung, wenn wir diese neueren Klassiker ebenso hochmütig ignorieren wollten, wie es die Humanisten mit den Klassikern des Mittelalters taten. Wir müssen uns vor jedem gewaltsamen Kulturbruch hüten. Aber dies vorausgesetzt, dürfen und sollen wir offen erkennen und erklären, daß unserem Goethe und Schiller, Lessing und Herder gegenüber die deutschen Denker und Dichter des dreizehnten Jahrhunderts wie Meister zu Dilettanten, wie Könnende und Wissende zu Suchenden und Strebenden, wie reiche Besitzer und Verwalter von geistigen Schätzen zu armen Enterbten sich verhalten.

Gegenüber der Universalität eines Albert des Großen als Scholastiker wie als Mystiker, gegenüber seiner aufbauenden, fortwirkenden Gewalt schrumpft sogar ein Kant zusammen und erscheint nicht mehr als König, sondern als Kärrner. Die Geschichtsschreibung jener Zeit kommt dem Ideal der Antike näher als selbst Johannes v. Müller. Die Fortschritte der Naturwissenschaften, der Mathematik, der Medizin in jener Zeit erscheinen nur dem verschwindend, der sie nicht kennt. Aber einem Epiker wie Wolfram von Eschenbach kann kaum etwas Neueres an Bedeutung an die Seite gestellt werden, einem Volksepos, wie es das Nibelungenlied und die Gudrun ist, gewiß nichts. Die Literatur der Novellen und Schwänke übertrifft weit etwa einen Wieland, das Lehrgedicht eines Freidank, die Sprüche der Lyriker lassen sich nur mit dem Besten aus der besten griechischen Zeit vergleichen. Vollends aber die Meister des Liedes, ein Walther von der Vogelweide, ein Ulrich von Liechtenstein, ein Neidhart übertreffen an Meisterschaft, Reichtum, Männlichkeit, Sicherheit alles und haben meines Erachtens nur die Nebenbuhlerschaft der Provenzalen und Perser, aber auch nur in einzelnen Richtungen, zu scheuen. Die neuere Lyrik erscheint dagegen süßlich, geziert, affektiert oder roh, unkünstlerisch, unklassisch nach der einen oder anderen Richtung. Das liturgische Drama beginnt zwar erst in jenem Zeitraum seinen Siegeszug, es entwickelt sich aber auf den hier gelegten Grundlagen zu einer Größe und Gewalt, der erst der Kulturbruch der Reformation eine Schranke setzt. Selbst die Virtuosität eines Shakespeare mußte sich durch die Ungunst der Zeiten mit bescheideneren Idealen abfinden. Dies Festspielideal der Antike und des Mittelalters ist seitdem auch nicht im entferntesten erreicht worden.

Aber all diese Schätze der Kultur, wozu noch die köstlichen Denkmäler der Musik gehören, sind trotz mannigfacher gelehrter Arbeit für unsere Zeit noch lange nicht in vollem Maße fruchtbar gemacht. Der Grund liegt weniger in der alten Sprache; man kann sich mit leichter Mühe in sie hineinlesen, so gut wie in einen lebendigen deutschen Dialekt. Man fürchtet sich vielmehr vor einer Wiedererstehung des Mittelalters, aber auch das nur, weil man es nicht kennt. Man bedenke nur, welche Freiheit des Wortes sich ein Walther von der Vogelweide erlauben durfte, ohne damit die Grundlagen des Glaubens zu verletzen.

Aber wir modernen Literaten, wir haben nur an das Höchste, das Schönste, das Erhabenste, das Meisterhafteste, das Klassischeste anzuknüpfen, wenn wir den größtmöglichen Fortschritt in unserer Kunst anstreben.

Digitized by Google

23.

Die echteste Natur unter den „modernen" Dichtern im engeren Sinne ist zweifellos Detlev von Liliencron. Was bei manchen anderen nur gemacht erscheint, ist bei ihm ursprünglich. Dennoch wird gerade bei ihm die ungebändigte Voraussetzungslosigkeit der Subjektivität, die seine Freunde vollkommen besessen hat, balanziert durch das Festhalten eines unbedingten objektiven Gehaltes, durch einen Patriotismus, der weit über verschwommene Heimatsempfindsamkeit hinausgeht, der einfach mit der kategorischen Loyalität des begeisterten Offiziers zusammenfällt. Seine Kriegsnovellen, Adjutantenritte und Kriegsgedichte haben den Dichter denn auch mit Recht besonders in seinem engeren Heimatland populär gemacht. Man hat seine Poesie für die einzig würdige patriotische Frucht des deutsch-französischen Krieges erklärt.

Mit derselben Begeisterung versenkt sich Liliencron auch in die historische Vergangenheit seiner schleswig-holsteinischen Heimat und er hat besonders die männlich-herbe Heldenkraft kampflustiger Ahnen in Balladen, Erzählungen und Dramen zum unvergänglichen Bewußtsein seiner Landsleute gebracht. In all dem gibt er eine Fülle von Poesie in vollendetster Form.

Dies unbedingte Festhalten an der vollendeten Form poetischer Meisterschaft bildet den zweiten Ruhmestitel des Dichters. Er verzeiht keinen unreinen Reim, kein Flickwort, keine Mattheit des Ausdruckes, alles muß solid, echt, völlig, poliert und geschliffen sein. So erreicht er eine gedrungene, vollsaftige Prosa, einen körnigen, bilderreichen Vers. Darum freut er sich außer an der Oktave und Terzine an schweren Strophen und hat besonders die Siziliane zu knappen Bildern meistern gelernt wie keiner vor ihm.

Diesen objektiven Vorzügen steht eine rassige Subjektivität zur Seite, die das spezifisch „Moderne" an ihm ist. Als ihr Ausdruck erscheint das originelle „Kunterbunte Epos" Poggfred. Der Dichter fingiert, ein Landschloß zu haben, von dem aus er seine Jagdfahrten und Ausflüge unternimmt. Was ihm dabei durch den Sinn fährt, Stimmungen, Erlebnisse, Erinnerungen, Einbildungen, das erzählt er in Byronscher Willkür, in künstlerischer Unordnung. Es kommen da ganz grandiose Erscheinungen vor, so, wie der Dichter auf realistischestem Pirschgang dem Dante mit Byron begegnet, sich von ersterem etwas hochmütig behandeln, von letzterem eine tolle Geschichte erzählen läßt. Beides eine symbolische Erscheinung des Genies. Nun erscheint gar unter Himmelsklängen Beatrice und erinnert den Dichter an

Der ersten Liebe scheues, blödes Schweigen,
Der ersten Liebe knospenhafte Blüte,
Wie sie unschuldig lacht aus Lilienzweigen,
Bis die Natur sie rücksichtslos versprühte;
Dann ist's vorbei, das Rätsel ist gelöst,
Kein Engel wacht mehr, daß er sie behüte.
Doch was uns aus dem Paradiese stößt,
Wir wissen's nicht, nur grausam wird uns klar,
Daß wir entheiligt wandern und entblößt. —
Der Zug verliert sich schon im dichten Duft,
Noch seh' ich Danten im Gespräch mit Byron,

Digitized by Google

Dann nimmt sie wieder auf die Geistergruft. —
Genug! Der trübe Tag hat ausgewacht,
Sanft decken Rabenflügel Näh' und Ferne
Und sargen mich in uferlose Nacht.
Hoch oben aber funkeln frech die Sterne.

Was ist aber der Grund, daß bei all diesen prächtigen Qualitäten der Dichter nicht ganz das Herz der Nation und den vollen Lorbeer erringen kann? Und doch hat die „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg" eine Auswahl seiner Gedichte für die Jugend um 75 Pfennige in großer Auflage in bester Ausstattung unters Volk gebracht. Ein sehr nachahmenswertes Beispiel! Mit den Kriegsnovellen ist Ähnliches geschehen. Eine würdige Gesamtausgabe wurde zum 60. Geburtstag des Dichters veranstaltet. Sein sonst begeisterter Biograph Hans Benzmann in Max Hesses Volksbücherei (20 Pfennige) deutet es an: „In allen Poesien Liliencrons offenbart sich unbewußt eine optimistische Lebensanschauung, die im Lebensgenuß wurzelt und gipfelt. Aber von einer Weltanschauung kann man bei Liliencron nicht reden. Hier zeigen sich deutlich die Grenzen, die dieser durch und durch naiven Persönlichkeit gesetzt sind." (15). „Er vermag nicht im großen Stil zu komponieren" (25). Es fehlt „das große Pathos, das der Welt klagend ihr eigenes Spiegelbild und jubelnd das Idealbild vorhält. Er besitzt nicht die Kraft, dem Hörer seinen ethischen Willen aufzuzwingen; denn er hat den großen ethischen Willen nicht" (26). Die Worte Franz Oppenheimers werden hier wiederholt.

Der Mangel liegt in einem Irrtum der ganzen modernen Kunst dieser Richtung. Sie sucht wohl wie die frühere, noch unvollendete Romantik das Geniale, sie fürchtet sich vor nichts so sehr wie vor dem Philiströsen. Sie macht aber dieselbe Erfahrung wie einst Friedrich Schlegel in der Luzinde, daß nämlich dies Streben ohne Halt zur absoluten Plattheit des philisterhaftesten Lebemannes führt, dessen Ideal in einer Weinstube und einem Vergnügungsetablissement abgeschlossen erscheint, während das wirkliche Genie nach manfredischem Ringen sich zu Beatricens Himmelsrose aufschwingt.

Digitized by Google

Die Faustsage und deren Behandlung.

Von Prof. Dr. H. Nebler.

Der Grundgedanke der Faustsage ist der: ein Geistestitane hat sich durch einen Bund mit dem Teufel freiwillig versündigt, hat in der Sünde geschwelgt und verfällt am Schlusse, innerlich gebrochen, seiner Schuld.

Dieser Gedanke, ebenso dramatisch als tragisch, erhält greifbare Gestalt in der Person des Dr. Faustus, der um die Wende des 15. Jahrhunderts gelebt haben soll.

Bevor wir aber an diese sagenhafte Gestalt näher herantreten, müssen wir den Boden betrachten, aus dem sie herausgewachsen, ja weiter ausgreifend die Gründe erforschen, welche den Aberglauben jener Kulturperiode zeitigten.

Die kirchliche Lehre von den Dämonen ist bekannt. Sie hassen den Menschen, das Ebenbild Gottes, der die Seligkeit des Himmels erringen soll. Tentatio, infestatio, obsessio und magia sind die Mittel, womit der Dämon uns bekämpft. Die Magie hat mehrere Stufen als Wahrsagekunst, Zauberei, Schädigung des Nebenmenschen mit Hilfe des Teufels und endlich die Dämonolatrie. Die Macht der Dämonen erlangt leider ausgiebige Bundeshilfe durch die menschliche Natur. „Wie die physische Kraft der Titanen sich an die Stelle der Götter zu setzen strebte, so ist ein Doppeldrang im Menschen, die ihm gesetzten Schranken stürmend zu zerstören: der Drang nach Erkenntnis und der Drang nach Genuß. Gleich Lucifer will der Mensch Gott gleich werden, will die Schranken des Endlichen überspringen, will hochmütig Gott den Gehorsam und die Treue aufkündigen. Dadurch gerät er unter die Herrschaft des Teufels, und zwar umsomehr, je ärger er sich mit der Sünde verbündet."

Diese Lehre erfuhr in Deutschland eine Trübung durch die Katharer. Während die Monarchianer noch lehrten, daß Gott die Engel und die formlose Materie geschaffen habe, die an und für sich gut sei, daß aber Luzifer aus der Materie die Welt geschaffen habe, die Menschen zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes verführe, daß endlich jedem Menschen ein Dämon an die Seite gegeben sei, lehrten die Dualisten, es gebe zwei ungeschaffene Urwesen, ein gutes und ein böses. Das erste ist Schöpfer der Geisterwelt, das andere der sichtbaren Dinge. Diese zweite Sekte fand auch in Deutschland Verbreitung und übte, wenn sie auch nicht groß war, einen mächtigen Einfluß aus auf die Anschauungen über Dämonen und Naturkräfte.

Zu diesem Elemente trat noch ein anderes: das Hereinspielen der germanischen Mythologie, welche durch Elfen und Nixen, Riesen und Zwerge Wasser und Land, Baum und Stein bevölkert hatte. War auch die christliche

Digitized by Google

Religion in Deutschland verbreitet und stark geworden, so vermochte sie doch nicht die Reste dieses Geisterglaubens in der Volksseele auszurotten, umsoweniger, weil der Humanismus, dessen Einfluß wir in Deutschland schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts bemerken können, in den Nymphen, Satyrn, Faunen ꝛc. ganz ähnliche Gestalten in die Phantasie des Volkes brachte. Der Einfluß der gleichzeitig mit der Renaissance eindringenden jüdischen Kabbalistik trat hinzu, so daß Teufelsglaube und Hexenwahn mächtig Wurzel faßten und, gedüngt von der Reformation, auch üppig aufschossen. Luther selbst hatte bekanntlich mit dem Teufel viel zu schaffen; nimmt ihm der Wind den Hut, so ist es der Teufel, spürt er nach einer reichlichen Mahlzeit Magenbeschwerden, so hat ihm der Teufel Gift beigemischt, er sieht ihn leibhaftig und wirft ihm das Tintenfaß nach, ja er prägte die Lehre, daß jeder Christ mitten unter den Teufeln sitze und daß der Teufel ihm näher sei als das Hemd. So drang die lutherische Teufelslehre denn auch in den katechetischen Unterricht und mit ihm in das Volk. Eine ganze Teufelsliteratur kursierte bei Hoch und Nieder, es folgten Berichte über Besessenheit und Teufelsaustreibungen, Schwarzkünstler, Teufelsbeschwörer, Geisterklopfer und Tischrücker — fürwahr eine passende Zeit, um eine Gestalt wie Faust ins Leben zu rufen.

Dazu kommt noch ein Zweites: es ist bekannt, daß Faust auch schon seine Vorgänger hatte. Albertus Magnus, der heilige Vergilius, Papst Silvester II., Roger Baco, Johannes Teutonicus, Michael Scotus, Trithemius, Theophrastus Paracelsus, Merlinus und andere, also größtenteils historische Personen wurden für Zauberer und Verbündete des Teufels gehalten. Wie kam das? Die Kenntnis der Natur war zu jener Zeit wohl nur sehr gering und armselig. Nun kamen aber Gelehrte, welche auch diesem Wissenszweige sich widmeten und ungeahnte Naturkräfte in den Dienst der Menschheit stellten. Besonders war es die Pharmakologie und Chemie, welche rasch sich bis zu einem gewissen Grade entwickelte. Leute nun, welche einerseits den heilenden oder chemischen Prozeß nicht verstanden, denselben wohl gar für natürlich unmöglich fanden, — die andererseits aber alles von Geistern und Dämonen belebt dachten, mußten notwendig zu der Annahme gelangen, daß dieser oder jener Gelehrte mit dem bösen Feinde im Bunde sei und durch dessen Hilfe solche Macht über die Natur habe. In diesem Glauben wurden sie durch den Zeitgenossen Luthers, den Reformator der Medizin Theophrastus Paracelsus noch bestärkt, welcher erklärte, vermöge der Einbildungs- und Willenskraft und seiner Verbindung mit den Naturgeistern könne der Mensch hindurchsehen durch die Natur wie durch Glas, die inneren Eigenschaften der Körper und alle Heimlichkeiten der Menschen durchschauen. Es gab dann Wunderdoktoren, Medizinbücher, Goldmacherkünste, Astrologie, Prophezie, Traumbücher sowie Kräuter- und Tierbücher zur Erforschung der Zukunft. Gab es nun einen Mann, der wie Paracelsus seinen wunderlichen Theorien ein eigentliches Wissen in Dienst stellen konnte, so drang sein Ruf weit umher und um den kleinen Kern biographischer Daten schloß sich sofort der phantastische Dunstkreis der Sage. So auch bei Faust.

Aus dem Jahre 1587 stammt ein Buch mit folgendem Titel: Historia von Dr. Johañ Fausten, dem weit beschreyten Zauberer vnnd Schwartzkünstler, Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben, Was er hier-

Digitized by Google

zwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet vnnd getrieben, biß er endtlich seinen wolverdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften, allen hochtragenden, fürwitzigen vnnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abscheuwlichen Exempel vnnd trewhertziger Warnung zusammen gezogen, vnnd in den Druck verfertiget, Jakobi IV. Seid Gott untertänig, widerstehet dem Teufel, so fleuhet er von euch. Cum gratia et privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Johan Spies. MDLXXXVII.

Der Inhalt des Buches ist folgender: Faust ist der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar und wird von seinem Oheim in Wittenberg an Kindesstatt angenommen. Er studiert, erlangt den Magistergrad, überflügelt beim Examen sechzehn andere Kandidaten und erlangt den Doktorhut. Er war aber hochfahrend und ein Grübler. Er schob die Bibel hinter die Tür, verkehrte mit schlechten Leuten und lebte arg und gottlos. Seine Gesellschaft bestand zumeist aus Zauberern und Wahrsagern und er studierte nun Tag und Nacht derlei Wissenschaften. Endlich wandte er der Theologie gänzlich den Rücken, „wollte sich nicht mehr einen Theologus nennen lassen und wurde Weltmensch". Er studierte Medizin, Mathematik und Astrologie. Er wurde Arzt und half vielen Leuten mit „Arznei, Kräutern, Wurzeln, Wässern, Tränken, Rezepten und Klistieren". Auch mit dieser Weisheit und diesem Berufe war er nicht zufrieden, er wollte alles erforschen, „denn sein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit stache und reizte ihn also, daß er auf eine Zeit etliche zauberische vocabula, figuras, characteres und coniurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zu setzen und zu probieren ihm fürnahme".

Die Beschwörung gelingt und beim dritten Beisammensein, nicht mit Luzifer, sondern dem ränkevollen, vielvermögenden Mephistopheles verpfändet Faust seine Seele mit dem eigenen Blute. „Er wird ein Glied des leidigen Teufels und ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stolzer Hochmut, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammentragen und wider Gott kriegen wollten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er wegen seiner Hoffahrt und Übermuth von Gott verstossen wurde".

Der Pakt selbst lautet auf 24 Jahre; was die Hölle bieten kann, verspricht ihm Mephisto. Faust verlangt zuerst nur Nahrung und Kleidung und richtet sich in dem Hause seines Oheims als Stubengelehrter mit seinem Famulus Wagner ein. Später will er sich verehelichen; die Hölle kann ihm jedoch zu einem Sakramente nicht verhelfen, wohl aber sonst zu Weibern, durch deren Umgang er in tiefe Unzucht versinkt. — Seine Wissensgier verlangt Aufschluß über das Jenseits, über Ursprung, Natur, Fall, Los, Tätigkeit und Qual der gefallenen Engel. Er erhält Aufschluß, der ihn tief erschüttert; ja auch Mephisto sagt, daß er an seiner statt sich reuig an Gott wenden würde. Doch der Titanentrotz des Mannes weist die Reue von sich und Faust erhärtet im Bösen.

Acht Jahre vergehen mit Fragen, Lesen, Studieren. Doch über Gott und himmlische Dinge erhält er keinen Aufschluß; nur Fragen aus Physik und Astrologie werden gelöst und diese Antworten führen ihn in das Gebiet des Materialismus und Pantheismus. „Die Welt, mein Fauste, ist unerboren und unsterblich. So ist das menschliche Geschlecht von Ewigkeit hero gewest

Digitized by Google

und hat anfangs kein Ursprung gehabt, so hat sich die Erden selben mehren müssen und das Meer hat sich von der Erden zertheilet."

Jetzt zieht Faust zu seiner Weltfahrt aus; auf dem Zaubermantel fährt er hinab in die Hölle, hinauf in die Gestirne, hinaus in alle Hauptstädte der Erde und aller Länder: zum Sultan nach Konstantinopel, zum Papst nach Rom, zu Kaiser Karl V. nach Innsbruck, wo er Alexander den Großen hervorzaubert, zu den Studenten nach Leipzig, zu Fürsten, Bürgern und Bauern im ganzen Reich herum. Die griechische Helena, welche er den Leipziger Studenten aus dem Grabe hervorzaubert, wird im vorletzten Vertragsjahre seine Konkubine. Dann naht die unheimliche Zeit, da die Frist zu Ende geht. Vergeblich sucht Faust noch einmal zu beten — er kann es nicht mehr. Mit kaltem Hohn holt Mephisto seine Beute.

Dies in wenigen Worten der Inhalt des Faustbuches. Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, daß wir hier den ausgeprägtesten Wunder-, Hexen- und Teufelsglauben vor uns haben, wie er sich gerade durch die Reformation ausbildete. Protestantischer Geist zeigt sich auch darin, daß Mephisto in der Gestalt eines Mönches auftritt, daß Faust in Rom das „gottlose Wesen des Papstes und seines Geschmeißes" kennen lernt und in Konstantinopel selbst im Ornate des Papstes, gleich dem Simon Magus, in die Höhe fährt. Auch der tragische Schluß ist in dieser Form dem Mittelalter meist fremd; früher wurde der Verirrte in der Regel durch die Fürbitte Mariens gerettet. Ich erinnere nur an die Theophiluslegende, wo Theophilus die, welche dem Satan den Kopf zertreten hat, bittet, daß sie ihm den Vertragsschein wieder verschaffe. Da heißt es:

Unser frowe dô gebôt
Mit gewaltes volleiste
dem vil ubeln geiste
daz er den brief solde holn.
des wart der tûfel so erkoln
daz er mit lûter stimme schrê
„wâten hûte und immer mê
waz uns die frowe schaden tut!"
doch muste er varen in die glut,
swaz er klagte unde rief.
er brochte wider dizen brief.
Der wart gegeben Theophilô.
Dô erwachte er und wart frô.

Das Luthertum kennt nicht mehr diese frohe Zuversicht, das kindliche Vertrauen auf die Zuflucht der Sünder; der Glaube an die Macht der Gnade, an Mariens Fürbitte ist im Sinken, der Glaube an die finstere Macht des Dämons hat das Übergewicht erlangt. Die zwei Gestalten des Altertums, Alexander und Helena, deuten auf das Wiedererwachen des klassischen Altertums, die Renaissance, das Fahren auf dem Mantel vielleicht auf die Gestalt Wuotans hin.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir die oben gegebene Biographie historisch prüfen. Das älteste Zeugnis bietet ein Schreiben des Abtes Joh. von Trittenheim in Würzburg vom 20. August 1507, worin er erzählt, daß

Digitized by Google

er im Jahre zuvor in Gelnhausen einen großsprecherischen Menschen getroffen habe, der sich nannte: Magister Georgius Sabellicus Faustus iunior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus, chiromanticus, agromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus etc. Die Angabe: Faustus secundus, magus secundus, in hydra arte secundus deutet auf einen primus hin, auf eine Zauberergestalt dieses Namens, dessen Züge unser Faust wohl geerbt haben mochte. In Würzburg habe Faust erklärt, daß Christi Wunder nichts besonderes gewesen seien und er das Gleiche auch zu tun vermöge. Am Sonntag Quadragesimae des laufenden Jahres sei er von Fr. v. Sickingen als Schullehrer angestellt, wegen Päderastie aber bald wieder entlassen worden. Ein anderer, Conradus Mutianus Rufus, schreibt im Jahre 1513 am 3. Oktober, daß er den Georgius Faustus Helmitheus Heidelbergensis in Erfurt getroffen habe. Ego audivi garrientem in hospitio. Er teilt auch mit: „rudes admirantur". Tatsächlich hat auch ein Faustus Joh. an der Universität Heidelberg 1509 am 15. Jänner als 1. von 16 das Baccalaureat erhalten. Nach einem Abtverzeichnisse des Klosters Maulbronn soll sich Dr. Faustus etwa um 1516 bei seinem Freunde Joh. Entenfuß, der von 1512—1525 Abt war, eine Zeit lang aufgehalten haben und heute zeigt man noch einen Faustturm und eine Faustküche. Nach einer Bemerkung einer erhaltenen Rechnung ließ sich 1520 der Bischof von Bamberg von ihm die Nativität stellen. 1528 wurde der „Wahrsager Dr. Jörg Faustus" aus Ingolstadt ausgewiesen. 1539 nennt ihn der Arzt Begardi von Worms. Hier werden das erstemal die vielen Reisen Fausts erwähnt „fast durch alle Landschaft, Fürstentümer und Königreich". Anderseits seine Künste. Er betrieb nicht allein Arznei, sondern auch Chiromanzie, Negromanzie, Physiognomie, Visiones in Krystallen und dergl. m. Bei Begardi sollen sich viele beklagt haben, sie seien von Faustus betrogen worden. Vom Jahre 1548 haben wir das Zeugnis des Pfarrers J. Gast aus Basel. Er teilt mit, daß er im Jahre 1525 mit ihm in Basel gegessen habe. Man hatte Vögel aufgetischt, die dortzulande fremd seien, Faust habe sie herbeigeschafft. Dann weiter: Canem secum ducebat et equum, Satanas fuisse reor, qui ad omnia erant parati exsequenda. Geßner und Zimmern bezeichnen ihn als mortuus. Nach dem Bericht des letzteren wurde er 1541 zu Staufen vom Teufel geholt; nach dem Berichte des Arztes Wierus (1568) ist Faust in Knedling geboren, hat in Krakau Magie studiert und lehrte und übte dieselbe cum multorum admiratione. Er starb in einem Dorfe Würtenbergs. „Inventus fuit iuxta lectum mortuus inversa facie, et domo praecedenti nocte media quassata, ut fertur." Näheres erfahren wir aus Melanchthons Munde von dessem Schüler Joh. Manlius, welcher 1560 starb; Melanchthon sagt: „Ich kannte einen Mann mit Namen Faustus aus Knedling, einem kleinen, meinem Geburtsorte (Bretten) benachbarten Städtlein. Als er Scholastikus in Krakau war, lernte er die Magie. Er schweifte überall herum und sagte Geheimes. Als er in Venedig ein Schauspiel geben wollte, sagte er, er könne in den Himmel fliegen. Doch der Teufel warf ihn herab und schlug ihn so zu Boden, daß er auf dem Boden klebend beinah gestorben wäre. Vor wenigen Jahren saß derselbe Joh. Faustus an seinem letzten Tage ganz traurig in einem Dorfe Würtenbergs. Der Gastwirt redet ihn an, warum er denn gegen seine Gewohnheit so betrübt sei. (Es war nämlich ein ganz wüster Windbeutel, von sehr liederlichem Lebenswandel, so daß schon wiederholt

Digitized by Google

seine Lüste ihn dem Tode nahe gebracht.) Damals sagte er dem Gastwirt: „Erschrecke nicht in dieser Nacht!“ Um Mitternacht erbebte das Haus. Als Faust in der Früh nicht aufstand und es schon fast Mittag war, betritt der Gastwirt dessen Zimmer und findet ihn in der Nähe des Bettes liegend, mit dem Gesichte auf dem Boden, so vom Teufel getötet. Zu Lebzeiten hatte er nämlich einen Hund bei sich, welcher ein Teufel war. Derselbe Faustus, turpissima bestia et cloaca multorum diabolorum, rühmte sich ohne Grund, er hätte mit Magie die Siege veranstaltet, welche die kaiserlichen Truppen in Oberitalien erfochten hatten.“ Weitere Zeugnisse des Delrio, Camerarius und besonders des Augustin Lerchheimer vom Jahre 1585 erzählen einige Abenteuer des Faust, wie er Geld machte, Weintrauben oder Wein hervorzauberte, in der Luft nach Salzburg fuhr und dem Erzbischof Wein abzapfte u. s. w.

Alle diese geschichtlichen Zeugnisse deuten darauf hin, daß Faustus um das Jahr 1480 in Knittlingen bei Bretten geboren sei. Melanchthon, der 1497 eben in Bretten das Licht der Welt erblickte, kannte ihn ja. Wahrscheinlich ist es auch unser Faust, welcher 1509 als erster von den 16 Kandidaten das Baccalaureat erhielt, weil das Volksbuch gerade das auch erwähnt. Daß er Arzt war und als Charlatan viele Zauberkünste ausführte, einen Hund und ein Pferd als Begleiter hatte, berichten Augenzeugen. Er starb in Württemberg um das Jahr 1540 eines geheimnisvollen Todes.

Diese Zeugnisse zeigen uns auch noch die Umgestaltung der Sage im protestantischen Sinne.

Faustus studiert zuerst Theologie und zwar in Wittenberg, der Stadt des Gottesmannes, und nicht in Heidelberg, die Magie jedoch auf den katholischen Universitäten Heidelberg, Krakau und Ingolstadt, weil ja eben Katholizismus und Papsttum vom Teufel gestiftet sind. Im Übrigen sehen wir, daß das Buch von Spies vielfach nur eine Sammlung von Begebenheiten ist, die teils historisch, teils sagenhaft sich bis 1587 um die Person des Dr. Faustus gereiht hatten. An dieses Buch von Spies schlossen sich dann in der Folge eine Menge anderer Faustbücher an, welche in vielen Auflagen in die breitesten Schichten des Volkes eindrangen. Auch in Österreich kursierten solche Volksbücher und lassen Faust bei der ersten Belagerung Wiens 1529 mit Mephisto und Wagner tätig sein. Es entstanden Übersetzungen ins Niederdeutsche, Holländische und ins Englische. Dadurch wurde auch Marlowe, der große Vorgänger Shakespeares, mit dem Stoffe bekannt und schuf aus ihm ein gewaltiges und erschütterndes Drama. Der Dichter (geboren 1563), starb 30jährig eines unseligen Todes. Sein Drama „The tragical history of Doctor Faustus“ entstand 1588 und erschien 1604 im Druck. Faustus — das in Kürze der Inhalt des Dramas — ist ein Geistestitane, welcher nach Macht und Wissen strebt. Keines von beiden kann ihm seine Gelehrsamkeit verschaffen, Er ist unzufrieden, besonders auch deshalb, weil ihm die kalvinistische Rechtfertigungstheorie keinen religiösen Trost gewähren kann, doch er erhebt sich bald zu dem Entschluß, im Bunde mit der Hölle Macht und Wissen zu erringen. Aber wiederum schwankt er zwischen braver Entbehrung und böser Begehrung, bis er sich schließlich in der Sünde festigt. Er schließt den Pakt mit dem Teufel. Mephistophiles sagt zu Faustus:

Digitized by Google

„Denn hören wir, daß einer Gott verlästert,
Der Schrift abschwört und Christo, seinem Heiland,
Da fliegen wir, das stolze Herz zu fangen.
Nur solche Mittel können uns bewegen,
Wobei das Heil der Seele wird gewagt;
Drum ist der beste Weg uns zu beschwören,
Abschwören rundweg aller Göttlichkeit
Und fromm zum Herrn des Höllenreiches beten."

Und Faust in seinem Titanentrotze antwortet:

„Der Lehre bin ich treu schon längst gefolgt.
Ich kenne keinen Herrn als Belzebub,
Dem ich mich selbst von ganzer Seele weihe.
Das Wort Verdammung schreckt mich nicht zurück,
Eins ist mir Hölle und Elysium."

Im 2. Teile finden wir Faust mitten im Weltgetriebe im Besitze seiner Macht und seines Wissens. Doch das Augustinische Inquietum est cor nostrum — das Menschenherz kann volles Genüge und ganze Ruhe nur in Gott finden — erweist sich auch an Faust. Sein inneres Leben erwacht von neuem und Reue pocht an sein Herz. Doch wieder erwacht in ihm der Titanentrotz und die Reue vergißt er im Sinnenrausche mit Helena. Es folgt der unausbleibliche Katzenjammer der Verzweiflung, und innerlich gebrochen verfällt er seiner Schuld.

Wenn wir absehen von den lose aneinander gefügten Szenen des 2. Teiles, die vielleicht z. T. nicht einmal von Marlowe herrühren, haben wir eine echt dramatisch durchgeführte Tragödie vor uns. Dieser Titane, obwohl gedrängt von seinem angeborenen Durste nach Macht und Wissen, hat sich doch freiwillig versündigt, hat in der Sünde geschwelgt und büßt endlich die wenn auch furchtbare, so doch gerechte Schuld.

Von nun an bemächtigten sich der Stoffe auch die englischen Komödianten, welche seit 1585 und während des 17. Jahrhunderts ganz Deutschland durchzogen und Volksstücke sowie Stücke von Kunstdichtern aufführten. Marlowes Drama wurde zuerst in Graz aufgeführt 1608, also sehr schnell, nachdem es in Druck gekommen, dann 1626 in Dresden, 1651 in Prag, 1661 in Hannover, 1665 in Wien, 1666 in Lüneburg, 1668 in München und Danzig, 1679 in Weimar ꝛc. Die Aufführung von Lüneburg (1666) geschah mit Marionetten und führt uns deshalb naturgemäß zum Puppenspiel Faust über. Dies ist um so interessanter, als Goethe dadurch zur Dichtung seines Faust angeregt wurde.

Nebst diesen Aufführungen haben wir auch noch volkstümliche Behandlungen der Faustsage. J. v. Zingerle hat in seinen „Schildereien aus Tirol" eines Faustspieles eingehend Erwähnung getan. 1783 wurde noch in Wien ein solches aufgeführt, nachdem schon 1775 Weidmann im Anschluß daran ein Kunstdrama geschaffen hatte.

Wir lassen nun den Inhalt des Puppenspieles folgen: Faust spricht in seinem Studierzimmer die Unzulänglichkeit aller Wissenschaften, die er sämtlich versucht habe, mit bitterer Verzweiflung aus; er ist jetzt entschlossen, ganz der

Digitized by Google

Magie zu leben, in welcher das wahre Heil zu finden sei. Eine Baßstimme zur Linken bestärkt ihn darin, eine Sopranstimme zur Rechten rät ihm, bei der Theologie zu bleiben. Faust folgt der ersteren. Drauf Wehklagen über seine Seele auf der rechten, lautes Lachen auf der linken Seite. Sein Diener Wagner verkündet, daß drei Schüler mit dem Zauberbuch Clavis Astarti de Magia gekommen seien. Damit beschwört er die Geister, von denen zuerst acht in Affengestalt erscheinen, die aber dem Faust zu langsam sind. Erst bei Mephisto findet er sich befriedigt; er ist so geschwind wie des Menschen Gedanken. Dessen Herr Pluto erlaube es ihm auch, daß er 24 Jahre (Faust hatte 48 verlangt) Fausto diene, ihm den Genuß aller Herrlichkeiten der Welt, Schönheit, Ruhm und wahrhafte Beantwortung aller Fragen während dieser Zeit zu gewähren. Der Teufel erscheint nun auch in Menschengestalt, im roten Unterkleid, mit langem, schwarzem Mantel, aber mit einem Horn an der Stirn. Faust soll den Vertrag mit dem eigenen Blut unterzeichnen; die rinnenden Tropfen bilden ein H. F. — homo fuge, der arme Faust erklärt es sich aber als Herrlichkeit Faust und unterschreibt. Mephistos Rabe trägt krächzend den Vertrag zur Hölle. Im Traume kommt zu Faust sein guter Engel und jammert um das Seelenheil des Verirrten. Als dieser erwacht, zaudert er nicht mehr länger und fährt mit dem Luftmantel Mephistos in die Welt an den Hof des Herzogs von Parma und nach Konstantinopel. Dazwischen spielen komische Szenen, wobei Kasperle, der Hofnarr und später Nachtwächter, die Hauptrolle spielt. — Fast 12 Jahre sind verflossen, die Faust in leerem Genusse durchschwelgt, ohne darin Befriedigung zu finden. Und er hat doch dieses Scheingenusses wegen sein Seelenheil verscherzt! Er will beten — aber Gebet ist eine Gnade und auch die hat er verscherzt. Doch er hat Reue und fragt den herbeikommenden Mephisto, ob der Mensch nicht durch wahre Reue zu Gott kommen könne. Der Teufel bebt und flieht, Faust wirft sich vor einem Marienbilde nieder und glaubt durch deren Fürbitte sich gerettet. Da kommt Mephisto mit Helena, der Truggestalt. Sofort erwacht die alte Sinnlichkeit, er will die Gestalt umarmen und erfaßt eine greuliche Schlange.

„Betrügen ist mein Beruf," höhnt Mephisto, „du bist noch mehr betrogen, denn deine Zeit ist bald abgelaufen. Ich hab' dir 24 Jahre zu dienen versprochen, diente dir aber auch 12 Jahresnächte und heute ist deine letzte."

Neun Uhr schlägt es, als Mephisto Faust verlassen. Kasperle, der Nachtwächter, ruft die 9. Stunde aus. In Todesangst läuft Faust auf und nieder. Kasperle ruft die 10. Stunde aus und eine Stimme von oben sagt Faust, daß er angeklagt sei. Voll Verzweiflung wirft er sich vor einem Marienbilde nieder, doch die alte Sünde malt ihm statt der Unbefleckten eine Helena vor seine Seele. Es kommt die 11. Stunde. Faust vernimmt, er sei gerichtet. Er ruft Mephisto und frägt ihn um die Qualen der Verdammten. Auf einer Leiter von Messern würden die armen Seelen zum Himmel steigen, wenn sie nur der Qual des Fegefeuers entgingen. Schlag 12 Uhr verkündet Faust die ewige Verdammnis. Vernichtet sinkt er zusammen, Teufel ergreifen ihn und schleppen ihn mit sich fort. —

Wenn wir dieses Puppenspiel mit Marlowes Stücke vergleichen, sehen wir, daß auch hier die Faustsage im allgemeinen gleich bleibt und nur das

Digitized by Google

was der britische Dichter mit wenigen kräftigen Zügen als ersten und dritten Teil geschaffen hat, nicht weniger kräftig, aber um so reicher und auch psychologisch tiefer ausgemalt ist. Faust als Zauberer tritt im ersten und dritten Teile völlig ganz zurück, wir sehen nur Faust, den Geistestitanen, der die ewigen Pfeiler des Sittengesetzes zertrümmern will und unter den Splittern, die er in seiner Verblendung wegschlägt, zugrunde geht.

Nur eine Veränderung in stofflicher Beziehung finden wir vor. Während im Faustbuch und bei Marlowe Faust nach dem Bunde mit dem Teufel sich noch eine Zeit lang im Reiche des Wissens aufhält und sich daran erfreut, stürzt er hier sofort in das Reich des Genusses.

Im Tiroler Volksstücke von Faust zeigt schon das Personenverzeichnis, daß der Dichter teilweise sehr selbständig arbeitete. Es treten auf: Schutzgeist, Irrgeist, Raphael, Faustus, Mephistofalus, zwei Teufel, Vater, Mutter, Meretrix, zwei Soldaten, Miliziasch genannt, dann der Herzog von Parma und dessen Diener. Gerade das Auftreten der Eltern, welche einerseits an dem sorgenfreien Leben, welches der kindlich gesinnte Faust ihnen bietet, Freude haben, doch aber wiederum für das Seelenheil ihres Sohnes fürchten, gibt Anlaß zu packenden Szenen. Das Stück beginnt sofort mit dem Vertrag auf 24 Jahre. Wir finden aber hier nicht den nach Erkenntnis ringenden Faust, sondern nur den, der nach Abenteuern und sinnlichem Genusse jagt. Oft rührt sich in seinem Herzen die Reue, immer ist es aber die Meretrix, welche ihn auf der Bahn des Verderbens zurückhält, so daß er nun endgiltig beschließt, mit ihr die Höllenpein zu teilen, wie er früher die Lust der Liebe mit ihr teilte. Faust verflucht in einem letzten Monolog, nachdem er sich vergiftet, sich und die ganze Welt und ruft aus: „O Höll, eröffne dich, schick' die drei Geister mir! Wo sein sie, Mephisto, kommst du denn nicht herfür?" Mephisto kommt und mit ihm zwei Teufel, die mit satanischer Freude auf den Tod Fausts warten, während seine Meretrix das Los des Geliebten beklagt. Jetzt fällt der Vorhang. Im Epilog spricht der Schutzgeist:

„O hätte Faustus sich der Lieb nie zugetraut,
Gewichen von der Lehr und nur auf Höll gebaut,
Ja, hätt der arme Faust nur eine Folg gegeben,
So würd derselbige beglückt und ewig leben."

Mit dem Appell, daß besonders die Jugend sich das merken solle, schließt der Epilog. Hier sehen wir also besonders einen Punkt in den Vordergrund gerückt: den Drang nach Sinnlichkeit und dessen Bestrafung.

* * *

Wieder ist eine neue Zeit gekommen, die frommgläubige des Mittelalters ist längst vorbei; aber auch die streng protestantische Zeit ist vorüber, in welcher ein Mann, der wiederum gegen das Hergebrachte protestiert, vom Teufel geholt wird.

Bekannt sind Lessings Worte: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke

Digitized by Google

und sagte: Vater gib, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" — Es war gerade um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein wahres Titanidengeschlecht entsprossen, welches der göttlichen Ordnung zum Trotz in Staat und Kirche, im öffentlichen wie privaten Gebiete, in Wissenschaft und Kunst Nigromantik treiben wollte und trieb.

Kein Wunder, wenn auch die Poeten sich wieder mit diesem Stoff befaßten. Da ist es besonders Lessing, der uns ein wertvolles Fragment eines „Faust" hinterließ. Er arbeitete 1767, wie aus einem Berichte an seinen Bruder zu entnehmen ist, sehr eifrig an einem Stücke ähnlichen Inhalts, das jedoch, wie noch manches, was er dem Buchhändler Gebler während seiner 1775 erfolgten Romreise anvertraut hatte, spurlos verschwunden ist. Nur dieses Fragment ist erhalten, welches sich inbezug auf die Wahl unter den bösen Geistern an das Puppenspiel anschließt. Ihm zunächst reiht sich Maler Müller mit seinen Fragmenten, Klinger mit seinem Roman, später Grabbe und Lenau, vor allem aber Goethe.

Es war ja auch in der Dichtung eine Revolution ausgebrochen mit der Devise: „Das Talent hat sich an keine Regeln zu binden, in keinen Schranken zu halten. Das Genie ist sich selbst Gesetz und setzt sich seine Gesetze." Nicht nur in der Kunst galt das, man übertrug es auch auf das Leben. Infolgedessen mußte auch sofort Faust, der bis jetzt als abschreckendes Beispiel eines die göttlichen und menschlichen Gesetze durchbrechenden Menschen galt, als Träger einer neuen Kultur erstehen. Wenn also jetzt eine Faustdichtung zur Reife kommen sollte, so durfte Faust nicht mehr verloren gehen, sondern mußte gerettet werden, nicht in Folge seiner Reue, sondern seines Strebens; und so stehen wir vor Goethes Werk.

Wie nun schon Marlowe in seinem Dr. Faustus die eigene Person und besonders seine sinnliche Leidenschaftlichkeit hineindichtete, so finden wir in dem Idealmenschen Faust, dem Träger einer neuen Kultur, oft Goethe selbst, den Stürmer und Dränger. Hat nicht auch Goethe Jus, Medizin, Poesie Malerei, Farbenlehre, Chemie und Alchemie, Gartenanlagen und Bergbau, Theater, Gesang und Finanzwirtschaft, wenn auch nicht Tag und Nacht studiert, so doch betrieben? Hat nicht auch er dem Verlangen nach sinnlichem Genusse mit feinberechnender Weltklugheit die Zügel schießen lassen? Hat nicht auch Goethe, mitten hineingebettet in die Weltfreuden, auch selbst dann und wann, wenn nicht Reue, so doch das Unbefriedigtsein über sich und sein Leben gefühlt und ausgesprochen? Sulpiz Boisserée, der große Kunsthistoriker, welcher mit Goethe im intimen Verkehr stand, sagt von ihm: „Goethe gemahnt mich in manchen Stücken an Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung gleichsam zum Grübeln und Tiefsinn umschlägt . . . es käme nur darauf an, daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffe, sowie es beim Faust darauf ankam, daß er das rechte und nicht das falsche, schlechte Leben ergriff, um in sich selbst zu Einigkeit und Frieden zu gelangen." Eines hat Goethe, der alte Heide erforscht, wie er am Schluß seines Lebens selbst erklärte, daß er die glücklichen Tage seines Daseins auf 4 Wochen beziffere, und der an keine Fortdauer im Jenseits glaubte, sprach das faustische Wort: „Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt."

Digitized by Google

Diese Tatsachen nun und dann Goethes Art, in Versen zu beichten, nach dem Spruche:

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter und die Jugend
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus —

weisen uns den Weg, daß wir Goethes Faust vielfach subjektiv erklären, gleichsam als poetische Selbstbiographie hinnehmen müssen.

Wenn wir aus Goethes „Faust" den ideellen Kern herausschälen, so finden wir hier das Lebensideal moderner Welt. Früher gab es zwar auch Rettung eines Menschen, der mit dem Teufel paktierte, durch reuige Rückkehr auf Mariens Fürbitte, oder aber Untergang des Faustus, weil er zu einer wahren Reue nicht kommen konnte. Und jetzt: Gott ein gemütlicher Alter, welcher auch mit Mephisto nicht ungern plaudert und endlich eine Wette mit ihm eingeht. Mephisto selbst ein gemütlicher Lebeteufel, der gern seine Späße macht. Gott gibt Faust schon nicht verloren, wenn er „in seinem dunklen Drange des rechten Weges sich bewußt" ist, und Faust verschreibt sich nur unter der Bedingung: wenn er mit dem sinnlichen Genusse sich begnügt und nichts mehr weiter verlangt. Nun ist es psychologisch begründet, daß dem Menschen nicht nur nicht das Laster, sondern nicht einmal das irdische Gut endgiltig befriedigen und beruhigen kann, sondern eben nur Gott; es muß also Faust die Wette gewinnen. Die Worte der Engel am Schluß des 2. Teiles, die eben auch hieher bezüglich sind:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen —

sind freilich ein modernes Dogma, aber auch ein Freibrief jedes Lasters geworden. Modern drückt man sich so aus: Faust habe in seinem dunklen Drange sich durch den Pakt mit dem Teufel den rechten Weg ausgesucht, um ein voller und ganzer Mensch zu werden.

Im Greisenalter will er noch der Menschheit nützen. Er trotzt dem Meere Land ab und will darauf, selbst schon blind, das Glück zufriedener Leute begleiten. Und solches fremdes und eigenes Glück für die Zukunft und in derselben schauend ruft er aus:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den schönsten Augenblick."

Der Zeitpunkt ist so gekommen, in welchem sein Kontrakt verwirkt ist, tot sinkt er nieder. Mephisto triumphiert, den Pakt mit Faust hat er gewonnen, aber den mit Gott? Nein! Weil es ihm nicht gelang, Faust dauernd auf dem Wege der Sünde und Sinnlichkeit zu erhalten.

Das Mißverhältnis, welches sich durch Goethes Faust zog, empfand auch Lenau, der, selbst eine faustische Natur, sofort nach dem Erscheinen von Goethes Buch 1833 daran ging, selbst einen Faust zu schreiben; es entstand sein Gedicht

Digitized by Google

„Fauſt“, das man am eheſten einen dramatiſchen Balladenzyklus nennen möchte. Er faßte den Stoff noch ſubjektiver auf als Goethe. Ich will den Inhalt nicht näher ſkizzieren, ſondern nur zur Begründung meiner obigen Behauptung den Schluß des Werkes anführen. Nachdem Fauſt ſich erſtochen, um ſeinen Lebenstraum gewaltſam zu beendigen, ſpricht Mephiſtopheles:

„Nicht du und ich und unſere Verkettung,
Nur deine Flucht iſt Traum und deine Rettung!
Des wirſt du bald und ſchrecklich dich beſinnen,
Laß nur des Herzens Wellen erſt verrinnen.
Iſt erſt der Strom des Blutes abgefloſſen,
Der brauſend das Geheimnis übergoſſen,
Kannſt du hinunterſchauen auf den Grund,
Dann wird dein Weſen dir und meines kund.
Mich wird man nicht ſo leichten Kaufes los.
Du töricht Kind, das ſich gerettet glaubt,
Weil 's nun mit einmal ſein geängſtigt Haupt
Dem Alten meint zu ſtecken in den Schoß,
Und ihm den Knäul zu ſchieben in die Bruſt,
Den's frech geſchürzt, zu löſen nicht gewußt.
Er wird nicht Mein und Dein mit dir vermiſchen,
Das tote Glück dir wieder aufzufriſchen.
Du warſt von der Verſöhnung nie ſo weit,
Als da du wollteſt mit der fieberheißen
Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
Dich, Welt und Gott in eins zuſammenſchweißen.
Da biſt du in die Arme mir geſprungen,
Nun hab' ich dich und halte dich umſchlungen!“

Digitized by Google

Alt-Wiener Studienfreunde.

(Windhag-Zoller.)

Von **Dr. Albert Starzer.**

In unmittelbarer Nähe des jetzigen Heims der Leo-Gesellschaft ist die Windhag-Gasse, so seit 1895 genannt nach einem aus wohl wappenberechtigtem, doch bürgerlichem Geschlechte entsprossenen Manne, der durch Talent und Arbeitskraft, durch Geschicklichkeit und durch Glück zu Ansehen, Einfluß, hohen Ämtern, Würden und Reichtum gekommen ist und der durch hochherzigen Gebrauch des letzteren sich einen unsterblichen Namen erworben hat. Er hieß Joachim Graf zu Windhag. Geboren am 21. Februar 1600 als drittes Kind des „lateinischen Schulmeisters" Jodok Enzmüller zu Babenhausen in Schwaben, bezog er im 15. Lebensjahre die hohe Schule zu Ingolstadt, studierte daselbst unter vielfachen Entbehrungen, wie er selbst sagt, zwei Jahre Humoniara, drei Jahre Philosophie, weitere zwei Jahre Matheſis und Ethik, schrieb eine lateinische Abhandlung, betitelt modus bene vivendi, erwarb das Magisterium artium et philosophiae, wandte sich hierauf, wie so viele seiner Landsleute, nach Österreich und promovierte an unserer Alma mater zum Doctor philosophiae et juris. Kaum 25 Jahre alt, bewarb er sich um die Stelle eines Landschafts-Syndikus im Lande ob der Enns, welche er trotz seiner Jugend auch erhielt. Was er in seinem Gesuche den Ständen versprochen, nämlich durch Fleiß und Wissen zu ersetzen, was ihm an Jahren fehle, das hat er getreulich gehalten. In den damaligen obderennsischen Bauernunruhen leistete er manch „nutz- und ersprießlichen Dienst", verfaßte über die Unruhen 1626 eine apologetische Interims-Relation, die im selben Jahre bei Matthäus Formica in Wien im Drucke erschien. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er 1627 mit dem Titel eines kaiserlichen Rats ausgezeichnet. Sein „Salair" betrug damals an 600 fl., und da er nebenbei die Advokatur ausübte, konnte er daran denken, einen eigenen Herd zu gründen. Noch 1627 führte er Maria Kirchstetter von Kirchstetten, eine geborene Wienerin, heim, deren Mutter Besitzerin des Hauses Nr. 9 in der Bäckerstraße war. Die Wirren im Lande rissen ihn bald von der Seite der jungen Gemahlin, und wir finden ihn als Mitglied der Kommission, welche die dem Glauben ihrer Väter abtrünnig gewordenen Bauern um Wels in den Schoß der katholischen Kirche zurückführen sollte. Wegen seiner Kenntnisse von Land und Leuten wollte ihn der Pfandinhaber des heutigen Oberösterreich, Bayerns Kurfürst, als Rat in das Direktorium des Landes berufen, doch Enzmüller lehnte ab und bat die Verordneten, für ihn einzutreten. Sie lohnten

Digitized by Google

seine Anhänglichkeit durch die Erwirkung der kaiserlichen Anerkennung seines alten Familienwappens, eine Auszeichnung, zu der noch im nämlichen Jahre (1630) eine zweite kam, nämlich die Verleihung der Pfalzgrafenwürde; sie trug manch schöne Summe ein, konnte er ja Legitimierungen vornehmen und Wappen und Adelsbriefe verleihen. Innige Dankbarkeit gegen die Stände, deren Mitglieder ihn, den gewandten Juristen und überzeugungstreuen Katholiken, nicht missen wollten, dann aber auch seine angenehmen, erträgnisreichen Stellen knüpften ihn immer fester an das Land, in dessen Hauptstadt er 1630 ein Haus (auf dem heutigen Franz Josefs-Platz gelegen) erworben hatte. Er fühlte sich bereits so sehr Oberösterreicher, daß er 1633 die ihm angebotene Stelle eines Reichshofrates ablehnte und in „Landesdiensten" blieb, ein Entschluß, den die Stände mit der Aufnahme Enzmüllers in die Zahl der Landesmitglieder beantworteten. Nun schien es, daß er für immer dem Lande erhalten bleiben werde. Doch es kam anders. Wie 1630 zu der einen Auszeichnung eine zweite gekommen war, so folgte auch jetzt der landschaftlichen Ehrung eine kaiserliche Anerkennung seines Wissens und Wirkens, nämlich die Berufung in das Regiment der niederösterreichischen Lande (heute Statthalterei) als Rat, u. zw. auf der Ritterbank, eine Stelle, die er durch 42 Jahre bis zu seinem Tode bekleidete.

Ungern sahen ihn die Stände scheiden, da aber an des Kaisers Wort der Untertan nicht rütteln soll, fügten sie sich in das Unvermeidliche, konnte Enzmüller doch in der den beiden Erzherzogtümern an der Enns damals gemeinsamen Behörde noch mehr zum Frommen des durch die religiösen Wirren aufgewühlten Landes wirken als bisher. Oft und viel weilte er in Wien, aber immer wieder zog es ihn hinauf ins „Landl", das ihm eine zweite Heimat geworden war und auch bleiben sollte. Infolge Auswanderung der lutherischen Herrschaftsbesitzer war daselbst eine Reihe von Gütern um billigen Preis zu erwerben und Enzmüller, der sich manche Summe erspart hatte, kaufte die nördlich von Mauthausen gelegene Herrschaft Windhag, zu der die in der Nähe gelegenen Güter Pragthal, Münzbach und Saxenegg gehörten; sie alle waren im 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts im Besitze der Herren von Prag zu Windhag, deren einer gleich dem neuen Besitzer unter den Mitgliedern des Regiments der niederösterreichischen Lande gelesen wird. Aber nicht nur im Besitz und in amtlicher Stellung sollte der Schulmeisterssohn aus Schwaben ihr Nachfolger sein, auch deren Wappen ging durch kaiserliches Diplom vom 25. Juni 1640 auf ihn über. Die neuerliche kaiserliche Huld eiferte ihn an, auch fernerhin in all seinem Tun und Lassen den wohlgemeinten Intentionen des Landesfürsten vor allem in bezug auf die Einheit der Religion der Bewohner der Länder gerecht zu werden. Er suchte der Rekatholisierung im niederösterreichischen Waldviertel die Wege zu ebnen, indem er die Herrschaft Kirchberg am Walde erwarb. Durch diesen Besitzerwerb war dem katholischen Teil der niederösterreichischen Stände die Möglichkeit geboten, den „Herrn von Kirberg", wie sich Enzmüller nun nannte, auch in ihren Interessenkreis zu ziehen; er wurde 1641 als Landmann in die neuen niederösterreichischen Geschlechter aufgenommen. In dieser Zeit fiel ihm und seiner Gemahlin das Haus Nr. 9 in der Bäckerstraße im Erbschaftswege zu. Der Wohnsitz wurde von Linz nach Wien verlegt, wo sich Enzmüller eifrig den

Digitized by Google

ihm als Regimentsrat obliegenden Pflichten widmete. Nach 15jähriger „treugehorsambest gelaisten und zur irer kayserl. Maj. allergnädigsten satisfaktion annoch continuirenden dienste" verlieh ihm Kaiser Ferdinand III. zu Anfang des Jahres 1651 motu proprio den Freiherrnstand mit dem Prädikat „Freiherr von Windhag und Herr auf Pragthal und Saxenegg", zugleich rückte der neue Freiherr, der nun den Namen Enzmüller ablegte, im Regimente der niederösterreichischen Lande von der Ritterbank auf die Herrenbank vor. Seine guten „qualitäten", seine „geschicklichkeit und trefliche erfahrenheit" in der obderennsischen Bauernrebellion eigneten ihn ganz besonders zur Rekatholisierung des niederösterreichischen Waldviertels, die 1652 in Angriff genommen wurde und infolge des außerordentlichen Eifers Windhags und seines Mitkommissärs, des Abtes Benedikt von Altenburg, auch mit Erfolg durchgeführt wurde. Im Vereine mit Abt Mathias von Lilienfeld wirkte er dann im V. O. W. W. und wurde 1657 zum General-Kommissär der Reformations-Kommission für ganz Niederösterreich ernannt.*) Bis in die ersten Sechziger Jahre fanden sich im Lande noch allenthalben Spuren des Protestantismus, dann aber verschwand er vollständig unter den Bewohnern des flachen Landes. Eine seltsame Fügung des Schicksals ist es, daß gerade damals die Hochburg des niederösterreichischen protestantischen Adels, die weitausgedehnte Herrschaft Rosenburg am Kamp, zum Verkaufe kam und in den Besitz des Freiherrn von Windhag gelangte, der von sich mit Recht sagen konnte, er habe die Häresie in Niederösterreich ausgemerzt.

Während dieses Wirkens im Lande hatte ihm der Tod 1655 seine Gemahlin entrissen. Sie fand ihre letzte Ruhestätte in Münzbach. Nach sechs Jahren ging er einen neuen Bund ein; seine Wahl fiel auf Maria Ämilia Gräfin von Sprinzenstein. Damals faßte er den Entschluß, seinen Lebensabend sich so angenehm als möglich zu gestalten, sich dessen, was ihm Gott so reichlich zugemessen hatte, zu freuen: er begann die Rosenburg auszubauen und in seinem geliebten Lande ob der Enns, dem ja auch seine zweite Gemahlin angehörte, zu Windhag ein neues Schloß aufzuführen. Nach den vorhandenen Zeugnissen war es das erste im ganzen Land, nicht nur wegen seiner Architektur, sondern wegen der reichhaltigen Sammlungen, besonders seiner Bibliothek. So sehr ihn der Bau des Schlosses beschäftigte, versäumte er doch seine Pflichten als Regimentsrat nicht; er vertritt wiederholt den Statthalter und wir finden ihn eifrig tätig bei der unter Kaiser Lepold I. durchgeführten Handwerksordnung, bei Abfassung der Landesordnung, bei Vergleichen von Streitigkeiten zwischen Herrschaften und Untertanen, bei Ordnung finanzieller Fragen von Kirchen und Klöstern u. s. w. In Würdigung aller seiner Verdienste, besonders aber als kaiserl. General-Kommissär, erhob ihn Kaiser Leopold I. durch Diplom vom 19. September 1669 in den Grafenstand, die Herrschaft Windhag zur Grafschaft und verlieh ihm als Wappen einen in 4 Felder geteilten Schild mit einem Herzschild und einem Zwickel zwischen dem dritten und vierten Feld, wie es noch auf dem Hause Nr. 9 der Bäckerstraße zu sehen ist; im ersten und

*) Windhags Wirken als Reformationskommissär schildert Enrica v. Handel-Mazzetti in ihrem Roman „Jesse und Maria".

Digitized by Google

vierten Feld erinnert ein aufsteigender Greif mit der Hälfte eines Kamprades an den ursprünglichen Namen Enzmüller; im zweiten und dritten Feld ist ein gehörnt aufsteigender Steinbock mit einem Margaranten-Apfel im Maul; in dem Zwickel ist eine auf Lorbeer sitzende Taube, einen Lorbeerkranz im Schnabel haltend. Das Herzschild zeigt das Wappen der Prager zu Windhag, eine Meerkatze (Cercopithecus) mit einem Halsband, von dem Ketten herabhängen.

Im folgenden Jahre, 1670, ordnete er seine irdischen Angelegenheiten. Da ihm nur eine Tochter geboren war (sie stammte aus erster Ehe), die in dem Dominikanerinnenkloster zu Tulln den Schleier genommen hatte, setzte er zum Universalerben seiner „Tochter auserwählten Bräutigam Jesum Christum" ein, sicherte die Zukunft des von ihm in Windhag nach dem Muster des Tullner Dominikanerinnenklosters gegründeten Klosters, wo seine Tochter als Priorin fungierte, sowie des ebenfalls von ihm zu Münzbach gegründeten Dominikanerklosters, in welchem eine Schule zu erhalten war, in der die Zöglinge bis zur Rhetorik unterrichtet wurden. Diese Schule war von einem evangelischen Wiener Bürger namens Georg Kirchhammer 1591 gegründet und 1629, entsprechend einer kaiserlichen Verordnung, in eine katholische Schule umgewandelt worden, deren Patronat 1641 der Herr auf Windhag an sich gebracht hatte. Aufnahme in diese Schule oder Alumnat sollten in erster Linie Verwandte oder Verschwägerte erhalten, dann Söhne von Untertanen der Herrschaft Windhag. Wer die Rhetorik absolviert hatte und zum Studieren tauglich war, sollte die Hochschule in Wien beziehen und sich daselbst nach freiem Ermessen einer der Fakultäten widmen, Wohnung und Verpflegung aber in dem Windhagschen Alumnat erhalten. Er widmete nämlich sein ganzes Vermögen, das nach Ausscheidung der seiner Witwe gehörigen Güter, der frommen Stiftungen und Legate übrig blieb, zur Errichtung eines Alumnats oder Seminars für Studierende in Wien, das in seinem Hause in der Bäckerstraße untergebracht werden sollte. Das Präsentationsrecht behielt er sich, beziehungsweise seiner Tochter und deren Nachfolgerinnen in der Würde einer Vorsteherin zu Windhag vor, welche letztere jedoch an die Zustimmung des jeweiligen Priors des Dominikanerklosters in Münzbach gebunden sein sollten. Die Aufsicht über das Konvikt hatten die Jesuiten unter Kontrolle des niederösterreichischen Landrechtes zu führen. Aufnahme in dasselbe sollten so viele Zöglinge finden, als aus dem Erträgnis des Stiftungsvermögens erhalten werden könnten; in erster Linie waren Verwandte, Verschwägerte, dann die Münzbacher Alumnen und die Bürger- und Untertanskinder seiner Herrschaften anspruchsberechtigt.*) Doch sollte es dem niederösterreichischen Landesrechte freistehen, „nach beschaffenheit der zeit und anderen umständ" Änderungen vorzunehmen.

Obwohl Graf Windhag noch 8 Jahre nach Abfassung des Testamentes lebte, — er starb am 21. Mai 1678, — so kam er nicht dazu, das Alumnat in Wien ins Leben zu rufen. Erst 1682, also vier Jahre nach seinem Tode,

*) Vgl. Hitzinger, Leben, Wirken und Stipendienstiftung des Joachim Grafen von und zu Windhag (Wien 1882); Wöß und Pröll, Die Stipendienstiftung des Joachim Grafen von und zu Windhag (Wien 1895).

Digitized by Google

wurde es mit 6 Zöglingen eröffnet. Trotzdem die Verhältnisse des Stiftungsfondes nicht ganz klar waren, — die Abhandlung des Nachlasses wurde nämlich nie ganz durchgeführt, — gedieh die Stiftung dank guter Administration derart, daß die Stiftungsplätze stets vermehrt werden konnten. Kaiserin Maria Theresia, die dem Stiftungswesen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendete, ließ den Stiftungsfond sicherstellen: er bestand aus dem Hause Nr. 9 in der Bäckerstraße, einem Hause mit großem Garten in der Roßau (Serviten- und Hahngasse), in den von Graf Windhag 1656—1658 erworbenen Herrschaften Großpoppen und Neunzehn im n.-ö. Waldviertel*) und in einem Barvermögen von mehr als 285.000 fl.

Zeit und Umstände erforderten bald manche Änderung. Durch die Aufhebung des Jesuitenordens mußte anderweitig für die Beaufsichtigung der Zöglinge gesorgt werden. Die von Windhag zur öffentlichen Benützung den Dominikanern übergebene reichhaltige Bibliothek — noch erinnert ein Inschriftstein an dem Klostergebäude der Dominikaner in der Postgasse daran — mußte von dem Stiftungsfond gesondert und für ihre Erhaltung im Sinne des Stifters gesorgt werden. Bekanntlich bildet sie den Grundstock der heutigen Wiener Universitätsbibliothek, deren Geschichte zu schildern auf ein andermal verschoben sein mag.

Kaum war die Frage des Stiftungsfondes geregelt, gab es andere zu lösen. Die Klöster Münzbach und Windhag waren aufgehoben, das Verleihungsrecht der Windhagschen Stiftung kam an den Landesfürsten, die Verwaltung der Stiftung ging auf die Administrativbehörde über. Gegen die Studentenkonvikte wurden zu Ende des 18. Jahrhunderts pädagogische und auch finanzielle Gründe ins Feld geführt, so daß die Alumnate 1786 aufgelöst wurden. Die Windhagschen Stiftlinge erhielten nun ihre Stipendien, damals 200 fl., auf die Hand. Die Pädagogen änderten aber in kaum zwei Jahrzehnten ihre Ansicht über Konvikte gründlich und so entstand 1802 das Stadtkonvikt, in unmittelbarer Nähe des Windhagschen Stiftungshauses gelegen (Konskr. Nr. 750), in welches auch die Windhagschen Stipendisten einzutreten hatten, außer sie studierten Medizin. Im Jahre 1848 sank auch dieses Institut wie so manches andere der vormärzlichen Zeit dahin. Die Stipendien werden seither wieder auf die Hand erteilt. Es sind ihrer jetzt 130 à 630 K. Die Windhagschen Stipendisten sind unter den niederösterreichischen die am besten ausgestatteten nicht nur wegen der Höhe des jährlichen Stipendiums, das Gymnasiasten, Universitätshörern, Realschülern und Technikern verliehen werden kann, sondern auch deshalb, da ihnen der Stiftungsfond die Rigorosentaxe vorstreckt, bis sie imstande sind, dieselbe zurückzuerstatten.

Trotz aller Sorge der Verwaltungsorgane, den Stiftungsfond im Sinne des Stifters zu mehren, erlitt derselbe doch durch die Finanzkrisen, die über Österreich hereinbrachen, manche Einbuße. Stand man diesen Ereignissen hilflos gegenüber, so gibt es aber „Zeit und Umstände", die ein voraussehender Verwalter zum besten der ihm anvertrauten Stiftungsgüter verwerten kann.

*) Vgl. Plesser in „Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich" 1896, 129.

Digitized by Google

Solche Verhältnisse traten vor kurzem ein. Das Windhagsche Stiftungshaus in der Bäckerstraße gehört, wie seine Aufschrift zeigt, nicht zu den jüngsten Wiens. Seine Einrichtung genügt nicht mehr den von uns an Wohnungen gestellten Anforderungen und so zeigten die Einnahmen des Hauses zum Schaden des Stiftungsfondes eine sinkende Tendenz, dem eine noch größere Schmälerung bevorstand, wenn das Stiftungshaus im Interesse der Straßenregulierung umgebaut werden mußte: ein beträchtlicher Teil der Bodenfläche hätte zur Straßenerweiterung abgetreten werden müssen. Niederösterreichs Statthalter, Graf Kielmansegg, kam daher einem Wunsche der Gemeinde Wien nach und überließ ihr das Haus um den amtlich erhobenen Schätzungswert, bestimmte aber, daß die größte Stipendienstiftung Niederösterreichs und die Erinnerung an einen der interessantesten Männer unseres Heimatslandes durch ein dessen Namen tragendes schönes und großes Stiftungshaus wieder repräsentiert werde, daß also bei günstiger Gelegenheit ein Windhagsches Stiftungshaus erbaut oder gekauft werden solle. Eine solche ließ nicht lange auf sich warten. Das Gebäude des k. k. Blindenerziehungs-Instituts in der Josefstädterstraße, ein 1816 schlecht und recht für die Blinden adaptiertes Landhaus, entsprach in keiner Richtung mehr den Anforderungen. An Stelle des alten Hauses ein neues zu erbauen, ging nicht an, denn die für letzteres übrig bleibende Baufläche wäre viel zu klein gewesen. Die Sorge, wo das neue Haus des Blindeninstituts erstehen solle, behob der weit über Österreich hinaus bekannte Großindustrielle Anton Dreher, der den Platz, auf welchem sich seit 1904 das k. k. Blindeninstitut erhebt, widmete. Die Realität in der Josefstadt erwarb die Windhagsche Stiftung, welche nach Abtretung eines bedeutenden Areales zur Regulierung dieses Stadtteiles auf der gebliebenen Baufläche ein drei Stockwerke hohes, vier Gassenfronten zeigendes, 66 größere und kleinere Wohnungen und 32 Verkaufsgewölbe enthaltendes Gebäude aufführte.*) Der Bau des neuen Windhagschen Stiftungshauses fiel zusammen mit einer vom Statthalter Grafen Kielmansegg im Interesse der Stiftungen eingeleiteten Aktion, die darin bestand, daß Stiftungshäuser, die ob ihres Alters von Wohnparteien geradezu gemieden wurden, daher den Stiftungsfond eher belasteten als vermehrten, oder die die bauliche Entwicklung der Stadt hemmten, umgebaut oder veräußert und dafür neue erworben wurden. Gefördert wurde diese 1889 begonnene Aktion durch das Gesetz vom 5. April 1893, welches eine achtzehnjährige Befreiung von der Hauszinssteuer namentlich aufgeführten Häusern für den Fall ihres Umbaues in bestimmter Frist zusicherte.

Unter den genannten Häusern befanden sich mehrere Stiftungshäuser, darunter auch das Zollersche. Es liegt gleich dem ehemaligen Windhagschen „in der Stadt", und zwar unter den Tuchlauben, ist vielen wohl bekannt, denn daneben war das Haus „zum Winter", und trug und trägt noch die Orientierungs-Nummer 24. Sein Besitzer, nach dem es bis heute noch den Namen trägt, war gleich Graf Windhag von bürgerlicher Abkunft, hatte im Laufe der Zeit den Adel, freilich nicht jenen hohen

*) Vgl. „Die Bautätigkeit der k. k. niederösterreichischen Statthalterei als Verwalterin von Stiftungen" (Wien 1904).

Digitized by Google

wie Enzmüller-Windhag, erworben und sich durch hochherzige Stiftungen ein bleibendes Denkmal gesetzt. Er hieß Michael Zoller, später Michael von Zoller. Er war von Geburt Tiroler, wo sich sein Geschlecht bis in das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts nachweisen läßt.*) Stammvater nach dem heutigen Stand der Forschung ist Georg Zoller, ein Haller der Herrschaft Rodeneck in Tirol. Er hatte drei Söhne, deren ältester, Adam, „insgemein genannt Tauferer", in das Landgericht Sterzing zog; seine uns unbekannte Gemahlin schenkte ihm nur einen Sohn, Anton, der „am Lärchhof zu Schreggenhausen zu Obstaig auf dem Mimbingerberg im Gerichte Petersberg hauste". Anton hatte von seinen beiden Gemahlinnen zahlreiche weibliche und männliche Nachkommenschaft, darunter Oswald, der nach Bozen zog, sich daselbst 1615 einen Hausstand gründete und 1629 bis 1630, als die Engadiner und Graubündner in Tirol eingefallen waren, unter der Bozener Bürgerfahne ersprießliche Dienste leistete. Er hatte zwei Söhne, Johann und Michael; der letztere versah durch mehr als 30 Jahre das Kornmeßamt in Bozen „aufs beste". Ihm schenkte seine aus Bozen stammende Gemahlin vier Söhne und zwei Töchter; der älteste Sohn Johann Georg verließ die Heimat und zog nach Wien, wo er Tormautner wurde, der zweitgeborene, Johann, diente im Lothringschen Regiment seinem Herrn und Kaiser gegen Franzosen und Türken, die beiden anderen, Franz und Michael, bestimmte der Vater „für die Handlung", die sie in Bozen erlernten, worauf sie sich durch Reisen in Italien, Holland und Deutschland weiter ausbildeten. Franz kam gleich dem älteren Bruder nach Wien und eröffnete hier unter den Lauben ein Tuchwarengeschäft, das sich bald so vergrößerte, daß er allein es nicht überblicken konnte. Er berief seinen jüngsten Bruder Michael nach Wien. Jählings wurde das fleißige Streben der Brüder unterbrochen: der Türke näherte sich 1683 „der Vormauer der ganzen Christenheit" und umschloß sie nun mit einem eisernen Ring. Unter denen, welche die Stadt verteidigten, finden wir auch die drei Brüder Zoller: sie taten sich rühmlich hervor. Nach der Befreiung der Stadt kehrte der ältere zu seiner Tormaut beim Rotenturm, die beiden jüngeren zu ihrem Geschäfte zurück, das nicht nur seinen alten Umfang bald wieder erreichte, sondern an Größe und Ansehen noch gewann, zumal als den Gebrüdern Zoller die Tuchlieferung für die kaiserlichen Heere übertragen wurde, die ja bald in Ungarn gegen die Türken zu kämpfen hatten, bald an den Rhein zogen, um den Franzosen zu wehren, bald auf den blutgetränkten Gefilden Oberitaliens die alten Rechte des Deutschen Reiches wahrten. Große Anforderungen wurden, da die Reichsstände allenthalben den Kampf dem Kaiser allein überließen, an die finanziellen Kräfte der Erblande gestellt, und trotzdem diese Opfer um Opfer brachten, waren die kaiserlichen Kassen nicht immer in der Lage, alle Rechnungen prompt zu begleichen. Wiederholt mußte an den Langmut der Beamten und Lieferanten appelliert werden: „bis in die etlich 30 Jahre" kreditierten die Gebrüder Zoller der Heeresverwaltung.

*) Die nachfolgenden genealogischen Angaben über die Zoller beruhen auf Auszügen aus den Protokollen der Herrschaft Rodeneck und aus den Matriken verschiedener Pfarren Tirols und Niederösterreichs, welche alle Herr Apotheker Doktor Adolf Friedrich in Wien in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat.

Digitized by Google

In Anerkennung ihrer Verdienste erhielten sie durch den Pfalzgrafen Wilhelm Okelly, Reichsritter von Aghrun, im Jahre 1712 das Adelsprädikat „von" sowie ein Wappen, dessen Schild der Quere nach in zwei Felder geteilt ist; im oberen steht ein bis auf die Knie geharnischter Mann mit einer Pickelhaube, in der Rechten einen gespitzten Schild, in der Linken drei goldene Kornähren haltend. Im unteren Feld ist „ein ausgewelbter Spitz", darin ein sechseckiger Stern, von je einer Rose flankiert.

Franz von Zoller erfreute sich der Erhebung in den Adelsstand nur zwei Jahre; er starb 1714, und da er unvermählt geblieben war, ging das Haus unter den Tuchlauben, sowie das Geschäft auf seinen Bruder Michael über. Dieser wußte dasselbe nicht nur auf der Höhe zu erhalten, sondern noch weiter auszugestalten und dem Staate dabei so viele Dienste zu erweisen, daß er 1721 mit dem Titel eines kaiserlichen Rats ausgezeichnet wurde und Kaiser Karl VI. ihm gestattete, den Adel auf seinen Neffen Jakob Zoller, der gleich seinem Vater Johann Soldat war, zu übertragen. Michael von Zoller war wohl schon mehrere Jahre mit Maria Theresia, der Tochter des Stadthauptmannes und Ratseniors von Wiener-Neustadt, Ferdinand Dangl, vermählt, doch blieb die Ehe kinderlos. Deswegen gedachte er, als er an die Schwelle des Greisenalters schritt, daran, die irdischen Güter, welche ihm durch Gottes Huld und Güte so reichlich zugeflossen waren, humanitären Zwecken zu widmen. Er schloß sich den Wohltätern des von Wiens Erzbischof Sigmund Grafen von Kollonitsch 1723 gestifteten, 1727 auf die Landstraße versetzten Johannes-Spitales an und errichtete eine Stiftung zum Unterhalt einer armen kranken Person.

Um diese Zeit war auf dem in der Nähe Wiens gelegenen „Grund" St. Ulrich, der in St. Ulrich oberen Gutes und St. Ulrich unteren Gutes zerfiel (heute gehört alles zum 7. Gemeindebezirk), eine Reihe von Häusern entstanden, deren Bewohner in harter Tagesarbeit ihr Brot verdienen mußten, ihre Kinder aber dem lieben Schicksal überließen. Michael von Zoller und seine Gemahlin, die der Lokaltradition nach daselbst ein Landhaus besaßen, erbarmte die „wie das liebe Vieh aufwachsende Jugend" und sie errichteten dort in einem eigens dafür gebauten Hause eine Schule für Kinder beiderlei Geschlechts, die das 8. Lebensjahr zurückgelegt hatten und von armen Eltern stammten; die Kinder sollten in Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, die fähigeren Knaben auch im Zeichnen, die Mädchen aber im Nähen, Stricken und anderen Handarbeiten unentgeltlich unterrichtet werden. Nicht nur während der Unterrichtsstunden sollten die Kinder im Schulgebäude sich aufhalten, sondern auch nach denselben darin beschäftigt werden, damit sie nicht dem „schädlichen Müßigang" sich ergäben. Anfangs war die Schule nicht gut besucht, aber allmählich brach sich bei den Eltern eine bessere Erkenntnis Bahn und die Schülerzahl, von Zoller auf höchstens 80 veranschlagt, stieg auf weit über 100, die Lehrzimmer waren überfüllt, trotzdem die Direktion der „Zoller-Schule" viele Kinder wegen Platzmangel zurückwies. Weithin war die Schule bekannt und galt neben den Schulen der Piaristen auf der Wieden und in der Josefstadt sowie der des k. k. Waisenhauses als eine der besten. An der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wurde „auf dem Grund" der Wunsch laut, die Schule auf 4 Klassen zu erweitern, ein Wunsch, dessen Erfüllung, da

Digitized by Google

der vom Stifter gewidmete Fond nicht reichte, an dem Kostenpunkt zu scheitern schien. Da fand sich in dem Seidenfabrikanten Franz Alois Bernard ein Wohltäter, der auf das Gebäude ein Stockwerk aufsetzen ließ, so daß 1839 der Unterricht in 4 Klassen aufgenommen werden konnte. Die Schule hieß nun die Zoller-Bernardsche Schule, die Straße, in der sie sich befand, erhielt den Namen Zollergasse, eine benachbarte Bernardgasse. Infolge der Neuordnung der Schulverhältnisse in Stadt und Land zu Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts übernahm 1878 die Stadt Wien die Verwaltung dieser Schule und das der Zollerschen Schulstiftung eigentümliche Vermögen, bestehend in dem Stiftungsschulhause (Neubaugasse 42) und Werteffekten von 27.300 fl. ö. W., jedoch unter Aufrechterhaltung des Eigentums der Michael von Zollerschen Gesamtstiftung. Ähnlich wie Graf Windhag wollte nämlich auch Zoller, daß die zum Studium tauglichen Knaben seiner Trivialschule weiter ausgebildet werden und die Hochschule absolvieren sollen. Er bestimmte, daß sechs solcher geeigneten Knaben im Schulhause zu allen Zeiten Kost, Kleidung und Wohnung erhalten sollten, bis sie das 16. Lebensjahr erreicht haben. Wer zu einem Handwerk geschickter ist, der solle ein Handwerker werden, wer aber für das Studium geeigneter ist, der solle der „großen Studenten-Stiftung" teilhaftig werden und dieselbe genießen, bis er die Hochschule absolviert, bezw. die Grade erreicht habe. Die „große Studentenstiftung", d. i. die Stiftung für große Studenten, sollte 12 Stiftplätze haben und war in erster Linie für seine Verwandten oder für solche Tiroler, die den Namen Zoller tragen, bestimmt; in deren Ermanglung haben dann auch andere Tiroler Anspruch. Der scheinbare Widerspruch in den beiden Stiftungen für große und kleine Studenten wurde in der Praxis dadurch behoben, daß anspruchsberechtigte Knaben als Nutznießer der „kleinen Studenten-Stiftung" in die Zollersche Schule kamen und dann in die „große Studenten-Stiftung" übertraten. Einer der ersten kleinen Studenten der Zollerschen Stiftung war Johann Bapt. Zoller, der aber nicht dem von Adam Zoller gegründeten Zweig angehörte, sondern dem von dessen jüngstem Bruder Martin abstammenden. Martin Zoller hatte sich zu Gufidaun niedergelassen, woselbst dann seine Nachkommen eine Gastwirtschaft betrieben. Johann Baptist Zoller, 1722 geboren, erlangte in Wien den Doktorhut der juridischen Fakultät und wurde Konsistorialkanzler und 1752 wegen seiner Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit in den Adelstand erhoben. Michael von Zoller bestellte ihn zu seinem Testamentsexekutor und legte ihm kurz vor seinem Tode (3. Mai 1756) seine Stiftungen warm ans Herz. Als Stiftungskapital für die große Studentenstiftung bestimmte Michael von Zoller sein sämtliches Vermögen, 45.000 fl. K.-M. und 200 Speziestaler, sowie das Haus unter den Tuchlauben. Die großen Studenten sollten im Seminar S. Ignatii et Pancratii untergebracht werden, jedoch in der Wahl ihrer Studien völlig frei sein. In der Folge hatte die Zollersche Stiftung dieselben Schicksale wie die Windhagsche. Austeilung des jährlichen Stipendiums auf die Hand, Vereinigung der Stipendien mit dem Stadtkonvikt, dann wieder Beteilung auf die Hand, und zwar schon vor 1848. Als nämlich in den 40er Jahren nicht alle Stipendisten im Stadtkonvikte mehr Platz fanden, entließ man die Zollerschen, die ja Fremde waren, und wies sie an, in der Stadt sich Unterkunft zu

Digitized by Google

suchen. Waren die Finanzkrisen an der Windhagschen Stiftung wenn auch nicht spurlos, so doch ohne große Einbuße am Stiftungsvermögen vorübergegangen, so war die Zollersche Stiftung nicht so glücklich. Ihr Bestand, der außer dem Hause i. J. 1768 über 67.000 fl. K.-M. betrug, sank in der Folge derart, daß die „kleine Studentenstiftung" vorläufig nicht mehr persolviert werden konnte und die 12 Plätze der großen Studentenstiftung auf 10 herabgesetzt werden mußten. Soviel sind auch heute noch; jeder Stiftling erhält 630 Kronen. Die ursprüngliche Zahl der Stiftplätze wieder herzustellen, die kleine Studentenstiftung wieder aufleben zu lassen, ist das Streben der mit der Verwaltung der Stiftung betrauten niederösterreichischen Statthalterei. Dazu soll in erster Linie das reichlichere Erträgnis der umgebauten und vergrößerten Stiftungshäuser dienen. Wird der stifterische Wille wieder genau erfüllt werden können, so soll es dann nach den Intentionen des Grafen Kielmansegg in der Folge auch bleiben. Fast niemals denken Stifter daran, — dies gilt auch von Graf Windhag wie von Michael von Zoller, — daß die der Stiftung gewidmeten Gebäude einst werden umgebaut werden müssen; sie treffen keine Bestimmungen für diesen Fall und auch die Behörden haben nicht immer für einen Reädifikationsfond gesorgt. Das wird in Zukunft anders sein und es dürfte sich nicht mehr ereignen, daß eine Stiftung ihr baufälliges Haus hintangeben muß, da sie keine Mittel zum Umbau besitzt.

An ein Bächlein.

Von Martin Greif.

O Bach, o Kind,
Wozu enteilst
Du so geschwind,
Statt daß du weilst,
Wo Blumen sind?

Hervorgestürmt
Kommt deine Flut,
Wo dich umtürmt
Der Berge Hut,
Die treu dich schirmt.

Wie bald umgibt
Dich rauh Gestein,
Und was dich trübt,
Das schließt dich ein,
Nicht, was dich liebt!

O Bach, o Kind,
Wozu enteilst
Du so geschwind,
Statt daß du weilst,
Wo Blumen sind?

Digitized by Google

Plaudereien

aus meiner sogenannten Festungszeit.

Kleine Kulturbilder, gezeichnet von **A. Trabert.**

1. Einleitung.

Ich heiße aber nicht Fritz Reuter, der uns ja auch einmal aus seiner Festungshaft heraus allerhand nette Geschichtchen erzählt hat, ich bin nur der alte A. Trabert und verbitte mir darum dem Herrn Fritz Reuter gegenüber in aller Höflichkeit sowohl seinet- wie auch meinetwegen jede Verwechselung.

„Mein Grab aus Quadern und aus Eisen", so habe ich den Kerker genannt, in den man mich einst geworfen hat. Es geschah das nach ungefähr halbjähriger Untersuchungshaft, die man bei der ungeheuer einfachen Lage der Sache, um die es sich handelte, in längstens drei Stunden hätte abtun können. Es drehte sich dabei immer nur um die Frage: Hast du den und den in deinem Wochenblatte „Wacht auf!" erschienenen Artikel geschrieben? Und meine Antwort lautete jedesmal, wenn ich ihn wirklich geschrieben hatte, ohne allen Vorbehalt: Ja! Und ich sagte dies mein Ja selbst dann, wenn ich nicht mehr bestimmt wußte, ob der Artikel von mir oder einem meiner Freunde herrühre. Die letzte Nummer meines „Wacht auf!" war nämlich schon vor mehr, sogar weit mehr als 6 Monaten erschienen und in dieser ganzen Zeit keine gerichtliche Verfolgung gegen mich eingeleitet worden. Da nun das sogenannte permanente Standgericht mit der ausdrücklichen Bestimmung eingesetzt worden war, daß es nicht nach Kriegsrecht, sondern nach den Bestimmungen des für Kurhessen allgemein giltigen bürgerlichen Rechtes zu judizieren habe, hiernach aber jeder Artikel, gegen den nicht schon vor Ablauf von 6 Monaten nach seinem Erscheinen die gerichtliche Verfolgung eingeleitet sei, überhaupt nicht mehr zu verfolgen und gegen jede Verfolgung als durch Verjährung für straflos geworden zu erachten sei, so konnte es mir sehr gleichgiltig sein, ob ich die Verantwortung für ein Dutzend Artikel mehr oder weniger auf mich nahm. Auch diese — von wem immer sie herrühren mochten — waren nach dem in Hessen allein giltigen Rechte auf Grund der Verjährung absolut straflos.

Der gelehrte Auditeur aber, der die ihm von noch gelehrterer Seite anbefohlene Untersuchung gegen mich zu leiten hatte, wußte sich in höchst genialer Weise zu helfen. Er ließ mich, wenn ich mich recht erinnere, zu sechs- oder gar noch mehrjähriger peinlicher Gefängnisstrafe in Anwendung

Digitized by Google

eines Gesetzes verknurren, das als höchstes Strafmaß nur eine Haft von sechs Monaten anordnete.

Diese Dummheit war für das sorgsam purgierte Generalauditorat denn doch allzu dumm und mußte deshalb mit einer noch dümmeren repariert werden.. Man kassierte die besagte Verurteilung, ordnete eine sofort aufzunehmende neue Untersuchung an und dekretierte: das wieder aufzunehmende Verfahren sei nach den Bestimmungen des kurhessischen sogenannten Marzialgesetzes durchzuführen, d. h. nach einem Gesetze, das in schönster Reihenfolge mit 10-, 20-, ja 30jähriger Eisenstrafe und daneben den Unglücklichen, dem das galt, auch noch für Zeit und Ewigkeit mit vollständigster Rechts- und Ehrlosigkeit beglückte.

„Bedaure sehr," antwortete ich darauf. „Alles, was ich verbrochen haben soll, hat sich in Fulda ereignet, und in meiner Vaterstadt Fulda, die erst später zu Kurhessen geschlagen wurde, ist das kurhessische so niedliche Marzialgesetz, das dem Herüberwuchern der französischen Revolution von 1789 ins heilige römische Reich deutscher Nation einen Riegel vorschieben sollte, niemals publiziert worden, hat also dort, und insbesondere für mich, keinerlei Geltung."

Das in Abrede zu stellen, war sogar dem Generalauditorat unmöglich. Man ernannte darum einen anderen Auditeur, der das nun gegen mich wieder aufzunehmende Verfahren geschickter als sein Vorgänger durchzuführen habe, und dies ganz besondere Genie, der neubestellte Auditeur, brachte es fertig, daß ich nun unter Anrechnung meiner halbjährigen Untersuchungshaft zu noch dreieinhalbjähriger „peinlicher" Festungsstrafe als ein für Zeit und Ewigkeit rechtlos und ehrlos erklärtes Subjekt gestandrichtert wurde. Der Rechtskünstler, der das fertig brachte, konstruierte nämlich ganz einfach aus dem königlich preußischen Landesrecht und sonstwo entdeckten Scharteken ein sogenanntes Majestätsverbrechen, von dem vor ihm wohl kein Mensch eine Ahnung hatte. Nach diesem neu entdeckten Rechte wurde ich nun wirklich neuerdings verurteilt und zwar anfänglich zu einer Inhafthaltung, — ich erinnere mich nicht mehr, auf wie lange, — schließlich aber zu noch dreieinhalbjähriger Einsperrung, die aber doch auch wieder als Strafe peinlichen Charakters in dem Sinne zu erachten sei, daß ich hiernach auf Zeit und Ewigkeit für recht- und ehrlos erklärt werden sollte.

Wie sich dies später gründlich änderte, erzähle ich ein andermal.

2. Mein Festungskommandant als Zensor.

Als mir in meiner Vaterstadt Fulda das Unglück widerfuhr, an einem noch sehr frühen, recht schön und friedlich aussehenden Vormittage verhaftet und sofort nach Kassel abgeführt zu werden, wurde mir in geradezu unbegreiflicher — ich möchte fast sagen: in barbarischer — Strenge sogar verweigert, an meine Schwester Therese die drei Worte zu schreiben: „Schicke mir Strümpfe!"

Ich hatte mir diese Bitte erlaubt, weil meine genannte Schwester, als sie daheim von meiner Verhaftung und Abführung Kenntnis erhielt, sofort ein Bündel Leibwäsche zusammengepackt und mir nach Kassel nach-

Digitized by Google

gesandt hatte, dabei aber in ihrem Schrecken so sehr verwirrt gewesen war, daß sie es vergessen hatte, in das Bündel auch noch Strümpfe zu packen.

Nach meiner endgiltigen standrichterlich-peinlichen Verurteilung und Abführung in die Gefangenenzelle Nr. 5 der kurhessischen Bergfeste Spangenberg hatte aber diese barbarische Strenge nicht nur so weit aufgehört, daß ich jetzt Bücher religiösen Inhaltes, ebenso streng wissenschaftliche Bücher, welche die Zensur des Festungskommandanten zu passieren hatten, sollte lesen dürfen, es war mir sogar noch erlaubt worden, Schreibmaterialien zu besitzen und auch kurze, auf nur wenige Worte beschränkte Bestellbriefe an unverfängliche Personen zu schreiben. All das aber nur unter Kontrolle des Festungskommandanten, dem jedes Schreiben dieser Art vor dem Abgange zu strenger persönlicher Prüfung vorgelegt werden mußte.

Aber schon vor Gewährung dieser löblichen Konzessionen hatte ich es möglich gemacht, einen sehr umfassenden direkten Verkehr mit meiner Braut herzustellen, von dem weder der Festungskommandant noch irgendwer vom Aufsichtspersonal auch nur die leiseste Ahnung hatte. Trotz dieser meiner geheimen Verbindung akzeptierte ich doch dankbarst die Konzessionen, die mir von der alles Treiben auf der Festung strengstens überwachenden Oberaufsichtsbehörde ohne mein Betreiben zuteil geworden waren, und machte auch reichlichsten Gebrauch davon.

So schrieb ich eines Tages ein durch die Hände des Festungskommandanten Oberstleutnant Weber gehendes Bestellbriefchen nachstehenden Inhaltes an meine Braut:

„Ich bitte Dich, mir, wenn möglich antiquarisch, und wenn das nicht geht, neu bei dem Buchhändler Meßner in Kassel die nachbenannten Bücher zu bestellen und mir baldmöglichst zuzusenden."

Den Juden Meßner aber hatte ich meiner Braut namhaft gemacht, weil derselbe auch streng verbotene Bücher seinen Kunden prompt zu verschaffen wußte.

Acht Tage später traf meine ganze Bestellung beim Herrn Oberstleutnant auch schon für mich ein. (Die Titel der Bücher nenne ich weiter unten.)

Der gute alte Herr, dem ich heute noch mein dankbar-freundlichstes Andenken bewahre, begab sich sogleich in höchsteigener Person auf meine Zelle Nr. 5, um mir da gleich selbst die Bücher nach erfolgter Einsichtnahme zu übergeben. Ihm auf dem Fuße folgte der Arrestaufseher Kunau, das Bücherpaket unter dem Arme tragend.

Nun vor der Schilderung der Szene, die sich bei Überreichung der Bücher ergab, noch ein kurzes, zu ihrem vollen Verständnis notwendiges Wort. Dies insbesondere auch noch zu rechter Würdigung des Mannes, der dabei als Zensor zu amtieren hatte.

Ich berichte dabei aber nur aus meinem Gedächtnisse. Es ist darum leicht möglich, daß ich die Titel der Bücher, um die es sich dabei handelt, nicht durchwegs streng wortgetreu hier wiedergebe. Mein Bericht aber soll strengstens sachgetreu und in dieser Beziehung unbedingt richtig sein. Auch auf die Wiedergabe dialektischer Wort- und Redewendungen, die in den Dialog mit einflossen, verzichte ich hier und berichte in meinem ganz gewöhnlichen sogenannten Hochdeutsch.

Digitized by Google

Mein Herr Festungskommandant, Titular-Oberstleutnant Weber, öffnet das erste Buch, beschaut das Titelblatt und liest: „Deutschland und die abendländische Zivilisation von Gustav Diezel.“ „Welch schöner Titel,“ sagt er dann. „Gewiß ein sehr interessantes Buch. Na, das lesen Sie nur, Herr Trabert. Wünsche Ihnen recht viel Vergnügen dabei.“

„Sehen wir nun,“ so nahm dann mein guter Alter wieder das Wort, „was das zweite sein wird. ‚Arthur Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn.‘ Na, das muß ja noch viel interessanter sein. Lesen Sie nur auch das, Herr Trabert!“ „Was wird nun das dritte sein?“ Er öffnet das Buch und besieht sich auch da das Titelblatt. Mir scheint aber, er werde dabei bleich vor Schrecken. Ein paar Sekunden lang banges Schweigen. Endlich seufzt mein guter Alter, indem er das Titelblatt des Buches betrachtet, das er in seiner Hand hält: „Heinrich von Sybel, Geschichte der französischen Revolu.... Revolution, nä, das geht denn doch nicht! Kunau, dies Buch da sperren Sie nur ja recht sorgfältig ein!“ Und das geschah denn auch. Ich aber, der ich meinen Pappenheimer sehr gut kannte, sagte für jetzt kein Wort, keine Silbe dazu.

Als ich aber mit der Lektüre der beiden zugelassenen Bücher fertig geworden war, ließ ich den Herrn Oberstleutnant durch den Arrestaufseher Kunau allerhöflichst bitten, mir nun auch das eingesperrte Buch gütigst einhändigen zu lassen; ich erhielt aber nur den kurzen Bescheid: „Revolution, das geht nicht!“

Da verlangte ich, zu dem Herrn Kommandanten geführt zu werden, um gegen diese Entscheidung Beschwerde zu führen. Zu diesem Verlangen war ich nach der für die Festung bestehenden Hausordnung berechtigt. Ich wurde also vorgeführt.

Mein alter, herzensguter Herr Oberstleutnant stand, als ich über den inneren Festungshof schritt, gerade an einem offenen Fenster seines Arbeitszimmers. Von diesem Fenster aus konnte er den inneren Festungshof in dessen ganzer Länge und Breite überschauen, ohne daß ihm auch nur das Geringste, was da geschah, entgehen konnte. Mich, der ihm schon angemeldet war, erwartete er, dem, was da kommen sollte, in sichtbarer Spannung entgegenharrend.

Ich trat vor die Türe, zu der zwei Stiegen hinaufführten, und klopfte in schuldiger Höflichkeit an. Seinem „Herein!“ folgte der im nachstehenden berichtete Dialog:

Der Herr Kommandant: „Aber, Herr Trabert, was haben Sie für einen schönen Anklopf!“

Ich darauf, der ich bei dieser captatio benevolentiae am liebsten laut gelacht hätte: „Anklopf hin, Anklopf her; ich komme nur, damit Sie mir vom Kunau das eingesperrte Buch gefälligst geben lassen.“

Er darauf: „Aber Herr Trabert, Revolution, das geht nicht!“

Ich nun wieder: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu zeigen, daß es gehen muß!“

Er wieder: „Nä, nä! Revolution, das geht nicht!“

Ich: „Dann bitte ich, recht genau auf das zu achten, was ich Ihnen jetzt sage. Herr Heinrich von Sybel — kennen Sie den? . . . . .

Digitized by Google

Das ist ja doch derjenige Professor, welcher an unserer Landesuniversität Marburg unsere Studenten zu lehren hat, was für ein Urteil sich diese angehenden Gelehrten in Betreff des Begriffes Revolution in ihrem inneren Bewußtsein zu bilden haben. Er lehrt sie das im Namen und im Auftrage des Ministers; im Namen und im Auftrage der Landesregierung; ja, im Namen und im Auftrage Sr. königlichen Hoheit des Kurfürsten. Im Namen des Kurfürsten sagte er zu ihnen: Die Revolution ist etwas Verwerfliches, etwas Grundschlechtes; ist ein schändliches Verbrechen, das mitunter sogar als Hochverrat mit dem Tode bestraft wird. Und wenn wir, die wir über unsere Studentenzeit längst hinaus sind, alles das vielleicht vergessen haben, so müssen wir Herrn Heinrich von Sybels Buch lesen, um uns wieder auf den richtigen Weg zu bringen."

Der alte Herr hörte mir dabei nur mit fortwährend steigender Ungeduld zu, und wenn ich in meinem Vortrage auch nur eine Pause von wenigen Sekunden machte, hörte ich wieder nur: „Revolution, das geht nicht!"

Da mußte ich denn sogleich meinen letzten Trumpf ausspielen. „Und wissen Sie denn, Herr ꝛc.", sagte ich noch, „wie es mit dem Buche von Diezel steht, das Sie mir übergeben haben? Mit dem Buche, das den schönen Titel hat: ‚Deutschland und die abendländische Zivilisation'? Gerade dies Buch hat Minister Hassenpflug für ganz Kurhessen ausdrücklich auf das allerstrengste verboten!!"

Da rief mein guter alter Herr, vor Schrecken erbleichend: „Kunau, geben Sie sogleich dem Herrn Trabert das eingesperrte Buch und sperren Sie dafür die beiden anderen, die wir ihm übergeben haben, desto sorgfältiger ein!!"

So erhielt ich also, was ich wollte. Nun noch ein kurzes, aber ernstes Wort.

Mein lieber, herzensguter Oberstleutnant war selbstverständlich nicht gleich als Festungskommandant und oberster Befehlshaber der Spangenberger Invalidenkompagnie auf die Welt gekommen. Als er die Kinderjahre hinter sich hatte und zu einem kräftigen und schönen Dorfjungen herangewachsen war, wurde er Müllerbursche. Das Wissen und Können aber, das er in die kleine Dorfmühle mitgebracht hatte, bestand nur in dem, was der hessische Dorfschulmeister allen zum Besuche seiner Schule verpflichteten Kindern beizubringen hatte. Eine „höhere" Bildungsschule zu besuchen, hatte mein lieber Festungskommandant weder als Müllerbursche noch auch in seinen späteren Lebensstellungen jemals einen Anlaß und auch nie eine Gelegenheit.

In sein militärpflichtiges Alter aber trat er, als gerade Napoleons I. Bruder Jérome als König von Westfalen seine lustige Residenz in Kassel aufgeschlagen hatte. Nach dem Sturze dieses Usurpators, nach Wiedereinsetzung der legitimen Landesherren von Gottes Gnaden in ihren rechtmäßigen Besitz war auch unser Müllerbursche wieder heimgekehrt. Er war in Moskau mit den vielen anderen, welche dort als Eroberer eingezogen waren, weder verbrannt noch auch von den russischen Schwertern massakriert worden; er war auch nicht in der Beresina elend ertrunken, sondern hatte zuvor auch noch das Glück gehabt, dank dem Lesen, Schreiben und Rechnen,

Digitized by Google

das er, wie die anderen Dorfkinder, bei dem hessischen Schulmeister gelernt hatte, in der großen Armee Napelons I., in die er gepreßt worden war, sozusagen im Handumdrehen erst Korporal, dann Leutnant, dann Oberleutnant und als solcher vom heimgekehrten Kurfürsten von Hessen in dessen Dienste übernommen zu werden. Im Dienste des Kurfürsten brachte er es dann langsam weiter bis zum Titular-Oberstleutnant.

Daß er als solcher aber nur Kommandant der Spangenberger Invalidenkompagnie wurde, die den Dienst auf der Spangenberger Festung besorgte, auf der Spangenberger Festung, sage ich, die auch jetzt noch „Festung" hieß, aber nur noch Aufbewahrungsort oder gar „Zuchthaus" für „Sträflinge" war, wer möchte daraus ihm, dem Zöglinge des Dorfschulmeisters, oder seinem heimgekehrten legitimen Landesherrn einen Vorwurf machen? Man hatte eben und konnte meinem guten Alten nur diejenige Verwendung zuteil werden lassen, für die man ihn just geeignet fand und in welcher er selbst sich wohl fühlte, und gerade damit hatte man meines Erachtens vernünftig gehandelt. Nach gerecht bemessener Billigkeit auf beiden Seiten.

3. Der unerbetene Tischnachbar als tragisches Vorgeschichtchen.

Wir waren, genau gezählt, neun junge Männer, die sich miteinander in treuer Freundschaft auf Tod und Leben verbunden wußten. Jeder von uns war ein eingefleischter Parteigänger der heiligen Themis, die, wie die böse Welt sagt, gar nicht selten blind ist. Der Zufall, der ja wohl auch nicht viel bessere Augen besitzt als die genannte sehr profane Heilige, hatte uns eines Abends im sogenannten „Ballhause", einer renommierten Gastwirtschaft meiner Vaterstadt Fulda, zusammengeführt und dort hatten wir uns für den Nachmittag des folgenden Tages zu einem Spaziergange nach dem „Bachrain" verabredet, wo der Eigentümer des „Ballhauses" einen vielbesuchten Felsenkeller besaß. Das Wetter hatte uns versprochen, das denkbar schönste zu werden, hatte aber schlecht Wort gehalten. Die Nacht brachte einen argen Wettersturz und der folgende Tag Sturm und Regen. Was aber kümmerte das uns? Wir waren nicht treulos wie das Wetter und hielten Wort.

Als wir in das Gastzimmer des Bachrainer Felsenkellers eintraten, fanden wir es dort so entsetzlich öde und leer wie nie zuvor. Aber waren wir uns denn nicht einander selbst genug auch bei Sturm und Wetter?

Wir nahmen Platz an der langen Tafel gleich rechts vom Eingang in das Gastzimmer und setzten uns fröhlich an den dort aufgestellten Tisch, der groß genug für unserer Dreißig gewesen wäre. Wir sollten aber nicht lange so ganz allein bleiben. Es erschien sehr bald noch ein Gast, der sich, anstatt sich einen Platz an einer der mehr als zwanzig langen, noch unbesetzten Tafeln auszusuchen, — sehr wenig zu unserer Freude, — zu uns Neunen als ungebetener Zehnter niederließ.

Der Herr Nr. 10 war ein Freiherr v. B., Leutnant des in Fulda garnisonierenden hessischen Infanterie-Regiments.

Der Unglückliche, an welchen der Herr Leutnant heranrückte, war der Referendar Mähler, der denkbar freundlichste und liebenswürdigste Mensch

Digitized by Google

von der Welt, dem aber die ihm zugedachte neue Nachbarschaft ganz so wenig angenehm war, wie sie es einem von uns anderen gewesen wäre; denn der Herr Leutnant Freiherr v. B. war ein stadtbekannter Stänkerer und Streithahn.

Der gute Mähler schob deshalb auch — so wenigstens kam es mir vor — seinen Stuhl um einige Handbreiten mehr nach rechts vor, als es nötig gewesen wäre, um einem sich an seiner Seite Niederlassenden nur bequem Platz zu machen.

Wir Neun spannen darum sofort absichtlich das Thema, das den Gegenstand unserer bisherigen Unterhaltung abgegeben hatte, um so lebhafter fort, ein Fingerzeig für den Freiherrn-Leutnant, daß es uns angenehm sein würde, bei unserer Unterhaltung hübsch unter uns zu bleiben.

Der Herr Leutnant brummte ein paar uns unverständliche Worte, die nur unserem Freunde Mähler zu gelten schienen, in seinen blonden Bart hinein, wir aber — und so auch Mähler — ignorierten das.

Da sprang plötzlich der Junker-Leutnant auf, nahm aber nicht Platz an einem der leeren Tische, sondern verließ das Zimmer.

„Glück auf den Weg!" mochte dabei der eine oder andere von uns denken; Herr v. B. aber dachte nicht so. Kaum war er draußen, so schickte er auch sofort einen Kellner zu uns herein mit der Aufforderung, er habe ein Wort mit Herrn Mähler zu sprechen, der deshalb zum Herrn Leutnant herauskommen möge. Lächelnd erhob sich Mähler, um der nicht sehr freundlichen Einladung des Herrn v. B. sofort nachzukommen. Das aber gaben wir, die Nachbarn und Freunde Mählers, nicht zu. Wir hielten ihn mit der Erklärung zurück: „Der Herr Leutnant hat nicht weiter zu Dir als Du zu ihm, und wenn er Dich sprechen will, so soll er zu Dir herein kommen."

Der Kellner wurde mit dieser Botschaft wieder hinaus zum Herrn Leutnant geschickt. Der Herr Leutnant aber kam *nicht* herein.

Mit dem Draußenbleiben des Herrn v. B. schien für uns die Sache abgetan, sie war's aber nicht auch für ihn. Wir hatten sie schon so gut wie vergessen. Da fühlte sich unser guter Mähler veranlaßt, auf ein paar Augenblicke das Zimmer zu verlassen. Kaum aber ist Mähler draußen, so hören wir auch schon einen lauten Aufschrei, stürmen hinaus und sehen unsern Freund in seinem Blute liegen; Herr v. B. aber war schon unsichtbar geworden.

Wir hoben den Verwundeten auf. Aber an seine Rettung war nicht mehr zu denken. Es blieb uns nur noch übrig, den Toten heim zu bringen zu seiner Mutter. Auch machten wir sogleich Anzeige beim Staatsanwalte und beim Kommandanten der Fuldaer Garnison. Später erzählte man uns, der letztere habe sich sogleich selbst in Herrn v. B.'s Wohnung begeben, welcher, „den Schlaf eines Gerechten schlafend", ruhig in seinem Bette gelegen habe.

In dem sofort gegen Herrn v. B. eingeleiteten Strafverfahren erhielt er eine 18jährige Festungsstrafe zuerkannt, diese aber unter weit angenehmeren Modalitäten, als sie z. B. mir konzediert wurden, als mir ein paar Jahre später das Schicksal widerfuhr, als sogenannter politischer Verbrecher eines Meuchelmörders Zellennachbar zu werden. Der Herr Meuchelmörder durfte sich Zeitungen halten und wußte aus diesen schon früher als der Festungskommandant, daß und wann ich als *gestandrechteter* Sträfling des Meuchelmörders Zellennachbar sein würde. Als

Digitized by Google

Insasse der Zelle Nr. 5 durfte ich täglich unter strenger Bewachung auf einem schmalen Pfade des Festungswalles promenieren, um frische Luft zu schöpfen, und schon als ich zum erstenmal nach einem solchen Spaziergange in meine Klause zurückgeführt wurde, lauerte Herr v. B. mir im Innern seiner Zelle an der Türe derselben auf, um mich, so laut er konnte, mit dem freundlichen Gruße anzubrüllen: „Diese gemeine bürgerliche Kanaille hier unter einem Dache mit mir, dem Mitgliede einer hochehrenwerten adeligen Familie, und das soll ich ertragen können! Welch niederträchtige Infamie!" Und so brüllte er jedesmal fort mit Grazie, bis ihm die Stimme versagte.

Stillschweigend ertrug ich das ein paar Tage lang. Als es mir aber zu arg wurde, verlangte ich vom Herrn Festungskommandanten, daß er mir Ruhe verschaffe. Der aber seufzte: „Ja, wenn mit diesem Menschen etwas anzufangen wäre! Aber ich habe mir schon vorgenommen, uns in anderer Weise Ruhe zu verschaffen. Ich will seine Begnadigung beantragen, damit wir ihn los werden." „Seine Begnadigung?" rief ich entrüstet, „seine Begnadigung, damit er dem einen Meuchelmord, den er schon auf seinem Gewissen hat, sogleich noch einen zweiten folgen läßt?"

Der Herr Oberstleutnant: „Den haben dann nicht wir, sondern andere zu verhüten. Und mordet er doch noch einmal, — hieher nach Spangenberg bekommen wir ihn dann gewiß nicht mehr."

Diese Logik war schlagend; das mußte ich zugeben. Anstatt aber geduldig abzuwarten, bis wir den Meuchelmörder durch seine Begnadigung „los würden", beschloß ich, mir lieber gleich selbst zu helfen. Mein sehr einfacher Plan war rasch gefaßt und ich ging auch sogleich an die Ausführung.

Als mich Kunau und der kommandierende Unteroffizier der Festungswache nach kurzem Spaziergange auf einem Stückchen Festungswall nach meiner Zelle Nr. 5 zurückführten, sprach ich, noch ehe ich vor die verschlossene Türe Nr. 4 (v. B.'s Zelle) kam, ein paar laute Worte, sozusagen, um mich dem Herrn Meuchelmörder anzumelden. Der hatte mich auch sogleich gehört und stand, als ich just an seiner Türe vorbei mußte, im Innern seiner Zelle auf der Lauer. Aber in demselben Momente, in welchem er mit seiner liebenswürdigen Begrüßung begann, stemmte ich auch schon mit all meiner Kraft mein Knie so tief unten, als es mir möglich war, wider seine Türe, so daß da, wo diese die ein wenig ausgetretene Türschwelle berührte, ein geringes Klaffen der Türe entstand, das mir gerade genügte, durch den so entstandenen Spalt einen parat gehaltenen Silbergroschen in die Zelle zu schieben. Dabei rief ich dem Junker-Meuchelmörder nun auch m e i n e n Gruß zu, der ganz so wenig fein war wie der seinige. „Dieser Silbergroschen", rief ich, „ist für dich, du Hund! Kauf dir einen Strick dafür und erhänge dich; denn mehr bist du ja doch nicht wert."

Kein Trappist von Marianhill ist je so schweigsam gewesen, wie von diesem Augenblick an der Meuchelmörder Baron B. es gegen mich gewesen ist. Er war stumm wie das Grab.

Ob seine Grabesstummheit, wenn ich noch ein paar Monate oder Jährchen sein Nachbar geblieben wäre, nicht doch einmal wieder aufgehört hätte? Die Antwort auf diese Frage ist für mich ausgeblieben. Die in Kassel wohnenden sehr einflußreichen Verwandten meines Herrn Nachbars erwirkten nämlich für denselben sehr bald nach meinem Silbergroschen-

Digitized by Google

Geschenke die Transferierung in ein Kasseler Garnisonsspital. Dort mußte er schon nach ein paar Wochen in die Abteilung für Geisteskranke und zuletzt in ein damit verbundenes Beobachtungszimmer gebracht werden, das er nicht mehr verlassen hat; und ich, einst sein Zellennachbar, scheue mich nicht, hier das Geständnis abzulegen, daß ich, als ich dies sein Ende erfuhr, die Art und Weise, wie ich den Unglücklichen zum Schweigen gebracht, schmerzlichst bereut habe. War ich nicht noch weit ungezogener gegen ihn, als er gegen mich gewesen?

4. Bin ich ein Wasser-Esel?

Die gar so schlimme Zeit, in welcher es meine Herren Standrichter mir nicht erlaubten, meiner Schwester nur die drei Worte zu schreiben: „Schicke mir Strümpfe!", war glücklicherweise vorüber. Die gestrengen Herren Richter, die mich nach ungefähr sechsmonatlicher Untersuchungshaft „peinlich", wie die schöne Phrase lautet, nicht bloß zu noch 3½jähriger Festungshaft verurteilt, sondern mich, als bitterbösen politischen Verbrecher, auch für all meine Lebenszeit als ein rechts- und ehrloses Subjekt stigmatisiert hatten, konnten glücklicherweise nicht ahnen, daß ich mir längst, trotz aller Überzeugungs-Kunst und -Schärfe ihrer Schergen, die denkbar umfassendste Verbindung mit meiner Braut hergestellt hatte und auch den ausgiebigsten Gebrauch davon machte. Ich konnte meine Zelle Nr. 5 öffnen und wieder verschließen, obschon das an der Zellentüre befindliche riesige Schloß nach innen, d. i. im Innern meiner Zelle, nicht einmal ein ordentliches Schlüsselloch hatte, sondern nur ein kleines, rundes Löchelchen, in welchem sich die Spitze des Schlüssels, die über den Kamm desselben hinausragte, wenn von draußen auf- oder zugeschlossen wurde, umdrehte. Ich hatte das Kistchen, in welchem ich meiner Braut meine Leibwäsche zur etwa nötigen Ausbesserung oder zum Putzen zuschickte, mit einem nach meinen genauen Angaben herzustellenden doppelten Boden versehen lassen, der sich spielend leicht mit Hilfe eines zwei Zoll langen dünnen Drahtstiftes und in Ermanglung eines solchen mit einem ganz gewöhnlichen Zündhölzchen öffnen ließ. Das war aber nur für den möglich, der das mit besonderer Sorgfalt versteckte „Löchelchen" zu finden wußte, durch welches mit dem Streichhölzchen oder Drahtstift ein nur leiser Druck auf eine unsichtbare Feder vorzunehmen war, um den doppelten Boden öffnen und ihm seine verborgenen Schätze entnehmen zu können. Was konnte mir bei dieser spielend leichten Möglichkeit an der mir dann auch noch gewährten standrichterlichen Gnade gelegen sein, nun auch noch mit Wissen und unter Kontrolle des Festungskommandanten unverfängliche kleine „Geschäftsbriefe" an unverfängliche Personen schreiben zu dürfen? Ich wußte wohl auch von dieser mir unerbetenen Gnade Gebrauch zu machen, tat es aber doch eigentlich nur zum Schein. Nur zum Schein und obendrein auch nur ungern. Was ich erfahren oder zugeschickt erhalten wollte, erfuhr und bekam ich ja schon mittelst unserer geheimen Verbindung von meiner Braut. Und ich nicht allein. Solange sich in meinen Nachbarzellen mir befreundete oder auch nur bekannte Sträflinge befanden, die so wie ich nicht wirkliche, sondern nur sogenannte politische Verbrechen abzubüßen hatten, war meine Braut gern auch die Vermittlerin zwischen diesen und ihren Familien; und man wird es da begreiflich

Digitized by Google

finden, daß, wenn einer von diesen, dessen Fenster in den inneren Festungshof hinausging, den Spangenberger Postboten mit einem Kistchen unter dem Arm — wir nannten es unsere „Arche“ — über den Festungshof schreiten sah, um es im Arbeitszimmer des Festungskommandanten für mich abzugeben, — man wird es begreiflich finden, sage ich, daß dann immer ein lauter Jauchzer bis herein in meine Zelle Nr. 5 ertönte, ein Jauchzer, der mir jubelnd die Ankunft meines Kistchens, unseres allgemeinen Freudenbringers, verkündete.

Einmal wollte ich wieder unsere bei mir befindliche getreue Arche absegeln lassen zu meiner Braut und mußte darum leider auch ein sogenanntes Bestellbriefchen dazu schreiben, das durch die Hände des Festungskommandanten gehen mußte. Und da passierte es mir (— lieber Leser, Du darfst mich getrost auslachen, ohne fürchten zu müssen, daß ich Dir's übel nehme —), daß ich die folgende Dummheit niederschrieb:

„Herzliebster Schatz, heute laß ich wieder unsere liebe Arche zu Dir absegeln. Was sie Dir bringt und von Dir zurückhaben will, ist das immer sich Gleiche. Ich kann Dir nur zu Deiner Freude noch mitteilen, daß ich gesund und ganz so ausgelassen lustig bin wie die beiden treuesten Staatsdiener, die ich kenne, die beiden Wasseresel, — diese auf Staatskosten gefütterten, die tagtäglich den Wasserbedarf für alle Festungs-Insassen, also auch für mich, aus dem unsagbar tiefen Festungsbrunnen, immer vergnügt und unermüdlich fleißig, mitunter sogar ihr lustiges I-a singend, heraufschaffen; wer ist es denn, der mich von dem Verschmachten bewahrt, wenn nicht sie es sind? Gibt es da noch einen anderen Staatsbeamten, welchem ich so zu dankbarer Liebe und hochachtungsvoller Verehrung verpflichtet bin wie gerade diesen Staatsbeamten, den Wassereseln?“

„Und darum“, so fiel mir der Herr Oberstleutnant-Festungskommandant ins Wort, „soll ich mich von Ihnen einen Wasseresel schimpfen lassen?“

Ich darauf: „Wer soll das gesagt haben? Ich?“

Er, der Herr Festungskommandant: „Da in Ihrem Briefe steht's ja, geschrieben mit Ihrer eignen Hand!“

Ich: „Das ist nicht wahr! Nein, nein! Tausendmal nein!“

Er, der Herr Festungskommandant, in sprühendem Zorn mir in jedes Wort einfallend: „Eine Feder her, eine Feder!“

Ich: „Da haben Sie eine!“

Er, sich förmlich überschreiend: „Eine Feder mit Tinte!“

Ich: „Da haben Sie auch Tinte!“

Der immer grimmiger gewordene, sonst so liebe, so gute alte Herr stieß die Feder paarmal tiefer in mein Tintenfaß, als er hätte dürfen, und rief dann mit immer noch lauterer Stimme: „Ein Löschblatt her!“

Und das Löschblatt, das ich ihm reichte, war von besänftigender Wirkung. Er trocknete den allzu dick und voll gewordenen Strich, den er durch meinen unglücklichen Begleitbrief gemacht hatte, sehr behutsam und stapfte nun mit meinem Briefchen wieder fort und — man höre! — mein dick durchstrichenes Briefchen ließ er dann abgehen an meine Braut!

Könnte ich doch heute, mehr als 40 Jahre später, meinem lieben Alten, der lange schon in kühler Erde schlummert, die Hand dafür küssen!

Digitized by Google

Das Oratorium „Des Heilands Kindheit“ von Berlioz.

Eine musikalisch-ästhetische Betrachtung.

Von **A. M. Pirchan.**

In den gesammelten Schriften von Hector Berlioz befinden sich zwar keine näheren Aufzeichnungen über die Entstehung und den Werdegang des Oratoriums „Des Heilands Kindheit“, doch kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß dieses geistliche Werk aus derselben Kunstanschauung hervorgegangen ist, die ihn bei Betrachtung des Gemäldes „Das jüngste Gericht“ von Michelangelo leitete. Er sah darin das Schauspiel höllischer Qualen und keineswegs die letzte Versammlung der Menschheit, ein Kunstwerk von konventioneller Schönheit. Es lag wohl in den reformatorischen Kunstbestrebungen Berlioz', die Kindheitsgeschichte Christi mit neuem Glanz und Duft zu erfüllen und die Kunstform des Oratoriums zu einer Art Neuschöpfung zu gestalten. Gleich einem Erntefeste in der Kunst wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die goldenen Ähren, die der Mittsommer der Tonkunst, die Romantik, gereift hat, aufgelesen; zu ungeahnter Höhe blühte die neue Saat empor. In einem so bewegten Kunstzeitalter hat Berlioz das moderne Orchester geschaffen. An dem zweiten Teile des Oratoriums hat der Komponist seine jugendliche Schöpferkraft geübt. Zu dem Frühwerke „Die Flucht der heiligen Familie nach Egypten“ hat Berlioz, als sein phantastischer Genius stärker zur Programmusik hinneigte, die beiden anderen Teile des Oratoriums komponiert; im Jahre 1854 war das Oratorium vollendet. Die Form dieser Komposition ist ein Mittelding zwischen Märchendrama und symphonischer Dichtung. Auf das erste deutet die in märchenhafte Poesie getauchte Stimmung des Oratoriums, die Spur der symphonischen Dichtung weist die Komposition im technischen Aufbau und der Behandlung des Stoffes auf. Im wesentlichen gleichen die Orchesterstücke des oratorischen Werkes Bildern zu einem zyklischen Tongemälde. Die historischen Bestandteile des Oratoriums, Volkschor und Choral, sind ausgeschieden; dagegen ist die tönende Rede, das Rezitativ, um eine Nuance vertieft, indem ihr Berlioz eine romantische Färbung verliehen hat. Der Schwerpunkt des Oratoriums ist in die Orchestermusik verlegt, ihr ist die Schilderung seelischer Zustände und Tonmalerei übertragen. Diese originelle Instrumentation offenbart sich am schönsten in den idyllisch-ländlichen Szenen,

Digitized by Google

wo die poetische Intention in fast plastischer Deutlichkeit hervortritt. Größere Solopartien enthält das Oratorium nicht, die auftretenden Solosänger sind bloß Episodenfiguren. Das Oratorium „Des Heilands Kindheit" ist eine geistliche Trilogie, umfaßt also in den äußeren Umrissen drei Hauptabschnitte: der erste stellt den Traum des Herodes dar, der zweite die Flucht nach Egypten und der dritte die Ankunft der heiligen Familie in Saïs. Das Orchester besteht aus dem üblichen Streichquartett und Blasinstrumenten, zu denen stellenweise das englische Horn und die Trompete hinzukommen. Mit einem Prolog führt der Erzähler in die Handlung ein. Das Orchester intoniert einen volltönenden Akkord im mf. Die Welt lag im Frieden, da dämmerte wie ein himmlisches Licht ein versöhnendes Element auf. Die Prophezeiungen des Alten Testaments sind eingetroffen, das Heil der Welt wurde gesandt, die Menschheit zu erlösen. Es geschahen Wunder und Zeichen bei der Ankunft des Menschensohnes, die auf seine Göttlichkeit hindeuteten. In banger Furcht erbebten die irdischen Herrscher, aber die Mühseligen und Knechte auf Erden erfüllte die frohe Botschaft von der wundersamen Mär mit starkem Hoffen, sie ahnten die göttliche Mission des Christuskindes. Die Stimme der Menschlichkeit erhebt eine Klage über das Verbrechen, das Judas König, von wilden Träumen geängstet, ersonnen hat. Wieder nimmt die Erzählung einen beschaulichen Charakter an, indem auf die Engelserscheinung und die Flucht nach Egypten hingewiesen wird. Das Einleitungsrezitativ wird von den Harmonien der Holzinstrumente und dürftig begleitenden Bässen umspielt. Die erste Szene malt die nächtliche Einsamkeit der Straßen von Jerusalem. Ein grotesker Marsch (CDur) bereitet auf die Begegnung der sich auf der Runde ablösenden Wache der römischen Soldaten vor. Von wirkungsvoller Realistik ist der Mittelsatz dieses Musikstückes, als der Gedanke an den gespensterfürchtenden König auftaucht, da die Stimme unbegleitet deklamiert. Das verklingende Marschthema bildet den Übergang zu der Szene im Palast des Herodes. In dem kurzen Vorspiel malt eine unruhigbewegte Sechzehntelmelodie das finstere Bild des Vierfürsten. Der Gesang des Herodes für eine Baßstimme im herben BDur weist typisch-deutschen Charakter auf und bietet dramatisches Interesse. Aus dem Rezitativ geht ein breites Arioso hervor. Die Melodie wird von Pausen unterbrochen, womit der ohnmächtige Zorn des Herodes trefflich illustriert ist. Judas König sieht seinen Thron wanken, seit ihm im Traume das Bild des Messias vorschwebt. Im Orchester fällt vor allem ein Motiv auf, das, von Trompeten markiert und von Streichinstrumenten aufgenommen, gleichsam ein Symbol des Affekts ist und jedesmal wie das Dunkel der Nacht jäh aufschauert, wenn Herodes in der Traumphantasie den künftigen Heiland erschaut. Die Verzweiflung des Vierfürsten steigert sich in der nun folgenden Beschwörungsszenen zu elementarer Gewalt. Die Wahrsager verkünden den Götterausspruch: „Jugendschöne nicht noch Alterszähre soll das Mörderrecht dem König wehren". Der Dämon Vernichtung umschwebt das Christuskind; die Blutaufe wird beschlossen. Die magischen Klänge der Zauberformel in Quintintervallen vermengen sich charakteristisch mit dem pathetischen Gesange des Herodes. Fast wird die Gesangsmelodie von den pompösen Orchesterstimmen verdunkelt. Diese Episode ist in ihrer Anlage von theatralischer Weltlichkeit.

Digitized by Google

Durch das tendenziöse Bestreben des Komponisten nach Dramatik büßt das Oratorium in diesem Abschnitte sowie auch im letzten Teile die kirchenmusikalische Bedeutung ein. Die Dramatik dieses Abschnittes hat ein überlegenes Gegengewicht in der Lyrik der nächsten Szenen. Um einen idealen Zusammenhang der Handlung herbeizuführen, hätte dem kontemplativen Stimmungsgehalt der Szene an der Krippe zu Bethlehem ein Vokalsatz vorangehen müssen. Wie ergreifend wäre an dieser Stelle ein Choral oder Chor als Träger der anmutigen Gedanken, die beim Anblick des himmlischen Kindes erwachen. Berlioz leitet nach einer Generalpause von sieben Takten vor die Urstätte, wo der Heiland zur Welt kam. In diesem Abschnitte entfaltet sich ein Reichtum von musikalischen Schönheiten. Eine Welt von Liebe und paradiesischer Wonne strömt dieses Tonbild in A-Dur aus. Das holde Wunder der Menschwerdung Jesu ist hier in Tönen geschildert, in denen Berlioz gleichsam eine „himmlische Note" geprägt hat. Die pastoralen Töne schweben von den Holzblasinstrumenten und dem englischen Horn in die hellsten Regionen der Geigen und verweben sich mit der Singstimme zu jubelnden Harmonien. In den süßen Frieden, der sich auf die heilige Familie senkt, ertönt, von imposanten Orgelharmonien gestützt, ein Chor der Engel aus seligen Höhen. Ein Ereignis, das allegorische Züge aufweist und von harmonischer Ruhe beherrscht wird, bildet die Ermahnung dieser Himmelsboten zur Flucht nach Egypten. Maria ist von dem Machtgebot des ewigen Gottes zu sehr befangen, das Entsetzen vor dem nahen Todesstreich schauert nur in den rührenden Klagelauten „O Gott, mein Sohn!" nach. Hierauf stimmen die Engel, Maria und Josef einen Lobgesang auf die Allmacht Gottes im Chorsatze an. Glaubensfreudige Inbrunst und inniges Dankgefühl ist in diesem achtstimmigen Vokalsatz ausgesprochen. Mit dem pianissimo gehauchten Hosianna erlischt diese visionäre Tonphantasie und findet der erste Teil der Trilogie einen verklärten Abschluß. Die idyllische Stimmung ist auch im zweiten Hauptteile mit verfeinerten Kunstmitteln festgehalten. Ein Orchestervorspiel von charakteristisch-lyrischer Natur eröffnet die Szene. Das Tonstück ist von präziser Klarheit der Diktion; ein Klangreiz von intensiver Empfindung ist in die gesangvolle Melodik gezaubert. Der Komponist streift in der Anordnung der Instrumentaleinleitung und der folgenden Musikstücke des zweiten Teiles das Formgebiet der Suite. Der Orchestersatz, der die Versammlung der Hirten vor der Krippe zeichnet, ist beendet. In dem folgenden Pastorale schillern die naiv-spielerischen Klänge der Oboe und Klarinette, die in den Streichinstrumenten nachwirken, in den sanftesten Farbentönen des Orchesters und ranken gleich Ornamenten und Arabesken um das lose Gefüge des Gesangsquartettsatzes der Hirten beim Abschied der heiligen Familie. Die Segenssprüche der Hirten sind in anmutigen Linien der Melodie gefaßt. Mit bildnerischer Phantasie hat Berlioz den Abschnitt „Die Ruhe der heiligen Familie" geschaffen. Zu dem warmen Gemütstone kommt hier noch die liebliche Landschaftsstimmung, eine wahre Naturbeseelung. In dem langsamen Satze ergeht sich Berlioz in zarter Genremalerei. Der Wechselgesang Marias und Josefs wird von den Instrumenten in konzertierender Weise abgelöst. Großen Reiz hat der Komponist dem dichterischen Vorwurf in der nächsten Szene, dem Irren und Suchen in der Wüste, abgewonnen. Der Vorgang

Digitized by Google

wird in den Zwischenspielen anschaulich geschildert bis zur Poesie des Blumenwunders. Da ist alles glühend und fein abgetönt in süßestem Tonschmelz. Die Wüste verwandelt sich unter der göttlichen Berührung in einen grünen Plan. Die sinnigen Klänge machen den lebensvollsten Eindruck, als ob das Erblühen der Blumen auf die himmlische Zartheit und Schöne des Christuskindes hinweisen möchte. Zum Schlusse wird die Begebenheit durch den erzählenden Tenor in umschreibender Art berichtet. Wie aus der Ferne ertönt eine Verzückungsmelodie, milde Klänge verdichten sich zu einem Schlummerliede, welches das Jesukind in Schlaf wiegt. Die beiden Stimmen Marias und Josefs, die wehmütig über die Trübsal, das endlose Hinschreiten durch die Wüste, klagten, verstummen. Die Gruppierung der Orchesterstimmen und des Gesanges ist hier von künstlerischer Einfachheit, die Flöte oder Geige singt mit der Stimme im unisono. Alles ist auf einen mattgoldigen Grundakkord abgestimmt; so findet dieses musikalische Bild eine friedliche Abklärung. — Der Anfang des dritten Teiles der Trilogie ist ein musikalisches Problem. Daß Berlioz' Kunst in dieser Szene nicht auf vollkommener Höhe steht, haben bedeutende Kritiker erkannt. Es mag sein, daß in diesem Teile besonders empfindbar wird, daß sich Berlioz nicht an das reine Bibelwort, von dem eine eherne Kraft ausgeht, gehalten hat. Der Text zu dem Oratorium ist eine Ideendichtung. Die Individualisierungskunst hat sich hier nicht über das Maß der Mittelmäßigkeit erhoben. Scheinbar haben Berlioz die mystisch-ekstatischen Momente des Stoffes zur musikalischen Einkleidung am meisten angeregt und ist die Darstellungsweise der rein menschlichen Gefühle, die hier zur Erscheinung kommen, verfehlt. Die Wanderung der heiligen Familie wird durch den Erzähler in Art eines Monologs geschildert. Der Rezitant setzt ruhig ein, verfällt bald in den Ton des Mitleids, bald in den Ton der Bewunderung. Die Musik führt über einfache Modulationen zu breiteren Rhythmen und gelangt so im engen Rahmen zu bescheidener Tonwirkung. Nach dieser objektiven Betrachtung folgt die bildliche Vorstellung der Ankunft der heiligen Familie in Saïs. Diese Nummer wollte Berlioz offenbar zu einem dramatisch-psychologischen Musikstück gestalten. Die Motive und Themen werden breit ausgesponnen, bei den kleinsten musikalischen Einzelheiten verweilt der Komponist liebevoll. Es ist ein Keimen, das nicht zu voller Blüte anwächst. Der zweistimmige figurale Wechselgesang Marias und Josefs ist dem Orchesterbild mosaikartig eingefügt. Berlioz hat alles Augenmerk und alle Sorgfalt auf diese Episode verwendet, um das Flehen und Klagen zu versinnbildlichen. Die melancholisch gestimmte Musik wird aber durch die vorkommenden Zwischen- und Nachspiele aufgehalten und kommt nur in minutiösen Akzenten und dem ohnmächtigen Gestikulieren der Orchesterstimmen zum Ausdruck. Für diese Szene ist zu viel Äußerlichkeit, Formalismus verwendet. Zweimal wird der heiligen Familie eine Abweisung durch die Römer zuteil. Endlich beleben sich die dumpfen Klänge, die totmüden Pilger sind bei den Ismaëliten freundlich willkommen. Wie ein Trostgesang ertönt der vierstimmige Chor der Egypter. Der umfangreiche Schlußchor hat einen hoffnungsfrohen Charakter. Er malt gleichsam die anmutige Szene im Hause der Ismaëliten. Die Heiden erflehen alle Gunst des

Digitized by Google

Himmels und ein gütiges Geschick für Jesus, dessen holder Name ihr höchstes Entzücken hervorruft. In diesem Teile ist heidnisches und christliches, kosmisches und religiöses Wesen vereint. Das schwärmerische Künstlernaturell Berlioz' hat noch einmal poetischen Schwung in die Handlung gebracht und mit innerstem Schönheitsgefühl geformt. Diese Komposition trägt das Merkmal eines fast ängstlichen Fernhaltens vom Epigonentum und der strengen Form. Mit einfachen Harmonien, beschränkt polyphonem Gesange hat der Komponist das Chorbild lieblich erweitet und es gleichsam überglänzt mit leuchtendem Inkarnat des Orchesters. In die freudige Erregung der Aufnahme der heiligen Familie klingt mit aller Einfalt und heiterer Grazie das Flötenspiel der jungen Ismaeliten, ein Trio für zwei Flöten und eine Harfe. Die Musik ist hier als Himmelsgeschenk empfunden, das selbst den heidnischen Sinn ergötzt. Der Bericht des Erzählers bildet das versöhnende Ende der Trilogie. — Es geht ein beseligender Idealismus durch dieses Oratorium, eine ungestillte Sehnsucht nach dem Religiösen und die seraphische Unversehrtheit des göttlichen Geheimnisses, wie es Berlioz gefühlt hat. Die Dichtung atmet christliche Demut und ist gleichsam eine Vorausahnung des Sieges Christi, des Lichtes, die Heiden zu erleuchten, ein Fragment zu der welthistorischen Geschichte Jesu Christi, des leidenden und sterbenden Gottes. Berlioz ist in dieser Komposition dem Geiste Gottes mit der Seele nahegekommen. „Des Heilands Kindheit“ ist eine wundersame Blüte der oratorischen Kunst, eine Traumschöpfung der Romantik, als welche es in allen Zeiten anmuten wird.

Digitized by Google

Es war einmal . . .

Von F. X. Schrönghamer.

Wenn abends der Regen so heimlich rinnt
Aufs schauernde Schindeldach,
Dann werde ich wieder ein träumerisch' Kind
Und versunkene Bilder werden mir wach.
Und meine Träume gehen weit
Zurück in die selige Märchenzeit:

Ich sitze wieder beim Kienspanlicht
Am behaglichen Herd und Mütterchen spricht,
Das Haar mir streifend,: „Es war einmal . . ."
Nun kommen die seligen Märchen all!
Die Stube düstert, der Span verglüht,
Durch meine lauschende Seele zieht
Das Nachtgejaid und St. Nikolaus. —

„Drei Fräulein schauen zum Fenster aus . . .",
„Und sind sie nicht tot, so leben sie noch — . . ."
— Ich lächle still in mich hinein;
Das müßten saubere Fräulein sein:
Es war einmal — und sie leben noch!
Nein, Mütterchen, nein, das weiß ich doch!
Das glaube ich nun und nimmermehr . . .
Indes hob an die traurige Mär
Vom armen, verlassenen Königskind,
Das klagt seine Not in Nacht und Wind.
Schon werden die Augen mir tränenfeucht.
Da kommt das Christkind mit Kerzengeleucht . . .
„Nun mußt Du brav und folgsam sein,
Dann darfst Du in seinen Himmel ein . . ."
Ich horche still und atme kaum.
Da wandeln die Märchen sich schon zum Traum . . .
Halb schlafend, halb wachend geh' ich zur Ruh'
In die dunkle Kammer, — fast fürcht' ich mich,
Denn draußen braust es so schauerlich,
Als stürmte vorüber die wilde Jagd.
Horch, — wie der Birnbaum stöhnt und klagt . . .
Ich falte die Hände zum Nachtgebet
Und hülle mich tief in die Decken ein.
Nun treten ans Lager, — seht, o seht! —
Vier lichte, liebliche Engel fein,
Zwei zu Häupten und zwei zu Füßen,
— Die Himmelsmutter läßt mich grüßen — —,
Noch einmal leuchtet zur Kammer herein
Lieb Mütterchen im Kienspanschein,
Und als sie die Englein sieht um mich,
Wie wundert sie sich! —

Wenn abends der Regen so heimlich rinnt,
Dann werde ich wieder ein seliges Kind
Und sende meine Träume hinaus
Ins Walddorf zum stillen Heimathaus.
Und kommen sie dann wieder her:
„Was bringt ihr mir für liebe Mär?"
Da heben sie auf den feuchten Blick,
Das ist der Schein vom toten Glück,
Und Tränen rollen über die Wangen —
Sind ja durch Regen und Sturm gegangen
Mit mir seit manchem Tag und Jahr,
Da die Sorge mir griff ins junge Haar.
Und einsam muß ich zu Bette geh'n,
Kein Engel mag mehr um mich steh'n;
Nur der Regen rauscht durchs Abendtal —
Du armes Herz, es war einmal! . . .

Digitized by Google

Umschau.

Ehrung Eduard Hlatkys. Die theologische Fakultät der Universität Würzburg, welcher satzungsgemäß die Verleihung eines Preises für die beste religiöse Dichtung zusteht, hat heuer mit Stimmeneinhelligkeit diesen Preis dem dramatischen Gedicht „Weltenmorgen" von Eduard Hlatky zuerkannt. Jedes fünfte Jahr erfolgt die Verleihung des Preises; das letztemal ward er dem Epos von Helle „Messias" zugesprochen. — Daß die Wahl der Fakultät diesmal auf Hlatky gefallen ist, hat wohl niemanden überraschen können, der seinen tiefgründigen herrlichen „Weltenmorgen" kennt. Mit dantesken Worten erzählt der Dichter die Entstehungsgeschichte seines Werkes: der Zuspruch eines ungarischen Priesters war die erste Veranlassung dazu. Hlatky, damals schon an der Schwelle des Greisenalters, von Beruf Techniker (Oberingenieur bei Eisenbahnbauten) und erst unlängst wieder zum praktischen Katholizismus zurückgekehrt, zögert, der Aufforderung Folge zu leisten:

„Ich, ungeübt, alt, ohn' Gelehrsamkeit?"
Drauf er: „In Schwachen stark ist Gottes Hand.
Still emsig bau'n im Meere die Korallen
Bis hoch, trotz Wogendrang, die Insel blaut:
Ans Werk auch du, — doch wie ein Mensch: mit Beten!"
So ward ich, ihm gehorsam, zum Poeten.

Das großartige Werk, das der Dichter ein „Dramatisches Gedicht in drei Handlungen" betitelt hat, erschien im Jahre 1896 bei Herder in erster, im Jahre 1903 in zweiter und dritter umgearbeiteter Auflage. In katholischen Kreisen noch wenig verbreitet, von der katholischen Kritik noch bei weitem nicht nach Gebühr gewürdigt, hat es inzwischen mehrfach auf protestantischer Seite bewundernde Anerkennung gefunden. Die „Blätter f. liter. Unterhaltung" urteilen darüber: „Hlatky hat mit dieser Arbeit eine große dichterische Schöpfung vollendet; sie ist bedeutend durch die Idee, den Entwurf und die Durchführung. Nur eine starke Dichterkraft konnte sich an diesen Vorwurf wagen, an eine Darstellung der Schöpfungsgeschichte. Es ist bewundernswert, wie der Dichter seine Aufgabe gelöst hat" . . Und „Von Haus zu Haus" (Leipzig) schreibt, das sei „Poesie im großen Stile und eine wirklich phänomenale Erscheinung, die dem Leser hier in diesem Drama geboten wird." Der große, den Dichter und sein Werk bis ins Kleinste würdigende Essay, den der evangelische Pastor Dr. Johannes Jaeger in der altangesehenen protestantischen Monatsschrift „Der Beweis des Glaubens" (September- u. Oktoberheft 1900, 32 Seiten) veröffentlichte, ist in der „Kultur" (II. Jahrg., Heft 1, S. 75 ff.) auszugsweise wiedergegeben.

Wenn sonst nicht selten das Urteil von Preisrichterkollegien angezweifelt werden kann: in unserem Falle, wo die berühmte theologische Fakultät von Würz-

Digitized by Google

burg über eine religiöse Dichtung urteilt und sich einstimmig für das Werk eines Österreichers entscheidet und in dieser Entscheidung vollends zusammentrifft mit den Urteilen der privaten Kritik, darf der Ehrung Hlatkys eine große Bedeutung zugemessen werden, die sich, wie wir hoffen, zunächst in einer größeren Verbreitung des preisgekrönten Werkes, dann aber auch darin offenbaren wird, daß man dem bislang kaum beachteten greisen Dichter endlich auch in Österreich die verdiente Beachtung schenken wird.

Klosterneuburg. Domanig.

* * *

Das neue Südafrika. Nachdem England unter dem Aufwande von ungeheueren Machtmitteln und Geldopfern den Widerstand des tapferen Burenvolkes gebrochen hatte, vernahm man nur noch rasch dahinschwindende Nachklänge jener Begeisterung, die zur Zeit des südafrikanischen Krieges die ganze außerenglische Welt durchbrausten. Bald verstummten auch diese und die Aufmerksamkeit und das Mitgefühl aller Kulturnationen wendete sich dem neuen blutigen Ringen um die Macht im fernen Osten zu. Die Neugestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des durch den Enderfolg des Feldzuges erweiterten Besitzes Englands in Südafrika ging, von den unmittelbar daran nicht beteiligten Kreisen wenig beachtet, vor sich. Da darf eine Arbeit, welche die Frucht eingehender Studien und einer viermonatlichen Informationsreise in den heute unter englischer kolonialer Herrschaft stehenden Städten und Territorien Südafrikas ist und welche die Verhältnisse schildert, wie sie sich seit der Niederwerfung der Buren bis in die jüngsten Tage herausgebildet haben, Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit erheben.*)

Sie bringt eine Fülle von interessanten Beobachtungen, die vielleicht den mit den tatsächlichen Verhältnissen im englischen Kaplande und in den ehemaligen Freistaaten wohl Vertrauten zu schärferer Kritik und allenfalls zur Opposition herausfordern mögen, die aber auch reichliche Anregung bieten. Wenn wir das in diesem Buche Gebotene hinsichtlich der Richtung, in der daraus Belehrung zu schöpfen ist, charakterisieren wollen, so müssen wir vorausschicken, daß in demselben ein Deutscher für Deutsche schreibt, der einen guten Teil der während des Krieges für die Buren laut gewordenen Sympathien sich gewahrt hat und in dem im Lande nun Geschauten die Begründung dafür sucht und findet.

Damit ist der Standpunkt gekennzeichnet, von dem er zumeist die Maßnahmen der englischen Verwaltung und deren Erfolge und Mißerfolge beurteilt. Es ist ferner ganz selbstverständlich, daß auch bei der im allgemeinen taktvollen Art der englischen Gesellschaft dem deutschen Schriftsteller, der gekommen ist, um die Verhältnisse in den politischen wie geschäftlichen Kreisen mit dem Stifte in der Hand zu studieren, doch eine gewisse Reserviertheit entgegengebracht wird, die auf den Berichterstatter nicht einnehmend wirken kann. So ist wohl am natürlichsten die antienglische Gesinnung zu erklären, die bei der sonst sichtlich angestrebten Objektivität ziemlich oft sichtbar wird.

Samassa zeigt zuerst die Stellung der Buren, die diese heute im Rahmen der Machtsphäre Englands sowie gegenüber den anderen Afrikanern einnehmen. Treffend

*) Paul Samassa, Das neue Südafrika. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1906. 416 Seiten, M. 5·50.

Digitized by Google

weiß er die starren Charaktereigenschaften derselben, wie sie bei der Beteiligung am politischen und wirtschaftlichen Leben des Landes sich zeigen, zu schildern. Er erzählt, wie selbst unter den jetzigen gedrückten Verhältnissen der Besiegten in dem im Kerne gesunden Volkstume alle Keime zur Kräftigung und Erstarkung zu finden sind, wie die Bemühungen der Engländer, die Buren im Wege der Schule zu entnationalisieren, fruchtlos bleiben werden. Dabei stellt er uns durchaus kein Idealbild derselben dar, wie es so gerne besonders in jenen Zeiten entworfen wurde, in denen die hochzivilisierte Mitwelt an dem Beispiele dieser Männer erkennen konnte, zu welchen Heldentaten starker Glaubensmut und treue Vaterlandsliebe befähigen. Ja, an mehr als einer Stelle wird auch an die Verräter erinnert, die gegen das Ende der kriegerischen Ereignisse gegen Geld für die Engländer als national scouts im Felde Dienste taten, und an die Uphanders, mit denen jene Wackeren, welche bis zuletzt mannhaften Widerstand leisteten, heut noch keine Gemeinschaft haben wollen.

Samassa rückt weiters auch die Eigenschaft der Klugheit, die sich oft zur Schlauheit auswächst, die Verschlossenheit, welche die Pläne im stillen heranreifen läßt und zu jener Tätigkeit führt, die man mit dem Starrsinn vergleichen kann, häufig in den Vordergrund. Daß die englische Verwaltung unter Lord Milner keinen leichten Stand hatte, nachdem die Roberts und Kitchener dem zähen Widerstande der Bauernhelden gegenüber zu jenen grausamen Mittel Zuflucht genommen hatten, deren Anwendung bei der kolonialen britischen Kriegführung bedauerlicherweise immer wieder zu tadeln bleibt, ist zu begreifen. Es ist die weiteste verbreitete Ansicht, daß das Regiment Milners ein verhaßtes gewesen sei, und Samassa führt nun aus, auf welchen Gebieten die Mißerfolge des Zivilgouverneurs ihm am augenfälligsten entgegentraten. Besonders schlecht kommt hierbei der Premierminister Jameson, der ehemalige Raid Held weg, den der Autor zwar sehr bissig, aber nicht unbegründet den Sancho Pansa von Cecil Rhodes nennt. Dessen Ernennung zum leitenden Minister sei in den Freistaaten wie ein Schimpf empfunden worden. Lord Milner wird zum Vorwurfe gemacht, daß er, abgesehen von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Deutschen, zu viel von einem deutschen Bureaukraten an sich habe und alles selbst machen wolle. Den Charakter der Buren verstünde er wie mancher seiner Vorgänger nicht zu würdigen, schätze die Entwicklungsmöglichkeiten der südafrikanischen Kolonien nicht richtig ein und behindere vor allem die ruhige Entwicklung, die, wenn sie nicht immer, jetzt wie früher, durch widerrechtliche Handlungen gestört worden wäre, im Laufe der Jahrzehnte zur Verengländerung hätte führen müssen. Diesen Verhältnissen sei es auch zuzuschreiben, daß der Grundsatz der Selbstverwaltung, an dem sonst England bei seinen Kolonien festhält, in jenen Südafrikas nicht aufrecht erhalten werden konnte.

Von den Kriegskosten im Betrage von 250 Millionen Pfund Sterling blieben so erhebliche Beträge in der Kapkolonie selbst zurück, daß schon während des Krieges und kurz nach demselben ein Spekulationstaumel entstand, dem naturgemäß die Ernüchterung bald folgen mußte. Die hochgesteigerten Hoffnungen auf einen bedeutenden Aufschwung nach dem Frieden wurden sehr enttäuscht. Vor allem nämlich sind die Farmer, welche, im weiten Lande zerstreut, zu den besten Abnehmern zählen, durch den Krieg verarmt. Der Goldstrom, wie beständig und mächtig er auch fließen mag, sowie die ertragreiche Diamantenausbeute können allein schon darum nicht befruchtend genug wirken, weil der größte Nutzen aus diesen Produktionen

Digitized by Google

in das die Aktien zumeist besitzende Ausland geht. Cecil Rhodes selbst hat die kapitalistischen Interessen vereint mit den imperialistischen gefördert und die Mächtigkeit der von ihm geschaffenen Unternehmungen, vor allem der Debeers Company, begründet. Der Einfluß dieser großen Kapitalsmacht hat sich jedoch durchaus nicht, wie es wünschenswert gewesen wäre, zum allgemeinen Besten geltend gemacht. Sie blieb vielmehr ein wichtiger Faktor bei der Durchführung der Politik des englischen Kabinetts. Dabei ist die Entwicklung der kolonialen Industrie den Chamberlainschen Zollunionsplänen durchaus nicht sympathisch; die Entwicklung der Landwirtschaft stärkt die Buren, welche niedergehalten werden sollen. Es ist daher begreiflich, daß der Wunsch der Kolonialen immer lauter wird, nicht von Downingstreet aus regiert zu werden. Dazu kommt, daß die Ansiedlungsversuche der Engländer sowie deren Eisenbahnpolitik als verfehlt bezeichnet werden, ein Urteil, das der Verfasser auch hinsichtlich anderer Einzelgebiete der Verwaltung mehr oder weniger modifiziert auszusprechen sich veranlaßt sieht. So tadelt derselbe vornehmlich die hohen Bezüge der Gouverneure sowie das durch diese angeblich geförderte Protektionsunwesen bei Besetzung einflußreicher Stellen durch junge, unerfahrene englische Regierungsbeamten Der Volkswitz hat hierfür das Wort von „Lord Milners Kindergarten" erfunden. Ein weiterer, besonders scharfer Tadel richtet sich gegen die Tätigkeit der Repatriationskommissionen, die eine so unglückliche gewesen sein soll, daß der durch sie hervorgerufene laute Unwille zur späteren teilweisen Abhilfe der dadurch geschaffenen schreiendsten Übelstände gedrängt hat.

Langsam hob sich nach dem Kriege der Großbetrieb der Goldförderung in den Randminen von dem Tiefstande während desselben. Die Verringerung der Gestehungskosten durch Anwendung immer besserer maschineller Einrichtung und Verwendung der billigeren indischen und insonders chinesischer Arbeitskräfte sowie die Erhaltung möglichster Stetigkeit in der Produktion bilden die meistangestrebten Ziele der Randmagnaten. Daß diese, sowie jene Gruppe an der Londoner Börse, die den sogenannten „Kafferzirkus" bildet, von ausschlaggebendem Einflusse auf die weitere Gestaltung dieser den Preis des Goldes auf dem Weltmarkte bestimmenden Produktion sind, erscheint naheliegend. Dabei ist die internationale Hochfinanz unvergleichlich mehr an den Goldminen als an den Diamantengruben interessiert und erscheint auch als Hauptgewinner, während das im großen und ganzen doch nur wenig unterrichtete übrige Publikum, das in diesen Aktien zu spekulieren wagt, zur Rolle der in Herden gescharten Opferlämmer verurteilt bleibt. Mit Recht nennt daher Samassa die Börsen von London und Paris die großen europäischen Goldminen der Randmagnaten, die sie gemeinsam — ohne jede sonst in der Konkurrenz des geschäftlichen Lebens vorkommende Differenz — abbauen. Daß bei der Finanzierung der Minenunternehmungen und der Veräußerung der »claims« die größeren Gewinste eingeheimst werden, sowie über die Art, wie diese Geschäfte zur Durchführung und zum Abschlusse gelangen, hiefür finden wir in dem Buche lehrreiche und mitunter auch warnende Beispiele. Nicht minder abfällig werden die unter Lord Milner erlassenen Gesetze über den Betrieb der Gold- und Diamantengruben sowie die damit im Zusammenhang stehende Eisenbahnpolitik beurteilt. Hierbei wird die Verbindung der an der Hebung der Minenbetriebe interessierten Regierung mit der Hochfinanz der Randmagnaten als eine solche auf Kündigung bezeichnet, bei welcher seitens der Unternehmer die national-imperialistischen Gesinnungen nicht stark ins Gewicht fallen dürften.

Digitized by Google

Für die Buren selbst hat der Kampf um die Freiheit, der so viel Blut der Besten kostete, das Ziel nicht nur ganz verfehlt, sondern es blieb ihnen auch die Bitternis nicht erspart, erkennen zu müssen, daß sich unter den eigenen Volksgenossen eine Anzahl von Verrätern fand, welche nicht unwesentlich zur Vereitlung des Erfolges beitrugen. Samassa führt an, daß zur Zeit des Friedensschlusses, als noch 14000 Buren gegen die Engländer fochten, 8000 mit englischem Gelde gekaufte weitere burische Männer diesen als »national scouts« dienten. Dazu kommt noch, daß die Zahl der »hands uppers«, das ist jener Kämpfer, die der Aufforderung des Oberkommandanten Lord Roberts, sich zu ergeben, Folge geleistet hatten, nicht klein war. Hatte somit der Krieg mit seinen schweren Opfern das nationale Bewußtsein beiden Besten erhöht und gleichzeitig die minder tüchtigen Elemente ausgeschieden, so kann die durch diese Scheidung hineingetragene Unruhe doch erst nach Jahrzehnten friedlicher Entwicklung verschwinden. Das Hauptelement für eine Renaissance, die nach dem Kriege im engeren Zusammenschlusse und im weiteren sozialen und wirtschaftlichen Leben der burischen Afrikaner vor sich geht, ist vornehmlich in der großen kolonisatorischen und staatenbildenden Fähigkeit dieses Volkes zu sehen. Allerdings bleibt es fraglich, ob es seine nationale Eigenart gegenüber dem kulturell doch so hoch überlegenen Volke der Engländer zu behaupten imstande sein wird. Die Hand des Schicksales lastete eben gar schwer auf den Besiegten. So wirkt die Erinnerung an die Härten und Grausamkeiten der englischen Kriegführung gleich einem Stachel, dessen Wirkung noch geschärft wird durch die Übervorteilungen, welche sich die Besiegten von gewissenlosen Regierungsorganen und Unternehmern aller Art gefallen lassen mußten. Wie hart aber der Druck auch ist, der heute auf den Buren lastet, die innere Organisationsarbeit und die Förderung der nationalen Bestrebungen schreitet dennoch vorwärts. Nach der Beendigung des Krieges und der Wiederaufnahme der ruhigen Arbeit mußten naturnotwendig die Rassenfragen, die unter den bunt zusammengesetzten ursprünglichen Einwohnern und den andersfarbigen Einwanderern nie zur Ruhe kommen können, umsomehr in den Vordergrund treten. Unter diesen Fragen vielgestaltiger und tiefeinschneidender Art ist die aktuellste die, welche durch die Verwendung von indischen Kulis und dann mit besserem Erfolge von Chinesen an Stelle der Kaffern bei den Arbeiten in den Goldminen in Fluß gebracht wurde. Die südafrikanischen Kolonisten glauben, fast ohne Unterschied der Nationalität, an eine große wirtschaftliche Zukunft des Landes. Das ungeheuere Wachstum der Bahnen in den letzten drei Jahrzehnten, die Verdoppelung der weißen Bevölkerung der Kapkolonie in dem gleichen Zeitraum, die wachsende Kreditfähigkeit des Landes sprechen allerdings für diese Anschauung. Das Passivum der Handelsbilanz, das nach dem Kriege ein sehr hohes war und im Jahre 1903 600 Millionen Mark betrug, ist im Jahre 1904 bereits auf 200 Millionen Mark heruntergegangen, ja in Transvaal ist in denselben Vergleichsjahren ein Passivum von 129 Millionen Mark zu einem Aktivum von 83 Millionen Mark geworden. Dabei darf aber nicht vergessen woeren, daß die Hauptproduktion des Landes nur durch den befruchtenden Zuschuß des ausländischen Geldes gedeiht sowie daß jeder Aufschwung desselben mit einem erhöhten Zuströmen des ausländischen Kapitals zusammenhängt. Die Beendigung des Krieges war aber für die europäischen Kapitalisten zu einem mächtigen Anreiz geworden, die südafrikanischen Unternehmungen und Werte zu favorisieren. Es ist daher sehr beachtenswert, daß der den wirtschaftlichen Fragen mit kundiger Aufmerksamkeit nachgehende Verfasser sagt, es sei heute noch

Digitized by Google

gar nicht abzusehen, wann das Land aus diesem Stadium der Aufnahme fremden Kapitals in das der wirtschaftlichen Produktivität treten, wann das viele, von Europa aus interessierte Kapital dazu übergehen werde, sich im vollen Umfange zu verzinsen. Dabei beziffert Samassa den Gründergewinn bei dem in den Transvaalminen angelegten Nominalkapital von ungefähr 1700 Millionen Mark, die heute einen Kurswert von 4500 Millionen repräsentieren, auf rund eine Milliarde. Hierin können wir eine ziemlich deutlich ausgesprochene Mahnung zur Vorsicht für die europäischen Kapitalisten, besonders jene übergroße Anzahl derselben sehen, die von der Art und den wechselnden Chancen des Minenbetriebes sowie dem Gebaren der südafrikanischen Unternehmer keine ausreichende Vorstellung haben. Es ist bekannt, daß unter den landwirtschaftlichen Betrieben die Viehzucht den ersten Rang einnimmt, während der Cerealienbau erst in zweiter Linie ins Gewicht fällt. Die gesamte Landwirtschaft hat jedoch vielfach unter den ungünstigen elementaren Verhältnissen zu leiden, daher es sicherlich zutreffend ist, wenn man von Südafrika als dem Lande der Plagen und von dessen agrikolen Zukunftsmöglichkeiten als von begrenzten spricht.

Die Summe aus seinen gesamten wirtschaftlichen Betrachtungen ziehend, kommt Samassa bezüglich der weiteren Zukunft Südafrikas zu der Folgerung, daß die Einwanderung und der Bevölkerungszuwachs in Hinkunft nicht im gleichen Ausmaße steigen werden wie in den letzten Jahrzehnten und daß trotz aller für sie augenblicklich ungünstigen Verhältnisse die Buren niemals zu einer bedeutungslosen Größe herabsinken werden. Ob dann, wenn nach vielen Jahrzehnten die mineralischen Schätze unter der immer steigenden Ausbeute schwinden, in Südafrika gleichwie in Kalifornien die Ackerbauer an die Stelle der Digger treten und das Land zu einer Kornkammer wandeln werden, kann bei den eigentümlichen klimatischen und territorialen Verhältnissen nicht als unbedingt möglich angesehen werden, umsomehr, als man heute nicht wissen kann, welche Wege der Welthandel zu diesem Zeitpunkte bevorzugen wird.

In einem umfassenden Rückblicke betrachtet der Autor die in der Vergangenheit und Gegenwart befolgte südafrikanische Politik Englands, in welchem auch die Stellung der nationalen Elemente zu- sowie der Parteigruppen untereinander gewürdigt wird. Groß sind die Interessengegensätze, die sich hier in dem weiten Lande geltend machen, das nach der Meinung Samassas sich auf dem Wege zu einer Ausgestaltung befindet, die dereinst zur Bezeichnung der „Vereinigten Staaten von Südafrika" führen könnte. Was uns Samassa über deutsches Wesen und deutsche Art in diesem Lande zu sagen hat, wendet sich seinem wesentlichen Inhalte nach ziemlich ausschließlich an das Interesse des reichsdeutschen Lesers. Dies deshalb, weil der Deutsch-Österreicher, von denen doch auch eine nicht unbeträchtliche Zahl in Südafrika lebt und arbeitet, in dem Buche überhaupt nicht Erwähnung getan wird. Im übrigen erscheinen uns die Ausführungen über deutsches Missions- und Schulwesen, das Deutsch-Afrikanertum sowie das Verhältnis der Deutschen in den englischen Kolonien Südafrikas zu den deutsch-südwestafrikanischen des Reiches besonders bemerkenswert.

Wien. Ludwig Gall.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Katholizismus in Rußland.

Von **Lujo Brentano.**

Soviel Unglück und Entsetzen die Wirren der letzten Jahre auch über Rußland brachten, eine segensreiche Frucht haben auch sie gezeitigt: haben sie doch das Toleranzedikt des Zaren veranlaßt, welches viele der seit Jahrhunderten alle Nicht-Russen bedrückenden Bestimmungen aufhebt und somit auch der römisch-katholischen Kirche, wenn auch noch nicht volle, so doch größere Bewegungsfreiheit gewährt. Die zugesicherten Erleichterungen sind im wesentlichen die folgenden:

Die Regierung mischt sich nicht mehr in dem Maße wie bisher in kirchliche Angelegenheiten und überläßt die Ernennung, Versetzung und Entlassung von Geistlichen wie auch von Rektoren und Professoren der Seminare der Exarchialobrigkeit, die der weltlichen Behörde von ihren diesbezüglichen Verfügungen Meldung zu machen hat; wenn im Laufe eines Monats keine Antwort einläuft, gilt dies als Zustimmung der Behörde zu den gemeldeten Maßnahmen.

Erscheint dagegen das Wirken eines Geistlichen den Behörden regierungsfeindlich oder schädlich für die Ruhe der Bevölkerung, so kann der Minister des Innern von der Exarchialobrigkeit verlangen, daß sie den betreffenden Geistlichen zur Einstellung seiner Tätigkeit veranlasse.

Geistliche russischer Untertanschaft, die ihre theologische Bildung und die Weihen im Auslande erhalten haben, können trotzdem in Rußland als Priester oder Seminarlehrer wirken; nur in Polen hängt die Erlaubnis zur Ernennung ausländischer Geistlicher, zu ihrem Eintritt in Klöster, ihrer Tätigkeit an geistlichen oder weltlichen Schulen, zur Verrichtung irgendwelcher Amtshandlungen vom Warschauer Generalgouverneur ab.

Die Bestimmung, daß katholische Priester für Reisen in andre Gouvernements als die, in denen sie ständig wohnen, beim Gouverneur um besondere Pässe anzusuchen haben, ferner, daß Mönche, welche die Paßfrist verstreichen ließen, der Exarchialobrigkeit unter Aufsicht zurückgeschickt werden, wird aufgehoben. Dagegen erhält der katholische Klerus wie der anderer Konfessionen als Legitimation terminlose Paßbücher von der geistlichen Behörde.

Der Befehl zur allmählichen Aufhebung aller Klöster in Polen wird rückgängig gemacht und den Generalgouverneuren wird das Recht genommen, die bestehenden römisch-katholischen Klöster zu schließen.

Prozessionen und Pilgerzüge, die von der Exarchialobrigkeit angeordnet werden, dürfen ungehindert stattfinden, nur sind sie bei der nächsten Polizeibehörde anzumelden.

Digitized by Google

Schließlich wird den seinerzeit gezwungenermaßen zum Schisma übergetretenen Unierten die Rückkehr in die katholische Kirche gestattet, wodurch in der kurzen Zeit seit dem Erscheinen des Toleranzediktes bereits gegen 300.000 Personen dem Katholizismus wiedergewonnen wurden.

Wenn nun diese neuen Bestimmungen, bei denen Minister, Gouverneur und Polizeimeister immerhin noch eine nicht unbedeutende Rolle spielen, als „Erleichterungen" empfunden werden, wie ist es da vor der Ausgabe des kaiserlichen Ukases den Katholiken in Rußland ergangen?

In der ersten Zeit, nachdem die Russen sich zum Christentum bekehrt hatten, gab es unter ihnen keine Anhänger der römisch-katholischen Lehre; bei den verschiedenerlei Beziehungen Rußlands zu Byzanz war es natürlich, daß griechische Priester als die ersten den Russen das Christentum brachten. Und zwar war es — wie Theiner im Gegensatz zu Karamsin, Strahl, Pichler und anderen behauptet — „nicht der stolze und gottlose Photius, jener eitle Laie, der sich durch ehrlose Ränke von einem Hauptmann der kaiserlichen Leibwache auf den glänzenden Posten eines allgewaltigen Staatsministers geschwungen und sich durch den gemeinen und abgesetzten Bischof Gregorius Asbesdas von Syrakus in fünf aufeinanderfolgenden Tagen zum Mönch, Lektor, Diakon, Priester und Bischof, allen Satzungen der Kirche zuwider, hatte weihen lassen, sondern der sanfte, heilige und mit dem Oberhaupte der römischen Kirche innigst verbundene Patriarch Ignatius, der die ersten christlichen Glaubensverkündiger ums Jahr 867 nach Rußland schickte." *)

Fast hundert Jahre später begab sich die Großfürstin Olga von Kiew nach Konstantinopel, um sich vom Patriarchen Theophylakt taufen zu lassen (957) und in Begleitung eines Priesters in ihre Heimat zurückzukehren; nach einigen Angaben soll sie bald darauf eine Gesandtschaft an Kaiser Otto I. geschickt und ihn um einen Bischof und um Priester gebeten haben, worauf einige katholische Missionäre nach Rußland gezogen, aber schon im nächsten Jahr unverrichteter Sache wieder heimgekehrt sein sollen, weil sie gegen die Abneigung der russischen Heiden und die Eifersucht der griechischen Geistlichen machtlos, außerdem mit Sprache und Sitten des Landes unbekannt waren. **)

Im Jahre 987 entschloß sich dann auch Olgas Enkel, der Großfürst Wladimir, dem Götzendienst zu entsagen und mit seinem ganzen Volk zum Christentum überzutreten.

Der griechische Patriarch setzte nun als ersten Erzbischof von Kiew den Syrer Michael ein, der sich um die Verbreitung der christlichen Lehre große Verdienste erwarb. Er sowohl wie eine ganze Reihe seiner Nachfolger bezeugten wiederholt ihre Sympathien für Rom, z. B. beschützte der Metropolit Hilarion (1051—1068) die aus Konstantinopel vor der Wut des Cärularius flüchtenden päpstlichen Gesandten und der Metropolit Ephraim (1090—1096) unterhielt brieflichen Verkehr mit dem Papste und nahm das von Urban II. eingeführte Fest der Translation des hl. Nikolaus nach Bari auch für die russische Kirche an. Andrerseits nahm sich Gregor VII. des Großfürsten Isjaslaw an,

*) Theiner, Die neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland. Augsburg, 1841. S. 2.

**) Vergleiche Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident. München, 1865. II., S. 4.

Digitized by Google

der von seinen Brüdern vertrieben wurde und seinen Sohn mit der Bitte um Schutz nach Rom sandte, und bewirkte seine Versöhnung mit den Brüdern. Erst unter dem Metropoliten Nicephorus I. (1104—1120) entstand in Kiew eine gegen Rom feindselige Stimmung und wurde die Trennung von der lateinischen Kirche eingeleitet. Dennoch hörten die Beziehungen zwischen Rom und Kiew nicht ganz auf, unter anderem sandte Papst Klemens III. einen Legaten an Nicephorus II. (1182—1198), um die Russen zur Teilname am dritten Kreuzzuge zu bewegen. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gründeten Genueser Kaufleute in Taurien Handelskolonien, darunter als die bedeutendste Kaffa (Feodosia), wo Johann XXII. im J. 1322 einen katholischen Bischof einsetzte; die nahe Nachbarschaft dieser Diözese trug ebenso zur Verbreitung des lateinischen Ritus in Südrußland bei wie das eifrige Wirken der Regentin Elisabeth von Polen (1370—1376), der Papst Gregor XI. die Minoriten zur Verfügung stellte. Große Verdienste um die katholische Kirche erwarb sich ferner der Metropolit Cyprian (1389—1406), einer der gelehrtesten und verdienstvollsten russischen Erzbischöfe, von dem behauptet wird, er sei im geheimen Katholik gewesen und habe alle Bischöfe von Litauen zum Beitritt zur Union veranlaßt. Auch soll er mit dem König von Polen und dem Großfürsten von Litauen über die Mittel beratschlagt haben, wie die gesamte russische Kirche mit der römischen zu vereinigen wäre.*) Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er auf seinem Landgute bei Moskau, das seit 1328 an Stelle Kiews Metropolitansitz geworden, mit der Ausarbeitung slavonischer Übersetzungen von Werken verschiedener Kirchenväter; was die russische Kirche heute an slavonischen Handschriften besitzt, rührt zum größten Teile von Cyprian her.**)

In allem das Gegenteil Cyprians war sein Nachfolger Photius (1408 bis 1431), einer der ärgsten Gegner der römischen Kirche, der die Katholiken Feinde des Christentums nannte. Da er es überdies mit seinen Amtspflichten nicht genau nahm und sich durch Hochmut und Habsucht unbeliebt machte, wollten die Bischöfe von Litauen seine Oberhoheit nicht länger anerkennen; sie erklärten ihn in der Versammlung von Nowogrodek (1415) für abgesetzt und erwählten statt seiner den frommen und gelehrten Gregorius Zamblak zum Metropoliten von Litauen. Dadurch wurde die ruthenische Kirche gänzlich von Moskau und Konstantinopel getrennt und der Union entgegengeführt.

Eine Wiedervereinigung aller russischen Diözesen unter einer Metropole fand statt, als der griechische Patriarch den Abt des berühmten Demetrius-klosters in Konstantinopel, Isidor, zum Metropoliten von ganz Rußland einsetzte (1437). Isidor, der einer der Abgesandten des griechischen Kaisers auf dem Konzil zu Basel gewesen war, hatte sich durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wie auch durch Rede- und Stilgewandtheit einen Namen gemacht. In Moskau empfing man ihn ehrenvoll, aber mit einer gewissen Zurückhaltung, da er als Anhänger der Union bekannt war. Das Mißtrauen wuchs, als Isidor beim Großfürsten Wassilij III. (1425—1462) um die Erlaubnis ansuchte, als Vertreter Rußlands am Konzil von Florenz teil-

*) Vergleiche Theiner, Die neuesten Zustände etc. S. 43.

**) Strahl, Das gelehrte Rußland. Leipzig, 1828. S. 70—77.

Digitized by Google

nehmen zu dürfen. Nach längerem Sträuben gab der Großfürst die erbetene Einwilligung mit den Worten: „Wenn Du schon zu diesem Konzil, das unsere heiligen Traditionen verwerfen wird, reisest, so versprich mir wenigstens, mit dem alten Glauben Wladimirs zurückkehren zu wollen. Hüte Dich, irgend etwas daran zu ändern, denn jede Neuerung wäre uns unangenehm."*) Wie groß mußte daher Wassilijs Zorn sein, als Isidor nach seiner Rückkehr aus Italien, wo er vom Papst zum apostolischen Legaten a latere für Litauen, Livland und Rußland ernannt worden war, mit Eifer für die Union zu wirken begann! Der Großfürst ließ den Metropoliten verhaften und nach dem Kloster Tschudow bringen, von wo Isidor nach zweijähriger Haft entfloh, um sich nach Rom in den Schutz des Papstes zu begeben (1443). Er wurde vom Heiligen Stuhl wiederholt mit wichtigen Missionen betraut, zum Kardinal der römischen Kirche und schließlich auch zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt und nach seinem Tode (1463) wurde seine irdische Hülle feierlichst in der Peterskirche beigesetzt.

Nach längeren Streitigkeiten zwischen Moskau und Kiew zerfiel im Jahre 1461 das Kiewer Erzbistum endgültig in eine südliche und eine nördliche Metropole. Während im Süden je nach der Gesinnung des jeweiligen Erzbischofs bald die Union, bald das Schisma die Oberhand bekam, hielt Moskau von nun an streng am griechischen Ritus fest, woran die Moskauer Metropoliten mehr schuld trugen als die Großfürsten, die dem Papsttum nicht feindlich gesinnt waren. So ging bekanntlich Iwán III. (1462—1505) auf Anregung des Papstes bereitwillig darauf ein, sich mit Sophia Paläologus, der Nichte des letzten griechischen Kaisers, die sich nach dem Zusammenbruch des byzantinischen Reiches nach Rom geflüchtet und in den Schutz des Heiligen Stuhles gestellt hatte, zu vermählen. Seine Gesandten überbrachten dem Papst Sixtus IV. die Huldigung des Großfürsten und sein Versprechen, die Union in Rußland zu fördern. Der Papst bewies der griechischen Prinzessin seine Großmut durch reiche Geschenke für sie, ihren zukünftigen Gemahl und die russischen Gesandten und sorgte für ein glänzendes Gefolge, dem er den Bischof Antonius als apostolischen Legaten zugesellte, damit dieser dem Großfürsten die päpstlichen Glückwünsche überbringe und die Sache der Union in Moskau vertrete. Am 12. Juni 1472 verließ Sophia Rom, um sich in ihre neue Heimat zu begeben. Die Reise ging durch Italien und Deutschland, wo es hieß, die Prinzessin ziehe zu einem Fürsten „jenseits von Nowgorod" (das als Hansastadt bekannt war) und der sie begleitende Bischof werde dort in dem „Heidenlande" das Christentum predigen; von Lübeck aus ging's zu Schiff nach Reval, das damals zum Ordensstaat Livland gehörte, und über Dorpat nach Pskow, wo Sophia zum ersten Mal russischen Boden betrat und feierlich mit Salz und Brot**) empfangen wurde. Seltsam ist es, daß die Prinzessin, die bisher der Union ergeben gewesen und auf deren Vermählung mit dem Großfürsten der Papst große Hoffnungen gesetzt hatte, mit dem Augenblick ihres Einzuges in Rußland ihre Gesinnung geändert zu haben

*) Pierling, La Russie et le Saint-Siège. Paris, 1896. I., 22.

**) Noch heute besteht in Rußland die Sitte, Einziehenden, hohen Gästen oder Heimkehrenden auf kostbarem Tablett oder kunstvoll gesticktem Tuche Brod und Salz zu überreichen.

Digitized by Google

scheint. So veranlaßte sie den Bischof Antonius, ihrem Beispiel zu folgen und den Heiligenbildern, mit denen die Geistlichkeit von Pskow ihr entgegenzog, nach griechischem Ritus Ehrfurcht zu bezeugen. Dafür wollte Antonius in Moskau in vollem Ornat und unter Vorantragung des Kruzifixes Einzug halten und der Großfürst zeigte sich geneigt, diesem Wunsche zu willfahren, der Moskauer Metropolit aber verweigerte seine Einwilligung mit den Worten: „Wenn in dem rechtgläubigen Moskau der päpstliche Legat sich öffentlich das lateinische Kreuz vorantragen lassen darf, so werde ich, der Oberhirt der russischen Kirche, aus dem anderen Tor der Stadt hinausziehen, sobald jener durch das eine Tor hereinkommt." — Antonius mußte sich fügen und sich dem Brautzuge als einfache Privatperson anschließen. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in Moskau verließ er die Stadt, vom großfürstlichen Paare huldvoll entlassen, jedoch ohne die Sache der Union vorwärts gebracht zu haben.

Ein Beweis für die Sinnesänderung Sophias ist auch der Umstand, daß sie ihre Kinder zu eifrigen Schismatikern erzog: ihre Tochter Helene, die mit dem polnischen Könige Alexander II. vermählt wurde, war eine fanatische Verfolgerin der Union und setzte es durch, daß die Nichtunierten in Polen den bisher bevorzugten Unierten staatsrechtlich gleichgestellt wurden. Um durch die mancherlei Bedrängnisse nicht dem Schisma wieder zugetrieben zu werden, retteten sich viele der Unierten in den Schoß der katholischen Kirche, — eine Wirkung, die die Königin von ihrem Vorgehen weder gewünscht noch erwartet hatte.

Auch während der Regierung der Nachfolger Iwáns III. wurden von Rom aus vergebliche Bemühungen zugunsten der Union gemacht; den Großfürsten wurde als Lohn für die Förderung des Katholizismus sogar die Erhebung Rußlands zum Königreiche in Aussicht gestellt; sie zeigten sich nicht abgeneigt, die Wünsche des Papstes zu erfüllen, hielten die gegebenen Versprechungen aber niemals ein. Zum Teil waren es auch die polnischen Könige, die eine Verständigung zwischen Papst und Großfürst immer wieder zu hintertreiben wußten, weil sie ein Erstarken des Nachbarreiches unter dem Schutze Roms fürchteten.

Neue Hoffnungen auf Einigung erwachten in Rom, als Iwán IV. der Schreckliche (1533—1584), der 1547 eigenmächtig für sich und seine Nachfolger den Zarentitel angenommen und vom griechischen Patriarchen bestätigt erhalten hatte, sich an Papst Gregor XIII. mit der Bitte wandte, den Frieden zwischen Rußland und Polen zu vermitteln. Die Erfolge des tapferen Polenkönigs Stephan Bathory, der schon zum zweiten Mal gegen Moskau rüstete, hatten Iwán in Bestürzung versetzt und ihn auf den Gedanken gebracht, sich unter Vorspiegelung einer tiefen Verehrung für den Papst dessen Freundschaft zu sichern. So fertigte er denn im Herbst 1580 eine glänzende Gesandtschaft, die unterwegs in Prag halt machte, um Kaiser Rudolf II. Briefe und Geschenke des Zaren zu überreichen, nach Rom ab. Am 24. Februar des nächsten Jahres hielt die Gesandtschaft unter großem Andrang des Volkes, dem die Moskowiter fremder und interessanter waren als selbst Chinesen und Japaner, ihren Einzug in Rom und zwölf Tage später fand die Audienz im Vatikan statt. Der russische Gesandte, der im Nationalkostüm — einem

Digitized by Google

scharlachroten, goldgestickten, weiten Tuchgewand mit gleichfarbigem seidenen Unterkleid, ledernen Halbstiefeln und hoher Mütze aus Zobelfell — erschien, begrüßte den heiligen Vater aufs ehrerbietigste und überreichte ihm knieend das Schreiben des Zaren und kostbares Pelzwerk als Geschenk, zugleich die Bitte vortragend, der Papst möge seinen Abgeordneten zur Führung der Unterhandlungen mit Polen nach Moskau senden. Gregor XIII. begrüßte das Anliegen des Zaren mit Genugtuung und beauftragte den Jesuiten Anton Possevin mit der Friedensvermittlung zwischen Stephan Bathory und Iwán IV. — Nach 30tägigem Aufenthalt in Rom begab sich die Gesandtschaft in Possevins Begleitung nach Rußland zurück.

Nach Pierling*) vereinigte Possevin in sich alle Fähigkeiten, die das Gelingen seiner schwierigen Mission in Aussicht stellen mußten: er besaß umfassende Kenntnisse auf allen Gebieten der Wissenschaft, Beobachtungsgabe, Erfahrung in der Führung ähnlicher Angelegenheiten, diplomatisches Talent, Charakterfestigkeit, einnehmendes Wesen und dazu eine scheinbar unerschütterliche Gesundheit, die ihn Strapazen und Arbeiten mit Leichtigkeit ertragen ließ. Trotz all dieser Vorzüge hatte seine Sendung nach Moskau nicht den erhofften Erfolg. Er brachte zwar einen Waffenstillstand auf zehn Jahre zwischen Polen und Rußland zustande (1582), erreichte aber in kirchlichen Angelegenheiten trotz mancher Religionsgespräche mit Iwán IV. nichts weiter, als daß der Zar allen katholischen Fremden, die Geschäfte halber nach Rußland kamen, und den sie begleitenden Priestern freie Religionsübung gestattete, falls sie auf öffentliche Zusammenkünfte verzichten wollten. — Auf der Rückreise aus Rußland gründete Possevin in Litauen mehrere Kollegien, die es bald zu hoher Blüte brachten und sogar von russischen Jünglingen besucht wurden.

Die zeitweiligen Verhandlungen zwischen Rom und Moskau, der Austausch von Briefen und Gesandten dauerten auch unter Iwáns IV. Sohn, dem guten, aber geistig und körperlich schwachen Feódor, und unter seinen Nachfolgern fort, ohne zu einem nennenswerten Resultat zu führen. Zar und Metropolit verhielten sich dem Katholizismus gegenüber ablehnend und ihrem Beispiele folgte das Volk, dem Wille und Meinung des Herrschers heilig waren. Possevin schrieb im Jahre 1579: „Die Russen pflegen von ihrer Jugend an gemäß der alten Anschauung ihrer Nation von ihrem Fürsten so zu denken und zu reden, daß sie auf gewisse Fragen häufig antworten: ‚Das weiß nur Gott und der Zar. Unser Zar weiß alles, versteht mit einem einzigen Wort alle Knoten und Schwierigkeiten zu lösen, er kennt die Gebräuche und Dogmen aller Religionen; alles, was wir haben, verdanken wir ihm'."**)

Inzwischen war in der Kiewer Metropolie durch eine Reihe ungebildeter und gewissenloser Erzbischöfe eine solche Verwahrlosung der kirchlichen Zustände herbeigeführt worden, daß sogar die Laienwelt sich nach Besserung sehnte. Dazu kam, daß 1589 in Moskau mit Zustimmung des Patriarchen von Konstantinopel ein eigenes Patriarchat begründet wurde und daß die Südrussen fürchteten, auch ihre Metropolie werde ihm unterstellt werden.

*) La Russie et le Saint-Siège. II. S. 21f.

**) Pichler, Gesch. d. kirchl. Trennung. II. S. 83.

Digitized by Google

So faßte denn die polnische und litauische Geistlichkeit auf der bekannten Kirchenversammlung zu Brest (1595) den Entschluß, den Papst auf die Bedingungen des Florentiner Konzils hin um Aufnahme in den Schoß der katholischen Kirche zu bitten. Klemens VIII. gab huldvoll seine Einwilligung, machte durch die Bulle Magnus Dominus et laudabilis vom 23. Dezember 1595 die Annahme des Brester Beschlusses der Welt bekannt und ließ zur Erinnerung an dies Ereignis eine Festmünze prägen: das Bild des Papstes, dem sich ein Russe zu Füßen wirft, mit der Umschrift »Ruthenis receptis« und der Jahreszahl 1596. — Wohl blieb auch eine Partei der Nichtunierten bestehen und es gab in Kiew lange Zeit hindurch sogar zwei Metropoliten, einen unierten und einen schismatischen, — doch gelang es den Schismatikern trotz mancher Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten nicht mehr, die Union zu zerstören.

Während gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Moskau bereits zwei lutherische und eine kalvinische Kirche existierten, gab es in der Zarenstadt noch immer kein katholisches Gotteshaus. Die Bittgesuche der katholischen Mächte Westeuropas um die Erlaubnis zur Erbauung einer Kirche wurden mit der Begründung abgewiesen, daß es in Rom ja auch noch keine griechische Kirche gebe.*) Die Katholiken blieben in den Augen der Russen Heiden; deshalb wurde bei Konvertiten nicht nur die Taufe wiederholt, sondern auch eine etwa bestehende Ehe neu eingesegnet, ein Gebrauch, der erst durch Peter den Großen abgeschafft wurde.

Im Jahre 1684 kamen als Begleiter ausländischer Gesandter einige Mitglieder des Jesuitenordens nach Moskau und erwirkten sich die Erlaubnis, für die Katholiken Gottesdienst zu halten. Bald darauf wurde auf Kosten des deutschen Kaisers ein Haus für sie gekauft, das jedoch unter dem Namen eines Italieners Guasconi einregistriert wurde.**) Es gelang den Jesuiten, sich das Wohlwollen und den Schutz der Großfürstin Sophie, die für ihre minderjährigen Brüder Iwán und Peter die Regentschaft führte (1682—1689), zu sichern und sich des Unterrichtes der russischen Jugend durch Gründung von Schulen und Übersetzung lateinischer Bücher anzunehmen. Kaum war Peter I. zur Regierung gelangt, als er, den Zureden des Patriarchen von Moskau folgend, den Jesuiten den Aufenthalt in seinem Reiche verbot. Doch nach kurzer Zeit schon machte er, der begeisterte Verehrer alles Fremdartigen und eifrige Anhänger aller Neueinführungen, dies Verbot rückgängig und im Herbst 1691 wurde mit seiner Einwilligung die erste katholische Kirche in Moskau erbaut. Einige Jahre darauf kam ein lateinischer Bischof in die Zarenstadt und ein kaiserlicher Ukas vom 31. Oktober 1706 gewährte den in Rußland lebenden Katholiken endlich das Recht der freien Religionsübung.***) — Augusts II. von Polen strenges Vorgehen gegen die Dissidenten veranlaßte Peter den Großen, seine Toleranz gegen Andersgläubige zu beschränken; im Jahre 1719 erließ er den Befehl, Ehen zwischen Russen und anderen christlichen Religionsgenossen nur dann zuzulassen, wenn das

*) Tolstoj, Le catholicisme romain en Russie. Paris. I. S. 100.
**) Pichler, Gesch. der kirchl. Trennung. II. S. 143.
***) Theiner, Monuments historiques. Rom, 1859. S. 403.

Digitized by Google

Brautpaar sich schriftlich verpflichtete, die Kinder in der griechischen Religion zu erziehen, und wenn der nicht orthodoxe Teil verspräche, den anderen nicht zum Übertritt verleiten zu wollen. Dagegen sollten Andersgläubige, die zur griechischen Kirche übertraten, durch dreijährige Steuerfreiheit belohnt werden. Wohl weniger mit Verachtung des Katholizismus als mit der Roheit der damaligen russischen Sitten sind jene Spiele Peters des Großen zu erklären, bei denen er einen seiner Zechgenossen zum „Papst", andere zu „Kardinälen" ernannte, ein „Konklave" veranstaltete u. dgl. m. Wenn er auch nicht, wie Theiner*) etwas überschwänglich behauptet, „mit großer Überzeugung und Beharrlichkeit die Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen gewünscht und an ihr gearbeitet" hat, sondern sich im Gegenteil den römischen Unionsbestrebungen gegenüber ganz passiv verhielt, so bewies er doch durch die angeführten, den Katholiken gewährten Rechte, durch den gelegentlichen Besuch des katholischen Gottesdienstes und das Eintreten für die Ordensbrüder und Missionen gegen die russische Geistlichkeit zur Genüge, daß Katholizismus und Papsttum nichts Verächtliches für ihn waren.

Die nächsten Nachfolger Peters des Großen zeigten sich den Katholiken nicht feindlich gesinnt und gewährten ihnen wie allen Andersgläubigen Religionsfreiheit unter der Bedingung, daß sie unter den Russen nicht Propaganda für ihren Glauben machten. Die Zahl der einwandernden Katholiken nahm zu; Kapuziner, Dominikaner und Franziskaner wirkten segensreich unter ihnen und die Jesuiten durften selbst nach Auflösung ihres Ordens in Rußland bleiben, da Katharina II. (1762—1796) sich bei Klemens XIV. für sie verwendet hatte. „Seitdem der Unterricht und die Erziehung", so schrieb sie an den Papst, „den Jesuiten überlassen sind, habe ich zu meiner größten Zufriedenheit sehr oft Gelegenheit gehabt, den frommen Eifer zu bemerken, der diese Ordensgeistlichen beseelt, sowie auch den sichtbaren, glücklichen Erfolg, der hierin alle ihre Bemühungen krönte. Ich würde ungerecht gegen meine Untertanen in Weiß-Rußland handeln, wenn ich dieselben eines so gemeinnützigen Ordens berauben wollte, und dies würde ich tun, wenn ich nicht dafür sorgte, daß die Fortdauer des Ordens auch für die Zukunft gesichert wäre." Und als späterhin Spanien sich bei Pius VI. darüber beschwerte, daß der Jesuitenorden in Rußland noch bestehe, da schrieb die Zarin an den König von Spanien: „Ich ersuche Ew. Majestät, bei Seiner Heiligkeit über diesen Gegenstand nicht die geringste Beschwerde zu erheben und ihn auf keine Weise zu beunruhigen; ich müßte dies letztere als mir selbst angetan betrachten und würde mich verpflichtet halten, ihn zu verteidigen und müßte ich auch meine Krone dabei aufs Spiel setzen."**)

Wenn man aber aus dieser Stellungnahme für den Papst und die Jesuiten einen schließen wollte, daß Katharina II. eine Freundin und Beschützerin des Katholizismus gewesen, so befände man sich in einem gewaltigen Irrtum. Ihr, der Verehrerin Voltaires, galt die Religion herzlich wenig und diente ihr nur als Mittel zur Erreichung politischer Zwecke. Und zu diesen Zwecken paßte

*) Die neuesten Zustände ꝛc. S. 114.

**) Vergl. „Die Jesuiten nach dem Zeugnisse berühmter Männer", 1891. S. 87—89. Ein Artikel der Petersb. Ztg. vom 20. April 1783 erklärt dieses Schreiben übrigens für unecht.

Digitized by Google

es, daß sie am Anfang ihrer Regierung sich der lateinischen Kirche wohlgeneigt zeigte, während sie zugleich den Vernichtungskampf gegen die Unierten begann.

Regierung und Geistlichkeit Polens hatten sich in den letzten Jahrzehnten den Dissidenten gegenüber unduldsam erwiesen; das gab Katharina Gelegenheit, gemeinsam mit Preußen das Protektorat über die akatholischen Polen, deren es im Königreich etwa vier Millionen gab, zu übernehmen. Um die Rechte der Menschheit zu schützen, wie sie behauptete, in Wahrheit aber nur, um die Dissidenten für sich zu gewinnen und gegen ihr Vaterland aufzuwiegeln, verlangte sie in religiöser wie staatsrechtlicher Hinsicht deren völlige Gleichstellung mit den Katholiken und setzte diese Forderungen nach jahrelangen Verhandlungen, während derer es an Androhung und zum Teil auch Anwendung von Gewaltmaßregeln nicht gefehlt hatte, wirklich durch. Als es bald darauf zur ersten Teilung Polens kam (1773), sicherte Katharina den Katholiken beider Riten zu, daß sie in betreff der Religion „gänzlich im statu quo belassen werden" sollten und daß „Ihre kaiserliche Majestät und ihre Nachfolger sich nie und nimmer ihrer Hoheitsrechte zum Nachteil der römisch-katholischen Religion bedienen wollten". Kaum aber war die Teilungsangelegenheit geordnet, als die Zarin vergaß, auch fernerhin für „die Rechte der Menschheit" einzutreten und die grausamste Verfolgung der Unierten begann. Mit Waffengewalt wurden die Besitzungen der unierten Kirchen und Klöster für den russischen Staat eingezogen; mehr als tausend Kirchen wurden den Schismatikern übergeben; körperliche Züchtigungen, Gefängnishaft und Bedrängnisse aller Art trafen die Gläubigen, die der Union nicht untreu werden wollten; auf diese Weise wurden über drei, nach anderen Angaben gar über acht Millionen Katholiken zur Annahme des orthodoxen Glaubens gezwungen. Es kann übrigens nicht verschwiegen werden, daß eine gewisse Verwahrlosung, die im Laufe der Zeit in der unierten Kirche durch unwürdige Bischöfe eingerissen war, den Plänen und Wünschen der Zarin sehr zustatten kam und die Einführung der Orthodoxie erleichterte. — Nach der zweiten und dritten Teilung Polens (1793 und 1795) besserte sich trotz wiederholter Zusicherung der Glaubensfreiheit für die Katholiken beider Riten die Lage der Unierten keineswegs; solange Katharina II. lebte, ließ sie von der Verfolgung der Unierten nicht ab, — nicht aus religiösen Gründen, sondern weil sie sich sagte, daß die neuerworbenen Provinzen erst dann dem russischen Reich ganz und gar einverleibt sein würden, wenn die Staatskirche in ihnen die herrschende geworden.

Die Klugheit der Zarin verbot es ihr, gegen die mächtige lateinische Kirche mit gleicher Strenge und Ungerechtigkeit vorzugehen wie gegen die in ihrer Zerrüttung hilflose unierte. Daher hatte sie von Anbeginn ihrer Regierung an sich bemüht, die in Rußland lebenden Katholiken durch Toleranz an sich zu fesseln und zur Dankbarkeit zu verpflichten. Sie regelte die katholischen Kirchenangelegenheiten durch mehrere Ukase, erlaubte den Franziskanern, die Pfarreien von Petersburg und Umgebung zu versehen und auch in den größeren Städten der benachbarten Ostseeprovinzen Gottesdienst zu halten; an den Kirchen sollten Schulen begründet werden, die aber nur von katholischen Kindern besucht werden durften; Kirche, Schule und Nebengebäude wurden von allen Abgaben befreit. Bereits 1762 hatte

Digitized by Google

sie ein Manifest erlassen, daß alle Ausländer, die sich in ihrem Reich ansiedeln wollten, bereitwillig aufgenommen werden sollten, und sie sah es nicht ungern, daß ein großer Teil der auf diesen Erlaß hin nach Rußland strömenden Einwanderer aus deutschen Katholiken bestand, die in den weiten Steppen am Kaspischen und Schwarzen Meer und an der Wolga Kolonien gründeten, — über das kirchliche Leben in diesen Ansiedlungen soll weiter unten ausführlicher gesprochen werden, — nur durften die mit den Einwanderern ins Land kommenden Priester sich nicht Missionäre nennen und bei den Einheimischen, außer bei den im Zarenreich lebenden Muhammedanern, keine Bekehrungsversuche machen. (Nach einigen Jahren wurde ausländischen Geistlichen jede Einmischung in kirchliche Angelegenheiten verboten.) Nie und unter keiner Bedingung — auch nicht auf ausdrücklichen Wunsch des Betreffenden — sollte ein Russe in eine katholische Gemeinde aufgenommen werden dürfen. In allen Angelegenheiten zwischen dem Klerus und den Parochianen sollte das Justizkollegium als entscheidende Oberbehörde, die sich jedoch in die Dogmen der römischen Kirche nicht einmischen durfte, anerkannt werden.

Vielleicht hätten die Katholiken keinen Grund gehabt, über die Regierung Katharinas II. zu klagen, wenn diese nicht in der Person des Stanislaus Siestrzencewicz ein Werkzeug gefunden hätte, den Einfluß Roms auf die Kirche zu unterbinden und die Katholiken ganz von der russischen Regierung abhängig werden zu lassen.

Siestrzencewicz stammte von kalvinischen Eltern, die dem verarmten litauischen Adelsgeschlecht derer von Bohucz angehörten, und war kalvinisch erzogen worden. Er trat als Jüngling in den Soldatenstand, dem er aber entsagen mußte, als er in einer Schlacht verwundet worden war und einen Finger der linken Hand verloren hatte. Bald darauf lernte er den ehrwürdigen Massalki, Bischof von Wilna, kennen nnd wurde von ihm bewogen, zum Katholizismus überzutreten und Geistlicher zu werden. Nicht religiöse Überzeugung war es, was den ehrgeizigen und habsüchtigen Siestrzencewicz zum Glaubenswechsel und zur Wahl des Priesterstandes veranlaßte, sondern die Hoffnung auf Ruhm, Ehre und Glanz, die ihm bei seiner Armut und niedrigen Stellung im Laienleben versagt geblieben wären. Doch wußte er sich so zu verstellen, daß Massalki seine Unwürdigkeit, ein Diener des Herrn zu werden, nicht erkannte, ihn bald zum Priester weihte, zum Domherrn der Wilnaer Kathedrale und endlich gar zu seinem Weihbischof machte. Siestrzencewicz hatte an der Gnade des Bischofs noch nicht genug, — er wollte sich auch die Gunst der Zarin sichern und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf sich, indem er gegen sein Vaterland Polen auftrat und durch allerhand Intrigen die russischen Interessen förderte. So einen Mann — ruhmsüchtig, habgierig, religions- und gewissenlos — konnte Katharina II. brauchen, und als durch die erste Teilung Polens die weißrussischen Provinzen mit fast 2 Millionen katholischer Bewohner an Rußland gekommen waren, ernannte sie ihn zum Bischof von Weißrußland,*) gleichzeitig dieses Bistum — das erste für die

*) „Weißrußland" ist auch heute noch die Benennung für einen geographisch nicht begrenzten Teil Westrußlands, hauptsächlich die Gouvernements Mohilew, Witebsk, Minsk.

Digitized by Google

Katholiken Rußlands — aus eigener Machtvollkommenheit begründend (1774). In dem diesbezüglichen Ukas heißt es: „Da seit vielen Jahren her von unsern Vorgängern, frommen Angedenkens, bewilligt worden, daß alle in unserem Reiche sich befindenden Einwohner und Insassen römisch-katholischer Religion die freie Ausübung ihrer Religion genössen, so haben auch wir dasselbe von neuem bestätigt. In Grund dieser Bestätigung sind nun in den beiden Hauptstädten unseres Reiches, in Petersburg und in Moskau, seit mehreren Jahren von den katholischen Pfarrkindern daselbst katholische Kirchen errichtet worden, in denen, gleichwie in einigen anderen unserer Städte, der Gottesdienst nach ihrer Religion ohne alles Hindernis verrichtet wird.

„Jetzt aber, da unter unserer glücklichsten Herrschaft einige Provinzen unter dem Namen Weißrußland von Polen an unser Reich gekommen, vermöge welcher einige Teile der römisch-katholischen Bistümer unserm Staate einverleibt worden sind, so haben wir, um die römisch-katholischen Geistlichen zu beruhigen und ihnen eine gute Verfassung zu sichern, für billig erachtet, nicht allein alle Teile, welche vormals diese römisch-katholischen Bistümer bildeten, in eine eigene Diözese zusammenzuschmelzen, sondern ihr auch noch überdies alle einzelnen sowohl in unseren beiden Hauptstädten als auch in den übrigen Städten unseres Kaiserstaates befindlichen Kirchen und die in den verschiedenen weit entfernten Ortschaften lebenden römisch-katholischen Priester hinzuzufügen. Dieser neuen Diözese geben wir den Namen der römisch-katholischen Diözese von Weißrußland. Wir setzen in ihr einen Bischof ein und geben ihm zugleich ein bischöfliches Konsistorium mit den nötigen Beisitzern oder Assessoren, die er sich nach seinem Gutdünken erwählen kann, zur Seite.“ *) Es werden ferner die Pflichten und Rechte des Bischofs, dem die Gouvernementsstadt Mohilew am Dnjepr als Wohnsitz angewiesen wird, bestimmt und die Versicherungen bezüglich der Religionsfreiheit und der Unverletzbarkeit der Kirchengüter — „Klöster, Schulen, verschiedene Gymnasien und bewegliche und unbewegliche Besitzungen der Priester“ — wiederholt. Wie wenig an die Erfüllung dieser Versprechen gedacht wurde, sollte sich bald genug zeigen.

Obgleich der Heilige Stuhl, der in Siestrzencewicz seinen Gegner erkannte, erst nach längerem Sträuben die Gründung des neuen Bistums bestätigte, arbeiteten Katharina und ihr ehrgeiziger Günstling unermüdlich an der Befestigung und Erweiterung der bischöflichen Macht und schon im Dezember 1780 wandte die Zarin sich an den Papst mit der Bitte, Siestrzencewicz die erzbischöfliche Würde und das Pallium zu erteilen. Als Pius VI., der das unwürdige und unkirchliche Verfahren des Bischofs schon oft gerügt hatte, auf Katharinas schmeichlerisches und heuchlerisches Schreiben einen abschlägigen Bescheid gab, erhob sie den bischöflichen Stuhl von Mohilew eigenmächtig zum Erzbistum (1782) und machte somit Siestrzencewicz zum selbständigen Gebieter der gesamten römisch-katholischen Kirche in Rußland. „Der Erzbischof der römisch-katholischen Kirche von Mohilew darf von niemand als von uns und unserm Senat Befehle annehmen“, lautete ein Paragraph des Ernennungsukases.

*) Theiner, Neueste Zustände, 436 f.

Digitized by Google

Um sich den Einfluß auf die katholische Kirche in Rußland zu wahren, erkannte der Papst, nachdem er durch seinen Nuntius am polnischen Hof die Angelegenheit in aller Rechtsform hatte verhandeln lassen, die Errichtung des Erzbistums Mohilew durch die Bulle Onerosa pastoralis officii (15. April 1783) an und verfügte, daß Siestrzencewicz über die Katholiken des Erzbistums die ordentliche, über die im übrigen Rußland nur eine delegierte Jurisdiktion ausüben sollte. Siestrzencewicz aber, dessen Herrschsucht keine Grenzen kannte, spielte den unumschränkten geistlichen Diktator, intrigierte gegen Rom, führte eigenwillig Neuerungen ein und machte alle Bestrebungen des Heiligen Stuhles, ihn in den seiner Würde gebührenden Schranken zu halten, zunichte. Gestützt auf die Gunst der Zarin strebte er sogar nach dem Kardinalshut, stieß hierbei aber auf den unerschütterlichen Widerstand Pius' VI. und Pius' VII.

Durch die zweite und dritte Teilung Polens kamen fünf lateinische Bistümer an Rußland. Wieder enthielten die Teilungsverträge Katharinas Zusicherung völliger Religionsfreiheit für ihre neuen Untertanen, und wieder wurde diese Zusicherung nicht erfüllt. Die russische Regierung traf ganz nach Willkür Umgestaltungen in den ihr zugefallenen Gebieten, hob die wichtigsten Bistümer auf, gründete dafür andere in Gegenden, wo es gar keine Katholiken gab, und unterstellte sie alle dem Erzbistum Mohilew. Trotz des oben angeführten Ukases von 1774, der die Unverletzbarkeit des kirchlichen Besitzes bestätigte, wurden die Güter der aufgehobenen Bistümer teils für den Staat eingezogen, teils an Günstlinge der Zarin verschenkt.

Katharinas Sohn und Nachfolger, Paul I. (1796—1801), schien das ungerechte Vorgehen seiner Mutter einigermaßen gut machen zu wollen. Er teilte gleich nach seinem Regierungsantritt Pius VI., den er auf seiner Reise durch Italien im Jahre 1790 persönlich kennen gelernt hatte, mit, daß er die Kirchenzustände in seinem Reiche geordnet sehen möchte, und bat hierzu um Unterstützung durch den Heiligen Stuhl. Der Papst sandte den Nuntius in Polen, Laurentius Litta, nach Petersburg und nach einigen Unterhandlungen mit diesem wurden drei der durch Katharina aufgehobenen Bistümer wieder hergestellt, die geraubten Kirchengüter zum Teil ersetzt und das Versprechen gegeben, ohne Einwilligung des Papstes keine Neuerungen auf kirchlichem Gebiet einzuführen. — Kaiser Paul erwies sich den Jesuiten sehr wohlgeneigt und wies ihnen die Seelsorge an der unter der Regierung seiner Mutter erbauten Katharinenkirche zu; die Gebäude, in denen der Erzbischof mit seinen Geistlichen gewohnt hatte — Siestrzencewicz hatte seinen Wohnsitz inzwischen aus Mohilew nach Petersburg verlegt —, sollten geräumt und in ein Jesuitenkolleg verwandelt werden. Nach dem Fall der Insel Malta nahm Paul I. auch den Johanniterorden auf und wurde dafür zum Großmeister gewählt; dem Orden zu Ehren erbaute er in seiner Hauptstadt eine zweite katholische Kirche, die Kathedrale zum heiligen Johannes.

Siestrzencewicz war anfangs bei Paul I. in Ungnade gewesen, doch allmählich gelang es dem schlauen Intriganten, bei Hofe wieder Einfluß zu gewinnen. Um die Gewalt der ihm unterstellten Geistlichkeit möglichst einzuschränken, bestimmte er den Zaren zur Einsetzung des „Römisch-katholischen Kirchenkollegiums", das alle wichtigen Angelegenheiten der sechs lateinischen und später auch der drei griechisch-unierten Diözesen in letzter Instanz zu

Digitized by Google

entscheiden hatte, seine Beschlüsse jedoch dem Senat zur Kontrolle vorlegen mußte und dem Klerus unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Kaisers in kirchlichen und weltlichen Dingen zur Pflicht machte. Vorstand dieses Kollegiums war natürlich Sieftrzencewicz, dessen Treiben nun noch gottloser und despotischer wurde: er ernannte zu Mitgliedern des Kollegiums ihm unterwürfige Männer, die für Religionssachen weder Interesse noch Verständnis hatten, verbot seinen Untergebenen jeden Verkehr mit Rom, ließ sich durch große Geldsummen zu rechtlosen Ehescheidungen bestechen und setzte es nach Pauls I. Tod bei Alexander I. (1801—1825) durch, daß der päpstliche Nuntius, der dem Papst über das gewissenlose Vorgehen des Erzbischofs Bericht erstattet hatte, vom Petersburger Hof entfernt wurde. Auch tat er nicht das Geringste, um die Ausweisung der Jesuiten aus Rußland zu verhindern, obgleich ihm das bei seiner Stellung und dem Einfluß, den er in Petersburg ausübte, vielleicht möglich gewesen wäre. Alexander I., der als edler und toleranter Herrscher bekannt ist, hatte im Anfange seiner Regierung das Erstarken des Jesuitenordens in seinem Reiche begünstigt und gleich ihm nahmen sich auch viele russische Staatsmänner mit Eifer der Jesuiten an, so daß sie im Jahre 1815 in ihren Kollegien bereits gegen 1500 Schüler zählten, darunter auch Söhne des russischen Adels. Von diesen wurden einige zur Annahme des katholischen Glaubens und zum Eintritt in den Orden gewonnen, was die orthodoxen Angehörigen dieser jungen Leute zu Feinden der Patres machte und in Verbindung mit dem russischen Klerus an ihrem Sturz arbeiten ließ. Den Zorn des Zaren zogen sie sich zu, als auch einige Damen der Hofgesellschaft durch sie bekehrt wurden, nach andern Angaben,*) als „die seelsorgerische Tätigkeit eines Paters das sträfliche Verhältnis störte, das der Zar zu einer katholischen Polin unterhielt". Am 20. Dezember 1815 unterzeichnete Alexander I. den Ukas, der die Jesuiten aus Petersburg verwies, und zwei Tage darauf wurden sie zu zwei und zwei in Schlitten gepackt und unter Kosakenbedeckung nach Polozk, wo sie noch geduldet werden sollten, gebracht. Fünf Jahre später wurden sie, weil neue Fälle von Konvertierung vorgekommen waren, aus ganz Rußland verbannt, mit dem Verbote, unter keiner Form und keiner Benennung dahin zurückzukehren. Die Reisekosten deckte die russische Regierung, wobei sie dafür Sorge tragen ließ, daß den Alten und Gebrechlichen die nötige Pflege und Bequemlichkeit verschafft werde.

Mit dem Zorn Alexanders I. über die Bekehrung einzelner seiner Untertanen läßt sich die von manchen Seiten aufgestellte Behauptung, daß er selbst in seinen letzten Lebensmonaten zur Annahme des katholischen Glaubens entschlossen gewesen sei, nicht recht in Einklang bringen. Immerhin scheint festzustehen, daß er im Jahre 1825, bevor er die Erholungsreise nach der Krim antrat, seinen Generaladjutanten Michaud de Beauretour mit einer geheimen Mission zu Leo XII. sandte. Alexander I. sollte von seiner Reise lebend nicht mehr zurückkehren, — er verschied in Taganrog am 1. Dezember 1825, — und nach seinem Tode soll Michaud einigen Freunden Folgendes erzählt haben: er, Michaud, habe den Auftrag gehabt, dem Heiligen Vater die Mit-

*) Baumgartner, Nordische Fahrten. Freiburg, 1901. II. S. 577.

Digitized by Google

teilung zu machen, daß der Zar zum Katholizismus überzutreten und späterhin auch sein Volk der römischen Kirche zuzuführen entschlossen sei; zugleich habe der Zar den Papst ersuchen lassen, ihm einen Geistlichen zu senden, der jedoch, um unnützes Aufsehen zu vermeiden, kein hoher Würdenträger sein sollte. Leo XII., der den russischen Generaladjutanten zweimal in Audienz empfing, habe hierzu den Abt Mauro Cappellari des Kamaldulenserklosters Monte Coelio, den nachmaligen Papst Gregor XVI., ausersehen; dieser aber, schüchtern und ruheliebend, habe die weite Reise gescheut und den Heiligen Vater gebeten, statt seiner einen andern zu senden, und Leos Wahl sei nun auf den spätern Kardinal P. Orioli gefallen. Dieser habe bereits seine Reisevorbereitungen getroffen gehabt, als die Kunde vom Tode des Zaren in Rom anlangte.*) Nach einigen Angaben soll auch der Geistliche, der an das Sterbelager Alexanders I. gerufen wurde, ein katholischer Priester gewesen sein.

Am 1. Dezember 1826 starb in Petersburg, 96jährig, Sieftrzencewicz, der Jahrzehnte hindurch der böse Dämon der katholischen Kirche in Rußland gewesen war. Sein Tod brachte den kirchlichen Verhältnissen keine Besserung, denn inzwischen hatte ja Nikolaus I. (1825—1855) den Zarenthron bestiegen und sein Vorgehen ließ bald erkennen, daß er es auf die Ausrottung des Katholizismus in seinem Reiche abgesehen hatte, nicht aus Irreligiosität, sondern weil er ein fanatischer Anhänger des griechischen Glaubens war. Schlag auf Schlag erließ er die Verordnungen, die die Bewegungsfreiheit der katholischen Kirche lähmten und die Gläubigen zu Märtyrern machten.

Obgleich Katharina ihr Möglichstes getan hatte, um die unierte Kirche zu vernichten, gab es immer noch über eine Million Unierter im Westen Rußlands; gegen diese richtete sich die Grausamkeit des Zaren zuerst. Er begann damit, daß er den Verkauf von Gebetbüchern, die für die griechischen Katholiken bestimmt waren, verbot; ein Jahr darauf erschien bereits ein härterer Befehl: alle jene Unierten, welche, um sich vor dem Schisma zu retten, zu Katharinas Zeiten und später den lateinischen Ritus angenommen hatten, sollten zum griechischen Ritus zurückkehren. Wie Katharina in Sieftrzencewicz, so fand Nikolaus in dem — später vom Zorne mit Orden und Gratifikationen reich bedachten — Verräter Josef Siemaszko einen eifrigen Gehilfen bei dem „Werk der Wiedervereinigung", wie die russische Regierung den Vernichtungskampf gegen die griechischen Katholiken nannte. Siemaszko, der einer gläubigen ruthenisch-unierten Pfarrersfamilie entstammte, war in dem von 1808 bis 1832 bestehenden, leider von josephinischem Geist erfüllten „Hauptseminar" in Wilna erzogen worden. Durch die Gunst des Bischofs von Luzk kam er rasch vorwärts, so daß er im Alter von 27 Jahren bereits Prälat war. Als Delegierter des Bischofs und als Mitglied des „Römisch-katholischen Kirchenkollegiums" erschien er im Herbst 1827 in Petersburg und übergab der Regierung ein Exposé über die Mittel und Wege, wie die unierte Kirche am schnellsten zu „bekehren" sei. Seine Vorschläge wurden vom Zaren genehmigt. Zunächst wurden die Klöster in Ruthenien

*) Pierling, L'Empereur Alexandre I. est-il mort catholique? Paris, 1901. — Moroni, Dizionario di Erudizione storico-ecclesiastica, 1852, t. LIX, p. 314—316. — Civiltà Cattolica, 1876, 4. Nov. — Gagarin, Tendances cath. dans la société russe. Paris, 1860, p. 37.

Digitized by Google

von 80 auf 20 reduziert und der Befehl erlassen, keine Polen in den Orden des hl. Basilius, dem diese Klöster gehörten, aufzunehmen. Der Eintritt ins Kloster wurde von der Erlaubnis des Kultusministers abhängig gemacht, — diese Erlaubnis wurde aber in den meisten Fällen verweigert. Ebenso erschwert wurde der Eintritt in die katholischen geistlichen Seminarien, deren Besuch nur Adeligen gestattet wurde; die Kandidaten mußten ihre Studien auf einer russischen Universität vollendet haben, Stellvertreter für den Militärdienst stellen, die Bewilligung vom Ministerium einholen und schließlich noch eine bestimmte Summe zum Besten der orthodoxen Geistlichkeit erlegen. — Dann begann die „Reinigung" der unierten Kirchen von allem, was an den lateinischen Ritus anklingt; „Orgel, Bänke, Beichtstühle und Kanzel wurden hinausgeworfen, ein Sängerchor und neue Zeremonien nach russischer Art wurden eingeübt; 1500 Meßbücher und ebensoviele Gesangbücher, welche in Moskau gedruckt waren, wurden beschafft; Ikonen und Kaiserpforten vor den Hochaltären, ganz nach russischer Manier, aufgestellt. Sechs Jahre hat es gedauert, bis dieses Werk der Reinigung des Ritus und der Kirchen überall durchgeführt ward, und Siemaszko gibt selbst zu, daß der Widerstand des Klerus, namentlich in Weißruthenien, so stark gewesen, daß wenig gefehlt hätte, und das ganze Werk wäre daran gescheitert." *)

Aber die russische Regierung besaß ja Mittel, diesen Widerstand zu brechen: sie wandte einfach Gewalt an. Die Priester, die sich nicht fügen wollten, wurden von Siemaszko abgesetzt, ihre Kirchen entweder geschlossen oder apostasierten Geistlichen anvertraut. Weigerte sich ein Pfarrer, die Übertrittserklärung zu unterschreiben, so wurde er in entlegene Gouvernements verbannt oder gar in ein schismatisches Kloster gesperrt, ja es kam vor, daß glaubenstreue Geistliche so lange körperlich mißhandelt wurden, bis sie sich zur Unterschrift bereit erklärten. — Als Siemaszko den Klerus auf diese Weise gefügig gemacht hatte, ging er daran, sein Verräterwerk durch einen letzten Schritt zu vollenden: er sammelte Unterschriften zu einem Gesuch, in dem die unierten Geistlichen in ihrem und ihrer ahnungslosen Pfarrkinder Namen den hl. Synod um Aufnahme in den Schoß der russischen Kirche, der „Kirche ihrer Väter", baten. Am 25. März 1839 wurde diese Bittschrift dem Zaren vorgelegt, der eigenhändig daraufschrieb: „Ich lobe Gott und nehme an." **) Die Union vom Jahre 1595 wurde für nicht mehr bestehend erklärt und zur Feier des Ereignisses eine Denkmünze geprägt, auf deren einer Seite das schismatische Kreuz in Sonnenstrahlen erglänzt und die Aufschrift „Triumph der Orthodoxie, 25. März 1839" zu lesen ist, während die andere Seite die Worte trägt: „Durch Gewalt getrennt (1596), durch Liebe vereint (1839)". ***)

Das „durch Liebe wiedervereinigte" Volk wußte zum großen Teil so wenig von dieser ihm widerfahrenen Wohltat, daß Siemaszko selbst, aus Furcht, es könne zu offenen Widersetzlichkeiten kommen, dem Wunsche des

*) Hist.-polit. Blätter für das katholische Deutschland. Bd. 104, S. 579.
**) Ebd. S. 585.
***) Im Jahre 1889 wurde in Rußland das 50jährige Jubiläum dieser „Wiedervereinigung" festlich begangen, wobei katholische Schulkinder gezwungen wurden, dem russischen Dankgottesdienste beizuwohnen.

Digitized by Google

hl. Synod nach einer offiziellen Feier des „Triumphs der Orthodoxie“ nicht entsprach und bei dem schismatischen Gottesdienst in Wilna für alle Fälle 500 Kosaken rund um die Kirche aufstellen ließ. Als das Volk allmählich von der „Wiedervereinigung“ erfuhr, war es nur durch Gewalt zum Kirchenbesuch zu bewegen und einzelne Gemeindeglieder ließen sich lieber zu Tode peitschen, als daß sie ihrem Glauben untreu wurden.

Nicht viel besser als der griechisch-unierten erging es unter Nikolaus I. der römisch-katholischen Kirche. Das erste Anzeichen der Feindseligkeit gegen diese war die Nachlässigkeit in der Besetzung der Bistümer, die im Falle der Erledigung jahrelang vakant gelassen wurden. Gleich nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1830 wurde dann die eigentliche Verfolgung der Katholiken aufgenommen, dem Papst aber wurde amtlich mitgeteilt, die Religion des Polenvolkes könne auf den Schutz des Zaren rechnen. Auf alle späteren Klage- und Mahnschriften aus Rom wurde mit Täuschungen, Ausreden, leeren Versprechungen geantwortet. — In einem einzigen Jahre (1832) wurden von den noch bestehenden 300 Klöstern der Metropole Mohilew 202 unter dem Vorwande, daß sie den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprächen, teils verkauft, teils den Schismatikern ausgeliefert; bald darauf wurde die Veröffentlichung päpstlicher Bullen in Rußland verboten, den Katholiken aber weiszumachen gesucht, der Heilige Stuhl bekümmere sich nicht mehr um sie. Um der griechischen Kirche neue Mitglieder zuzuführen, wurden den Katholiken, die eine Ehe mit Russen eingingen, Belohnungen ausgesetzt, jedoch blieb es dabei, daß die Kinder solcher Ehen in der griechischen Religion getauft und erzogen werden mußten. Wurden katholische Männer exiliert, so durften ihre Frauen ohneweiters eine zweite Ehe eingehen, wenn sie einen Russen zum Gatten wählten. Ein Ukas vom 2. Dezember 1839 versprach katholischen Verbrechern Amnestie, wenn sie zur Orthodoxie übertreten wollten, und erlaubte ihnen, zur Erinnerung an diese Heldentat eigens hierfür geprägte Denkmünzen am blauen Bande des heiligen Annenordens letzter Klasse zu tragen. Den Geistlichen wurde strengstens untersagt, ihnen unbekannte Personen zur Beichte und Kommunion zuzulassen; nach wenigen Monaten wurde dieses Verbot dahin verschärft, daß die Priester überhaupt nur ihren eigenen Pfarrkindern die Sakramente spenden sollten. Nun versuchte man, die Priester teils durch List, teils durch Gewalt zum Übertritt zu verleiten; war das gelungen, so mußte die Gemeinde, die von keinem andern Pfarrer pastoriert werden durfte, wohl oder übel dem Beispiel ihres Seelsorgers folgen. Die katholischen Pfarrer durften nicht mehr frei predigen, sondern mußten die Predigten aus bestimmten Büchern ablesen oder die von ihnen selbst verfaßten Reden der Zensur vorlegen; auf Flugschriften, die von russischen Schriftstellern gegen die katholische Kirche geschrieben wurden, durfte nicht erwidert werden; ebenso war es verboten, in den Seminarien die Lehren, die das Wesen der Kirche bilden, zu erläutern. Neue Gotteshäuser durften nicht errichtet, baufällige nicht restauriert werden. Kurz, es blieb nichts unversucht, was der Haß gegen die polnische Nation und die römische Kirche ersinnen konnte.

Nachdem zwei Jahrzehnte lang Willkür und Ungerechtigkeit geherrscht hatten, schien eine Beschwerdeschrift, die der Papst dem Zaren bei dessen

Digitized by Google

Anwesenheit in Rom im Jahre 1845 überreichte, Erfolg zu haben: es kam ein Konkordat zustande, das außer einigen andern Bestimmungen die Garantie für die Metropole Mohilew mit sechs und Warschau mit acht Suffraganaten enthielt. Erst im Jahre 1848 wurde diese Übereinkunft von der russischen Regierung ratifiziert und vom Papst der christlichen Welt verkündet; im selben Jahre wurde für die katholischen Kolonien im Süden Rußlands die Diözese Tiraspol mit der Residenz Saratow errichtet. Im übrigen blieb das Konkordat, das erst neun Jahre später in verstümmelter Form veröffentlicht wurde, ein toter Buchstabe und das Verhalten Rußlands gegen den Katholizismus änderte sich nicht, ja, als der katholische Klerus sich einmal auf den Vertrag zu berufen wagte, wurde ihm vom Ministerium offen erklärt, daß durch denselben der Stand der Dinge durchaus kein anderer geworden sei. Die Beschwerden des Papstes wegen der Nichteinhaltung der Abmachungen blieben unberücksichtigt.

Nur eine unierte Diözese war vor Verfolgungen ziemlich verschont geblieben, das war die gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstandene Diözese Chelm. Hier hatte Siemaszko nichts zu sagen, da dies Gebiet bei der Teilung Polens an Österreich gekommen war, nach dem Wiener Kongreß aber einen Teil des sogenannten Kongreßpolen bildete. Nikolaus I. hatte zwar den Versuch gemacht, auch die hier lebenden etwa 250.000 Unierten durch die „Wiedervereinigung" zu beglücken, war aber bei Bischof, Statthalter und Bevölkerung auf so hartnäckigen Widerstand gestoßen, daß er den Plan aufgab. Es sollte Alexander II. (1855—1881) vorbehalten bleiben, diese Überreste der Union zu vernichten. Furchtbar war die Enttäuschung, die dieser Herrscher, der sich in anderen Fällen so mild und edel erweisen konnte, den Katholiken bereitete. Polen knüpfte an seine Thronbesteigung die Hoffnung auf politische und religiöse Freiheit und wirklich schien es anfangs, als seien diese Hoffnungen nicht unberechtigt: bald nach seinem Regierungsantritt erlaubte Alexander II. den 300 bis 400 unierten Priestern, die in Haft und Verbannung lebten, die Rückkehr in die Heimat. Doch das Aufatmen, das hierauf durch Polen ging, verwandelte sich in Seufzen, als der Zar beim ersten Empfang des polnischen Adels in Warschau jene bekannten Worte sprach: „Keine Träumereien, meine Herren, alles, was mein Vater getan hat, ist wohlgetan!" Er bewies bald, daß er nicht nur die politischen Wünsche der Polen, sondern auch die Erwartungen auf Religionsfreiheit zu den „Träumereien" zählte.

Alle Maßregeln, die Nikolaus I. zur Unterdrückung des Katholizismus eingeführt hatte, blieben mit unbedeutenden Abänderungen bestehen und die Gewalttaten wurden in einer Weise fortgesetzt, daß man sich bei der Schilderung der Szenen, die sich in den Leidensjahren 1868—75 in einigen Teilen Polens abspielten, in das dunkelste Mittelalter versetzt wähnt. Nachdem Mittel wie: Schließung von Kirchen und katholischen Lehranstalten, das Gebot, beim Gottesdienst die russische Sprache einzuführen, obgleich die Landbevölkerung nur polnisch verstand, Konfiszierung aller mit lateinischen Buchstaben gedruckten Bücher, „Verbesserung" des Katechismus*) und der Gebet-

*) Bezeichnend ist, daß in dem neuen Katechismus bei Aufzählung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit das „die Gefangenen trösten oder erlösen" gestrichen war. (Vergl. Kirchenlexikon, Bd. 8, S. 1733).

Digitized by Google

bücher, Aufhebung der Wilnaer Rosenkranzfabrik, Verbot religiöser Vereine, Einschränkung des Religionsunterrichtes und Ähnliches nicht nützen wollten, ging man zu den Grausamkeiten über, die seinerzeit in Ruthenien angewendet worden waren, nur steigerte man sie diesmal bis zur Unmenschlichkeit. Bald waren die Gefängnisse überfüllt mit Priestern und Gläubigen, die der Deportation nach Sibirien harrten, nachdem man zuvor all ihr Hab und Gut eingezogen und sie halbtot gepeitscht hatte. — Am schwersten hatte die Diözese Chelm zu leiden. Es wurde ihr erklärt, daß seit der „Wiedervereinigung" von 1839 die Union nicht mehr existiere und daß sie sich daher als zur orthodoxen Kirche gehörig zu betrachten hätte, und als nun die Gemeindeglieder sich weigerten, den schismatischen Gottesdienst zu besuchen, trieben die Kosaken, die von der Regierung als Einquartierung in die Dörfer geschickt worden waren und die Bevölkerung in jeder erdenklichen Weise quälten, sie mit Peitschenhieben wie eine Herde Vieh in die Kirche hinein. Unmenschliche Mißhandlungen wurden an denen verübt, die allen Befehlen und Drohungen zum Trotz die heiligen Sakramente im geheimen von ausländischen Missionären empfingen oder lieber ohne jeden seelsorgerischen Trost lebten, als sich dem Schisma zuzuwenden. Zu Hunderten gingen die Unglücklichen durch die Peitschenhiebe und Bajonettstiche der Kosaken, die Hungerqualen im Gefängnis oder die Strapazen während des Transportes nach Sibirien zugrunde.*) — Auf die Bitten und Beschwerden des Papstes wurde ausweichend oder gar nicht geantwortet und schließlich in einem Ukas allen Abmachungen mit Rom die Verbindlichkeit abgesprochen; als dann gar der russische Geschäftsträger im Vatikan die katholische Kirche als mit den aufständischen Polen im Bunde stehend verdächtigte, brach Pius IX. alle Verbindungen mit Rußland ab (1877). Leo XIII. nahm sie wieder auf, in der Hoffnung, auf die russische Regierung günstig einwirken zu können; diese Hoffnung erfüllte sich zum Teil, denn Alexander III. (1881—1894) legte eine versöhnliche Stimmung an den Tag und es kam wiederholt zu einer Verständigung zwischen Rom und Rußland, die aber immer wieder durch neue Bedrängung der Katholiken in Polen gestört wurde. — Zu der am 27. Mai 1883 stattfindenden Krönung sandte der Papst auf Wunsch Alexanders III. den Nuntius in Wien, Vannutelli, nach Moskau; es war dies das erste Mal, daß ein päpstlicher Nuntius mit den Insignien seiner Würde offen in der Zarenstadt erscheinen durfte. Über die Reise Vannutellis, die ihn durch Polen führte, erzählt Prof. Chotkowski in den Historisch-politischen Blättern**) folgende rührende Episode:

„Seine Reise wurde auf das strengste geheimgehalten und der Lokomotivführer hatte die Weisung bekommen, sich mit dem Extrazuge nirgends aufzuhalten. Es geschah aber dennoch, daß das unierte Volk die Ankunft des Nuntius rechtzeitig erfahren hatte. Auf jeder Station sah nun der Nuntius große Menschenmassen, doch der Zug sauste vorbei. Aber in dem Städtchen

*) Näheres über das Martyrium dieser Glaubenszeugen bei Bojarski, „Neros Zeiten", Lemberg, 1878 (polnisch); Köln. Volksztg. 1890, N. 95—98; Germania, 6. April 1890; Hist. polit. Blätter Bd. 105 (S. 39 ff.) u. 106 (S. 730 ff., 801 ff., 889 ff.).

**) Bd. 106, S. 740.

Digitized by Google

Lukow ist eine Kreuzungsstation und der Zug mußte halten, weil er hier auf ein anderes Geleise kam. Augenblicklich war der Zug von Menschenmassen umringt. Das Volk warf sich vor die Lokomotive, so daß der Zugführer nicht fahren konnte; und nun erfuhr der Nuntius, daß dieses Volk, welches weinend die Hände zu ihm emporstreckte, die seit acht Jahren ‚bekehrten' Unierten seien. ‚Vater! rette uns, wir leben seit Jahren ohne Sakramente!' rief ihm das unglückliche Volk zu. — Der Anblick war so erschütternd, daß der Nuntius weinte. Ja, sogar die russischen Beamten konnten sich der Tränen nicht enthalten". — Und bei solcher Sachlage hatte die russische Regierung gewagt, Leo XIII. mitzuteilen, im Zarenreich gebe es keine Unierten mehr, da auch die letzten freiwillig zur griechischen Kirche übergetreten seien!

Als Nikolaus II., der jetzt regierende Zar, den Thron bestieg, machte sich eine tolerante Strömung bemerkbar; der Druck auf die fremden Nationalitäten ließ nach und Deutsche wie Polen, Katholiken wie Protestanten atmeten wieder auf. Und doch hat es der Revolutionsstürme der letzten Jahre bedurft, um die eingangs erwähnten Erleichterungen für den katholischen Klerus zu schaffen, und doch schmachten auch heute noch Glieder der einstigen unierten Diözese Chelm im Exil. Als Nikolaus II. anläßlich seiner Vermählung (26. Nov. 1794) ein Gnadenmanifest erließ, in dem u. a. den polnischen politischen Verbrechern die Freiheit geschenkt wurde, faßten sowohl einzelne Personen als ganze unierte Gemeinden, die im Schreckensjahr 1874 in entlegene Gouvernements exportiert worden waren und dort im Elend lebten, den Mut, Bittgesuche an den Zaren zu richten.*) Sie beriefen sich darauf, daß sie zu keiner Kategorie der Verbrecher gehörten, auf die das Manifest Bezug hatte, da sie allzeit treue Untertanen und gute Christen gewesen, und sie flehten um nichts als um die Erlaubnis zur Rückkehr in ihre Heimat und zum Glauben ihrer Väter. Diese in rührendstem Ton gehaltenen Bittschriften hatten keinen anderen Erfolg, als daß die Überbringer mit Gefängnishaft bestraft und die Deportierten unter noch strengere polizeiliche Aufsicht gestellt wurden.

Daß bei der Verfolgung des Katholizismus in Polen auch der Nationalitätenhaß eine große Rolle spielte, beweist der Umstand, daß es den deutschen Ansiedlern in den weiten Steppengebieten am Kaspischen und Schwarzen Meer und an der Wolga in vieler Hinsicht besser erging als ihren Glaubensbrüdern im westlichen Rußland. — Wie schon erwähnt, waren auf Aufforderung Katharinas II. im Jahre 1762 und später aus Deutschland — hauptsächlich aus Bayern, Sachsen, Württemberg, Elsaß-Lothringen, Tirol und der Schweiz — ganze Scharen von Kolonisten nach Rußland gekommen, um die weiten, fruchtbaren, aber von der spärlichen einheimischen Bevölkerung noch gar nicht angebauten Ländereien im Süden des Reiches zu besiedeln. Sie gründeten Niederlassungen, die bis heute ihre deutschen Be-

*) Eine Sammlung dieser Gesuche wurde 1896 in Krakau herausgegeben: „Aux pieds de Sa Majesté l' Empereur de Toutes les Russies. Les plus humbles pétitions des Catholiques du rite grec et latin de vouloir bien leur conserver la foi catholique-romaine".

Digitized by Google

nennungen behalten haben (Schönfeld, Lilienfeld, Katharinenstadt, Straßburg, Mannheim u. a.) und deren Bewohner zum größten Teil der Religion und Sprache des Mutterlandes treu geblieben sind, obgleich sie das Russische auch schon vor dessen Einführung in Amt und Schule (1870) soweit erlernten, daß sie sich mit den Eingeborenen verständigen konnten.

Unter der halben Million dieser Ansiedler befanden sich etwa 200.000 Katholiken, die durch den jährlichen Zuzug aus Deutschland — denn die russische Regierung erließ noch wiederholt Aufrufe zur Einwanderung und gewährte den Kolonisten verschiedene wichtige Privilegien, zu denen vor allem „Glaubensfreiheit in allen Stücken" gehörte, — an Zahl bald zunahmen. Sie siedelten sich in eigenen Dörfern, von den Angehörigen anderer Konfessionen getrennt an, zumeist im Gebiet der Wolga und des Kaspischen Meeres, und nahmen mutig den Kampf mit all den Schwierigkeiten auf, die sich dem Fremdling in einem unkultivierten Lande entgegentürmen. „Die Mehrzahl der Einwanderer bestand aus ärmeren Leuten, die zudem von Haus aus in der Regel keine Ackersleute, sondern kleine Handwerker waren, die sich auf der weiten Ursteppe und in den dichten Wäldern nur schwer eine gesicherte Existenz zu schaffen vermochten. Dazu kam namentlich für die Kolonisten auf dem Ost-Wolgaufer die sehr unangenehme Nachbarschaft der wilden Kirgisenstämme, welche mehr als einmal die neuen Ansiedlungen überfielen, ausraubten, viele Kolonisten ermordeten, andere als Sklaven mit sich fortschleppten und nach Asien hinein verkauften. Aus der Kolonie Marienthal wurden einst 330 Gefangene fortgeführt, Kinder und Greise getötet, Jünglinge und Männer gezwungen, den Götzen zu opfern. Ein unglücklicher Vater mußte in Mittelasien Zeuge sein, wie man seine beiden Töchter auf dem Markte verkaufte. Ein Priester, so erzählt die Überlieferung, hütete als Sklave am Ufer eines Flusses in Asien das Vieh seines Herrn. Zu seinem Troste sang er einst die lateinischen Psalmen, welche er aus dem Brevier auswendig wußte. Plötzlich antwortete ihm jemand mit einem lateinischen Psalmenvers vom andern Ufer her. Der arme Priester erkannte in ihm seinen ehemaligen Kirchendiener".*) — Nachteilig für die jungen Kolonien war es auch, daß die russische Regierung, die noch keine Erfahrung in Kolonisationsangelegenheiten hatte, anfangs jedermann ohne Ausnahme die Einwanderung gestattete, wodurch sehr viel untaugliche Elemente, die es daheim zu nichts gebracht hatten, ins Land kamen. Erst unter Alexander I. wurde ein Erlaß an die im Auslande befindlichen Kommissäre und Agenten gerichtet, demzufolge unter den Einwanderern eine Auswahl getroffen und diejenigen bevorzugt werden sollten, „welche in ländlichen Beschäftigungen und Handwerken als Beispiel dienen können".**)

Doch die Schwierigkeiten wurden mit Mut und Ausdauer überwunden und die Ansiedlungen mit der Zeit zu solcher Blüte gebracht, daß sie den russischen Bauern als Muster genannt werden konnten. Trotzdem dauerte es eine Reihe von Jahren, ehe die Einwanderer an den Bau hölzerner Bet- und Schulhäuser gehen konnten; einige miteingewanderte Geistliche versahen anfangs

*) Die kath. Missionen. 1906, S. 98.

**) P. Keller, Die deutschen Kolonien in Südrußland. Odessa, 1905. S. 29.

Digitized by Google

Gottesdienst und Unterricht, doch sie wurden alt und krank und erlagen bald den Entbehrungen und dem fremden Klima. Dann sandte die Regierung katholische Priester aus den Ostseeprovinzen hin, deren pekuniäre Lage bei der Armut der Kolonisten und dem sehr geringen Gehalt, den der Staat zahlte, nichts weniger als beneidenswert war, die sich aber trotzdem mit großem Eifer ihrem Beruf widmeten. Weniger ernst nahmen es damit die polnischen Geistlichen, die allmählich anstatt der aussterbenden Deutschen hinkamen. Ihr Wirkungskreis war außerdem durch ihre Unkenntnis der deutschen Sprache eingeschränkt; es dauerte stets geraume Zeit, bis der neue Pfarrer seinen Pfarrkindern die Beichte abnehmen, predigen oder sie unterrichten konnte. Auch die riesige Entfernung vom Metropolitansitz in Petersburg trug manches dazu bei, daß es um die Seelsorge in diesen vom Heimatslande abgetrennten, von andersgläubigen oder heidnischen Völkern umringten Gemeinden nicht zum besten bestellt war.

Alexander I. übertrug die Pastorierung der katholischen Kolonien den Vätern der Gesellschaft Jesu, die im Frühling 1803 zur Freude der Ansiedler bei ihnen eintrafen und sogleich ihre segensreiche Tätigkeit begannen. In den Aufzeichnungen eines alten Kolonisten aus dem Jahre 1863 fand A. Zottmann eine begeisterte Schilderung von dem Wirken der Väter: „Zur Zeit der Jesuiten wohnte brüderliche Liebe unter uns", heißt es da*), „Liebe, Friede und Eintracht, die Gott und den Menschen gefällt, und der Friedensengel schwang seine Palme. Aber nicht bloß in der Kirche waren sie tätig; sie verbesserten auch die Familienvereine, was das Sittliche betrifft, und hiemit begann auch zugleich rasch und mit starken Schritten der zeitliche Wohlstand besser vorwärts zu gehen . . . Der Segen Gottes stieg herab über Felder, Wiesen und Wälder, über Menschen und Tiere und sozusagen alles Heilbringende wurde unseren Wohnungen im reichsten Segen zuteil."

Wie schmerzlich mußten da die Einsiedler von der Ausweisung der Jesuiten, von deren Grund und Ursachen oben bereits gesprochen wurde, betroffen werden! Mit vielen Segenswünschen und heißen Tränen ließen die Gemeinden ihre treuen Hirten ziehen, sich bang fragend, wer jetzt für sie sorgen würde. — Die Regierung sandte nun Priester aus verschiedenen polnischen Klöstern in die Kolonien und somit trat der schon einmal empfundene Übelstand wieder ein, daß Pfarrer und Gemeinde verschiedene Sprachen redeten und sich erst nach längerer Zeit verständigen konnten. „Der deutsche und polnische Charakter sind außerdem so verschieden, daß die Seelsorge überhaupt dadurch erschwert war; ferner waren es nicht immer die besten Elemente, die aus den Heimatsdiözesen entlassen worden waren."**) So waren die kirchlichen Zustände ziemlich unhaltbar geworden, als infolge des Konkordates vom Jahre 1848 eine eigene Diözese für die Kolonisten im südlichen Rußland errichtet wurde. Zum Bischofssitz wurde Saratow, die schöngelegene Gouvernementsstadt am rechten Wolgaufer, bestimmt, den Namen aber erhielt die Diözese auf Wunsch der russischen Geistlichkeit von der kleinen Kreisstadt Tiraspol im Gouvernement Cherson, obgleich es dort nur wenige

*) Al. Zottmann, Franz X. v. Zottmann. München, 1904. S. 103.

**) Ebd., S. 105.

Digitized by Google

Katholiken gab, die nicht einmal eine Kirche besaßen. — So entstand eine Diözese, die nicht nur die ausgedehnteste von Europa*), sondern in mancher Hinsicht auch eine der eigenartigsten und bemerkenswertesten auf der ganzen Erde ist; die Verschiedenheit der Diözesanen in Sprache, Nation, Tracht und Sitten bietet das größte Interesse: außer deutschen, italienischen und französischen Einwanderern gehören zu ihnen Russen, Polen, Grusinier, Kirgisen, Tscherkessen, Armenier und noch manche der eingeborenen Volksstämme, die sich vom Heidentum zum Katholizismus bekehrt haben. Daß ein Sprachengemengsel, wie es in dieser Diözese herrscht, die Obliegenheiten der dortigen Geistlichen ebenso wenig erleichtert wie die enormen Entfernungen der einzelnen Dörfer und Städte von einander, ist leicht einzusehen.

Erst im Jahre 1850 wurde der neu errichtete Bischofsstuhl mit dem ersten Bischof, dem Dominikaner Ferdinand Helanus Kahn, besetzt, der infolge von Altersschwäche und Kränklichkeit nicht fähig war, die im Laufe der Zeit eingewurzelten Mißstände zu beseitigen, und auch nicht die Energie besaß, bei der russischen Regierung das Einhalten der gegebenen Versprechungen — Bau einer Kathedrale, einer Bischofswohnung und eines Seminars u. a. — durchzusetzen. Ein Seminar wurde nach einigen Jahren zwar eröffnet (1857), aber in gemieteten, dem Zwecke kaum entsprechenden Räumen; auch fehlte es an deutschen Lehrern. Nach dem Tode Kahns blieb die Diözese gar acht Jahre lang ohne Bischof unter alleiniger Obhut des Kapitelvikars Lipski, dem es gleichfalls an Tatkraft und Gesundheit mangelte, um eine Besserung der kirchlichen Zustände herbeizuführen.

Da wurde im Jahre 1872 der bisherige Rektor des Seminars Franz Xaver Zottmann zum Bischof von Tiraspol ernannt und nun ging's mit der Diözese von Jahr zu Jahr vorwärts. Die Vielgestaltigkeit des Lebenslaufes, die seltenen Charaktereigenschaften und das arbeits- und erfolgreiche Wirken dieses Kirchenfürsten verdienen ein näheres Eingehen.

Zottmann wurde am 27. Juni 1826 als Sohn eines bescheidenen Kaufmannes in dem kleinen bayrischen Städtchen Ornbau geboren. Nach dem frühen Tode der Mutter, die sich infolge langjähriger Kränklichkeit nicht viel um die Erziehung ihrer sechs Kinder kümmern konnte, kam eine liebevolle und pflichttreue Stiefmutter ins Haus, der Franz Zottmann sein ganzes Leben hindurch Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewahrt hat und die den Keim zu allem Guten in das Herz des Knaben legte. Trotz eines Augenleidens, das sich schon in frühen Jahren einstellte und später oft wiederkehrte, hatte Franz das Gymnasium mit 20 Jahren beendet und beabsichtigte nun, sich zunächst durch eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung auf den Priesterstand vorzubereiten, zu dem es ihn von Kindheit an zog. Er hörte an der Universität Würzburg philosophische, philologische und theologische Vorlesungen, besuchte dann das bischöfliche Lyzeum in Eichstätt, ohne in das Seminar einzutreten, und machte schließlich noch ein sechssemestriges Studium an der Münchener Universität durch. Während seiner Studienjahre bestritt er seinen Unterhalt fast gänzlich aus dem Erlös von Privatstunden, denn

*) Sie erstreckt sich über die Gouvernements Saratow, Samara, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien und Bessarabien und umfaßt etwa 1,000.000 km².

Digitized by Google

der Zuschuß von zu Hause war — besonders seit dem 1850 erfolgten Tode des Vaters — recht unbedeutend. Doch seine Liebe zu Kindern und seine Gutmütigkeit verleiteten ihn oft auch, unentgeltlichen Unterricht zu erteilen oder das sauer verdiente Geld zum Besten anderer zu verwenden.

Eben hatte Zottmann das Examen als Lehramtskandidat abgelegt, als die Aufforderung an ihn erging, bei dem griechischen Gesandten am russischen Hof, Minister Zographos, eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Reiselust und die Aussicht, sich ohne Sorgen und Entbehrungen auf die Doktorwürde und das akademische Lehramt vorbereiten zu können, ließen ihn einwilligen und im Herbst 1853 reiste er nach Petersburg ab, ohne zu ahnen, daß das fremde Rußland bald seine neue Heimat werden sollte. Mitten in dem gesellschaftlichen Trubel, in den Zottmann gegen seinen Willen in dem vornehmen Hause geriet, blieb er sich und seinen Plänen treu und arbeitete mit Ernst und Eifer an seiner Weiterbildung, immer den dereinstigen Priesterberuf im Auge behaltend. Ebenso hielt er's in Moskau, wo er, als Zographos 1854 Petersburg verließ, in ähnlicher Stellung wie bisher in das Haus eines reichen deutschen Bankiers kam. Er erlernte die russische Sprache so gründlich, daß er an der Moskauer Universität das russische Lehramtsexamen machen konnte, das ihn berechtigte, an einem dortigen Gymnasium zu unterrichten. „Die sich nun immer mehr eröffnenden glänzenden Aussichten für die Zukunft für russische Stellen ließen auch den Gedanken wieder auftauchen, den Priesterberuf hintanzusetzen und ganz in der Welt zu leben, eine Familie zu gründen."*) Doch dieser Gedanke verflog schnell und 1859 folgte Zottmann dem Zureden einiger Bekannten, nicht in Bayern, sondern in Rußland Priester zu werden, da in den Kolonien großer Mangel an Geistlichen herrsche; er reiste also nach Saratow und wurde mit Freuden in das Diözesanseminar aufgenommen.

Am 29. Juni 1860 erfolgte die Priesterweihe und bald darauf die Anstellung als Vikar der Dompfarrei, aber bereits im Februar 1861 wurde Zottmann zum Inspektor oder Subregens des Seminars und Professor an demselben ernannt, in welcher Stellung er sich sowohl durch seine Leistungen als seine Charaktereigenschaften die höchste Zufriedenheit seines Oberhirten erwarb.

Die nächsten Jahre gestalteten sich für das Saratower Seminar besonders schwierig; die Verfolgung des Katholizismus in Polen warf ihre Schatten bis in den fernen Süden. Die Regierung erinnerte den Bischof wiederholt daran, in der Leitung und Pastorierung seiner Diözese das deutsche Element vorherrschen zu lassen, da man nicht gesonnen sei, mitten im Reich einen neuen polnischen Sprengel entstehen zu lassen. Woher aber sollten die deutschen Kräfte genommen werden? Die Kolonistensöhne, die in das Seminar eintraten, verließen es bald wieder, da ihnen der Unterricht der polnischen Professoren nicht zusagte, und es stand zu befürchten, daß nach dem Tode Bischof Kahns die Diözese wieder aufgehoben werde. — Da übernahm Zottmann mit Einwilligung des Bischofs die Umgestaltung und Festigung des Seminars, reiste nach Deutschland (1864) und warb dort einige tüchtige

*) Zottmann, S. 61.

Digitized by Google

deutsche Professoren an. Inzwischen starb Kahn und Lipski wurde zum Kapitelvikar ernannt, wodurch die Angelegenheit wieder in die Länge gezogen ward. Erst im Februar 1865 kam sie in der Weise zum Abschluß, daß an Stelle des bisherigen polnischen Rektors Zottmann der Leiter des Seminars wurde. Es gelang ihm in wenigen Jahren, die Anstalt in die Höhe zu bringen, obgleich Anfeindungen von polnischer Seite bei den ohnedies verwickelten Verhältnissen seine Stellung zu keiner leichten gestalteten. Mit den gleichen Schwierigkeiten hatte er — nur in noch verstärktem Maße — nach seiner Ernennung zum Bischof zu kämpfen, er aber „arbeitete durch Schrift und Wort, durch sein eigenes Beispiel und eine geradezu erstaunliche Tätigkeit auf allen Gebieten rastlos auf die geistige, sittliche und selbst materielle Hebung seines Sprengels, zumal der deutschen Kolonien, hin. Er war es auch, der durch Kollekten die nötigen Mittel zum Bau einer würdigen Kathedrale zusammenbrachte, die heute eine Zierde Saratows bildet. Er übersiedelte Priester- und Knabenseminar in ein eigenes entsprechendes Gebäude und scheute kein Opfer, um die Anstalten ihrem eigentlichen Zwecke, der Heranbildung eines tüchtigen deutschen Pfarrklerus, zuzuführen. Tatsächlich gingen aus dem Seminar von 1865—1882 nicht weniger als 68 Priester, 49 Deutsche, 17 polnische und 2 grusinische (georgische) hervor.“*) — Zugleich verstand Zottmann es, ohne die Rechte der Kirche preiszugeben, sich mit der Regierung so zu stellen, daß er sich in seiner Diözese manches erlauben konnte, was den polnischen Bischöfen verboten war: er durfte Hirtenbriefe in die Diözese hinaussenden, Firmungs- und Visitationsreisen machen, religiöse Vorträge halten, Kollekten zum Besten der Kirche veranstalten und den Verkehr mit dem Heiligen Stuhl, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, aufrechterhalten. Während eines Urlaubes führte er einen von Jugend auf gehegten Wunsch aus und besuchte von Deutschland aus Rom. „Es war das erstemal, daß ein russischer Bischof am Grabe der Apostelfürsten sich einfand und die Schwellen des Vatikans überschritt. Strahlenden Auges erzählte er oft, wie ihm Leo XIII. oben auf der Stiege entgegengekommen und ihn mit offenen Armen empfangen habe. Seitdem hat sich in Rußland die Sachlage für die Kirche günstiger gestaltet und es ist für russische Bischöfe eine Romreise viel leichter möglich; um so bedeutungsvoller und denkwürdiger war diese Huldigung des ersten russischen Bischofes in Rom an den Hl. Vater am 30. Dezember 1882.“**)

Die Verdienste Zottmanns um die Kirche waren so groß und seine Tätigkeit für die Tiraspoler Diözese von solcher Bedeutung, daß der Papst die wiederholte Bitte des kränklich und müde gewordenen Bischofs, resignieren zu dürfen, nicht erfüllen wollte. Erst 1888 wurde ihm ein längerer Urlaub bewilligt und, da dieser keine genügende Erholung brachte, die Resignation genehmigt. — Seine letzten Lebensjahre verbrachte Zottmann teils in Deutschland, teils an der adriatischen Küste, trotz zunehmender Kränklichkeit und des schnellen Schwindens des Augenlichtes immer noch mit Studien und Lektüre beschäftigt und seine Freistunden der Wohltätigkeit widmend. Er

*) Die katholischen Missionen, 1906, S. 100.

**) Zottmann, S. 153.

Digitized by Google

starb am 12. Dezember 1901 in seiner Geburtsstadt Ornbau, woselbst seine Leiche in der Gottesackerkirche vor dem Hochaltar beigesetzt wurde.

Nach Zottmanns Resignation wurde die nun schon wohl organisierte Diözese durch Anton Zerr, ein Kind der deutschen Kolonien in der Odessaer Gegend und Zögling des Saratower Seminars, in würdiger Weise weitergeleitet. Als auch Zerr wegen zunehmender Kränklichkeit frei resignierte (1902), folgte ihm auf dem Bischofsstuhl Baron Eduard von der Ropp, der einer baltischen Adelsfamilie entstammt und schon als Propst in Libau (Kurland) durch seine bedeutenden Fähigkeiten und seine Frömmigkeit die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Nach kaum zweijähriger erfolgreicher Tätigkeit wurde er zum Kummer seiner Diözesanen aus Saratow nach Wilna versetzt; seitdem er in diesem Jahre in die Duma gewählt worden war, wurde sein Name öfters in den Zeitungen genannt und zuweilen auch mit falschen Gerüchten in Verbindung gebracht.

Der jetzige Bischof, Josef Keßler, ist bereits der zweite Kolonistensohn, der den Bischofsstuhl besteigen durfte: er stammt aus dem Kirchdorf Louis im Gouvernement Samára.

Bis zum Regierungsantritt Alexanders III. bestand in den Kolonien noch das Recht der Selbstverwaltung, das ihnen bei der Einwanderung gewährt worden war, dann aber wurden sie den russischen Landvögten unterstellt, die die Beschlüsse der Gemeinden zu bestätigen haben. Diese Landvögte, denen jedes Verständnis für religiös-kirchliche Angelegenheiten mangelt, haben nicht immer zum Vorteil von Kirche und Schule gewirkt. Auch ist es nach wie vor schwer, eine genügende Anzahl von gebildeten, religiös gesinnten deutschen Lehrern zu beschaffen und einen ausreichenden Weltklerus heranzubilden, zumal den Kolonisten, die oft unter Mißernten zu leiden haben, die Mittel zur notwendigen Ausgestaltung des Priester- und Knabenseminars immer noch fehlen. Dennoch zählt die Diözese, die ihre Erhaltung in kritischer Zeit hauptsächlich dem Wirken Zottmanns verdankt, heute bereits zu den am besten organisierten Rußlands. Die meisten Kolonien besitzen stattliche, würdig geschmückte Kirchen. „Für die sehr beliebte Kreuzwegandacht werden aus dem Westen die würdigsten Darstellungen beschafft. Neben der Kreuzwegandacht blühen in allen Gemeinden das vierzigstündige Gebet, die Maiandacht und vorab der heilige Rosenkranz. Manche Gebräuche und Andachten, wie z. B. die alljährlich gehaltene St. Wendelinusmesse, erinnern in manchen Kolonien deutlich an die alte Heimat, deren sprachliche Eigenarten hier noch unverfälscht nachklingen. Auch der Kirchengesang wird an der Wolga wie an den Gestaden des Schwarzen Meeres mit echt deutscher Sangeslust gepflegt. Mancherorts wird seit Jahren der lateinische Choral gesungen. . . Die Primiz eines jungen Priesters ist bei unseren südrussischen Katholiken eine ebenso rührende und erhebende Feier wie in der alten Heimat, und das fünfzigjährige Jubiläum der Unbefleckten Empfängnis fand in allen Kolonien ein lautes, begeistertes Echo.“ *)

So gedeiht dort in der Ferne, inmitten fremder und zum Teil feindlicher Völker, unbezwungen durch die oft beängstigend drohenden Verhältnisse

*) Die katholischen Missionen, 1906, S. 128.

Digitized by Google

ein schönes Stück deutsch-katholischen Lebens und Geistes. Wird die Zukunft es erhalten? Werden nicht nur für die Tiraspoler Diözese, sondern für den Katholizismus in Rußland überhaupt jetzt wirklich bessere Tage kommen? Die russische Regierung hat gerade der katholischen Kirche gegenüber so oft schon nicht gehalten, was sie versprach, daß man's kaum wagt, auf das Toleranzedikt Nikolaus' II. zu bauen. Gingen die Ministerialkanzleien doch bereits wenige Monate nach dem Erscheinen des Ediktes daran, es durch verschiedene Einschränkungen und Abänderungen für die Praxis fast wertlos zu machen! Doch die Standhaftigkeit und Kraft, die die katholische Kirche in jahrhundertelangem Kampf bewiesen, lassen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß sie auch in Zukunft, mag diese bringen, was sie wolle, nicht unterliegen, sondern sich zu endlichem Siege durchringen werde.

Spinne am Morgen.

Von Fr. Castelle—Aachen.

Die Braut:

Mach' ich kaum das Fenster auf,
Lenkst du schon am silbernen Faden
Heimlich zu mir hinein den Lauf,
Und ich hab' dich doch nicht geladen.
Spinne, Spinne! Was willst du hier?
Bringst du Sorge, bringst Kummer mir?

Nein, nicht Kummer! Du bist wohl nur
Meines Geliebten Gesandte,
Der am Abend die Schritte nur,
Nicht die Gedanken wandte,
Der dich geschickt, daß du sinnst und spinnst
Und meine ersten Grüße gewinnst.

Und die sind ja so froh, so frei
Jeglicher kümmernder Sorgen.
Drum komm' näher nur, komm' nur herbei,
Emsige Spinne am Morgen,
Spinne nur weiter, vor und zurück,
Spinne uns beiden ein ewiges Glück!

Digitized by Google

Fragmente

aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers

Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Lösch, Mähren.

V.*)

Mir fällt eben eine mit Baron Tinti gehabte Unterredung ein, an die sich eine kurze Ausführung über eine nicht unwichtige Frage knüpfen läßt.

Es war in einem der letzten Monate meiner Amtsführung, jedoch noch vor der Berufung des außerordentlichen Reichsrates, als Baron Tinti — der frühere Verehrer Schmerlings, der übereifrige Zentralist und jetzt willige Dualist, welcher glaubte, konservativ zu sein, wenn er die deutschliberalen Bestrebungen mit seinen wässerigen Gedanken versetzte — mich mit seinem Besuche beehrte. Zweck dieses Besuches war die Unterstützung der Wünsche eines der vielen Ordenssüchtigen Wiens nach der Kriegsepoche. Baron Tinti ging bei dieser Gelegenheit sehr gerne auf eine politische Konversation ein, und da war natürlich der „Reichsrat", der ihm bei seiner Eitelkeit und

*) Die folgenden, zur Veröffentlichung gelangenden Ausführungen Belcredis befassen sich eingehend mit der am meisten angefeindeten Regierungsmaßregel seines Ministeriums, mit der sog. Sistierung. In außerordentlich scharfsinniger Weise, in stets vornehmer Polemik wird deren Notwendigkeit und Berechtigung begründet, so daß dieser staatsrechtliche Exkurs für die Geschichte österreichischen Verfassungslebens und Konstitutionalismus von großer Bedeutung ist. Es erschien daher dem Herausgeber zur Komplettierung des bisher Veröffentlichten notwendig und angemessen, auch dieses Fragment nun zu publizieren, wenn es auch vielleicht in einem weiteren Leserkreise nicht jenem spannenden Interesse begegnen dürfte, welches dem im Juli dieses Jahres publizierten Fragmente mit Recht zukommt. Belcredi selbst bezeichnet das gegenwärtige Fragment als: „Notizen politischer Natur, die Sistierung betreffend. Geschrieben 11. März 1869." Hervorgerufen sind diese Notizen durch eine persönliche Begegnung mit dem damaligen Abgeordneten Baron Tinti. Bald werden 40 Jahre seit jener Zeit verflossen sein! Der lange Zeitraum hindert aber nicht, daß diesen Schilderungen der Vergangenheit ein höchst aktuelles Interesse innewohnt. Möchten selbe dazu dienen, Belcredis Wesen und Wirken in das rechte Licht zu stellen und im Zusammenhange mit den bisherigen Publikationen das edle Bild seiner Persönlichkeit ungetrübt durch irrtümliche oder parteiische Entstellung in seinem vollen Glanze vor der gegenwärtigen Generation erscheinen zu lassen! Dann ist eine der vornehmsten Aufgaben dieser Veröffentlichungen — nebst der Feststellung der historischen Wahrheit — erfüllt und wir können mit einem Gefühle der Befriedigung von unseren Lesern für jetzt Abschied nehmen, da außer einigen kleineren Miszellen und einem Exkurse über das Domänenpfandbriefanlehen, welches im letzten Fragmente erwähnt wird, das zur Veröffentlichung derzeit geeignete Material erschöpft ist. Der Herausgeber.

Digitized by Google

Redegier eine Art Lebensbedürfnis geworden war, das erste Wort, was er aussprach. Tinti sagte, er könne wohl begreifen, daß ich mich zur Sistierung des „weiteren Reichsrates" veranlaßt fand, hiezu habe der Ausgleich mit Ungarn gedrängt (ein immerhin beachtenswertes Geständnis eines Zentralisten); aber unbegreiflich werde es ihm stets bleiben, daß ich den „engeren" Reichsrat „in seiner Tätigkeit störte." Überraschen konnte mich diese Äußerung allerdings nicht, es berührte dieselbe ja ein schon bis zur Ermüdung in den Journalen besprochenes Thema. Interessant war mir nur, abermals konstatieren zu können, daß die Deutschliberalen für Rechtsgründe absolut unempfänglich sind, wenn diese mit ihren eigenen Interessen in Kollision geraten.

So war es bereits im Jahre 1861, so ist es geblieben bis zum heutigen Tag. Gleich nach dem ersten Zusammentreten des Reichsrates im Jahre 1861 lagen in der Haltung der Ungarn und Kroaten, in der Haltung der Slaven der nicht ungarischen Länder Gründe der zwingendsten Art, sich mit der Rechtsfrage, mit den Rechtsgrundlagen der neugeschaffenen Versammlung zu beschäftigen. Schon die leeren Bänke des Beratungssaales forderten sehr nachdrücklich zur Beantwortung der Frage: Was sind wir? Was sollen und was können wir? auf. Von slavischer Seite wurden diese Fragen zwar gleich in den ersten Sitzungen angeregt, hatten aber keine andere Folge, als daß die Blicke der deutschen Majorität sich ängstlich der Ministerbank zuwandten. Schmerling sollte diese Frage beantworten, die Versammlung fühlte wunderbarerweise keinen Beruf dazu. Einen kindlicheren Sinn hat wohl kaum jemals ein im Herzen Europas tagendes Parlament bekundet.

Schmerling war damals nicht bloß Minister, er war auch, gleich einem absoluten Herrscher, die Personifikation des Parlamentes. Sein Wille, seine Gedanken waren auch die Gedanken und der Wille des Parlamentes. Man hat ihm später so oft einen Vorwurf daraus gemacht, daß er diese außerordentlich günstige Lage nicht durch ein energisches Vorgehen zu verwerten verstand. Mit Unrecht sagt man dies. Eine Versammlung, die sich selbst nicht fühlt, ist machtlos, kann daher einer Regierung kein Atom einer Kraft zuführen. Die Situation, für einen Minister scheinbar so günstig, war vielmehr ein deutliches Memento mori für ihn und für sein System. Die Getreuen in der Versammlung waren rat- und kraftlos, — die Ungetreuen außerhalb der Versammlung wußten Rat und hatten Kraft. Nur ein äußerst behutsames Auftreten der Regierung konnte dem Vegetieren des Parlamentes die Frist erweitern. Jede sogenannte Energie hätte nur zu einer Illustration der Schwäche des Systems selbst geführt. Die Verfassung war von Anfang an ein totgeborenes Kind und konnte nur fünfthalb Jahre lang eine Scheinexistenz führen, weil die ungarischen und kroatischen Vertreter ferne blieben, die Verfassung vor einer wirklichen Existenz bewahrten. Wären die Vertreter der östlichen Länder im Reichsrate erschienen, so wäre dessen wahrer Geburtstag zugleich sein Sterbetag gewesen; denn jene Abgeordneten, vereint mit der föderalistischen Opposition, hätten die Majorität gebildet, sie hätten den Reichsrat beherrscht und, wie die Dinge lagen, diese Herrschaft nur dazu benützt, sogleich den Todesstreich zu führen.

Digitized by Google

Dies fühlten und wußten im Reichsrat alle und es war den Ungarn auch kein Geheimnis. Diese stellten aber das Recht höher als die Opportunität, sie wollten die Bahn des Rechtes keinen Augenblick verlassen und hierin offenbarte sich eine gesunde Kraft, die durch die stumpfen Opportunitäts-Waffen ihrer Gegner nicht zu überwältigen war. Kann es aber wohl einen schlagenderen Beweis für die Unhaltbarkeit einer Verfassung geben als den, daß sie nicht leben *darf*, wenn sie nicht sogleich sterben soll?

Wir erleben nun bei der Dezemberverfassung in kleinerem Rahmen die zweite Auflage eines seiner Anlage nach verfehlten Werkes. Die Tschechen haben nun die Rolle der Ungarn übernommen, das Resultat wird ganz dasselbe sein.

Auch Schmerling schwieg wochenlang und ich erinnere mich noch sehr wohl an jene bange Zeit, da der Reichsrat — nämlich die Versammlung, die man wenigstens so nannte, — in vollster Ungewißheit über seine Natur und Berechtigung gar nicht wußte, womit er seine Zeit ausfüllen solle. Die Regierung hatte keine Vorlagen gemacht und das Rumpfparlament wußte ja gar nicht, wozu es berechtigt und nichtberechtigt sei.

Erst gegen Ende Juni, nachdem man nach der den meisten sympathischen Diätenfrage gegriffen hatte, um das utile cum dulci zu mischen und die Zeit angenehm hinzubringen, erklärte Schmerling, daß der Reichsrat zwar als der „*weitere*“ berufen wurde, aber, nachdem es in den ungarischen Ländern noch nicht zur Wahl gekommen sei, von der Regierung vorläufig als der „*engere*“ betrachtet werde. Gleich bei der Publikation des Februar-Statutes wurde der Reichsrat für den 23. April nach Wien berufen. Schmerling in seiner bureaukratischen Anschauungsweise hatte nur das Formelle der Wahlprozedur im Auge. Dieses konnte, wenn alle Bureaus hübsch tätig waren, in der Frist von acht Wochen für Landtag und Reichsrat bewältigt werden. Auf das Essentielle, nämlich auf die Haltung der Stephanskrone, nahm er gar keine Rücksicht. Für den sogenannten engeren Reichsrat waren gar keine Vorlagen der Regierung ausgearbeitet, ein deutlicher Beweis, wie leichtsinnig und optimistisch man die Lage beurteilt hatte. Wahrscheinlich war man in der Erwartung, daß der berufene weitere Reichsrat sich auch wirklich rechtzeitig versammeln werde, gewillt, demselben das Budget zur Beratung zu unterbreiten. — Jene Erklärung Schmerlings vom Juni 1861 befreite die Reichsratsmajorität von dem Alp, der sie drückte. Er hat es gesagt, — also sind wir richtig der „engere“ Reichsrat. So lautete das Raisonnement der weit überwiegenden Mehrheit der Versammlung. Die Zweifel einzelner Abgeordneten in die Richtigkeit dieser Auffassung blieben unbeachtet. Ein Zeichen politischer Reife wird niemand darin suchen, allein ebensowenig läßt sich verkennen, — ohne jede Ironie sei es gesagt, — daß hierin ein Zug der Gutmütigkeit und loyalen Ergebenheit für Kaiser und Regierung lag, der die österreichische Bevölkerung auszeichnet und bei richtiger Auffassung von hohem Werte ist. Jede andere Versammlung, in der bereits ein Verständnis für die Bedeutung der Aufgabe eines Parlamentes erwacht ist, würde in jenen Worten Schmerlings eine direkte Aufforderung erblickt haben, ihre Lage vom Rechts- und Opportunitätsstandpunkt einer gründlichen Erwägung zu unterziehen. Hatte ja doch die Regierung selbst durch die endlich abgegebene Er-

Digitized by Google

klärung ihre Unsicherheit und Unklarheit in der Beurteilung der Situation, in der Auffassung der Rechtsfrage an den Tag gelegt. — Der Reichsrat wurde als „weiterer" berufen; die Thronrede hat ihn als solchen behandelt und mit keinem Worte der Funktion des „engeren Reichsrates" gedacht. Wie kam nun die Regierung dazu, ihn für den „engeren" zu erklären? Hatte eine solche Erklärung im Widerspruch mit der Berufung und Thronrede irgend welche Rechtskraft? Diese Frage hätte bei einiger Überlegung nur verneint werden können. Das Februarstatut sprach allerdings nur von der jährlichen Berufung des „Reichsrates" durch den Kaiser, nachdem es ja überhaupt nur einen Reichsrat gab, der aber in seinen Funktionen und seiner durch diese bedingten Zusammensetzung eine Verschiedenheit zeigte.

Eben dieser letztere Umstand machte es aber notwendig, die Funktionsberechtigung aus dem Inhalt der kaiserlichen Berufung abzuleiten und diese letztere danach einzurichten, da ja sonst die aus den ungarischen Ländern zu entsendenden Mitglieder, deren Mitwirkung sich auf die Angelegenheiten des Gesamtreiches beschränkte, niemals hätten beurteilen können, ob die Berufung auch ihnen gelte oder nicht. In den späteren Jahren des Schmerlingschen Regimes ist auch die Berufung des Reichsrates als „weiteren" besonders betont und in der Thronrede auf die Konvokation und Tätigkeit des „engeren" Reichsrates speziell hingewiesen worden. Der Reichsrat selbst hat in dieser späteren Zeit nicht bloß in Interpellationen, sondern auch in Adressen auf eine besondere Berufung des „engeren" Reichsrates hingewiesen. Schmerling erkannte später die Notwendigkeit, die Funktionen, zu denen der Reichsrat berufen wurde, selbst dann zu präzisieren, wenn es sich um Angelegenheiten des Gesamtreiches handelte, obwohl hier der allgemeine Ausdruck „Reichsrat" genügen konnte, da dieser ja in erster Linie für die Reichsangelegenheiten bestimmt war. Sollte seine Konvokation aber für die ihm erst in zweiter Reihe zugewiesenen Angelegenheiten der nichtungarischen Länder gelten, so war hierüber die kaiserliche Erklärung absolut nötig. Im Jahre 1861 war sich aber der Schöpfer dieser Verfassung — Schmerling — selbst darüber vollkommen unklar und der Reichsrat fand sich nicht veranlaßt, ihn in dieser Unklarheit zu stören.

Selbst als der ungarische Landtag in seiner Adresse vom August 1861 den Faden der Unterhandlungen für „abgerissen" erklärte und infolgedessen aufgelöst wurde, selbst als hierauf die Lehre der Rechtsverwirkung Ungarns von Schmerling im Reichsrat vorgetragen und das Budget dem Reichsrat in seiner Unvollständigkeit vorgelegt wurde, als endlich im Jahre 1863 Siebenbürgen auf Grund eines oktroyierten Wahlstatutes für seinen Landtag in diesem auch die Entsendung von Reichsratsdeputierten beschloß, — selbst nach allen diesen gewiß eindringlichen Mahnungen fand sich die Versammlung zu keiner selbständigen Prüfung der politischen Lage veranlaßt, sondern folgte willig der Regierung. Die in den letzten Jahren der Reichsratstätigkeit ausgesprochenen Wünsche nach Berufung des ungarischen Landtages — ohne daß aber der Reichsrat im mindesten gewillt war, den eigenen Standpunkt aufzugeben, — lieferten nur den Beweis, daß die Unklarheit dieser Körperschaft womöglich noch größer war als jene der Regierung. Diese wenigstens wußte, daß mit dem ungarischen Landtage unter so bewandten

Digitized by Google

Umständen nichts anzufangen sei. So wandelte man denn den Irrweg mit geschlossenen Augen weiter; mit jedem Jahre steigerte sich die Rechtsverwirrung, bis sie endlich einen Grad erreicht hatte, der ein Zerhauen des unlösbar gewordenen Knotens erforderte, sollte nicht alles in der Begriffsverwirrung untergehen.

Tinti hatte nun mit jener Äußerung wenigstens anerkannt, daß die Politik der Tatsachen, die man Ungarn gegenüber bis zu ihren letzten Konsequenzen verfolgte, erfolglos war und eine Umkehr nötig machte. Die durch das September-Patent 1865 inaugurierte Politik war aber ihm und allen seinen deutschliberalen Gesinnungsgenossen auch nur eine neue Tatsache, mit der man sich abzufinden gedachte, wenn sie zur Versöhnung Ungarns führte. Er war aber immer noch weit entfernt, die Frage des Rechtes in Erwägung zu ziehen, jenes Rechtes, welches das von ihm so hochgehaltene Februar-Statut selbst formuliert hatte. Es erscheint unglaublich, ist aber dennoch vollkommen wahr, daß die Partei der Verfassungstreuen, die Verteidiger des Rechtsstaates, sich niemals ernstlich mit der Frage beschäftigten, was denn nach der Februar-Verfassung, der sie eine so felsenfeste Treue geschworen, eigentlich Rechtens sei? Wenn die Regierungsblätter die Rechtsfrage eingehend besprachen, so belächelte man dies als „Lehrmeinungen", als doktrinäres Wesen, welches den Realpolitiker — so nennen sich jene Verehrer der Politik der Tatsachen, der Gewalt — nur zu einem mitleidigen Achselzucken bestimmt.

Die Februar-Verfassung enthält allerdings ein gutes Stück Doktrin, nachdem sie aber nun einmal als der unantastbare Rechtsboden betrachtet wurde, so sollte man meinen, daß diese Betrachtung auch auf das Recht auszudehnen war, welches diesem Boden entsprießt . . Eine solche Meinung war aber unseren Realpolitikern gründlich verhaßt. Das ist ja eben „Realpolitik" im modernen Sinn, daß die Tatsachen, soweit sie den eigenen Interessen günstig sind, an die Stelle des Rechtes treten und mit allen Mitteln der Gewalt geschützt und verteidigt werden sollen. Die Versammlung vor dem Schottentor war zur Tatsache geworden, die deutschliberale Partei hatte in derselben die Majorität, ergo ist es ein überflüssiges Beginnen, nebenbei auch noch nach dem Rechte zu fragen. Der Doktrinarismus, so harmlos auf dem Lehrstuhl, wird gewalttätig, sobald er in die lebendige Welt herabsteigt; was die eigene Kraft nicht vermag, muß die brutale Gewalt ersetzen. Ich machte mir gar keine Illusion darüber, Baron Tinti eine andere Meinung über die angebliche Rechtsbeständigkeit des engeren Reichsrates beigebracht zu haben, so einfach und faßlich auch die Argumente waren, welche das Februar-Statut selbst an die Hand gab. Nach diesem gab es nämlich nur *einen* Reichsrat, welchen der § 1 als die Vertretung des *ganzen Reiches* definierte und dessen Zusammensetzung im § 6 normiert war, welcher *alle* Länder der Monarchie mit der auf dieselben entfallenden Abgeordnetenzahl aufzählte. Die im Gesetze enthaltene Unterscheidung bezog sich nur auf die Funktionen dieses einen Reichsrates (übereinstimmend mit dem Oktober-Diplom), indem diese einerseits die Angelegenheiten des Gesamtreiches und andererseits Angelegenheiten der nichtungarischen Länder berührten. Das Gesetz sagte im § 4: „Der Reichsrat hat nebstbei

Digitized by Google

auch Angelegenheiten der nichtungarischen Länder zu behandeln." Am Schlusse dieses Paragraphen hieß es dann: „Dieser engere Reichsrat ꝛc." — und damit war klar ausgesprochen, — wie es auch im Zusammenhang mit den anderen Bestimmungen, namentlich mit § 1 nicht anders möglich war, — daß durch diese Bezeichnung nicht ein besonderer selbständiger Vertretungskörper, ein engerer oder weiterer Reichsrat gemeint war, sondern daß ein und derselbe Reichsrat nur mit Rücksicht auf einen Teil der Monarchie, auf Funktionen eines engeren Länderkreises, die auch nur von den Abgeordneten dieses engeren, nichtungarischen Länderkreises auszuüben waren, als der „engere" bezeichnet wurde. Die Abgeordneten der nichtungarischen Länder hatten aber dieselbe Eigenschaft, welche den Delegierten der ungarischen Länder vom Gesetze zugedacht war, nämlich sie waren Mitglieder der Vertretung des Reiches und eben in dieser Eigenschaft hatten sie neben der Behandlung der Reichsangelegenheiten auch über gewisse Angelegenheiten der nichtungarischen Länder zu beraten und zu beschließen. Die Landesordnungen haben es zum Überfluß durch ihre Hinweisung auf das Oktober-Diplom und den § 6 des Februar-Statutes, der eben von der Zusammensetzung der Vertretung des ganzen Reiches handelt, nochmals hervorgehoben, welche Bedeutung der Wahl und dem Mandate der Delegierten nichtungarischer Länder innewohnt, nämlich als Mitglieder des das ganze Reich vertretenden Körpers zu fungieren. Eine Wahl für den „engeren" Reichsrat existiert weder nach dem Reichsratsstatut noch nach den Landesordnungen. Da es nur einen Reichsrat gab, so bestand zur Normierung seiner Rechte und Funktionen natürlich nur ein Statut, nämlich jenes vom 26. Februar 1861. Wurde nun die Wirksamkeit dieses einen Reichsrates sistiert, — und eine Trennung war ja nicht möglich, weil das Gesetz sie nicht kannte, — so mußten natürlich auch die Funktionen dieses Körpers aufhören, wozu auch jene gehörte, die allein die außerungarischen Länder berührte. Wurde das Reichsratsstatut als Vorlage, als Entwurf eines für das ganze Reich bestimmten Gesetzes dem ungarischen und kroatischen Landtag vorgelegt, so konnte doch unmöglich gleichzeitig dasselbe Statut in den anderen Teilen der Monarchie als bindendes Reichsgesetz gelten. Man vergißt immer, daß es sich bei der an den ungarischen und kroatischen Landtag gerichteten Aufforderung zur Immatrikulierung, also zur Annahme des Reichsratsstatutes, ja nicht um eine spezifisch ungarische und kroatische Angelegenheit, sondern um die Erfüllung einer im Gesetze selbst vorgeschriebenen Bedingung handelte, ein Verfassungsgesetz für das ganze Reich — also für alle seine Teile, die nichtungarischen mit inbegriffen — zustande zu bringen und wirksam zu machen. Es zeigt also nur von der durch die Schmerlingsche Politik hervorgerufenen argen Begriffsverwirrung, wenn verlangt wurde, daß ein legislatives Operat, welches seiner ganzen Wesenheit, seinem Grundgedanken und seiner klaren Bestimmung nach für das ganze Reich gelten sollte, in dem einen Teil der Monarchie als Gesetzesentwurf Gegenstand der Landtagsverhandlungen und in dem anderen Teile als wirksames Reichsgesetz die unantastbare Grundlage legislativer Beschlüsse bilden sollte; daß die aus den nichtungarischen Ländern entsendeten Delegierten in ihrer Eigenschaft als Mitglieder einer Reichsvertretung fungieren sollten, wenn auch nur für große

Digitized by Google

Angelegenheiten (was auf den Rechtstitel keinen Bezug hat), und wenn auch diese Reichsvertretung noch gar nicht existiert und in einem Teile der Monarchie erst über das Ob und das Wie dieser Vertretung verhandelt wird.

Zuerst muß denn doch wohl das Gesetz wirksam sein, welches diese Eigenschaft verleiht; es muß die Institution ins Leben treten, die jene Tätigkeit rechtlich möglich macht. Es fällt doch bei gesundem Verstande niemandem ein, von Akademikern zu sprechen, bevor noch eine Akademie besteht.

Der Justizminister Komers meinte einmal: „Möglich wäre es doch, den engeren Reichsrat fungieren zu lassen und nur den Teil des Reichsratsstatutes als suspendiert zu betrachten, welcher zu seiner Geltung die Teilnahme Ungarns bedingt." Er begründete diese Ansicht damit, daß man ja auch aus dem bürgerlichen Gesetzbuch schon Teile als unwirksam ausgeschieden habe, ohne dadurch die Wirksamkeit der anderen Teile zu alterieren. Zum Beispiel das Eherecht durch die neue Gesetzgebung infolge des Konkordates.

Es war dies der praktische Jurist, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Das Zivilgesetzbuch ist ein Komplex von Rechtsbestimmungen über die verschiedenen bürgerlichen Verhältnisse des Lebens. Wissenschaftlich bilden diese Bestimmungen ein Ganzes, insofern das Objekt derselben durchgehends privatrechtlicher Natur ist; aber praktisch beruht die Einheit nur auf dem formalen Grunde, daß man diese Bestimmungen eben kodifiziert hat; es konnte aber, ohne der Sache zu schaden, ebensogut ein eigenes Gesetz über Eherecht, ein eigenes über Eigentumsrecht, über Vertragsrecht 2c. bestehen. In England bestehen keine Kodizes, aber es besteht dort ein Privatrecht wie anderwärts.

Das Reichsratsstatut war aber nach seinem Grundgedanken ein einheitliches, untrennbares Ganzes, denn sein Grundgedanke ist die verfassungsmäßige Einheit des Gesamtreiches. Diese Einheit ist die Voraussetzung der Wirksamkeit des Statuts nach allen Richtungen und Beziehungen, daher auch in Beziehung auf die Funktion des engeren Reichsrates; denn existiert jene Einheit nicht, so existiert auch der Reichsrat, der ja eben ihr Ausdruck sein soll, ebenfalls nicht und kann daher nach keiner Richtung wirksam sein. Hier handelte es sich ja nicht um einige Gesetzbestimmungen, welche schon in Frage standen, sondern um die durch das Reichsratsstatut geschaffene oder vielmehr intendierte Institution selbst; ihre Existenz war in Frage.

In den späteren Jahren des Schmerlingschen Regimes hat der große Staatsrechtslehrer der deutschliberalen Partei, Dr. Lustkandl, — vielleicht schon in Vorahnung der Dinge, die da kommen sollten, — den Satz aufgestellt, der engere Reichsrat sei ein selbständiger Vertretungskörper, und zwar deshalb, weil er einen besonderen Wirkungskreis habe. Nach diesem geistreichen Argument müßte jeder Senat eines Gerichtshofes auch ein selbständiges Tribunal bilden, denn er hat auch einen eigenen Wirkungskreis für Straf- und Zivilrechts-Angelegenheiten. Lustkandl hat in der Oberflächlichkeit, die alle seine Arbeiten auszeichnet, die ihn aber gerade zum Geistesverwandten der Liberalen machte, übersehen, daß über die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit eines Vertretungskörpers eben das Gesetz und nur das Gesetz, welches demselben zugrunde liegt, entscheidet. Dieses kennt aber nur verschiedene Funktionen eines und desselben Vertretungskörpers,

Digitized by Google

nämlich des Reichsrates. Ob diese Gestaltung eine glückliche war oder nicht, ist eine andere Frage. Wie hätte sich Herr Lustkandl wohl die Sache gedacht, wenn der engere Reichsrat als selbständiger Körper auch nach der Sistierung fortgetagt hätte und im Jahre 1866 die Wahlperiode abgelaufen gewesen wäre? Es hätten ja dann notwendig neue Wahlen stattfinden müssen. Aber nach welchem Gesetz? Weder das Reichsratsstatut noch die Landesordnungen kennen Wahlen für den engeren Reichsrat, weil er eben keine selbständige Vertretung war und sein sollte. Der Triester Gemeinderat fungiert zugleich als Landtag; diese beiden Eigenschaften sind allerdings selbständiger Natur, aber aus dem einfachen Grunde, weil das Gesetz ihm diese Selbständigkeit verleiht. Wollte man den Reichsrat für die nichtungarischen Länder forttagen lassen, so standen nur zwei Wege offen: entweder mußte man einer solchen Vertretung eine selbständige gesetzliche Grundlage oktroyieren (etwa mutatis mutandis das Februar-Statut), — oder aber man mußte zu einer neuen Fiktion schreiten, zu der Fiktion nämlich, daß der „engere" Reichsrat ein selbständiger Vertretungskörper sei. Die Betretung des ersteren Weges konnte selbst die deutschliberale Partei nicht wünschen; schon deshalb nicht, weil eine solche Oktroyierung eine Aufhebung des Reichsratsstatutes in sich geschlossen hätte, da dieses grundsätzlich einen solchen Vertretungskörper nicht zuläßt. Eine Verhandlung mit Ungarn wegen Annahme des Reichsratsstatuts wäre dann von selbst entfallen und der Dualismus in seiner schroffsten Form von vorneherein sanktioniert worden. Die Betretung des zweiten Weges konnte aber von einer Regierung nicht erwartet und gefordert werden, die mit der Politik der Fiktionen gebrochen hatte, weil sie dieselbe — Zeuge der in einem fünfjährigen Wirken erzielten Früchte — für verderblich hielt. Welches Vertrauen hätte Ungarn einer Regierung entgegenbringen können, welche gleich der vorangegangenen die Rechtsfiktion an die Stelle des wahren Rechtes setzt und nur aus Opportunitätsgründen von der Wirksamkeit des Reichsrates für die Gesamtmonarchie absieht? Mußte es nicht besorgen, daß diese Opportunität jeden Augenblick einer anderen, und zwar der ersten geradezu entgegengesetzten, Platz machen würde? Die Erfahrungen aus der Schmerlingschen Ära hatten ein so tief wurzelndes Mißtrauen erzeugt, daß *nur die volle, rückhaltlose Anerkennung des Rechtes, daher die Beseitigung jedweder Rechtsfiktion*, es möglich machte, den im Jahre 1861 — nach Deáks Ausdruck, der in die Adresse überging — abgerissenen Faden der Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Die Fiktion des weiteren Reichsrates hatte wenigstens durch die vermeintliche Rechtsverwirkung und dadurch begründete Kontumazierung Ungarns einen formellen Grund für sich. Der Fiktion des „engeren Reichsrates" als selbständigen Vertretungskörpers hätte aber auch dieser gefehlt; denn die Wirksamkeit dieser Vertretung sollte und konnte ja einzig und allein auf das Reichsratsstatut gestützt werden; und diesem war ein selbständiges Zisleithanien mit eigener Vertretung gänzlich unbekannt. Übrigens wäre es auch der höchste Grad politischer Unklugheit gewesen, gleichzeitig mit den Verhandlungen in Pest in Wien eine Versammlung tagen zu lassen, die zwar einen anderen Titel geführt hätte, deren Geist und deren Mitglieder aber unverändert geblieben wären. Nun war es aber

Digitized by Google

bekanntlich der Geist dieser Versammlung, welcher die Zerklüftung im Innern gefördert und die Ungarn abgestoßen hat, statt sie anzuziehen. Hätte diese selbe Versammlung die Selbstverleugnung gehabt, nachdem sie durch nahezu fünf Jahre dem ganzen Reiche Gesetze und Steuern auferlegt und bis zum letzten Augenblick ihr Recht hiezu behauptet hatte, sich nun plötzlich in stiller Zurückgezogenheit mit Konkursordnungen und dergleichen zu beschäftigen?

Ein Staatsmann, der sich diesem Glauben hingegeben hätte, würde in der Naivität das Höchste geleistet haben. Ja, ich möchte behaupten, daß diese Versammlung, auch *wenn* sie die moralische Kraft hiezu gehabt hätte, eine solche Selbstverleugnung gar nicht üben konnte, ohne ihr Ansehen vollständig zu vernichten. Ihre ganze Existenz war durch die Geschichte jener fünf Jahre mit der Fiktion, das ganze Reich de jure zu vertreten, so innig verbunden und verwachsen, daß eine Trennung, eine Loslösung von diesem fiktiven Element ihren moralischen Tod herbeiführen mußte. Eine solche Fiktion hätte daher nach beiden Seiten hin geschadet; nach der *ungarischen*, weil sie dort eine vertrauensvolle Stimmung in die Absichten der Regierung unter dem Damoklesschwert des „engeren" Reichsrates, der jeden Augenblick wieder zum „weiteren" gemacht werden konnte, und bei den schwierigen, unklaren Verhältnissen, die dadurch in Siebenbürgen geschaffen wurden, nicht hätte aufkommen lassen, — und nach der *nichtungarischen* Seite deshalb, weil eine Versammlung, die sich in ihren bisherigen politischen Bestrebungen bankerott erklärt oder erklären läßt, jedes moralische Ansehen verwirkt hat, ihr weiteres parlamentarisches Vegetieren daher nur den Feinden eines konstitutionellen Regimes dient. Wer solche verzweifelte Situation schafft und nicht zum Absolutismus pur et simple zurückgreifen will, sieht sich schon im nächsten Augenblick zu einem entschiedenen Schritt zur Klärung der Verfassungszustände genötigt, und dieser hätte, bei der Stimmung Ungarn's am Ausgang des Regiments Schmerling, nur in der Dekretierung des schroffsten Dualismus bestehen können, indem man in Ungarn die 1848er Gesetze als *wirksam* anerkannt und für Nicht-Ungarn die Fiktion durch Oktroyierung eines selbständigen Verfassungsstatuts mit der Konsequenz der Ausschreibung von Neuwahlen beseitigt hätte. Man darf nie vergessen, daß die Deákpartei noch im Winter 1865 auf 1866 — Zeuge die mir von Andrassy in Pest gegebene Erklärung — das Nebeneinanderbestehen zweier selbständiger Parlamente für ganz zweckmäßig erkannte und daß es langwieriger und mühsamer Verhandlungen bedurfte, um endlich der Interessengemeinsamkeit aller Länder einen formellen Ausdruck zu verschaffen; ja, daß selbst Deák mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit und Großstaatssucht seiner Landsleute und den Einfluß der oppositionellen Partei nur höchst vorsichtig und temporisierend vorgehen *konnte*. Jede Halbheit im Jahre 1865 — und das wäre jene Tintische Politik gewesen — hätte sich furchtbar gerächt, indem sie unmittelbar entweder zum Absolutismus oder zum parlamentarischen Dualismus geführt hätte. Dabei kommt noch zu erwägen, daß Bismark schon damals zum Losschlagen bereit war, daher auch Gründe der äußeren Politik zum raschen Entschlusse drängten. Die Situation war im Innern und nach außen derart gespannt, daß, selbst wenn die Legalität des Reichsrates außer allem Zweifel gewesen wäre, die Rücksicht auf die Existenz des

Digitized by Google

Staates es notwendig gemacht hätte, mit der bisher befolgten Politik zu brechen und auch vor einem Staatsstreich, durch Beseitigung eines Verfassungsgesetzes, welches die Entzweiung der Völker hervorruft, nicht zurückzuschrecken. Wäre die neue Regierung die Bahnen Schmerlings weiter gewandelt, so hätte die österreichische Armee nicht bloß einen äußeren Feind im Norden und Süden, sondern gleichzeitig auch einen mächtigen inneren Feind im Osten des Reiches zu bekämpfen gehabt und das preußische Heer hätte seinen Marsch nicht nach einem siebentägigen heißen Kampf, sondern schon am ersten Tage *ohne* ernsten Kampf nach Wien gerichtet. Die Situation war daher durch diese äußere Komplikation im Jahre 1865 so beschaffen, daß der Regierung nicht einmal eine so günstige und vergleichsweise harmlose Alternative gestellt war, entweder den Reichsrat bei vorhandener Legalität weiter tagen zu lassen oder aber bei nicht legalem Bestande zu sistieren.

Die Existenz der Monarchie selbst und unmittelbar stand in Frage, und da hätte es, selbst abgesehen von den Bestimmungen des Verfassungsstatuts, nicht zweifelhaft sein können, daß der Staat nicht dieser Verfassung wegen vorhanden ist, sondern daß umgekehrt diese letztere dem Staatszweck zu dienen hat. Das Februarstatut war nach der durch eine fünfjährige Regierungs- und Parlamentstätigkeit im Innern und nach außen geschaffenen Situation, welche den Bestand des Reiches bedrohte, jedenfalls zu einer politischen Unmöglichkeit geworden; da nun aber auch die Legalität dieses Reichsrats nichts weniger als zweifellos war, vielmehr nach dem Geist und Wortlaut der betreffenden Gesetze bestritten werden mußte, so kann auch von keinem vom Minister Belcredi ausgeführten „*Staatsstreich*“ die Rede sein, da unter diesem Begriff doch nur die gewaltsame Unterbrechung *legaler* Zustände zu verstehen ist.

Ich wende mich nun der Ausführung zu, daß der Reichsrat, wie er bis zum Jahre 1865 bestand, nicht als die legale Vertretung des Reiches, sondern nur als *Versuch* (ein Ausdruck, den jetzt — März 1869 — selbst das der Regierung freundliche „Fremdenblatt“ braucht) *einer gewaltsamen Durchführung* des Verfassungsstatutes betrachtet und daher durch die Sistierung seiner Wirksamkeit niemandes Recht verletzt werden konnte. Worauf stützen diejenigen, die eine Rechtsverletzung behaupten, diese ihre Meinung?

1. Auf die Tatsache, daß der Reichsrat bis zum Jahre 1865 versammelt war und als solcher legislativ wirkte;

2. auf die Annahme des Verfassungsstatutes von Seite der nichtungarischen Länder;

3. darauf, daß das Reichsratsstatut die Verfassung bildete, welche der Kaiser im Patent vom 26. Februar 1861 zu schirmen und zu beobachten gelobt hat, und daß er schon im Oktoberdiplom erklärt hat, aus eigener Macht, ohne Mitwirkung der Vertretung, keine Gesetze mehr zu erlassen, so wie auch das Gelöbnis der Abgeordneten der nichtungarischen Länder als verpflichtend zum Festhalten angeführt wird.

Ad 1. Eine Tatsache, die selbst nicht rechtlich begründet ist, kann auch keine Rechtsfolgen haben. Nun fehlen aber diesen von Schmerling mit einer an Verwegenheit grenzenden Kühnheit geschaffenen Tatsachen durch

Digitized by Google

Berufung des Reichsrates im April 1861 ganz entschieden die Rechtsgrundlagen, aus dem einfachen Grunde, weil bei dem ersten Zusammentritt des Reichsrates April 1861 die Voraussetzungen noch nicht erfüllt waren, von denen das Oktoberdiplom und das Februarstatut die Rechtswirksamkeit des Reichsratsstatut abhängig machten. Die Berufung des Reichsrates, die schon bei der Publikation des Februarstatutes erfolgte, mochte in der Hoffnung geschehen, daß bis zum Zusammentritt der Versammlung, Ende April, jene Rechtsbedingungen erfüllt sein würden. Diese Hoffnung war zwar mehr als gewagt, da jeder, der die ungarischen Verhältnisse nur einigermaßen kannte, ihr jede Begründung absprechen mußte, aber erlaubt war es jedenfalls zu hoffen, wenn auch die Berufung vom Standpunkt politischer Klugheit verurteilt werden muß. Rechtlich läßt sich diese Berufung insoferne bestreiten, als die Erlassung des Februarstatuts selbst, und daher auch seine Ausführung, im Hinblick auf das kaiserliche Handschreiben an den ungarischen Hofkanzler Baron Vay vom 20. Oktober 1860 und auf den Gesetzgebungsverzicht im Diplom selbst den gegründetsten Rechtsbedenken unterlag.

Davon später. — — — —

Wie gründlich man sich verrechnet hatte, dies spiegelte sich deutlich in der Verlegenheit der Regierung, was sie denn mit der inkompletten Versammlung, die sich im April 1861 zusammenfand, eigentlich anfangen solle, wie sie dieselbe vom Standpunkt des Verfassungsrechtes aufzufassen und zu behandeln, wie sie dieselbe zu beschäftigen habe. Diese Ratlosigkeit drängte, schon um das moralische Ansehen nicht zu kompromittieren, zu Fiktionen, zur Gewalt, die auch das Lebenselement dieser Vertretung blieben. Aus dem Wortlaut des Oktoberdiploms selbst ließ sich allerdings deduzieren, daß die ungarischen Länder sich seinen Bestimmungen als gesetzlich feststehend zu unterwerfen hätten, daß der Reichsrat und die demselben vorbehaltenen gemeinsamen Reichsangelegenheiten keines ungarischen Parlamentsbeschlusses zu ihrer Geltung bedürften, daß daher, wenn die ungarischen Länder von dem ihnen eingeräumten Rechte der Teilnahme am Reichsrat keinen Gebrauch machen wollen, ihre Kontumazierung eine natürliche, unanfechtbare Konsequenz sein würde. Nachdem nun das Februarstatut in materieller Beziehung für Ungarn keine anderen Bestimmungen enthielt als das Diplom und in formeller Hinsicht die Ausführung, die Bildung der Reichsvertretung nach dem Kontext des Diploms dem Monarchen als Gesetzgeber vorbehalten zu sein schien, so konnte man weiter argumentieren, daß auch das Februarstatut für die ungarischen Länder ipso facto Gesetzeskraft habe.

Das Oktoberdiplom hat zwar offenbar den damals bestandenen „verstärkten" Reichsrat im Auge gehabt und es war nur die Vermehrung seiner Mitglieder und die Substituierung des Ernennungs- durch das Wahlprinzip beabsichtigt. Dies spricht sich auch in dem Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den Ministerpräsidenten Grafen Rechberg deutlich aus. Ist aber nun einmal die Ausführung der Bestimmungen des Diploms allein dem Monarchen überlassen, so ist auch die Interpretation *ihm* als Gesetzgeber anheimgegeben, und es schien demnach auch in formeller Beziehung einem feindlichen Angriff der Stützpunkt zu fehlen.

Digitized by Google

Auf solche Argumente stützte sich Schmerling, als er im Jahre 1861 nach Auflösung des ungarischen Landtags im Reichsrate die Theorie der Rechtsverwirkung zum erstenmal verkündete und damit seine Verfassungspolitik zu rechtfertigen meinte. Es läßt sich auch gar nicht leugnen, daß das Oktoberdiplom selbst — ohne offiziellen Kommentar — an einem unheilbaren Widerspruch krankt. Während es die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung proklamiert, entzieht es gleichzeitig der Vertretung der ungarischen Länder die wichtigsten legislativen Rechte, — wie jene der Besteuerung, der Heeresergänzung, der Regelung des Handels- und Verkehrswesens, — um dieselben auf den Reichsrat zu übertragen; und zwar geschieht dies unter dem Titel der Machtvollkommenheit des Regenten und mit der Geltung eines ewigen Gesetzes. Das Wesen der ungarischen Verfassung besteht ja in dem Vertragsverhältnis zwischen Krone und Land; mit der Zerstörung dieses Verhältnisses ist auch die Verfassung selbst zerstört.

Nun stützt sich aber das Oktoberdiplom auf das Prinzip der Machtvollkommenheit des Monarchen, welcher in demselben, auch Ungarn gegenüber, allein als Gesetzgeber auftritt. Dadurch wäre aber der Lebensnerv der ungarischen Verfassung getötet, und während das Diplom von der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung spricht, hebt es dieselbe tatsächlich auf. Die ungarische Verfassung ist ferner kein loses Stückwerk, sondern, wenn auch nicht kodifiziert, so doch ein geschichtlich gewordenes, organisches Ganzes. Nun werden durch das Diplom fundamentale Bestimmungen der ungarischen Verfassung einfach eliminiert und die damit verbundenen Rechte einem fremden Vertretungskörper im Oktroyierungswege übertragen. Ein Gebäude stellt man doch nicht dadurch wieder her, daß man seine Grundmauern zerstört. In dieser Maßregel lag abermals das gerade Gegenteil der Wiederherstellung, nämlich die Zerstörung der ungarischen Verfassung. Es konnten dann nur einige Bestandteile dieser Verfassung übrig bleiben, die erst wieder zu einem neuen, lebensfähigen Ganzen zusammengefügt werden mußten, um als Verfassung gelten zu können.

Wer sollte diese Arbeit aber übernehmen?

Das Diplom verrät in dieser Richtung keine Oktroyierungsabsicht, obwohl dies vom Standpunkt der Machtvollkommenheit und nach Zerstörung der bisher bestandenen ungarischen Verfassung das allein Konsequente gewesen wäre. Mit der Verfassung war ja einem ungarischen Landtag auch sein Rechtsboden zerstört, ohne daß ihm ein neuer geboten worden wäre. Wie konnte also an die Mitwirkung des Landtages bei der Neugestaltung des Verfassungsrechtes gedacht werden?

Faßt man daher allein das Oktoberdiplom, seinen Standpunkt und Wortlaut ins Auge, so kann man Schmerling nicht unrecht geben, wenn er im Abgeordnetenhause erklärt: „Wäre das ungarische Verfassungsrecht nicht als verwirkt zu betrachten, so hätte das Oktoberdiplom nie erlassen werden können.“ — Schmerling hat dabei nur das eine vergessen, daß das Oktoberdiplom nicht des offiziellen Kommentars ermangelt, welcher in dem a. h. Handschreiben vom selben Datum, 20. Oktober 1860, an den Hofkanzler Vay enthalten ist. Nachdem diese Handschreiben derselben Quelle entstammen

Digitized by Google

wie das Oktoberdiplom, so sind sie auch als authentische Interpretationen desselben, als Erklärung der wahren Absicht des Monarchen anzusehen.

Heilbar waren jene Widersprüche des Diploms seiner Natur nach nicht, dem Kommentar konnte nur die Aufgabe zufallen, klar zu machen, welche der beiden im Oktoberdiplom enthaltenen Ideen, ob die der Wiederherstellung der Verfassung oder die der Machtvollkommenheit und des Oktroyierungsrechtes der Krone in Ungarn, zur Ausführung gelangen sollte. Schmerling hatte bei jener Erklärung vergessen, daß selbst bei der Annahme der Rechtsverwirkung Ungarns sich ohne einen Kommentar des Diploms, den er ganz ignorierte, mit dem letzteren gar nichts anfangen lasse, denn man hätte dann in Ungarn immer nur ein zerstörtes Verfassungswerk vor sich gehabt, ohne Angabe der Mittel und Wege, es wieder zu einem lebendigen Ganzen umzubilden. Die kaiserlichen Handschreiben haben sich nun ganz klar und entschieden für die erste Idee der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung in ihrer wahren und wesentlichen Beschaffenheit ausgesprochen.

Diese Wiederherstellung war keine Neuverleihung der ungarischen Verfassung, dies wäre logisch unmöglich gewesen, da ja die „Verleihung" die Verfassungsgrundlage, das pactum conventum, zerstört, also den Gedanken der „Wiederherstellung" vernichtet hätte. In dem Ausspruch der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung lag allein der Gedanke des Wiederauflebens der Wirksamkeit des ungarischen Verfassungsrechtes mit Vorbehalt der verfassungsmäßigen Modifikationen derjenigen Bestimmungen des Verfassungsrechtes, welche mit dem Bestande und der Machtentfaltung des Gesamtreiches nicht vereinbart waren. Es sollte der ungarische Landtag demnach auf der Grundlage des Landesverfassungsrechtes zusammentreten und ihm die Aufgabe zufallen, dieses sein Verfassungsrecht durch die Annahme des Oktoberdiploms und durch die Anpassung der ungarischen Verfassungsbestimmungen an dasselbe zu modifizieren und mit dem Interesse des Gesamtreiches in Einklang zu bringen. Das Oktoberdiplom konnte daher für Ungarn, und in weiterer Konsequenz auch für das ganze Reich, nur durch eine vorausgegangene verfassungsmäßige Vereinbarung zwischen dem Monarchen und den Ländern der Stephanskrone zum gültigen Gesetze werden. Diese Wahrheit wird durch die kaiserlichen Handschreiben unwiderleglich dargetan; die im Diplom enthaltene Idee der Machtvollkommenheit und Oktroyierung entschieden fallen gelassen. Wie stand es nun mit dem im Jahre 1861 dem Diplom nachgefolgten Reichsratsstatut? Dieses wurde nebst den Landesordnungen für die nichtungarischen Länder durch das Patent vom 26. Februar 1861 publiziert und eingeführt, in welchem der Rechtsbegriff der Verfassung des Reiches, die Bedeutung und Tragweite des Reichsratsstatutes und die Voraussetzung der Gültigkeit derselben in Bezug auf das Verfassungsrecht Ungarns genau normiert wurde. Das Reichsratsstatut ward bezeichnet als die Ausführung der Bestimmungen des Oktoberdiploms, und der Artikel IV dieses Patentes hat noch insbesondere das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den ungarischen Hofkanzler jenen Kommentar des Diploms ausdrücklich als maßgebend erklärt für die Rechtsbeziehungen zwischen der ungarischen Landesverfassung und dem Reichsratsstatut. Das Rechtsverhältnis war dadurch

Digitized by Google

vollkommen klargestellt und Schmerlings Politik stand von Anfang an im direkten Widerspruche mit den Bestimmungen des Februarpatentes, für dessen Verfasser er doch gelten wollte und als welcher er sich gehörig feiern ließ. Schon der Ausspruch des Patentes, daß das Reichsratsstatut nur eine Ausführung des Oktoberdiploms sei — welcher Ausspruch direkt auf Schmerling zurückzuführen ist —, war für die politischen Intentionen dieses Ministers ein höchst gewagter. Er wollte für sein eigenes Werk, das Reichsratsstatut, so rasch als möglich ein dankbares Publikum gewinnen, zugleich aber aus Rücksichten für die Krone und für die der Regierung damals noch angehörenden ungarischen Kollegen das Oktoberdiplom nicht fallen lassen. (Vay, Szécsen, Zsédenyi, — diese Herren waren es, welche die Berufung Schmerlings vorzugsweise veranlaßten, ja die beiden letzteren waren auch mit der politischen Aktion, die am 26. Februar 1861 in Szene gesetzt wurde, und der übereilten Berufung des Reichsrates einverstanden.) Schmerling beachtete dabei nicht, daß er dadurch der Opposition in den nichtungarischen Ländern, welche dem Oktoberdiplom anhing, eine Waffe in die Hand gab, indem diese nun von dem Rechtsboden des Diploms aus das Reichsratsstatut als mangelhafte, widerspruchsvolle Schöpfung bekämpfen konnten. Er beachtete ferner nicht, daß man damit auch den offiziellen Kommentar des Diploms akzeptieren müsse, wodurch der Konflikt zwischen seiner Politik und der ungarischen auch vom Rechtsstandpunkt unvermeidlich sei. Die ungarischen Mitglieder der Regierung waren bemüht, den Rechtsstandpunkt noch klarer zu bezeichnen, was eben in jenem Artikel IV geschah. Schmerling war seines Triumphes durch die Unterstützung aller liberalen Elemente so sicher, daß er diese Konzession an seine ungarischen Kollegen gefahrlos machen zu können glaubte. Der moralische Sieg, so meinte er, gehöre ihm und die Folgen desselben würden so überwältigend sein, daß alle Rechtsbedenken dagegen machtlos erscheinen würden. Schmerling ist ein durchaus ehrenwerter Charakter und hat sein ganzes Leben dem Dienste des Reiches geweiht; und dieser selbe Mann hat, zur politischen Tätigkeit berufen, keinen Augenblick Anstand genommen, die Tatsache an die Stelle des Rechtes zu setzen. So weit reicht eben die Macht der herrschenden Geistesrichtung. Viel schwerer ist aber die Haltung der ungarischen Regierungsmitglieder zu begreifen, welche nicht allein die Stimmung im Lande gänzlich mißkannt, sondern auch den Rechtsstandpunkt für Ungarn in der Verfassungsfrage fortwährend betont und gleichzeitig an der Konfinierung und Erlassung des Februar-Patentes und -Statutes mitgewirkt haben, obwohl diese Gesetzeserlassung als neues Oktroi mit jenem Rechtsstandpunkte in direktem Widerspruch stand. Dieser Widerspruch mußte um so greller und greifbarer hervortreten, als dieses neu oktroyierte Gesetz gleich ins Leben zu treten bestimmt war. Schmerlings Zukunftsträume scheinen auch jene ungarischen Herren gefangen genommen zu haben, — namentlich Szécsen. Sie suchten sich später durch das Argument zu rechtfertigen, daß die Zeitverhältnisse dazu drängten, das Verfassungsgebäude rasch unter Dach zu bringen. Sie haben nur vergessen, daß ein Dach ohne Fundament nicht schützt, sondern die dort Schutz Suchenden erschlägt. War das Februarstatut wirklich eine Ausführung des Oktoberdiploms, — und als das wird es im Patente bezeichnet, — so mußte man

Digitized by Google

denn doch fragen, wie dieses Diplom vom Monarchen als alleinigen Gesetzgeber ausgeführt werden konnte, da ja derselbe Monarch im Diplom das ungarische Verfassungsrecht anerkannt hat, daher die Ausführung des Diploms von der Annahme desselben durch den ungarischen Landtag abhängig war. Die Ausführung selbst, soweit sie legislativer Natur ist, wäre ja abermals an die Mitwirkung des ungarischen Landtages gebunden gewesen. Formell? . . . . . .

Das Oktoberdiplom sagt ferner, daß der Monarch sich des selbstständigen Gesetzgebungsrechtes begebe, und wenn das Februarpatent von einer notwendigen Feststellung der Form der künftigen Gesetzgebung spricht (die eben im Reichsrats-Statut ausgesprochen ist), so wurde, absichtlich oder unabsichtlich, übersehen, daß das Oktober-Diplom den damals bestandenen Reichsrat und durchaus keine neue Schöpfung einer Reichsvertretung im Auge hat. Der Wortlaut des Oktoberdiploms — die Hinweisung auf das Handschreiben vom Juli 1860 —, endlich das Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den Grafen Rechberg stellen dies außer allen Zweifel. Also auch vom rein formellen Standpunkt war das Februarstatut „als Ausführung des Diploms" nicht gerechtfertigt; daher dessen Erlassung unter dem Gesichtspunkte des strengen Rechtes sowohl Ungarn als den anderen Ländern gegenüber überhaupt eine wirksame Verteidigung nicht zuläßt.

Die Landtage von Steiermark, Kärnten, Vorarlberg haben sich in ihrem Protest gegen die Sistierung in höchst unglücklicher Weise auf diesen Gesetzgebungsverzicht des Diploms berufen. Insoferne wäre auch der frühere Satz zu berichtigen, daß die Berufung des Reichsrates rechtlich unanfechtbar war. Als Ausführung eines rechtswidrig erlassenen Gesetzes war sie auch rechtswidrig.

Es haben sich übrigens hier sowohl die ungarischen wie die nichtungarischen Regierungsmitglieder mit einer Leichtigkeit über den Rechtspunkt hinweggesetzt, der Staunen erregt. Eine vermeintliche Opportunität wurde höher gestellt als das Recht, daher das Fiasko dieser Politik von wahrhaft ethischer Bedeutung war. Im Jahre 1867 hat man in Betreff Zisleithaniens ganz dieselbe Politik befolgt. Nur der Schauplatz ist enger geworden, die politische Richtung ist dieselbe, daher auch der Mißerfolg über kurz oder lang hervortreten muß, wenn man nicht an der Kraft der Wahrheit und des Rechts verzweifeln soll.

Die bisherige Untersuchung zeigt, daß schon die Genesis der erwähnten Verfassungsgesetze der Anerkennung des Reichsrates vom Jahre 1861 gewichtige Hindernisse entgegenstellt. Nun will ich aber hievon ganz absehen, die Legalität des Februarstatutes als unanfechtbar hinnehmen und, da der Reichsrat seine Rechtsmäßigkeit aus dieser Urkunde ableitete, den Inhalt derselben prüfen. Es kann doch niemand bestreiten, mag er auch der wärmste Anhänger der Februargesetzgebung sein, daß für die Bedingungen und Voraussetzungen, unter denen das mit Patent vom 26. Februar 1861 publizierte Reichsratsstatut wirksam werden sollte, dieses Patent selbst maßgebend ist. Erklärt nun das letztere, daß dieses Statut nur eine Ausführung des Oktoberdiploms sei, erklärt es weiter im Artikel IV ausdrücklich das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860 bezüglich Ungarns für entscheidend, so ist gar kein anderer Schluß gültig als der, daß Ungarn auf

Digitized by Google

Grund seines in jenem Handschreiben anerkannten Verfassungsrechtes berufen war, sich der im Diplom und Februarstatut normierten gemeinsamen Behandlung der Angelegenheiten des Gesamtreiches anzuschließen, daher vor allem über das Ob und Wie des Anschlusses sich in seinem Landtag auszusprechen. Eine Rechtsverwirkung seitens Ungarns kennt weder das Diplom noch sein offizieller Kommentar, noch kennt ihn das Februarpatent selbst, daher sind auch alle aus dieser angeblichen Rechtsverwirkung abgeleiteten Rechtsfolgerungen nichtig. Um für Ungarn rechtsverbindlich zu werden, mußte das Diplom und das Reichsratsstatut dem ungarischen Landtage zur Annahme vorgelegt, von diesem angenommen, inartikuliert, dieser Beschluß von der Krone sanktioniert und endlich eine Wahlordnung für den Reichsrat — sei es auch nur provisorisch — nach den Bestimmungen des ungarischen Verfassungsrechtes zum Gesetz erhoben werden. Dann erst konnte zur Beschickung des Reichsrats durch Ungarn in legaler Weise geschritten und das Reichsratsstatut rechtswirksam werden; weil eben dann, und *nur* dann, die Bedingungen seiner Rechtswirksamkeit erfüllt gewesen wären. Nun hat aber die Regierung diese Vorlage gar nicht gewagt, weil sie ihrer Zurückweisung sicher war, ja sie hat sich nicht einmal getraut, vor dem ungarischen Landtag, der im April zusammengetreten war, auch nur den Namen des Oktoberdiploms und des Februarpatents auszusprechen. Man stellte sich einfach auf den Boden der selbstgeschaffenen — und zwar im Widerspruch mit dem selbst anerkannten Recht geschaffenen — Tatsache und forderte im Juli 1861 den Landtag auf, den bereits versammelten Reichsrat zu beschicken. *Wie* dies vom Standpunkte des Rechtes, wie dies ohne Wahlordnung auch nur praktisch möglich sein sollte, dies kümmerte die Regierung nicht; ja es konnte nach ihrer Lage, die sie sich selbst bereitet hatte, gar nicht mehr beabsichtigt werden.

Denn nachdem der Reichsrat nun einmal versammelt war, suchte man ihn um jeden Preis am Leben zu erhalten, eine moralische Niederlage gleich im Beginn der konstitutionellen Ära zu verhindern. Sowie man aber dem ungarischen Landtag auf den von ihm standhaft behaupteten Rechtsboden gefolgt wäre, waren Regierung und Reichsrat verloren, da das Recht sonnenklar auf Seite Ungarns war. Die schroffe Ablehnung der Wahl durch Ungarns Vertretung wurde nun dadurch zu verwerten gesucht, daß man die Kontumazierung des halsstarrigen Ungarvolkes aussprach, und nachdem mit Ach und Krach im Jahre 1863 einige Siebenbürger Sachsen und Rumänen in den Reichsrat eintraten, *diesen* nun für den zweifellos legalen erklärte. Die Wahlaufforderung an Ungarn hatte offenbar gar keinen anderen Zweck, als ein Argument für die Kontumazierung zu gewinnen und mit solch verzweifelten Mitteln die Existenz des Reichsrats hinzufristen.

Der Reichsrat mit seinem Advokatenheer war mit alle dem ganz einverstanden. Die Deutschen hatten dort die unbestrittene Herrschaft und zeigten, wie gering noch ihr Verständnis für das Recht im Staatsleben ist. Sie haben kein Recht, ihre Stammesgenossen in Preußen aus Anlaß der politischen Haltung derselben nach dem Kriege von 1866 ungünstig zu beurteilen. Nur die Verhältnisse und Anlässe waren verschieden, aber die Sinnesart war in beiden Fällen ganz gleich. Die Tatsache, der Erfolg sollte entscheiden, das

Digitized by Google

Recht war zum Schweigen verurteilt. Und trotz aller Erfahrung ist ja jetzt die Haltung der Deutschen Zisleithaniens ganz dieselbe.

Der Eintritt der Siebenbürger in den Reichsrat wurde von Regierung und Reichsrat bejubelt und die Rechtsverwirkung Ungarns nun auch praktisch durchgeführt, so daß eine Überbrückung der Kluft zwischen Reichsrat und ungarischer Vertretung platterdings unmöglich war. Und wie sind denn diese Siebenbürgerdeputierten geschaffen worden? Die Regierung hat sich — in direktem Widerspruch mit den Bestimmungen des Oktoberdiploms, daß die Gesetzgebung nicht mehr von der Krone allein geübt werden soll, — durch ein oktroyiertes Wahlgesetz einen Landtag geschaffen, in dem jene Elemente — Rumänen und Sachsen, — die Majorität erlangen mußten, welche schon durch ihre magyarenfeindliche Gesinnung in den Reichsrat gedrängt wurden. Diesem Landtag nun wurden zuerst das Oktoberdiplom und das Februarstatut von der Regierung zur Annahme vorgelegt. Nachdem diese Annahme vom Landtag erfolgt und von der Krone sanktioniert war, wurde von der Regierung eine Wahlordnung für den Reichsrat vorgelegt, angenommen und sanktioniert und nun wurde gewählt und in den Reichsrat eingerückt. Es wickelte sich alles hübsch glatt ab, wie es auch nicht anders zu erwarten war, da ja die Regierung den Landtag präpariert hatte. Dieser siebenbürgische Landtag war ausdrücklich nur ad hoc, zur Ermöglichung einer Wahl für den Reichsrat berufen worden. Schmerling glaubte dem Rechte vollkommen Genüge zu leisten, wenn er die einzelnen Länder zur Wahl für den Reichsrat aufforderte: wählen sie dann nicht, gleichgiltig aus welchen Gründen, so kontumaziert man sie und ist jedenfalls einer gefährlichen Opposition im Reichsrat ledig.*)

Ungarn und Kroatien haben die Wahl schon im Jahre 1861 abgelehnt, es blieb also, abgesehen von Venetien, noch Siebenbürgen übrig, dessen Vertretung wegen Mangels einer unbestrittenen Rechtsgrundlage gar nicht einberufen wurde. Dieser Zweck wurde bei Siebenbürgen im Jahre 1863, wie bei den angewandten Mitteln nicht zu zweifeln war, durch ein affirmatives Votum erreicht, aber um einen furchtbar hohen Preis.

Durch den Eintritt der Siebenbürger in den Reichsrat ward der Ausspruch, daß Ungarns Verfassungsrecht verwirkt sei, praktisch verwirklicht: formell insoferne, als der Reichsrat sich nun für die legale Vertretung des ganzen Reiches erklärte und Ungarn kontumazierte, materiell insoferne, als Siebenbürgen nach ungarischen Rechtsanschauungen mit guter Begründung

*) Es ist beachtenswert, daß diese Anschauung der Regierung und des Reichsrates Venetien gegenüber nie zur Geltung kam, obwohl sie hier die gleiche Berechtigung gehabt hätte und nach dieser selben Anschauung bei einiger Konsequenz auch die Tätigkeit des Reichsrates als „engeren" nie hätte Platz greifen können. Da Venetien keinen Landtag hatte, so war im Gesetze vorgesehen, daß einstweilen die Provinziallongregation das Wahlrecht für den Reichsrat ausüben solle. Diese Kongregation war vorhanden; es ist aber niemals von der Regierung die Aufforderung an dieselbe gerichtet worden, die Wahl vorzunehmen, weil man einer Ablehnung — trotzdem die Kongregationsmitglieder vom Kaiser ernannt waren — mit Sicherheit entgegensah und die nachteilige Rückwirkung auf die Lage in Italien befürchtete. Also selbst in formaler Beziehung waren weder Regierung noch Reichsrat konsequent, sondern sahen sich gezwungen, „aus Opportunität" in den eigenen politischen Vorgang die grellsten Widersprüche hineinzutragen und damit das Verzweifelte der Lage immer wieder selbst zu illustrieren.

Digitized by Google

durch das Landesverfassungsrecht im Pester Parlament vertreten sein sollte und es zu den Rechten dieser Vertretung gezählt wurde, ihre legislative Wirksamkeit auch auf Siebenbürgen auszudehnen. Es ist aber nicht bloß die Maßregel selbst, sondern auch die Art ihrer Durchführung bemerkenswert. Der siebenbürgische Landtag wurde im Jahre 1863 zur Vornahme der Reichsratswahl geschaffen und hatte als zweite Aufgabe die definitive Feststellung einer Landesordnung erhalten.

Die erste Aufgabe hat er gelöst, bezüglich der zweiten hat er zwar eine ihm von der Regierung vorgelegte Landesordnung — verfaßt nach der Schablone der Landesordnungen der nichtungarischen Länder — in dem Zeitraum seiner Tätigkeit von 1863 bis 1865 gleichfalls mit geringen Modifikationen angenommen, dieselbe erhielt jedoch nicht die Sanktion der Krone; es gab daher bei dem Antritt der neuen Regierung im Jahre 1865 keinen definitiv konstituierten Landtag.*)

Wie kam nun Schmerling dazu, diesem Landtag das Oktoberdiplom und Februarpatent zur Annahme — oder nach der in Siebenbürgen, wie in Ungarn nach dem ursprünglichen Verfassungsrecht geltenden Bezeichnung zur Inartikulierung d. h. zur Aufnahme unter die Landesgesetze — vorzulegen? Durch das oktroyierte Wahlgesetz war ja das altsiebenbürgische Verfassungsrecht durchbrochen. Der Landtag von 1863 war eine ganz neue Schöpfung und hatte nach dem ausgesprochenen Zweck der Berufung gar kein Recht zu legislativen Beschlüssen, bevor nicht seine Rechtssphäre durch Vereinbarung einer Landesverfassung zwischen Landtag und Krone bezeichnet und definitiv geregelt war. Hier wäre es konsequent gewesen, diesen Landtag, der ja doch vor allem nur ein Wahlkollegium für den Reichsrat sein sollte, einfach zur Vornahme der Wahl aufzufordern. In Ungarn, welches sich auf sein Verfassungsrecht stützte und nach dem Handschreiben vom 20. Oktober 1860 auch stützen konnte, hat man im Widerspruch mit diesem Recht die Aufforderung zur Wahl ausgesprochen, die vorausgehende Inartikulierung des Diploms und Reichsratsstatuts für überflüssig gehalten; dem siebenbürgischen Landtag aber, der gar kein eigenes Verfassungsrecht für sich in Anspruch nehmen konnte, hat man anstandslos gestattet, über jene Verfassungsurkunden *legislativ zu beschließen, bevor* über die Reichsratswahl ein Beschluß gefaßt wurde. In Ungarn rechtfertigte die Regierung ihren

*) Von Seite der konservativen Partei (Clam ꝛc.), welche eine Umgestaltung der böhmischen Landesvertretung durch die Regierung d. h. eine Oktroyierung wünschte, wurde mir vorgehalten, daß, so wenig ich Anstand nahm, den siebenbürgischen Landtag aufzulösen und ihn auf einer anderen Grundlage — dem Wahlgesetze von 1848 mit Einschluß der Regalisten — einzuberufen, ich dies auch bezüglich Böhmens verantworten könne. Diese Argumentation war nicht richtig, denn in Böhmen war die oktroyierte Landesordnung im Jahre 1861, wenn auch unter Protest einer Fraktion, der tschechischen, gegen die *Wahlordnung* vom Lande angenommen worden. Der Landtag hatte sich definitiv konstituiert und bis 1865 auf dieser Grundlage — einer *gesetzlichen* — getagt. . . . So waren die Verhältnisse in Böhmen, als ich in die Regierung eintrat; anders lagen sie aber in Siebenbürgen, wo der Landtag nach einem oktroyierten Wahlgesetz nur *ad hoc einberufen wurde*, dieser Berufung zwar teilweise (durch die Rumänen und Sachsen — aber nicht die Ungarn) Folge geleistet wurde, allein eine durch die definitive Konstituierung des Landtages bei der den Landtagsbeschlüssen mangelnden Sanktion nie erfolgt ist.

Digitized by Google

Vorgang durch die angebliche Verwirkung des ungarischen Verfassungsrechtes. Nun mußte sie ja aber das siebenbürgische Verfassungsrecht auch als verwirkt oder überhaupt als nicht mehr bestehend betrachten, denn: 1. hätte sie ja sonst niemals einen Landtag durch Oktroyierung eines Wahlgesetzes schaffen, einen konstituierenden Landtag (das war der Siebenbürger) berufen können und 2. hat Schmerling selbst im Abgeordnetenhaus erklärt, daß das Oktoberdiplom nie hätte als Gesetz erlassen werden können, wenn die demselben entgegenstehenden Verfassungsrechte der Länder nicht als verwirkt und aufgehoben zu betrachten wären. Nun wurde das Oktoberdiplom auch für Siebenbürgen erlassen und es hat auch in Siebenbürgen ein Verfassungsrecht gegeben, welches mit den Grundsätzen des Diploms in Widerspruch stand, es hat die Revolution von 1848, welche Schmerling eben als Ursache der Rechtsverwirkung hinstellte, sich auch auf Siebenbürgen ausgedehnt und gerade der nach der altsiebenbürgischen Verfassung berechtigte Teil der Bevölkerung, der ungarische, hat sich der Revolution angeschlossen.

Daraus folgt unwiderleglich, daß nach Schmerlings eigener Ansicht in Siebenbürgen so wenig wie in Ungarn Ansprüche von Seite der Vertretungen gestellt werden konnten, die sich auf ein früheres Landesverfassungsrecht stützten. Und dennoch war der Vorgang in Siebenbürgen dem in Ungarn ganz entgegengesetzt! — Jedem, dem das Recht noch etwas gilt, muß ganz wirr im Kopfe werden, wenn er dieses Agglomerat von Widersprüchen überblickt. Wer sich aus diesem Wirrsal von Gedanken und Bestrebungen retten will, muß sich jedes Rechtsgedankens von vorneherein entschlagen und nur die Tatsache, die Opportunität des Augenblicks ins Auge fassen. Daß der siebenbürgische Landtag von 1863 den Reichsrat beschicken, das Oktoberdiplom und das Reichsratsstatut akzeptieren werde, war wohl nach den Elementen, aus welchen man ihn bildete, nicht zu bezweifeln. Bestand nun dieser Landtag darauf, die Verfassungsurkunde in Beratung zu nehmen, über deren Annahme zu beschließen, — nun so konnte man bei der Gewißheit des Resultates ihm diese Freude gönnen. Ob er ein Recht zu einem solchen Beschlusse habe oder nicht, welche Rückwirkung dieser Vorgang auf Ungarn und die dort beliebte Prozedur äußern werde, dies alles war gleichgiltig. Die tatsächliche Beschickung des Reichsrates durch diesen Landtag war das einzige Ziel; die Opportunität gebot daher, den Wünschen dieses Landtages in jeder Weise entgegenzukommen. Der siebenbürgische Landtag fühlte das Verzweifelte seiner Lage gegenüber der mächtigen ungarischen Opposition im Lande, die das frühere Verfassungsrecht, die den sanktionierten Beschluß des 1848er Landtags geltend machen konnte, wonach Siebenbürgen künftighin gemeinsam mit Ungarn in Pest vertreten sein sollte, — einer Opposition, die ihren mächtigen Rückhalt in Ungarn hatte. Der Landtag suchte sich daher — ganz im Widerspruch mit seiner Genesis — durch ein Anlehnen an den früheren Rechtszustand im Land einen besseren Halt zu schaffen und deshalb forderte er die der Reichsratswahl vorausgehende Inartikulierung des Diploms und des Reichsratsstatuts. Der von den Gegnern in Anspruch genommenen Rechtskontinuität gegenüber sollte — der äußeren Form nach — auch eine Art Kontinuität und Achtung des alten Landesrechtes zur Geltung gebracht werden.

Digitized by Google

Wenn man den ganzen Vorgang, den die Regierung und der Reichsrat Ungarn und Siebenbürgen gegenüber beobachtete, überblickt, so kann man sich der Frage nicht erwehren, wie es denn möglich war, daß Männer, welche die Pflege des Rechtes zu ihrem Berufe gewählt hatten, sobald sie den politischen Schauplatz betraten, das Recht vollständig ignorieren und nur mit Tatsachen und ihren Konsequenzen operieren konnten? Die Antwort liegt darin, daß alle unsere Juristen über den Kantschen Rechtsformalismus nicht hinausgekommen sind. Es ist die Willkür des einzelnen, die allein an der Möglichkeit der Willkür des Nebenmenschen eine Schranke findet, was man auch heute noch Recht nennt. Wird nun diese Anschauung auf das Staatsleben übertragen, so ergibt sich als Folge die Willkür ohne Schranken. Denn der Staat erkennt nur in anderen Staaten gleichberechtigte Existenzen an; was die Nebenmenschen im Privatleben, sind die Staatsgemeinschaften im politischen Leben. Für den Staat in seiner inneren Tätigkeit fehlt es an dieser deutlich erkennbaren Grenze des Rechtes; man stellt den Staat, in scheinbarer Selbstverleugnung der Individuen, so hoch über den Menschen und seine gesellschaftlichen Vereine und Ordnungen, daß unter der elastischen Bezeichnung des Staatswohles dem Belieben der im Namen des Staates waltenden Personen der freieste Spielraum eröffnet ist. In Kant feiert der Liberalismus seinen Rechtslehrer; der Formalismus oder kontinentale Konstitutionalismus ist so kunstvoll ausgebildet, daß er der modernen Realpolitik außerordentlichen Vorschub leistet. Eine Freiheit der Familie, der Gemeinde, des Landes darf nicht existieren, das verträgt der Realpolitiker nicht. Natürlich besteht dann auch die Freiheit nicht im Staate, das soll sie aber auch gar nicht. Der Liberale will, daß seine Gedanken, seine Aussprüche als Gesetz betrachtet werden, und dazu leistet der konstitutionelle Apparat vortreffliche Dienste. Es handelt sich ja nur um die Gewinnung der nötigen Anzahl Stimmen, um den Willen einzelner unwiderstehlich zu machen, ihre Bestrebungen im Sonnenlicht der Freiheit strahlen zu lassen. Und wie leicht ist dieses Ziel zu erreichen, solange man die Masse des Volkes in politischer Unmündigkeit erhält! (Diese wird nicht durch Schulen, sondern nur durch autonomes Wirken in engeren, gesellschaftlichen Kreisen überwunden.)

Die Phrase wirkt da zündend, denn sie hat es nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gefühle zu tun, welches sie leicht zur Leidenschaft steigert.

Ad 2. Die Annahme des Reichsratsstatuts durch die Bevölkerung der nichtungarischen Länder sollte ein unantastbares Recht begründen. Hatte diese Annahme eine Rechtswirkung, so muß die Nichtannahme der ungarischen Länder gleichfalls eine, und zwar die entgegengesetzte haben — nämlich, daß das Statut für die letzteren Länder nicht rechtswirksam wurde. Man hätte sonach eine Reichsvertretung, die für einen Teil des Reichs rechtsgiltig, zugleich aber für den anderen Teil nicht rechtsgiltig bestehen würde. Nachdem nun dieser andere Teil ein integrierender Teil des Reiches ist, ohne welchen auch nach dem Reichsratsstatut das Reich nicht gedacht werden kann, so folgt aus dem Vorhergehenden unzweifelhaft, daß das Reichsratsstatut für das Reich nie zur Rechtsgiltigkeit gelangte; für einzelne Länder wurde es aber nie erlassen. Die „Annahme" kann ja überhaupt nach juridischen Grundsätzen nur dann und nur so weit Rechte begründen, als sie der Gabe

Digitized by Google

entspricht. Nun ist aber das Februarstatut als ein Reichsgesetz dem Reiche verliehen worden. Die Annahme seitens einzelner Länder konnte zur Wirksamkeit des Statuts als Reichsgesetz nicht genügen, weil diese Länder allein nicht das Reich bilden; sie konnte das Gesetz aber auch nicht für diese einzelnen Länder wirksam machen, weil es für diese allein nicht gegeben wurde. Diese Annahme war ohne Zweifel ein Schritt, um zur Wirksamkeit des Gesetzes zu gelangen, aber sie war nicht der allein entscheidende Schritt. Durch den Widerstand anderer Länder wurde sein Erfolg paralysiert. Man könnte mit einer scheinbaren Berechtigung einwenden, daß die Annahme durch die Mehrheit der Länder schon nach allgemeinen konstitutionellen Prinzipien entscheiden müsse, die Mehrheit habe das Statut angenommen.

Diese Einwendung wäre begründet, wenn das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860 nicht vorläge und im Patent vom 26. Februar 1861 nicht ausdrücklich als für die ungarischen Länder rechtswirksam angeführt wäre. Denn durch dieses wurden die betreffenden Länder für berechtigt erklärt, sich auf den Boden ihrer Verfassung zu stellen und von diesem Boden aus die Frage der Annahme oder Nichtannahme des Reichsratsstatutes zu beantworten. Hier lagen die Dinge daher nicht so einfach, daß durch das Faktum der Beschickung des Reichsrates allein auch die Annahme des Statutes rechtswirksam ausgesprochen werden konnte. Hier mußte vorerst ein nach ungarischem Verfassungsrecht giltiger legislativer Beschluß zugunsten des Statuts vorliegen, um Rechte und Pflichten zu begründen.

Die Beschickung des Reichsrates wäre dann nur eine Konsequenz dieses Beschlusses gewesen. Zu einem solchen Beschluß ist es aber im Jahre 1861 gar nicht gekommen; die Regierung hat es, ungleich ihrem Vorgang im Siebenbürgener Landtag, gar nicht gewagt, einen solchen Beschluß zu provozieren.

Deshalb kann aber auch eine Majorisierung Ungarns durch die anderen Länder vom Rechtsstandpunkt durchaus nicht als gerechtfertigt anerkannt werden. Die Gegner haben dann auch das Mißliche ihrer eigenen Argumentation bezüglich der Rechtswirkungen der „Annahme" des Statutes eingesehen und deshalb ein anderes Argument mit viel mehr Nachdruck geltend gemacht, nämlich daß eine Annahme des Reichsratsstatutes zu dessen rechtsverbindlicher Kraft gar nicht notwendig gewesen sei; weder das Patent noch das Statut vom 26. Februar enthalte hierüber eine Bestimmung, sondern das letztere wurde vielmehr ausdrücklich als ein für alle Länder des Reiches giltiges Staatsgrundgesetz erlassen. Diese Ansicht wurde nicht allein in den Journalen der liberalen Partei vertreten (Ostdeutsche Post), sondern auch in den Landtagen geltend gemacht. Der böhmische Landtag ist es, in welchem nach der Kraft und Stellung der beiden Parteien und der Kapazitäten, die sie in sich schließen, die Rechtsfrage mit größerer Gründlichkeit besprochen worden ist. In den deutschen Landtagen hat man der leidenschaftlichen Opposition mehr durch persönliche Ausfälle, Phrasen und Berufung auf Tatsachen der letztvergangenen Jahre Genüge getan. Die eigentliche Rechtsfrage wurde dort weit oberflächlicher behandelt als in Böhmen, daher die Verhandlungen der Vertretung dieses Landes hier entscheidend sind.

Herbst, Hasner, Brinz bilden das Trifolium, welches mit scharfen Waffen der in dem Septembermanifest dargestellten Politik an den Leib

Digitized by Google

gingen. Brinz glaubte zuerst einen wuchtigen Hieb gegen die Regierung zu führen, wenn er vom juristischen Standpunkt die Unzulässigkeit eines bedingten Staatsgrundgesetzes, welches ja vielmehr selbst die Bedingung aller Gesetzgebung sei, behauptete. Hasner und Herbst pflichteten ihm vollkommen bei, nur ließ sich der letztere zu der widerspruchsvollen Behauptung verleiten, daß, wo die Bedingung der Wirksamkeit eines Staatsgrundgesetzes ausdrücklich ausgesprochen ist, — wie im Artikel III des Februarpatents bezüglich Dalmatiens, — diese dann allerdings zu gelten habe. Wenige Augenblicke vorher hatte er behauptet, ein bedingtes Staatsgrundgesetz sei eine „Unmöglichkeit." Ob nun eine „Unmöglichkeit" ausgesprochen wird oder nicht, das dürfte doch an der Möglichkeit selbst nichts ändern. Herbst hat übrigens dabei gar nicht berücksichtigt, daß sein Argument, die „ausgesprochene Bedingung", nicht für, sondern gegen seine Ansicht spricht, denn im Artikel II des Februarpatentes ist ja die Bedingung bezüglich Ungarns klar ausgesprochen. Eine Wiederherstellung der ungarischem Verfassung, wie es dort heißt, deren Fundament und Wesen in einem geschlossenen Vertrag zwischen Krone und Land besteht, einer Verfassung, nach deren Grundbestimmung ein Gesetz nur durch Vereinbarung zwischen König und Landesvertretung rechtsverbindlich werden kann, ist logisch und rechtlich unmöglich, wenn man gleichzeitig die absolute Machtvollkommenheit der Krone zur Gesetzgebung behaupten will. Der Artikel II läßt sich daher nur im Einklang mit dem Handschreiben vom 20. Oktober, auf welches er sich ja ausdrücklich beruft, in der Art deuten, daß die ungarische Verfassung auf dem von ihr selbst bezeichneten Wege mit den Bestimmungen des Oktoberdiploms in Übereinstimmung gebracht, d. h. daß das Diplom vom ungarischen Landtag verfassungsmäßig angenommen werde. Diese Annahme ist eben die im Artikel II ausgesprochene Bedingung der Rechtswirksamkeit des Diploms und Februarstatuts für Ungarn.

Bezüglich Dalmatiens war die Sache viel weniger klar und die Hinweisung auf die Beziehungen zu Kroatien und Slavonien war nicht geeignet, die Zweifel zu lösen; denn diese Beziehungen sind ja selbst nie zur Klärung gelangt und Kroatien hatte seit seiner Loslösung von Ungarn im Jahre 1848 ein nichts weniger als unbestrittenes Verfassungsrecht. Übrigens knüpft ja der Artikel III nur die „vollständige" Durchführung der Landesordnung an eine Bedingung und die Auslegung dieser Bestimmung erfolgte bloß durch den Gesetzgeber, und zwar dahin, daß der Landesausschuß in Dalmatien vorläufig nicht aktiviert wurde: der Landtag wurde aber in diesem Lande gleichwie in allen anderen Ländern im Jahre 1861 berufen und mit der gleichen Aufgabe, nämlich der Wahl für den Reichsrat, betraut. Über Begehren dieses Landtags wurde sodann auch der Landesausschuß, ohne auf jene Bedingung der Beziehung zu Kroatien weiter irgend ein Gewicht zu legen, ins Leben gerufen. Herbsts Berufung auf die Rechtsverhältnisse in Dalmatien war daher für seinen Zweck in jeder Beziehung eine höchst unglückliche.

Ich kehre nun zurück zur Beleuchtung des Ausspruches: ein bedingtes Staatsgrundgesetz sei unmöglich. So meinen die drei Herren Professoren und Doktoren des Rechtes, die sich gar so gerne als Konstitutionelle par excellence feiern lassen und von denen jetzt zwei als konstitutionelle Minister fungieren

Digitized by Google

Diese „Unmöglichkeit" ist aber nicht allein nicht vorhanden, sondern im Gegenteil ist jedes Verfassungsgesetz, welches das Volk zur Teilnahme an der Gesetzgebung beruft, seiner inneren Natur nach an eine Bedingung — nämlich jene der Annahme seitens des Volkes — gebunden.

Die vom Vizekönig von Ägypten unlängst nach Kairo berufene Versammlung mag ihre Aufgabe allerdings anders, nämlich vom Standpunkt des blinden Gehorsams, erfassen: sie ist aber deshalb auch nur ein Zerrbild europäischer Ideen, welche man auf afrikanischen Boden verpflanzt.

Ein Gesetz, welches das Volk zur freien Teilnahme an der Legislative beruft, schließt jeden Zwang aus. Es steht beim Volke, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, sich der Mitwirkung bei der gesetzgebenden Tätigkeit zu unterziehen oder nicht. Wenn nun das Volk der Ansicht ist, die Gesetzgebung besser der Einsicht des Regenten anheimzustellen (z. B. Dänemark), oder wenn es sich durch die Form, die Art und Weise, in der ihm die Teilnahme an der Legislative eingeräumt sein soll, zur Ablehnung bestimmt findet, — wer wird behaupten wollen, daß eine solche Anschauung widerrechtlich wäre?

Da aber das Leben deshalb nicht still steht und seine neuen Gestaltungen eine gesetzliche Regelung der dadurch begründeten Verhältnisse erheischen, so wird es keinem Zweifel unterliegen, daß der Regent in jenem Falle der ablehnenden Haltung des Volkes die Bedürfnisse des Staatslebens nach wie vor durch selbständige legislative Akte mit voller Giltigkeit befriedigen wird. Wenn sich daher Doktor Herbst mit besonderem Nachdruck auf den ersten Artikel des Februar-Patentes beruft, welcher dem Reichsratsstatut für die Gesamtheit der Königreiche und Länder die Kraft eines Staatsgrundgesetzes verleiht, wenn er glaubt, durch diese Berufung die ganze Argumentation des September-Manifestes über den Haufen geworfen zu haben, so ist er in einem argen Irrtum befangen. In seiner Anschauung liegt nur eine Verherrlichung der absoluten Gewalt und in den „Artikeln der Wiener Abendzeitung", auf welche er höhnisch Bezug nimmt, ist nur deshalb dieser erste Artikel des Patentes nicht besonders erwähnt worden, weil er in der Sache selbst nichts entscheidet und man — freilich mit Unrecht — so viel politisches, namentlich konstitutionelles Verständnis vorausgesetzt hat, daß eine besondere Darlegung des richtigen Gesichtspunktes für überflüssig gehalten wurde. Der Monarch spricht in diesem Artikel den Willen aus, daß das Reichsratsstatut für das ganze Reich Geltung haben soll, und er bezeichnet zugleich die Natur des Gesetzes, welches das Recht der Mitwirkung des Reichsrates bei der Gesetzgebung in seiner Ausübung regeln soll. Eben diese Natur des Gesetzes begründet aber die Notwendigkeit der Annahme des Gewährten seitens des Volkes, um den kaiserlichen Willen zur lebendigen Tat werden zu lassen und das Gesetz durch Erfüllung seiner Grundbedingung, der freien Teilnahme des Volkes, rechtswirksam zu machen. In welcher Weise diese Annahme in den ungarischen Ländern rechtsgiltig erfolgen kann, bestimmt dann der Artikel II desselben Patentes. Ein Widerspruch liegt allerdings in der Bestimmung des Artikels I, diesen hat aber Dr. Herbst bei seinem absolutistischen Standpunkt ganz unbeachtet gelassen. War das Oktober-Diplom bezüglich der Reichszentralvertretung und ihrer Rechte in seiner Geltung von der Annahme Ungarns, und zwar nach dem

Digitized by Google

Verfassungsrecht dieses Landes, abhängig, wie dies aus dem kaiserlichen Handschreiben vom 20. Oktober 1860 klar hervorgeht, so konnte vor Erfüllung dieser Bedingung von einer „Ausführung" des Diploms keine Rede sein. Diese war der Form nach auch insoferne gar nicht geboten, als das Diplom ja gar keine neue Schöpfung eines Reichsrates im Auge hatte, sondern den damals bereits bestandenen Reichsrat nur (statt der ernannten zeitlichen Mitglieder) durch die Wahl aus den Landtagen ergänzen und vervollständigen wollte. Dr. Herbst behauptete zwar auch, das Diplom zum Gegenstande seines Studiums gemacht zu haben, allein sehr tief können diese Studien nicht gewesen sein, sonst hätte er erkennen müssen, daß das Diplom nirgends von der Einführung einer neuen Reichsvertretung, sondern im Gegenteil vom „Reichsrat" als einem schon bestehenden Institute spricht. Nachdem für das Gesamtreich der im Jahre 1851 gegründete Reichsrat bereits bestand und schon im Jahre 1860 (kaiserliche Verordnung vom 5. März 1860) der Grundsatz, denselben durch Mitglieder der Landesvertretungen zu vervollständigen, ausgesprochen war, von einer neuen Schöpfung einer Zentralvertretung unter dem Titel „Reichsrat" aber im ganzen Diplom keine Erwähnung geschieht, so ist schon nach dem Wortlaut dieser Urkunde kein anderer Schluß berechtigt, als daß der bestehende Reichsrat in die vom Diplom bezeichnete Funktion einzutreten und eine Änderung in den bereits geltenden Bestimmungen nur insoferne Platz zu greifen hatte, als die Landtagsmitglieder statt durch die früher beabsichtigte Ernennung nun durch Wahl in den Reichsrat treten sollten. Die Festsetzung der Zahl der Mitglieder des Reichsrates hat sich der Monarch im Diplom allerdings vorbehalten, was übrigens mit den bereits früher getroffenen Anordnungen übereinstimmte; zur Ausführung dieses Vorbehaltes war aber ein Statut wie jenes vom 26. Februar gewiß nicht nötig, um so weniger, als ja diese Ausführung gleichzeitig mit der Erlassung des Diploms erfolgt war.

Das Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den Grafen Rechberg enthält diese Ausführung und sein Wortlaut stellt es außer allen Zweifel, daß der Gesetzgeber bei Erlassung des Diploms die Absicht hatte, den bereits bestehenden Reichsrat aufrecht zu erhalten und nur die Anzahl seiner Mitglieder, und zwar durch Landtagswahlen, zu erhöhen.

Im Oktoberdiplom liegt daher gar keine Rechtfertigung für die Erlassung des Februarstatutes, — im Gegenteil ist die Bestimmung des Diploms, daß fernerhin keine Gesetze mehr aus kaiserlicher Machtvollkommenheit erfließen sollten, für das Februarstatut recht bedenklicher Natur.

Notabene beruft sich das Diplom bezüglich der künftigen Berechtigung des Reichsrates in Finanzsachen im Artikel II ausdrücklich auf die kaiserliche Entschließung vom 17. Juli 1860 und diese hatte ja nach ihrem Wortlaut nur Geltung für den verstärkten Reichsrat, — es wäre sonach nicht „in Gemäßheit der Entschließung vom 17. Juli 1860" gewesen, wie jener Artikel sagt, wenn nun diese Berechtigung auf einen anderen Vertretungskörper übertragen worden wäre, für welche Übertragung ja auch jede Bestimmung fehlt. Im Jahre 1860 sind für den verstärkten Reichsrat auch mehrere Ernennungen als lebenslänglich vollzogen worden. Wenn nun das Handschreiben an den Grafen Rechberg den Sinn gehabt hätte, ein

Digitized by Google

Statut für einen neuen Vertretungskörper zu schaffen und daher den bestehenden Reichsrat aufzuheben, so hätte doch dieses normiert und es hätte auch bezüglich der damals bereits fungierenden lebenslänglichen Reichsräte eine Bestimmung getroffen werden müssen, ob ihr Recht auf den neuen Körper zu übertragen sei oder zu erlöschen habe. Es ist aber von alledem nichts geschehen.

Ad 3. Die hier angeführten Gründe der Gegner sind zwar bereits durch das Vorhergehende widerlegt, ich will sie aber noch einer speziellen Betrachtung unterziehen.

Das Reichsratsstatut wurde von der deutschliberalen Partei beharrlich als die „Verfassung" bezeichnet und diese Auffassung dem Publikum durch Wort und Schrift mit Erfolg geläufig gemacht. Ja, um die Wirksamkeit zu steigern und zugleich für den Fall des Ausscheidens Ungarns aus dem Verfassungsverbande Vorsorge zu treffen (das Reichsratsstatut sollte dann, als einer künstlichen deutschen Majorität günstig, für Zisleithanien bewahrt bleiben), nannte man das Statut auch „Unsere Verfassung" „Unser Recht", an welchem in Nachahmung der Ungarn aus Rücksichten der Rechtskontinuität festgehalten werden müsse. Der Widerspruch, die Unwahrheit lag für jeden Denkenden am Tage; die von Ungarn mit gutem Grund verteidigte Rechtskontinuität negierte prinzipiell die Giltigkeit des Reichsratsstatuts, die Tätigkeit des Reichsrats wurde in Ungarn allgemein „eine permanente und flagrante Verletzung des ungarischen Verfassungsrechtes" genannt.

Dieser Bezeichnung bediente sich das Organ der Deákpartei (Pesti Naplo) noch im Dezember 1866, als in Wien einige Zentralisten Miene machten, den früheren Reichsrat zu galvanisieren.

Dieser Widerstreit von Rechten und Rechtsanschauungen entzog dem Reichsratsstatut die Lebenskraft und machte eine Rechtskontinuität, die in diesem Statut ihren Ausgangspunkt suchte, imaginär.

Das Reichsratsstatut war seiner Natur und Bestimmung nach nichts anderes als ein dem ganzen Reich zugedachtes Verfassungsgesetz, welches daher auch dem Reichsganzen, der Gesamtheit seiner Bestandteile, Rechte gewähren sollte und nicht beliebig dem einen oder anderen Teil dieses Ganzen, je nachdem derselbe damit einverstanden oder nicht einverstanden war. Dieses vermeintliche Recht war ein Reichsrecht, die deutschen Länder repräsentieren aber nicht das Reich. Eine weitere grelle Unwahrheit lag in der Behauptung, daß dieses Reichsratsstatut die Verfassung des Reiches bilde.

Das Patent vom 26. Februar 1861 — und auf dieses berufen sich ja die Gegner selbst — erklärt im Artikel VI ganz deutlich, was unter der „Verfassung des Reiches" zu verstehen sei. Die pragmatische Sanktion Karls VI., das Diplom vom 20. Oktober 1860, die ungarischen Verfassungsgesetze und die mit dem Patente vom 26. Februar 1861 publizierten Landesordnungen samt Reichsratsstatut bilden nach diesem Artikel die gleichgewichtigen Bestandteile der Verfassung des Reiches, und es wird im erwähnten Artikel allen diesen Gesetzen die Bezeichnung von „Grundgesetzen" verliehen, durch welche „das Fundament der staatsrechtlichen Verhältnisse des Reiches" festgestellt wurde.

Digitized by Google

Es wird weiter in demselben Artikel „dieser ganze Inbegriff von Grundgesetzen" als die „Verfassung des Reiches" verkündet. Das Reichsratsstatut war daher nie etwas anderes als ein Bestandteil dieser Reichsverfassung eben so wie das Oktoberdiplom, wie das ungarische Verfassungsrecht 2c. 2c.

Das Gelöbnis des Monarchen zur Befolgung und zum Schutze der Verfassung wird im Artikel VI *ausdrücklich* auf diese feierlich verkündete Norm bezogen. Ein spezielles, dem Reichsratsstatut geltendes Gelöbnis wurde *nie abgelegt*.

Nun möchte ich fragen, wie es denn möglich gewesen wäre, dieses Gelöbnis zu erfüllen, solange die Normen, auf welche es sich bezog und die, zu einem lebendigen Ganzen vereint, die Verfassung des Reiches bilden sollen, miteinander in Widerstreit standen? Die erste, durch das Gelöbnis selbst auferlegte Pflicht war daher, diesen Widerstreit zu lösen. Und in den Worten des Septembermanifestes „um mein kaiserliches Wort zu lösen", wodurch die Notwendigkeit der Sistierung des Reichsratsstatutes und der Verhandlungen mit Ungarn begründet wird, liegt die reinste Wahrheit. Eine einseitige Durchführung des Reichsratsstatutes trotz des ungarischen Verfassungsrechtes, wie sie Schmerling kultivierte, der von der ganzen deutschliberalen Partei deshalb applaudiert wurde, war mit jenem im Artikel VI des Februarpatentes ausgesprochenen Gelöbnis ganz und gar nicht zu vereinigen. Es lag Schmerling und seinen Freunden sicherlich ferne, den Kaiser mit seinem Gelöbnis in Widerspruch zu bringen, allein dieser „realpolitische Zug", dieser Drang nach vollendeten Tatsachen mit ihrem Glorienschein für den Meister und seine Jünger ließ kein tieferes Forschen nach dem Rechte zu. Das Oktoberdiplom und vor allem das Februarstatut sollten als Gesetze rechtsgiltig und wirksam sein *allein* durch die Machtvollkommenheit des Monarchen. Ob dadurch dem konstitutionellen Leben ein fester Boden gewonnen werde, ob dieses Ziel zu erreichen sei, wenn man eine lebensvolle, durch Vertrag zwischen Krone und Volk und durch eine Übung von Jahrhunderten gefestigte Verfassung für zerrissen erklärt, diese Erwägungen fanden keinen Eingang, denn es fehlte an dem wahren Verständnis für ein konstitutionelles Regiment.

Nur so war es möglich, daß man einerseits bereit war, die Verwirkung des ungarischen Verfassungsrechtes zur Geltung zu bringen, und andererseits wieder das kaiserliche Handschreiben vom 20. Oktober 1860, welches das Gegenteil besagte, ohne Anstand im Februarpatent, Artikel II als maßgebend bezeichnete, in diesem Artikel von der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung sprach und diese im Artikel VI desselben Patentes als wieder „ins Leben gerufen" den anderen Grundgesetzen mit Einschluß des Diploms und Februarstatuts als Bestandteil der Reichsverfassung gleichstellte.

Man glaubte einer gefährlichen Deutung dieser „Wiederherstellung" dadurch vorzubeugen, daß man im Artikel II auf den „Einklang mit dem Oktoberdiplom" hinwies und die Worte „innerhalb der von demselben (dem Diplom) festgesetzten Grenze" hinzufügte.

Hasner hat bei der Debatte im böhmischen Landtag 1865 den eben erwähnten Umstand als entscheidend hervorgehoben. Das Oktoberdiplom soll durch die Machtvollkommenheit des Monarchen volle Gesetzeskraft und Rechtswirksamkeit, auch für Ungarn, erlangt haben, ebenso wie seine angebliche

Digitized by Google

Ausführung, das Februarstatut. Die ungarischen Verfassungsgesetze seien nur insoferne als „wiederhergestellt" zu betrachten, als sie mit den Bestimmungen des Diploms und Reichsratsstatuts nicht kollidieren, daher auch ein Widerstreit in den Grundgesetzen, welche nach Artikel IV des Februarpatents die Verfassung des Reiches bilden, von vorneherein ausgeschlossen.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, wie eine solche Auffassung der eklatanteste Beweis sei, daß dieser Partei das Verständnis für konstitutionelles Wirken mangle: eine Verfassung, deren Fundament in einem Vertrage zwischen Krone und Volk, deren Seele in dem Rechtssatz zu suchen ist, daß für das Land bindendes Gesetz nichts werden könne, was nicht zwischen dem König und der verfassungsmäßigen Landesvertretung als solches vereinbart wurde, eine solche Verfassung soll als „wiederhergestellt", als „wieder ins Leben gerufen" betrachtet werden, bei gleichzeitiger Geltung eines Gesetzes, welches jenes Fundament und jenen wichtigsten Rechtssatz dieser selben Verfassung geradezu negiert; ja, die ungarische Verfassung soll sogar durch dieses oktroyierte Gesetz als „wiederhergestellt" betrachtet werden. Nach der erwähnten Auffassung stellt man also ein Gebäude dadurch wieder her, daß man seine Grundmauern zerstört. Die Begriffsverwirrung war wahrlich arg und hatte leider die größte Verbreitung gefunden. Der im Jahre 1861 berufene ungarische Landtag, dem man nach jener Auffassung ja den Rechtsboden unter den Füßen weggezogen hätte, würde sich als ein vom Rechtsstandpunkte ganz undefinierbares Etwas versammelt und nur von Trümmern einer einstigen Landesverfassung umgeben gesehen haben, da ja durch das Oktoberdiplom nebstbei auch die wichtigsten Rechte der Landesvertretung auf den Reichsrat übertragen wurden. Konnte man es wagen, eine solche Ansicht, die allen konstitutionellen Grundsätzen Hohn sprach, öffentlich zu vertreten, so ist es leicht erklärlich, daß man sich nicht veranlaßt fand, den Inhalt und die rechtliche Bedeutung des kaiserlichen Handschreibens vom 20. Oktober 1860 einer näheren Würdigung zu unterziehen. Der Regierung, welche im Jahre 1865 ihr Amt antrat, mußten aber schon die traurigen Erfahrungen der eben abgeschlossenen Periode zur Pflicht machen, in diese Würdigung einzugehen, unbekümmert um die Anklagen, welche die Anhänger jener bankerotten Politik dagegen erheben mußten, schon um ihre eigenen schweren Irrtümer und Vergehen möglichst zu verdecken. Wo es sich darum handelt, für das politische Leben neue und dauernde Grundlagen zu gewinnen, müssen alle Rücksichten der Opportunität, des momentanen Vorteils oder Nachteils schweigen und es darf nur die Wahrheit und das Recht entscheiden.

Eine aufmerksame Prüfung des Inhalts jenes kaiserlichen Handschreibens läßt erkennen, daß der Monarch das Oktoberdiplom bezüglich Ungarns in konstitutionellem Sinn gedeutet wissen wollte und daß unsere deutschen Konstitutionellen par excellence sich ein Armutszeugnis ausstellen, wenn sie dies verkennen. Dieses Handschreiben sagt, daß „die verfassungsmäßigen Institutionen des Königreichs Ungarn im Sinne des Oktoberdiploms und zur Regelung der inneren staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie wieder ins Leben gerufen werden". Schon dieser letztere Satz zeigt, daß diese „Regelung" nicht ipso jure durch das Diplom selbst definitiv erfolgt sei, sondern daß die verfassungsmäßigen Fak-

Digitized by Google

toren Ungarns dabei mitzuwirken, und zwar bei einer Angelegenheit mitzuwirken haben, deren Bedeutung über die Landesgrenze hinausreicht und die ganze Monarchie betrifft, und welche den Hauptgegenstand des Diploms selbst ausmacht.

Das Handschreiben sagt weiter, daß die Einberufung des ungarischen Landtags möglichst zu beschleunigen sei, „da es Meine Absicht ist, die definitive Regelung der staatsrechtlichen Verhältnisse Meines Königreiches Ungarn je eher im Sinne der Gesetze durch Erlassung eines Diploms und durch Meine Krönung zu besiegeln".

Nach diesen klaren Worten waren die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns nicht — wie Schmerling und sein Anhang behaupteten — schon durch das Diplom selbst geregelt, indem alle mit dem letzteren in Widerspruch stehenden ungarischen Verfassungsbestimmungen als null und nichtig und nur die anderen Verfassungsrechte, die einen solchen Widerspruch nicht in sich schlossen, als fortbestehend zu betrachten gewesen wären. Der ungarische Landtag ist im Gegenteil zu dieser Regelung ausdrücklich mit dem Beisatze berufen worden, daß dieselbe im Sinne der ungarischen Gesetze durch Erlassung des Krönungsdiploms und durch die Krönung selbst „besiegelt" werden soll.

Das Gesetz der Gesetze Ungarns besteht aber darin, daß jede Aufhebung, Abänderung oder Neuschaffung legislativer Bestimmungen in bindender Weise nur durch Vereinbarung zwischen Krone und Land erfolgen kann. Das Krönungsdiplom kann verfassungsmäßig gleichfalls nur durch Vereinbarung zustande kommen und enthält die königliche Bestätigung der sämtlichen legal begründeten Verfassungsrechte des Landes. Die Krönung bildet den Schlußakt, dessen wesentlichstes rechtliches Moment im Krönungseid liegt, der abermals eine feierliche Bekräftigung des Wesens und der Fundamentalbestimmungen der Landesverfassung enthält. Wie das alles möglich sein sollte mit und neben der Ansicht Herrn von Schmerlings und der Reichsratspartei, vermag auch der größte juristische Scharfsinn nicht zu entdecken.

Der dritte Absatz dieses Handschreibens enthält abermals eine direkte Bekräftigung, daß das ungarische Verfassungsrecht in seiner ganzen Wesenheit vom Monarchen anerkannt wurde, indem erklärt wird, daß der Monarch einzelne Gesetze des Landtages 1847/48 „neuerdings anerkenne und bestätige" und „in Betreff der übrigen an diesen Landtag gebrachten Gesetze, die mit dem Oktoberdiplom und den königlichen Entschließungen in Widerspruch stehen, die landtägliche Revision und Schlußfassung vorbehalte".

Hier stellt sich der Monarch vollständig auf den verfassungsmäßigen Boden Ungarns. Die Gesetze des Landtages 1847/48 gaben nämlich großenteils dem Widerstreit mit den Absichten und Bestimmungen des Oktoberdiploms den schärfsten Ausdruck. Wenn nun diese nach der Erklärung des Monarchen, welcher das Diplom erließ, nur im Wege der Vereinbarung mit dem ungarischen Landtage modifiziert oder aufgehoben werden sollen, wie kann man die Stirne haben zu behaupten, daß diese selben ungarischen Gesetze, welche einen Bestandteil seiner Verfassung bilden, schon durch die Erlassung des Oktoberdiploms durch die Machtvollkommenheit des Monarchen als aufgehoben zu betrachten seien? — Das kaiserliche Handschreiben läßt bezüglich Ungarns gar keine andere Auslegung (des Diplomes) zu als

Digitized by Google

die, daß durch das letztere wohl der Wille des Monarchen über die künftige staatsrechtliche Gestaltung der Monarchie und ihrer Bestandteile ausgesprochen sei, dieser Wille aber in Ungarn nur auf verfassungsmäßigem Wege, also durch Vereinbarung mit der Landesvertretung, Gesetz werden könne und solle. Die Konsequenzen dieser Wahrheit stehen im schneidenden Gegensatze zur Politik Schmerlings und des Reichsrats, zur behaupteten Rechtsverwirkung und Kontumazierung Ungarns.

Diese Partei hat bei der Hinweisung auf jene klare Stelle des Handschreibens keine andere Erwiderung vorzubringen gewußt, als daß „diese landtägliche Revision und Aufhebung der ungarischen Gesetze, welche dem Diplom widersprechen, eine innere, rein formelle Angelegenheit Ungarns" seien, „welche die Rechtsgiltigkeit des Diploms und daher auch seine sogenannte Ausführung nicht alterieren". Der Geist des Absolutismus kann sich nicht deutlicher dokumentieren, als es in diesen Worten geschehen ist. Ein durch absolute Machtvollkommenheit oktroyiertes Gesetz soll ein unantastbares Recht begründen, ein in wahrhaft konstitutionellem Sinn vereinbartes Recht wird als leere Formalität behandelt! Es liegt in dieser Auffassung auch eine Verkennung des magyarischen Volkscharakters, die schon die Grenzen des Begreiflichen überschreitet. Die Ungarn waren vollkommen berechtigt, der Reichsratspartei, welche ihr „Recht" geltend machte, stets zu erwidern: „Es gibt kein Recht gegen das Recht". Vor diesem schlagenden Argument suchte man im Gebiete der Rechtsphilosophie seine Zuflucht, indem man von dem höheren Rechte des Reiches sprach, dem sich das Recht eines einzelnen Landes „unterordnen" müsse. Es ist an und für sich im Leben schwierig, ein *ideales* Recht einem sehr konkreten positiven Rechte entgegenzuhalten. Hier ist die Berufung aber um so unglücklicher, als dieses höhere Recht des Reiches im Oktoberdiplom, in welchem es eben seinen Ausdruck fand, auf die *Achtung der Rechte der Länder gegründet wurde* und hierin durch das Reichsratsstatut nichts geändert werden konnte, da dieses nach dem Wortlaut des Februarstatutes ja nur die Ausführung des Diploms sein sollte und überdies dasselbe Februarpatent bezüglich Ungarns im Artikel II des mehrerwähnten kaiserlichen Handschreibens ausdrücklich als entscheidend bezeichnet wurde.

Auch das Gelöbnis der Reichsratsmitglieder hat man als Argument für die bindende Kraft des Reichsratsstatutes angeführt. — Weder das Patent vom 26. Februar 1861 noch das Reichsratsstatut enthält eine Bestimmung, daß die Reichsratsmitglieder ein Gelöbnis abzulegen haben. Erst durch das Gesetz über die Geschäftsordnung des Reichsrates vom 31. Juli 1861 wurde angeordnet, daß die Mitglieder des Reichsrates die „Beobachtung der Gesetze" anzugeloben haben. Eine besondere Beziehung auf das Reichsratsstatut fand auch hier nicht statt, obwohl der Wille hiezu ganz entschieden vorhanden war. Man beabsichtigte ja nichts anderes, als eine Art Verfassungseid einzuführen; denn daß Männer, die zur Teilnahme an der Gesetzgebung berufen wurden, sich vor allem selbst *gesetzlich* verhalten, ist wohl selbstverständlich, weshalb die allgemeine Bestimmung jenes Gesetzes jedenfalls überflüssig gewesen wäre. Dieselbe ist aber sehr bezeichnend, weil sich in ihr der Unterschied zwischen dem Wollen und Können sehr deutlich ausdrückt. Man hat es nicht gewagt, das Reichsratsstatut in Widerspruch mit Artikel VI

Digitized by Google

des Februarpatentes als „Verfassung des Reiches" hinzustellen; man hat es um so weniger gewagt, als man es nur zu sehr fühlte, wie zweifelhaft das endliche Schicksal und die Rechtskraft dieses Statutes sei, welches man durch ein Gelöbnis der Reichsratsmitglieder stützen wollte. Es wurde daher nolens volens der vage, allgemeine Ausdruck „Beobachtung der Gesetze" gebraucht; darunter konnte sich bezüglich der Verfassung jeder denken, was er wollte.

Dieses Gesetz über die Geschäftsordnung ist aber auch in anderer Beziehung bemerkenswert.

Es wurde eben von jener Partei angeregt, ausgearbeitet und in der Versammlung zur Annahme gebracht, welche später, unter meiner Amtsführung, den „engeren Reichsrat" als einen eigenberechtigten Körper betrachtet wissen und daher mindestens die Sistierung der Wirksamkeit dieser Versammlung zu einem crimen laesae majestatis stempeln wollte. Dieses Gesetz ist *nach* der von der Regierung im Juni 1861 abgegebenen Erklärung, daß die Versammlung, wie sie damals eben beschaffen war, nur als der „engere Reichsrat" betrachtet werden könne, zustandegekommen, — eine Erklärung, welche das Abgeordnetenhaus ohne jede Prüfung akzeptierte. Nun spricht aber das Gesetz über die Geschäftsordnung immer nur vom „Reichsrat", ohne auch nur die leiseste Unterscheidung zwischen „weiterem" und „engerem" Platz greifen zu lassen. Schon das Bedenken der Kompetenz der damals tagenden Versammlung hätte zu einer solchen Unterscheidung führen müssen, *wenn* sie überhaupt möglich gewesen wäre. Diese Möglichkeit war aber bei der Natur und organischen Zusammensetzung der Bestimmungen des Reichsratsstatuts nicht vorhanden und das deutliche Eingeständnis, daß dem so sei, hat dieselbe Partei, welche später mit ihrer Anklage hervortrat, in diesem Gesetze formuliert. Auch die von derselben Versammlung im selben Jahre ausgearbeiteten und votierten Gesetze über die Taggelder und die Immunität der Abgeordneten (vom 7. Juni und 3. Oktober 1861) sprechen immer nur vom Reichsrat, ohne Unterschied seiner Funktionen, und das letzterwähnte Gesetz über die Immunität ist um so bemerkenswerter, als es seine Wirksamkeit ausdrücklich nur auf die nichtungarischen Länder beschränkt und trotzdem eines „engeren Reichsrats" als besonderer Körperschaft mit keiner Silbe Erwähnung tut, sondern nur von dem Berufe der Mitglieder des Reichsrates und der Landtage spricht, daher den ersteren Begriff ebenso in seiner organischen Einheit auffaßt wie den letzteren.

Das Gelöbnis, wie es jenes Gesetz vorschrieb, konnte doch keinen anderen Sinn haben, als daß damit das Versprechen abgelegt werden sollte, *an sich* rechtsgiltige Gesetze zu beobachten. Die Bedingungen dieser Rechtsgiltigkeit liegen im Gesetze selbst, in seinem Inhalt und seiner Entstehungsart. Das Gelöbnis *gibt* dem Gesetze keine Rechtsgiltigkeit und schafft nicht erst die rechtsverbindliche Kraft des Gesetzes, sondern es bildet nur ein neues persönliches Band, um die Beobachtung rechtsgiltiger Gesetze besser zu sichern. So wie daher einerseits auch ohne ein solches Gelöbnis in Ländern, wo dies nicht vorgezeichnet ist, wie z. B. in Ungarn, die Mitglieder des legislativen Körpers nichtsdestoweniger an die Beobachtung rechtsgiltiger Gesetze gebunden sind, so bleibt andererseits bei einem Gelöbnis zur „Beobachtung der Gesetze" die Frage, welche Gesetze rechtsgiltig und rechtsverbindlich seien, noch immer eine offene. Ferner

Digitized by Google

gibt nicht das Gelöbnis dem Gesetze seine Bedeutung, sondern empfängt vielmehr seine eigene Bedeutung durch das Gesetz, auf welches es sich bezieht.

Die Natur des Reichsratsstatutes und die Voraussetzungen seiner Rechtswirksamkeit konnten daher durch jenes Gelöbnis nicht im mindesten alteriert werden. Die Mitglieder, welche das Gelöbnis ablegten, haben dadurch in Bezug auf das Reichsratsstatut nur das Versprechen gegeben, ihrerseits zur Durchführung desselben mitzuwirken; allein ihr Versprechen konnte doch unmöglich die Bedeutung haben, auch die Ungarn und Kroaten, welche das Gelöbnis nicht leisteten, zur Annahme und Beobachtung jenes Gesetzes zu verpflichten. Die Freiheit, die jene für sich in Anspruch nahmen, die das Gelöbnis leisteten, mußte ja auch den anderen zugestanden werden und konnte, wenn sie nicht aufhören sollte, eine Freiheit zu sein, auch in negativer Richtung, durch Nicht leistung des Gelöbnisses, geltend gemacht werden. Die ablehnende Haltung der östlichen Länder dem Statut gegenüber machte gemäß der Natur dieses Gesetzes seine Durchführung und Rechtswirksamkeit unmöglich; und daran konnte das aufrichtigste Gelöbnis der Vertreter anderer Länder nichts ändern.

Eine andere Frage ist es, ob diejenigen, welche das Gelöbnis leisteten, nicht dadurch doppelt verpflichtet waren, die Natur und Bedeutung namentlich jener Gesetze, welche die „Verfassung des Reiches" bilden sollten, zu würdigen, genau zu prüfen und sich sofort auch nach der wahren Bedeutung dieser Normen zu benehmen. Diese Frage kann doch wohl nur bejaht werden, und da diese Prüfung beharrlich unterlassen wurde, so wendet sich jenes Argument der Gegner, daß die Rechtsverbindlichkeit des Reichsratsstatutes in dem Gelöbnis der Abgeordneten begründet sei, nur gegen diejenigen, die es gebrauchten.

Das letzte Argument gegen die Sistierungsmaßregel, daß der Monarch nämlich darauf verzichtet habe, allein Gesetze zu geben, ist das Allerhohlste! Durch diese Maßregel wurde ja niemals beabsichtigt, die absolut monarchische Gewalt an die Stelle der konstitutionell monarchischen zu setzen; im Gegenteil war die Maßregel nur von der Absicht eingegeben, das konstitutionelle Regime möglich zu machen, und es wurde mit dem Septemberpatent nur die ohnehin offenkundige Tatsache konstatiert, daß auf dem bisher verfolgten Wege dieses Ziel nimmermehr zu erreichen sei und deshalb eine Bahn eingeschlagen werden solle, die einen besseren Erfolg verheißt, — eine Hoffnung, die sich im Verlauf einer kurzen Zeit von ein bis anderthalb Jahren als wohlbegründet erwies, denn der Ausgleich mit Ungarn, diese allerwichtigste Angelegenheit Österreichs, datiert vom 20. September 1865, während die frühere Reichsratspolitik, durch $4^1/_2$ Jahre, sich immer weiter von diesem Ziele entfernte. Bis zur Erfüllung der Grundbedingungen des Konstitutionalismus auf dem Wege der Vereinbarung mit den der früheren Politik widerstrebenden Volkselementen mußte die Regierung aber notwendig den Bedürfnissen des Lebens gerecht werden können, und nur innerhalb dieser Grenzen, namentlich in finanzieller und volkswirtschaftlicher Beziehung, wurde durch das Septemberpatent die Befugnis zu Normen eingeräumt, welche die Verhältnisse unaufschieblich machten. Von der Begründung einer absolutistischen Gesetzgebungsgewalt war nie die Rede; der Wortlaut und der Geist jener Maßregeln, die selbst von den Gegnern (z. B. Hasner im böhmischen Landtag) als höchst liberal und hochherzig anerkannt wurden, standen damit im direkten Wider-

Digitized by Google

spruch und die von der Regierung in den Ländern der Stephanskrone sofort begonnene Aktion sowie ihre Haltung gegenüber allen Landtagen und der Presse legten ein unwiderlegliches Zeugnis ab, daß der Regierung jedes absolutistische Gelüste ferne liege.

Es tritt übrigens hier abermals der schon früher bemerkte Fall ein, daß das Argument, mit welchem die Gegner die Politik der vorigen Regierung verdammen zu können vermeinen, sich gegen sie selbst wendet. In dieser Anklage sollte ja zugleich ein Schutz und eine Rechtfertigung der Rechtsgiltigkeit des Februarstatuts liegen. Es ist aber schon früher gezeigt worden, daß zur Erlassung des Februarstatutes als allgemeines Grundgesetz eben nach dem Oktoberdiplom und seinem Verzicht auf die Machtvollkommenheit des Monarchen in der Gesetzgebung gar keine Berechtigung vorlag. Es ist sehr bezeichnend, daß es gerade England war, wo man der Sistierungsmaßregel das vollste Verständnis entgegenbrachte; es geschah dies also in jenem Lande, in welchem unter allen europäischen Staaten allein wahre politische Freiheit anzutreffen ist. Ein Bekannter von mir, selbst Engländer, aber schon seit einer langen Reihe von Jahren in Österreich lebend, war nicht wenig erstaunt, als er in seiner Heimat, in die er sich kurz nach jener politischen Maßregel in Österreich zu einem mehrmonatlichen Aufenthalte begab, allenthalben nur Worte der Billigung dieses Schrittes der österreichischen Regierung vernahm. Der Betreffende war nämlich persönlich den Ungarn nichts weniger als freundlich gesinnt und deshalb mit der Regierungspolitik nicht einverstanden. Um so unbefangener erschien daher seine Relation über das günstige Urteil der Engländer.

Der Parlamentarismus wurde in England zu einer Zeit gegründet, wo der Grundadel das Parlament beherrschte. Vier Fünftel der Parlamentssitze im Unterhaus wurden von den Aristokraten besetzt, das Oberhaus gehörte ihnen ganz an. Dieser Parlamentarismus hat England groß gemacht, da gab es zwei festgeschlossene Parteien, deren Mitglieder größtenteils die Politik zu ihrem Berufe machten, der sich in den Familien vererbte: daher auch die hohe politische Bildung. Zugleich war aber das konservative Element in beiden Parteien vorherrschend, der Staat daher durch den Wechsel der Parteiregierungen keinen gefährlichen Schwankungen ausgesetzt. Seit der ersten Parlamentsreform (1832) hat sich dieses Verhältnis in etwas, aber nicht sehr erheblich geändert. Seit dieser Zeit ergab sich aber schon gegen früher ein weit häufigerer Wechsel der Ministerien. Wie sich die Verhältnisse durch die neueste Parlamentsreform (1867) gestalten werden, ist noch fraglich — aber kaum zu Gunsten des Parlamentarismus, da das dem Parlamente zugeführte bewegliche Element eine feste Parteibildung hindert.

Es ist ferner bezüglich dieses letzten Argumentes, des Verzichtes auf das selbständige Gesetzgebungsrecht der Krone, zu beachten, daß das Protestantenpatent vom 8. April 1861 von der Krone selbständig als Gesetz erlassen wurde, ohne daß von derselben Partei, welche später jene Bedenken erhob, irgend eine ernstliche Einwendung gegen die Rechtsgiltigkeit gemacht wurde, obwohl der Reichsrat wenige Wochen nach Erlassung des betreffenden Gesetzes zusammentrat. Es ist endlich insbesondere zu beachten, daß der Siebenbürger Landtag auf Grund eines oktroyierten Wahlgesetzes zusammentrat, daß dieser Landtag seine Delegierten in den Reichsrat

Digitized by Google

sandte und der Reichsrat dies alles nicht allein ohne irgend eine Einwendung, sondern mit großer Freude hinnahm; daß auf Grund dieses Eintritts der Siebenbürger, die immer auf die Gesetzesoktroyierung zurückgeführt werden muß, der Reichsrat sich für kompetent erklärte, nunmehr als Vertreter des Gesamtreiches tätig zu sein, — also dieses behauptete Recht im Jahre 1863 ohne Anstand auf ein oktroyiertes Gesetz stützte. Eine Untersuchung des Rechtsstandpunktes hielt man für überflüssig; man ließ sich, wie immer, an der Tatsache genügen. Dagegen hat man es unterlassen, den Siebenbürger Deputierten Bankette zu geben.

Kaiserfeld hat das Mißliche und die Schwäche des Rechtsstandpunktes in dieser Frage nach seinen Äußerungen *außerhalb* des Parlamentes erkannt, sich aber nicht bestimmt gefunden, im Parlamente eine solche Äußerung zu machen: im Gegenteil stimmte er der Adresse bei, welche die „Befriedigung über den Eintritt der Siebenbürger und die Anerkennung der dadurch begründeten Kompetenz der Vertretung als Gesamtreichsrat" aussprach.

An *Staatsstreichen* war jene erste Reichsratsperiode nicht arm; denn schon die Einberufung des Reichsrates gleichzeitig mit der Publikation des Februarpatentes war mit Rücksicht auf die unerfüllten rechtlichen Voraussetzungen für Ungarn ein Staatsstreich. Der zweite lag in der Einbringung des Budgets in dem hiezu nicht kompetenten Reichsrat im Dezember 1861.

Die Entschuldigung, daß die Krone aus Hochherzigkeit hier von ihrem Rechte nach § 13 Umgang nehme, ist haltlos; denn mit der Berufung auf § 13 als einer Verfassungsbestimmung erkannte ja die Regierung an, daß die Krone in ihren Rechten an das Grundgesetz gebunden sei, daher kein anderes Recht habe und dieses nicht anders ausüben könne, als es das Verfassungsgesetz bestimmt. Dieses bestimmt aber, daß, wenn der Reichsrat nicht versammelt ist, die Regierung *allein* die notwendigen Verfügungen zu treffen habe; von einer Zession dieser Berechtigung an andere weiß dieser § 13 nichts, und wenn es auch der Regierung unbenommen bleiben muß, sich bei der Ausübung dieses Rechtes des *Rates* von Vertrauensmännern zu bedienen, so hat sie doch immer nur allein zu *beschließen*. Im vorliegenden Falle hat sie aber das Beschlußrecht dem eben versammelten unvollständigen Reichsrat übertragen; ja, noch mehr: sie hat dieses Beschlußrecht einer Versammlung übertragen, die sich selbst ausdrücklich für den „engeren Reichsrat" (Schmerling, Abgeordnetenhaus, Juni 1861) erklärte, für die daher die Beschäftigung mit dem Budget und daher auch die Einbringung des Budgets daselbst nach dem Verfassungsgesetze geradezu verfassungswidrig war. Von zweien — eines! Entweder wurde der damals bestandene Reichsrat hiedurch zu einer Versammlung von Vertrauensmännern der Regierung gemacht, und dann durfte er beraten, nicht beschließen; oder er wurde als Reichsrat mit einem Beschlußrecht betraut, und dann lag auch hierin eine Verletzung des Verfassungsgesetzes. Der dritte Staatsstreich lag in der Oktroyierung eines Wahlgesetzes für den Siebenbürger Landtag und der auf Grund dieses Aktes bewirkten formellen Kompetenz des Reichsrates.

Digitized by Google

Über die Bewegung gegen das Unreine in der zeitgenössischen Kunst und Literatur.

Von **Ludwig Gall.**

Die Hochhaltung der idealen Güter ist eine der wichtigsten Kulturaufgaben jeder Zeit. Machen wir die Schöpfungen der Literatur und Kunst, welche einen großen Teil des Besitzstandes an diesen Gütern bilden, niedrigen Zwecken dienstbar, so sündigen wir an der Erhabenheit dieser und gestatten den Mißbrauch mit jenem Schaffen des Geistes, das der Erhebung wie der Verschönerung des Daseins dienen soll. Ästhetisch-sittliche Gedanken, wie sie in der geistigen Atmosphäre ganzer Zeitalter und Bevölkerungsschichten vorherrschend zu finden waren, werden auf stets sich verengende Gebiete eingeschränkt.

Der Fortschritt der Zeit auf den realwissenschaftlichen Gebieten findet in den vornehmsten Kulturländern in der Verkümmerung des sittlich-ästhetischen Sinnes ein beklagenswertes Gegengewicht.

Vor drei Menschenaltern sagte Schiller in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen: „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit und von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und bringt die gesunkene Menschlichkeit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts."

Könnten diese Sätze nicht in unseren Tagen und für uns geschrieben sein? Aus dem Munde des großen Dichters machen sie sich wie ein Wehruf vernehmbar, dessen Nachklang heute wie allzeit die Seele eines jeden durchzittern muß, der gelernt hat, einer ernsten und bedeutenden künstlerischen Tat dankbares Empfinden entgegenzubringen.

Ausführungen nun, die darauf hinweisen sollen, wie die realistischen Anschauungen unserer Zeit des großen wissenschaftlichen Fortschreitens durch immer weitergehende Ausschaltung des sittlichen Momentes zu einer geradezu tropischen Wucherung und Ausbreitung des Schmutzes in Literatur und Kunst geführt haben, können wohl den Geist Schillers beschwören als den des größten

Digitized by Google

Deutschen, der, auf der Höhe der sittlichen Erkenntnis stehend, mit den Worten flammendster Begeisterung für die Reinheit in der Kunst eintrat. Wie leuchtend erhellen Worte wie die folgenden das erweiterte Gebiet der Betrachtungen, welche sich ergeben, wenn wir das Sittlichkeitsmoment im schriftstellerischen und künstlerischen Schaffen von irgend einer Seite betrachten. Bis in die tiefsten Gründe unserer seelischen Regungen und an den Sitz der Ursachen, die unsere Handlungen bestimmen, greift der Gedanke des Dichters, wenn er sagt: „Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektierte Dezenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr in unserer materialistischen Sittenlehre die entscheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urteil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unseren Willen ihren Verführungen, nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte."

Mit diesen Worten der philosophischen Einsicht des Dichters, mit diesem großzügigen Hinweis auf die ewige Krankheit der Gesellschaft, Worten, die für alle Völker und alle Zeiten Giltigkeit haben, möchten wir die Ausführungen einleiten, um die Würde und Bedeutung einer Aktion darzutun, die die Aufgabe hat, den verdienstlichen Kampf gegen den Schmutz in der Literatur und Kunst unserer Tage zu führen. Sollte er doch, da er schwer und aufreibend ist, da sich ein Heer von Gegnern stellen wird, die mit den giftigen Waffen des Spottes, mit allen Mitteln, die ihnen der reiche materielle Verdienst aus dem unsauberen Geschäfte mit der verseuchten literarischen und Kunstware bringt, mit Begeisterung geführt werden! Welcher unserer Größten ruft aber mit hinreißenderer Gewalt zu dieser auf als gerade Schiller? Dank den hohen Zielen, die sich von dessen Zeiten ab bis auf unsere Tage die besten Männer stets gesteckt haben, ist unsere Literatur nicht arm an Arbeiten von solchen, die unerschrockenen Sinnes auf manchem Gebiete für die Hochhaltung der Ideale, deren wir hier gedachten, eingetreten. Es fließt somit der Strom sittlicher Kraft durch das deutsche Schrifttum, der befruchtend weiter wirkt, wenn er auch stellenweise von den üppig aus dem Boden geschossenen Giftpflanzen der Korruption überwuchert erscheint.

Daß dem so ist, dafür legt die Bewegung Zeugnis ab, die in Deutschland gerade jetzt mit aller Macht eingesetzt hat. Wir stehen dieser mit größter Sympathie gegenüber, schenken ihr die ungeteilteste Aufmerksamkeit und würdigen die Leistungen der sie tragenden Geister auf dem sozialpolitischen wie literarischen Gebiete um so mehr, als eine berufene österreichische Vereinigung eine ähnliche Ziele verfolgende Unternehmung ins Werk gesetzt hat.

In unserem Vaterlande hat der „Österreichische Volksschriften-Verein", dem seit mehr als einem halben Jahrhundert die Aufgabe obliegt, gute Schriften zu verbreiten, geeignete Schritte gegen die Schmutzliteratur unternommen, die auf allen Wegen und unter Anwendung der raffiniertesten ge-

Digitized by Google

schäftlichen Reklame gerade zu jenen meist jugendlichen Lesern gelangt, die am meisten der Führung durch gute Bücher bedürftig sind.

Gestützt auf die Erfahrungen der Jahrzehnte, auf Studien, die zum Zwecke hatten, den Ursprung und die Verbreitung der schlechten Bücher zu verfolgen, ist dieser Verein zur Überzeugung gekommen, daß aus der ganzen Reihe der verderblichen Erscheinungen, die diese Verbreitung zur Folge hat, die schlimmste jene ist, daß das durch pornographische Schriften in erster Reihe für den Geist und in seinen Folgewirkungen auch für den Körper verderbliche Gift der Schuljugend nicht nur zugänglich gemacht, sondern ihr geradezu aufgedrängt wird.

Um dieser rasche Abhilfe heischenden Gefahr auf die wirksamste Art zu begegnen, hat der Österreichische Volksschriften-Verein den kompetenten Stellen, die berufen sind, über Recht und Gesetz zu wachen, das kostbarste Gut der Bürger, die heranwachsende Jugend, zu schützen, in würdiger Darstellung die Dringlichkeit einer Schutzaktion im gedachten Sinne dargestellt, wobei darauf, daß es skrupellosen Unternehmern unmöglich gemacht werden solle, die Schmutzware vornehmlich jugendlichen Lesern geradezu aufzudrängen, besonderes Schwergewicht gelegt wurde.

Während diese Schritte unternommen wurden, um die der Obsorge und des ausgiebigsten Schutzes am meisten bedürftige Jugend vor gewissenlosen Verführern und schamlosen Ausbeutern zu bewahren, hat die deutsche Bewegung bereits weite Kreise gezogen und in Flugschriften, Broschüren und Zeitungsartikeln eine Literatur hervorgebracht, die schon deshalb die größte Beachtung verdient, weil durch sie die ganze zersetzende Tätigkeit der Verbreitung des Schlechten beleuchtet wird.

Durch den „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" wurde in Berlin eine Zentralstelle geschaffen, durch die ein organisiertes, zielbewußtes Vorgehen in allen Teilen des Deutschen Reiches ermöglicht wird. Durch Zeitungsartikel, durch Flugschriften, durch die Publikation der Akten des internationalen Kongresses zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur einerseits, durch das lebendige Wort anderseits, das in den Vorträgen hochstehender Männer der Wissenschaft zur Geltung kommt, dienen die Besten des Landes dem großen Zwecke, die Kraft der Jugend, die hier in ihrem innersten Marke bedroht wird, zu schützen.

Auf den Inhalt der wichtigsten in dieser deutschen Bewegung veröffentlichten Schriften eingehend, müssen wir vor allem auf die hohen Verdienste Otto von Leixners verweisen. In seiner Flugschrift „In Sachen des Volksbundes" (Leipzig, Felix Dietrich, 1905), die wir aus dem Grunde für besonders wichtig erachten, weil sie die bereits wahrnehmbaren Wirkungen der bisherigen Gesamtaktion überblicken läßt, wird vornehmlich auf den praktischen Kern der hier zur Geltung kommenden Fragen eingegangen. Es ist vielleicht der verdienstlichste, sicherlich aber auch der unangenehmste Teil der zu lösenden Aufgabe, den Schmutz in den verschiedenen Erscheinungsformen aufzuzeigen, auf die Redaktionsstuben und Verlagsstätten dieser Publikationen hinzuweisen und damit die im verzweifelten Kampfe der Abwehr der Betroffenen natürliche Wut zu entfesseln, die sich in den giftigsten Ausfällen Luft macht. Hiebei tritt Leixner mit der

Digitized by Google

unerschrockenen Art eines Mannes auf, der sich bewußt ist, einer großen Sache zu dienen, und hat sich dadurch den nicht hoch genug anzuschlagenden Erfolg gesichert, daß die vornehme und ernste deutsche Presse ohne Unterschied des Parteistandpunktes der Angelegenheit geziemende Beachtung schenkt, Aufrufe des Volksbundes abdruckt und ihre Spalten der Diskussion dieser Frage zur Verfügung stellt. Das Tatsachenmaterial, das diese wenige Seiten umfassende Flugschrift bringt, ist so reich, daß man sie dem größten Teile nach wiedergeben müßte, um in ihrer Würdigung gerecht zu bleiben. Aus den wichtigen Schlüssen, zu denen Leixner kommt, möchte ich hier vor allem jenes Erwähnung tun, der sich auf den Ursprung und die Verbreitung dieser Schmutzschriften unserer Tage bezieht. Für Leixner steht es nach seinen, wie die Schrift selbst am besten erweist, gründlichen und umfangreichen Beobachtungen fest, daß „die Verbreitung der gemeinen Bücher und Bilder im engsten Zusammenhange mit der Verbreitung der in den letzten 5—10 Jahren entstandenen Witzblätter" zusammenfällt. „Sie haben die Kuppler mit glänzendem Erfolge gespielt; in ihrem Anzeigenteil haben sich alle Erzeuger des Schmutzes in Wort und Bild ein Stelldichein gegeben. Hunderttausende von denen, die von alledem nichts oder wenig wußten, sind erst durch sie darauf hingewiesen worden." Der Autor nennt dann die teilweise wegen der zeichnerisch bemerkenswerten Ausführung der Illustrationen, mehr aber wegen des zersetzenden, die heiligsten Interessen verletzenden Witzes bekannten Blätter, die zum Teile in Deutschland verboten sind, die sich aber in ihrer Gesamtheit leider in Österreich einbürgern durften. Dabei enthüllt er die Tatsache, daß diese Blätter ihre Annoncenteile der Reklame für diese Schandprodukte dienstbar machten und nach notgedrungener Ausschaltung des Schlimmsten vielfach auch noch weiter für diese offen halten. Es braucht nicht besonders ausgeführt zu werden, daß wir in der Lage wären, die vollkommene Richtigkeit der Schlüsse Leixners durch Anführung der Leistungen gewisser österreichischer Witzblätter in leider nur zu reichlichen Beispielen zu ergänzen.

Am wichtigsten erscheint uns jedoch in dieser Schrift das Eintreten für den Schutz der Schuljugend sowie die Konstatierung, daß deutsche Schulbehörden, den ihnen seitens berufener Fachmänner gewordenen Anregungen folgend, anfangen, Maßnahmen gegen die Verbreitung schlechter Bücher und Bilder zu treffen. Auch das Auswärtige Amt und die Postbehörde haben in Deutschland bereits Schritte zur Unterdrückung des Handels mit dieser Ware getan und es bleibt weiters zu hoffen, daß, wenn diese Bewegung in mehreren Staaten mit gleicher Wirksamkeit einsetzt, durch internationale Übereinkommen dieser Vertrieb ganz unterbunden werden könnte.

Ein weiteres, äußerst wichtiges Dokument für den Ernst und die Bedeutung der Aktion bildet ein Brief des Mitgliedes der ersten Ständekammer Badens, des Professors Hans Thoma, den dieser am 9. Juli dieses Jahres der Redaktion der „Münchener Neuesten Nachrichten" zugehen ließ. In demselben gibt dieser bedeutende Künstler seiner in einer Kammersitzung ausgesprochenen Anschauung, daß das Vorgehen gegen die Verbreitung schlechter Bilder vom Standpunkte der ernsten Kunst mit Freuden zu begrüßen sei, erneuerten Ausdruck. Er spricht die Meinung aus, es müsse der sehnlichste

Digitized by Google

Wunsch der Künstler sein, daß der Zusammenhang, in den Kunst und Unsittlichkeit so oft gebracht würden, doch einmal aufhören möge. Allerdings meint er aber, daß auch die Künstler zur Herbeiführung einer „reinlichen Scheidung" beitragen müßten und daß es Sache dieser sei, Selbstzucht zu üben, „indem sie sich zu einer Einordnung in die Sitten unseres Volkslebens verstehen möchten". Thoma verdammt den Vertrieb gewisser Photographien, die unter der Bezeichnung von „Aktstudien" selbst bis in entfernte Dörfer bringen und deren Verbreitung er sich als Künstler geradezu schäme. Er macht zutreffende Bemerkungen über die heutige mißbräuchliche Behandlung des Nackten in der Kunst und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß auch die Künstler da „mitwirken werden zur Abwehr, wo es sich geradezu um eine Vergiftung unserer Jugend, unseres Volkslebens handelt".

Als dritten — und wir dürfen wohl sagen gewaltigen — Vorkämpfer in dieser Sache nennen wir den Kunsthistoriker und Ästhetiker Henry Thode, der in seiner Broschüre „Kunst und Sittlichkeit" (Heidelberg, Karl Winter, 1906) den Vortrag wiedergibt, welchen er über Einladung des „Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" im März 1906 in Berlin gehalten hat.

Dieser Gelehrte leitet seine Ausführungen mit einem Blicke auf das heutige Kunstschaffen ein, wie es sich in der Öffentlichkeit in den Auslagefenstern, in Theatern und sonstigen Schaulokalen darstellt, und bemerkt, daß jener Künstler, der für die Deutschen der Inbegriff der Hochachtung des Sittlichen in der Kunst ist, Schiller, wenn er lebte und dies sähe, zu dem Ausrufe gebracht werden würde: „Was ist aus dem herrlichen, erbeigenen Gute unseres Volkes, aus dem Schamgefühl, geworden?"

Die Schuld an dem beklagenswerten Momente des Unreinlichen, Verderbten in unserer Kunst mißt er durchaus nicht den Künstlern allein bei, sondern auch dem Publikum, das eben für diese Hervorbringungen der Kunst in stets anwachsender Zahl zu finden gewesen. Dieses letztere aber konnte sich nur unter der Abnahme der Macht des Idealismus und dem rapiden Vorschreiten der realistischen Weltauffassung bilden. Der auf das äußerste angespannte Erwerbstrieb, die Raschlebigkeit, die gesteigerte Genußsucht lassen die Menschen nicht mehr zur Einkehr in sich selbst, zur Pflege des Idealen kommen und „nicht nur bei dem Interessenbetriebe, auch beim Genießen handelt es sich um eine Schnelligkeit, um steten Wechsel, um das Suchen des Neuen, um das Aufspüren dessen, was die Nerven aufreizt, um alles, was man als sensationell preist".

Hierin sieht Thode die Ursachen der Untergrabung der wahren Bildung, des Eintretens von „Unter- und Überbildung", eines Hochmutes und Phrasentums, die auf manchem Gebiete des geistigen Lebens, vor allem aber auf dem der Kunst eine anmaßende Herrschaft beanspruchen. Er weist darauf hin, daß in der heute so viel begehrten Entwicklung der Individualität die Betonung des Egoismus zu finden sei, den zu bekämpfen gerade die Hauptaufgabe jener großen, die Kultur fördernden Individualitäten gewesen ist, welche die Selbstsucht überwanden, sich selbst über hohen, unpersönlichen Aufgaben vergessend. Nur aus der Kraft der liebenden Hingabe, sei es an andere Menschen, sei es an Ideen, entspringe das schöpferische Vermögen.

Digitized by Google

Es sei dies das Gegenteil von dem, was heute gepredigt würde und was die Sittenlosigkeit zur Folge haben müsse. In diesem meist selbstsüchtigen Genusse, dieser Abkehr von aller Innerlichkeit seitens der modernsten Menschen, diesem Aufgeben des „Besten und Größten" aus einer schönen Vergangenheit erblickt Thode eher den Beginn des Unterganges deutscher Kultur als den einer neuen Ära. Das, was abstoßend in der bildenden Kunst und Dichtung ist, sei fremden Wesens und in dieser Zeit der Zerfahrenheit in Kunstdingen auf verschiedenen Wegen, meist aber von Frankreich kommend, eingedrungen. Wir hätten gelernt, Verderbliches nachzuahmen und seien uns untreu geworden. Wir müßten daher, wenn wir nicht dulden wollen, „daß die Jugend vergiftet, das Volk demoralisiert, unsere Bildung aufs Spiel gesetzt wird", die „heterogenen, perversen Elemente" nicht länger dulden.

Die ästhetische These gewisser moderner Künstler, daß das Gegenständliche in der Kunst gleichgiltig wäre, widerlegt er unter geistvollen Ausführungen über das Wesen der Kunst und kommt zu dem Schlusse, daß im Gegenteile das Gegenständliche die künstlerische Form bestimme und er daher diese These „in jedem Sinne und für jede Kunst" ablehnen müsse. Hierauf weiterbauend tritt er der Beantwortung der Frage näher, wie Kunst Sittlichkeit sich zu einander verhalten, wobei er die Sittlichkeit als „jene unser Verhalten bestimmende Gesinnung" definiert, „welche der Würde des Menschen entspricht". „Das Unsittliche" dagegen nennt er „die ungeistige Sinnlichkeit und deren öffentliche Zurschautragung, in höherer Steigerung: das Unnatürliche, Pervers-Wollüstige".

Sittlichkeit aber, die für das ganze menschliche Tun gefordert werden müsse, sei auch von der Kunst zu verlangen. Im Kunstwerke selbst, das aus sinnlicher Anschauung entsteht, fordert er die Vergeistigung der Materie, die sittliche Wirkung. Jene Erzeugnisse der Kunst, die von gewissen eingeschworenen Freunden der Moderne als künstlerische Taten gepriesen werden, die jedoch auf den Durchschnitt der Gebildeten eine abstoßende Wirkung ausüben, möge man, dem eigenen Gefühle vertrauend, ablehnen.

„Unsittliche Dinge, welch künstlerisch-ästhetischen Glorienschein man ihnen auch verleihen mag, haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu verdammen. Unter dem Deckmantel der Kunst wirkt ein furchtbar Dämonisches, das uns in einen Abgrund hinabreißen muß, wenn wir ihm nicht mit Hilfe guter Geister widerstehen. Kunst wird das genannt? Ich sage: Nein! Was auf die Mehrzahl der Gebildeten unsittlich wirkt, das kann nicht künstlerisch sein".

Diesem lapidaren Satze, in dem mit der Autorität des berufenen Gelehrten ausgesprochen wird, was die große Überzahl der Kunstwerke irgend welcher Art Genießenden und Beurteilenden sich immer und immer wieder selbst sagte, aber leider nur in einer kleinen Minderzahl auszusprechen wagte aus Furcht, als rückständig verlacht zu werden, — läßt Thode weitere Ausführungen folgen, welche begründen, warum in der Kunst alles ausgeschlossen bleiben soll, das Begehren erregt oder Begierden wachruft. Dabei nennt er das in den Vordergrund stellen des rein Animalischen eine „Verzerrung und Entstellung" des Menschlichen. Er findet, daß die hier gemeinte moderne unsittliche Kunst den Menschen prostituiere, was ekelerregend sei, und daß in

Digitized by Google

ihr der Humor, wie er einst bei den Griechen und Holländern zu finden gewesen, sein Recht verloren habe. Zur Frage des Nackten bemerkt er, daß die entartete Kunst verstanden habe, das Herrlichste zum Widerwärtigsten zu machen, und sich dabei am schwersten durch die völlig undeutsche Erniedrigung der Frau vergangen habe. Mit den Verteidigern der Moderne selbst stellt er sich so, daß er einen fest gebauten Wall von Begründungen seiner künstlerisch-sittlichen Anschauungen aufführt, den er mit dem Satze krönt, daß die ästhetischen Grundgesetze ewig die gleichen bleiben und, was diesen widerspricht, nur eine Verirrung in der Kunst sei. Die Erkenntnis dessen, was not tut, und das erneuerte Studium der großen Werke der Vergangenheit werde aus dem gegenwärtigen Stande der Dinge heraus in eine bessere Zukunft führen, die des Ästhetisch-Sittlichen als Elementes der Bildung, nicht werde entbehren können. Der Staat aber solle in seiner Fürsorge für diese hier eingreifen.

Abgesehen davon, daß Thodes glänzende, in der überzeugendsten Sprache vorgetragene Darlegungen dem hohen Zwecke der Vereinigung des Volksbundes in ganz hervorragender Art dienen, wirken sie auf jeden Leser, der die Wandlungen auf den verschiedenen Gebieten unseres Kunstlebens in den letzten Jahrzehnten mitgemacht hat, geradezu wie eine erlösende Tat. Daß diese unanfechtbare Autorität ganz offen gewisse unselige Verirrungen in der modernen Kunst als Veranlassung zu den die weitesten Volkskreise berührenden Entartungen bezeichnet, die heute eine so drohende Gestalt angenommen haben, daß der Kampf der Einsichtigen gegen das weitere Vordringen und das Bestehen derselben zur Notwendigkeit geworden ist, muß als ein großes Verdienst angesehen werden. Daß er in seinen lichtvollen Ausführungen, die sich der vornehmsten und dabei doch der Allgemeinheit der Gebildeten verständlichen Sprache bedienen, auf die großen und unvergänglichen, heute so oft nicht nur vergessenen, sondern auch verlästerten Werke der Vergangenheit verweist, aus deren pietätvollem Studium die Wiedergeburt des Reinen und Hohen in der Kunst hervorgehen müsse, daß er in schwungvollen Worten an die Jugend appelliert, sie aufruft, das Häßliche, Verderbte, Unreine abzulehnen, alle aber lehren möchte, hoffnungsfroh in die Zukunft zu blicken und daran zu glauben, daß es uns gelingen werde, im Sinne des Goetheschen Wortes „die Ehrfurcht vor uns selbst“ wiederzugewinnen, — hierfür wird ihm der Dank aller werden, die diese ausgezeichnete Schrift in die Hände bekommen. Möge ihre Zahl die allergrößte sein und sich so mehren wie die Zahl derer, die sich gegenüber dieser großen, in Österreich wie in Deutschland im Gange befindlichen Bewegung gegen das Unreinliche und Verderbte in der Kunst in ihrem eigenen Interesse, dem ihrer Kinder, ihrer Familien nicht mehr passiv verhalten, — so eine sittliche Pflicht erfüllend, die eine der dringendsten unserer Zeit geworden ist.

Digitized by Google

Im Elternhause.

Von Joseph Alexander Freiherrn von Helfert.

Meines Vaters Leben und Wirken ist anderswo ausführlich beschrieben. Hier nur in Kürze, daß er, am 28. Oktober 1791 zu Plan in Böhmen geboren, in den lateinischen Gegenständen in seiner Heimat vom Schulkatecheten P. Losoi, einem geistvollen, wissenschaftlich gebildeten Manne, unterrichtet wurde und die jährlichen Prüfungen am Egerer Gymnasium bestand; daß er fortan mit seinem ältern Bruder Anton gemeinschaftlich die Rhetorik in Eger, dann die drei „philosophischen" Jahrgänge und den Anfang der Jura in Prag studierte; daß er dann als Erzieher und „Informator" in das Haus des vermöglichen Notars Richter in Warnsdorf — gleichwie Anton in derselben Eigenschaft in das gräfliche Haus Cavriani in Prag (oder Wien) — kam, wo sie ihre juristischen „Disziplinen" als Privatisten zu Ende führten; daß Joseph die ersten Rigorosen in Prag, die beiden letzten in Wien mit so vorzüglichem Erfolge bestand, daß die Professoren, besonders der gelehrte Dolliner, ihm zuredeten, sich dem Lehrfach zu widmen, was er auch tat, und daß er im Jahre 1819 die Lehrkanzel des bürgerlichen Rechtes in Olmütz erhielt. In Wien hatte Joseph einen jüngern Berufsgenossen Franz Schreiner kennen gelernt, der sich an ihn anschloß und ihn in seiner Preßburger Familie einführte. Nina war die Auserkorene unseres Vaters; seine bis in die erste Hälfte der Zwanziger-Jahre fortgeführten Aufzeichnungen zeigen, mit welch zärtlicher Neigung er ihr zugetan war.

Doch dies cum grano salis. Bei seiner lebhaften Wißbegierde und seinem ruhelosen Geist, immer den Kopf voller Ideen und Pläne, war unser Vater von seinen Studienjahren her ein Freund von Reisen, und das drängte ihn in berufsweisen Pausen, namentlich in den großen Ferien, Gegenden zu sehen und Städte zu besuchen, die er noch nicht kannte. So auch diesmal. Am 22. Februar 1819 sah er seine Nina zum erstenmal, am 19. März zum zweitenmal; am 31. bot er ihr von Wien aus, im Begriffe an seinen neuen Berufsort abzugehen, brieflich Hand und Herz an. Zu Anfang August kam er, schon als erklärter Bräutigam, nach Preßburg. Aber da litt es ihn nicht, an der Seite seiner Auserkorenen wochenlang den müßigen Galan zu spielen; er trat am 13. eine Reise nach Galizien an, kam über Lemberg nach Żółkiew zu seinem früheren Studiengenossen Bitterlich, fuhr von da nach Pest und Gran und kam, bereichert mit neuen Eindrücken und neuen Bekanntschaften, am 17. September nach Preßburg zurück. Diese lange Reise in den Saphirschen „Zitterwochen" wurde ihm schwer verübelt, vielleicht weniger von seiner Verlobten und deren Angehörigen, die von den Mühen und Sorgen für die Ausstattung hinreichend in Anspruch genommen waren, als von der klatschsüchtigen Gevatterschaft, die nicht müde wurde, der Braut vorzuhalten, wo denn ihr Bräutigam stecke.

Digitized by Google

Am 21. September führte Helfert seine Nina zum Altar. Das junge Paar — er im achtundzwanzigsten, sie im neunzehnten Lebensjahre — kam von Olmütz bald nach Prag, wo der Gatte neben der Lehrkanzel für das römische und Kirchenrecht nach wenigen Jahren auch das ihn viel beschäftigende Amt eines Rates im fürsterzbischöflichen Konsistorium auf sich nahm.

Joseph Helfert war nun bald das angesehenste Glied seiner Familie, deren Angehörigen, selbst seinen beiden älteren Brüdern gegenüber, wenn es die Gelegenheit brachte, er zum überlegenen Ratgeber und nicht selten zur Stütze wurde. So war er auch Mitschülern und Freunden bei deren Berufswahl gern mit Rat und Tat behilflich, wenn sie sich fragend an ihn wandten, aber auch aus freien Stücken, wenn er wahrnahm, daß sie nicht den Weg einschlugen, der sie nach seiner klaren Einsicht zu einem erwünschten Ziele führen konnte. Er war als Bruder und als Freund gleich treu und offen, hilfsbereit und uneigennützig, hatte seine aufrichtige Freude, wenn es ihnen wohl erging, und wurde nicht müde, ihnen zuzureden, wie sie ihr Los verbessern könnten. Vor mir liegt ein Brief vom 5. Dezember 1837, worin mein Vater seinen Freund Kaspar Gartner, geprüften Magistratsrat in Mies, ermuntert, sich um die an der Prager Universität neu errichtete Lehrkanzel für Bergrecht zu bewerben. Er erteilt ihm genaue Weisungen, wie er sich vorzubereiten und wie er die Konkursprüfungen abzulegen habe. „Daß Du besser schreiben mußt, als Deine Briefe aussehen, versteht sich; sonst liest niemand das Elaborat; Deinen letzten Brief habe ich teilweise nicht lesen können." Freund Gartner scheint diesen Rat nicht oder etwas ungeschickt befolgt zu haben; die Lehrkanzel erhielt Jur. Dr. Franz X. Schneider.

Bessern Erfolg erzielte unser Vater bei einem anderen seiner Jugendfreunde. Franz Bitterlich hatte sich nach absolviertem Jus der Militärjustiz zugewendet und sich als Auditor in einer galizischen Garnison in eine reizende Polin verliebt, die er zum Altare führte. Er schien jedoch über dem Glück seiner jungen Häuslichkeit das Avancement in seinem Berufe aus den Augen verloren zu haben, wie ja häufig genug mit der Liebe zum Weibe die Liebe zu ernsteren Studien in die Brüche geht. Da bedurfte es nun wiederholter und eindringlicher Mahnungen seines reiferen Mitschülers, die Bitterlich endlich dahin brachten, sich eifrig mit den Vorbereitungen zur Stabalprüfung (ich denke, so hieß man sie) zu beschäftigen, die er glücklich bestand, worauf er bei seinem Geiste und seiner juristischen Geschicklichkeit bald Stabsauditor wurde und es zuletzt zum Militärappellationsrate brachte.

In einem ähnlichen Verhältnisse von Schützer und Schützling stand zu unserem Vater der edle, hochverdiente Wenzel Pessina. Er war Pfarrer zu Lautschitz (Blučice) in Mähren und unser Vater muß ihm entscheidend zur Erlangung eines Kanonikats an der Prager Metropolitankirche behilflich gewesen sein; denn Pessina hat ihm Zeit seines Lebens eine dankende Anhänglichkeit, ja über des Vaters Tod hinaus uns Kindern eine erinnerungsvolle Freundschaft bewahrt. Pessina war ein gelehrter — er besaß eine Bibliothek von 10.000 Bänden — und überaus frommer Mann, dabei ein treuer Sohn seines Volkes. Durch einen Traum veranlaßt, wie man sich erzählte, faßte Pessina den kühnen Gedanken eines Ausbaues des St. Veitsdomes und benützte den berühmten Domschatz, den er wißbegierigen Besuchern

Digitized by Google

zu zeigen und zu erläutern pflegte, um sie für diesen Plan zu gewinnen; ein Dukaten, den ihm einer dieser Zuhörer spendete, — ich denke, es war ein Russe, — bildete den ersten Beitrag für jenes weit aussehende Werk.

Es heißt in der Bibel vom Manne, — die Stelle wird in der Regel umgekehrt vom Weibe zitiert, — er werde Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen: homo relinquet patrem suum et matrem et adhaerebit uxori suae. Unser Vater war in seinen jungen Jahren ein guter Kamerad, hatte verschiedene Kreise lieber und froher Gesellen, denen er von Herzen zugetan war. Allein seit er verheiratet und Vater und in seinem Berufe war, dem er mit unermüdlichem Eifer oblag, waren die heiteren Kumpane von ehedem in zweite und dritte Linie gerückt. Selbst mit solchen, die in einer Stadt mit ihm lebten, wie der bucklige Svatopluk Presl, stand er nicht einmal auf Besuchsfuß; höchstens, daß sie sich ein und das anderemal auf der Straße begegneten und mit einander ein paar Worte wechselten. Der einzige von seinen in Prag weilenden Mitschülern, der in unserem Hause gerne gesehen war und mit uns häufig verkehrte, war Vinzenz Patzak. Er hatte die Erzieherstelle in dem Hause des während der Kriegszeiten reich gewordenen Lieferanten Falge übernommen, seitdem geheiratet und lebte in günstigen Verhältnissen, während sein ehemaliger Zögling auf der romantischen Waldherrschaft Miletin — ach vy lesi, tmavi lesi, lesi Miletinští! — mit zeitweiligem Winteraufenthalte in Prag sein Junggesellenleben weiterführte. Patzak war ein Süßling, ganz von jener Gefühlsduselei, von jenem empfindsamen, rührseligen Wesen, wie sie der Zeit des achtzehnten und dem ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts eigentümlich waren, eine Jean-Paul'sche Natur, obwohl er meines Wissens mit dessen Schriften nicht vertraut war. Aber in Houwalds tränenreichen Schauspielen, vor allem im „Bild", das Börne so köstlich durchgehechelt hat, ging er auf; Abbildungen von Szenen des Stückes standen in einfachen Rahmen auf seinem Schreibtisch, zwischen Narzissen und Hyazinthen, die in hohen Wassergläsern ihre feinen Wurzeln sehen ließen. Wenn Patzak aus einem Garten mit einem bunten Strauße durch die Gassen ging, kam es ihm nicht darauf an, einem kleinen Mädchen, das seine begehrlichen Blicke auf den Strauß heftete, eine Blume daraus mit einem süßen Wort zu geben. Sentimental wie sein Leben war auch sein Ende. Ein Schnitt in einen seiner Finger, der unter gewöhnlichen Umständen nicht viel zu bedeuten hatte, fiel in die Zeit, wo der Verlust eines lieben Töchterchens an seinem Herzen nagte, an das er unter Tränen und Seufzern dachte, und dies war nach den Aussagen der Ärzte die Ursache, daß das kleine Übel verzehrend um sich griff. Er wurde in eine Villa vor dem Sandtor gebracht, wo zwei jüngere Doktoren um ihn wachten. Es half alles nichts, er starb. Alles in allem, meinte Freund Bitterlich, war der gute Patzak „ein Mensch, aber kein Mann".

Von unseres Vaters auswärtigen Studiengenossen besuchte uns regelmäßig, so oft ihn Geschäfte nach Prag führten, und blieb dann bei uns zu Tische der Fürst Liechtensteinsche Justiziar Vinzenz Wünsche von Konopišt. Einmal zur Sommerszeit erwiderte ihm der Vater mit mir und meinem Bruder den Besuch; was uns Buben besonders auffiel und in der Erinnerung blieb, war Wünsches Frau, weil sie eine Lachesis war, d. h.

Digitized by Google

nicht eine von den finsteren Parzen, sondern im Gegenteil eine Frau, die uns fortwährend ein freundliches Gesicht zeigte und in einem fort lachte.

Mit großer Pietät hing unser Vater an seinem Geburtsort und an allem, was von dorther kam. So war der in Plan gebürtige P. Hieronymus Höniger ein allwöchentlicher Gast bei uns, am Dienstag abends, wo er mit unseren Eltern einige Robber Whist spielte und dann zum Abendmahl blieb; ich habe ihm in einem meiner Essays eine eingehende Erinnerung gewidmet. Ein anderer Planer war Frater Ignaz, Koch im Franziskanerkloster bei Maria-Schnee, zu dem Vater und Mutter mit uns Knaben ein paarmal im Jahre Freitag abends wanderten. Unser Weg in seine Zelle führte durch den Kreuzgang, dessen Wände mit schauerlichen Bildern aus der Hussitenzeit ausgemalt waren; eines, wo ein armer Jünger des heiligen Franziskus im Bette überfallen und von den Kolben der Wüteriche erschlagen wird, ist mir noch in dunkler Erinnerung. Frater Ignaz hatte auf dem Ofen seiner Wohnung stets ein paar Stücke „schwarzen Fisches", den man in Böhmen mit besonderem Raffinement zu bereiten versteht, vorrätig. Auf seine Mahnung lernte unsere Mutter den Kopf als das Preisstück des Karpfens — lucium a cauda, carponem a capite lauda — kennen und genießen, worin ich ihr später, wenn ich zu diesem Gericht kam, mein lebelang nachfolgte.

Unser Vater war der ausgesprochene Fleiß. Er saß über seinen Kollegienheften und seinen Konsistorialakten, über der Zusammenstellung und Ausarbeitung seiner Werke von fünf Uhr morgens bis zum sinkenden Abend an seinem Schreibtische. Sein Studierzimmer mußte immer grün gemalt sein, weil die grüne Farbe, wie er behauptete, wohltuend für die Augen sei. Er hatte vortreffliche Augen, die aber, wie dies bei Weitsichtigen zu kommen pflegt, bei zunehmenden Jahren ihn zur Brille greifen ließen. Es wurde ihm gegen diesen Übelstand das Tabakschnupfen angeraten, das er anfangs nur verstohlen tat, als ob er sich schämte. Er pflegte dann, als uns Jungen das Rauchen, anfangs auch nur verstohlen, zu verlocken anfing, zu sagen: „Wenn ihr einmal vierzig Jahre alt seid, dann mögt ihr rauchen oder schnupfen, wie ihr wollt!" Er machte sich dabei über die Raucher mit ihren Kreuzer- und Halbkreuzer-Zigarren lustig: „Das sind die wohlfeilsten Stutzer!"

Wenn einige schulfreie Tage eintraten, so machte unser lieber Vater mit uns Knaben gern Ausflüge, an denen nur selten unsere Mutter teilnahm. Dies war unter anderem bei einer Reise nach Miletin der Fall, als uns Patzak zu seinem ehemaligen Zögling Falge begleitete. Von der Fahrt nach Konopišt war schon die Rede. Einmal war Obříství unser Ziel und ich denke unsere liebe Mutter war auch dabei. Schloß und Herrschaft gehörten damals dem General Baron Koller, der mehrere Jahre am Hofe von Neapel funktioniert und von dort eine große Anzahl antiker Kunstgegenstände, namentlich herrliche Vasen, heimgebracht hatte, die in dem großen Saale des Schlosses zur Schau ausgestellt waren. Des Erwerbers Söhne verkauften die Herrschaft, wollten auch die reiche Sammlung an Mann bringen und boten sie dem Wiener Kabinett an. Von Wien wurde eine Kommission zur Beurteilung und Schätzung ausgeschickt, die sich aber gegen die Erwerbung aussprachen. In Preußen zauderte man nicht, einen so kostbaren Altertums- und Kunstschatz an sich zu bringen. Als wir in den ersten Vierziger-Jahren mit

Digitized by Google

unserem Vater auf einer großen Reise nach England auch Berlin berührten, bekamen wir unter den Sehenswürdigkeiten der preußischen Hauptstadt auch die weiland Kollersche Sammlung zu Gesicht; der alte Diener und Hüter derselben, der uns damals in Obřiství gesehen, gab sich zu erkennen und aus seinen Reden klang etwas wie Heimweh und Bedauern. Nur dunkel erinnere ich mich an die Kirche auf dem Heiligen Berg bei Přibram, wo uns Knaben ein Geistlicher in seine Wohnung führte; an der Wand hingen Ansichten von Waldgegenden, die auf uns einen besondern Eindruck machten; der Hochwürdige erklärte sie für Bilder seiner Heimat. Auf den Heiligen Berg kamen damals Prozessionen auch aus den deutschen Gegenden Böhmens, und die Fama erzählt, es seien einmal zwei Prozessionen durch die Arkaden des Hofes gewallfahrtet, eine deutsche und eine böhmische; eine Strophe des deutschen Liedes habe, mit den Worten begonnen: „Gib, Herr . . .“ und darauf eine des böhmischen Gesanges: »Nedej Pánbuh« . . .

Unser Vater war haushälterisch und sparsam, bedacht auf die Vermehrung seines Vermögens, das er seinen Kindern hinterlassen wollte, und Feind jeder zwecklosen Vergeudung. Er hob jeden Papierstreif, jedes Spagatendchen auf und dachte dabei vielleicht, was Jean Paul zu sagen pflegte: „Ich möchte wissen, zu was ich das einmal brauchen werde!“

Er war Jurist im edelsten Sinne des Wortes. Sein Gerechtigkeitssinn verleugnete sich nie und nirgends, auch nicht, wenn ihm Unlauteres im eigenen Lager aufstieß. Als Konsistorialrat war er, wo das Vergehen eines Geistlichen ruchbar wurde, sehr gegen das Vertuschen, das im Konsistorium zur Wahrung der Standesehre im Gebrauche war und gegen das er meist vergeblich seine Stimme erhob. Er war Katholik aus innerster Überzeugung und wünschte, als es 1830 zur Erhebung der katholischen Belgier wider das protestantische Holland kam, eifrig jenen den Sieg; als aber die Rede ging, die katholischen Kanoniere in der holländischen Armee hätten gegen die Belgier, um ihnen nicht zu schaden, blind geladen, sprach er sich mit Gram über eine solche Pflichtvergessenheit aus.

Als Professor hatte unser Vater den Ruf, sich nicht nach der Klassifikation seiner Vorgänger zu richten. So erhielt Studiosus Daubek, der bis dahin durchaus „Eminenzen“ gehabt, bei der Prüfung aus dem Romanum oder aus dem Canonicum einen „Einser“, was Daubek nie vergessen und vergeben konnte. In Wien, wohin sich Daubek nach absolvierten Studien begab, besteht eine nicht unbedeutende Stiftung für junge Doktoren, die sich dem Advokatenstande widmen wollen; aber die Bedingung war, daß der Bewerber durchaus Vorzugsklassen errungen habe. Dieser einzige „Einser“ des Professors Helfert verdarb ihm nun, ungeachtet des Sprichwortes „Einmal ist keinmal“, die Bewerbung um jenes Stipendium, das ihm in den ersten Jahren der Bewerbung um eine Advokatur so sehr würde zustatten gekommen sein.

Obwohl Deutscher von Geburt und Erziehung, wußte Helfert nichts von nationaler Unduldsamkeit. Als ich ihn eines Tages fragte: „Ist Kanonikus Pessina ein Böhme?“ war die Antwort: „Und was für einer!“ Der Vater sagte dies aber durchaus nicht im Tone eines Vorwurfes oder gar einer Gehässigkeit, sondern einfach die Tatsache bezeugend, wie wenn ich ihn gefragt haben würde: „Ist Kanonikus Pessina ein Bürgerfreund?“ „Und was für

Digitized by Google

einer!" Überhaupt gab es damals nichts von einem Nationalhaß. Der Ausdruck „Tscheche" war im Deutschen nicht im Gebrauch; man sagte „Böhme", „das böhmische Volk", „die böhmische Sprache". Höchstens daß ein Deutscher in geringschätzigem oder ärgerlichem Sinne von „Böhmaken" sprach; von unserem Vater erinnere ich mich nicht, je diesen Ausdruck vernommen zu haben. Seine Schüler böhmischer Abstammung haben in ihrer seinerseitigen Behandlung nie einen Unterschied gegen die ihrer deutschen Mitschüler erfahren. Ob einer Heinefetter oder Skrojokowský hieß, war ihm gleich; war dieser tüchtig, so erhielt er seine „Eminenz", war jener minder sattelfest, so bekam er seinen „Einser" oder gar „Zweier". Im Jänner 1851 in Ungarn hat man mir von einem Artikel der A. A. Ztg. erzählt, — ich selbst bekam ihn leider nicht zu Gesicht, — der in ehrender Erinnerung an die Lehrtätigkeit meines Vaters seine Unparteilichkeit und gleich wohlwollende und gerechte Behandlung beider Nationalitäten rühmend hervorhob. Das war auch bei den anderen Professoren der Fall, die in der juristischen Fakultät jener Zeit durchaus Deutsche waren: Kopetz, Schnabel, Haimerl ꝛc.

In der böhmischen Geschichte war unser Vater ziemlich zu Hause, besonders in der Ortsgeschichte Prags, mit deren so sinnvollen Sagen er uns Knaben auf unseren Spaziergängen gern unterhielt. Das war namentlich in den letzten drei Tagen der Karwoche der Fall, wo er uns zum Besuch des heiligen Grabes in die verschiedenen Kirchen führte. Auf dem Wyssehrad zeigte er uns die vor dem Dome in Stücken liegende Säule, die der Teufel aus Rom geholt und aus Zorn über die mit dem messelesenden Priester verlorene Wette zu Boden geworfen hatte. Dann erzählte er uns vom alten Krok und dessen weiser Tochter Libussa, vom starken Biwoj, der auf seinen Schultern den gewaltigen Eber auf den Fürstensitz gebracht hatte, von dem kühnen Reiter Horimir, der auf seinem Pferde Schemik in verwegenem Sprung vom Felsen über die Moldau gesetzt war. Auf dem Wege zu den Kapuzinern am Hradschin machte er uns in der Laurettagasse auf eine kleine Senkung im Boden aufmerksam: das sei der Platz, wo die böse Drahomira mit ihrem Wagen von der Erde verschlungen worden; so oft man die Stelle habe ausfüllen und eben machen wollen, immer sei sie wieder eingesunken. Im Kreuzgang bei den Kapuzinern führte er uns vor die Kapelle der heiligen Kümernis, die als fromme Christin Gott gebeten, daß er sie nicht Gattin eines heidnischen Königs werden lasse, worauf ihr in der Nacht ein langer Bart gewachsen sei und der wütende König befohlen habe, sie ans Kreuz zu schlagen.

* * *

Unsere liebe Mutter war eine Erscheinung von auffallender Schönheit, eine hohe Gestalt — sie war so groß wie ihr Mann, sah aber als Frau größer aus —, schlank und dabei voll, mit einem edel geformten Antlitz und großen blauen Augen, aus denen Geist und Herz sprachen. Als unser Vater seine junge Gattin bei seinen Bekannten einführte, auf den ersten Reisen, die er mit ihr machte, dann in Prag auf öffentlichen Bällen, erregte sie das größte Aufsehen. „Sie hat das Gesicht einer Madonna", sagten die alten Herren, während die jungen ihren Mann als einen Othello schilderten, der seinen Schatz mit Argusaugen bewache.

Digitized by Google

Sie war lebhaft, leicht erregbar, von beweglichem Geist. „Ich bin ein Kind des Lichts", pflegte sie scherzend zu sagen, wenn sie die Kerze, die abends abseits stand, näher an sich zog. Es war eine bescheidene Unschlittkerze, denn zu Milly- oder Stearin- oder Apollokerzen oder gar kostspieligen Wachskerzen, die mit der Zeit auf- und in die Mode kamen, schwang sich der bescheidene Haushalt unserer Eltern nicht auf. Die Unschlittkerze wurde bis zum letzten Stümpfchen zu Ende gebrannt, und wenn ich dabei, immer lesedurstig, beim schwachen Stümpfchen meine Augen anstrengte, so war das sicher nicht zu ihrem Heil. Meine Mutter hatte in ihrer Jugend nicht viel gelernt, bei weitem überflügelt von ihrer jüngeren Schwester Karoline, unserer „Tant' Lini". Aber sie besaß einen ungemein empfänglichen Sinn, sie faßte schnell auf und gab sich gern allem hin, was anregend an sie herantrat. Ich glaube nicht, daß sie als Mädchen im Klavierspiel besondere Fortschritte machte und regelrecht singen hat sie gewiß nie gelernt; aber in Prag übte sie beides nicht ohne Geschick, sie sang uns die Tomaschekschen Lieder Goethes mit Ausdruck vor und spielte seine Eklogen mit Geschmack und Ausdruck. Mit ihrem Französisch „haperte" es etwas, worin Tante Lini nach unserem Begriffe Meisterin war; dagegen las unsere Mutter gern die deutschen Klassiker. Goethe war ihr, außer den Liedern, nicht sehr sympathisch, und ich erinnere mich eines Ausspruches über dessen „Wahlverwandtschaften", die sie anwiderten: „Ich glaube, ich könnte hundert Jahre verheiratet sein und würde auf so etwas nicht gekommen sein!" Ihr Liebling war Schiller, nicht nur in seinen Gedichten, sondern auch in den prosaischen Aufsätzen; einmal las sie mit mir den Aufsatz „Über Anmut und Würde" und machte mir dazu ihre Bemerkungen: „Siehst du, Pepi, die Frau Knoll*) ist nicht schön, aber sie besitzt Anmut." P. Johann Fabian, damals schon Theologiae Doktor und Bewerber um eine Professur, versorgte sie mit Büchern, die sie noch nicht kannte und die er ihr empfahl, las ihr mitunter daraus vor, z. B. aus Bronners Fischer-Idyllen, die ihr recht zu Herzen gingen. Sie las Niemeyers „Charakteristik der Bibel", wo sie besonders der gewaltige Paulus interessierte. Fabian brachte ihr auch eine bessere Ansicht von den Böhmen bei, deren nationales Streben damals einen so regen Anlauf nahm. Sie sprach erst von der „Handvoll Böhmen", wo hinaus denn die wollten?! Da regte Fabian sie an, sich mit der böhmischen Geschichte etwas vertraut zu machen und brachte ihr das Werk Pelzels, dessen Lesung ihr doch einigen Respekt vor der „Handvoll Böhmen" einflößte. Nur lächeln mußte sie darüber, daß ihr Mentor in einem „Fabian", der in der aufgeregten Zeit des 16. oder 17. Jahrhunderts eine Rolle spielte, einen der Vorfahren seines Geschlechtes erblicken wollte. Als Gattin hatte unsere Mutter von ihrem Manne nicht viel. Die Zeit der ersten Honigwochen war lang vorbei und seither ging unser Vater in seinem Doppelberufe auf. Das gemeinsame Frühstück war ziemlich schnell abgetan. Auch beim Mittagessen blieb der Vater nicht lang, weil es um zwei Uhr wieder Kollegium gab. Erst abends ein gemeinschaftlicher Spaziergang im Freien und dann das Abendmahl, die einzige Zeit, wo sich der Vater Ruhe

*) Gattin des Professors der Welt- und österreichischen Geschichte, Joseph Leonhard Knoll.

Digitized by Google

gönnte und länger sitzen blieb. Aber selbst bei den Mahlzeiten blieb der Vater nachdenklich und schweigsam, wenn nicht die Mutter ein Gespräch einfädelte; er hatte stets etwas zu grübeln, über Arbeiten, die ihn zur Zeit in Anspruch nahmen, nachzusinnen.

Wenn Frauen klagen, daß der Mann selten im stande sei, das Gemüt des Weibes und dessen Wert zu verstehen und zu pflegen, so ist es nicht minder wahr, daß Frauen nicht immer die Gabe haben, dem Pflichteifer eines ernsten Geschäften obliegenden Mannes gerecht zu werden. Der Mittelschlag findet sich am ehesten zurecht; so sehr gilt auch hier der Spruch des alten griechischen Weltweisen. Man wird finden, daß die Mehrzahl zufriedener Ehen jenen angehört, die ohne Leidenschaft und Spintisieren die täglichen Güter des Lebens in unbewußter Behaglichkeit genießen, die Leiden und Bedrängnisse als unabwendbare Beimischung und Trübung tragen und dabei einander wahren und halten, wie sie eben sind. Männer, die zur Klasse der Bildner zählen, nie ohne Pläne und Entwürfe sind, von einem steten Drange des Schaffens oder doch des Schauens und Lernens getrieben, müssen mit einem anderen Maßstabe gemessen werden. Sie hängen darum nicht minder zärtlich an dem Gegenstand ihrer Wahl und ihrer Neigung, wenn ihnen auch, sofern sie sich einmal in dessen gesichertem Besitze befinden, selbst an der Seite der Geliebten die Ziele ihres geistigen Strebens keine Ruhe lassen und sie nicht lang tatenlos an einer Stelle weilen können.

Die regelmäßige Teilnahme der Mutter an unseren abendlichen Spaziergängen hörte allmählich auf, als ihr krankhafter Zustand sich mehr und mehr entwickelte, was bei der mit ihrem Leiden zunehmenden Reizbarkeit und dem heftigen Temperament des Vaters immer häufiger zu Mißverständnissen und zu Auftritten führte, die mir unendlich nahe gingen. Ich lasse mich über diese oft peinlichen Ausbrüche gegenseitiger Aufwallung nicht weiter aus, so fest sie auch bei der innigen Liebe und Verehrung zu meinen Eltern sich meinem kindlichen Gedächtnisse schmerzhaft einprägten.

So hatte unsere gute Mutter in den späteren Jahren im Grunde nur ihre Kinder, denen sie eine wahre Kornelia war, die keine anderen Gedanken hatte, keine anderen Freuden kannte als uns, deren Erziehung und Anleitung zum Guten ihre stündliche Sorge waren. Sie war eine zärtliche, aber keine schwache Mutter. Unarten, wie sie Kinder anzustiften pflegen, litt sie nicht, sie verwies sie uns und hatte dafür ihre charakteristischen Sprüchlein: „Kaschkind“*) war die Schelte, wenn wir uns recht kindisch und albern benommen hatten. „Waren deine Augen wieder größer als dein Magen“, hieß es, wenn wir uns zuviel aus der Schüssel nahmen und dann, weil wir es nicht ganz aufessen konnten, das Übrige auf dem Teller liegen ließen; denn Kinder essen nicht wie die Großen zum Vergnügen, sondern aus Hunger und nur bis zur Sättigung. „Ihr verschlaft ja Euren ganzen Verstand“, schalt sie, wenn wir Buben nicht aus dem Bett zu bringen waren. Hatte einer von uns einen Auftrag recht ungeschickt ausgeführt, so empfing ihn die Frage: „Bist wieder einmal mit der Kirch'n ums Kreuz gegangen?!“ oder: „Ja,

*) Kasch, Kaše, ein breiartiges Gericht aus Mehl, Reis, Hirse und dergl., wie man es Kindern in den ersten Jahren zu bereiten pflegt.

Digitized by Google

wenn du nicht wärst und der Löffel, müßte man die Suppe mit der Gabel essen." Ging einem von uns etwas wider den Strich und er sagte: „Das soll einen nicht ärgern!" so erfolgte die scherzende Erwiderung: „Ja, besonders wenn's einen verdrießt." Mein Queckfilber-Bruder Emmi bekam oft genug die Schelte: „Sticht dich wieder der Haber?!" und ich, der ich überall der erste sein wollte: „Mußt d' denn immer der Hahn im Korb sein?!"

Doch das war alles in wohlmeinendem Tone gesprochen; ihre Liebe war größer als ihre Strenge. Wir waren ihr ans Herz gewachsen. Als eines Tages plötzlich die Schreckenspost kam, es sei in unserem Hause jemand in den Hof gestürzt, lief sie, von jäher Furcht ergriffen, durch alle Zimmer. „Wo sind die Kinder, die Kinder?" Sie bedachte in ihrer Todesangst nicht, daß, wenn es einer von uns wäre, sie ihn ja aus dem Fenster unten liegen sehen müßte. Es war aber im vorderen Hofe und der Unglücksvogel ein, wie es schien, halb verrückter Schreiber des Advokaten Dr. Mudroch, der sich schon einmal mit einer Papierscheere hatte ans Leben gehen wollen und, da ihm dies versagte, sich über das Geländer des Pavlatsch hinabstürzte, wo er sogleich tot liegen blieb. Hier möchte ich doch anfügen, daß Selbstmorde, die heutzutage in der Zeitung jeder großen Stadt eine tägliche Rubrik bilden, in meiner Jugendzeit zu den großen Seltenheiten gehörten. Ich erinnere mich während meiner ganzen Studien- und jungen Doktorsjahre nur dreier Fälle, die jedesmal in der ganzen Stadt wie etwas Unerhörtes besprochen wurden. Der erste des Mudrochschen Schreibers, der zweite eines hochbegabten, poetisch veranlagten Studenten, der sich in die Frau der Familie, deren Kindern er Unterricht gab, sterblich und hoffnungslos verliebt hatte; der dritte eines neu kreierten Doktors aus einer angesehenen Prager Familie, wenn ich mich recht erinnere, Schaber v. Schönbar. Er war für den Abschluß seiner Studien, als was doch das Doktorat gelten konnte, ziemlich bejahrt, so in den Dreißigern, und hatte zugleich mit einem sehr jungen Kandidaten promoviert; nicht lange danach geschah die Tat, deren Motiv uns ein Rätsel blieb. Ich befand mich damals, bereits seit einigen Jahren Doktor, in der Kriminalpraxis und hörte die Vorträge des Med. Dr. und Prof. Mathias Popel über Staatsarzneikunde und gerichtliche Medizin und wohnte der Obduktion bei, die an seiner Leiche im Allgemeinen Krankenhause vorgenommen wurde.

Um zu unserer lieben Mutter zurückzukehren, so hatte sie uns alle gleich lieb, mit einer Nuance von Voreingenommenheit gegen meinen von Gesundheit und Lebensfülle strotzenden jüngeren Bruder, von dem sie behauptete, er habe ihr die besten Kräfte entzogen. Es war ein post hoc, kein propter hoc. Allerdings fing sie im Jahre darauf (1822) zu kränkeln an, so daß der Vater zu ihrer Kräftigung eine Sommerwohnung in der Wyssinka (Vysinka) vor dem Aujezder-Tor nahm. Allein der Keim zu ihrem Lungenleiden, dürfte schon vor der Geburt ihres Emmi in ihr gelegen haben. Sie hat in den Jahren darauf noch drei Mädchen das Leben geschenkt, von denen zwei wohl früh starben, aber das dritte, unsere Marie, gesund und kräftig gedieh und sich auch geistig vorteilhaft entwickelte, so daß unsere Eltern eine ungetrübte Freude an ihr hatten.

Der ausgesprochene Liebling unserer Mutter war ihr Pepi. Eines Tages war Essenszeit und die Mutter noch nicht zu Hause. Der

Digitized by Google

Vater, pünktlich in allem, wurde ungeduldig und ließ die Suppe auftragen. Endlich kam sie, aber nicht sogleich zu Tische, sondern in unser Wohnzimmer, ließ mich holen und nun folgte eine Szene, die meiner Schwester, damals einem kleinen Mädchen, unvergeßlich im Gedächtnisse geblieben ist. Die Mutter zog mich an sich und schloß mich krampfhaft in ihre Arme, als ob sie mich nicht lassen wollte. Sie hatte soeben den Tod des Knaben einer ihr bekannten Familie, ich glaube Theimer, erfahren und nun stürmte der Gedanke, daß auch ich ihr entrissen werden könnte, mit solcher Kraft auf sie ein, daß sie ganz außer sich kam. Als ich zum erstenmal von ihr getrennt war — sie befand sich in Wschetat, wo die Luft sie stärken sollte, während wir Kinder der Schule wegen mit unserem Vater noch für ein paar Wochen in Prag zurückbleiben mußten —, kam sie uns eine Strecke entgegen, eilte, als sie uns erblickte, auf mich zu und sagte, mich in ihre Arme fassend, unter Tränen: „Hast' Dich g'freut, Pepi, auf Deine Mutter?" So war es auch einmal in Radonitz, wo wir Knaben beim Großonkel-Dechant die Ferien zubrachten: als uns die Eltern, die sich um des Kurgebrauches willen in Marienbad befanden, an einem späten Abend nachkamen, wo wir bereits im Bette lagen; sie suchte sogleich mein Bett auf und drückte mir, der ich fest schlief, einen warmen Kuß auf die Lippen.

Ich war ihr Stolz und ihre Hoffnung. Auch unser lieber Vater, so sehr ihm der Emmi — schon wegen des Gleichgewichts mit der mütterlichen Schwäche für mich — ans Herz gewachsen war, ließ mir doch in seinen Zukunftsträumen den Vortritt. „Ich habe es vom Lohgerbersohn zum Professor und Konsistorialrat gebracht," sagte er mehr als einmal, „Du mußt es mindestens zum Hofrat bringen!" oder „zum Gesandten", dachte er sich wohl dabei. Denn er ersah für mich die diplomatische Laufbahn und sah es darum gerne, daß ich aus eigenem Antrieb das Französische und Italienische trieb, Reitunterricht nahm, mich eifrig in der Geschichte umschaute. „Wenn Du nur etwas mehr Stolz besäßest!" seufzte er manchmal. Er ahnte nichts von dem Ehrgeiz, der meine kühnen Träume erfüllte. Meine Mutter durchschaute mich besser. Sie war es, die mich vorwärts trieb und spornte, die aber auch mit dem Tadel, wo ein Anlaß dazu war, nicht sparte. Als ich ihr einmal den Anfang einer von mir verfaßten Idylle vorlas, wo von einem rauschenden Bach, von einer klappernden Mühle und anderem derartigen sentimentalen Geklingel die Rede war, nannte sie es einfach einen Unsinn, und aus war es mit meinen Versuchen auf diesem Gebiete. Umso stolzer war sie auf meine Erfolge in den Studien. Nach dem ersten Gymnasialsemester kündete sie mir, um mich nicht unvorbereitet zu lassen, voll Freude an: ich sei für den ersten der Schule erklärt worden, und ebenso nach den Prüfungen im ersten Semester der Philosophie: „Pepi, die Knoll hat mir gesagt, der Professor Exner habe ihr mitgeteilt, Du habest einer der schönsten die Prüfung gemacht." Sie überwachte sorgfältig meine Lektüre und machte sich nicht wenig Sorgen, als sie mich, da ich schon fester im Französischen war, einst über den Schriften Voltaires ertappte. Es waren seine Tragödien und ich konnte wahrheitsgemäß versichern, daß darin nichts von Gottlosigkeit und Freigeisterei vorkam. Nicht minder war der gute P. Fabian entsetzt, als er das berüchtigte „Système de la nature" in meinen Händen sah. Ich

Digitized by Google

weiß nicht, wie ich dazu gekommen war; aber die Auseinandersetzungen de la Mettries ließen mich völlig kalt; die Methode, alle geistigen Vorgänge auf mechanischem Wege zu erklären, widerte mich an. Fabian teilte seine Besorgnisse meiner Mutter mit, die aber in dieser Richtung schon hinreichend beruhigt schien und sich wohl denken mochte, auch solche Dinge gehörten zu meiner vollen Ausbildung. Dann sagte sie mir wohl mit Rührung: „Pepi, wenn aus Dir einmal etwas wird, dann werden die Frauen" — sie meinte ihre Freundinnen, wie die beiden Kopetz, die Knoll, — „sich erinnern, was ich von Dir zu ihnen gesprochen habe." Doch mich zog es immer mehr zur geistigen Beschäftigung hin, ich kaufte nur Bücher und Bücher.

Das Leben im väterlichen Hause lief in regelmäßiger Ordnung ab. Vater und Mutter waren gleich fromm und hielten streng an den Geboten der Kirche. Nicht bloß die allgemein üblichen Festtage wurden eingehalten, sondern nach des Vaters Anordnung auch die Quatembertage, von denen man sonst in Laienhäusern nichts wußte: da gab's Fastensuppe, schwarzen Fisch oder Stockfisch, eine Mehlspeise. Vor dem Frühstück las der Vater aus einer Gedichtsammlung, deren Verfassersnamen mir entfallen ist, eine auf den Wochentag der Jahreszeit bezügliche fromme Betrachtung vor. Vor dem Mittagessen mußte einer von uns Knaben stehend das Vaterunser hersagen, das die anderen mitbeteten. Das bekränzte Jahr hatte seine hergebrachte Sitte, selbst in der Küche, welche die Mutter getreulich besorgte. In den letzten Tagen der Karwoche Gräberbesuch mit dem Vater. Kam ein Hecht auf den Tisch, so wurden in den Gräten seines Kopfes die Werkzeuge zu der Passion Christi ausgesucht. Zur freudigen Osterzeit gab es dann statt des gewöhnlichen Gebäckes sogenannte Osterlaibel, für uns Kinder ein schmackhafter Bissen. Zum Fronleichnamsfeste, solange wir Knaben noch nicht im Gymnasium waren und an der Schulfeier teilnehmen mußten, Besuch des Hradschin, wo wir aus den Fenstern des Domherrn Pessina den pompösen Umgang bewunderten, wobei mir besonders die hochroten Uniformen der Postbeamten auffielen. Unser Vater, in allen Dingen knapp und sparsam, vermied die Kosten einer Staatsuniform und machte, nicht sehr zur Freude unserer Mutter, im schwarzen Doktorfestkleide, mit Dreispitz und Degen, den Zug mit. Am Heiligen Abend gab es gefüllte Schnecken, ein Leckerbissen für uns, am Heiligen Tage, wo zum Frühstück der Weihnachtsstriezel angeschnitten wurde, kam zu Mittag Blaukohl mit gebratenen Kastanien auf den Tisch. Am letzten Dezember abends las die Mutter aus einem Sammelbuche der Tante Lini „Gedichte und Lieder", die poetische Erzählung „Die Neujahrswünsche" von Prätzel vor und kam bei der Stelle:

Unnützer Bube! rief mit Zorngebärden
der Förster aus, zur Züchtigung bereit . . .

regelmäßig ins Lachen.

Unser lieber Vater zeigte sich in der Hausordnung wie in der Erziehung ernst und streng; bei seinem aufbrausenden Temperament fehlte es — nicht wegen Widerspenstigkeit, denn wir waren folgsame Kinder — nach losen Streichen nicht an empfindlichen Schlägen mit dem Lineal oder Stocke, von denen besonders der lebhafte Emmi, obwohl des Vaters „Herzpinkerl", oft

Digitized by Google

genug zu kosten bekam. „Wenn ich den Buben nur nicht zu hart geschlagen habe," sagte wohl der Vater dann bei kühlem Blute zur Mutter; allein das muntere junge Blut schüttelte nach den ersten Schreien und Tränen die Sache schnell ab, als ob nichts vorgefallen wäre. Nur einmal ging es schlimm. Unsere gute Mutter war schon tot und wir nicht mehr Knaben, sondern studierende Jünglinge; als der Vater im Zorn sich vergaß, meinen Bruder Emmi mit dem „spanischen Rohr" zu traktieren, lief der gekränkte Emmi auf und davon. Nun war große Bestürzung im Hause, der Vater suchte ihn im Kollegium und sonst überall, nichts war von ihm zu sehen noch zu hören. Erst am Abend kam er tränenüberströmt ins väterliche Haus zurück. Er war zur Stadt hinaus auf der Landstraße, ich weiß nicht wie weit, gelaufen; dann hatte ihn die Reue und wohl auch der Hunger gepackt und er war umgekehrt und hatte den Rückzug angetreten. Für unseren Vater aber war es eine Lehre, einen siebzehnjährigen Burschen nicht mehr so zu behandeln wie einen ungezogenen Knaben und das spanische Rohr wurde nur mehr zum Spaziergang gebraucht.

„Und hätte eine Familie ein Dutzend Tränenkrüge vollgeweint, stets wird, wenn ein Hausvater, der über sie einen etwas dicken und langen Szepter hingehalten, aus ihr scheidet, sogleich nach den ersten Tagen ein eigenes Wohlbehagen den Trauerbund umfließen, weil der Bund jetzt selber mit dem zurückgebliebenen Szepter in der Hand herumgehen kann; bei jedem Schritte stößt er auf Luft, nämlich auf einen nicht mehr verbotenen Schritt".*) Das war mutatis mutandis, nämlich statt des Hinscheidens ein einfaches Wegbleiben gesetzt, regelmäßig einmal der Woche bei uns der Fall, nämlich am Donnerstag. Einmal war, eine vormittägige Korrepetitionsstunde in der Klasse ausgenommen, ein schulfreier Tag, und das war schon etwas. Dann aber war der Vater fast den ganzen Tag weg, und das war mehr. Am Donnerstag war allwöchentliche Konsistorialsitzung, zu welcher der Vater mit einem gewaltigen Stoß bearbeiteter Akten — auf seine Schultern wurde ja alles gelegt, was schwer und wichtig war, — und mit seinem Ratsgenossen Dr. Alois Mydra um neun Uhr vormittags in das fürsterzbischöfliche Palais fuhr, wo er auch zum Diner blieb. Am Abend war Whist und Souper bei den Dominikanern, wo der lustige Subprior viel zur Erheiterung beitrug. So waren wir fast den ganzen Tag ohne den „etwas dicken und langen Szepter" in seiner Hand, den nun die Mutter führte. Auch unsere liebe Mutter war gegen uns streng, duldete keine Ausgelassenheit und wies uns zurecht, aber das war doch etwas ganz anderes! Dazu kam ein Drittes. Es kamen grobe Mehlspeisen, die dem Vater bei seiner sitzenden Lebensweise nicht gut anschlugen, Dolken, Liwanzen, Buchteln, auf den Tisch, die wir über alles gern aßen.

Auch für den Vater — damit war beiden Teilen geholfen — war der Donnerstag trotz der anstrengenden Konsistorialsitzung eine außerordentlich frohe Erquickung. Sonst hatte er ja fast keine Erholung. Die Mutter hatte mitunter ihr Kaffeekränzchen bei sich oder einer ihrer Freundinnen; aber auch das war nicht häufig und der Vater zeigte sich dabei nie. Ein und das andere Jahr nahmen die Eltern ein Abonnement im Theater und dann wurde

*) Jean Paul im „Leben Fibels".

Digitized by Google

uns häufig beim Frühstück die Handlung erzählt. Unsere leicht erregte Mutter war bei interessanten Stücken ganz Auge und Ohr und eines Abends war sie von dem Spiele Bayers so ergriffen, daß sie, wie sie uns am andern Morgen erzählte, vor dem Einschlafen inbrünstig für uns betete. Uns jungem Volk brachte der Fasching Kinderbälle, manchmal bei uns, bei Kopetz oder Schnabel, bei Wenzel Eisenstein und bei Limbeck. Einmal aber war etwas Außerordentliches. Es war an meinem Namens- oder Geburtstage, 19. März oder 9. November, und am Nachmittag erschienen zu meiner Verwunderung Heinrich Kopetz und August Schnabel; wieder öffnete sich die Tür und herein traten Fritz und August Eisenstein, bald darauf Karl und Hans Limbeck, kurz, das Zimmer war von meinen Kameraden voll, — es war eine Überraschung, welche die Mutter mir bereitet hatte.

Unsere sonstigen Belustigungen waren einfach und bescheiden. Der Vater hatte einen mit der Abdachung des Gartens in das Wrschowitzer Tal hinabreichenden Sommersitz Mičanka gekauft, wo die schon bedenklich kränkelnde Mutter die schöne Jahreszeit zubrachte. Für uns junge Welt war das eine neue Quelle von Freude und Lust. Eines Tages unternahmen wir Burschen mit einigen Altersgenossen einen Ausflug in die uns auf etwa fünf Viertelstunden Entfernung herüberwinkenden Kundratitzer Wälder. Die Ausrüstung dazu, bei der uns unsere liebe Mutter mithalf, war großartig. Außer allerhand Brötchen und Semmeln hatte jeder am Spagate eine mit Milch gefüllte, sonst für Mineralwässer bestimmte Flasche an der Seite hängen, mit der wir reisefertig auszogen. Der Proviant war, wie man sieht, bescheiden, aber das Ergötzen war nicht gering, und seelenvergnügt, obwohl etwas hungrig, kehrten wir am Abende in unsere Mičanka zurück.

Besuche kamen häufig, des Vaters sehr befreundeter Kollege Professor Dr. Franz Fischer fast täglich, um den Vater zu einem einstündigen Spaziergang abzuholen, wobei der Vater uns Knaben mitnahm. Ab und zu kamen der Weihbischof Tippmann, der Kanonikus Waclawiček, der Dekanats- und Rektoratssüchtige, der Strahover Prälat Hieronymus Zeidler und Konsistorialkassier Dr. jur. Karl Bretschneider; die Kosten der Unterhaltung mußte fast immer die Mutter tragen, da sich der Vater in seiner angestrengten Art nicht leicht oder nur auf Augenblicke stören ließ. Auch der alte Graf Franz Deym, ein verehrungswürdiger Greis, zeigte sich manchmal. Er war Besitzer der Herrschaft Arnau, in der ganzen Gegend als Menschenfreund bekannt, was nicht hinderte, daß seine Untertanen, als die Cholera ins Land kam und vorzüglich unter dem gemeinen Volk wütete, gegen ihn aufstanden, weil sie gehört hatten, die Großen hätten eine Vergiftung der kleinen Leute im Werke. Es scheint ihm dieser Unverstand seiner Untertanen, denen er stets ein milder und edler Herr gewesen, schwer ans Herz gegangen zu sein; denn er starb bald darnach, im Jahre 1832. Ein alter Herr Batka kam gewöhnlich, wenn wir zur Essenszeit bei Tische saßen. Er war einer von der in der zweiten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts sehr bekannten und gerühmten Virtuosenfamilie, lebte in den Erinnerungen vergangener Zeiten und lieh sich vom Vater Bücher aus, von denen mir „Leben und Sitten in England" im Gedächtnisse geblieben ist.

Digitized by Google

Zu unseren Bekannten gehörten auch die beiden Gruß, beide Maler, der ältere Johann in Leitmeritz, der jüngere Anton in Prag. Der ältere war ein Jugendfreund unseres Vaters. Er kam zeitweise nach Prag und lief dann alle Kirchen ab, um sich an den Altarbildern satt zu sehen. Er war es, der während einer längeren Anwesenheit in der Hauptstadt vom Stifte Strahov in Sachen des berühmten Dürerbildes verwendet wurde; ich habe ihn da eines Tages besucht und ihn an der Arbeit gesehen; nach dem Urteil von Kunstkennern hat er das Meisterbild gründlich verpfuscht. Um die Mitte der Zwanziger-Jahre hat er bei uns das große, sinnige Familienbild gemalt, alle sehr gut getroffen; nur den Hals unserer Mutter, der sehr schön war, hat er zu voll gemacht, fast wie einen Blähhals. Sein jüngerer Bruder war ein heiterer Kumpan. Einst kam bei unserer Mutter die Sprache auf weibliche Schönheit, wobei er sagte, für ihn gebe es, was die Augen betreffe, nur zweierlei, die der Rede wert seinen: Kirchenfenster und Pistolen. Da kam die schöne Nichte unseres Hausherrn auf Besuch und unsere Mutter, lebhaft wie sie war, wandte sich sogleich an Gruß: „Und was hat dieses Fräulein für Augen?" Er kam in Verlegenheit, denn er sah das Fräulein zum erstenmal, und lachte die Antwort weg. „Es waren ja die ausgesprochensten Pistolen", sagte er mir, als ich einige Tage später zu ihm kam. Ich mußte ihm dann zu einem Heiligen sitzen, den er mit jugendlichem Antlitz, in den Himmel fahrend, darstellte. Ich weiß nicht, in welcher Dorfkirche heute mein Konterfei hängen mag.

Zu den weiblichen Bekannten unserer Mutter gehörten außer den Professorsfrauen zwei mittelalternde Fräulein Sklenárz, die in dem Eckhaus vom ersten Maltheserplatz zum zweiten wohnten und die sich von der Mutter zeitweise mit Lektüre versorgen ließen. Dann ein Fräulein Margarethe Scheffel, früher in einem adeligen Hause, mit dem sie bis nach Neapel gekommen war, wo sie eine Villa „am Fuße des Meeres" bezogen hatten. Sie war überhaupt groß in der Verhunzung der Worte und Phrasen, was der Mutter und uns vielen Spaß machte; z. B. „Der wird sein Lebtag auf keinen grünen Rasen kommen" („Zweig" war ihr zu wenig und zu schwach). Wir nannten sie „Fräulein Neserable" (so sagte sie statt miserabel). Die gute alte Stržanowsky war Witwe eines Beamten und hatte ihren „Hansi", den einzigen erwachsenen Sohn, verloren. Sie lebte von ihrer kargen Pension und hatte bei einigen teilnehmenden Familien ihre Kosttage; bei uns war sie, glaube ich, jeden Mittwoch zu Tische. An ihrem Namenstage (Agathe) machten wir ihr einen Gratulationsbesuch; denn darauf hielten unsere Eltern und sie freute es. In ihrem Zimmer auf dem Leonardiplatz sah es sehr bescheiden aus, aber ungemein nett und reinlich, Blumen in den Fenstern, ein Kanarienvogel im Bauer. Auch sie gebrauchte mitunter Ausdrücke, die unsere liebe Mutter erheiterten, z. B. Schwetschich statt Zwetschken, was unserer Mutter und ihrer Freundin Knoll Spaß machte. Die arme Mutter lag schon auf ihrem letzten Krankenbette, die Stržanowsky und die Knoll saßen bei ihr; die Mutter winkte schelmisch der Knoll und fragte — der sich verkürzende Atem machte ihr das Sprechen schon schwer —: „Liebe Stržanowsky, was haben Sie am Freitag zum Essen gehabt?" — „Schwetschich."

Vater und Mutter waren gute Patrioten und innige Verehrer des Kaisers Franz, dessen schwere politische Drangsal und dann überraschende

Digitized by Google

Erfolge und Wiedererhebung sie ja in früheren Jahren mitgemacht und mitgefühlt hatten. Als, wenn ich nicht irre 1825, ein Besuch des Kaiserpaares in Prag angesagt war, da kannte sich unsere Mutter vor Freude kaum aus. Blumen wurden ins Haus geschafft und ein großer Kranz gewunden, denn die Majestäten sollten durch die Eisengasse fahren. Leider regnete es in Strömen, sie fuhren in geschlossenem Wagen, was aber die Mutter nicht hinderte, den Kranz zum Huldigungsgruße hinabzuwerfen. In den Papieren meines Vaters fand ich, von seiner Hand zierlich geschrieben, das schöne Gedicht „Vision", das Grillparzer zur Lebensrettung des Kaisers aus schwerer Krankheit im Jahre 1826 verfaßt hatte. Wenn jemand aus Wien kam, erkundigte sich die Mutter lebhaft nach dem Befinden des nachgerade alternden Kaisers. „Er vegetiert!" lautete die Auskunft, ein Ausdruck, der mir neu war und der darum in meiner Erinnerung haften geblieben ist. Als dann 1835 die Nachricht vom Tode des guten Kaisers Franz kam, da zerfloß unsere liebe Mutter in Tränen.

Sie war hilfreich und gut, in Not und Bedrängnis war sie mancher Familie der gute Engel, voll Teilnahme und Mithilfe, wenn in uns befreundeten Häusern Unglück und Trübsal sich einstellten. In einem der Sommer, die wir im Seminargarten zubrachten, erkrankte die bereits zur Jungfrau erblühte Tochter des Professors Klar am Typhus, ich denke sie hieß Marie. Obwohl die Krankheit für ansteckend galt, ließ sichs unsere Mutter nicht nehmen, den schwer getroffenen Eltern — sie hatten ihre Kinder, bis auf Paul, nacheinander verloren — Trost zu bringen und Beistand zu leisten. Es war alles umsonst, die zarte Blume wurde geknickt. Unsere Mutter beschrieb dem Vater den Eindruck, als sie in das Zimmer der Familie kam: die Mutter trostlos, der einzige ihnen verbliebene Sohn Paul in Verzweiflung; nur der greise Vater saß in ruhiger Gottergebenheit vor seiner Bibel: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, gepriesen sei der Name des Herrn!" Die Einsegnung der Leiche fand in der Karmeliterkirche statt. Zu beiden Seiten im Halbkreise vor dem Hochaltar standen „Philosophen" im Traueranzug mit brennenden Kerzen; Emmi und ich, jeder auch mit einer Kerze, damals noch Knaben, eröffneten auf jeder Seite den Reigen. . .

So waren unsere Eltern, deren aufopfernde Liebe und Sorgfalt wir erst in späteren Jahren, da wir sie nicht mehr hatten, so recht zu erkennen und ihnen innig zu danken verstanden. Denn in den früheren Lebensjahren nehmen es die Kinder in ihrer leichtfertigen Unüberlegtheit wie etwas Selbstverständliches. Als ich, nachdem ich etwas geworden, das Leben meines seligen Vaters zu beschreiben vorhatte und mich auch an unseren Onkel Anton mit der Bitte um Mitteilungen aus seiner Erinnerung wandte, schrieb er mir ausführlich und sagte zuletzt: „Ich und jeder muß staunen über die außerordentlichen Fähigkeiten Deines Vaters, über den großen Fleiß und die Ausdauer bei seinen Unternehmungen sowie seine großartigen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft. Nimmt man dazu sein menschenfreundliches Benehmen und seinen biedern, edlen Charakter, so kann man mit Recht sagen: er war ein großer Mann, der auch als solcher anerkannt und verehrt wurde. Ich werde seiner sowie Deiner frommen guten Mutter stets in Liebe gedenken, denn ich habe beiden vieles zu danken. Gott wolle es ihnen lohnen!"

Digitized by Google

Einleitung zu einer Agrarpolitik.

Von Prof. E. Schwiedland.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erlangen die Staatsangehörigen durch ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Klassen Vorrechte: für ihre Geltung in Staat und Gesellschaft ist die Standeszugehörigkeit maßgebend. Das 19. Jahrhundert verwischt diese rechtlichen Unterschiede; daneben bleiben indes soziale, wirtschaftliche und politische Unterschiede bestehen. Beruf und Besitz werden nunmehr klassenbildend. Die wirtschaftliche Stellung des einzelnen wie seiner Familie begründet Unterschiede in Macht und Geltung. Daher fragt es sich jetzt: wer erringt Vermögen, welche Berufe sind führend und wichtig für die Stellung des Volkes im Wettkampfe der Nationen und vermöge dieser Bedeutung innerhalb des Staates?

Die österreichische Statistik schied bis Mitte des 19. Jahrhunderts die Bevölkerung in Geistliche, Adelige, Beamte und Honoratioren, bürgerliche Gewerbsleute und Künstler, Bauern und „Sonstige". Von 1869 ab wird die gesamte Bevölkerung nach ihrer Berufszugehörigkeit gezählt. Da zeigt sich nun, daß unser Staat eine vorwiegend landwirtschaftliche Bevölkerung umschließt. Nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 lebten*) von Land- und Forstwirtschaft mehr als zwei Drittel der Bevölkerung: in Galizien, Bukowina, Krain, Görz-Gradiska, Istrien und Dalmatien; mehr als die Hälfte: in Tirol, Steiermark, Kärnten und in manchen Teilen Böhmens; genau die Hälfte: in Oberösterreich.

Von Triest und seinem Gebiete abgesehen, gehört nur in sechs Ländern weniger als die Hälfte der Bevölkerung der Land- und Forstwirtschaft an: nämlich in Mähren 46 %, Salzburg 45 %, Böhmen 36 %, Schlesien 35 %, Vorarlberg 34 %, Niederösterreich 20 %.

Von einer Gesamtbevölkerung Österreichs von 24, bezw. 26 Millionen waren berufstätig in:

	1890		1900	
der Land- und Forstwirtschaft	8·4 Mill.	(62½ %)	8·2 Mill.	(58⅕ %)
der Industrie	2·9 „	(21¼ %)	3·1 „	(22¼ %)
Handel und Verkehr	0·8 „	(6¼ %)	1·0 „	(7⅓ %)
öffentlichen, Militär-, freien oder keinerlei Berufen	1·4 „	(10 %)	1·7 „	(12¼ %)
	13·5 Mill.		14·0 Mill.	

*) Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. Dez. 1900; Band 66 der österr. Statistik, 1904.

Digitized by Google

Wenn man neben diesen Berufstätigen die von ihnen ernährten Familien und Dienerschaften mit erhebt, erhält man die sogenannten Berufszugehörigen. Danach gehörten an:

	1890		1900	
der Land- und Forstwirtschaft	13·3 Mill.	(56 %)	13·7 Mill.	(52½ %)
der Industrie	6·2 „	(26 %)	7·0 „	(26¾ %)
dem Handel und Verkehr	2·1 „	(9 %)	2·6 „	(10 %)
öffentlichen, Militär-, freien oder keinerlei Berufen	2·3 „	(9 %)	2·8 „	(11 %)
	23·9 Mill.		26·1 Mill.	

Der Land- und Forstwirtschaft gehören daher die meisten Berufstätigen wie Berufsangehörigen Österreichs zu. Ihr relativer Anteil nimmt allerdings ab; darin drückt sich die fortschreitende Umbildung vom Agrarstaat zum Industriestaate, die zunehmende Bedeutung der Industrie, des Handels und des Verkehres aus. Die Gesamtziffer, welche die Agrarbevölkerung bezeichnet, umfaßt die verschiedensten Volksschichten: von den Besitzern des fideikommissarisch gebundenen Großgrundbesitzes bis zu den kleinen Häuslern, und Arbeiter vom großen Güterdirektor bis zum unständigen Gutstagelöhner.

Andere Ziffern, woraus die Bedeutung der einzelnen produktiven Klassen erhellt, bietet die Handelsstatistik. Im Jahre 1905 erreichte in der österreichischen Reichshälfte die

	Einfuhr:	Ausfuhr:
von Erzeugnissen		
a) der Land- und Forstwirtschaft und Fischerei	1067 Mill. K	782 Mill. K
b) der Berg- und Hüttenwerke	246 „ „	148 „ „
c) der Industrie	834 „ „	1314 „ „

Auch hierin zeigt sich die volkswirtschaftliche und finanzielle Bedeutung der Acker- und Viehwirtschaft. Mag auch, vermöge des internationalen Austausches, die Bedeutung der Industrie und die Werterhöhung, welche sie den Erzeugnissen vermittelt, von besonderer Wichtigkeit für den Reichtum der Länder sein, — das Studium der Fragen der modernen Agrarpolitik ist in Österreich gewiß am Platze. Ihre Prüfung kann aber mit Erfolg bloß auf Grund ihrer historischen Entwicklung erfolgen und darf nicht bloß die ziffermäßige wirtschaftliche Seite der Dinge, sondern muß zugleich ihre sozialen Folgen umfassen.

* * *

Die Lage des unbefreiten Bauern früherer Zeiten war oft Gegenstand ergreifender Schilderung. „Es gibt eine Gattung menschenscheuer Tiere," sagt zu Ende des 17. Jahrhunderts Labruyère, „männlichen und weiblichen Geschlechtes, schwarz, eingefallen, sonnverbrannt; man trifft sie auf dem Dorfe an die Scholle gebunden, die sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und umgraben. Sie haben der menschlichen Stimme ähnliche Töne, und wenn sie sich aufrichten, zeigen sie ein menschliches Antlitz. Es

Digitized by Google

sind tatsächlich Menschen, die sich nachts in Höhlen zurückziehen, wo sie von schwarzem Brot, Wasser und Wurzeln leben. Sie entheben die übrige Menschheit der Plage des Säens und Erntens." Young sagt im 18. Jahrhundert, daß ein Engländer sich das Aussehen eines französischen Bauern gar nicht vorstellen könne. Eine Darstellung der bayrischen Landschaft führt 1790 bezüglich der Landleute aus: „Hier wird man Familien antreffen, die keinen Dienstboten zu halten vermögen. Sie müssen Tag und Nacht arbeiten, ihren Körper abschinden, sich kümmern und sorgen, um nur der Landesherrschaft ihre Abgaben zu entrichten und dabei ihr Maul fortbringen zu können. Manches Bauernweib muß aus Mangel schon am dritten Tage des Wochenbettes alle Hausarbeiten verrichten. Selbst die Kinder müssen in ihrer zartesten Jugend so schwer arbeiten, daß einige krumm und bucklicht werden oder das Wachstum ihres Körpers verlieren. Ihre Nahrung ist meist sehr schlecht, die Erträgnisse der Gründe äußerst gering, der Viehstand elend, die Hütte dem Einsturze nahe und sohin ihr Leben kummervoll." Und der phantasievolle Knapp schildert den unfreien deutschen Bodenbebauer, indem er sagt, der Bauer bleibe „immer und ewig auf derselben Stufe, verworren in sich, finster, unzufrieden, grob, knechtisch, nur dem Vogt gehorchend, ein unglückliches Mittelding zwischen Lasttier und Mensch."

Heute, nach der persönlichen Befreiung, der Emanzipation, fühlen sich die ländlichen Taglöhner so unbehaglich, daß sie allenthalben selbst ausgeringbevölkerten Gegenden, wo es an Arbeitskräften mangelt, abwandern. Sie sind so schlecht daran, daß sie tief unter dem befreiten Bauern stehen.

Und dieser selbst ist heute vielfach überschuldet oder wird vom Großgrundbesitz und Großkapital ausgekauft. Nach wie vor bleibt indes das Dichterwort wahr:

Es sprießt der Stamm des Riesen
Aus Bauernmark hervor!

Dieses Markes bedarf jede Nation dringend. Sie bedarf seiner als eines physischen Faktors. Ihm entsprießen die fleißigen und stämmigen Bebauer des Bodens, der in städtische Gewerbe sich einschiebende Nachwuchs, manche Zierde künstlerischer und wissenschaftlicher Berufe; ihm entstammt die Wehrkraft. Seine Qualität bestimmt auch die politische Art des Volkes.

Unmittelbar praktische Fragen größter Tragweite treten uns daher bei Besprechung der Lage der Landwirtschaft entgegen, und es ist aller Bemühung wert, über ihre Verhältnisse zu einem richtigen und unparteiischen Urteil zu gelangen.

* * *

Die Landwirtschaft umfaßt Landbau und Viehzucht: erzeugt pflanzliche und tierische Produkte. Sie bildet, gleich der Forstwirtschaft, der Obstzucht, dem Garten- und Gemüsebau, einen Zweig der Bodenkultur. Mehr und mehr schließt sich ihr auch eine Verarbeitung von Rohstoffen in „landwirtschaftlichen Nebengewerben" an.

Ed. Hahn hat die Ansicht geäußert, die Natur habe selbst das Vorbild für den Landbau geboten in der natürlichen Vermehrung der Pflanzen durch

Digitized by Google

den zu Boden fallenden oder ihm vom Wind zugetragenen Samen. Tatsächlich bildet die einfachste Art des Landbaues das Streuen oder Einlegen von Samen oder einer Frucht in das mit der Hand oder einem hackenähnlichen Gerät aufgewühlte Erdreich: der Hackbau. Das Zähmen und Züchten der Tiere führt Hahn auf den religiösen Kult der Rinder in Asien zurück. Aus diesem rituellen Zweck hätte sich allmählich ihre Verwendung beim Landbau entwickelt, womit die Fortbildung des Hackbaues zum eigentlichen Ackerbau möglich wurde. Die Zähmung der übrigen Haustiere folgte nach.

Landbau und Viehwirtschaft wirken zumeist zusammen: Haustiere besorgen die schwerste Arbeit, werden auch als wichtige Düngerlieferer geschätzt; als Verbraucher der Futterstoffe: Gras, Klee, Hafer, Heu, Stroh, vieler Wurzel- und Körnerfrüchte, bewirken sie indirekt die Entfaltung des Landbaues und verwandeln dessen Erzeugnisse in Lebensmittel und in gewerbliche Rohstoffe: Fleisch, Fett, Milch, Häute, Wolle, Borsten usw. Der Landbau bietet gleichfalls Nahrungsmittel sowie Rohstoffe dem Verbrauche dar.

Die Grundlage des ländlichen Betriebes ist der Boden, das erdige Verwitterungsprodukt des festen Gesteins. Er wird wirtschaftlich genutzt als: 1. Ackerland, — 2. Wiese, — 3. Weide, — 4. Weinland und Garten, — 5. Wald, — 6. Oedland (Kies-, Lehm-, Mergelgruben, Torfstich usw.), — 7. Wasserstück, — 8. Weg, Hofraum, Baustelle.

Von den in Österreich katastrierten 30 Millionen Hektaren sind

Wald	$9^3/_4$	Mill. ha	(= $32^1/_2$ %)
Äcker	$10^2/_3$	„ „	(= $35^1/_2$ %)
Wiesen und Weiden	7	„ „	(= 23 %)
Gärten	$^1/_3$	„ „	(= $1^1/_4$ %)
Weingärten	$^1/_4$	„ „	(= 0·8 %)
Seen, Sümpfe und Teiche . . fast	$^1/_8$	„ „	(= 0·4 %)

Die Landwirtschaft erfordert außer dem Boden menschliche Arbeit, dann Gebäude, Maschinen, Geräte, Nutz- und Zuchtvieh, Vorräte an barem Geld, Naturalien (Vorräte für den Haushalt, an Saatgut, Dünger, Streu, Futter) usw. So wirken zur Produktion der Boden, Menschenarbeit und Betriebskapital zusammen.

Der Boden entsteht aus dem Gestein, das unter den (chemischen und physikalischen) Einflüssen der Temperatur, der Luft, des Wassers sowie von Mikroorganismen verwittert. Im verwitterten Gestein setzen sich zunächst niedrig organisierte Pflanzen fest, die ihre Nahrung vorzugsweise der Atmosphäre und dem Wasser verdanken. Absterbend geben die Reste dieser Pflanzen dem Boden die Fähigkeit, höher organisierte Gewächse zu ernähren. Zahllose Tiere leben im Boden oder durchwühlen ihn: Regenwürmer, Insektenlarven ꝛc. Ihre Ausscheidungen und Kadaver vermehren den aus den Pflanzenrückständen sich bildenden organischen Bestand des Bodens, den Humus. Schließlich bedeckt sich der Naturboden mit Wald- oder Grasvegetation. Durch Urbarmachung wird er dann umgestaltet zu „Kulturboden", indem man Grasnarbe, Gestrüpp, Baumstümpfe, Wurzeln und Steine entfernt und die Erde auflockert. Weitere

Digitized by Google

Bearbeitung verwandelt ihn zu Ackererde; Düngung verbessert ihn und erhöht den Vorrat an aufnehmbaren Nährstoffen: an Stickstoff (als Ammoniak oder Salpetersäure), Phosphorsäure, Kali usw.

Der Boden setzt sich aus Sand, Ton, Kalk und Humus zusammen und wird nach seinen vorwiegenden Bestandteilen (als Sand-, Ton-, Lehm-, Mergel-, Kalk- oder Humusboden) und nach der Mächtigkeit der Ackerkrume als flachgründiger oder als tiefgründiger Boden benannt. Die erwähnten Bodenbestandteile bieten den Pflanzen keinen Nährstoff, bedingen aber seine physikalische Beschaffenheit. Nach dieser Richtung ist von Belang die Luftkapazität, die Kohäsion (lockerer oder zäher Boden), die wasserfassende Kraft, die Durchlässigkeit, die Wärmekapazität usw.

In chemischer Beziehung ist wichtig das Vorhandensein der erwähnten Bodennährstoffe in mannigfachen Verbindungen, in festem, in löslichem oder in absorbiertem Zustande.

Der sogenannte Humus (Dammerde) besteht aus pflanzlichen oder tierischen Überresten in verschiedenen Stadien der Zersetzung; sie geben der Ackerkrume dünklere Färbung und galten früher als die eigentliche Pflanzennahrung.

Sandboden enthält zumindest 80% Gesteinstrümmer in Form von Sand. Er ist lose (locker) und bietet daher („leichter Boden") der Bearbeitung, dem Eindringen der Wurzeln, von Luft und Wasser wenig Widerstand, bildet keine Schollen und ist zumeist trocken, weil er das Wasser nicht zurückhalten kann und rasche Verdunstung begünstigt. Organische Dünger zersetzen sich rasch darin. Zum Getreideanbau eignet er sich; als Flugsand und Dünensand aber ist er völlig unfruchtbar.

Tonboden enthält zumindest 60% Ton, nimmt große Mengen Wasser auf und hält sie fest. Er ist „schwerer" Boden: seine Teilchen halten fest aneinander und erschweren die Bearbeitung; er hat eine hohe Absorptionsfähigkeit für Kali und Phosphorsäure und ist infolgedessen fruchtbar.

Lehmboden ist ein Gemenge von Sand und Ton. Enthält er auch Humus und Kalk, so zählt er zu den fruchtbarsten Böden, weil er dann in seinen Wasserverhältnissen günstig beschaffen und genügend durchlässig ist, und trägt die wichtigsten Bodenfrüchte: Weizen, Gerste, Raps und Rüben.

Mergelboden ist ein Gemenge von zumindest 15% Kalk und höchstens 75% Ton neben Sand und Humus.

I. Der Ackerboden ist die Grundlage der menschlichen Kultur. „Ein Acker", sagt ein moderner Autor, „produziert so und so viel Tonnen Roggen, ein Weinberg so und so viel Liter Wein. Wo das Korn gewachsen ist, wo der Wein gewachsen ist, da kann, vernünftige Wirtschaft vorausgesetzt, nach 10, 100, ja nach 1000 Jahren immer noch Roggen und Wein wachsen." Wo aber so und so viel Tonnen Kohlen oder Eisen aus dem Boden herausgeholt sind, da wachsen sie nicht wieder nach. „Unten ist vielmehr ein Loch und oben eine Halde von Abraum oder Schlacke." Die Gewinnung von Kohle und Eisen sei daher nicht als Produktion, sondern als Eduktion zu bezeichnen. „Auch der Bergbau macht die Kräfte und Schätze der Natur verfügbar", sagt ein anderer, „aber er tut es auf Kosten der Urkraft der Natur; er ver-

Digitized by Google

braucht und erschöpft ihre Schätze. Einmal gehoben, machen sie die Wandlung durch das vielgestaltige Leben .... das einmal Verzehrte ergänzt sich nicht. Ganz anders die Landwirtschaft; ihre Tätigkeit ist eine die Fruchtbarkeit der Mutter Erde steigernde."

Bearbeitung soll die Eignung des Bodens zur Pflanzenkultur erhöhen. Mechanische Lockerung macht ihn der Luft und den Niederschlägen zugänglich, befördert die Verwitterung seiner Bestandteile. Mit dem Spaten, mit Spann- sowie motorischen Geräten wird er gelockert, gewendet, vermischt, verdichtet und dabei von Unkräutern und Ungeziefer gereinigt.

Nur mehrjährige Futterschläge bestehen jahrelang; sonst wird jedes Feld jährlich mindestens einmal gepflügt, häufig auch öfter. Man pflügt flach (auf 9 bis 15 cm Tiefe) oder normal (auf 15 bis 18 cm) oder tief (auf 20 bis 25 cm). Dadurch vergrößert man den Raum zur Verfügung der Wurzeln, vermehrt die Menge von Nährstoffen, die ihnen dienen können, regelt günstig die Feuchtigkeitsverhältnisse.

Die Bestellzeit der Saat ist zumeist der Herbst oder das Frühjahr. Indes kann der Acker zeitweilig vom Anbau frei, d. h. „brach" bleiben. Während der Brache wird der Boden gleichwohl tüchtig bearbeitet und gedüngt, um ihn den Einwirkungen der Atmosphäre und der Mikroorganismen ausgiebig auszusetzen. Entfällt während der Brache der Ertrag, so steigert er sich dafür in der nächsten Periode des Anbaues.

Während der „reinen" oder „schwarzen" Brache pflügt man das Land mehrfach und zerstört dadurch das aufkeimende Unkraut; „halbe" Brache läßt das Feld nach der Ernte nur ein halbes Jahr lang ruhen.

Der Acker wird bei der Bestellung vorerst gepflügt. Die dadurch gebildete Furche bedarf dann einiger Zeit, um sich zu setzen, d. i. in den Grad der Bindigkeit zurückzukommen, den die junge Pflanze zu ihrer Entwicklung verlangt. Außerdem wird geeggt: um den Boden zu zerkleinern und zu ebnen, den Dünger zu verteilen und unter die Erde zu mischen, die Saat unterzubringen und Unkräuter zu zerstören, wobei die Egge durch die eigene Schwere auf den Boden drückt und durch Stöße wirkt. Kultivatoren, Walzen und Schleifen ergänzen die Arbeit von Pflug und Egge. Diese Bodenbearbeitung kann durch verschiedene (Dampf-, Petroleum-, Benzin-, Spiritus- oder elektrische) Motoren bewirkt werden.

Wird ein möglichst großer und nachhaltiger Gewinn angestrebt, so ist jedes Grundstück zu jener Kulturart heranzuziehen, welche den höchsten Ertrag voraussehen läßt. Vielfach wird aber die Kultur durch Beschaffenheit und Lage des Grundes bestimmt: so bei Grundstücken in sehr hoher oder sehr tiefer Lage oder mit geringem Boden. Anderwärts machen wieder Markt- oder Verkehrsverhältnisse nur eine bestimmte Benützung möglich. Flächen, bei denen solcherart kein Wechsel in der Benützung rätlich ist, bezeichnet man als „absolut". So spricht man von natürlichem oder wirtschaftlichem „absoluten" Wiesenland, Weideland, Waldland, und meint damit, daß die Fläche infolge der natürlichen oder wirtschaftlichen Verhältnisse ausschließlich die bezügliche Produktion gestattet.

Im allgemeinen sind für die Nutzung maßgebend die Beschaffenheit des Klimas und des Bodens, die örtliche Lage des Grundstückes und die

Digitized by Google

wirtschaftlichen Verhältnisse: Nähe von Transportwegen, Verfügbarkeit von Kapital und Arbeitskräften, Absatz und Preise der Produkte usw.

Die Gewächse, unter denen die Auswahl zum Anbau zusteht, teilt man in Mehlfrüchte, Hülsenfrüchte, Handelspflanzen, Knollen- und Wurzelgewächse und Futterpflanzen.

1. Mehlfrüchte liefern mehlhaltigen Samen, welcher das wichtigste menschliche Nahrungsmittel bildet, auch als Tierfutter wertvoll ist und endlich zu gewerblichen Erzeugnissen (Spiritus, Bier, Stärke) verarbeitet wird. Desgleichen liefern sie Stroh, das als Futter für Tiere, als Einstreu zur Stallmistgewinnung und überdies zu mannigfachen Zwecken Verwendung findet (zu Strohbändern, Emballage, zum Dachdecken usw.).

Die Mehlfrüchte — meist Halmpflanzen — sind Getreide (Weizen, Roggen, Gerste und Hafer), dann Reis, Mais, Hirse, Buchweizen. Weizen verlangt mehr schweren, Gerste milden, Roggen leichten Boden. „Wintergetreide" ist das im Herbst gesäete, überwinternde und im nächsten Sommer reifende Getreide (zumeist Weizen und Roggen), „Sommergetreide" das im Frühjahr gesäete und im selben Sommer geerntete Getreide (Gerste und Hafer).

2. Die Hülsenfrüchte sind Blattpflanzen, welche proteinstoffreiche Samen liefern: Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Lupinen 2c. Sie sind anspruchsvoller bezüglich des Bodens und der Witterungsverhältnisse und ihr Ertrag ist daher unsicherer. Anderseits hinterlassen sie aber den Boden in gut gelockertem und unkrautfreiem Zustande und bereichern ihn auch an Stickstoff, während die Halmgewächse diesen verbrauchen, so daß ein abwechselndes Bebauen des Ackers mit Halm- und mit Blattpflanzen zweckmäßig ist. (Zu den Blattpflanzen gehören auch Klee, Kartoffeln und Rüben.)

3. Wurzel- und Knollengewächse sind gleichfalls wertvolle Nahrungs- wie Futtermittel. Die ausgedehnteste Verbreitung hat die Kartoffel, welche auch zur Herstellung gewerblicher Erzeugnisse (Spiritus, Stärke, Zucker) dient. Die meisten Wurzelgewächse bilden Futter für die Tiere; Zuckerrübe dient zur Gewinnung von Zucker.

4. Futterpflanzen werden kultiviert, um Heu und Grünfutter zur Ernährung der Haustiere zu gewinnen. Darunter ist der Klee am wichtigsten; er nimmt in Mitteleuropa von der Futterkräutern eingeräumten Ackerfläche mehr als drei Viertel in Anspruch; seine wichtigsten Arten sind Rotklee und Luzerne.

Der menschlichen Nahrung dienende Pflanzen, welche man hier anreihen darf, sind die Gemüse. Sie bilden für Staaten, welche ihre Produktion zu ungewöhnlichen Jahreszeiten zustande bringen, wie Italien, Südfrankreich und Belgien, wichtige Ausfuhrwaren. Sie gehören indes dem Gartenbau und, Feldgemüsebau ausgenommen, nicht dem Ackerbau zu.

5. Nach dem Umfang ihres Anbaues stehen unter den Kulturpflanzen an letzter Stelle die Handels- oder Industriepflanzen, welche zu gewerblicher Verarbeitung bestimmt sind. Das sind:

a) Gespinstpflanzen (Flachs und Hanf), welche der Textilindustrie Rohstoffe liefern; ihre Kultur wurde durch die Verbreitung der

Digitized by Google

Baumwolle wesentlich zurückgedrängt, erhält sich jedoch, in geringerem Maße, vermöge der besseren Qualität der aus ihr gewonnenen Leinenfaser;

b) Gewürzpflanzen (Senf, Kümmel, Safran, Hopfen) und einzelne Blattpflanzen (Tabak, Weberkarde), deren Bedarf verhältnismäßig gering ist; sie stellen meist große Ansprüche an Klima, Beschaffenheit des Bodens, Düngung und menschliche Arbeit;

c) Farbpflanzen (Krapp, Safflor ꝛc.), deren Bedeutung wesentlich zurückgegangen ist infolge der Entwicklung der chemischen Industrie, namentlich der Teerfarbstofferzeugung;

d) Ölpflanzen (Raps, Rübsen, Mohn, Leindotter ꝛc.), die gleichfalls industrielle Ausbeute finden: fettes Öl und im Rückstand (Ölkuchen) wertvolle Futter- und Düngerstoffe ergeben.

Unsicherheit des Ertrages, erhebliche Preisschwankungen und große Abhängigkeit von einer sorgfältigen Beaufsichtigung tragen dazu bei, den Anbau der Handelspflanzen auf großen Flächen selten zu machen — ausgenommen beim Raps. Der Anbau der Handelsgewächse liegt aus diesem Grunde mehr in den Händen der kleineren und mittleren als in den Händen der Großgrundbesitzer. Die Produktionskosten fallen hier mit einem besonders hohen Betrage der Handarbeit (für Bestellung, Pflege und Ernte) zur Last; diese gestaltet sich aber viel wohlfeiler, wenn sie von dem Grundbesitzer selbst oder von seinen Angehörigen besorgt werden kann, als wenn dazu bezahlte fremde Arbeiter genommen werden; auch deshalb erweist sich der Anbau dieser Gewächse für den kleineren Grundbesitzer vorteilhafter.

Die Art des Bodens, das Klima, dann die Arbeits-, Markt- und Verkehrsverhältnisse bestimmen die Auswahl unter den Kulturpflanzen. Im allgemeinen gewährt die Wahl verschiedener Pflanzen größere Sicherheit des Ertrages: die Witterung, welche für eine Pflanze nachteilig ist, kann für eine andere umso günstiger sein. Aber auch die Geldeingänge, die Zug- und Handarbeit verteilen sich gleichmäßiger, wenn nicht alle Bestellungs-, Kultur- und Erntearbeit zur gleichen Zeit erfolgen muß. — Bei der Aufstellung des Wirtschaftsplanes muß auch daran gedacht werden, daß eine entsprechende Futterzusammensetzung und eine entsprechende Versorgung mit Streustroh für das Vieh sich ergebe.

So viel über das Ackerland.

II. Die Wiesen. Der Unterschied zwischen Wiesen und Weiden ist: Wiesen werden gemäht, Weiden abgefressen. Ferner wird die Wiese ab und zu gelockert, gedüngt und übersäet — aber (in der Regel) nicht gepflügt, denn das würde die Grasnarbe vernichten. Diese letztere bleibt („perennierend") jahraus, jahrein bestehen und treibt niedrig bleibende Untergräser und Unterkräuter sowie hochwachsende Obergräser und Oberkräuter, also Halme und Zweige (Stengel). Wiesen blühen — Weiden dagegen nie.

Die abgemähten Pflanzen werden zu Heu gemacht oder grün verfüttert. Daher sagt Luther: „Wiesen, die geben Milch, Butter, Käse, Braten und Wolle." Allerdings ist (von saueren und Torfwiesen ganz abgesehen) der Ertrag der Wiesen sehr verschieden. Gute natürliche Wiesen geben per Hektar bis zu 40 Meterzentner, gut gedüngte und bewässerte („Kunst"-) Wiesen 80 und mehr Meterzentner Heu. Das Vorhandensein verschiedenartiger

Digitized by Google

Gräser und Kräuter in der Wiesennarbe ist wichtig: bei völlig gleichartigem Bestand könnte ein der betreffenden Pflanzenart ungünstiges Jahr großen Schaden zufügen; unter einer Vielheit von Pflanzen aber ist der Wiesenbestand gesichert; wie auch die Witterung werde, stets wird ein geschlossener Bestand möglich sein, weil sich stets Pflanzen finden, welchen die gerade herrschende Witterung zusagt, und diese schützen dann durch ihr eigenes rasches und üppiges Wachstum die übrigen. Diese Wiesengewächse leiden durch ungünstige Witterung, Pflanzenkrankheiten und schädliche Tiere nicht so erheblich wie Ackerpflanzen. Daher ist auch der Ertrag der Wiese sicherer als der des Ackers.

Unter künstlichen oder Kunstwiesen versteht man auf künstliche Weise bewässerte Wiesen; nach der Lage unterscheidet man: Tal-, Niederungs-, Berg-, Wald-, Feldwiesen usw.

Je nach ihrer Bodenbeschaffenheit, der klimatischen Lage und den Feuchtigkeitsverhältnissen können die Wiesen mehr oder weniger oft im Jahre abgeerntet werden. Danach unterscheidet man ein-, zwei-, drei- oder mehrschnittige oder mehrmahdige oder mehrschürige Wiesen. Schon die Bezeichnung läßt erkennen, daß die letzten Arten eine reichere Ausbeute liefern; allein nicht bloß in der Menge, auch in der Qualität des Ertrages besteht ein großer Unterschied.

Unter unseren klimatischen Verhältnissen pflegen die Wiesen ein- oder zweischnittig zu sein; Kunstwiesen sind meist dreischnittig; noch mehr Schnitte kann man abnehmen, wenn der Ertrag eines oder auch einiger Schnitte nicht zu Heu gemacht, sondern grün verfüttert wird. Der Ertrag des ersten Schnittes heißt „Heu", der des letzten „Grummet" oder „Oehmd".

Die Wiesen können aber außer ihrem Ertrag an gemähtem frischen Gras oder an Heu noch einen Ertrag durch Beweidung gewähren. Man unterscheidet Vor- und Nachweiden; erstere im Frühjahr, etwa bis zum Mai, letztere nach Aberntung des Grummets.

III. Die Weiden sind Flächen, welche (gleichfalls perennierende: den Boden jahrelang okkupierende) Gras und Futterkräuter tragen, die von den Tieren an Ort und Stelle abgefressen werden. Weiden haben daher nur Untergräser und Unterkräuter. Äcker, die mit Gras und Futterkräutern angesäet sind, um ein paar Jahre als Weiden zu dienen, und dann wieder umbrochen und beackert werden, nennt man „Ackerweiden". Gut bestanden, bilden diese Weideschläge vortreffliche Vorfrucht für viele Kulturpflanzen und erfordern einen relativ geringen Aufwand an Arbeit und Kapital, z. B. zur Planierung und zur Unterhaltung etwaiger Entwässerungsgräben, von Zäunen oder Hecken. Die Düngung wiederholt sich nur nach mehreren Jahren, da der größte Teil der der Weide entzogenen Nährstoffe im Dünger des Weideviehes wiedererstattet wird.

Man unterscheidet: Fettweiden (für Fettvieh), Niederungs- und Hochlandsweiden, Weiden mit sauerem Futter, Torfmoor-, Ried-, Bruchweiden, Moos-, Heide- und Sandweiden, Bergweiden usw. Zufällige Weiden sind: die Stoppelweide nach Aberntung der Halmfrüchte, die Brachweide, die Vor- und Nachhut auf den Wiesen, zeitlich im Frühjahr oder spät im Herbst ꝛc.

Digitized by Google

IV. Waldland (Holzungen). Auf niederen Kulturstufen entsteht der Wald ohne jedes Zutun. In Mitteleuropa hatte er noch im frühen Mittelalter sehr große Ausdehnung. Mit dem Steigen der Bevölkerung wurden mehr und mehr Wälder gerodet und zu Äckern, Wiesen oder Weiden gewandelt.

Der übermäßigen Verringerung des Waldareals treten zwei Umstände entgegen. Einmal gibt es Ländereien, die sich infolge ihrer Lage oder Bodenbeschaffenheit nur zum Waldbau eignen (absolutes Waldland) oder bei dieser Kulturart noch die höchsten Erträge liefern. Sodann sind die Erzeugnisse des Waldes in gewissem Maße unentbehrlich. Sein Hauptertrag besteht im Holze (Brenn- und Nutzholz, Rinde); Nebennutzungen sind Harz, Beeren und Pilze, Waldweide und Streu.

V. Gartenland. Der Gartenbau ist, gleich dem Weinbau, der für manche Gegenden große Bedeutung hat, eine intensive Form der Bodennutzung. Gartenland wird vorzugsweise zur Erzeugung von Gemüsen, Obst, Blumen, Handelsgewächsen, Bäumen und Sträuchern, nur ausnahmsweise zur Produktion eigentlicher Feldfrüchte verwendet. Dabei ist menschliche Arbeit vonnöten; daher sagt man, der Garten erfordere Spatenkultur, der Acker Kultur mit dem Pfluge.

VI. Ödland sind die Grundstücke, welche zu keiner der beschriebenen Kulturarten gehören, aber doch in irgendeiner Richtung Ertrag gewähren. Unsere Steuergesetzgebung bezeichnet das als Parifikationsland. Man rechnet dazu (Kies-, Sand-, Lehm-, Ton-, Mergel- und Kalk-) Gruben, Steinbrüche, Torfstiche, häufig auch geringe Weiden und Heideländereien. Die genannten Materialien: Mergel, Ton, Kies, Sand, Kalk, Torf, gestatten eine mannigfache Verwendung im Wirtschaftsbetriebe selbst: zur Düngung, zur Wegebesserung, zu Bauten, zur Beheizung usw., Lehm und Ton außerdem zur Herstellung von Ziegelwaren (Mauersteinen, Dachsteinen, Drain- und Wasserleitungsröhren). In manchen Fällen ist es möglich, das Material der Ödländereien zu verkaufen oder ihre Nutzung zu verpachten. Man bezeichnet Grundstücke, welche in keiner Weise Ertrag gewähren und deshalb keinerlei Nutzung unterliegen, im Unterschied von Ödland als Unland.

VII. Wasserstücke bilden in gewissem Sinne einen Gegensatz zum Grund und Boden; sie dienen:

a) zur Be- oder Entwässerung benachbarter Flächen (wie Bäche, Flüsse, Kanäle, Teiche) oder
b) zum Fortbewegen von Floßholz oder von Schiffen oder
c) zum Treiben von Wasserrädern, Turbinen usw. und bieten auch
d) eine Nutzung durch Fischerei, Ertrag an Rohr, Schilf, Salzen, Eis usw. oder durch Jagd auf Wasservögel.

* * *

Die Menge der Betriebsmittel, welche in einer landwirtschaftlichen Unternehmung zu verwenden sind, hängt von den Verhältnissen ab: von der natürlichen Beschaffenheit der Gegend, von ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, von der Nähe der Märkte, von der Absatzmöglichkeit überhaupt und von den Preisen.

Digitized by Google

Das Grundkapital (Immobiliar- oder liegendes oder „Eigentümer"-Kapital) besteht im Boden, einschließlich der darauf verwendeten Meliorationen und der mit ihm verbundenen Gebäude, Rechte und Lasten.

Das Betriebskapital (Mobiliar-, bewegliches oder „Pächter"-Kapital) umfaßt den Bestand an Vieh, Naturalvorräte, Geräte, das zu Löhnungen, zur Bezahlung der Steuern und Versicherungsprämien, für Gebäude- und Gerätereparaturen, zum Ankauf von Saatgut, Kraftfutter, Vieh, Kunstdünger sowie zur Verpflegung von Personal und Eigentümer erforderliche Geldkapital.

Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Düngerstätten, Hofräume, Wege, Brücken, Einfriedungen verursachen Auslagen durch ihre Anlage, Erhaltung und Erneuerung, durch ihre Versicherung und Besteuerung. Die Größe und Beschaffenheit der Baulichkeiten beeinflußt sehr den reinen Betriebserfolg der Wirtschaft; ihre entsprechende Anordnung (die „Hoflage") erhöht ihre Benutzbarkeit.

Der Hofraum soll nicht zu weitläufig und doch anderseits geräumig genug sein, damit die ab- und zugehenden Fuhrwerke und Menschen bequem ausweichen und in die einzelnen Gebäude gelangen können, die aus den Ställen kommenden oder in sie eintretenden Tiere, ohne sich oder andere zu beschädigen, sich bewegen, und Geräte Aufstellung finden können, ohne die sonstigen Zwecke des Hofes in Frage zu stellen.

Um die Hofräume gruppieren sich die Wirtschaftsgebäude und Anlagen:

1. Wohnungen für den Wirtschaftsdirigenten, dessen Beamte und Gehilfen, Gesinde und Taglöhner;
2. Ställe für das Zug- und Nutzvieh;
3. Scheunen, Speicher, Schuppen zur Aufbewahrung der geernteten Früchte, sonstigen Vorräte und der Geräte;
4. Werkstätten für Schmiede, Stellmacher (Radmacher, Wagner), welche in der Wirtschaft beschäftigt werden;
5. Brunnen, Wasserversorgung zur Tränke und gegen Feuer;
6. Düngerstätten;
7. Gebäude zum Betriebe von Nebengewerben, wie Molkerei, Brennerei oder Zuckerfabrikation.

Diese Einrichtungen erfordern Instandhaltung und bedingen Verzinsung sowie Amortisation des Baukapitales.

Die Hoflage wird möglichst im Mittelpunkte des ganzen Areals, namentlich des Ackerlandes gewählt, damit die Entfernung bis zu den entferntesten Grundstücken überallhin annähernd gleich bleibe. Sonst gestalten sich die Arbeiten in den verschiedenen Jahren, besonders für das Zugvieh, sehr ungleich und in Jahren, in welchen die entlegenen Felder viel Dünger oder Erntefuhren in Anspruch nehmen, kann ihre Bestellung und Aberntung sich erheblich verspäten.

Der Hof soll ferner weder ausgesprochen tief noch geradezu hoch liegen. Eine tiefe Hoflage leidet in der Regel an Feuchtigkeit, ist daher weder für Menschen noch Tiere gesund und beeinträchtigt die Haltbarkeit der Gebäude, sie erschwert auch die Düngerfuhren nach den Feldern hinauf; eine sehr hohe Lage hingegen ist kalten Winden ausgesetzt, ist hiedurch für

Digitized by Google

Menschen und Tiere wenig zweckmäßig und erschwert die Einbringung der Ernte sowie die Hereinschaffung angekaufter Vorräte.

Nach den Seiten hin, von welchen die stärksten Winde wehen, wird die Hoflage in rauhen, stürmischen oder schneereichen Gegenden mit dichtem Gehölz und hinreichend hohen Bäumen umpflanzt; sie wird endlich in die nächste Nähe der hauptsächlichsten das Gut schneidenden Straße gebracht.

Dem Hofe selbst gibt man die Figur eines länglichen Rechtecks, bei kleinen Gütern mit wenig Wirtschaftsgebäuden auch die quadratische Form. Wo hingegen auf Schutz und auf Verkehrserleichterung im Winter nicht Rücksicht zu nehmen ist, hat die getrennte Anordnung der Gebäude Vorteile, weil sie mehr Sicherheit bietet gegen Feuersgefahr und die Benutzung der Baulichkeiten erleichtert. An der einen Schmalseite des Rechtecks liegt das Wohnhaus des Wirtschafters, so daß er von seinen Fenstern aus alle Eingänge zu den Gebäuden übersehen kann. In der Nähe sind der Pferde- und der Kuhstall, das Milchhaus und allenfalls die Käserei; Getreidespeicher sind zur größeren Feuersicherheit etwas mehr entfernt; abseits sind Scheunen und Schuppen, dann Düngerstätten, auf Außen- oder Nebenhöfen, vor dem Winde geschützt, Schafställe und Stallungen der Zugochsen untergebracht. Außerhalb der Hoflage liegen auch die Wohnungen der Gutstagelöhner.

Ein Viehbestand oder „lebendes" Inventar kann nur in Ausnahmsfällen entbehrt werden; es umfaßt Zucht-, Nutz- und Zugtiere.

In großer Zahl schließen sich *Gewerbebetriebe* („landwirtschaftliche Nebengewerbe") der Landwirtschaft an: Zuckerfabriken, Brauereien, Brennereien, Erzeugung von Dörrgemüse, von Trocken-Kartoffeln, von Stärke, Ölpressen, Butter- und Käseerzeugung, Ziegelei, Kalkbrennerei ꝛc., von welchen manche eine Rohmaterialienzufuhr von auswärts bedingen und dann als *selbständige Gewerbe* erscheinen.

Die *Wirtschaftsleitung* steht entweder beim *Besitzer* selbst oder bei besoldeten *Verwaltern* oder bei *Pächtern* (seltener bei *Gewährsverwaltern*, die am Ertrage beteiligt sind).

Bei der *Selbstverwaltung* leitet der Eigentümer des Bodens selbst die Unternehmung. Sein Interesse bestimmt ihn zu wirtschaftlichen Fortschritten und zur Schonung des Bodens. Infolge seiner persönlichen Beziehungen nimmt der größere Besitzer auch an der Verwaltung des Bezirkes und an den öffentlichen Interessen Anteil.

Verwaltung durch Beamte (sog. „Administration") oder Verpachtung ist beim großen Grundbesitz die Regel. Das Interesse des Beamten ist freilich nicht durchwegs identisch mit dem Interesse des Unternehmers.

Verpachtung ist die Überlassung der Nutzung des Bodens, ohne Betriebskapital, an einen Unternehmer, der für diese Nutzung den Pachtschilling oder -Zins entrichtet. Auch seine Interessen stimmen nicht mit jenen des Gutsbesitzers überein. Seine Rechte und Pflichten gegen den letzteren bestimmt der Pachtvertrag. Die Verpachtung ganzer Domänen oder Domänenteile heißt *Generalpacht*, einzelner Güter oder Meierhöfe *Spezialpacht*. Von Belang ist die *Dauer* des Pachtverhältnisses.

Digitized by Google

Die Hauptform ist heute die Zeitpacht, bei welcher die Verpachtung auf eine vertragsmäßig bestimmte Reihe von Jahren erfolgt. Mitunter wird ein sog. „eisernes Inventar" überlassen, das der Pächter am Ende seiner Betriebsführung in gleichem Werte wiedererstatten muß. Die Zeitpacht hat gegenüber der Verwaltung durch Beamte den Vorzug, daß das eigene Interesse den auch wirtschaftlich freieren Pachtunternehmer zu größerem Fleiß, zu größerer Wirtschaftlichkeit anspornt. In dem eigenen Kapital der Pächter werden der Produktion neue Kapitalien, in ihren Personen intelligente und rührige Kräfte zugeführt. In ihnen entsteht eine neue landwirtschaftliche Mittelklasse, in der strebsame Leute emporzukommen vermögen. Zeitpacht von Parzellen verbessert die Lage pachtender Kleinbauern, landwirtschaftlicher und gewerblicher Lohnarbeiter.

Freilich bringt Verpachtung die Gefahr ungenügender Verbesserungen und eines Raubbaues. Dagegen müssen in den Pachtverträgen Kautelen geschaffen werden. Dagegen wirkt auch eine lange Pachtdauer von 15 bis 18 Jahren, weil dann die Interessen des Pächters und des Eigentümers eher parallel laufen.

Die Erbpacht, ein vererbliches dingliches Recht gegen Verpflichtung zu bestimmten Leistungen, wurde seit Ende des 18. Jahrhunderts in manchen Ländern beseitigt, da alle ewigen Renten gesetzlich für ablöslich erklärt wurden. In anderen Ländern wurde das Erbpachtverhältnis bei der Siedlung auf unkultivierten Boden angewendet; man schuf auch besondere Rentengüter, die anstatt durch Kapitalleistung durch Renten- und Amortisationszahlungen erworben werden.

Der Teilbau, welcher namentlich in der Form der Halbpacht vorkommt, ist eine Anteilwirtschaft, bei welcher die Nutzung des Bodens gegen Anteil am Ertrage einem anderen überlassen wird.

Von den gemeinsamen Unternehmungen haben in der Landwirtschaft die Genossenschaften eine in neuerer Zeit rasch wachsende Bedeutung gewonnen. Sie dienen einer gemeinsamen Beschaffung oder Verwendung von Betriebsmitteln, gemeinsamer Verarbeitung und Verwertung von Produkten, niemals aber (wie im Gewerbe in Form von Produktivgenossenschaften) zur gemeinsamen Durchführung aller Arbeiten: zum Betriebe einer völlig gemeinsamen landwirtschaftlichen Unternehmung.

Was die technisch-wirtschaftliche Ordnung des Betriebes angeht, werden mehrfache Unterschiede gemacht.

Vor allem unterscheidet man zwischen kleinen, mittleren und Großbetrieben, nach dem räumlichen Umfang der Betriebs- oder Besitzeinheiten. Hier bearbeitet eine Familie mit wenigen Hilfskräften den Boden, während dort der Eigentümer sich vom Arbeiter absondert und zwischen ihm und den Arbeitern sich noch Zwischenorgane einschieben. Ziffermäßige Grenzen lassen sich nicht allgemein geben, denn in mancher Gegend gilt als Kleinbetrieb, was anderwärts als größerer Betrieb bezw. Besitz angesehen wird.

Ferner nennt man den Betrieb extensiv, wenn im Verhältnis zum bewirtschafteten Boden das darauf verwendete Betriebskapital oder die angewandte Arbeit geringwertig ist, — intensiv, wenn das aufgewendete Kapital oder die erforderliche Arbeit im Verhältnis zur bewirtschafteten

Digitized by Google

Fläche groß ist. Insolang Boden im Überfluß vorhanden ist, dehnt sich die Wirtschaft auf große Flächen aus: sie ist extensiv. Der Boden leistet das Seine, auf die Bewirtschaftung werden wenig Mühe und Kosten gewendet. In dem Maße aber, als mit der Vermehrung der Menschen der Boden kostbarer wird, müssen seine Erträge gesteigert werden; man wendet mehr Arbeit, mehr Hilfsmittel an: das investierte Kapital, die Betriebskosten, der Arbeitsaufwand steigen. Die Wirtschaft wird damit intensiv, und zwar spricht man von Arbeits- und von Kapitals-Intensität. Verstanden wird darunter das Verhältnis der aufgewendeten Mittel (Betriebskapital und Arbeit) zum Grundkapital. Je namhafter jene Produktionselemente vergleichsweise sind, desto intensiver ist die Wirtschaft.

Extensiver Ackerbau kann neben intensiver Viehzucht einhergehen und umgekehrt.

Endlich scheiden sich die Betriebe nach der Nutzung des Bodens. Dabei gibt es mannigfache Kombinationen, je nach dem Wechsel, der zur Schonung der Nährkraft des Bodens in der Wirtschaft durchgeführt wird. Danach, ob dieser Wechsel das Weideland mitergreift oder nur auf Ackerland sich abspielt, während die Weide stets dem gleichen Zwecke dient, werden mehrere „Betriebssysteme" unterschieden. Die bezüglichen Grundtypen werden am lebendigsten, wenn man sie in ihrer historischen Entwicklung betrachtet.

1. Die altgermanischen Stämme waren bis 300 n. Chr. halb nomadische Jäger und Krieger, die, stets umherziehend, wenig Ackerbau trieben. Sie hielten es selten lang an einem Platze aus, hatten keine Heimat und noch weniger festen Grundbesitz. Die Herden, der Hauptschatz des Volkes, bedingten ein Wechseln der Weideplätze. Deshalb konnte auch der Ackerbau nur sehr roh betrieben werden: man wechselte fortwährend mit der bebauten Fläche, baute nur Sommergetreide: Hafer, etwas Weizen und (zum Luxusgebrauch, d. i. zum Bierbrauen) Gerste.

Zur Vorstellung des Betriebes mag an die sibirische und an die noch in Forsten und Heiden vorkommende sogenannte Brandwirtschaft, die zur Urbarmachung vorgenommen wird, erinnert sein.

Im südwestlichen Sibirien säet man den Buchweizen dünn und lose auf die frisch umbrochene oder einfach abgesengte Steppe. Die Frucht wächst, reift und wird auf dem Felde ausgeschlagen. Was beim Abmähen oder Austreten an Körnern ausfällt, ist zur Saat für das nächste Jahr hinreichend; es braucht im Frühjahr nur etwas geeggt zu werden. Ist aber der Boden erschöpft, so bricht man neuen auf.

Ebenso extensiv ist die Brennwirtschaft, bei der man im Frühsommer Bäume fällt, die man nach dem Austrocknen, im nächstfolgenden Mai, verbrennt. Hernach wird der erste Regen abgewartet, die Asche mit einem Karst umgerissen und darauf gesäet. Man verbrennt oft auch nur die Sträucher oder schält zum Teil die Rinde der Bäume ab, worauf sie allmälich vergehen. Der so gedüngte Boden wird benutzt, solange er reichlich trägt, dann beweidet, bis das heranwachsende Gestrüpp oder der entstehende Laubwald diese Nutzung hindert. Je nach der Fruchtbarkeit des Bodens wird dieser Kreislauf später wiederholt.

Digitized by Google

Dies sind die extensivsten und zugleich primitivsten Formen des Landbaues. Geringe Erträgnisse und (infolge der Oberflächlichkeit des Anbaues) gewaltige Mengen von Unkraut kennzeichnen sie. Solche „wilde Feldgraswirtschaft" trieben wohl auch die alten Germanen. Tacitus' Worte von ihnen (Germania, c. XXVI.): «Arva per annos mutant et superest ager» können von jeder primitiven Wirtschaftsordnung gelten, bei der die Felder nicht regelrecht gepflegt werden.

Von den römischen Legionären lernten die Germanen die Dreifelderwirtschaft und gaben dann allmählich ihre „ungeregelte" Betriebsart auf.

2. Eine Felderwirtschaft charakterisiert sich dadurch, daß das Weideland vom Wechsel unberührt, also dauernd Grasland bleibt. Die Felder tragen ausschließlich oder überwiegend Mehlfrüchte, liefern also bis auf Stroh kein Futter. Dieses wird von ständigen Wiesen oder Weiden genommen. Der Acker wird aber in Felder geteilt, welche nach einem bestimmten Turnus bebaut werden. Die verbreitetste und typische Form ist die Dreifelderwirtschaft. Der Acker wird in drei Felder geteilt (I, II, III), wovon je eines mit Wintergetreide bezw. mit Sommergetreide bebaut ist, während das dritte brach liegt. Daher ist in jedem Jahr Brache, Winter- und Sommergetreide vorhanden. Der Turnus ist:

Jahr	I.	II.	III.
1.	W	S	B
2.	S	B	W
3.	B	W	S

In Mitteleuropa verbreitete sich diese Wirtschaft vom 8. bis zum 18. Jahrhundert und ist jetzt noch gebietsweise vorherrschend. Die Brache begünstigt die Fruchtbarkeit des Bodens, denn wenn man ihn umbrochen der Atmosphäre aussetzt, werden die Bodennährstoffe aufgeschlossen und in Verbindungen überführt, welche von den Pflanzen leichter aufgenommen werden. Das Brachfeld wird wiederholt gepflügt, um die Verwitterung der Ackerkrume zu befördern. Es kann auch im Brachmonat (Juni) als Stoppelweide genutzt werden, wird dann gepflügt und im Spätherbst für die Wintersaat vorbereitet. Ist diese im nächsten Sommer abgeerntet, so dient das Feld von August bis Oktober hie und da der Stoppelweide für Schafe, worauf es noch im Spätherbst für die Sommersaat gepflügt wird. Nach der Brache findet das Wintergetreide einen sehr günstigen Standort; das Sommergetreide nach der Winterung verunkrautet dagegen leicht. Reicht das Grasland aus, um den Viehstand im Sommer und Winter mit Grünfutter bezw. Heu zu nähren, so kann die Brache auch gedüngt werden, was die Körnererträge mehrt.

Digitized by Google

Bei der Zweifelderwirtschaft wird abgewechselt zwischen Brache und Sommerung oder Brache und Winterung. Da hier nur die Hälfte der Bodenfläche bebaut ist, produziert diese Wirtschaft wenig. Intensivere Formen der Zweifelderwirtschaft ergeben auf sehr fruchtbarem Boden und bei guter Düngung einen kontinuierlichen Anbau, z. B. von: 1. Mais, 2. Weizen und dergleichen.

In manchen Gegenden, besonders in der Nähe von Städten, wo Dünger leicht zu haben ist, vorübergehend auch auf den großen Weizenfarmen Nordamerikas, findet sich eine Einfelderwirtschaft, welche auf demselben Acker in seiner ganzen Ausdehnung Jahr für Jahr dieselbe Körnerfrucht anbaut, z. B. in Italien auf den mit Maulbeerbäumen und Rebzeilen bepflanzten Feldern immerzu Mais.

Anderseits gibt es auch eine Mehr- (Vier-, Fünf- ꝛc.) Felderwirtschaft, je nach der Zahl der Felder. Beispiele von Vierfelderwirtschaft sind folgende Fruchtfolgen:

1. Jahr = Brache	1. Jahr = Brache
2. „ = Winterung	2. „ = Winterung
3. „ = Winterung	3. „ = Sommerung
4. „ = Sommerung	4. „ = Sommerung

Hier ist die Erschöpfung des Bodens größer, da nur jedes vierte Jahr Brache eintritt und drei Viertel des Bodens stets bestellt sind. Die meisten durch 3 teilbaren Formen (6-, 9- und 12-Felderwirtschaft) sind nur Vervielfältigungen der Dreifelderwirtschaft.

Die sog. verbesserte Felderwirtschaft hat keine reine Brache, sondern liefert an deren Stelle Ernten von Hack- oder Futterpflanzen, sog. Brachfrüchten (Klee, Futterrüben, Mais, Kartoffeln ꝛc.), welche tief wurzeln und behackt werden und aus diesem Grunde so wirken, wie wenn der Boden brach gewesen und gepflügt worden wäre. Der Turnus ist also bB. (= „bestellte Brache"), W., S. Auch die Form kommt vor, daß das Brachfeld zur Hälfte mit Hackfrucht oder einjährigen Futterpflanzen bestellt wird, zur Hälfte brach bleibt.

3. Feldgraswirtschaft ist intensiver, weil sie keine ständige Weide kennt. Hier ergreift der Turnus der Bebauung auch das Grasland. Bei der in den österreichischen und süddeutschen Alpengegenden vorkommenden Form, der sog. Egartenwirtschaft, bleiben die Äcker zeitweise als Wiesen und Weiden („Dreesch") liegen und berasen sich vermöge der natürlichen Graswüchsigkeit des Bodens. Diese dem Graswuchs überlassenen Felder (Egarten) dienen zur Gewinnung des Winterfutters. Brache wird in der Regel nicht gehalten, sondern der Turnus der Felder schiebt sich, mit Grasland abwechselnd, allmählich über alle Grundstücke der Wirtschaft.

In den norddeutschen Küstenländern sind die Schläge durch Zäune oder Hecken („Koppeln") eingefriedet, um die Weidetiere ohne Hirten beisammenhalten zu können. Dort wird Brache gehalten, dann eine Anzahl von Jahren hindurch Getreide gebaut und dann der Schlag als Dreeschland liegen gelassen. Die sog. holsteinische Koppelwirtschaft hat einen Turnus

Digitized by Google

von zehn „Schlägen“: 1. Brache, 2. Winterung, 3. Sommerung, 4. Winterung oder Sommerung, 5.—9. Dreeschweide, 10. Dreeschhafer.

4. Fruchtwechselwirtschaft bedarf überhaupt keines Graslandes. Die Viehernährung erfolgt nur im Stalle und das Futter wird auf dem Felde durch Ansaat (von Klee, Rüben und dergleichen) gewonnen. Man wechselt mit den Früchten derart, daß niemals Pflanzenarten mit ähnlichen Vegetationsansprüchen hintereinander angebaut werden, sondern Halmgewächse (also Getreide) mit Blattpflanzen (Hülsenfrüchten, Futterpflanzen, Wurzelfrüchten, Handelspflanzen) abwechseln. Diese Betriebsart erzielt die höchsten Roherträge. Sie ist besonders intensiv, weil sie der Brache ganz entbehrt: die gesamte Fläche bildet Äcker und wird jährlich bestellt; dazu gehört aber viel Dünger, Saatgut und Arbeit. Die Düngung setzt einen zahlreichen Viehstand, also Ankauf von Futter oder die Verwendung von Kunstdünger voraus. Große Viehhaltung erfordert ihrerseits viele Stallungen und zahlreiche Arbeitskräfte.

Dieses System bedingt also auch hohe Kosten. Es ist noch nicht so verbreitet, als es wünschenswert wäre, sondern findet sich in den kulturell voranschreitenden Gebieten wohlhabender Länder. Die Lombardei kennt dieses System seit dem Mittelalter, Belgien seit dem 15. Jahrhundert; in neuerer Zeit ist es vor allem durch die Zuckerrübenkultur verbreitet worden.

Da beim Fruchtwechsel keine Brache besteht, werden an die Bodennährstoffe große Anforderungen gestellt. Dagegen bietet der Wechsel von Halm- und Blatt-, mithin von flachwurzelnden und tiefwurzelnden Pflanzen, welch letztere auch Tiefkultur verlangen, den Vorteil, daß nicht nur die oberen, sondern auch die tieferen Bodenschichten zur Pflanzenernährung herangezogen werden. Die tiefwurzelnden Pflanzen ernähren sich vorzugsweise aus tieferen Bodenschichten; die nach der Ernte bleibenden Rückstände bereichern daher die Oberkrume auf Kosten des Untergrundes. Die flachwurzelnden Halmgewächse finden dann reichere Nährstoffe vor. Dabei ist eine große Mannigfaltigkeit in der Fruchtfolge möglich. Beispiele: 1. Rüben; 2. Sommerung (Gerste); 3. Rotklee; 4. Winterung (Weizen). Oder: 1. Kartoffeln; 2. Sommerung; 3. Klee; 4. Winterung; 5. Hülsenfrüchte; 6. Winterung.

5. Die Weidewirtschaft gehört zu den extensivsten Betrieben. Das zu ihrer Führung erforderliche Betriebskapital ist im Vergleich zum Bodenkapital geringfügig. Der Ackerbau tritt an Umfang und Bedeutung hinter die Weidenutzung zurück; der Schwerpunkt der Produktion liegt in Viehhaltung und Viehnutzung. Diese Wirtschaft ist heimisch in den Alpen, in Überschwemmungsgebieten, in Viehzuchtgebieten. Es wird nur ungefähr so viel Korn gebaut, als die Familie selbst verbraucht.

6. Die sogenannte freie Wirtschaft folgt keinem System. Man bindet sich an keine feste Fruchtfolge, sondern bestellt jedes Jahr jedes Grundstück mit derjenigen Frucht, welche nach der jeweiligen Beschaffenheit von Boden und Klima, nach Verhältnissen des Marktes oder aus sonstigen Gründen als die zweckmäßigste erscheint. Die freie Wirtschaft ergibt unter Umständen die größten Erträge, stellt aber hohe Anforderungen an Sachkenntnis, Urteilskraft, Energie und Kapitalbesitz. Auch hängt ihr Erfolg mehr minder von glücklichen Spekulationen ab; sie gewährt überreiche Erträge, aber

Digitized by Google

oft auch bittere Enttäuschungen, weil die Konjunkturen viel rascher wechseln, als die auf sie basierten Produktionsprozesse zum Abschluß kommen. Sie wird vielfach in der Nähe großer Städte betrieben.

Die wilde Feldgraswirtschaft, die älteste Betriebsform, ist ganz extensiv: sie erfordert am wenigsten Arbeit. Bei der Felderwirtschaft und der geregelten Feldgraswirtschaft wird der Acker intensiver genutzt: es sind immer dieselben Felder, die bearbeitet werden; doch besteht noch Brache. Diese fehlt beim Fruchtwechsel, welcher daher weit intensiver ist und den Boden durch reichliche Düngung ertragsfähig erhält.

Die Viehzucht richtet sich auf die Haltung von Zucht-, Nutz- und Schlachtvieh. Zuchtvieh dient zur Gewinnung von jungem Vieh, Schlachtvieh wird gemästet, Nutzvieh leistet Arbeit oder gewährt sonstigen Nutzen.

Bei der Haltung von Zuchttieren besteht der Ertrag der Wirtschaft in den gewonnenen Jungen, die aufgezogen und dann in mastfähigem und zugtauglichen Zustande oder ebenfalls als Zuchttiere verkauft werden.

Bei der Mastviehhaltung wird junges Magervieh, ausgemilchtes Vieh oder ausgenutztes Zugvieh eingestellt, innerhalb einiger Monate aufgemästet und dann mit Gewinn zur Schlachtung verkauft, wobei daraus Fleisch, Fett, Haut, Knochen, Borsten und sonstige Abfälle gewonnen werden.

Nutztiere gewähren Vorteil durch ihre Arbeit sowie durch einen sonstigen Ertrag des Körpers. Als Arbeits- oder Zugtiere leisten sie Spanndienste, dienen zum Austreten von Frucht, bewegen Göpel, werden als Reit- wie Jagdtiere benutzt; als sonstige Nutztiere geben sie Milch (woraus in eingedickter Milch, Butter und Käse dauerbare Erzeugnisse gewonnen werden), Wolle, Eier (woraus man Albumin wie kondensierte Eidotter bereitet), Honig.

In Österreich wurden am 31. Dezember 1900 gezählt: $9^1/_2$ Millionen Rinder, $4^2/_3$ Millionen Schweine, $2^2/_3$ Millionen Schafe, $1^3/_4$ Millionen Pferde, 1 Millionen Ziegen, $26^2/_3$ Millionen Geflügel und 1 Million Bienenstöcke. Die Zunahme der Bevölkerung und ihrer Ansprüche bewirkt eine Erhöhung der Fleischpreise und diese eine Vermehrung der Rindvieh- und Schweineproduktion. Dagegen geht die Schafzucht zurück, und zwar, wie es scheint, auch außerhalb Europas.

Die Ernährung der Tiere kann durch Stallfütterung sowie durch Weidefütterung erfolgen.

Der Ackerbau liefert der Viehzucht Futtermittel sowie Stroh und Streu als Unterlage der Düngergewinnung. In früheren Zeiten war der Waldbesitz wichtig für die kleineren Landwirte, welche nicht genug Boden und Futterpflanzen besaßen; aus dem Walde konnten sie Futterlaub, Eicheln und Bucheckern sowie Streu holen.

Seit sich der Anbau der Futterkräuter verbreitet hat, ist es weniger notwendig, einen Teil des Besitzes brach liegen zu lassen, um vor der Aussaat und nach der Ernte das Vieh auf die Stoppelweide zu treiben, und das Areal der Wiesen konnte beschränkt werden.

* * *

Digitized by Google

Jede Pflanzenart stellt besondere Ansprüche an den Boden. Der wiederholte Anbau der gleichen Pflanzen kann daher den Nährstoffvorrat des Bodens im Verhältnis zu den Bedürfnissen allzusehr vermindern. Dann tritt eine Bodenerschöpfung ein, welcher nur durch Düngung, Bodenbearbeitung oder Impfung (Einstreuen bakterienhaltigen Bodens) abgeholfen werden kann. (Erbsen erfordern z. B. 10% Kalkgehalt im Boden; bei dessen Mangel wird Kalkdüngung angewandt.)

Besitzt ein Feld nur das Mindestmaß bestimmter unentbehrlicher Pflanzennährstoffe, muß dieses vermehrt werden, um seine Fruchtbarkeit zu heben; alle Vermehrung der Nährstoffe, welche reichlich vorhanden sind, ist unzweckmäßig. Wurden allzu viel Nährstoffe durch Anbau entzogen, so müssen sie wieder ersetzt werden. Solcher Wiederersatz wurde früher ausschließlich durch Stallmist bewirkt, hie und da auch durch menschliche Abfälle, dann durch Asche, Gips, Kalk, Mergel usw., ohne daß man die chemische Wirkung dieser Substanzen näher kannte; die Wirkung einer reichlichen Düngung mit Stallmist war stets augenfällig. Später fing man an, genaue Berechnungen darüber anzustellen, in welchem Verhältnis die Düngung des Bodens zur vorangegangenen Pflanzenproduktion stehen müsse. Albrecht Thaer wirkte in dieser Richtung bahnbrechend; seine Lehren wurden durch andere weitergebildet und v. Wulffen brachte für diesen Zweig der landwirtschaftlichen Betriebslehre im Jahre 1818 den Ausdruck „Statik des Landbaues" auf.

Die Statik des Landbaues beabsichtigt die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen der durch die Pflanzenproduktion hervorgebrachten Erschöpfung des Bodens und dem hiefür zu bewirkenden Ersatz, die Ausgleichung zwischen Operationen, welche wesentliche Substanzen entziehen, und solchen, die den Bodenreichtum mehren.

Thaer hielt den Humus für die eigentliche pflanzennährende Substanz im Boden und suchte zu bestimmen, in welchem Grade die einzelnen Kulturgewächse den Boden an Humus erschöpfen. Später teilte man die Pflanzen ein in stark angreifende, angreifende, minder angreifende, schonende und sogar bereichernde. Liebig machte die Bedeutung der mineralischen Nährstoffe klarer und damit kam die Verwendung des Kunstdüngers auf. Der Landwirt führt von jedem Hektar Weizenland in der gewonnenen Frucht eine Menge mineralischer Bestandteile nach der Stadt, im besonderen Phosphorsäure und Kali. Desgleichen enthält das Rind in seinen Knochen phosphorsauren Kalk, in seinen sonstigen Körperteilen phosphorsaure Salze usw., welche dem Boden entstammen und ihm zurückersetzt werden müssen, wenn nicht Raubbau getrieben wird.

Heute mißt man außer den chemischen auch den physikalischen Eigenschaften des Bodens besondere Bedeutung bei und liefert dem Boden Ersatz in der durch die Bearbeitung beförderten Verwitterung, durch Vertiefung der Ackerkrume.

Die Lehre von der Statik des Landbaues ist aber insofern aufgegeben, als man den Boden nicht des Bodens halber düngt, sondern um der nach der Düngung wachsenden Pflanze die geeigneten Nährstoffe zu

Digitized by Google

beschaffen. Man trachtet daher nicht, die Statik des Bodens zu erheben und herzustellen, sondern das Düngungsverhältnis der verschiedenen Kulturpflanzen zu bestimmen und diesem Rechnung zu tragen.

Wohl ist aber ein anderer „Gleichgewichtszustand" zu prüfen. Das ist jener zwischen den Kosten und dem Ertrage jeder einzuführenden Wirtschaftsweise. Der Endzweck der landwirtschaftlichen Unternehmung besteht ja in der nachhaltigen Erzielung eines angemessenen Reinertrages nach Deckung der Auslagen und sie soll derart geführt werden, daß die Erzielung dieses Reinertrages dauernd möglich sei.

Gleichwie nun in der Industrie technische Neuerungen nur dann Verbreitung finden, wenn sie eine Verwohlfeilung der Produktion begründen, kann auch in der Landwirtschaft eine neue Wirtschaftsorganisation nur dann eingeführt werden, wenn ein allgemeiner Voranschlag davon überzeugt, daß die zu machenden Aufwendungen von den zu erwartenden Erträgen bestritten werden können und daß zudem ein Überschuß als Reinertrag verbleibt.

Die Einzelheiten zur Berechnung dieser ökonomischen Rentabilität gehören in die landwirtschaftliche „Betriebslehre". Dagegen ist hier an die Erscheinung zu erinnern, daß es eine Grenze gibt, über welche hinaus die Roherträge nicht gesteigert werden können, ohne unverhältnismäßig mehr Produktionskosten zu verschlingen, also den Reinertrag zu mäßigen. Das Eintreten einer solchen Grenze bezeichnet man als das „Gesetz des abnehmenden Bodenertrages". Diese Grenze wird durch eine vorteilhafte Änderung der Wirtschaftsweise oder der Technik des Landbaues sowie durch eine Preissteigerung der Erträgnisse der Landwirtschaft (z. B. Verteuerung des Fleisches und der Butter) hinausgeschoben.

Durch die Eindeichung überschwemmter Fluß- oder Meeresniederungen, durch das Austrocknen von Seen und Sümpfen, das Geradeziehen von Flüssen, die Urbarmachung von Mooren, Heiden, Gestrüpp, Ödland (Dünen!) wird Land gewonnen für Kulturzwecke.

Durch Deichanlagen, Verbauung von Wildbächen, Vorkehrungen gegen Erdrutschungen, Terrassierungen, Errichtung von Stützmauern, Vorkehrungen gegen Steinschlag und Lawinen im Hochgebirge wird Kulturland gesichert.

Man kann indes das Kulturland auch dauernd verbessern. Dies geschieht durch Bewässerungen, Entwässerungen, Entsumpfungen, Eindeichungen, Flußregulierungen, Waldanpflanzungen, Planierungen, — Verbesserungen, welche besondere Mittel in Anspruch nehmen, dafür aber die Grundlage für einen höheren Ertrag abgeben: fruchtbringende Investitionen, welche, sachgemäß durchgeführt, die Erträge in einer die Verzinsung des aufgewendeten Meliorationskapitals übertreffenden Weise steigern und den Wert des Grundes erhöhen. Bodenverbesserungen vermehren sonach das Nationalvermögen wie das Volkseinkommen.

Durch Überführung von Teichgrund in Wiese, Aufforstung kahler Flächen, Umwandlungen von Holzgrund, Wiesen und Weiden in Ackerland

Digitized by Google

und umgekehrt, durch Herstellung von Weinland wird nutzbares Kulturland in ergiebigeres verwandelt. Dies geschieht im höchsten Maße durch die Änderung der Beschaffenheit des Bodens infolge Bodenmischung, z. B. Auffuhr von Ton auf leichten, von Sand und Humusmaterial auf schweren Boden, dann durch Entfernen von Steinen, Wegräumen von Gestrüpp usw.

Künstliche Bewässerungen finden sich in Europa am großartigsten in der Lombardei, wo sie im 12. Jahrhundert begannen, und im Siegenschen in Deutschland.

In Holland, Norditalien, den Küsten- und Flußgebieten Deutschlands dagegen wurde die Trockenlegung großer Flächen vorgenommen, meist unter genossenschaftlichem Zusammenschluß vieler Besitzer oder Kolonisten, oft unter Leitung staatlicher Organe und Regelung durch die Gesetzgebung.

Die Entwässerung einzelner Grundstücke erfolgt durch offene oder gedeckte Gräben oder durch unterirdische Leitungen. Im 18. Jahrhundert zog man Gräben, füllte sie mit Reisig oder Steinen und deckte sie wieder zu. Zwischen dem Reisig oder den Steinen fand das Wasser regelmäßigen Abfluß. Die Entwässerung mit offenen Gräben hat Nachteile: Verlust an Ackerland, Störung in der Ackerbearbeitung, Erhaltungskosten. Unterirdische Abzüge (sogenannte Fontanellen) kannten schon die alten Römer. Nach der Erfindung gebrannter Tonröhren begann ab 1840 England die Entwässerung mittelst Röhren, die man in nachträglich verdeckte Gräben einlegte (Drainage). Die Leitung setzt sich aus aneinandergereihten kurzen Röhren zusammen, welche längs und quer gegen das Gefälle gelegt sind (Saugdrains) und aus welchen das in sie eingedrungene Wasser an den tiefsten Stellen des Terrains in größere Röhren (Sammeldrains) geleitet wird, welche es abführen.

Durch Entwässerung wird der im Boden vorhandene Wasserüberfluß beseitigt, der Verwitterungsprozeß des Bodens und die Zersetzung des Düngers beeilt und günstiger gestaltet, die physikalische Beschaffenheit des Bodens verbessert.

Die Entziehung von Wasser begünstigt die Erwärmung des Bodens und den Zutritt von Luft sowie das Eindringen von Regen und Schneewasser. Die im Boden enthaltene Frühjahrsnässe weicht oft schon 14 Tage früher als sonst; eine zeitlichere Bestellung wird möglich; die tiefere Beackerung gestattet ein Eindringen der Pflanzenwurzeln in größere Tiefe, die Ernten werden beschleunigt und namhaft erhöht.

Trotz dieser Vorteile sind die Meliorationen noch lang nicht in dem Maße verbreitet, wie es sein sollte. Namentlich der bäuerliche Besitz ist da, insbesondere im östlichen Europa, rückständig, aus Mangel an Unternehmungsgeist wie an materiellen Mitteln. Um dem abzuhelfen, greift die Verwaltung ein.

Die Ausführung von Meliorationen, die nur für den einzelnen Grundbesitzer von Vorteil sind, wird diesem überlassen. Doch kann auch da die Kapitalfindung, die Gewährung von Vorschüssen durch Errichtung von Landeskultur-Rentenbanken allgemein erleichtert werden, und auch

Digitized by Google

staatliche Vorschüsse und Zuschüsse an kleinbäuerliche Besitzer sind gerechtfertigt, besonders wenn es sich um Unterstützung vorbildlich wirkender Meliorationen handelt.

Die Ausführung solcher Arbeiten ist auch Sache landwirtschaftlicher Genossenschaften. Zu ihrer Durchführung bilden sich „Meliorationsgenossenschaften", um mit vereinten Kräften und nach einheitlichem Plane vorzugehen, auch die dauernde Sicherung der nötigen Anstalten zu besorgen. Viel Arbeit und hohe Kosten erfordernde Zwecke werden aber selten durch freies Übereinkommen der Beteiligten erreicht. Daher greift die Gesetzgebung ein, um die Bildung von Genossenschaften in solchen Fällen zu veranlassen, und unterstützt sie auch aus eigenen *Meliorationsfonden*, gewährt für verbesserte Ländereien *Steuerbefreiungen* oder die Zusicherung, daß die verbesserten Gründe von Steuer*erhöhung frei* bleiben werden.

Ein Zwang zur Bildung von Genossenschaften wird nicht ohneweiters geübt, sondern nur, wenn eine Mehrheit der Interessenten sich für ihre Bildung erklärt und die Interessen der Minderheit dabei genügend gewahrt werden. Auf dieser Grundlage bestehen Meliorationsgesetze in fast allen Staaten Deutschlands und in Österreich (auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. Mai 1869) in den einzelnen Kronländern seit 1870—1875.

Meliorationen, welche die Kräfte einzelner übersteigen, können auch von öffentlichen Körperschaften durchgeführt werden, namentlich durch den Staat, welcher die Kosten dann aus öffentlichen Mitteln oder durch Verteilung auf Kurien von Interessenten bestreiten kann. Hieher gehören große Entwässerungs- und Flußkorrektionsarbeiten, wie sie gegenwärtig in Böhmen im Zusammenhange mit der großen Wasserstraßenaktion in namhaftem Maße durchgeführt werden.

* * *

Diese Vorkenntnisse über die Art des agrarischen Betriebes sind erforderlich, bevor an die Prüfung seiner wirtschaftlichen und sozialen Fragen herangetreten werden kann.

Worauf es bei ihrer Behandlung ankommt, ist weder Pathos noch oratorische Leistung, sondern das Bestreben, die zu behandelnden Zusammenhänge im *Wesen* mit möglichster Klarheit zu erfassen und sie hinlänglich erschöpfend darzustellen, damit man eine Anschauung der Wirklichkeit erlange.

Unsere Kenntnisse müssen sich aber zu diesem Zweck auch auf die Vergangenheit erstrecken, denn das Verständnis der Gegenwart ist bedingt durch Kenntnis der Vergangenheit. Fern sei es, „historische Fetzenklauberei" zu treiben, allein gleichwie in den individuellen Geschicken ein Teil der Persönlichkeit verkörpert ist, lebt auch in der Geschichte ein Teil des Wesens der Dinge. Treibt daher schon der Theoretiker mit Vorteil Studien über den geschichtlichen Verlauf der Erscheinungen, die er begreifen will, so kann vollends der Wirtschaftspolitiker seine Zeit nur historisch verstehen. Alle konkreten, politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sind allmählich gewachsen. Überall finden sich Reste älterer Zeiten — in Wirtschaft wie Politik. Das Trägheitsgesetz beherrscht das Leben der Staaten;

Digitized by Google

die großen Umwälzungen, welche den Gang der Welt beeilen und meist aus geographischen Entdeckungen, technischen Fortschritten und dem Kampf der Menschen um Gewinn stammen, heben dieses Trägheitsmoment nicht auf.

Wenn wir daher in das historische Kaleidoskop schauen, lernen wir den Schutt kennen, den die Vergangenheit auf die Gegenwart gehäuft und der hier vielfach eine große Rolle spielt. Zugleich sichert aber die Kenntnis der geschichtlichen Wandlungen einen Blick für die Beurteilung der Gegenwart wie zukünftiger Gestaltungen. Im Entstehen der Gegenwart lernt man diese selbst kennen; die Vergangenheit lehrt uns das unmittelbar Geschaute verstehen und schärft durch die Darstellung geschichtlicher Wandlungen das Auge für den noch unsicheren Blick in die Zukunft.

Im Gewerbe finden wir in Osteuropa — und dazu gehört diese Monarchie — auf Schritt und Tritt Reste der ältesten gewerblichen Betriebsformen. Im Handel kämpfen neue Formen mit herkömmlichen Betriebsarten. Die heutigen Zustände des Agrarwesens sind vollends das Ergebnis einer fast 2000jährigen Entwicklung. Neben dem Alten stehen aber überall moderne Einrichtungen und Ansätze einer künftigen Entwicklung. Die Erfassung der lebendigen Gegenwart — der konkreten Verhältnisse und der in ihnen wirkenden Kräfte — ist stets unser Ziel, wenn wir die alten Formen und das Werden der neuen schauen.

Über den tatsächlichen Verhältnissen schweben aber die Pläne der Interessenten und Wirtschaftspolitiker aller Art, welche bestrebt sind, die Machtverhältnisse zu verschieben und anders zu ordnen. Die einen verfolgen dabei ihr persönliches und Klasseninteresse, andere wieder machen Vorschläge im allgemeinen Interesse; beide Parteien streben dabei, neue Organisationsformen zu verwirklichen oder zu Formen vergangener Zeiten zurückzukehren.

Der Volkwirt muß daher im Gewirr der Tatsachen selbst, aus eigener Kenntnis der Tatsachen leitende Prinzipien finden. Das gibt ihm Bedeutung, beschwert ihn aber auch mit großer Verantwortung. Er muß daher die Mitteilungen nachprüfen und, soweit nur tunlich, die Wirklichkeit selbst zu erfassen trachten, streben, im Wuste der Tatsachen durch eigene Anschauung und Beobachtung einen Überblick über das gesamte wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben des eigenen Volkes zu gewinnen.

Die Einsicht in die allgemeine wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung und in die Entstehung und Existenzbedingungen der heimischen Verhältnisse bietet dann im Zusammenhalte mit den persönlichen ethischen Anschauungen und Tendenzen praktische Postulate, für deren Verwirklichung man je nach Individualität mit mehr oder weniger Entschiedenheit eintreten wird. So beantworten sich für jeden die Fragen der Politik nach dem, was angestrebt werden soll und was erreicht werden kann.

Die Zielpunkte selbst, denen man die Gesellschaft näher bringen will, sind verschieden, wie die Umstände, unter denen man in das Getriebe jeweils einzugreifen vermag.

Diese Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und der Ziele, dann die Ungewißheit, ob die ersonnenen Mittel tatsächlich und ohne wesentliche Schäden

Digitized by Google

zu verursachen, diese Ziele erreichen lassen, machen es völlig unmöglich, für alle Verhältnisse brauchbare praktische Regeln zu erfinnen. Die Mittel, die anzuwenden sind, wechseln — wie in der Heilkunst — nach den Verhältnissen.

Die Kenntnis der Wirklichkeit in Gegenwart wie Vergangenheit und realer Sinn kann uns allein zu klugem Handeln bringen, uns die wichtigen konkreten Umstände weisen, deren Kenntnis Urteilsfähigkeit begründet. Wirtschaftspolitische Bestrebungen müssen der vollen Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände sowie der Bedürfnisse entspringen, welche — im Ackerbau, Forstwesen oder Bergbau, in Handwerk, Industrie, Handel oder Verkehr — Besitzende wie Arbeiter empfinden. Nur solche Kenntnisse bieten die Grundlage zu einer Beurteilung dessen, was der Staat und die Vereinigung der Beteiligten selbst auf dem einen oder anderen dieser Gebiete anstreben soll und erreichen kann. Die sozialen Ideale selbst sind nach Rassen und Zeiten verschieden; jedes Volk und jede Zeit hält andere Ziele sozial anstrebenswert und für politisch erreichbar.

Nur Eines blieb.

Von Karl Jünger—Bonn.

In des Lebens dunklen Niederungen
Steh' ich staubgeschwärzt und wegemüd',
Keine Nachtigall hat mir gesungen,
Keine Blume ist mir aufgeblüht.

Jene Lieder, die wir einstens sangen
In dem Reigen um die Linde her,
Sind schon längst zur Totengruft gegangen
Und die frohen Kinder sind nicht mehr.

Meiner ersten Liebe gold'ne Schale,
Die ich jauchzend zu den Sternen hob,
Brach in Scherben. Bei des Lebens Mahle
Träumte ich ins Licht. Das Licht zerstob.

Und die Glocken, die mir einst geschlagen
Mahnend in der toten Jugendzeit,
Klangen aus. Nur dunkle, wehe Sagen
Raunen nächtens sie in stummem Leid.

Stille Freuden, gold'ne Jugendträume,
Erste Liebe, frommes Glaubensglück,
Ihr auch wart nur schöne, leere Schäume,
Die vergeh'n. Nur Eines blieb zurück.

Eines nur: das laute, dunkle Fragen
Nach dem Gott, der uns das Leben gab,
Den die Welt ans Holz der Schmach geschlagen,
Den sie senkte in ein frühes Grab.

Eines nur: das heiße Wissenwollen
Von dem Leben, das uns droben weit
Über Sternen, wenn die Donnner rollen
Und einst stille steht das Rad der Zeit.

Dieses Sehnen will ich weiter tragen,
Krone sei's auf meines Strebens Schild,
Bis des lauten Herzens wildes Schlagen
Einst der milde Herr der Welten stillt.

Digitized by Google

Ottokar Kernstock.

Von Dr. Karl Fuchs.

Die nordöstliche Steiermark bezeichnet man nicht selten mit leisem Bedauern als vergessenes Land. Sie liegt außerhalb der großen Verkehrswege, ein schattenfroher Bereich, wie solche die moderne Kultur nur wenige belassen hat. Auch „Jockelland" heißt das Gebiet, das sich da südlich vom Wechsel ausbreitet mit seinen von Feldern und Wäldern bedeckten, sanft geschwungenen Hügeln, allenthalben durchfurcht von den klaren Wassern der Forellenbäche. Als Ruhepunkte für den Blick, der vom Hochsitz des Wechsel südwärts hinüberschweift, treten das niedliche Städtchen Hartberg und das altehrwürdige Stift Vorau mit seinen beiden hochragenden Türmen aus dem lieblichen Gesamtbilde hervor. Hartberg ist der politische und kommerzielle Brennpunkt des Bezirks; mit Graz bereits durch die Eisenbahn verbunden, ist es nordwärts noch immer auf die in Friedberg endigende Sackbahn angewiesen, und wer von Wien hieher will, muß wie in alter Zeit auf Schusters Rappen von Aspang über die Tauchen reiten, wenn er nicht den schwerfälligen, über Mönichkirchen verkehrenden Postwagen benützen will. Die Verbindung zwischen Aspang und Friedberg steht zwar schon seit geraumer Zeit auf dem Papier, aber eben nur da.

Diese Abgeschiedenheit hat auch ihr Gutes; hier ist ein biederer kerndeutscher Menschenschlag zu Hause, froh in Lied und Wort, fleißig und zufrieden, streng an angestammter Art haltend, wie sie als Erbe von den Altvordern aus der Zeit überkommen ist, da die frommen Augustiner-Chorherrn von Vorau aus das feuchtgesegnete Land kultivierten. Roseggers grüne Waldheimat grenzt im Westen an den idyllischen Bereich, der gegen Norden von dem breiten Massiv des wetterwendischen Wechsel und den Ausläufern desselben gegen Kirchschlag, dem Hutwisch usw., abgeschlossen ist. Da ist noch ein guter Boden für selbständige Eigenart, für frisches und unverfälschtes Volkstum, und aus diesem heraus muß Ottokar Kernstock, dessen Name so gerne und mit Recht neben dem seines Landsmanns Rosegger genannt wird, erfaßt und begriffen werden. Er ist ein Heimatskünstler in des Wortes bester Bedeutung.

Daß er als Vorauer Stiftsgeistlicher das priesterliche Kleid trägt, ist für ihn, den gottbegnadeten Dichter, ein erhebendes Begleitmoment und ein klarer Beweis, daß echte Kunst in jeder Hülle zu finden ist und ihre heilige Lohe emporschlägt, wenn nur der wahre Brennstoff vorhanden ist. Welcher Unterschied in den ursprünglichen Lebensbedingungen der beiden steirischen Hauspoeten, Roseggers, der als zünftiges Schneiderlein mit Nadel und

Digitized by Google

Schere seine Laufbahn begonnen, und Kernstocks, der als wohlgeschulter Scholare zuerst des Gymnasiums, dann der Gottesgelahrtheit einen scheinbar alltäglichen Pilgerpfad beschritten hat! Rosegger wurde bald ein Kind der Welt, des starken Lebens, ja in gereiften Jahren hat er sich zu philosophischen Betrachtungen über Gott und Welt, die allerdings auch stets im Rahmen volkstümlicher Reflexion verblieben, verstiegen; immer wieder kam er glücklicherweise aus den weiteren Kreisen seiner Phantasie zur alten Ursprünglichkeit zurück. Kernstock sind so gedehnte Wege erspart geblieben; in robusterem Zusammenschlusse hielt sich seine Persönlichkeit stets auf demselben Standpunkte, von dem er in höchst souveräner Weise sich seine eigene kleine, aber wesenreiche Welt geschaffen hat. Innig hängt sein Dichten mit seinen Lebensverhältnissen zusammen, zum Teil insbesondere auch mit der wissenschaftlichen Vertiefung, die er in einzelnen Disziplinen gewonnen hat.

Die eingehendste Biographie des Dichters hat wohl Heinrich Wastian, sein ergebener Verehrer, niedergeschrieben, und da Kernstocks bescheidener Charakter sich nie in selbstgefälligen biographischen Aufzeichnungen gefallen hat, so ist es am besten, Wastians Ausführungen zu folgen. Geboren am 25. Juli 1848 zu Marburg in Steiermark als Sohn eines Konzeptsbeamten bei der Finanzbezirksdirektion, verlebte Kernstock in seinem schönen Heimatsort unter den Augen wackerer Eltern eine glückliche Kindheit. Er absolvierte, da der Vater nach Graz übersiedelt war, von 1858—1866 das erste Staatsgymnasium in Graz, in dem damals Admonter Geistliche lehrten, und widmete sich sodann ein Jahr lang der Juristerei an der Grazer Universität. 1867 begann er seine theologischen Studien, neben welchen er fleißig Paläographie und Urkundenlehre am Grazer Landesarchive unter der gediegenen Anleitung des Landesarchivsdirektors Josef v. Zahn betrieb. 1871 in Vorau zum Priester geweiht, begann er mit großem Eifer das bis dahin völlig vernachlässigte Archiv des Stiftes zu ordnen, in dessen Bestande er reiche Schätze entdeckte; so unter anderm Johannes Keplers Heiratsbrief, der den Bestandteil eines Bucheinbands bildete. 1873 trieb es ihn hinaus in die freie Natur; er übernahm die Gebirgspfarre Waldbach, doch erkrankte er 1874 und mußte wieder ins Mutterhaus zurück, woselbst er seine archivalischen Arbeiten fortsetzte. Er fand autobiographische Notizen des Dr. J. Wittich, die er als wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", der Zeitschrift des germanischen Museums in Nürnberg, unter dem Titel „Aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes" veröffentlichte (1876). Ebendaselbst gab er 1877 andere Funde heraus: Kompositionen deutscher Sänger des 15. und 16. Jahrhunderts, so Heinrich Frauenlobs und Barthel Regenbogens, und das Fragment eines lateinischen Mysterienspiels aus dem 12. Jahrhundert. Er entdeckte ferner Fragmente des „Wigalois" von Wirnt von Gravenberg (1877 von A. E. Schönbach herausgegeben). Auch eine stattliche Reihe von Abhandlungen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalts faßte Kernstock damals ab, so „Eine Fronleichnamsprozession im 14. Jahrhundert" (1876); „Die älteren Chorbücher des Stiftes Vorau" (1877); „Des dreißigjährigen Krieges Friedensfeier" (1876); „Zur Vervollständigung der Lavanter Bischofsreihe" (1876); „Chronikalisches aus dem Stifte Vorau" (1877);

Digitized by Google

„Beiträge zur Geschichte der östlichen Steiermark" (1877). Im Jahre 1877 wendete sich Kernstock für immer der Seelsorge auf dem Lande zu und gerade von da ab wird in der stillen Abgeschiedenheit der Dichter in ihm erst recht lebendig. 1877 wurde er Kaplan in St. Lorenzen am Wechsel und nunmehr wurde sein Name schon durch die Erstlinge seiner Lyrik, die in den „Fliegenden Blättern" erschienen, weit und breit bekannt. Fortan gehörte er zu den geschätztesten Mitarbeitern derselben. 1883 kam er nach Dechantskirchen, 1887 wurde er zum Missar in dem uralten Burgkirchlein von Reinberg und 1889 zum Pfarrherrn in der romantisch über das Lafnitztal emporragenden Festenburg am Südfuße des Wechsel ernannt, wo er derzeit noch sein idyllisches Heim hat. Hier im Zwingergärtlein der altersgrauen Veste, die heute Kirche und Pfarrhof einschließt, hat er sich ein kleines Paradies geschaffen und sinnig benannte er die erste seiner Gedichtsammlungen, die 1901 erschien (sie hat seitdem drei Auflagen erlebt), nach diesem seinem beschaulichen Lieblingsorte („Aus dem Zwingergärtlein", München, Braun und Schneider). Es folgte 1905 der Gedichtzyklus „Unter der Linde" (in gleichem Verlage). Auch in der dramatischen Gattung hat Kernstock sich einmal versucht und zwar mit einem Melodrama „Verloren und Wiedergefunden" (1894, Musik von Ernst Höller). Die wissenschaftliche Arbeit trat mehr in den Hintergrund, wurde jedoch keineswegs ganz vernachlässigt. Außer Rezensionen und feuilletonistischen Arbeiten im „Allgemeinen Literaturblatt" der Leogesellschaft und in hervorragenden Revuen erschienen folgende größere Aufsätze: „Kunst und Künstler in Obersteiermark" (Oststeirische Zeitung, 1883), „Das Protocollum Voraviense antiquissimum" „Talberger Reminiszenzen", „Talberg", „J. C. Hackhofers Festenburgen Gemälde" (Graz, 1903) u. a. m. Auch eine duftige Novelle archivalischen Stoffes, „Die Memoiren eines Folianten" (Deutscher Hausschatz, 1878), gedieh in seiner Vergeinsamkeit. In sich gekehrt, äußerlich ein Einsamer, hat er hier jedoch am liebsten dem dichterischen Schwunge seiner Gedanken freien Lauf gelassen, im Genusse jenes Glücks, das der Seelendiätetiker v. Feuchtersleben so anziehend in den „Blättern des Einsamen" schildert. Und doch, welche Welt tut sich ihm aus dieser scheinbaren Enge auf, indem er sie von seiner ureigensten Weltanschauung aus betrachtet und durch sein harmonisches Empfinden verklärt!

Kernstock ist kein Dichter des Tages, dessen Subjektivität durch irgendwelche außerhalb seiner Kunst liegende Rücksichten eine Ablenkung erfährt. Er selbst vergleicht sich einer Nachtigall, die da singt, ohne anderen gefallen zu wollen; in dem stolzen Selbstbewußtsein, frei von den Fesseln einer herrschenden Mode zu sein, bekennt er freimütig:

Verholen in waldiger Wildnis ragt
Ein Schloß mit Turm und Wall, —
Dort singt und jauchzt und schluchzt und klagt
Eine einsame Nachtigall.

Sie singt ohne Kunst und fragt nicht viel
Nach Lob und Ruhm der Welt.
Sie singt nicht, weil sie gefallen will,
Sie singt, weil's ihr gefällt.

Digitized by Google

Noch deutlicher äußert er sich in den Widmungen zu seiner Sammlung „Aus dem Zwingergärtlein"; indem er hier zum Ausdruck bringt, wem er seine Gedichte weiht, sagt er, nicht ohne scharfe Ablehnung von ungebetenen Gästen aus seinem Revier:

Allen Prüden und Kokotten,
Jedem falschen Frommgetu,
Allen, die des Deutschtums spotten,
Allen Talmipatrioten —
Zwingergärtlein, schließ' dich zu!

Allen holden Pilgerinnen,
Die der Burgpfad führt herauf,
Allen, die das Schöne minnen,
Gutes schaffen, Edles sinnen, —
Zwingergärtlein, tu' dich auf!

Dem Dichter schlägt ein warmes Herz für seine angestammte deutsche Art und wie bei Scheffel reicht eine starke Wurzel dieser seiner Begeisterung sicherlich in die breite Grundlage seiner germanistischen Studien hinunter, wiewohl der Betrieb der Wissenschaft so weit von den Schöpfungen seiner Einbildungskraft abzuliegen scheint. Die unter „Nägelein und Rosmarein" und „Tulipan und Enzian" („Aus dem Zwingergärtlein", S. 59 ff.) zu einem Strauß vereinigten Gedichte in mittelhochdeutscher Sprache könnten ebensogut in einem alten Liederkodex stehen. Nicht nur die tadellose Form der Sprache und des Verses, bei welch letzterem unaufdringlich, wie von selbst, die Alliteration zur Geltung kommt, sondern auch die Empfindung und kindliche Weltauffassung lassen sie als Klänge aus jener Zeit erscheinen, da der fahrende Sänger vor dem Burgtore Einlaß heischte. So erinnert das Gedicht „Daz liet", gewidmet dem Grazer akademischen Gesangsverein, in Form und Inhalt sicherlich an den Geist Walthers von der Vogelweide:

Der frouwen kus smeckt süeze vast;
Doch sûrt daz herze dirre gast.
Groz vröude schafft der lûtertranc;
Doch sûrt sîn kraft daz houbet kranc.
Ein guldin schatz ist manegem liep;
Doch nâh bîm schatze ist der diep.
Der richest hort, den nieman roubet,
Ein trost vür herze unde houbet:
Daz ist daz liet mit sîme segen
Heil tiutschem man, der des mac pflegen!

Kernstock hat sich auch voll und ganz in die Poesie der Zeit der „frumben" Landsknechte und des studentischen Vagantentums hineingelebt. Nur vielleicht Rudolf Baumbach ist der flotte Ton des feuchtfrohen Burschenliedes in gleicher Weise gelungen, wie er unserem Dichter aus dem Herzen dringt; dieser unterscheidet sich von jenem allerdings durch nicht selten selbst bei aller Fröhlichkeit und Weltvergessenheit zutage tretende Begeisterung für die deutsche Sache; er ist eben wie Walther von der Vogelweide der Sohn

Digitized by Google

einer Zeit des Sturmes und Dranges für die heiligen Güter seines Volkstums, und da seine Lieder aus freier Brust erschallen, so konnte sein Sang von brennenden Fragen dieser Art nicht unberührt bleiben. Von den Studenten- und Vagantenliedern sind wohl die flottesten: »Virgatum!« »Juramentum Beanorum« und „Vagantenlied" („Aus dem Zwingergärtlein", S. 68, 71 und 73). Zumeist gibt aber Kernstock seinen Liedern alten Gepräges eine modernisierte Form, die jedoch an dem alten Kostüm, wie bei Uhland, möglichst festhält. So wirkt er wie dieser, dessen Dichten auch aufs innigste mit dem Studium der alten Phasen der deutschen Sprache zusammenhängt, wahrhaft sprachbildend und prägt Balladen und Romanzen, deren Äußeres uns wie von einer antiken Patina belegt anmutet. Diese intime Kunst Kernstocks zeigt sich beispielsweise recht drastisch in den drei ersten Dichtungen der Sammlung „Unter der Linde": „Die Übergabe", „Sängerbank" und „Die drei Schicksalsschwerter". „Die Übergabe" schildert, wie ein deutscher Held die französische Festung Arras eingenommen hat und den Lohn für den einer Dame der feindlichen Partei geleisteten Dienst mit den Worten zurückweist: „Es läßt kein Held von deutscher Art Sich Frauendienst bezahlen". In „Sängerbank" wird der Lobpreis „des letzten Minnesingers" Oswald von Wolkenstein in volltönenden Nibelungenversen gesungen. Donna Dolores, Aragons schöne Königin, belohnt den fahrenden Ritter und spricht:

„Dank deinem süßen Sange! Ihm ziemt ein hoher Preis.
Knie' nieder und empfange den höchsten, den ich weiß."
Sie schritt vom Throngerüste zum Knienden zur Stund'
Und neigte ihr Haupt und küßte ihn dreimal auf den Mund.

Und der Dichter schließt:

Es schläft im sonnigen Süden, wo Deutschlands Grenzmark ist,
Der Sängerfürst in Frieden, der eine Fürstin geküßt.
Denkt fromm des Freudebringers und segnet das Gebein
Des letzten Minnesingers, Oswald von Wolkenstein.

Kernstock weiß auch in unvergleichlich schöner Weise die Brücke zu schlagen von seiner Begeisterung für germanisches Altertum zu aktuellen Fragen des Deutschtums unserer Tage, von denen sein Herz berührt ist. In dem Gedichte „Die drei Schicksalsschwerter" läßt er sinnig das neue Reichsschwert des deutschen Reiches aus den sagengefeierten Heldenschwertern „Balmung", „Sachs" und „Welsung" zusammenschmieden und auf der starken Klinge steht als Devise: „Heil dem, der's trägt! Weh dem, den's schlägt!" Ulrich von Liechtenstein, den abenteuerreichen Minnesänger, dessen über einer ausgekratzten römischen Inschrift angebrachte Grabschrift in der Frauenburg bei Judenburg gezeigt wird, preist er als deutschen Mann in dem Gedichte „Ein Denkstein", das mit der beherzigenswerten Mahnung schließt:

Von seinem Geist beraten,
Verharrt in Glück und Not,
In Liedern und in Taten,
Treudeutsch bis in den Tod!

Digitized by Google

Ohne andere zu verletzen, gibt Kernstock seinen Überzeugungen mit schier unerschöpflicher Erfindungsgabe Ausdruck, nicht in akademischen Reflexionen, sondern stets an irgendwelche historische oder sagenhafte Momente anknüpfend. Selbst dort, wo er als Rufer im Streite erscheint, klingt sein Lied höchstens in die Aufforderung aus, starken Herzens für die Selbsterhaltung einzutreten. Wenn er z. B. in dem Gedichte „Die Warner" auf die Tragik der Fahrt der Burgunderhelden ins Heunenland hinweist und den getreuen Hüter des Walls von Bechelaren, Ekkehard, vergeblich abmahnen läßt („Herr König und ihr Helden all, — Die Fahrt nimmt ein böses Ende!"), so ist die Beziehung auf Ereignisse der Gegenwart eine ganz durchsichtige. Das Schlachtenlied „Der deutsche Michel" endet mit den lapidaren Worten der Bitte:

Ein's, Herre, bitten wir dich bloß,
Führ' uns nicht eh' von hinnen,
Eh' wir den Sieg gewinnen.
Sanct Michael, salva nos!

Ein Spion wird an den welschen Walnußbaum gehängt, damit „die heildustatmende, die helle Linde, der Germanen heil'ger Lieblingsbaum", nicht verunehrt werde. Immer wieder erklingt in neuen Akkorden der Preis deutscher Tugenden, obenan der deutscher Treue; so spricht er:

„Vor deutscher Treue Segen weicht auch der böseste Zauberspruch".

Und an einer andern Stelle heißt es:

Der Teufel selber räumt das Feld,
Wo deutsche Treue Schildwach' hält.

Die kernigen Worte des Dichters, gewöhnlich aus einer Handlung als Schluß abgeleitet, könnten, von dieser losgelöst, kurzweg als Wahlsprüche verwendet werden. „Germania" preist er als das „glückhaft Schiff", das „gefeit gen Fels und Riff" kühn ins zwanzigste Jahrhundert hinaussegelt.

Die Liebe zur engeren Heimat, zu seinem schönen, wundergesegneten Wechselgau, bildet einen wesentlichen Bestandteil seiner Hingabe an die allgemeine vaterländische Art. Er besingt nimmermüde dieses herrliche Gebiet, insbesondere die altersgraue Festenburg mit der Linde vor dem Tore und dem traulichen Zwingergärtlein, aber auch Marburg und Graz und das ganze Steirerland, das er durch St. Wolfgang, der vom Wechsel aus die Schönheit desselben bewundert, segnen läßt. Und er selbst knüpft an das Weihegebet des frommen Gottesmannes die innige Bitte:

Mit jeder Brust, mit jedem Mund,
Die seines Erbes pflegen,
Sei alle Tag', zu jeder Stund'
Sankt Wolfgang und sein Segen!

Die Schicksale seines Wechselgaus liegen ihm jederzeit am Herzen und bedeutsame Ereignisse desselben verherrlicht er in Gelegenheitsgedichten, welche weit über das Niveau der Gewöhnlichkeit hinausragen, — so der „Festgruß zur Eröffnung der Eisenbahn Fürstenfeld-Hartberg" („Aus dem Zwin-

Digitized by Google

gergärtlein", S. 140). In dem Gedichte „Zum Eisenbahntag" (20. Nov. 1904), das den Ausbau der lang versprochenen Eisenbahnstrecke Aspang-Friedberg erörtert, schreibt er die geharnischten Worte:

Hochmögende, vor Eurer Tür
Steh'n wir zur Stund' und pochen,
Heut fleh'n wir nicht, heut fordern wir:
Löst ein, was Ihr versprochen!

Ihr wollt, daß oft gen Wien und gern
Die Herzen fliegen sollen, —
Macht uns das Fliegen leicht, Ihr Herrn!
Laßt Euer Flugrad rollen!

Tilgt weg, — die Ehre heischt's von Euch, —
Tilgt weg das Mal der Schande,
Das böse Wort: In Österreich
Gibt's noch vergess'ne Lande!

Kernstock ist sicherlich einer der besten Meister des deutschen Liedes; es kommt ihm aus dem Herzen und findet darum auch den Weg zum Herzen. Frank und frei, schon in Gedanken und Wort mit dem Geiste von Melodien ausgestattet, fließt es aus dem reinen Borne seiner Phantasie. Viele seiner Lieder sind bereits vertont*) und insbesondere in der frohen Hauptstadt des Steirerlandes hat der dortige akademische Gesangsverein sie wiederholt öffentlich unter rauschendem Beifalle zu Gehör gebracht. Es wurden dem Dichter denn auch trotz seiner bescheidenen Zurückgezogenheit verdiente Ehrungen zuteil. Erst vor kurzem hat ihn St. Lorenzen (am Südfuße des Wechsel) zum Ehrenbürger ernannt, in Hartberg hat sich eine Kernstock-Gesellschaft in einem Kernstock-Stübchen gesammelt und im März dieses Jahres auch in Wien eine Kernstock-Gesellschaft gebildet, um das deutsche Lied und das deutsche Wort des wackeren Sängers im Talare zu hegen und zu pflegen.

*) „Ein schön teutsch reiterlied" und „Eine Tageweise" sind je 5mal, „Der deutsche Michel" und „Hochzeitslied" je 4mal, „Ein feins lied von einem landsknecht" und „Wächterlied" je 3mal, „Eins teutschen fändrichs fanenschwur", »Isöt la blonde« und „Elsula" je 2mal vertont worden; außerdem wurden in Musik gesetzt, „Eine Tanzweise", „Die Weinmörder", „Der Königsbote", „Das glückhafte Schiff" „Hohe Minne", „Der Münch von Salzburg", „Die drei Schicksalsschwerter" u. a.

Digitized by Google

Zwei javanische Tierfabeln.

Von T. h. Bezemer.

Auf Java wie im indischen Archipel überhaupt schließt sich die Tierfabel, welche der Tierwelt menschliche Tugenden und Fehler, menschliche Erwägungen und Handlungen zuschreibt, den volkstümlichen Anschauungen von Tier- und Pflanzenreich ganz nahe an. Speziell in Java bildet die „animistische" Naturanschauung noch immer den tiefsten Grund des javanischen Denkens, den weder Hinduismus noch Islam zu erschüttern vermochten. Es ist z. B. keine Bildersprache, wenn der Arèngzapfer (der durch Einschnitte in die Blütenstände der Arèngpalme den süßen Saft — Lègèn — daraus gewinnt) seine Bäume als seine Mutter oder Braut anredet und sie anspornt, eine große Fülle Lègèn zu spenden. Ebenso ist Çri oder Lakshmi, die Hindugöttin der Schönheit und Anmut und Schutzherrin des Landbaues, für den Durchschnitt-Javaner als „Göttin des Reisbaues" nicht eine einzelne Person oder eine bloße Abstraktion. Nein, „Dèwi Çri" beseelt das Hauptgewächs auf Java, den Reis, und wird öfters mit demselben personifiziert. Daher rührt die sorgfältige Behandlung des Reises, das Abschneiden von Ähre für Ähre, kurz die Gesamtheit der Zeremonien, welche beim Reisbau in acht genommen werden müssen, daher auch die besonderen Feierlichkeiten, welche mit dem Paripengantèn, dem Reisbrautpaar, vorgenommen werden. Wenn die Erntezeit gekommen ist, darf keine Ähre geschnitten werden, bevor das „Reisbrautpaar" mit den Brautführern und Brautjungfern bestimmt und abgeschnitten ist. Dies geschieht durch den Dukun-sawah, die Person, vielfach eine Frau, welche all diese Dinge versteht; sie wählt sechs Rispen, gleich hoch und gleich schwer, die zu zweien oder zu dreien zusammenstehen. Mit jungen Arèngblättern zusammengebunden, werden sie mit Blumen geschmückt, mit „Boreh", einer Art wohlriechender Salbe, bestrichen, um sie gegen die Sonne zu schützen. Erst wenn diese von der Dukun-sawah abgeschnitten worden sind, darf mit der Ernte angefangen werden.

Am Tage des Einbringens nach der Scheune findet das Übertragen des Reisbrautpaares mit großer Feierlichkeit statt. Der Träger, in neuem Anzug, das Kopftuch mit Blumen geschmückt, darf auf dem Wege zur Scheuer kein Wort sprechen. Während der Bräutigam mit seinen Festgenossen noch außen verweilt, wird die Braut mit ihren Brautjungfern auf eine neue Matte in der Scheuer gelegt und dann die ganze Ernte rings um sie angehäuft, bis die Scheune gefüllt ist. Dann wird dem Bräutigam mit seinen Begleitern (den Reisbündeln) der Zutritt gewährt; ein mit Wasser gefülltes Bambusrohr wird neben sie gestellt und die Scheuer verschlossen. Während der Flitter-

Digitized by Google

wochen dürfen die Neuvermählten nicht gestört werden, vierzig Tage lang darf niemand die Scheune betreten. Erst wenn am vierzigsten Tage die „Festgenossen" gestampft worden sind, ist es gestattet, an jedem Tage, ausgenommen am Dienstag, den benötigten Reis aus der Scheune zu holen.

Wo also sogar Pflanzen als beseelt betrachtet werden, da wird auch keine scharfe Grenzlinie gezogen werden zwischen dem Innern von Mensch und Tier. Zahlreiche Beweise dafür sind auf Java vorzufinden. Wenn ein Tiger in der Nähe ist, scheut der Javaner sich, ihn mit dem Namen „Matjan" (Tiger) zu nennen und bezeichnet ihn ehrfurchtsvoll als „Tuwan" (Herr) oder „Kjai" (Großvater, alter Herr); man kann nicht wissen, ob nicht vielleicht der Geist von einem der eigenen Ahnen sich in ihm befindet! Auch ist der Javaner fest davon überzeugt, daß es „Matjan gadungan" gibt, Menschen, die sich nachts in Tiger verwandeln können, um leichter ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Daß bei einem Volke, welches eine so nahe Beziehung zwischen Tier-, Pflanzen- und Menschenwelt annimmt, die Tierfabel üppig wächst, welche Tiere als Menschen reden, denken und auftreten läßt, kann nicht wundernehmen. Und wenn der heutige Javaner auch die Tiere nicht mehr reden hört, daß sie früher geredet haben, wird er wohl ebenso wenig in Zweifel ziehen wie das europäische Kind, welches die Märchen vom Rotkäppchen hört.

Die unten zu erwähnende Sammlung javanischer Tierfabeln, die „Serat kantjil kidang", besteht aus zwei nach Art und Tendenz verschiedenen Teilen. Im ersten hat die Rolle des germanischen Reineke Fuchs der Kantjil (Zwerghirsch — Moschus oder Tragulus Javanicus) übernommen, im zweiten tritt vielfach der Kidang (Cervulus muntjak — eine Art von kleinem Rehbock) an seine Stelle. Die ersteren beabsichtigen nur, die Zuhörer damit zu unterhalten, wie der kleine, schlaue Kantjil weit größere Tiere zum besten zu haben weiß oder sich aus allerlei gefährlichen Umständen zu befreien versteht. Dagegen haben die Fabeln, in denen der Kidang auftritt, größtenteils didaktischen Charakter: die eine lehrt, daß auch die Mächtigen der Erde wohl einmal der Hilfe der Niedrigen bedürfen können; eine andere, daß Undank der Welt Lohn ist u. s. w.

Zu den erstgenannten Fabeln sind in fast allen Archipelsprachen Parallelen vorzufinden, und zwar in so großer Verbreitung, daß man einen gemeinschaftlichen Ursprung aus der Zeit des indonesischen Stammvolkes annehmen darf. Von einer dieser Fabeln, welche mit der auch uns bekannten Geschichte vom Wettlauf zwischen Hase und Igel übereinstimmt, ist das Vorkommen schon nachgewiesen worden auf West-Borneo, bei den Galelareesen von Nord-Holmahera, bei den Alifurus der Minahasa (N.-O.-Celebes), den Bewohnern der Sangir-Inseln (nördlich von Celebes), den To-radjas von Zentral-Celebes, bei den Atjehern und Batahs auf Sumatra und in den Lampongs (Süd-Sumatra). Dagegen gehen viele Fabeln der letzteren Gattung auf das alte Sanskrit-Fabelbuch Pantschatantra oder dessen Ausläufer, das Hitopadeça zurück. Schon vor Zeiten müssen die Fabeln dieser Sammlungen ihren Weg zum Archipel gefunden haben. Bei der javanischen Fabelsammlung, die uns hier beschäftigt, kann folglich von Übersetzung oder blinder Nachahmung der Sanskrit-Prototypen durchaus nicht die Rede sein; ja, die javanischen Bearbeitungen zeichnen sich bisweilen durch plastischere und lebendigere

Digitized by Google

Schilderung vor den Sanskritfabeln aus. Nur suche man bei ihnen nicht die in den Sanskritmustern eingeschobenen Belehrungen der Lebensweisheit, die von so großartiger Menschenkenntnis Zeugnis ablegenden Sprüche. Die erste der unten folgenden Fabeln z. B. erinnert an die Rahmenerzählung des berühmten Mitrabedham — „die Trennung von Freunden" —, die erste Abteilung des Pantschatantra, welche bekanntlich mit Parabeln und Sprüchen angefüllt ist. In der javanischen Erzählung findet man zwar am Schlusse einige Sittenlehren, doch wird deutlich der meiste Nachdruck auf die Schlauheit des Widders gelegt und als Grundgedanken der ganzen Fabel dürfte man wohl jene eigenartige Erscheinung in der Tierwelt betrachten, welche von Hövell (Uit het Indische Leven, pag. 131) in folgender Weise beschreibt:

„Wenn eine zahlreiche Gruppe von Affen in den bis hundert Fuß hohen Bäumen sich ruhig dem Schlafe hingegeben hat, da nähert sich ein großer, gestreifter Tiger und schmiegt sich am Fuße nieder. Kaum hat einer der Affen den Feind gewittert, da stößt er vor Schrecken ein klägliches Geheul aus. Alle erwachen, alle schauen den Schreckenskönig da unten an, alle schreien — die Anwesenheit des fürchterlichen Tieres flößt ihnen eine solche Todesangst ein, daß sie ganz verrückt in wildem Durcheinander von einem Zweig auf den andern springen und jammernd und gellend einander stoßen und drängen. Und inzwischen liegt der Tiger unten und schaut und schaut, fortwährend funkeln seine Augen die entsetzten Affen an — bis endlich einer im wilden Getümmel herunterfällt, von ihm ergriffen und verschlungen wird."

In der verkürzten Gestalt, wie die Fabeln von Vater oder Mutter der gespannt lauschenden Jugend erzählt werden, sind sie noch nicht zur javanischen Literatur zu rechnen. Alles, was der javanischen Auffassung nach der Literatur angehört, unterliegt der Bedingung, daß es auf „Tĕmbang" gebracht, das heißt, in metrische Form gefaßt sei. Die Herkunft der javanischen Literatur erklärt diese Eigenheit. Sie verdankt ihren Ursprung der Sanskritliteratur, deren äußere Gestalt auch beibehalten wurde. Die von den Hindu übernommenen Versmaße wurden im Laufe der Zeit umgestaltet; daher bestehen die neueren poetischen Werke aus einer Reihenfolge von Metren, welche das Gedicht in „Gesänge" teilen. Jede Strophe hat eine bestimmte Zahl von Zeilen, jede Zeile eine gewisse Anzahl von Silben und einen festen Schlußvokal.

Eine metrische Bearbeitung der unter dem Volke verbreiteten Tierfabeln wurde 1822 von Kjai Rangga Amongsastra in Surakarta verfaßt, 1878 der javanische Text von Dr. W. Palmer van den Broek veröffentlicht. Nach dieser Ausgabe sind die zwei folgenden Fabeln übersetzt worden.*)

Während die metrische Form dieser literarischen Produkte einerseits durch den Zwang, den sie dem Dichter auferlegt, zu steifen, unnatürlichen Konstruktionen, zur Anwendung von veralteten oder ungewöhnlichen Wörtern, Anhäufung von Synonymen und unnötigen Wiederholungen Veranlassung gibt, so bietet sie ihm doch auch anderseits mannigfach Gelegenheit für

*) Dr. Hanns Bohatta, Skriptor der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien, Verfasser der „Praktischen Grammatik der javanischen Sprache" (Wien, 1892), war so freundlich, die Durchsicht dieses Artikels zu besorgen. T. L. Bezemer.

Digitized by Google

malerische Vergleiche, hübsche Zeichnung der aufgeführten Tiertypen und freie Ausschmückung des einfachen Ganges der Fabel.

Nach diesen Erörterungen kann es nicht wundernehmen, daß die Übersetzung nicht an allen Stellen wörtlich sein konnte. Trotzdem wird der Unterschied zwischen der erstfolgenden, dem zweiten Teile des Fabelbuches angehörenden Fabel und der zweiten „Kantjil-Fabel" unschwer zu erkennen sein.

I.

Warum die Affen den Tigern Steuer leisten müssen.

In früherer Zeit fraß der Tiger nur Mücken, Fliegen, Heuschrecken u. s. w. Da war der Büffel mit ihm noch innig befreundet und hatte sich auf seinem Gebiete den Bauch dick gefressen. Dies erweckte die Eifersucht des Affen, sodaß er dem Tiger den Rat erteilte, den Büffel zu verschlingen. Der Tiger gibt diesen Einflüsterungen Gehör, der Büffel aber setzt sich mit solch unbeugsamer Entschlossenheit zur Wehre, daß der Tiger vor ihm die Flucht ergreift. Der Büffel, in Furcht, früher oder später dem Zorn seines ehemaligen Freundes zum Opfer zu fallen, sucht Hilfe bei allerlei Tieren, findet aber keines, das es wagt, sich dem Tiger gegenüberzustellen, ausgenommen den Wĕdus prutjul, den Widder ohne Hörner; dieser verspricht, ihm helfen zu wollen.*)

Schweigen wir jetzt vom Büffel und vom Widder und erzählen wir von ihm, der so eilig sich geflüchtet hatte, dem Königstiger, der weggeschlichen war und sich versteckt hatte im Glagahrohr. Bald kam der Affe wieder zu ihm und als er ihn angetroffen hatte, sprach er empört: „Dein Name ist Tiger und sieh! du fürchtest dich und ergreifst die Flucht wie ein Hase! Wenn ich so große Zähne hätte wie du, würde ich den Büffel von hinten anfallen, wenn er sich nicht gutwillig unterwerfen will: das eine oder das andere! Wenn ich so große Zähne hätte wie du und solche Krallen an den Vorder- und Hinterpfoten, warum sollte ich denn weglaufen?"

Der Königstiger sagte: „Ich fürchte mich nicht vor dem Büffel; ich sann eben nach und wollte im Dickicht ruhen, um mich ein wenig zu erholen. Wenn er ruhig in gebogener Haltung dasteht, werde ich mich ihm sofort leise von hinten nähern."

Der Affe antwortete: „Da hast du recht; wenn du aber den Büffel nur unvorbereitet finden kannst! Denn er ist davon gelaufen, um sich Hilfe zu suchen; ich habe ein wachsames Auge gehalten auf alles, was er tat: er ist hingegangen zum Wĕdus prutjul, um dessen Hilfe zu suchen. Dieser hat versprochen, es mit dir aufzunehmen, und noch viel anderes hat er auf sich genommen, genügend, um einen in Zorn zu bringen; auch sei er, renommiert er, dir wohl gewachsen. Wenn ich scharfe, große Zähne hätte wie du, so würde ich nicht lange zögern; ich würde ihm den Kopf zerschmettern, ich würde ihm, krach! das Genick umdrehen, sein Fleisch würde ich fressen, sein Blut würde ich schlürfen!"

Als der Tiger dies vernahm, geriet er in Wut und sagte laut: „Scheut der Widder wirklich nicht davor zurück, es mit mir aufzunehmen?"

*) Dies ist der kurzgefaßte erste Teil der Fabel, welche nun in möglichst treuer Übersetzung folgt.

Digitized by Google

Der Affe fuhr fort: „Ich werde doch nicht lügen! Der Büffel hat sich sogar schon hinter dem Widder niedergelegt, da liegt er höchst bequem und gemütlich und wiederkäut; er ruht im Schatten der Bäume mit seinem dicken Körper, der so fett ist wie pures Schweinschmalz."

Rasch begab sich jetzt der Tiger nach der Stelle, wo der Widder war. Um auf alles acht geben zu können, sprang und turnte der Affe von dem einen Zweig auf den anderen; von oben konnte er alles gut beobachten, und zugleich an allerlei Früchten sich satt fressen.

Der Widder war fortwährend auf seiner Hut gewesen; jetzt näherte er sich der Bananenpflanzung, die er vorher angezündet hatte, sodaß die Stämme schon verkohlt waren; der Büffel wich nicht von seiner Seite.

Als die beiden bei den Bananenbäumen angekommen waren, kam der Königstiger. Da sie nur noch einen Steinwurf von einander entfernt waren, blieb der Widder stehen und schrie: „Guck, hier kommt der Tiger! Sollte er wirklich meine Unverletzlichkeit, meine Vortrefflichkeit und Kraft im Gefecht auf die Probe stellen wollen? Wohlan, laßt uns dann kämpfen! Aber wenn du erst einmal eine Probe von mir gesehen hast zum Beweise, daß ich nicht zu viel gesagt habe, so erinnere dich an meine Worte! Zuerst werde ich dir jetzt eine Probe zeigen. Bleibe nur dort und sieh zu, was ich kann. Wenn du das gesehen hast und noch darauf bestehst, wohlan, dann laß uns ringen, so oft du willst. Du aber darfst dann nicht dem Kampf entfliehen, obwohl ich schon voraus ahne, daß du es versuchen wirst."

Sogleich machte sich der Widder auf und warf sich gegen die Bananenbäume, deren Stämme ganz und gar verkohlt waren. Und als er hin und hersprang, fielen die Stämme alle auf- und über einander. Dabei schrie der Widder: „Nun, Tiger, schau mich einmal an!"

Als der Tiger dies alles gesehen hatte, verlor er den Mut und machte sich eiligst davon. Er ging ins Dickicht und schlich sich in das Glagahrohr laut brüllend vor Angst und hin- und herlaufend.

Mittlerweile näherte sich der Widder einem Weiher, ohne einen Augenblick von der Seite des Büffels zu weichen. Schnell pflückte er einige junge Djatiblätter und fing an, dieselben zu kauen; infolgedessen lief der rote Saft ihm längs des Mundes herab, so daß es aussah, als ob sein Mund mit Blut befleckt wäre.

Darauf stieg der Affe vom Baume herunter und begab sich zu dem erschreckten Tiger, der sich im Niederholz versteckt hatte. Er sagte: „O Tiger, warum bist du so feige geflüchtet und hast dich versteckt? Warum hast du den Widder nicht angegriffen? Pfui! wie du jetzt ängstlich hin und her läufst!"

Der Tiger antwortete leise: „Ich bin geflohen, weil der Widder so gewaltige übernatürliche Kräfte besitzt. Bäume, die er nur eben berührte, fielen um, drei oder vier oder gar fünf zugleich. Seine Kraft ist außergewöhnlich und ich glaube, daß er unverwundbar ist. Wenn er nur seine Haut rieb an den Bäumen, fielen sie gleich in Massen um. Dies wunderte mich sehr und ich fürchtete mich, als ich sah, welche übernatürliche Kraft der Widder besitzt; ich sah es aus der Ferne, wie die Bäume fielen, wenn er an dieselben nur anstieß oder denselben Fußtritte gab; ohne daß es ihm Mühe

Digitized by Google

machte, fielen sie verwirrt durcheinander. Welche Bäume es waren, weiß ich nicht, weil ich es nicht wagte, näher zu treten."

Der Affe schrie: „Dir gebührt der Name Schafskopf, o Tiger! Da du nicht acht gegeben hast, hat er dich zum besten haben können. Den Bananenwald hatte er schon früher angezündet und jetzt sind die Bäume tot, die Blätter sind verschwunden, die Stämme verkohlt. Beim bloßen Blasen wären sie schon umgefallen; ich selbst, und wären es tausend oder zweitausend gewesen, hätte ohne Anstrengung dieselben umstürzen können und dich hätte ich fürwahr nicht dabei zu Hilfe gerufen!"

Als der Tiger dies gehört hatte, war er ganz bestürzt; schließlich sprach er freundlich: „Wenn es ist, wie du sagst, so werde ich gleich noch einmal hingehen; ich habe jetzt wieder neue Kräfte gesammelt und Atem geschöpft."

Der Affe fügte hinzu: „Überlege aber nicht zu lange, sondern greife ihn sofort an. Der Widder ist nicht gefährlich, er hat keine Hörner und keine Zähne, wovor solltest du dich denn fürchten? Überfalle ihn, dreh' ihm das Genick um, friß sein Fleisch und kratze ihm die Augen aus dem Kopf!"

Jetzt brach der Tiger schnell auf, um den Widder aufzusuchen. Der Affe zeigte ihm den Weg und behielt von den Bäumen aus alles im Auge, was unten vorging. Bald kam der Tiger zu dem Widder. Dieser sprach empört: „Ei, da kommt der Königstiger schon wieder! Es scheint, als ob er den Tod suche. Weißt du nicht, daß ich Tiger fresse? Sieh nur, was dort im Wasser liegt! Blick nur in diesen Weiher hinab und öffne die Augen recht weit! Eben habe ich einen Tiger aufgeknuspert; seinen Kopf habe ich ins Wasser geworfen. Sieh nur selbst, wenn du mir nicht glaubst."

Und sieh, der Tiger tat, wie ihm befohlen war; ängstlich und voller Furcht schlich er vorsichtig und langsam näher. An den Rand des Weihers gekommen, guckte er hinab und sah dort seinen eigenen Kopf, der sich im Wasser spiegelte.*)

Ungestüm und ohne Scheu kam jetzt der Widder herbeigeeilt, immer Djatiblätter kauend, den Mund blutrot, während der niederfließende Saft rote Spuren auf dem Weg zurückließ; kühn und ohne Furcht kam er näher. Als der Tiger ihn herankommen sah, war er der Meinung, der Widder wolle ihn vertilgen. Er sprang seitwärts und ergriff eilig die Flucht; ängstlich brüllend und ganz erschreckt versteckte er sich aufs neue im Glagahrohr, in der Furcht, daß er verfolgt werde. Er meinte, er sei in einen Hinterhalt gelockt worden und der Affe habe ihn in den Tod schicken wollen. Höchst bestürzt ging er davon, um in einer unzugänglichen Schlucht Zuflucht zu suchen.

Schnell stieg der Affe von seinem Baum herunter, um den Tiger aufzusuchen. Als er ihm begegnet war, sprach der Tiger: „Du hast mich ins Unglück stürzen wollen; man kann dir nicht trauen; von allem, was du sagst, ist nichts wahr. Warum hast du mich in einen Hinterhalt gelockt? Der Wédus prutjul frißt wirklich Tiger, ich habe mich davon selbst überzeugt. Wirklich war ein Tigerkopf im Weiher, der Überrest eines Tigers, den er verschlungen. Wenn ich mich nicht schnell geflüchtet hätte, so hätte er auch mich verzehrt. Höchst bösartig hast du dich betragen und deinen Freund

*) Vgl. Pantschatantra, 1. Buch, 8. Erzählung.

Digitized by Google

von dir entfernt; du bewirkst, daß du vergessen wirst von denen, die deiner bisher gedachten. Du bist der Auswurf der Welt, ein Erzbösewicht!"

Da sagte der Affe leise, indem er in gebückter Haltung sehr demütig sich vor ihn stellte: „O, Tiger, ich will dir jetzt etwas sagen; glaube mir nur, wiederum bist du von ihm betrogen worden. Der Widder ist voll trügerischer Streiche und hat dich schlau überlistet. Es waren Djatiblätter, die er lange gekaut hat, und davon wurde natürlich sein Maul so rot wie von Blut. Und was du im Wasser des Weihers sahst, das war nur das Spiegelbild deines eigenen Kopfes. Dasjenige, was im Wasser zu sehen war, das war wohl ein Tigerkopf, gewiß; denn das Bild war ja das deines eigenen Kopfes! Sieh, hier habe ich einige junge Djatiblätter mitgebracht!"

Da fing der Affe an, die Djatiblätter zu kauen, so daß der Saft ihm den Mund entlang rann, und er rief: „Schau, Tiger, jetzt ist mein Mund auch wie von Blut gerötet; glaubst du mir es jetzt noch nicht, daß der Wédus pratjul eben dasselbe getan hat?"

Als der Tiger dies sah, war er ganz erstaunt und wurde sehr ärgerlich. Dennoch hatte er Bedenken, seine Angst war nicht ganz gewichen und noch wollte er den Worten des Affen nicht trauen; er war im Zweifel, ob er wirklich das Opfer einer List geworden sei, ohne daß er etwas davon gemerkt habe. Der Widder war auch so überaus ruhig gewesen, ohne jede Furcht und Scheu.

Der Affe sagte wieder: „Nun, Tiger, traust du jetzt meinen Worten?"

Langsam antworte der Tiger: „Noch nicht völlig!"

Da sprach der Affe in überredendem Ton: „Wenn du noch zweifelst, so laß mich dich begleiten; binde meinen Schwanz an den deinigen, so daß ich auf deinem Rücken reiten kann; dann wollen wir uns sofort auf den Weg machen."

Dieser Vorschlag war dem Tiger recht; er band den Schwanz des Affen mit Stengeln fest an den seinigen; und so begaben sie sich auf den Weg und kamen bald zu dem Widder. In einer Entfernung von anderthalb Steinwürfen, nicht näher, nicht weiter, rief dieser: „Sieh, da kommt der Affe mir seine Steuer von Tigern zu bringen. Aber was ist denn das? jeden Tag bringt er mir zwei und jetzt nur einen!"

Kaum hörte der Tiger diese Worte des Widders, so sprang er seitwärts und brauste davon und wie der Wind machte er sich aus dem Staube, ohne hinter sich zu blicken, so sehr hatte der Schrecken sein Herz erfaßt. Durch den schnellen Lauf wurde der Affe von seinem Rücken geschleudert und fiel herab; er wurde fortgeschleppt und hin und her geworfen, wie ein Lappen bei der Wäsche mit dem Kopfe gegen die Steine geschleudert. Noch war sein Körper nicht los von dem des Tigers, doch war er ganz zerschmettert und zerrissen. Endlich wurde auch der Körper losgerissen und nur sein Schwanz blieb übrig, der festgebunden war und nicht los konnte.

Mittlerweile schnellte der Tiger fort, durch das Glagahrohr sich windend, stieg in Schluchten hinab und sprang wieder auf hohe Felsen, voll Angst und Furcht. Er war wütend auf den Affen, dieser aber war mausetot. —

Fortan aber zerschmetterte der Tiger, wenn er sich eines Affen bemächtigen konnte, diesem das Genick und fraß ihn bis auf die Knochen. Tag und Nacht,

Digitized by Google

vom frühen Morgen bis zum Abend, verzehrte er seine Beute. So wurde er auf Affenfleisch erpicht, fing aber allmählich an, auch andere Tiere des Waldes zu verschlingen.

Und dies eine wurde Naturgesetz: dasjenige, was vorzugsweise dem Tiger zur Nahrung dienen sollte, waren die Affen, auf die er jetzt erpicht geworden war. Aber außer denjenigen, welche von Zeit zu Zeit von den Tigern selbst gefangen wurden, mußten die Affen jedes Jahr noch einige von ihnen den Tigern als Steuer zum Fraße ausliefern. Immerfort sollte dies so seinen Fortgang haben, ohne Ende, bis zum Tage der Auferstehung.

Noch immer leisten die Affen diese Steuer und diese fließt den Tigern zu. Falls sie es nicht täten, würden die Affen sich nirgends zeigen, nirgends hin gehen können, um ihre Nahrung zu suchen. Darum also sagen einige zuverlässige Erzählungen: Wenn ein Trupp Affen hoch in einem Waringinbaume sitzt, so liegt unten ein Tiger, der Wache hält und ihre Bewegungen in den Bäumen, die ihnen als Wege dienen, fest im Auge behält. Wie lange es auch dauern möge, der Tiger verweilt unter dem Baum, er geht nicht weg, bevor ihm ein oder zwei oder drei der Affen ausgeliefert wurden, so viele von ihrem Hauptmann angewiesen sind. Sobald einer der Affen dazu bestimmt ist, daß er als Steuer diene, gehen die übrigen folgenderweise zu Werke: Derjenige, welcher zum Opfer ausersehen ist, wird von seinen Gefährten gedrängt und überall verfolgt. Alle haben es auf ihn abgesehen; sie zerren, drängen und stoßen ihn von rechts und links, bis er auf die Erde fällt. Da fängt ihn der Tiger auf und zuckend und zappelnd wird er aufgezehrt. So geht es fort, bis von den Affen zehn oder zwanzig von ihm verschlungen sind, je nach der Bestimmung. Wenn die Zahl voll ist, geht der Tiger von dem Waringinbaum fort. Darauf steigen die Affen hinab, um ihre Nahrung zu suchen. Nur ihr König und ein großer Affe, den er zum Vezier bestellt hat, bleiben mit ihren Weibchen oben in der Krone des Waringin und warten. Der Nahrung wegen haben sie sich durchaus keine Sorge zu machen; ein bestimmter Teil davon wird ihnen zugewiesen, denn die anderen Affen bieten ihnen das Beste und Schmackhafteste der Speisen dar. Also ist das Betragen der Affen, keinen Tag weichen sie davon ab. Und wenn nur ihre Gemütsart eine bessere wäre, wenn sie nicht so bösartig wären, so würden sie, wie gering auch ihre Besitztümer sind, dennoch freudvoll und glücklich in der Mitte ihrer Mitgeschöpfe leben können; denn in der Tat haben sie unter allen den größten Verstand. Wenn sie doch nur zu unterscheiden wüßten zwischen erhabenen und niedrigen Taten, wenn sie nur begreifen wollten, daß das Gute seinen Lohn findet sowohl im eigenen Gemüte wie vor dem Auge der Welt und übergeht auf Kinder und Enkel! In diesem Falle würden sie nicht während ihres ganzen Lebens ein kümmerliches Dasein fristen und jedes Jahr in Unzahl den Tigern zur Beute fallen!

II.

Der Kantjil, das Wildschwein, der Tiger, der Elefant und der Riese.

Einmal ging der Kantjil ohne Gefährten in den Wald hinein, dem Süden zu. Er begegnete dem Wildschwein, das ihn freundlich anredete: „Ei, wohin gehst du, Kantjil, und so eilig, wie ich sehe?“

Digitized by Google

Der Kantjil erwiderte: „Ich gehe hin, um Wasser auszuschöpfen und Fische zu fangen, dort in jener Schlucht im Süden."

Da sprach das Schwein wieder voll Freundlichkeit: „Ich möchte gerne mitgehen, um Fische zu fangen."

Der Kantjil aber erwiderte grimmig: „Du hast eine Schnauze wie ein Brecheisen, deine Lippen sind ungeheuer dick und gekräuselt und auch deine Augen sind nichts weniger als schön; geh' nicht mit, denn du würdest mir die Fische scheu machen."

Der Tjeleng (Wildschwein) antwortete ihm: „Bist du denn so schön, du kleiner bösartiger Knirps? Nimmer willst du nachgeben und immer den Meister spielen! Du bittest immer, gibst aber selbst niemals! Wenn du noch einmal so unverschämt sprichst, will ich dich mit meinen Hauern bearbeiten und dann ist's um dich geschehen, du freches und eigennütziges Tier! Ist der Fluß vielleicht dein besonderes Besitztum, daß du so karg damit waltest? Wenn man ausgeht, Fische zu fangen, geschieht es doch immer mit mehreren, und das ist auch ganz recht, denn die Fische gehören allen zu; du aber willst mir dieses Recht abstreiten!"

Da antwortete der Kantjil ruhig: „Nun, sei nur nicht so böse, Ferkelchen; nimm geschwind diesen Tjanggoh*) auf und geh' hinter mir her, so werden wir das Wasser ausschöpfen."

Eilig liefen sie nun weiter, der Tjeleng hinterher.

Nicht lange darauf begegneten sie dem Tiger, der freundlich fragte: „Ei, wohin gehst du, Kantjil? Und der Tjeleng mit einem Korb?"

Der Kantjil erwiderte mürrisch: „Wir wollen Fische fangen im Fluß, südlich von der Raweine."

Da rief der Königstiger: „Ich gehe mit, Kantjil," wurde aber von Kantjil grob abgewiesen: „Gehe nicht mit, dein Aussehen flößt Schrecken ein; du, mit deinen Streifen in den Haaren, mit deinen abscheulichen Augen und deinem erschrecklichen Maul. Du darfst nicht mitgehen, o Tiger, denn die Fische würden erschreckt werden, du würdest sie alle verscheuchen."

Der Königstiger antwortete empört: „Der Kantjil könnte einen in Zorn versetzen. Wenn man freundlich angeredet wird, so ist es auch Sitte, daß man höflich antwortet. Bedenke doch, wenn ich dich in meinen Mund nähme, wärest du noch nicht soviel, als was mir unter dem Essen zwischen den Zähnen stecken bleibt."

Eingeschüchtert sprach der Kantjil: „Nun, Tiger, so gehe denn mit, trage den Eimer und diesen zweiten Korb; verscheuche aber die Fische nicht und tue genau, was ich dir befehle."

Also schloß auch der Tiger sich an und lief ganz ruhig mit schnellen Schritten nach. So gingen die drei Tiere, indem der Tjeleng und der Tiger den Kantjil gleichsam in feierlichem Zuge begleiteten.

Es dauerte nicht lange, da begegneten sie dem Elefanten. Dieser sprach langsam: „Ei, wohin geht ihr so eilig, Königstiger, Tjeleng und Kantjil?"

Der Kantjil antwortete schnippisch: „Wir wollen Fische fangen im Fluß dort im Süden."

---

*) Korb aus Bambusgeflecht.

Digitized by Google

Und als der Elefant erklärte: „Da will ich mitgehen," fuhr ihn der Kantjil grob an: „Du sollst nicht mitgehen, du bist so groß, daß du uns verdrängst und allen Platz wegnimmst; auch ist deine Aussicht durchaus keine schöne, deine Größe ist wirklich unpassend; du mit deinem Rüssel und deinen Pfoten wie Bambusköcher; deine Ohren ähneln Reiskühltellern, deine Augen aber gleichen wohl Ameisenaugen und blinzeln unaufhörlich. Bleib nur hier, du würdest mir die Fische verscheuchen."

Doch der Elefant schrie ihn an: „Nimm nur dein Maul nicht zu voll, denn, ob es dir gefällt oder nicht, du kannst doch nichts gegen mich ausrichten. Und wenn du auf deinem Widerstand beharrst, so werde ich dir den Kopf zertreten."

Da erwiderte der Kantjil langsam: „Nun meinetwegen, so kannst auch du mitgehen, falls du nur alle meine Anweisungen befolgst. Wenn Du mitgehst, Elefant, so werde ich auch dir eine bestimmte Arbeit zuteilen. Du mußt einen Damm aufwerfen; da du der Stärkste bist, sollst du das Material herbeiholen. Der Tjeleng und der Tiger sollen zusammen Wasser schöpfen, ich werde der Aufseher sein und ein wachsames Auge auf alles haben. Daß aber keiner gegen meine Anweisungen handle!"

Der Tjeleng, der Elefant und der Tiger, alle drei gehorchten dem Kantjil, keiner von ihnen war widerspenstig.

Nachdem dies also fest abgemacht war, begab sich der Kantjil wieder auf den Weg und alle drei gingen hinter ihm her, Tjeleng, Elefant und Tiger. Nichts ist zu erwähnen von der Zeit, während sie unterwegs waren. An den Fluß gekommen, teilte der Kantjil sofort seine Befehle aus. Den Elefanten beauftragte er, den Fluß abzudämmen. Mit Lust und Eifer machte dieser sich an die Arbeit, große Äste riß er ab, Bäume entwurzelte er, Steine wühlte er auf, große Stücke steiniger Erde schleppte er herbei; von allem diesen fertigte er einen gewaltigen Damm an, der den Strom abschloß.

Nun spornte der Kantjil auch den Tiger und das Schwein an, sie sollten das Wasser ausschöpfen; er selbst hielt Aufsicht und lief hin und her, um überall gegenwärtig zu sein.

Als alles trocken war, wurden die Fische heraufgezogen und in zwei Haufen zusammengelegt.

Da sprach der Kantjil: „Tjeleng, Elefant und Tiger! wohlan, noch einmal! Laßt uns noch einmal Wasser ausschöpfen. Jetzt sind erst zwei Haufen, zu wenig für uns, wenn sie geteilt würden. Wir wollen weiter stromabwärts gehen, wir, der Elefant, der Tiger und ich; der Elefant soll wieder abdämmen; der Tjeleng aber soll hier bleiben, um die Fische zu bewachen. Entferne dich also ja nicht von hier, Tjeleng, sondern bewache die Fische! Wenn wir dann noch zwei Haufen bekommen haben, so geht die Teilung leicht vonstatten. Nach dieser Verabredung gingen sie davon; nur der Tjeleng blieb, um Wache zu halten.

Als sie an Ort und Stelle gekommen waren, fing der Elefant sogleich wieder an abzudämmen und bald hatte der Tiger das Wasser ausgeschöpft.

Schweigen wir jetzt von denjenigen, die im Tale beschäftigt waren, um zu erzählen, daß es einen Riesen gab, einen Walddämon. Schon lange hatte

Digitized by Google

dieser zugesehen und jetzt eilte er schreiend und gellend zu dem Schweine und fragte wutschnaubend: Sag mal, Schwein, wem gehören diese Fische?"

Auf die Antwort des Tjeleng: „Ich bin der Eigentümer", fuhr ihn der Riese grob an: „Wie wagst du es, meine Fische wegzunehmen? Dies alles gehört mir!"

Der Tjeleng erwiderte: „Ich bin nur verpflichtet, dieselben zu bewachen; in Wirklichkeit gehören diese Fische dem Kantjil."

Da schrie der Riese: „Was weißt du davon, Trassi-Kopf!*) Wer auch immer behauptet, es seien die seinigen, in Wahrheit gehören sie mir, und wenn der Kantjil sich nicht damit zufrieden gibt, so ist mir dies gleichgiltig, ich nehme sie dennoch an mich." Und sogleich verschluckte er all die Fische, so daß keiner übrig blieb.

Nachdem der Riese also die zwei Haufen ganz und gar verzehrt hatte, machte sich der Tjeleng geschwind aus dem Staube, bebend vor Angst, der Riese wäre noch nicht satt und wolle ihn als Zutat fressen. Keuchend kam er an die Stelle, wo der Kantjil mit Wasserschöpfen beschäftigt war, und sprach, nach Atem schnappend: „Die Fische sind alle, es ist durchaus nichts mehr übrig von den zwei Haufen; ein Riese hat sie aufgefressen."

Der Kantjil sah ihn streng an und tadelte: „Hast du es ihm nicht verwehren können?"

Der Tjeleng antwortete: „Soviel mir möglich war, habe ich versucht, ihn davon abzuhalten, der Riese aber bestand darauf, ja er wollte mich auch mit aufschnappen; wenn ich mich nicht eilig davon gemacht hätte, so wäre ich gewiß desgleichen von ihm verschluckt worden und wäre jetzt in seinem Bauche angelangt."

Während der Kantjil dem Tjeleng einen verächtlichen Blick zuwarf, sprach er: „Der Tjeleng bringt uns nur Mißgeschick; — du siehst auch gar so eklig aus! Ich hatte wohl recht, als ich mich vorhin weigerte, dich mitzunehmen. Dein Benehmen ist nicht passend; du, mit deinen Kaninchenaugen, kannst wohl schwatzen, aber einem Riesen Widerstand leisten kannst du nicht! Jetzt mußt du wieder Wasser schöpfen, der Tiger soll dann die Fische bewachen."

Die Fische, welche hier nach dem Wasserschöpfen heraufgezogen wurden, teilten sie abermals in zwei Haufen. Da sprach der Kantjil wieder: „Elefant, laß uns noch weiter gehen; dort soll der Tjeleng zur Strafe wieder Wasser schöpfen; der Tiger wird diese Fische bewachen."

Dann gingen sie, Kantjil, Schwein und Elefant, weiter stromabwärts. Nachdem ein Damm gelegt worden war, fing der Tjeleng wieder zu schöpfen an. Der Tiger aber war zurückgeblieben, um bei den Fischen Wache zu halten.

Vom Riesen ist jetzt wieder die Rede; schreiend kam er herbeigelaufen und verschluckte abermals die Fische, ohne sich um den Tiger zu kümmern; dieser jedoch ergriff sofort die Flucht und kehrte zum Kantjil zurück. Er erzählte ihm alles, was geschehen war und daß wiederum die Fische vom Riesen verzehrt worden seien.

---

*) Trassi = gesalzene, feingestoßene, halbgetrocknete Kuchen von Fischen oder Garneelen.

Digitized by Google

Da sprach der Kantjil empört: „Tiger, es gebührte dir, daß dein Kopf im Reisblock gestampft würde. Kannst du nicht einmal Fische bewachen? Du schaust so entsetzlich aus, daß du einem Riesen doch gewachsen sein solltest. Wenn er auch große Zähne hat, so hast du doch auch solche. Auf diese Weise sind deine scharfen Zähne unnütz und sollten dir ausgezogen werden. Wozu ein solches Tier, wie du bist, Königstiger, dient, das weiß ich nicht. Wohlan, fange nur wieder an, diese Flußstrecke auszuleeren, der Elefant wird dann die Fische bewachen."

Der Tiger und der Tjeleng fingen an, zu platschen und zu schöpfen; nachdem die Fische ans Land gebracht waren, wurden sie unter Aufsicht des Kantjil in zwei Haufen aufgestapelt.

Der Elefant wurde nun zurückgelassen mit dem Auftrag, die Fische zu bewachen; der Kantjil und der Tjeleng aber gingen noch weiter stromabwärts mit dem Tiger.

Als sie an eine geeignete Stelle gekommen waren, legten der Tiger und der Tjeleng einen Damm; dann mußten sie das Wasser ausschöpfen; der Kantjil beaufsichtigte die Arbeit.

Es wird jetzt erzählt von dem, der zurückgeblieben war, vom Elefanten, der die Fische bewachte. Auch er unterlag dem Riesen, ja wagte es gar nicht, ihm Widerstand zu leisten, sondern machte sich in wilder Flucht davon. Beim Kantjil angekommen, erzählte er ihm, daß die Fische, die er bewachen sollte, verschwunden waren, aufs neue vom Riesen gefressen.

Der Kantjil fuhr ihn an: „So groß und hoch du bist, hast du doch keine Bedachtsamkeit! Wie lange soll ich es noch ertragen, daß die Fische immerfort dem Riesen zu fressen gegeben werden? Wohlan, fangt nur wieder an auszuschöpfen, ich will jetzt selbst Wache halten; keiner von euch soll bei mir bleiben, ich allein werde es mit dem Riesen, dem Kehricht der Welt, einmal versuchen; ihr werdet sehen, daß ich ihn binde; und wenn er gebunden ist, dann prügelt ihr ihn tüchtig durch! Solch ein tollkühner Riese, der uns immer alles vor der Nase wegfrißt! Gewiß, es muß ein Waldriese sein, denn so sind ihre Manieren, ganz abweichend von jenen der Stadtriesen. Er beträgt sich wie ein großer Herr; es geziemt sich doch, wenn einer Lust hat, Fische zu essen, daß er sich auch die Mühe gebe, selbst das Wasser auszuschöpfen; er aber zieht die Faulheit der Ermüdung vor und verschluckt in Bequemlichkeit alle unsere Beute. Wohlan, macht ihr euch jetzt schleunig auf den Weg und fürchtet euch nicht; bleibt ruhig beim Ausschöpfen und fangt die Fische, damit wir bald heimwärts gehen können."

Die drei, der Elefant, der Tiger und das Schwein, zogen rasch stromabwärts. Dort angekommen, begann der Elefant den Fluß abzudämmen, der Tiger und der Tjeleng denselben trocken zu schöpfen.

Inzwischen hatte sich der Kantjil auf schlammiges, morastiges Land gesetzt und fing an, Binsen auszuziehen; diese spaltete er, fügte sie aneinander, band sie sich um Lenden und Bauch und befestigte die Spitzen an dünnen Halmen von Schlingpflanzen. Fortwährend behielt er aber die Fische genau im Auge.

Unter gewaltigem Schreien kam bald wieder der Riese und blieb vor dem Kantjil stehen. Dieser aber stellte sich, als ob er nichts bemerke. Ruhig

Digitized by Google

fuhr er fort, Binsen zu zerreißen und aneinander zu fügen; er schien ganz in diese Arbeit versunken, immerfort flocht er Seile und band sich dieselben um den Bauch, bis er links und rechts festgebunden war.

Als dies der Riese sah, fragte er ihn freundlich: „Ei, Kantjil, was ist denn das? Hast du dir den Bauch festgebunden? Und du sitzest immer nur da und zerreißest etwas? Was ist es doch, was du da spaltest?"

Der Kantjil antwortete mürrisch: „O Riese, mit Recht bist du Waldriese genannt! Bist du denn stocktaub, daß du nichts davon gehört hast? Auf Befehl des Propheten Salomon, des Fürsten der Fürsten, der Geister und Menschen, der Riesen und aller möglichen Tiere, die ihn als Fürsten anerkennen, wird an diesem Tage eine gewaltige Sintflut sein; das Wasser wird vom Himmel hinabströmen, so daß sogar die Riesen, die fliegen können, gewiß mitgerissen werden, denn das Wasser wird von oben kommen; guck, dort am Himmel droht es schon!"

Der Riese fragte nun: „Sag' mal, Kantjil, was soll ich denn da tun?"

Da antwortete ihm der Kantjil mürrisch: „Dein Antlitz möge zerrissen werden, Riese; was mischt du dich in meine Sachen? Du sprichst wie ein Dorfriese, weder deine Augen noch deine Ohren gebrauchst du und beobachtest nicht genau, was du zu tun hast. Siehst du denn nicht, was ich getan habe? Und dennoch weißt du nicht, wie du es anzustellen hast!"

Als der Riese versuchte, ihn mit freundlichen Worten zu überreden: „Ach, Kantjil, gib mir doch nicht solche ungenügende Anweisungen; alles, was du mir rätest, will ich ausführen," machte ihm der Kantjil harte Vorwürfe*) und sprach schließlich: „Es wäre ja unnütz, wenn ich dir hälfe."

Doch der Riese versuchte abermals, ihn zur Güte zu stimmen, indem er sagte: „Sprich doch nicht also, Kantjil, und glaube meinen Worten. Wie sollte ich der Gefahr entrinnen, wenn ich nicht alles befolgte, was du mir befiehlst? Gut oder schlecht, ich werde es tun; erkläre mir nur, was du meinst."

Nun sprach der Kantjil wieder: „Wenn du denn wirklich aufrichtig bist, so mach es gerade so wie ich. Sieh mich einmal an!"

Sogleich fuhr der Kantjil auf, als ob er sich mit Macht losreißen wolle; er wälzte sich um und um, sprang und trappelte im Sumpf, kurz er stellte sich, als ob er in der Tat seine äußersten Kräfte anstrengte, um loszukommen. Die Binsen aber blieben unbeschadet, wie auch der Kantjil hin und her sprang.

Als der Riese dies sah, fragte er: „Muß ich also gleichwie du mir den Bauch mit Binsen an einen Baum festbinden?"

Mit funkelnden Augen sprach der Kantjil: „O, weißt du noch nicht, was ich meine? So wenig überlegst du, daß du den Unterschied zwischen groß und klein nicht bedenkst! Vergleiche mich einmal mit dir, du dummer Riese, der du mit sehenden Augen blind zu sein scheinst. Ich, so klein und niedrig, werde wohl nicht die Binsen zerreißen können; du aber, so groß und hoch, mit übernatürlicher Kraft begabt, so daß niemand dir gleichkommt, mußt etwas anderes versuchen. Wähle also starke, zähe Stengel von Rotang, die lang und fest sind, und binde damit geschwind deinen Körper, deine Füße und

*) Die Vorwürfe des Kantjil sind ihrer Weitschweifigkeit wegen hier ausgelassen.

Digitized by Google

Hände, bis zu deinem Kopfe; befestige sie dann an den Waringbaum dort. Nimm nur recht viele, damit du dem Unglück entgehst, und denke an die große Flut! Nimm dich in acht, daß die Bande nicht zerreißen! Wenn du dann festgebunden bist, so versuche zunächst, ob du deine Bande noch los werden kannst; wenn dies nicht der Fall ist, so kannst du ruhig sein, wenn auch die Flut gegen dich schlägt."

Wirklich tat der Riese alles, was ihm der Kantjil befohlen. Er holte sich große, lange Rotangs herbei und stapelte alles auf einem Hügel unter den Bäumen auf. Nachdem er schon viel zusammengeholt hatte, sprach der Kantjil: „Fange jetzt gleich an und befestige deinen Kopf an jenem Ast. Klettere auf den Gabelast und binde an jede Seite ein Ende der Leine. Wenn das befestigt ist, so steige auf die Erde herab und binde dir den Hals und die beiden Füße; die Spitzen der Taue befestigst du an jenen Bulubaum.*) Und den Bauch bindest du dir fest an jenen Waringin. Wenn dies alles vor sich gegangen ist, so umstricke deine Hände, so daß sie nicht frei werden können.

Und seht, der Riese befolgte alles genau; nachdem er die Seile sich um den Kopf gelegt hatte, kletterte er nach oben; als er unten angekommen war, band er sich den ganzen Körper, Füße, Hals und Hände. Sobald alles stark befestigt war, sprach der Kantjil zu ihm: „Versuche jetzt aus aller Macht, deiner Bande los zu werden, nicht nur so zum Scherz, sondern gehe zu Werke, als ob du in einem wütenden Gefechte wärest."

Rasend und mit aller Anstrengung fing jetzt der Riese an, sich zu wälzen und zu springen, so daß der Waringin schwankte, als ob er umstürzen wollte. Die Bande aber zerrissen nicht; ja er zog dieselben dadurch noch mehr an, und diejenigen, welche zuvor etwa lose waren, schnürten ihm jetzt den Hals zu. Der Riese schnappte nach Atem, die Augen traten ihm aus dem Kopf, die Zunge hing ihm aus dem Munde, seine Kraft verschwand und erschöpft fiel er auf den Boden, wo er zusammengerollt liegen blieb.

Der Kantjil, der bei allem scharf zugesehen hatte, eilte davon, um die Wasserschöpfer herbeizurufen, den Elefanten, Tjeleng und Tiger: „Ei, kommt rasch herbei, ich habe den Riesen gebunden; prügelt ihn, bis er mausetot ist. Diese Hefe der Gesellschaft verdient es, daß ihr der Kopf zerschmettert werde."

Schnell kamen sie freudeerfüllt herbei. Der Tiger schlug ihm die Krallen ins Gesicht und kratzte ihm die Lippen auf, der Elefant zerschmetterte ihm den Kopf mit zwei großen Steinen und auch das Schwein tat das Seinige.

Von den drei Tieren so angegriffen, starb er bald; sein Leichnam blieb unbeerdigt in der Wildnis liegen. Der Tjeleng, der Elefant und der Tiger gingen mit dem Kantjil und ohne Zank wurden nun die Fische geteilt. Darauf kehrten die vier Tiere heim; hier angelangt, trafen sie ihre Frauen, die sehr erfreut waren, als sie die von ihren Gatten erworbene Beute sahen.

---

*) Artocarpea.

Digitized by Google

Inhalt des siebenten Jahrganges.

Seite

Aufsätze.

(Belcredi Graf Richard.) Fragmente aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi. Mitgeteilt von Dr. Ludwig Grafen Belcredi, Schloß Lösch in Mähren. II—V . 3, 141, 274, 411

Blümml E. K., Mitglied und Schriftführer der ministeriellen Volkslied- und Arbeitsausschüsse für Niederösterreich und Steiermark, Wien: Genovefalied aus Steiermark. Ein Beitrag zur Legende von der Pfalzgräfin Genovefa 204

Brentano Hanny: Zur Geschichte des Katholizismus in Rußland 385

Domanig Regierungsrat Dr. Karl, Kustos am Kunsthistorischen Hofmuseum in Wien, Klosterneuburg: Der Gral des Parzival . . 25

Eichmann Dr. jur. utr. Eduard, o. ö. Professor an der deutschen Universität zu Prag: Eherechtsreform in Österreich 129

Fuchs Prof. Dr. Karl, Wien: Ottokar Kernstock 490

Gall Inspektor Ludwig, Wien: Über die Bewegung gegen das Unreine in der zeitgenössischen Kunst und Literatur . . . 444

Hartwig Theodor, Professor an der Staatsoberrealschule in Steyr: Der Photophonograph. Zur Entwicklungsgeschichte der Phonographie 210

Helfert Jos. Alex. Freiherr v., Sr. Majestät Wirkl. Geh. Rat, Mitglied des Herrenhauses, Wien: Aus dem Elternhause 451

Heyret M., Wien: Die Verbannung der Jesuiten aus China. Ein Beitrag zur Geschichte der Zensur in Österreich 216

Jünger Karl, Bonn: Nikolaus Becker, der Dichter des Rheinliedes. Literarische Studie . . . 63

Seite

Kralik Dr. Richard v., Wien: Literarische Umschau . 162, 328

Krapp Lorenz, München: M. Herbert. Literarbiographische Studie . . . 87

Lindl Dr. Ernst, Privatdozent an der Universität München: Die Bedeutung der Assyriologie für das Alte Testament und unsere Erkenntnis der altorientalischen Kultur . . . 257

Neßler Dr. N., Professor am k. k. Gymnasium in Brixen: Die Faustsage und deren Behandlung 341

Paulin Pierre, Straßburg: Maistre François Villon. Randglossen zu seinen Dichtungen 96

Pirchan A. M., Wien: Das Oratorium „Des Heilands Kindheit" von Berlioz. Eine musikalisch-ästhetische Betrachtung 373

Rubensbild, Das neue, in der Wiener Galerie 41

Schönbach Hofrat Dr. Anton E., o. ö. Professor an der Universität Graz: Die Vorauer Novelle. Dem 13. Jahrhundert frei nacherzählt . 49

Schwiedland Regierungsrat Dr. Eugen, o. ö. Professor an der Technischen Hochschule, a. o. Professor an der Universität Wien: Einleitung zu einer Agrarpolitik. 466

Siebert Daniel, Bürgerschullehrer, Wien: E. S. Engelsberg. (Dr. Ed. Schön.) 81

Starzer Dr. Albert, Direktor des k. k. n.-ö. Statthalterei-Archives, Wien: Alt-Wiener Studienfreunde. (Windhag-Zoller.) . . 353

Stumpf Dr. Franz, Professor am n.-ö. Landeslehrerseminar am Pädagogium in Wien: Georg Freiherr von Vega 71

Trabert Adam, Wien: Ein Stück Menschenleben. Aus den Erinnerungen 198

Weichs-Glon Dr. Friedrich Freiherr zu, Oberinspektor der k. k. österr. Staatsbahnen: Eisenbahntarifreform 186

Digitized by Google

Seite

Wimmer Albert, Maria-Enzersdorf a. G.: Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung. Skizze 57*)
Zdziechowski Dr. Marian, o. ö. Professor an der Universität Krakau: Wladimir Solowiew. Ein Blick in das russische Geistesleben der Gegenwart 304

Belletristisches.

Bezemer T. L., Oberlehrer an der indischen Abteilung der land- und forstwirtschaftlichen Schule in Wageningen (Prov. Geldern, Holl.): Zwei javanische Tierfabeln 497
Förster H., Schloß Schönstein bei Troppau: Das Beste. Skizze . . 227
Fuchs Josef, Pfarrer in Strengberg, N.-Ö.: Die Kurfürsten . . . 103
Trabert Adam, Wien: Plaudereien aus meiner sogenannten Festungszeit. Kleine Kulturbilder 363

Gedichte.

Castelle Friedrich, Aachen: Spinne am Morgen 410
Flaskamp Christoph, Münster i. W.: Siehe — 80
Greif Martin, München: Der Grabstein Kaiser Rudolfs . . . 215
— —: An ein Bächlein . . . 362
H.: Zu spät 322
Herbert Marie, Regensburg: Der schlichte Reif 86
— —: Dem geliebe — miserere! 102
Jünger Karl, Bonn: Nur eines blieb 489
Schrönghamer F. X., Passau: Es war einmal 378
Wimmer Albert, M.-Enzersdorf a. G.: Der Herr der Erde . . 226

*) Vgl. auch S. 252 ff.

Seite

Rundschau.

Die Ausstellung für religiöse Kunst in der Wiener Sezession. Von Dr. Hans Eibl, Wien 114
Kunstbrief aus St. Petersburg. Die Wasnetzoff-Ausstellung. Von J. von Lazarewsky, Sekretär der kaiserl. Gemäldegalerien in St. Petersburg 120
Die politische Geschichte der älteren Nonnenklöster in Galizien (1773-1848) und die Rückkehr und Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Galizien. Von Dr. L. Chotkowski, o. ö. Professor an der Universität Krakau 122
Ein Versehen Heinrich Zschokkes. Von M. Imperter, Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz) 124
Resolutionen der katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs 126
Wiener Frühjahrs-Ausstellungen 1906. Von E. M. Wohlfahrth, Wien . 234
Grillparzer — ein Problem. Von Karl M. Brischar, Wien 239
Gedanken eines Naturforschers über Darwinismus und Entwicklungslehre. Von Aloys Müller, Düsseldorf 240
John Henry Kardinal Newmans Biographie von Lady Blennerhassett. Von J. Adolf Laros, Trier . . 249
Zur Gralfrage. Von Regierungsrat Dr. Karl Domanig, Klosterneuburg 251
Bemerkungen zu dem Aufsatze von A. Wimmer „Technischer Fortschritt und soziale Entwicklung“ („Die Kultur“, VII, 1) von Oberingenieur Hans Braun, Wien — und Erwiderung von Albert Wimmer, M.-Enzersdorf a. G. 252
Ehrung Eduard Hlatkys. Von Regierungsrat Dr. Karl Domanig, Klosterneuburg 379
Das neue Südafrika. Von Inspektor Ludwig Gall, Wien 380

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien

Digitized by Google

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

HERAVSGEGEBEN

VON

DER

8. JAHRG. *1907.*

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
oo IX. SCHWARZSPANIERSTRASSE 6. oo

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
366595
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1903 L

Digitized by Google

Shakespeares Beziehungen zu Österreich.

Vortrag

bei der Generalversammlung der Leogesellschaft am 11. November in Wiener-Neustadt gehalten von **Dr. Richard von Kralik.**

Indem ich über Shakespeares Beziehungen zu Österreich hier in Wiener-Neustadt sprechen will, bietet sich sogleich als erste Beziehung ein Fall dar, der mit dieser Stadt und mit deren Gründung wenigstens in entfernter Beziehung steht. König Richard Löwenherz wurde ja bekanntlich auf der Rückkehr vom Kreuzzug im Jahre 1192 durch Herzog Leopold V. den Tugendhaften oder den Tapferen in Erdberg bei Wien gefangen genommen wegen mancher Übergriffe des Engländers, besonders wegen der Beschimpfung der österreichischen Fahne bei Akkon. Mit dem reichen Lösegeld wurden die Mauern der neugegründeten Neustadt erbaut. Aber der Herzog hatte durch seine Tat sowohl den Nationalstolz der Engländer aufs tiefste gedemütigt als auch den kirchlichen Bann wegen Vergewaltigung eines Kreuzfahrers auf sich gezogen. Ein englischer Abt klagt darüber: „Wo hätte sich jemals ein verruchteres Volk gefunden! O Land der Barbaren, das du wohl verstehst, Männer von riesiger Größe des Körpers zu erzeugen, doch ohne Sinn für Tugend!" Und König Richard klagte selber dem Papst, er sei vom Herzog erniedrigt und verkauft worden wie ein Ochse oder ein Roß. Man faßte einige Naturereignisse in Österreich und den gewaltsamen Tod des Herzogs in Graz 1194 als Strafe Gottes auf.

Da ist es denn nicht zu wundern, daß sich auch die englische Nationalpoesie für die Beschimpfung Englands durch Österreich zu rächen sucht. Shakespeare schildert in dem ersten seiner historischen Dramen, in „König Johann", die Wirrnisse nach dem Tode des Löwenherz. Er dichtet in Widerspruch mit der Geschichte, daß sich auch der Herzog von Österreich nach Frankreich begibt, um als Sühne für den Tod des Löwenherz, den er verschuldet hat, nun das Recht seines rechtmäßigen Erben Arthur zu verteidigen. Dafür wird er vom Bastard Richards, der für den unrechtmäßigen Johann eintritt, geschmäht als „der Hase, der einen toten Löwen keck am Barte zupft". Er habe wie der Esel in der Fabel sich Herkules' Löwenhaut umgehängt (2, 1). Als der österreichische Herzog dann des Friedens wegen Arthurs Sache aufgibt, wird er wieder von Arthurs Mutter Konstanze geschmäht als „klein von Taten, groß an Büberei! Du immer stark nur auf der stärkern Seite! Fortunas Ritter, der nie ficht, als wenn die launenhafte Dame bei ihm steht und für ihn sorgt. Du in der Haut des Löwen? Weg damit und häng' ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!"

Digitized by Google

Bald darauf überredet der Herzog von Österreich den König von Frankreich, auf Rom zu hören und den papstfeindlichen König Johann zu verlassen (3, 1). In der folgenden Schlachtszene tritt dann der Bastard mit dem Kopf des Herzogs auf (3, 2).

Shakespeare charakterisiert im Grunde trotz der dreifachen Sinneswandlung den Österreicher nicht ungünstig. Österreich steht zuerst auf Seite des Rechts, dann auf der des Friedens und der Versöhnung, endlich auf der der päpstlichen Autorität. Auch Shakespeare selber läßt zum Schluß diese Autorität triumphieren; er läßt keinen Zweifel darüber, daß König Johann im Unrecht ist und daß durch sein Unrecht „Englands Leben, Recht und Treue zum Himmel aufflog, so daß für Jahrhunderte nichts blieb als Balgen und Zerren" (4, 3. Schluß).

Shakespeare schließt die Reihe dieser tragischen Ereignisse mit „Heinrich VIII." als dem letzten Königsdrama ab. Auch hier steht wieder der damalige Fürst von Österreich, der deutsche Kaiser Karl V. als Neffe der ungerecht verstoßenen Königin zugleich mit dem Papst im Hintergrund, als stille Mahner, daß die Kette der Unrechtmäßigkeiten noch immer nicht abgerissen sei.

Shakespeare macht die Stadt Wien zweimal zum Schauplatz seiner Handlung. Der eine Fall, mit dem ich beginne, ist weniger bekannt oder bewußt; es ist das Zwischenspiel im „Hamlet". Um seinen Oheim des Mordes zu überführen, bittet Hamlet die Schauspieler, ein Drama aufzuführen, das den Titel hat „Die Ermordung des Gonzago" (2, 2), und eine Rede von einem Dutzend Zeilen darin einzulegen. Hamlet erklärt dann während der Aufführung (3, 2), das Stück sei die Vorstellung eines in Wien (Vienna) geschehenen Mordes. Gonzago sei der Name des Herzogs, Baptista der seiner Gattin. Sein Neffe Lucianus gießt Gift in das Ohr des schlafenden Herzogs. Der Herzog wird sonst König genannt. Das Stück oder die Novelle, auf der es beruht, soll italienisch geschrieben sein. Man könnte darum im englischen Namen „Vienna" für Wien eine italienische Stadt vermuten; es gibt aber keine dieses Namens. Allenfalls könnte es das französische Vienne sein, das bis 1349 die Hauptstadt der Dauphinée war; aber deren Beherrscher waren kleine, von Frankreich abhängige Grafen, nicht Herzoge mit Königsgewalt, bei denen es sich um Staatsaktionen handelte. Das Fürstengeschlecht der Gonzaga hat allerdings weder mit Wien noch mit Vienne etwas zu tun in vorshakespearischer Zeit. Gonzago dürfte auch hier nur als Taufname, nicht als Familienname aufzufassen sein. In unseren Zweifeln gibt uns die erste Quartausgabe des Hamlet Licht. Sie nennt den Herzog auch „Albertus" und beweist wohl damit, daß dies der ursprüngliche Name war, der aus irgend welchen Rücksichten von der Quartausgabe zum Teil, von den späteren Ausgaben ganz verdrängt wurde. Unter den österreichischen Herrschern mit dem Namen Albert oder Albrecht ist nun der dramatisch interessanteste Herzog Albrecht VI., der nach langen Fehden mit seinem kaiserlichen Bruder Friedrich III., nach der grausamen Hinrichtung des Bürgermeisters Wolfgang Holzer plötzlich im Jahre 1463 starb unter Umständen, die den Verdacht einer Vergiftung möglich machten (ADB 1, 290). Er bekam, wie die Leichenschau feststellte, große schwarze Beulen unter den

Digitized by Google

Armen; das erinnert sehr an den durch Vergiftung hervorgerufenen Aussatz des alten Hamlet. Albrechts Gemahlin heißt allerdings nicht (Johanna) Baptista wie im Hamlet, sondern Mechthild, sie war die Tochter des kunstliebenden Pfalzgrafen Ludwig III., Witwe des Grafen Ludwig von Württemberg, der 1458 gestorben war, nachdem ihm Mechthild den bekannten Eberhard „im Bart" geboren hatte. Ihre zweite Ehe mit Albrecht von Österreich war unglücklich und kinderlos. Sie kehrte dann als „Fräulein von Österreich" nach Württemberg zurück, verkehrte viel mit Dichtern und wurde mit ihrem Sohne Eberhard Mitstifterin der Tübinger Universität (1477). Albrechts Leben und Tod sowie die Gestalt des Fräuleins von Österreich konnte wohl den Novellisten und Dramatikern reichlichen Stoff geben. Vielleicht verschmolz man damit auch Erinnerungen an die Ermordung König Albrechts I. durch seinen Neffen Johannes Parricida. Jedenfalls war der Tod Albrechts VI. eine große, für Österreich entscheidende Staatssache. Es handelte sich wirklich um wichtige Staatszwecke, wie Hamlet verkündet.

Wien bildet aber außerdem von Anfang bis zu Ende den Schauplatz des Shakespearischen Schauspiels „Maß für Maß". Das ist um so bemerkenswerter, als in den Quellen für dieses Drama der Schauplatz schwankt. In der einen Fassung ist die Stadt Innsbruck, der Herrscher Kaiser Maximilian I., in der andern heißt die Stadt Julio, die vorübergehend unter der Herrschaft des Corvinus von Ungarn steht. In der Tat war Matthias Corvinus von 1485 bis 1490 Herr von Wien, und der Name Julio mag aus Juliobona verkürzt sein, was für Vindobona vorkommt. Aber die Rolle des Herzogs bei Shakespeare stimmt besser zu Maximilian, dem abenteuerlustigen, sich gerne leutselig in alles mengenden, volkstümlichen Herrscher. Auch das strenge Sittengebot, das zum dramatischen Konflikt führt, mag eine historische Beziehung haben. Nachdem nämlich im Jahre 1495 die französische Seuche im Heere König Karls VIII. in Italien zuerst ausgebrochen war und sich sogleich verheerend überall verbreitete, hielt man dies für eine gerechte Strafe Gottes und Maximilian I. erließ noch im selben Jahre mit Bezug darauf strenge Gesetze auf dem Reichstag zu Worms gegen Gotteslästerung.

Der von Shakespeare eingeführte Staatsrat Escalus gehört ebenso wie der Fürst Escalus in Romeo und Julie zur Familie der Scaliger. Diese Familie hatte in der Tat zu jener Zeit neben andern Familien Italiens ihr Haus in Wien.

Sehr merkwürdig ist, daß Shakespeare für sein Drama ganz die politischen Verhältnisse seiner eigenen Zeit, und zwar die der Jahre 1604 bis 1606 im Auge hat, die Zeit, wo abgesehen von dem einsiedlerischen Kaiser Rudolf II. in Prag die österreichischen Erzherzoge mit ihrem Haupt Matthias sich gegen die ungarischen und türkischen Händel wehren mußten. Shakespeare läßt den Herzog von Österreich in Fehde sein mit dem König von Ungarn. Wenn es nicht friedlich ausgetragen wird, dann werden, sagt er, alle Herzoge über Ungarn herfallen (1, 2). Das ist die Lage der österreichischen Erzherzoge Matthias, Maximilian und Ferdinand in Österreich und Steiermark gegenüber den aufständischen Ungarn und den angreifenden Türken. Am merkwürdigsten ist aber folgender Umstand: Im Kerker zu

Digitized by Google

Wien liegt in Fesseln ein gefangener Rebell, der „höchst notorische Pirat Ragozine“ (4, 3). Das kann sich wohl nur auf Sigismund Rakoczy beziehen, der im Jahre 1607 vorübergehend Fürst von Siebenbürgen unter türkischer Oberhoheit wurde, aber schon 1608 zurücktrat und bald darauf starb. Das Drama kann daher nicht früher als 1608 geschrieben sein, also nicht 1604, wie eine gefälschte Notiz besagen will. Erst in jenem Jahre wurde der Name Rakoczy so allgemein bekannt, daß ihn auch ein englischer Dramatiker als notorisch bezeichnen konnte.

Wenn ferner der Herzog sagt, daß er eine Reise nach Polen vorgegeben habe, so erinnert man sich dabei an die höchst abenteuerlichen Versuche des Erzherzogs Maximilian 1588, sich die polnische Königskrone zu erwerben, was aber zu seiner langen Gefangenschaft in Polen führte. Vielleicht hat Shakespeare in seiner Phantasie den „Erzherzog“ Max mit dem „Kaiser“, dem letzten Ritter, zusammenfließen lassen.

Wenn Shakespeare also in manchen Zügen eine überraschend gute Kenntnis der damaligen Verhältnisse zeigt, so wird man auch die ganze Charakterisierung Wiens in „Maß für Maß“, jene krasse Mischung von Frivolität und Strenge, ferner die ungeheuer realistische Schilderung des Wiener Kneipenlebens mit noch viel eingehenderen Details, als es etwa in den Falstafffzenen geschieht, und mit Aufzählung einer reichen Liste von Kneipbrüdern voll würdigen müssen.

Aber zur Zeit Shakespeares lebte das eigentliche Haupt Österreichs und des Deutschen Reiches nicht in Wien, sondern in Prag. Diesem, dem Kaiser Rudolf II., wenden wir uns nun zu; denn gerade auf diesen bezieht sich Shakespeare mehr oder weniger deutlich in einigen weiteren Dramen.

Shakespeares Jugenddrama „Die beiden Edelleute von Verona“ spielt allerdings in der erhaltenen Fassung zwischen Verona und Mailand. Aber es weisen manche Spuren darauf hin, daß es ursprünglich zwischen London und dem Kaiserhof spielte. Die Stadt der beiden Edelleute, also jetzt Verona, liegt an einem Meerhafen, an einer Rhede, wo Seeschiffe nur bei Flut landen und abfahren können (2, 3). Das paßt ganz zu London, gar nicht zu Verona. Das ursprüngliche Ziel der Reise ist, wie einige aus Versehen stehen gebliebene Stellen verraten, der Kaiserhof, nicht Mailand. Viermal wird in derselben Szene (1, 3) „des Kaisers Hof“, „des Kaisers Gunst“ erwähnt. Damit konnte also nur des Kaisers Rudolf Hof in Prag gemeint sein, denn das Stück spielt in der Gegenwart. Ich vermute als Zeit seiner Entstehung das Jahr 1595, andere setzen es noch früher. Meine Gründe werde ich an anderem Ort entwickeln. Kaiser Rudolf hatte Engländer in seinem Dienst. 1594 hatte er ohne Prozeß den Georg von Lobkowitz eingekerkert und seinen entflohenen Bruder Ladislaus aller Güter beraubt. 1595 erhielt ein schottischer Oberst vom Kaiser eine goldene Gnadenkette. Rudolf war wie Shakespeares Herzog Liebesabenteuern nicht abgeneigt. Shakespeare erwähnt ein Bierhaus, das auch viel besser zu Prag als zu Mailand stimmt. Der Wald mit den Verbannten ist also ursprünglich auch nicht in Italien, sondern in den böhmischen Wäldern besser motiviert. Den Gregoriusbrunnen müßte man dann im berühmten St. Georgsbild auf dem Hradschin wiedererkennen. Auch die Kenntnis fremder Sprachen, die die Räuber

Digitized by Google

haben sollen, paßt besser hieher. Und so weiter. Aber wir werden sogleich sehen, daß Shakespeare wirklich etwas von Prag ausdrücklich zu sagen wußte.

In dem Lustspiel „Was ihr wollt" bemerkt der Narr, daß „der alte Einsiedler von Prag, der niemals Feder noch Tinte anschaute," einmal sehr sinnreich zu einer Nichte des Königs Gorboduc gesagt habe: „Das was ist, ist" (4, 2). Zur Erläuterung dieser Stelle ist zu sagen, daß es ein älteres Drama über diesen altbritischen König Gorboduc gab, von Thomas Sackville im Jahr 1561 verfaßt. Nun gab es aber auch einen englischen Komödianten Thomas Sackville, der als wandernder Schauspieldirektor seit 1591 in Deutschland herumzog. Er hatte vielleicht jenen vornehmen Dichternamen nur angenommen, weil er etwa auch den König Gorboduc spielte.

Wer ist aber der alte Einsiedler von Prag? Die Erklärer halten ihn entweder für eine willkürlich erfundene Figur oder für einen wirklichen Eremiten, der, wie Schlegel falsch und ungenau übersetzt, weder lesen noch schreiben konnte. Nein, ganz im Gegenteil, es war Kaiser Rudolf, der weltberühmte Einsiedler auf dem Hradschin, der sich bekanntlich hartnäckig aller Regierungsgeschäfte entschlug und Stöße von Akten unerledigt ließ. Die englischen Komödianten, die 1595 auch nach Prag kamen, wie wir aus einer Notiz schließen können (Goedeke 2, 526), haben wohl diese Worte aufgeschnappt, die der Kaiser an ein Mitglied ihrer Truppe richtete. Ja, es scheint aus der ganzen weiteren Rede des Narren hervorzugehen, daß diese Unterredung mit dem Kaiser sich auf das Wesen und den Sinn des Dramas, auf Sein und Schein, auf Wirklichkeit und Kunst bezog, also auf die Grundfragen der Ästhetik und Dramaturgie. Jener von ihm ausgesprochene Satz, den der Narr ins Lächerliche zieht, ist bekanntlich der philosophische Grundsatz der Identität, den der hochgebildete, aber schrullenhaft verbohrte Fürst wohl gern im Munde führen mochte. Der Narr spielt schon zu Beginn der ersten Szene des vierten Akts darauf an, indem er den Satz ironisch in den des Widerspruches umkehrt und sagt: „Nichts, was so ist, ist so." Er spielt auch ferner mit der Philosophie, indem er bald darauf den Malvolio examiniert über die Seelenwanderungslehre des Pythagoras. Er zitiert schon 1,5 den Quinapalus (?), der da sagt, besser sei ein weiser Tor als ein törichter Weiser. Er weiß ferner, daß vier Verneinungen zwei Bejahungen machen (5,1). Der berühmte Monolog Hamlets über „Sein oder nicht sein" geht, nebenbei bemerkt, von ähnlichen Gedanken aus.

Die Komödie „Was ihr wollt" dürfte etwa 1601 verfaßt sein als Gegenstück zu „Wie es euch gefällt", das sicher ins Jahr 1600 zu setzen ist. Kaiser Rudolfs krankhafter Abschließungswahn begann besonders seit 1598 überhandzunehmen. Der Bruderzwist mit Matthias war noch nicht offen ausgebrochen, aber es soll doch nicht unerwähnt bleiben, daß auch das Drama Gorboduc einen Bruderzwist der Königssöhne Ferrex und Porrex schildert.

So wie Shakespeare also im Jahre 1601 den Kaiser Rudolf als den „Einsiedler von Prag" erwähnt und scharf charakterisiert, so verlegt er wohl nicht ohne Absicht im Jahre 1611 den Schauplatz der idyllischen Szenen des „Wintermärchens" in das „schöne Böhmen", wie er

Digitized by Google

den Chorus sagen läßt. In der Novelle nämlich, die Shakespeare als Quelle des Wintermärchens benutzte, ist das Verhältnis ein anderes. Dort ist Sizilien, was bei Shakespeare Böhmen ist, und umgekehrt. Shakespeare muß einen guten Grund gehabt haben, den Schauplatz zu vertauschen. Er hielt es offenbar für passender, den tyrannischen, eifersüchtigen Ehemann nicht zum König von Böhmen zu machen, sondern lieber den nun unbeweibten Witwer, der sich in der Verteidigung hält, der zurückweicht. Es stimmte das besser zu dem gegenwärtigen König von Böhmen, zu Rudolf II., an den jeder Hörer des Schauspiels gewiß denken mußte. Vielleicht war ihm auch daran gelegen, anstatt des schon abgespielten bukolischen Siziliens das realistischere Böhmen zum Schauplatz der Hirtenszenen des vierten Aktes zu machen. Endlich löst sich so auch am besten die vielbesprochene Schwierigkeit mit der Meeresküste von Böhmen, wenn man sich ganz auf den Standpunkt jener Zeit versetzt. Tatsächlich beherrschte der damalige König von Böhmen, Rudolf II., als deutscher Kaiser von Prag aus ganz Österreich und Deutschland bis ans Meer.*) Einem Engländer, der damals den Kontinent bereiste, konnte es gar nicht anders erscheinen. Ob der diebische Autolykus, halb Zigeuner, halb kesselflickender Slowak, auch schon mit dem alten Volkswitz vom „böhmischen Zirkel" zusammenhängt, wage ich nicht zu entscheiden.

Zur Zeit, da Shakespeare das Wintermärchen aufführte, 1611, war das tragische Schicksal über Kaiser Rudolf schon hereingebrochen, aber der Dichter machte keinen stärkeren Gebrauch davon. Rudolf II. war von seinem Bruder Matthias im Jahre 1608 aus der Regierung von Österreich, Ungarn und Mähren verdrängt worden, aber erst 1611, also im Jahr des Wintermärchens, wurde er auch in Böhmen entthront. In diesen Wirren hatte Rudolf 1609 den bekannten Majestätsbrief unterzeichnet, der den Protestanten Religionsfreiheit versprach und dadurch gewiß den Kaiser in England sehr populär machte, so daß man selbst seine krankhaften Sonderheiten in verklärendem Licht betrachtete. Es war auch ein englischer Abenteurer, der protestantische Oberst Gunderot, bei dem Rudolf in äußerster Not, nachdem er schon abgedankt hatte, Hilfe suchte. Er starb 1612. In diesem Jahr ist wahrscheinlich Shakespeares phantastisches Schauspiel „Der Sturm" geschrieben. Es soll im Februar 1613 zum erstenmal aufgeführt worden sein. Mit Benutzung italienischer Motive gibt es doch in der Hauptsache die Ereignisse jenes „Bruderzwistes im Haus Österreich" wieder, nicht historisch wie Grillparzer, sondern in eine phantastische Sphäre gehoben. Daß man in dem fürstlichen Einsiedler auf der Zauberinsel Züge des Kaisers Rudolf erkennt, ist schon lange zugestanden. Die Zaubereien Prosperos entsprechen den magischen Versuchen des Kaisers, bei denen ihn gerade zwei Engländer unterstützten, John Dee und Edward Kelley. Rudolf machte mit ihnen Experimente, die denen Prosperos mit Ariel und Caliban entsprechen. Der Dämon, mit dem die Zauberer dieser Zeit operierten, hieß Uriel. Prospero wird von seinem Bruder aus Mailand, seinem rechtmäßigen Herzogtum, vertrieben, wie Rudolf II. von Matthias auf ganz ähnliche Weise.

*) Über Shakespeares Böhmen im allgemeinen vgl. meinen Aufsatz im 37. Jahrgang des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft (1901), S. 230 ff.

Digitized by Google

Prospero hat dem Bruder zuerst die Führung des Landes anvertraut, denn er selber war nur der freien Künste beflissen, in denen er als ohnegleichen galt. So wurde er „verzückt und hingerissen in geheimes Forschen, seinem Lande fremd", das die Krone aller Herzogtümer war (1,2). „Sein Bücher-saal war ihm Herzogtum genug." Der Bruder hält ihn darum „für weltlich Regiment ungeschickt", verbindet sich mit Freunden, wirbt ein Verräterheer, entthront den Bruder. Diesem bleiben nur die Bücher, die ihm der mitleidige Gonzalo verschafft. Zu beachten ist auch, daß hier Mailand ebenso den Decknamen für den Kaiserhof bildet wie in den „beiden Veronesern". Das Jugendwerk Shakespeares zeigt den jüngeren Kaiser, der spätere „Sturm" den gestürzten Greis. Was die Tochter des Herzogs von Mailand in den „Veronesern" wie im „Sturm" betrifft, so sind auch Kinder des unvermählten Kaisers bekannt; eine Tochter Elisabeth Konstantia trat in das von Rudolfs Schwester gestiftete Königskloster in Wien ein.

* * *

Das also sind die Beziehungen zu Österreich, die wir in den Werken des großen englischen Dichters finden; nicht viele und nicht sehr eingehende, aber doch immerhin mehr, als zu erwarten war, mehr, als etwa die Beziehungen auf andere Länder außer England, auf Frankreich, Spanien, Italien, das übrige Deutschland, Rußland, die Türkei und der Orient bieten, wenn wir von den französischen Kriegen u. dgl. absehen. Wir können für diese österreichischen Beziehungen zwei Gründe anführen.

Erstens war die Stellung Österreichs in jener Zeit von größtem politischen Interesse für ganz Europa. Es war schon zu Shakespeares Zeit klar, daß sich das Schicksal der großen Kirchenspaltung von Österreich, von Prag aus entscheiden müsse. Alle Blicke waren auf den Kaiserhof und auf die rätselhafte Gestalt des Kaisers gerichtet. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der „Sturm" wahrscheinlich als Festspiel zur Hochzeit der Prinzessin Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Friedrich, dem späteren Winterkönig von Böhmen, zuerst aufgeführt wurde. Auch daran ist zu erinnern, daß schon 1567 über eine Heirat der Königin Elisabeth von England mit Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaisers Maximilian, verhandelt wurde; aber das Projekt scheiterte an den religiösen Schwierigkeiten.

Der zweite Anlaß lebhafter Beziehungen Englands zu Österreich waren die Wanderungen der englischen Komödianten. Ich habe schon von dem wandernden Theaterdirektor Sackville gesprochen, der 1591 von England nach Deutschland zog. 1595 empfahl der Landgraf Moritz seinem Agenten in Prag die Komödianten, die sich von seinem Hof weiter begeben wollten (Goedeke 2, 526). Wahrscheinlich werden sie in Prag wirklich gespielt haben. Wir finden sodann die hessische Truppe englischer Komödianten unter Leitung des katholischen John Green 1607 als österreichische Haustruppe in Graz. Sie werden wohl auch in der Zwischenzeit reichliche Beschäftigung in Österreich gefunden haben, nur daß wir zufällig keine Dokumente darüber haben. Am Hofe Rudolfs II. in Prag war damals (1590—93) der berühmte Arzt Bartholomäus Guarinoni; dieser lobt in seinem Hauptwerk „Die Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts" das Theater

Digitized by Google

und auch die „engelländischen Komedianten", weil sie die Melancholie heilen und moralisch wirken. Guarinoni mag dem melancholischen Kaiser Rudolf diese Schauspiele als Heilmittel angeraten haben.

Shakespeare kann alljährlich durch diese hin und wieder wandernden Kunstgenossen das Neueste, das in Österreich geschah, gehört haben. Ob er auch selber einigemale mitgezogen ist auf diesen Tournées, ist freilich gänzlich unbeweisbar, doch erscheint es mir nicht unmöglich. Das 44. Sonett, das ich ins Jahr 1594 stellen möchte, scheint auf eine Reise jenseits des Kanals zu zielen. Als mögliche Stationen dieser Reise oder anderer früherer Reisen ließen sich etwa nach den hinterlassenen Spuren in den Werken Helsingör in Dänemark, Wittenberg, Prag, Wien, Verona, Venedig und Pola bezeichnen. In Pola nämlich mit seinen imponierenden antiken Altertümern scheint mir das bereits behandelte Lustspiel „Was ihr wollt" zu spielen. Über all das werde ich in ausführlicheren „Shakespeare-Studien", die ich vorbereite, eingehender berichten.

Jedenfalls war das Interesse für das englische Drama dieser Zeit im Hause Österreich fast lebhafter als in England selber. Wenigstens haben wir über das Treiben der englischen Komödianten am Grazer Hof des sonst so verschrieenen Ferdinand und über ihr Repertoire durch zufällig erhaltene Berichte der Erzherzogin Maria Magdalena so ausführliche und lebensprühende Nachrichten, wie wir sie nicht für London haben. Wir wissen, daß die englischen Komödianten „auf gnädigstes Begehren" Ferdinands nach Graz kamen, daß er sie aber auch auf seinen Reisen nach Passau und zum Regensburger Reichstag mitnahm und wieder nach Graz zurückgehen ließ, um den ganzen Karneval 1608 zu spielen (Johannes Meißner, Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Österreich, Wien 1884).

Als eine Folge dieser starken Einwirkung englischer Kunst darf man wohl die Blüte der österreichischen Volksbühne betrachten, die außer einem sonstigen reichen Repertoire auch das Volksschauspiel vom Doktor Faust zeitigte mit seiner romantischen Mischung von Tragik und Komik, die uns endlich auch einen dramatischen Klassiker schenkte, der Shakespeare vollkommen ebenbürtig ist. Ich meine damit nicht so sehr den mehr in den Spuren der Klassizisten wandelnden Grillparzer, bei aller Verehrung für ihn, sondern ich meine in diesem Zusammenhang Ferdinand Raimund, den echten Erben Shakespearischen Geistes, unsern eigentlichsten nationalen Dichter. Er hat so die Beziehungen Shakespeares zu Österreich glänzend aufgenommen und uns die gerade Bahn gewiesen, auf der Gegenwart und Zukunft weiterzuschreiten hat.

Digitized by Google

Fragmente

aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi.

Mitgeteilt von Dr. **Ludwig Grafen Belcredi**, Schloß Hölch, Mähren.

VI.

(Schluß *).

Die Reise des Kaisers in den Orient kann doch offenbar nicht allein zu dem Ende vorgenommen worden sein, um durch die kaiserliche Anwesenheit der Feier der Eröffnung des Suezkanales eine höhere Bedeutung zu geben. Er ist ja der einzige Souverain, der dabei erschien, und es ist doch noch sehr fraglich, ob gerade Österreich, speziell Triest, dabei den größten Vorteil finden werden, nachdem ja unser Verkehrs- und Transportwesen noch so im argen liegt, daß der durch den Kanal veränderte Handelszug wohl eine andere Richtung nehmen dürfte. Daß die Kaiserin der Franzosen dabei gegenwärtig war, erklärte sich — abgesehen von der höheren, nicht bloß kommerziellen, sondern auch politischen Bedeutung des Kanals für Frankreich (gegenüber England) — aus dem Umstande, daß man dieses großartige Unternehmen, wie Napoleon in seiner letzten Thronrede sagte, „der Beharrlichkeit und dem Genie eines Franzosen verdankte".

Die Reise des Kaisers sollte gewiß dem Herrn von Beust Gelegenheit geben, den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit zur Ausgleichung des Konfliktes zwischen dem Sultan und dem Vizekönige von Egypten zu verwerten. Denn auf die Reise des Sultans zur Kanaleröffnung wurde doch sicherlich gerechnet,

*) Bei Veröffentlichung des letzten Fragmentes aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi im Oktoberhefte der Kultur VII wurde das bevorstehende Ende dieser Publikationen angekündigt, jedoch noch einiger kleiner Miszellen Erwähnung getan, welche zum Anschlusse an das bisher Publizierte geeignet sind. Diese sollen nun in der Tat noch nachfolgen, weil sie in einem gewissen inneren Zusammenhange mit den vorangegangenen staatsrechtlichen Erörterungen stehen. Bei Besprechung der Angriffe, welche die liberale Presse unter der Beustschen Aera gegen die Legalität des im Jahre 1865 von dem Ministerium Belcredi kontrahierten Anlehens richtete, wird noch einmal die Sistierung begründet. Deshalb schließt sich diese Polemik einesteils dem Artikel vom Oktober v. J. an, während sie anderenteils durch ihren finanziellen Inhalt und die neuerliche Erwähnung des Domänenpfandbriefanlehens vom Jahre 1867, welches im letzten Ministerrate Belcredis eine Rolle spielte (s. Kultur, VII, 3.), eine wertvolle Ergänzung der vorangehenden Publikationen bildet. Daß bei dieser Art und Weise der Herausgabe von Teilen aus dem schriftlichen Nachlasse Belcredis manche Wiederholungen in der Darstellung nicht zu vermeiden waren, möge der gütige Leser verzeihen. Es wurde schon in der Einleitung zu diesen Veröffentlichungen gesagt, daß Belcredi

Digitized by Google

da es ja eigentlich nicht einmal anständig ist, daß der Kaiser von Österreich ohne gleichzeitige Anwesenheit des wirklichen Souverains von Egypten, des Sultans, einer solchen Feierlichkeit beiwohne.

Die Reise des Sultans stand auch ursprünglich fest, wurde aber im letzten Moment vereitelt, und zwar, als unser Kaiser bereits die Orientreise angetreten hatte, durch den Einfluß der Westmächte, namentlich Frankreichs, welches den Vizekönig protegierte und einen Skandal durch sein ostentatives Fernhalten von der Feierlichkeit und dadurch eine Schärfung des Konfliktes vermeiden wollte.

Es wäre wohl diplomatisch klug gewesen, nun auch die Reise nach Wien anzutreten, ohne der Kanaleröffnung beizuwohnen.*) Die dalmatinischen Wirren allein gaben hiezu schon genügenden Anlaß. Jedoch ein Beust läßt sich durch gar kein Fiasko abschrecken, immer wieder als Vermittler aufzutreten. Also nach Kairo!

Die Pester Korrespondenz, ein offiziöses Blatt, erklärt in etwas gewundener Weise (Beilage der Presse vom 1. Dezember 1869), daß das Fiasko in Konstantinopel und in Kairo eine Tatsache ist, und fügt bei, daß die türkische Regierung nur aus Rücksicht für die Anwesenheit unseres Kaisers und anderer hoher und höchster Personen in Egypten noch nicht mit den schärfsten Maßregeln gegen den Vizekönig vorgegangen ist, „seine Absetzung noch nicht offiziell ausgesprochen hat".

Also der Kaiser mußte durch seine Anwesenheit in Egypten einem Pascha des Sultans — denn das ist der Vizekönig eigentlich —, der wegen Widerspenstigkeit gegen seinen Souverain mit der Absetzung bedroht ist, noch den Nimbus erhöhen und ihn in seiner Widerspenstigkeit bestärken.

Dabei spricht man aber gleichzeitig von unserer besonderen Freundschaft für die Türkei und unserem erfolgreichen Einflusse, die Differenzen zwischen Konstantinopel und Kairo auszugleichen.

Der gute Freund, der Sultan, wurde durch uns gedemütigt, indem durch die Reise des Kaisers nach Egypten auch die des Sultans dahin provoziert wurde, dieser aber auf französisches Geheiß schön zu Hause bleiben

---

diese Aufzeichnungen meistens unter dem Einflusse eines bestimmten Impulses niederzuschreiben pflegte, sie leider selbst niemals in eine zusammenhängende Form brachte, ja aller Wahrscheinlichkeit nach auch einer späteren Durchsicht nicht unterzog. Für den Zweck der gegenwärtigen abrißweisen Publikationen erschien es nicht empfehlenswert, an der Darstellung Belcredis etwas zu ändern. Es hätte ihre Ursprünglichkeit und Eigenart nur allzuleicht empfindlichen Schaden leiden können. — Die folgenden Aufzeichnungen sind in der Form belassen, in welcher sie sich in Belcredis Nachlasse vorfanden. Sie sind niedergeschrieben in den Monaten April, November und Dezember des Jahres 1869. Den Anfang bildet ein Exkurs über zweifelhafte diplomatische Erfolge des Baron Beust, eine kurze Erwähnung eines von einem liberalen ungarischen Abgeordneten im ungarischen Reichstage getanen Ausspruches, welcher wegen seiner unwiderleglichen, noch heute leider verkannten Wahrheit nicht unterdrückt wurde; dann folgen die besprochenen finanzpolitischen Erörterungen. Zum Schlusse werden zwei Rundschreiben beigegeben, welche Belcredi an sämtliche Landeschefs richtete und in welchen neuerlich die Sistierung berührt und von dem Geiste Zeugnis abgelegt wird, welcher Belcredi bei seiner administrativen Tätigkeit leitete. L. B.

*) Der Kaiser war damals auf dem Rückwege von seiner Reise nach Jerusalem.

Digitized by Google

mußte. Zu dieser Demütigung des Souverains, die zunächst auf unser Konto kommt, trat aber auch noch die abermals durch uns veranlaßte Steigerung des Stolzes eines widerspenstigen Vasallen und Paschas hinzu. Statt auszugleichen, hat die österreichische Diplomatie den Konflikt auf das äußerste verschärft. Gelingt es noch, den Frieden zu erhalten, so geschieht dies doch offenbar trotz Herrn von Beust durch den in Konstantinopel imponierenden Einfluß der Westmächte.

* * *

Der Abgeordnete (Linke) des Pester Reichstags Emmerich Ivanka hat vor wenigen Tagen, als er den schlechten Zustand der höheren, namentlich technischen Schulen (bei Gelegenheit der Bankdebatte) schilderte, ein sehr wahres Wort gesprochen, indem er den Ministern zurief: „Schaffet Männer von Geist und Tatkraft her und sei es woher immer; die Sache ist wichtiger als die Sprache!"

* * *

Der Konflikt zwischen der Türkei und Egypten ist vorläufig ausgeglichen, indem der Khedive Ismael Pascha nachgegeben hat. Bemerkenswert ist, daß die Wiener Trompeten des diplomatischen Ruhmes des Herrn von Beust sich bisher ganz still verhalten; ein deutliches Zeichen, daß nicht Herr von Beust, sondern das energische Einschreiten Frankreichs und Englands die Katastrophe beschworen habe.

Der Reichsrat ist am 11. Dezember eröffnet worden. Carlos Auersperg hat als abermaliger Herrenhauspräsident wieder eine Rede zum besten gegeben, die an sinnlosem Wortschwall seine früheren Gelegenheitsspeeches womöglich noch überbietet. Er meint, die Ausdauer, der Weg des Beharrens (!) sei vor allem angezeigt. Das wird die Opposition jedenfalls beherzigen! Die Thronrede ist mir noch nicht bekannt, so will ich einstweilen die Anregung benützen, die mir die Wiener Blätter, namentlich die „Presse", eben bieten.

In der französischen Kammer wurde unlängst über eine Petition verhandelt, in welcher man sich über die Besteuerung der Titel des 1865er österreichischen Anlehens beschwert. Die „Presse" findet es nun „hochkomisch", von Entschädigung gerade bei einem Anlehen zu sprechen, daß zum Zwecke eines Staatsstreiches in völlig illegaler Weise und Form kontrahiert worden sei und „dessen Besitzer Gott danken sollen, daß sie mit den Inhabern legaler österreichischer Papiere auf eine Stufe gestellt sind".

Es ist nicht hochkomisch, sondern hochtragisch, wie man in Wien noch immer ängstlich bemüht ist, die Begriffsverwirrung über Recht und Unrecht, Legalität und Illegalität zu nähren, während eine Klärung der Ideen ja die erste Bedingung einer Wendung zum Besseren ist, welche die „Presse" selbst angeblich anzubahnen bestrebt ist.

„Staatsstreich" heißt die gewaltsame Änderung einer zu Recht bestehenden Staatsverfassung.

Eine solche war aber Österreich im Jahre 1865 nicht so glücklich zu besitzen, da die Voraussetzungen hiezu fehlten, und zwar sowohl die allgemeinen

Digitized by Google

(Annahme durch das Reich) wie die besonderen, im Februar-Patent selbst bezüglich der Bestandteile der Reichsverfassung und bezüglich Ungarns normierten. In Beachtung dieser Voraussetzungen — deren Nichtbeachtung ja eben die trostlosen Folgen der Schmerlingschen Politik verschuldete — wurde das Februar-Statut der ungarischen und kroatischen Vertretung zur Annahme vorgelegt und dadurch der Staatsstreich zu sanieren gesucht, der Ungarn gegenüber zweifelsohne in der Oktroyierung und unmittelbaren Ausführung des Februar-Statuts lag. Dieser Schritt bewies im Gegenteil den konstitutionellen Sinn der Regierung. Nur in Ungarn hatte bis zum Jahre 1848 wahrhaft konstitutionelles Leben existiert; dieses hatte man durch den Scheinkonstitutionalismus unter Schmerling gewaltsam erstickt, einen Scheinkonstitutionalismus, der, da er die Völker abstieß, statt sie anzuziehen, bei weiterer Fortsetzung naturnotwendig zum Absolutismus führen mußte. Dieselben Wiener Politiker, die diesen Schmerlingschen Konstitutionalismus verdammen, werfen mir vor, daß ich durch Sistierung dieser Komödie den Konstitutionalismus „erstickt" hätte. Wie würde man den Mann wohl nennen, der, um einem Lande die Wohltaten einer blühenden Industrie zuzuwenden, damit anfinge, die in einem Teil des Landes bereits vorhandene gesunde, kräftige Industrie zu unterdrücken und sich sodann, von jeder Störung befreit, der Pflege einer industriellen Treibhauspflanze hinzugeben? Dem Nachfolger, wenn er auf Vernunft Anspruch machen will, bleibt ja gar nichts anderes übrig, als die törichte Treibhauszucht aufzugeben, jene naturwüchsige Industrie wieder zu beleben und sie für das ganze Land wieder fruchtbringend zu machen.

So habe ich gehandelt, und das wird mir heute noch als Verbrechen vorgeworfen. Daß der Scheinkonstitutionalismus mit dem Reichsrat so innig und genetisch verbunden war, daß der eine ohne den anderen nicht abgetan werden konnte, will man noch immer nicht einsehen, während es doch leicht zu begreifen ist, daß die verfehlte Grundlage eines Baues nimmermehr durch eine prunkhaftere Möblierung und Ausstattung der inneren Räume verbessert werden kann.

Kaiserfeld hatte es zwar in seiner Rede im Abgeordnetenhaus im Dezember 1864 ausgesprochen, daß die ganze Reichsratstätigkeit sich nur in „Fiktionen" bewege, welche die Wahrheit nicht ersetzen können, weil sie eben die Wahrheit nicht sind. Man sollte nun glauben, daß diese Aufrichtigkeit Kaiserfelds es auch nicht übelnehmen werde, wenn die Konsequenzen aus diesem Ausspruch gezogen werden. Ist diese Reichsratstätigkeit eine Unwahrheit, und zwar nicht bloß rechtsphilosophisch, sondern, wie Kaiserfeld dies meinte, nach den Bestimmungen des Reichsratsstatutes selbst, dann ist ja auch das vermeintliche Recht dieses Reichsrates eine Unwahrheit, indem es nach den allgemeinen und besonderen Voraussetzungen noch nicht lebendig geworden ist, — und die Rückkehr zur Wahrheit, die offene Anerkennung derselben ist doch offenbar keine Rechtsverletzung, sondern das einzige Mittel, um nach langer Irrfahrt endlich zum Recht zu gelangen, welches als ethischer Begriff sich von der Wahrheit niemals trennen läßt. Jene Herren hatten aber die Inkonsequenz, Herrn v. Schmerling diese Fiktion vorzuwerfen, die sie doch selber mit ihm großgezogen und so verhängnisvoll gemacht hatten. Sie selbst waren unschuldig wie die Lämmer und in dieser Unschuld wurzelte „ihr Recht".

Digitized by Google

Sie duldeten daher auch bei anderen keine vernünftige Schlußfolgerung aus den eigenen Thesen. Jetzt sagt das Wiener Tagblatt, wie die „Presse“ vom 31. Dezember 1869 berichtet (ihre Mißstimmung über diese Ansicht konstatierend): „Meint der Herrenhaus-Präsident Fürst Auersperg, daß das konstitutionelle System von nun an in Österreich nicht mehr geändert werden dürfe, so wird ihm jeder Liberale aufrichtig beipflichten. Aber innerhalb dieses Systems sind Wandlungen allerdings zulässig, ja sie müssen vorgenommen werden, wenn von ihrer Notwendigkeit die Majorität überzeugt ist. Eine Verfassungsform als die allein mögliche, als die unabänderliche, nicht überschreitbare, einzig richtige proklamieren, heißt zugleich den Konstitutionalismus selbst in Frage stellen“.

Das sind wohl schon Symptome einer beginnenden besseren Erkenntnis, allein von der Einsicht, daß das Übel in den Grundlagen der Verfassung selbst liegt, ist man noch weit entfernt.

Die Herren Liberalen haben ganz eigens organisierte Köpfe; sie sind, mit Ausnahme einzelner, — die aber, um ihren Einfluß nicht zu gefährden, mit einstimmen —, noch heute der Meinung, daß ein Ausgleich mit Ungarn bei dem Fortbestehen des Februar-Reichsratsstatutes ganz gut möglich war. Und doch liegen die Dinge für den schlichten Menschenverstand so unendlich einfach. Mit der Anerkennung des Reichsrates, wie er im Jahre 1865 bestand und sich als rechtsgültige Legislative für das Gesamtreich betrachtete, war doch naturnotwendig auch die Anerkennung der vollen Rechtsbeständigkeit der Februarverfassung gegeben. Diese letztere schloß aber — wie dies Giskra selbst im Jahre 1863 im Reichsrat zugestand — prinzipiell die Anerkennung der Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung aus. Diese letztere Anerkennung war aber wieder von Ungarn wiederholt und feierlichst als conditio sine qua non einer Wiederaufnahme von Ausgleichsverhandlungen ausgesprochen worden. Wer sich nicht die Wundertätigkeit zutraut, prinzipielle Widersprüche ohne Schädigung des Prinzips auszugleichen, mußte notwendigerweise zwischen einer und der anderen Anerkennung wählen, und nur ein Feind des Konstitutionalismus konnte sich bei dieser Wahl für die Fortsetzung der Reichsratspolitik und damit für den Scheinkonstitutionalismus — der nicht in den Personen, sondern in den Verhältnissen lag — und für die Erstickung des wahren, lebensfrischen Konstitutionalismus in Ungarn erklären. Wenn der Reichsrat als rechtmäßig wirksam anerkannt und daher während der Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn (angenommen, deren Wiederbeginn wäre unter solchen Umständen, bei den Erfahrungen und dem tiefen Mißtrauen der Ungarn und der Anwesenheit der Siebenbürger in Wien überhaupt denkbar gewesen) wirksam geblieben wäre, so mußte — wenn man auch die Forderung der konsequenten Deutschliberalen, Mühlfeld an der Spitze, fallen ließ, daß die ungarischen Deputierten vor allem im Reichsrat erscheinen müssen, — das Vertragsresultat, also der Beschluß der ungarischen Legislative, als Gutachten der allein in Verfassungsfragen zu legislativen Beschlüssen berechtigten Wiener Versammlung von Reichsvertretern zur Entscheidung vorgelegt werden. Glaubt denn wirklich jemand, daß die Magyaren als die politisch herrschende Partei unter solchen Umständen überhaupt einen Beschluß im Landtage in Ausgleichsangelegenheiten gefaßt hätten, außer mit der Klausel,

Digitized by Google

„daß er null und nichtig sein solle, sowie er noch einer anderen Ingerenz als der des Königs unterzogen wird"? Wenn man auch von aller unbesiegbaren Zähigkeit und Widerstandskraft der Ungarn absehen will, so muß man sich doch fragen, ob denn Ungarn sich überhaupt einer solchen Prozedur des Landtagsgutachtens für eine fremde Legislative unterwerfen konnte, ohne sein ganzes Staatsrecht zu verleugnen und sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Nicht weiser ist die Ansicht der Liberalen bezüglich der Legalität und Illegalität der Staatsschuld. Die im Herbst 1865 von der Regierung kontrahierte Schuld ist illegal. Gut! Welche Schulden sind denn legal? Offenbar jene, welche in den Jahren 1861—65 mit Zustimmung des Reichsrates kontrahiert wurden, wird uns jeder liberale Verfassungsfreund antworten. Wir akzeptieren auch dies, bitten uns aber dann die Frage zu beantworten, welche Staatsschulden denn die Ungarn als legal anerkannt haben und auf welcher Grundlage der Ausgleich im Jahre 1867 punkto Staatsschuld zur Ausführung kam? Wird hier geleugnet werden können, daß die Ungarn alle Staatsschulden, die ohne Zustimmung der ungarischen Legislative kontrahiert wurden, für illegal, für nicht bindend erklärt haben?

Die Ungarn haben ja diese Erklärung ausdrücklich abgegeben und sie speziell auch auf die vom Reichsrat genehmigten Anlehen bezogen, bei welchen die Rechtswidrigkeit des Vorganges, wonach eine Volksvertretung außerhalb Ungarns durch ihre Beschlüsse dieses Land verpflichten wollte, besonders klar hervortrat, während bezüglich der von der Regierung selbstständig kontrahierten Anlehen nur derselbe Vorgang eingehalten wurde, der auch früher, zur Zeit der vollen Wirksamkeit der ungarischen Verfassung, beobachtet ward und darin seinen Grund hatte, daß Ungarns Vertretung mit Ausnahme der Steuerbewilligung auf die Feststellung des Budgets überhaupt keinen Einfluß nahm.

Die Form des Vorganges war daher keine neue, keine so verletzende als die zur Zeit des Reichsrates. Ungarn erklärte ausdrücklich, nicht aus Rechtspflicht, sondern nur aus Wohlwollen für die anderen Länder, welche allein unter der Schuldenlast erliegen mußten, an der Erfüllung der durch die Staatsschulden begründeten Verpflichtungen teilnehmen zu wollen, ohne Unterschied der Zeit und Art des Abschlusses derselben.

Der Wiener Reichsrat hat im Jahre 1867 gegen diese Anschauung keinen Widerspruch erhoben, er hat die Frage der Legalität oder Illegalität der Staatsschuld fallen lassen und hat auf der Grundlage, welche die Ungarn als annehmbar bezeichneten — nämlich jener des Nutzens und Interesses des Gesamtreiches —, die Vereinbarung in betreff der Staatsschuld getroffen. Wenn nun der Reichsrat nachträglich das Moment der Legalität einzelner Anlehen aufgreifen und von ihm allein die Zahlungspflicht abhängig machen wollte, so würde er ja offenbar die ganze Vereinbarungsgrundlage mit Ungarn zerstören und dieses direkt ermächtigen, auch seinerseits die Legalität zum alleinigen Maßstab seiner Zahlungspflicht zu machen, sonach vor allem die vom Reichsrat votierten Anlehen zu perhorreszieren.

„Ihr habt von den Ungarn die Indemnität für die in der Reichsratsperiode gemachten Schulden entgegengenommen" — kann man unseren

Digitized by Google

Herren Deutsch-Liberalen zurufen — „und nun wollt Ihr im grellsten Widerspruch damit die in jener Periode abgeschlossenen Anlehen als die für das ganze Reich, *also auch für Ungarn, allein* legalen erklären?“ Für *Zisleithanien* wurde ja bekanntlich auch im Herbste 1865 die Schuld nicht abgeschlossen. „Wie kommt es denn,“ ist man wohl weiter zu fragen berechtigt, „daß der im Jahre 1867 berufene Reichsrat über solche Akte zu Gericht sitzt?“ — Gegen meine früher gebrauchten Argumente läßt sich ja nur das eine geltend machen: daß der 1867er Reichsrat nicht mehr das ganze Reich vertreten hat, sich im Gegenteil gleich von Anbeginn als Vertretung der nichtungarischen Länder konstituiert hat und daher keinen direkten Beruf hatte, den Reichsrat der ersten Periode, der als Vertretung des ganzen Reiches fungierte, bezüglich der Legalität seiner Handlungen zu verteidigen. Woher nimmt aber dann derselbe Reichsrat des Jahres 1867 das Recht, die Legalität eines Aktes abzusprechen, welcher *für das ganze Reich vollzogen wurde*, lange ehe Zisleithanien erstand? Nachdem er gleich von vorneherein darauf verzichtete, in die Rechte und Funktionen des sogenannten weiteren Reichsrates zu treten, und seine Resignation soweit trieb, ohne irgend welche Intervention in der allerwichtigsten Verfassungsfrage, der königlichen Sanktion des österreichisch-ungarischen Ausgleichgesetzes, still und stumm zuzusehen, — wie kann nun dieser Reichsrat sich berufen fühlen, Finanzakte, die jedenfalls nur den weiteren Reichsrat berührt hätten, seiner nachträglichen Entscheidung zu unterziehen? Man sagt vielleicht: „Auf eine Ingerenz in Verfassungsfragen hat man mit Rücksicht auf Ungarn wohl verzichtet, nicht aber auf eine Ingerenz in Finanzsachen.“ Dieser Einwand ist nichtig. Der Reichsrat konstituierte sich im Mai 1867 als Vertretung der nichtungarischen Länder *auf Grund des Februar-Patentes*. Das letztere spricht aber einer solchen Versammlung eine berechtigte Ingerenz in Finanzsachen, in Angelegenheiten des Staatsschuldenwesens, *gerade so ab* wie in Betreff der Verfassungsfrage.

Von einer rechtlich wirksamen Verzichtleistung oder Nichtverzichtleistung kann nur dort die Rede sein, wo überhaupt eine Berechtigung gesetzlich feststeht. Vom Momente der Konstituierung als Vertretung eines Reichsteiles, unter Berufung auf das Februar-Patent, hatte man auch keinen Schatten eines Rechtes für sich, weder bezüglich der Reichsverfassungsfrage noch der Reichsfinanzfrage, unter welche auch jener Anlehensabschluß zu subsumieren war. Der spätere Dezember-Reichsrat ist bezüglich der hier besprochenen Agenden, namentlich der Finanzen, eine neue Schöpfung, die doch ihre Berechtigung zur Mitwirkung in Finanzsachen nicht zurückleiten kann auf eine Zeit, wo sie selbst und das gegenwärtige Finanzgebiet *noch gar nicht existiert* haben.

Die Übernahme der gesamten Staatsschuld auf die nichtungarischen Länder hat allerdings übergroße Lasten, aber keine anderen Rechte als die im Verfassungsgesetz selbst ausgedrückten mit sich gebracht, und diese können doch über den Zeitpunkt der Entstehung des Gesetzes selbst nicht hinausgehen.

Ist es daher nicht vielmehr „höchst komisch“, von einer Illegalität und noch nicht erteilten *Indemnität* zu sprechen, da über die erstere sich jedenfalls nur Ungarn *mit den anderen Ländern*, nie aber diese

Digitized by Google

letzteren allein auszusprechen hätten (die Quote, die Ungarn für die Staatsschuld zahlt, bezieht sich auf den ganzen Schuldenstand im Jahre 1866, ohne irgendwelche Trennung von Schuldkategorien), und eine Indemnität nach konstitutionellen Begriffen überhaupt nur dasjenige Parlament erteilen kann und darf, welches nach dem Gesetz zur Mitwirkung bei dem betreffenden Akte berufen war, was ja für den gegenwärtigen Reichsrat in keiner Weise geltend gemacht werden kann. Das „Komische" ist aber damit noch nicht erschöpft. Es wird nun das Anlehen vom Jahre 1865 fortwährend beanständet, welches doch nur zu dem Zwecke geschlossen wurde, um die zur Reichsratszeit aufgelaufenen dringenden Auslagen zu decken und eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen, da ferner unabweisbare innere und äußere Gründe die unmittelbare Anbahnung eines besseren Verhältnisses zu Ungarn notwendig machten und dies mit einer fortgesetzten Wirksamkeit des Reichsrates und Verpflichtung Ungarns durch den Reichsrat absolut nicht vereinbar war.

Es ist möglich, daß unter Mitwirkung des Reichsrates ein günstigerer, die Finanzen weniger belastender Preis des Anlehens erzielt worden wäre; gegen eine solche Möglichkeit läßt sich mit Erfolg nicht streiten.

Gewiß ist aber, daß eine Anerkennung des Reichsrates als legale Vertretung des Gesamtreiches durch die neue Regierung diese von vorneherein in dieselbe Stellung zu Ungarn gebracht hätte wie das Regiment Schmerling-Zichy, d. h. mit anderen Worten: der Konflikt, welcher die Existenz der Monarchie bedrohte, wäre als unlösbar abermals in das politische System aufgenommen worden mit dem Losungswort „Wir können warten", und dies zu einer Zeit, wo der äußere Krieg unmittelbar drohte und der Feind in diesem ungelösten Konflikt eine seiner wichtigsten Stützen suchte.

Die Rücksichten für die Staatsexistenz wiegen doch jedenfalls schwerer als ein um einige Prozent gesteigerter Anlehenskurs. Und daß die Situation im Jahre 1865 politisch eine so gefahrvolle gewesen, die keine andere Wahl ließ, das hat eben das vorangegangene System der Regierung zu verantworten.

Es ist aber immerhin bemerkenswert, daß, während man andere Maßregeln der Sistierungsperiode, auch wenn sie die Finanzen betreffen — z. B. die Gesetze über Zucker- und Branntweinsteuer, Eisenbahnbauten auf Grund von Staatskonzessionen und Subventionen ꝛc. —, als giltig akzeptiert, man das Anlehen vom Jahre 1865, dessen Verwendung für Staatsbedürfnisse man doch nicht ungeschehen machen kann und will, für Bedürfnisse, die gerade ihre Begründung in der vorangegangenen Reichsratsperiode finden, als ungiltig und einstweilen aus besonderen Gründen „geduldet" proklamiert. Derselbe Vorwurf — aus anderwärts entwickelten Gründen — träfe ja das Domänen-Pfandbrief-Anlehen vom Jahre 1867, welches nach meinem Austritt von den Herren von Beust und Becke unmittelbar vor Zusammentritt des Reichsrates abgeschlossen wurde. Eine Bemerkung möchte ich hier noch beifügen: formell ist der gegenwärtige Reichsrat gar nicht berechtigt, die Indemnität für ein Anlehen auszusprechen, welches für die Bedürfnisse des Gesamtreiches, das im Reichsrate gar nicht vertreten ist, abgeschlossen wurde.

Materiell ist aber die Indemnität oder vielmehr die Anerkennung der Giltigkeit jenes Anlehensgeschäftes bereits erfolgt durch die Besteuerung

Digitized by Google

der betreffenden Anlehenspapiere zu gunsten des Staatsschatzes. Denn der Staat kann nur dasjenige Ertragsobjekt besteuern, dessen giltigen Besitz und giltigen Ertrag er anerkennt, indem er diesen beiden Momenten seinen Schutz zuwendet, aus dem sich die Steuerpflicht ergibt. Besteuerung eines illegalen Besitzes und Einkommens wäre die Statuierung eines unlösbaren Widerspruchs. Entweder ist die Besteuerung *illegal* oder, wenn man das nicht zugestehen will, ist das besteuerte Einkommen *legal*.

* * *

Die Wiener Blätter vom 15. April 1869 klagen über das ungewöhnlich hohe Agio von Silber und Gold und sprechen von „Kriegskursen" ungeachtet der beglückenden neuen politischen Aera.

Die Wiener Zeitung „Merkur" weist nach, daß vor wenigen Tagen die Devise London schon 128 notierte, also nur 5% weniger *als am Tage nach der Schlacht von Königgrätz*. Dagegen ist an diesem selben Tage (April 1869) das Goldagio in Italien auf 3% und in Rußland auf 9% zurückgegangen, trotz der ungünstigen Finanzverhältnisse in diesen Ländern. Warrens erklärt in seiner „Montagszeitung" dieses hohe Agio vorzugsweise dadurch, daß das Ausland kein Vertrauen habe, die Haussebewegung in Werteffekten an der Wiener Börse für einen „Schwindel" halte, daher massenhaft österreichische Papiere zum Verkauf bringe. Dieses Argument ist jedenfalls gewichtig. Die „Neue Freie Presse" vom 15. April benützt aber die Frage nach den Gründen des hohen Agios zu einem Hieb auf das „Sistierungs-Ministerium," indem sie bemerkt, daß unter diesem Ministerium im Jahre 1865 das Agio am allerniedrigsten war, nämlich durchschnittlich nur 8.70% betragen habe. Die politischen Verhältnisse könnten daher unmöglich der Grund sein, indem in dieser „unheilvollen Periode" nicht nur die „Verfassung" suspendiert war, sondern auch „im Auswärtigen die Katastrophe von 1866 vorbereitet wurde" und endlich der Kredit so sehr erschüttert war, daß das Ausland der Regierung nur gegen 10% Geld borgte. Die Beschuldigung der „Vorbereitung der Katastrophe von 1866", nämlich der verlorenen Schlacht von Königgrätz, wäre gar zu dumm, wenn sie nicht so äußerst perfide wäre. Denn die große Menge der gedankenlosen Leser glaubt wirklich, daß die damalige Regierung die Schuld an der verlorenen Schlacht trage. Hat diese Regierung wirklich vielleicht dem General Benedek Unterricht im Schlachtenverlieren gegeben? Und wie steht es mit den *Siegen* unter demselben Regime im Süden des Kriegsschauplatzes bei viel ungünstigeren numerischen Verhältnissen als im Norden? Hat dieses Regime denn auch diese „Siege vorbereitet"?

Die Perfidie ist aber um so größer, als solche hingeworfene Bemerkungen die Leser glauben machen, daß erst die im Jahre 1865 an das Ruder gelangte Regierung den Krieg mit Preußen unvermeidlich gemacht, daß es in ihrer Macht gestanden sei, denselben zu vermeiden.

Eine so furchtbare Anklage einer Regierung zuzuschleudern, obwohl man von ihrer Grundlosigkeit *vollständig überzeugt ist*, obwohl der Ankläger — diese selbe „Neue Freie Presse" — bis zur Schlacht von Königgrätz tagtäglich *die Unvermeidlichkeit des uns von Preußen*

Digitized by Google

aufgedrungenen Krieges behauptete und dieselbe Regierung nur der zu großen Zaghaftigkeit in Ergreifung des Schwertes anklagte, — ein solcher Vorgang zeigt nur den hohen Grad sittlicher Schlechtigkeit, zu welchem es die Wiener Presse bereits gebracht hat.

Diese selbe Presse war ja vor dem Kriege von einer unerschütterlichen, ja überschwänglichen Siegeszuversicht trotz des Regimes und der damaligen Heeresverfassung und Bewaffnung. Nach ihrer damaligen, tausendmal wiederholten Ansicht konnte die Regierung nur einen „Sieg" gegen Preußen „vorbereiten" und dieser konnte auf das Agio natürlich nur günstig einwirken.

Die wirkliche Vorbereitung des Krieges — natürlich nicht seines von keinem Menschen vorherzusehenden Ausganges, für den niemand verantwortlich gemacht werden kann als der Feldherr und sein Generalstab — erfolgte aber gerade in einer Periode, welche die „Neue Freie Presse" fortan glorifiziert, nämlich in der Reichsratsperiode 1863—1865. Die Vorbereitung erfolgte nach außen insoferne, als der Streit mit Preußen in dieser Zeit soweit gelangt war, daß der Krieg als die einzig mögliche Lösung noch vor meinem Amtsantritt feststand und mir am Tage meiner Beeidigung vom Kaiser zu meinem Entsetzen verkündet wurde. Der Krieg wurde in dieser Periode aber auch sehr wirksam im Inneren „vorbereitet", — und diese Vorbereitung hatte selbst auf den Ausgang desselben einen gewichtigen Einfluß, — indem die Stimmung in Ungarn immer mehr verbittert und gegen Österreich gereizt, dem äußeren Feinde eine nur allzu große Förderung seiner Pläne zugewendet wurde. Gleichzeitig wurde aber von diesem selben Reichsrat durch seine Haltung und seine Beschlüsse — als ob dem Staate ein ewiger Friede blühen werde — die Armee in Folge der Mannschaftsreduktionen und ausgedehntesten Beurlaubungen und in Folge der unterlassenen Nachschaffung der nötigen Monturen und Armaturen ganz entschieden geschwächt und geschädigt und dies alles, ohne dem Budget eine große Erleichterung zuzuwenden. Diese „Vorbereitung" fällt vollkommen jener glorifizierten Reichsratsperiode zur Last.

Ich erinnere mich wohl, daß mich General Manteuffel, als ich mich im Jahre 1865 als Statthalter von Böhmen zur Aufwartung bei König Wilhelm in Karlsbad befand, interpellierte, wie es denn komme, daß die österreichische Regierung sich zu so ausgedehnten Reduktionen und Beurlaubungen in der Armee bestimmt finde; ob man denn nicht bedenke, daß dies nur auf Kosten der Kriegstüchtigkeit und Schlagfertigkeit des Heeres geschehen könne, welches dann, der großen Mehrzahl nach aus Soldaten bestehe, die der Fahne entwöhnt sind; er glaube, daß für Österreich gewichtige Gründe vorliegen, seine Wehrkraft nicht zu schwächen. Diese letzten Worte hat Manteuffel besonders betont. Ich habe damals noch keine Ahnung von den Dimensionen gehabt, welche der österreichisch-preußische Konflikt angenommen hatte und konnte mir daher die politische Bedeutung dieser Worte erst später klar machen. Manteuffel war stets ein Gegner der Bismarckschen Politik und ein Freund Österreichs; er wußte ohne Zweifel schon damals, mit welchen Gefahren die Bismarckschen Pläne Österreich

Digitized by Google

bedrohten, einen Krieg in der nächsten Zukunft unvermeidlich machten; er benützte daher jede Gelegenheit, um Österreich vor einer Schwächung seiner Wehrkraft zu warnen. Mit welcher Schamlosigkeit die deutschliberale Partei in Österreich nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges ihren kurz vorher in der Kriegsfrage eingenommenen Standpunkt verleugnete, um aus dem Unglück politisches Kapital zu schlagen und die ganze Schuld der ihr mißliebigen Regierung aufzubürden, ist sattsam bekannt. Diese Schamlosigkeit ging so weit, daß, als die Vorzüglichkeit der preußischen Schußwaffe sich durch die Erfahrung bewährt hatte, die Organe jener Partei sich nicht scheuten, den Kriegsminister Franky dafür verantwortlich zu machen, daß er im Kriegsrat die Notwendigkeit einer Neubewaffnung der Armee nicht nachdrücklichst zur Sprache gebracht habe, da die Vertretung ja gewiß bereitwillig auf die Durchführung einer solchen Maßregel eingegangen wäre. Kriegsminister Franky machte mich auf diese Stimme — wenn ich nicht irre, so war es der Abgeordnete Dr. Gschirr aus Eger, der besonders in dieser Richtung für die Einsicht und patriotische Opferwilligkeit in der Presse plaidierte, — mit dem Bemerken aufmerksam, daß es doch gar zu hart sei, bei allem erlittenen Mißgeschick auch noch im direkten Widerspruch mit dem wahren Sachverhalt der Sorglosigkeit angeklagt zu werden. Die Notwendigkeit einer Verbesserung der Schußwaffen in der österreichischen Armee war längst anerkannt, wenn man auch von der Vorzüglichkeit gerade des preußischen Hinterladers vor dem Kriege noch nicht überzeugt war. Es war auch über die finanzielle Seite der Frage eine Ausarbeitung im Kriegsministerium bereits vollendet, allein bei der im damaligen Kriegsrat herrschenden Stimmung, welche nicht allein jeder Reform in der Armee, die das Budget erhöht hätte, auf das feindlichste entgegentrat, sondern selbst die noch weit dringendere Ergänzung der Monturvorräte mißkannte und sich solchen Anforderungen gegenüber entschieden ablehnend verhielt, konnte er es gar nicht wagen, mit einer nach Millionen zählenden Geldforderung hervorzutreten. Ich gehörte damals selbst dem Abgeordnetenhause an und kann nur bestätigen, daß eine solche Forderung die entschiedenste Zurückweisung im Abgeordnetenhause erfahren hätte. In der gemeinsamen Delegation im Jahre 1868 erklärte Kriegsminister Khun ganz richtig: es wäre im Jahre 1866 wohl möglich gewesen, die Armee durch Aufstellung weiterer 100.000 Mann zu verstärken, aber was hätte es genützt, da es ja an den nötigen Vorräten, an Montur und Rüstung fehlte? Das war die Folge der unvernünftigen Sparsamkeit des Kriegsrates. Wie selbst die bittersten Erfahrungen hier nichts nützen, lehrte die Haltung des Reichsrates im Jahre 1867 in der Frage der Befestigung Wiens. Von den tüchtigsten Militärs wird diese Befestigung für unbedingt notwendig erklärt und auf die Erfahrungen des Jahres 1866 hingewiesen, indem die Niederlage bei Königgrätz nicht jene verderblichen Folgen gehabt hätte, wenn Wien schon damals in einem verteidigungsfähigen Zustand gewesen wäre. Das Abgeordnetenhaus hatte aber 1867, ohne auch nur diese militärisch-politischen Rücksichten zu würdigen, nichts Eiligeres zu tun, als vom „liberalen" Standpunkt eine solche Pression auf die Regierung auszuüben, daß diese von der Ausführung der bereits in Angriff genommenen

Digitized by Google

Befestigungswerke abstand, obgleich damit ein namhaftes Opfer an Entschädigungsgeldern verbunden war.

Die allgemeine Augsburger Zeitung hat vor wenigen Tagen aus Anlaß des jetzt bestehenden hohen Agios einen Artikel gebracht, in dem sie auf das „Sistierungsministerium" und namentlich auf die „verdammenswerteste aller seiner Maßregeln," nämlich die Emittierung von 300 Millionen Staatsnoten, als Quelle der Agiokalamität hinweist. Es ist sehr leicht, solche Maßregeln zu verdammen und sich dadurch der herrschenden Partei populär zu machen, wenn man diese Verfügung aus ihrer inneren Verbindung mit den damals bestehenden politischen Verhältnissen herausreißt und sie isoliert, rein theoretisch und in abstrakter Weise zum Gegenstand der Beurteilung macht. Kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß eine Ausdehnung der „Zettelwirtschaft" finanziell schädlich und verwerflich sei. Die Grundsätze der Finanzpolitik waren ja bei dieser Maßregel in erster Linie gar nicht entscheidend. Es war eine bittere, unausweichliche, politische Notwendigkeit, welche die Regierung zu diesem Schritte erklärtermaßen gezwungen hat, nämlich die rasche Herbeischaffung der nötigen Geldmittel zur Führung eines dem Staate von Preußen aufgedrungenen Verteidigungskrieges. Nur wer diese letztere Tatsache zu leugnen vermag — und das kann kein wahrheitsliebender Mensch — könnte sich bestimmt finden, auch ihre Konsequenz, jene Finanzmaßregel, zu verdammen. Da sich die oberwähnte Tatsache eben nicht wegdisputieren läßt, so war auch alle Welt darüber einig, daß die Emittierung von Staatsnoten das einzig mögliche und praktisch zu rechtfertigende Mittel sei, den Anforderungen der Situation zu genügen. Alle die Redensarten von den verderblichen finanziellen Folgen eines solchen Schrittes, von der Verletzung des Bankprivilegiums 2c. sind vollständig wertlos gegenüber dem Faktum absoluter Staatsnotwendigkeit. Not kennt kein Gebot, — diesem Grundsatz mußte die Regierung damals willig oder unwillig in finanzieller Beziehung folgen und einer solchen Situation gegenüber hört jeder Streit, der sich um Paragraphe des Bankprivilegiums dreht, von selbst auf. Oder sollen die Regierungen vielleicht die unversehrte Existenz des Bankprivilegiums höher stellen als die Existenz des Staates selbst? Wäre mit dem Staat nicht jedenfalls auch das Bankprivilegium vollständig vernichtet worden?

Die Verletzung des Bankstatuts konnte durch eine nachträglich zugewendete Entschädigung saniert werden; bei der Vernichtung der Staatsexistenz hört aber jede nachträgliche Sanierung auf, ebenso wie bei der damit verbundenen Vernichtung des Bankprivilegiums. Übrigens ist es mindestens streitig, ob durch die Tatsache der Emission von Staatsnoten zu 1 Fl. und 5 Fl. — also unter 10 Fl. — das Bankprivilegium verletzt wurde, da dasselbe ausdrücklich nur dahin lautet, daß die Nationalbank ausschließlich berechtigt sei, Noten zu 10 Fl. und darüber auszugeben. Ob ferner dieses Privilegium den Sinn habe, daß auch der Staat auf sein Hoheitsrecht zur Ausgabe von Geldzeichen für die Privilegiumsdauer verzichte oder nur der Nationalbank garantiert habe, daß während dieser Zeit keine andere Bank in Österreich mit dem gleichen Recht der Notenemission ausgestattet werden solle, ist gleichfalls zum mindesten zweifelhaft. Im ganzen Bankstatut kommt kein

Digitized by Google

Wort davon vor, daß der Staat einen solchen Rechtsverzicht geleistet habe, und man sollte meinen, daß, wenn dies beabsichtigt war, es bei der Wichtigkeit und hohen Tragweite der Sache jedenfalls auszusprechen gewesen wäre. Man weist auf die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses hin, welche eine solche Verzichtserklärung annehmen ließen. Allein bei der Auslegung eines Gesetzes hat man sich zunächst an den Text desselben zu halten und bei unklaren Stellen können die Verhandlungen eines einzelnen Gesetzgebungsfaktors — die Reden einzelner Abgeordneten, die Motivenberichte von Ausschüssen — nicht entscheiden und daraus, daß einzelne Reichsratsabgeordnete dem Gesetze eine bestimmte Deutung geben, daß ein Ausschuß des Hauses oder sein Referent diese Deutung akzeptierten, folgt noch nicht, daß die Majorität des Hauses, welche die Bestimmungen des Bankprivilegiums annahm, durch diesen Beschluß auch die von einzelnen ausgesprochene Meinung und Auslegung des Statuts akzeptiert habe. Das Gegenteil tritt sehr oft ein; die Motive, welche bei der Abstimmung entscheiden, sind oft ganz verschiedener Art und speziell in diesem Falle ist mir bekannt, daß eine Fraktion des Abgeordnetenhauses — Eugen Kinsky, Skene ꝛc. — für das Bankstatut stimmte, obgleich sie durchaus nicht die Absicht hatte, das Recht des Staates zur Ausgabe von Noten unter 10 Fl. preiszugeben. Es ist ferner bemerkenswert, daß der damalige Finanzminister Plener, der doch allen Verhandlungen im Reichsrat und in den Ausschüssen über das Bankprivilegium beiwohnte, bei seinem Austritt seinem Nachfolger Larisch diese Maßregel der Emission von Staatsnoten ausdrücklich empfahl (wie er dies auch in seiner dem Kaiser im Jahre 1866 überreichten Beschwerdeschrift gegen die durch Larisch gegebene Darstellung der vergangenen Finanzperiode besonders hervorhebt und sich gleichsam ein Verdienst daraus macht, zu dieser Verfügung geraten zu haben).*) Diese Maßregel empfahl Plener schon Ende Juli 1865. Die Regierung hat aber von diesem Rat, weil sie die finanziellen Bedenken einer solchen Verfügung vollkommen zu würdigen wußte, damals keinen Gebrauch gemacht. Erst als der Ausbruch des Krieges mit Preußen ganz unzweifelhaft war, am 5. Mai 1866, erschien das Gesetz, welches die Emission von Staatsnoten anordnete.

Wie konnte nun Plener überhaupt einen solchen Rat erteilen, wenn das Bankprivilegium seine Ausführung unzulässig machte? Dieses Privilegium begründete ja ein Vertragsverhältnis mit der Bank, konnte daher, auch bei Mitwirkung des Reichsrates, nicht geändert werden ohne Zustimmung der Bank; daß diese aber gegen ihr offenbares Interesse eine solche Zustimmung nie geben würde, war Herrn von Plener sehr wohl bekannt. Er konnte jenen Rat daher nur in der Überzeugung erteilen, daß seine Ausführung eine Verletzung des Bankprivilegiums nicht involviere.

*) Aus dieser Rechtfertigungs-Beschwerdeschrift vom 18. Juni 1866 des früheren Finanzministers Edlen von Plener gegen den amtlich publizierten alleruntänigsten Vortrag de dato 30. Mai 1866 des Finanzministers Grafen Larisch über den Bericht der Staatsschulden-Kontrollkommission finden sich in Belcredis Nachlasse besondere Aufzeichnungen, welche der obigen Darstellung zu Grunde liegen. Desgleichen ein Auszug aus einem Vortrage des Fürsten Colloredo Mannsfeld, Präsidenten der Staatsschulden-Kontrollkommission an S. M. den Kaiser, der die schwierige Finanzlage des Sistierungs-Ministeriums in aller Schärfe darlegt.

Digitized by Google

Die später zwischen Regierung und Bank getroffene Vereinbarung (wonach die letztere der Regierung die erforderliche Summe in Banknoten vorschoß gegen Rückerstattung durch die sukzessive annullierten Staatsnoten), die in den unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten, in der gegebenen kurzen Zeit höhere Summen von Staatsnoten anzufertigen, ihren Grund hatte, war mit dem Bankstatut allerdings nicht zu vereinigen, weil nach diesem alle Finanzgeschäfte der Bank mit dem Staate zu unterbleiben hatten.

Übrigens hat die Bank die bei Emission der Staatsnoten ihr zugestandene, für sie sehr wertvolle Begünstigung, von der Verpflichtung der Einlösung ihrer Noten gegen Bargeld in dem im Statut festgesetzten Termine losgezählt zu sein, bestens akzeptiert, ohne je über diese Verletzung des Privilegiums zu klagen. Darin lag wohl eine für die Bank nicht wertlose Gegenkonzession, und die ihr später — 1868 — unter Finanzminister Brestl zugestandene Kapitalsreduktion läßt sich ja auch nur unter dem Gesichtspunkt einer Entschädigung einigermaßen rechtfertigen. Übrigens hat die Emission der Staatsnoten alle die Folgen nicht gehabt, die man bezüglich der Steigerung des Agios überhaupt und der Entstehung einer alle Geldverhältnisse verwirrenden Wertdifferenz zwischen Staats- und Banknoten befürchtete. Das Agio ist durch die gefahrvolle Lage gesteigert worden, nicht aber durch die Notenemission (der höchste Stand war unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz 33 %), und ein Disagio hat auch nicht einen Tag lang bestanden. Die Erklärung liegt darin, daß durch diese Emission zugleich einem dringenden Verkehrsbedürfnis entsprochen wurde und die Summe von 300 Millionen ohne eine Überfüllung im Geschäftsverkehr ihre willige Aufnahme und Verwendung fand. Es wird ja jetzt schon übereinstimmend anerkannt, daß das Bankstatut vom Jahre 1862 (wobei Dr. Herbst, der jetzige Justizminister, als Abgeordneter und Ausschußreferent den größten Anteil hatte) in nationalökonomischer und daher indirekt auch finanzieller Beziehung ein entschiedener Mißgriff war, da die Einziehung der in Umlauf befindlichen Banknotenmenge nach jenem Statut in einem zu ausgedehnten Maße und in zu kurzen Terminen stattfand, so daß im Jahre 1865 die noch zirkulierende Summe weit unter dem effektiven Bedarfe war und es dem Geschäftsverkehr an den nötigen Zahlungsmitteln fehlte. Diese Kalamität war umso bedenklicher, als die überaus hohe Steuerlast dadurch noch drückender und unerträglicher wurde. Die Voraussetzung, daß im Verhältnis zur Verminderung der Papierwährung das Metallgeld dem Verkehr zuströmen würde, hat sich als unbegründet erwiesen und es wäre auch ohne Krieg jedenfalls die Notwendigkeit eingetreten, eine auf Vermehrung der Geldzeichen abzielende Maßregel zu treffen, um der Industrie und dem Handel die unbedingt erforderliche Erleichterung zu verschaffen. Die Kalamität hatte noch während der Tätigkeit des Reichsrates diese Höhe erreicht, sie hätte bei einer Fortsetzung dieser Wirksamkeit nur zunehmen können, da dann ein Abschluß des inneren staatsrechtlichen Streites völlig aussichtslos gewesen wäre und diese trostlose Lage in der Geschäftswelt kein Vertrauen in die Zukunft aufkommen ließ.

Was nun die Steuern anbelangt, so hat die damalige Regierung jedenfalls das Verdienst, die in der früheren Zeit, und zwar unter Mitwirkung des Reichsrates, erfolgte Überbürdung des Steuerträgers, namentlich

Digitized by Google

bezüglich der Realsteuern, anerkannt und diese Anerkennung in dem redlichen Streben nach Herabminderung der Ausgaben in der Militär- und Zivil-Verwaltung sowie in der freilich verschwindend kleinen Herabminderung des Grundsteuer-Voranschlags ausgedrückt zu haben.

Der Grund war gelegt, um bis zum Jahre 1868 das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen; die verhängnisvolle Kriegskatastrophe hat diese Hoffnungen zu nichte gemacht. Durch die Herabminderung der Grundsteuer wollte die Regierung zunächst nur ihren guten Willen und die Einsicht zu erkennen geben, daß in diesem Steuerzweige nur an eine Herabminderung, nimmermehr aber auf eine weitere Erhöhung gedacht werden könne. Der Effekt konnte nur ein moralischer sein und war es auch; materiell konnte nur der kleinste Realitätenbesitz diese Maßregel als eine Erleichterung verspüren. Die finanziellen Zustände gestatteten es nicht, hierin weiterzugehen. Doch auch diese Verfügung wurde von den Gegnern zu einer Anklage benützt: das Ministerium habe nämlich dadurch eine Bevorzugung des Großgrundbesitzes beabsichtigt. Durch eine Steuerverordnung, die sich nur nach Kreuzern berechnen ließ, soll man den großen Grundbesitz gewinnen! Diese Absicht, wenn sie vorhanden gewesen wäre, konnte ja vom Großgrundbesitz nur als Hohn aufgefaßt werden und durch Verhöhnung kann man doch keine Freunde gewinnen.

Eine zweite wichtige Maßregel dieser Regierung war die Einführung des Pauschalierungssystemes für die indirekten Steuern. Man hat mit Unrecht diese Maßregel als von Larisch ersonnen ausgegeben.

Ich hatte diesen Antrag dem Kaiser gestellt, noch bevor eine Berufung an Larisch erging, in das Ministerium einzutreten. Ich hatte diese Maßregel mit Savenau, einem praktisch erfahrenen Mann, schon in meiner Eigenschaft als Statthalter in Böhmen besprochen und der Umstand, daß Savenau meiner Ansicht beistimmte, war mit ein Grund seiner Berufung ins Finanzministerium als Sektionschef. Die Verfügung wurde jedoch nicht früher getroffen, als bis eine aus Industriellen und Fachmännern — darunter die entschiedensten Gegner des Ministeriums — zusammengesetzte Enquete, welche im Finanzministerium ihre Beratungen hielt, sich bezüglich der Branntwein- und Zuckersteuer mit großer Majorität für das Pauschalierungssystem aussprach; bezüglich der Biersteuer lautete das Votum der Enquete negativ und aus diesem Grunde blieb es hier auch bei der früheren Besteuerungsart. Man hat auch aus dieser Maßregel eine Waffe gegen das Sistierungsministerium geschmiedet und behauptet, daß Larisch, welcher selbst große Brennereien und eine Zuckerfabrik hat, sich durch diese Verfügung einen Vorteil zuwenden wollte. Dies ist eine niedrige Verdächtigung, der jeder Grund mangelt. Larisch hat in dieser Sache, wie gesagt, nie die Initiative ergriffen; er hat allerdings ihren praktischen Wert erkannt, aber eben, weil er dabei persönlich beteiligt war, sich jeden entscheidenden Einflusses enthalten und der ganze Vorgang der Regierung, die Berufung der Enquete, in welcher den Gegnern des Ministeriums die freieste Meinungsäußerung eingeräumt war, zeigt doch wohl zur Genüge die in dieser Frage bewahrte Objektivität. Man hat die Regierung auch für den finanziellen Entgang verantwortlich gemacht, da der

Digitized by Google

Ertrag der Branntweinsteuer in den nächsten Jahren ein geringerer war als früher. Man hat aber verschwiegen, daß das in der Reichsratsperiode unter Plener beliebte fiskalische System bezüglich der erwähnten Steuerobjekte diese Produktionszweige im Jahre 1865 einem vollständigen Ruin entgegengeführt hatte (Zeugen: die Verhandlungen des Reichsrats im Abgeordnetenhaus und Herrenhaus), und daß bei Festhaltung jener Besteuerungsgrundsätze das bezügliche Staatseinkommen durch die bevorstehende Einstellung der meisten Brennereien weit mehr geschädigt worden wäre. Das Verlassen jenes ultrafiskalischen Standpunktes hat diesen Industriezweig erst wiederbelebt. Man hat ferner übersehen, daß ohne diese Systemänderung jene sehr wesentlichen Ersparnisse in der Finanzregie, wie sie unter dem Sistierungs-Ministerium Platz griff, gar nicht möglich gewesen wäre. Die Steuerpauschalierung hat eine bedeutende Reduktion des Finanzwachpersonales möglich gemacht — und diese Ersparnis muß denn doch in Anschlag gebracht werden, wenn man das reelle Staatseinkommen, welches durch die Branntweinsteuer vorher und nachher erzielt wurde, richtig beurteilen will.

Der moralische Vorteil wird von den Gegnern, die sich ja selbst jeder sittlichen Regung verschließen, freilich ganz ignoriert. Er war aber sehr bedeutend, indem nach den früheren Grundsätzen ein Heer schlechtbesoldeter, bestechlicher Finanzorgane durch ihre sogenannte Überwachung dem Produzenten jede freie Bewegung raubte und selbst den rechtlichsten zwang, um nur überhaupt die Produktion fortsetzen zu können, durch Anwendung unerlaubter Mittel ein gutes Einverständnis mit jenen Finanzaufsehern zu erzielen. Eine solche systematische Demoralisation, die ihre Veranlassung im Gesetze selbst und in den Vollzugsvorschriften der Regierung fand, schafft aber einen auch politisch so verderblichen Zustand, der überdies nebstbei mit großem materiellen Verlust für den Staat verbunden ist, daß dessen Behebung auch materielle Opfer verdient. Man hat endlich auch unbeachtet gelassen, daß die Branntwein-Erzeugung eine mit der Landwirtschaft verbundene industrielle Nebenbeschäftigung ist, die auch fiskalisch nie von der ersteren losgelöst werden sollte, am allerwenigsten dort, wo die Grundsteuer, wie in Österreich, eine exorbitante Höhe erreicht hat. Eine Erleichterung bei der Besteuerung dieses landwirtschaftlichen Nebenzweiges stärkt die Steuerfähigkeit des Urproduzenten und umgekehrt. Nun waren aber die Verhältnisse bei Einführung eines Pauschalierungssystemes für den Grundbesitzer die allerungünstigsten, da eine mehrjährige schlechte oder doch nur mittelmäßige Ernte bei gleichzeitiger, fortgesetzter Steigerung der Grundsteuer und ein rapides Sinken des Agios seine Zahlungsfähigkeit in der bedenklichsten Weise erschüttert hatten.

Von Seite aller Fachmänner in Mähren, Böhmen und Schlesien, wo die Branntwein-Industrie die größte Bedeutung hat, wird bis zum heutigen Tage das Pauschalierungssystem als rationell und zweckmäßig verteidigt und es verdient bemerkt zu werden, daß Regierung und Parlament auch bis jetzt nicht gewagt haben, es aufzuheben, obwohl sie allein deshalb, weil die vorangegangene Regierung diese Maßregel getroffen hat, keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, um ihren Tadel über diese „verfehlte" Einrichtung auszusprechen.

Digitized by Google

Zur Zeit meiner Amtsführung ist nur ein Anlehen im Jahre 1865 mit Pariser Häusern*) geschlossen worden, um dem noch aus der Reichsratsperiode stammenden, völlig ungedeckten Bedarf von 90 Millionen zu genügen. Der Reichsrat, welcher sich durch 4½ Jahre fast ausschließlich mit Finanzangelegenheiten befaßte und dabei jedes Jahr zu neuen Steuern und neuen Anlehen seine Zustimmung gab, war im Jahre 1865 dahin gelangt, ohne jede eigene Übersicht über Bedarf und Bedeckung im Monate Juni durch den Finanzminister Plener mit der Erklärung „überrascht" zu werden, daß nicht weniger als 90 Millionen noch zu beschaffen seien, um den Anforderungen des Jahres 1865 zu genügen. Daß diese Eröffnung völlig unerwartet kam, beweisen die stenographischen Protokolle des Reichsrates, beweisen alle der Reichsratsmajorität dienenden Preßorgane jener Zeit. Was läßt sich aber in finanzieller Beziehung von einem Parlamente erwarten, welches nach einer fast fünfjährigen Tätigkeit in dieser Weise „überrascht" werden kann? Kann man in der finanziellen Welt einer solchen Versammlung überhaupt noch ein Gewicht beilegen? Einer Versammlung, die selbst alles dafür getan hat, die Finanzzustände des Reiches in den schwärzesten Farben zu malen und mit Vorliebe zu betonen, daß Österreich „keinen Kredit mehr habe" und auch keinen mehr haben könne! Der Bankerott wurde ja in dieser Versammlung unzählige Male in sichere Aussicht gestellt. Man lese nur die stenographischen Protokolle über die Verhandlungen des Reichsrates namentlich in der letzten Periode 1864/65, um sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen. (Bezeichnend ist auch, was mir Kuranda einmal aus Anlaß der Verhandlungen über § 13 des Reichsratsstatuts**), angeregt durch den galizischen Belagerungszustand im Jahre 1864 sagte. Er meinte, dieser § 13 sei insolange nicht so übel, als ja der Staatsbankerott ganz unvermeidlich sei. Solange dieser Paragraph bestehe, könne die Regierung allein, ohne Reichsrat, den Bankerott vollziehen, das ganze Odium der doch unabweislichen Maßregel auf sich nehmen, während eine wesentliche Modifikation dieses Paragraphen auch den Reichsrat in diese fatale Notwendigkeit hineinziehen würde. Nach vollzogenem Bankerott könnte dann jene Bestimmung, welche der Regierung allerdings allzufreie Hand läßt, entfernt werden.) Gesetzt nun aber auch, jenes Anlehen wäre unter Mitwirkung des Reichsrates unter billigeren Bedingungen zustande gekommen (denn der sehr hohe Preis kann nicht in Abrede gestellt werden, wozu übrigens die damals überhaupt ungünstige Disposition des europäischen Geldmarktes und die bedenkliche Spannung zwischen Preußen und Österreich mit französischem Hintergrunde nicht wenig beitrug), so war die Regierung absolut nicht in der Lage, diesen Weg einzuschlagen, ohne alle Hoffnung auf eine Vereinbarung mit Ungarn von vorneherein gründlich zu vernichten. Das Recht des damaligen

*) Es ist dies das Anlehen auf Grund des Gesetzes vom 23. November 1865, von welchem Fürst Colloredo-Mannsfeld in dem erwähnten Vortrage spricht und es als das erste bezeichnet, „welches seit der Sistierung des Grundgesetzes und ohne die in demselben sowie in dem Allerhöchsten Handschreiben vom 17. Juli 1860 und Artikel II des Diplomes vom 20. Oktober 1860 geforderte Zustimmung des Reichsrats kontrahiert wurde".

**) Anm. d. Herausgebers: Jetzt der berühmte § 14 des Staatsgrundgesetzes vom Jahre 1867.

Digitized by Google

Reichsrates zur Belastung des Gesamtstaates anerkennen, hieß gleichzeitig die Verfassungsrechte Ungarns für konfisziert betrachten. Eine Regierung, die diesen Standpunkt einnahm, war nur eine Fortsetzung der Schmerlingschen und mußte naturnotwendig zu denselben Konsequenzen gelangen. Ich denke aber, daß der wirklich erzielte Ausgleich mit Ungarn — selbst in der jetzt bestehenden unter Beust verdorbenen Form — jenen Vorteil einiger Perzente in der Geldbeschaffung tausendfach überwiegt.

Das Domänen-Pfandbriefanlehen wurde im Jahre 1867, wenn man seine gute Hypothek in Betracht zieht, zu keinen günstigeren Bedingungen als das ersterwähnte abgeschlossen. Es wurde in höchst perfider Weise auch dem Sistierungs-Ministerium zugeschoben, während es doch erst nach meinem Austritte abgeschlossen wurde. Ich habe bis zum letzten Tage meiner Amtsführung gegen den Abschluß — als finanziell unnötig und bei dem ungünstigen Preis sowie der in naher Aussicht stehenden Bildung einer zur Mitwirkung kompetenten Vertretung geradezu unverantwortlich — gekämpft und eben dieser mein Austritt hat es den Herren von Beust und von Becke, die seit Monaten den Abschluß mit auffallender Hast betrieben hatten, möglich gemacht, zum Anlehensabschlusse zu schreiten. In den Finanzkreisen, und selbst in den ehrenwertesten (z. B. die Direktion der Wiener Eskomptebank), wurde ganz offen davon gesprochen, daß Beust und Becke jeder eine halbe Million für den Abschluß in Empfang genommen haben, und ich muß gestehen, daß Beusts Vorgang dabei ganz danach angetan war, dem Gerüchte Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Wie die weitere Handlungsweise dieser Männer zu charakterisieren sei, welche dann bemüht waren — in direktem Widerspruche mit der Wahrheit —, das Anlehen dem Sistierungs-Ministerium in die Schuhe zu schieben; wie sich der Reichsrat und die zisleithanische Regierung samt dem ehrlichen Brestel dazu hergeben konnten, diese Lüge als Wahrheit zu akzeptieren, das Sistierungs-Ministerium wegen dieses Anlehensabschlusses offen anzuklagen, gleichzeitig aber (als Liebesblick für Beust) dieses selbe Anlehen von der neuen Kuponsteuer zu befreien, weil, wie Brestel sagte, dasselbe auf Grund und Boden versichert sei, — also weil die Gläubiger ohnehin schon den großen Vorteil der Sicherheit haben, sollen sie gegenüber den anderen auch noch das weitere Vorrecht der Steuerbefreiung genießen, — dies alles will ich hier nicht näher erörtern, denn es richtet sich selbst.

In national-ökonomischer Beziehung hat das Sistierungs-Ministerium zuerst den richtigen Weg mit Konsequenz verfolgt und die Bedingungen des Aufblühens der heimischen Industrie nicht in neuem engherzigen Abschließen gegenüber der Produktion anderer Länder durch hohe Eingangszölle, sondern in dem möglichst freien Verkehr der industriellen Erzeugnisse aller Länder gesucht. Die frühere Regierung hatte wohl auch dort, wo die Not dazu drängte — wie z. B. in dem Zollvertrage mit Deutschland infolge der erfolgten Erneuerung des Zollvereines mit Ausschluß Österreichs —, die Maßregel der Zollermäßigung ergriffen, aber es blieben dies immer nur einzelne, durch spezielle Verhältnisse abgedrungene Schritte ohne jedes Prinzip und System, da die ererbte Vorliebe für den Schutzzoll eine freiere Auffassung nicht aufkommen ließ. Das größte Übel, an dem unsere Industrie krankt,

Digitized by Google

liegt in den persönlichen, geschichtlich großgezogenen Eigenschaften der Industriellen und erst in zweiter Linie in unseren politischen und finanziellen Verhältnissen, dem hohen Preis des Geldes, den ungenügenden Verkehrs- und Transportmitteln ꝛc. Es fehlt an ausdauernder Arbeitslust, an Sparsamkeit und Genügsamkeit im Leben, es fehlt an Gewandtheit im Geschäft, an jener Beweglichkeit des Geistes, welche den wechselnden Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen gerecht zu werden sucht. Die Wünsche der Kunden sind für die Industriellen nicht maßgebend, sondern umgekehrt: die Kunden sollen sich dem Willen und dem Geschmack der Industriellen unterwerfen. Der Einfluß eines allzu lange währenden Schutzsystems, verbunden mit nationaler Schwäche, haben zu diesem traurigen Resultate geführt. Alle Belehrungen, alle Argumente sind diesem starren, unverständigen Egoismus und dieser Indolenz gegenüber machtlos; nur die tief empfundene Not kann hier Heilung bringen. Der Ausgleich mit Ungarn, welches der Natur seiner Verhältnisse nach dem Freihandel zuneigt, kann in dieser Richtung günstig wirken, eine heilsame Pression ungarischerseits auf die schutzzöllnerisch gesinnte deutsche Partei der anderen Länder ausgeübt werden. Dem damaligen Handelsminister Wüllerstorff kann man das Verdienst nicht streitig machen, einen gesunden Geist in das Handelsministerium gebracht zu haben und eifrig bemüht gewesen zu sein, die Handelswelt für richtigere Ideen empfänglich zu machen. Ein Vorfall während seiner Amtsperiode war charakteristisch. Die Seifensieder Wiens klagten über die Flauheit ihres Geschäftes. Wüllerstorff bemühte sich, ihren Erzeugnissen einen neuen Markt im Orient zu gewinnen. Es war auch bereits ein günstiger Erfolg gesichert, wenn die Erzeuger in den Formen ihrer Gewerbsprodukte der Geschmacksrichtung jenes Absatzgebietes Genüge leisten würden. Den Repräsentanten dieses Gewerbszweiges wurde dies bekanntgegeben. Was antworteten sie jedoch? „Wir erzeugen nur in dieser einen bestimmten Form; wem sie recht ist, der möge bei uns kaufen, wem diese Form eben nicht gefällt, für den arbeiten wir nicht.“ Es ist kein Zweifel, daß Österreich keinen Überfluß an Kapitalien hat. Damit diese sich aber im Lande ansammeln können, ist vor allem nötig, daß der Fleiß mit Sparsamkeit vereint, die Betriebsamkeit mit Einsicht gepaart sei. Die Indolenz, die vorherrschende Neigung zu einem üppigen Leben werden es immer unmöglich machen, daß das für produktive Zwecke verwendbare Kapital sich mehre. Die überaus günstige Ernte von 1867 bei gleichzeitiger Mißernte in anderen Ländern hat naturgemäß auch auf die Industrie einen belebenden Einfluß geübt. Wie hat man diese günstigen Verhältnisse benützt? War man vor allem bemüht, die vermehrten Geldmittel neuen produktiven Zwecken zuzuwenden? Keineswegs: man hat sich vielmehr kopfüber in Börsen-Spekulationen gestürzt und in der Winterperiode 1868/69 Hunderte von Millionen dem Börsenschwindel geopfert. Der Zoll- und Handelsvertrag mit Frankreich, der mit den früheren engherzigen Anschauungen in nationalökonomischen Fragen nichts mehr gemein hat, wurde vom Sistierungsministerium geschlossen, und die Verhandlungen hierüber auch erst unter diesem Ministerium begonnen. Ein ähnlicher Vertrag mit England, worüber unter der vorhergegangenen Regierung lange Zeit resultatlos verhandelt worden war, wurde gleichfalls unter dem Sistierungsministerium ab-

Digitized by Google

geschlossen und infolge des durch den Ausgleich bedingten Handelsübereinkommens zwischen Ungarn und Zisleithanien nach Zustimmung der Vertretungskörper sanktioniert: er ist aber bis heute nicht zur Ausführung gelangt; da die in einer Nachtragskonvention aufgenommenen Ausführungsbestimmungen bis jetzt in Ungarn noch nicht in Verhandlung genommen, im Wiener Parlament aber verworfen wurden, mit der gleichzeitigen Aufforderung an die Regierung, eine neue Konvention zur Ausführung des Vertrags mit England zu schließen.

Die Verhandlungen über den Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein wurden auch schon zur Zeit meiner Amtsführung soweit geführt, daß der definitive Abschluß unmittelbar bevorstand; nur die preußischerseits im letzten Augenblick wieder beanständete Herabsetzung der Weinzölle bildete ein Hindernis, welches erst später beseitigt wurde. Auch ähnliche Verträge mit Italien und mit der Schweiz wurden schon zu meiner Zeit angebahnt und die Verhandlungen waren mit den besten Aussichten schon weit fortgeführt, als die Regierungsveränderung eintrat. Es wurde aber durchaus nicht verkannt, daß bei einer vermehrten Konkurrenz des Auslandes auch dem heimischen Markt — gleichzeitig durch Erleichterung des Verkehres, Vermehrung der Verkehrsmittel — für die inländische Industrie eine Unterstützung gewährt werden müsse. In dieser Richtung ist nun von der Regierung, welcher ich angehörte, in Berücksichtigung der kurzen Regierungsperiode und der besonderen Ungunst der Verhältnisse in diesem Zeitraum weit mehr geschehen als in der vorangegangenen fast fünfjährigen Friedensperiode des reichsrätlichen Regimes. Die Franz Josefs-Bahnverbindung zwischen Wien—Gmund—Tabor—Prag und Wien—Budweis—Pilsen—Eger wurde zwar durch das Konzessionierungsgesetz bereits im Jahre 1865 noch vom Reichsrat (und zwar im Abgeordnetenhaus in der 88. Sitzung am 15. Juli 1865) beschlossen, allein, wie der über den Ausbau dieser Linie, beziehungsweise die neuerliche Subvention aus Staatsmitteln, zusammengesetzte Ausschuß des Abgeordnetenhauses im Jahre 1869 (April) selbst eingesteht, war die „Annahme", welche der Berechnung des zu garantierenden Zinsenerträgnisses zugrunde gelegt wurde (daß die Aktien und Prioritätsobligationen der Bahn zu einem Durchschnittskurse von 85 begeben werden würden), schon zur Zeit jener Beschlußfassung des Abgeordnetenhauses im Jahre 1865 eine wenig berechtigte. Der Ausschußbericht erkennt die Zweckmäßigkeit der Maßregel des vielverschrieenen Sistierungsministeriums vollkommen an, wonach der Gesellschaft Vorschüsse von 5 und $1^1/_2$ Millionen Gulden gewährt wurden, welche nach Vollendung des ganzen Bahnnetzes in Aktien zum Parikurse zu refundieren waren. Der Ausschuß erkennt ferner an, daß durch diese „Maßregel" die Gesellschaft in die Lage gesetzt wurde, die Strecke Pilsen—Budweis zu bauen und in Betrieb zu setzen sowie ferner den Bau der Strecke Budweis—Wien der nahen Vollendung entgegenzuführen. Da sich nun die Gesellschaft, „gestützt auf diese Resultate", abermals um einen Staatsvorschuß bewarb, um damit auch die übrigen Strecken ihres Bahnnetzes, Gmünd, Prag, Pilsen und Eger, ebenso rasch ausbauen zu können, so kam diese Angelegenheit im Jahre 1869 abermals im Reichsrat zur Verhandlung und nach dem Antrag des Ausschusses wurde in der Sitzung des Abgeordneten-

Digitized by Google

hauses vom 26. April 1869 ohne Debatte ein weiterer Staatsvorschuß von 4¼ Millionen dieser Bahn bewilligt.

Ferner kam zur Zeit meiner Amtsführung das große, wichtige Unternehmen der Rudolfsbahn zustande, ebenso die Bahn Brünn—Olmütz und Prerau (Konzession der Nordbahn) und endlich wurde erst in dieser Regierungsperiode den Staatsbahnen die Konzession zum Bau einer Eisenbahn erteilt, welche vom Wien-Raaberbahnhof ausgehend, eine Verbindung mit Brünn und Prag (an irgend einem Punkte der Prag-Brünner Staatsbahn einmündend) herstellt. Diese Konzession gab schon der früheren Regierung Anlaß zu langwierigen, aber immer resultatlosen Verhandlungen, weil es die damaligen Regierungsmänner nicht wagten, den Prätentionen der Nordbahn und ihrer mächtigen Patrone — welche in jeder wie immer gearteten neuen Eisenbahnverbindung Wiens mit Brünn eine Parallelbahn und daher eine Privilegiumsverletzung erblickten — mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Warrens hat vor wenigen Tagen — Mai 1869 — in seiner Montagszeitung mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Wiener Handelskammer mit samt ihrem so gefeierten Präsidenten Winterstein in der wichtigen Frage des Nordbahnmonopols ihrer Pflicht in keiner Weise genügt habe, sondern mehr das Interesse der Bahngesellschaft als das des Handels vertreten habe.

Was damals in Jahren nicht erreicht wurde, hat das Sistierungsministerium in wenigen Monaten bewirkt. Die Nordbahn drohte mit einer gerichtlichen Klage wegen angeblicher Privilegiumsverletzung, hat es aber bis jetzt unterlassen, diese Drohung auszuführen.

Auch der Abschluß der Verhandlungen wegen des wichtigen Hafenbaues in Triest und die Sicherstellung dieses Werkes sowie endlich die für den Verkehr höchstwichtige Maßregel der Herabsetzung und gleichmäßigen Fixierung des Briefportos auf 5 Kreuzer für die ganze Monarchie ist das Verdienst des Sistierungsministeriums, welches man freilich nicht gerne anerkennt, während man doch seine Konsequenzen sehr willig hinnimmt.

* * *

Es werden hier zwei ausführliche Rundschreiben des Ministers Belcredi angefügt, von welchen das erste dem Herbste 1865, das zweite offenbar der Zeit der Wiedereinberufung der Landtage (Kaiserliches Patent vom 14. Oktober 1866) angehört. Beide sind an sämtliche Landeschefs (das zweite mit Ausnahme des Landeschefs von Venetien) gerichtet.

Sie erscheinen aus dem Grunde zur Angliederung an die Fragmente geeignet, weil sie einen Einblick in den Geist der administrativen Tätigkeit Belcredis sowie in die Ideen und Absichten, welche ihn bei der Sistierung leiteten, gewähren.

Das erste Rundschreiben lautet:

E. E.! Ich habe in meinem Antrittsschreiben bereis die allgemeinen Gesichtspunkte angedeutet, die mir bei Besorgung des administrativen Dienstes vorzugsweise maßgebend erscheinen. Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeiten, die sich bei Durchführung so mancher dieser Anordnungen ergeben werden, und ich weiß wohl, daß nur ein fester, unbeugsamer Wille, ein beharrliches Verfolgen der bezeichneten Bahn dahin führen kann, das gesprochene Wort zur lebendigen Tat zu machen. Diese Überzeugung wird alle meine Schritte leiten und ich bitte es wohl zu beachten,

Digitized by Google

daß, wenn ich eine Anordnung treffe, ich auch einen wahren, erfolgreichen Vollzug derselben fordere und pflichtgemäß fordern muß.

Selbstverständlich könnte ich mich daher mit einem bloß formellen Vollzug durch amtliche Verständigung der untergeordneten Organe, ohne jede weitere Verfolgung und wirkliche Betätigung des Verständnisses für jene in meinem ersten Schreiben ausgesprochenen Gedanken, nicht zufrieden stellen.

Mir sind aber auch die Schwierigkeiten sehr wohl bekannt, welche sich der Ausführung nach verschiedenen Richtungen entgegenstellen. Sie liegen teils im amtlichen Personale, seinen bisherigen Anschauungen und festgewurzelten amtlichen Gewohnheiten, teils in den Verhältnissen, welche Land und Leute darbieten.

Ich will diese Schwierigkeiten hier einer genauen Erörterung unterziehen und sodann hieran jene weiteren Erwägungen und Anordnungen knüpfen, welche in mehrfacher Beziehung dasjenige vervollständigen sollen, was in meinem ersten Schreiben nur im allgemeinen angedeutet wurde. Die Wirksamkeit eines pflichtgetreuen Beamten ist gewiß heute wie ehedem in staatlicher Beziehung eine hochwichtige, seine Stellung eine ehrenvolle und hochachtbare und alle meine den Beamtenstand berührenden Maßregeln werden von dieser Auffassung geleitet sein. Hiedurch ist aber zugleich zweierlei gegeben. Erstens, daß der pflichttreue Beamte von seinen Vorgesetzten der gerechten Würdigung und Anerkennung sicher sei, dagegen der seine Pflicht verletzende oder in der Erfüllung derselben lässige Beamte nach der vollen Strenge des Gesetzes gestraft werde. Dies fordert sowohl das öffentliche Interesse als auch das Interesse des Beamtenstandes selbst, denn die Bevölkerung wird nur denjenigen Stand achten und ehren, welcher sich selbst zu ehren weiß.

Es tritt übrigens noch ein zweites, sachliches Moment hinzu, welches in der eben angedeuteten Richtung von Bedeutung ist, nämlich die amtliche Wirksamkeit selbst, welche, wenn sie sich in so weit ausgedehnten Grenzen bewegt, wie dies gegenwärtig der Fall ist, nicht allein den Interessen des Dienstes und des Beamtenstandes nachteilig ist.

Das Amt übernimmt eine Verantwortlichkeit, welcher es nicht zu genügen vermag, weil seine Kräfte hiezu nicht ausreichen, und mag auch die Intention, von welcher das Amt bei seiner Tätigkeit ausgeht, oft die beste sein; der geringe oder gänzlich fehlschlagende Erfolg kann auf das Ansehen des Amtes nur höchst ungünstig zurückwirken und muß endlich auch die tüchtigste Kraft schwächen und entmutigen Dieses Streben, die Grenzen der administrativen Tätigkeit möglichst zu erweitern, mußte ferner wesentlich dazu beitragen, dem Formalismus in der Geschäftsbehandlung eine immer größere Bedeutung zu vindizieren; denn die Unmöglichkeit, eine übergroße Zahl der Geschäfte meritorisch und mit praktischem Erfolge der Erledigung zuzuführen, bringt es notwendig mit sich, daß man an der formellen Geschäftsbehandlung Genügen findet und endlich die Erhaltung einer äußeren Ordnung für die Lösung der Amtsaufgabe hält. Dieser Stand der Dinge kann und darf sowohl im allgemeinem Interesse als in jenem des Beamtenstandes kein dauernder bleiben und ich muß darauf bestehen, daß mit allem Nachdruck dahin gewirkt werde einer heilsamen Reform die Wege zu bahnen.

Die Schwierigkeiten, welche die Anschauungen und Gewohnheiten eines großen Teiles der Bevölkerung bieten, stehen mit den zuerst bezeichneten Hindernissen in inniger Verbindung.

Digitized by Google

Die Bevölkerung ist ja systematisch daran gewöhnt worden, in allem und jedem die Hilfe der Regierungsorgane anzurufen, daher jetzt das teilweise hervortretende mindere Geschick, die geringere Neigung zur Selbständigkeit, Selbsttätigkeit ganz unvermeidliche Erscheinungen sind, die aber nicht im mindesten dazu berechtigen, der Fortsetzung des jetzigen Systems das Wort zu reden. Es wird dadurch nur der Ernst der Aufgabe erhöht, durch die Beseitigung der Hemmnisse der Selbsttätigkeit, unabhängige Kräfte für eine heilsame Reform der Zustände in Wahrhaft freiheitlichem Sinne wirksam zu machen, und es liegt die Beseitigung dieser Hindernisse teilweise jedenfalls in der Macht der Behörden.

In dieser Richtung ist demnach dem Amtspersonal und seinem Wirken eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Beamte, die sich mit dem Geiste der neuen Institution nicht vertraut machen können, sind nicht geeignet, im administrativen Dienste eine erfolgreiche Wirksamkeit zu entfalten, und es kann bei Beurteilung der Eignung eines Beamten selbstverständlich immer nur das allgemeine Interesse in erster Reihe entscheiden. Die Rücksichten für persönliche Interessen können in ihren Motiven sehr achtbar sein, allein, wenn sie mit dem Staatsinteresse kollidieren, werden sie zu einem schweren Vergehen und äußern die verderblichsten Folgen. Der finanzielle Gesichtspunkt ist dort, wo höhere Rücksichten vorwalten und erworbene Rechte zu achten sind, gewiß nicht entscheidend. Allein derselbe fällt sehr ins Gewicht, wo die höheren Dienstesrücksichten durch die weitere Verwendung einzelner Beamten nicht gewahrt erscheinen oder einzelne Posten ohne Gefährdung des Dienstes auch unbesetzt bleiben könnten, da diejenigen Persönlichkeiten, welche dieselben einnehmen, wenig oder nichts leisten und man denselben nur das „Ausdienen" ermöglichen will. So weitgehende Rücksichten kann ich unmöglich walten lassen; hier sind es die Interessen des Staates und des Staatsschatzes, welche namentlich in der Gegenwart ein ernstes Einschreiten gebieterisch fordern.

Ich muß E. E. daher angelegentlichst ersuchen, die Personalfragen nach den gegebenen Andeutungen einer gründlichen Erwägung zu unterziehen und mir im Hinblicke auf die unabweisliche Notwendigkeit der äußersten und schleunigst zu erzielenden Ersparnisse Ihre Anträge mit vollster Freiheit für alle mit der Administration betrauten Behörden zu erstatten.

Es steht diese Frage mit jener der Geschäftsbehandlung und Geschäftsvereinfachung im innigstem Zusammenhange; denn nichts hat zu der Masse der (formellen) Geschäfte so sehr beigetragen als die große Anzahl der Beamten. Solange diese nicht herabgemindert ist und die Beamten selbst nicht genötigt sind, an Zeit und Kraft zu sparen, bleiben alle beabsichtigten Geschäftsvereinfachungen eitle Wünsche. Daher ich nochmals darauf zurückkomme, daß den Personalfragen das größte Gewicht beizulegen ist. Nach den Erfahrungen, die ich selbst reichlich gewonnen habe, erfordert das Geschäft nur deshalb eine so große Anzahl von Beamten, weil — wenigstens in vielen Ländern und bei vielen Behörden — die Förmlichkeiten alles überwuchern, weil wenig oder nichts geschieht, ohne die Feder in die Hand zu nehmen und ein gewöhnlich auch noch recht weitläufiges Schriftstück zu verfassen, welches dann durch seine Numerierung, Protokollierung ꝛc. viele Hände beschäftigt.

Was sich nur immer mündlich abtun oder doch bis zur Schlußerledigung mündlich verhandeln läßt, muß auch in dieser Art behandelt werden. Die Gelegenheiten, welche die sogenannten Amtstage sowie auch die außerhalb des Amtsortes

Digitized by Google

vorkommenden Kommissionsverhandlungen zum mündlichen Verkehr und zur Erledigung so vieler Geschäfte bieten, werden nur sehr selten zum Besten des Dienstes benützt. Bei den Amtstagen beschränkt man sich in der Regel darauf, den versammelten Gemeindevorstehern amtliche Verlautbarungen allgemeinen Inhalts vorzulesen, in eine Verhandlung über spezielle Fragen wird fast nie eingegangen; und doch ist gerade hier die günstige Gelegenheit geboten, Zeit und Kraft des Amtes und des Gemeindevorstandes in einer dem Dienste entsprechenden, praktisch erfolgreichen Weise zu verwerten, die Äußerungen und Aufklärungen der Gemeindevorsteher in kurzem Wege entgegenzunehmen, wenn es erforderlich ist, auch Parteien hiezu vorzuladen und auf diese Weise Geschäfte in wenigen Stunden abzutun, die auf dem gewöhnlichen schriftlichen Wege sich oft monatelang hinschleppen. Ist eine schriftliche Aufzeichnung notwendig, so kann die Äußerung des Gemeindevorstands auf dem Aktenstück selbst kurz angemerkt und erforderlichenfalls mit der Unterschrift des Gemeindevorstehers versehen werden; oder in wichtigen Fällen kann eine kurze Protokollaufnahme stattfinden.

Die in vielen Gegenden sich äußernde Abneigung der Gemeindevorsteher, sich an Amtstagsverhandlungen zu beteiligen, ist leider zu berücksichtigen, weil man eben die Amtstage nicht zur Erleichterung der Bürde, welche auf den Schultern eines Gemeindevorstands ruht, zu benützen versteht, diese vielmehr durch den bureaukratischen Formalismus nur erhöht. Es liegt doch klar vor, daß ein mündliches Verfahren dem Verständnis der meisten Gemeindevorsteher weit mehr zusagt als der schriftliche Verkehr, und daß sich die Geschäfte nicht allein in kürzerer Zeit, sondern auch gründlicher erwägen lassen, denn zur Gründlichkeit gehört doch vor allem andern Verständnis der Sache, welches sich durch den unmittelbaren, mündlichen Verkehr leicht wecken läßt.

Gegenwärtig wird bekanntlich wegen der geringfügigsten Sache oft drei und mehrere Male zwischen Amt und Gemeindevorstand hin und her geschrieben, bis ein halbwegs befriedigendes Resultat erzielt wird. Welche Zeit und Kraft wird hiedurch auf beiden Seiten vergeudet! Wie müssen auf diese Weise die Schreibgeschäfte, die Geschäftsnummern anwachsen! Unter solchen Verhältnissen ist es allerdings nicht zu verwundern, daß über Mangel an Arbeitskraft geklagt wird. Daß bei Gelegenheit von Kommissions-Verhandlungen viele die Bevölkerung des Kommissionsortes berührenden Geschäfte gleichfalls abgetan oder doch Behelfe dazu gesammelt, Parteien vernommen werden könnten ꝛc., ist selbstverständlich und es würde dies von der Bevölkerung, welcher hiedurch viel Geld und Zeit erspart würde, nur dankend entgegengenommen werden. Leider wird aber diese Vereinfachung des Geschäftsganges ganz vernachlässigt. Die Einwendung, daß der entsendete Beamte bei der geringen Entschädigung für Reiseauslagen mit der Zeit geizen müsse, ist nur teilweise berechtigt, nämlich für umfangreichere und zeitraubende Geschäfte. Es gibt viele Amtshandlungen, und gerade diese bilden bei den Bezirksämtern die Mehrzahl, welche in einer sehr kurzen Zeit abgetan werden können, ohne daß hiedurch die Reisekosten für die entsendeten Beamten erhöht werden.

Ich will nicht auf die unnützen und geradezu vorschriftswidrigen Korrespondenzen näher eingehen, welche bei einzelnen Bezirksämtern zwischen dem Vorsteher und den ihm untergeordneten Beamten (z. B. schriftliche Kommissionsaufträge, die als Geschäftserledigung behandelt werden ꝛc.), zwischen der politischen und judiziellen Abteilung vorkommen und wobei es sich von selbst versteht, daß dieser Art künstlich

Digitized by Google

heraufbeschworenen Geschäftsvermehrungen mit Strenge entgegengetreten werden muß und daß ein Amtsvorsteher, welcher diesen Vorgang duldet, sich selbst ein Zeugnis sehr geringer Befähigung ausstellt. Allein es gibt noch Geschäftserleichterungen, die, so nahe sie auch liegen, doch bisher sehr wenig beachtet wurden. Dahin gehört die Ausfertigung der Erledigungen in mundo, gleich von Seite des Konzipienten. Die Approbation besteht in der Unterschrift des Vorstehers und ein gut geführtes Geschäftsprotokoll genügt für die Erhaltung der Geschäftsevidenz. Die große Mehrzahl der Erledigungen bei den Bezirksämtern und größtenteils auch bei den Landesbehörden läßt sich in dieser Weise behandeln und eine Fülle doppelter Schreiberei wird dadurch entfallen. Auch ist in Erwägung zu ziehen, ob die direkte Zustellung der Entscheidung der höheren Instanz an die Partei sich nicht gegenüber der jetzigen Gepflogenheit der Zustellung durch die Bezirksämter empfehle. Wo das Bezirksamt zu keinem Vollzug der Entscheidung zu schreiten hat, ist der bisher beobachtete Geschäftsgang nur ein Anlaß zur Verzögerung und Vermehrung der Schreiberei.

Die Berichte, welche von den Unterbehörden über jeden Rekurs an die Landesbehörden erstattet werden, können in der Regel ganz entfallen. Der Rekurs soll vorschriftsmäßig bei jenen Behörden eingebracht werden, gegen deren Entscheidung derselbe gerichtet ist. Nun genügt es vollkommen, wenn diese Behörde einfach die bezüglichen Akten aus der Registratur aushebt und mit dem Rekurs und einem kurzen Aktenverzeichnis der höheren Instanz einsendet. Bei der letzteren ist es die Sache des betreffenden Referenten, die Akten zu lesen. Kommen im Rekurse Daten vor, welche durch die Akten nicht beleuchtet werden, so werden in der Regel die auf die Rekursschrift selbst gleich in mundo anzusetzenden Bemerkungen für die Aufklärung der höheren Behörde gewiß genügen.

Ich glaube hiedurch schon genügend angedeutet zu haben, in welcher Weise Vereinfachungen möglich sind und wie ich wünsche, daß die Geschäfte formell behandelt werden. Wird in diesem Geiste vorgegangen, wie ich es entschieden fordern muß, dann wird nicht allein der Dienst selbst gewinnen, sondern es werden auch noch weitreichendere Ersparnisse als bisher eingeführt werden können.

Die Gemeindevorstände haben sehr häufig wenig oder gar kein Verständnis für einen schriftlichen Verkehr, sie fühlen sich daher durch eine ihnen gänzlich fremde Geschäftslast überbürdet, die ihnen ihr Amt von vorneherein verleiden muß. Dem Gemeindevorsteher erübrigt daher wohl nichts anderes, als sich in allen Fällen erhaltener ämtlicher Aufträge an die wenigen oder oft an das einzige schreibende Individuum in der Gemeinde (gewöhnlich irgend ein Winkelschreiber) zu wenden, und dies hat zur Folge, daß solchen häufig sehr bedenklichen Elementen in der Gemeinde, durch den Vorgang des Amtes selbst, eine Macht in die Hände gespielt wird, die kaum je zum Guten, sehr häufig aber zum Nachteil der Regierung und der Gemeinde gebraucht wird. Die Aufgabe eines tüchtigen Amtsvorstehers muß es sein, den mündlichen Verkehr, soweit es nur immer tunlich ist, zur Erteilung von Aufklärungen und Weisungen sowie zur Einholung von Auskünften und zu ämtlicher Benützung dienlicher Daten zu verwerten.

Nun liegen aber noch viele Erschwernisse des Dienstes in der Art des Verkehrs mit den Hilfsbehörden, der in der Regel noch schriftlich vermittelt wird, was doch nur in den seltensten Fällen nötig ist, und in den auf bestimmten Normen beruhenden Geschäftskomplikationen.

Digitized by Google

E. E. werden mich zum Danke verpflichten, wenn Sie die Frage der Geschäftsvereinfachung und möglichster finanziellen Ersparnisse einer eindringlichen, von allen anderen Rücksichten freien Erörterung unterziehen und auch in Bezug auf die durch bestehende Vorschriften veranlaßte überflüssige Geschäftsgebarung sich frei und unumwunden aussprechen. Es dürfte in dieser Beziehung geeignet sein, die Frage kommissionell durch Beiziehung der tüchtigsten Kräfte der Landesbehörden und allenfalls auch erfahrener Beamten der Unterbehörden zu behandeln, hiebei alle Dienstezweige durchzugehen und auf Grund eines solchen Beratungsresultates Ihre Anträge zu stellen.

Schließlich bemerke ich, daß aus Anlaß der teilweise bereits vorliegenden Resultate der unter meinem Vorsitz tätigen Budget-Kommission E. E. demnächst einige auf Ersparnisse abzielende spezielle Weisungen zugehen werden. Hier will ich nur noch des Umstandes erwähnen, daß bei den gemischten Bezirksämtern die Arrestanten-Verpflegskosten eine der wesentlichsten Ausgabsrubriken bilden. Der Grund liegt aber vorzugsweise darin, daß von den Amtsvorstehern auf die gesetzliche Verpflichtung des Rückersatzes der Kosten von Seite des Verpflegten eine geringe oder oft gar keine Rücksicht genommen wird. Vergleicht man die Aufrechnungen verschiedener Bezirke, so wird man sich leicht überzeugen, daß oft kleine und auch in den gerichtlichen Agenden unbedeutende Bezirke vergleichsweise viel höhere Summen zu diesem Zwecke in Aufrechnung bringen als Bezirksämter von einem ausgedehnteren Geschäftsumfang.

Es liegt dies offenbar nur in der Persönlichkeit und dem Vorgang des Amtsvorstehers. Ich muß E. E. daher ersuchen, auch diesem Gegenstand, welcher für die Finanzen sehr schwer wiegt, Ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, die zweckdienlichen Maßregeln zur Regelung dieser Angelegenheit zu treffen und gegen lässige Amtsvorsteher ein strenges Disziplinarverfahren unnachsichtlich einzuleiten.

* * *

Zweites Rundschreiben: An sämtliche Herren Landeschefs mit Ausnahme des Statthalters von Venedig.

E. E.! Bei der nahe bevorstehenden Eröffnung der Landtage sehe ich mich umsomehr veranlaßt, E. E. über die Haltung des Regierungsvertreters einige Mitteilungen zu machen, als die Tätigkeit der Landtage unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine erhöhte Bedeutung gewinnt.

Zur Orientierung haben zunächst folgende Gesichtspunkte zu dienen: Die Landesordnungen bestehen in voller Kraft und Wirksamkeit, da die Sistierungsmaßregel sich nicht weiter erstrecken sollte und konnte, als dies durch die rechtliche und faktische Notwendigkeit begründet ist, was einzig und allein bei dem Reichsratsstatut — im Hinblick auf die wieder ins Leben gerufenen ungarischen Verfassungsgesetze — der Fall war. Bezüglich des Oktoberdiplomes konnte in formeller Beziehung von einem unmittelbaren Einfluß dieser Maßregel deshalb keine Rede sein, weil allgemeine Grundzüge ihrer Natur nach nicht unmittelbar wirksam sein können, sondern hiezu einer anderen Ausarbeitung eines eigenen Statutes bedürfen und erst dieses zur Wirksamkeit bestimmt ist. Der Einfluß der Sistierungsmaßregel auf das Oktoberdiplom ist daher immer nur ein indirekter.

Blieben nun die Landesordnungen von der gedachten Maßregel unberührt, so müssen auch ihre Bestimmungen, die Kompetenz der Landesvertretung betreffend, strenge beachtet werden. Insolange seitens des ungarischen und kroatischen Landtages

Digitized by Google

keine befriedigenden Verhandlungsresultate vorliegen, kann auch selbstverständlich von einer weiteren meritalen Behandlung der staatsrechtlichen das Reich und seine Interessen berührenden Frage keine Rede sein.

Diese schließt aber nicht aus, daß der Landtag — wenn aus seiner Mitte die Anregung hiezu geboten würde — sich auch schon dermal über die staatsrechtlichen Fragen, mit Rücksicht auf seine zur „Antragstellung" sehr weit gezogenen Grenzen, sich ausspreche und allenfalls in der Form einer Adresse seinen Anschauungen einen Ausdruck gebe.

Wünschenswert wäre es aber allerdings, daß man sich hiebei nur auf allgemeine Grundsätze beschränke, denn alles Eingehen in Einzelheiten der Rechtsgestaltung wäre derzeit verfrüht und könnte nur zur Verwirrung der Ideen und Steigerung der Leidenschaftlichkeit diesseits wie jenseits der Leitha führen. Aber auch dann, wenn die Debatte auf Erörterung allgemeiner Grundsätze beschränkt bleibt, kann der Regierungsvertreter in die Lage kommen, sich aussprechen zu müssen, für welchen Fall ich die genaue Beachtung folgender Bemerkungen wünsche.

In der Haltung des Regierungsvertreters muß sich vor allem die Festigkeit und Entschlossenheit der Regierung abspiegeln, alles schwankende, zweifelhafte Wesen wäre geradezu verderblich. Das kaiserliche Manifest sowie das die wesentlichen Bestimmungen desselben zusammenfassende Patent vom 20. September 1865 enthält in klarer Auseinandersetzung die Auffassung der Regierung und die erste Forderung, die an den Regierungsvertreter gestellt werden muß, ist die einer vollständigen Aneignung dieses Ideenganges bei gleichzeitiger genauer Vertrautheit mit den Bestimmungen der Verfassungsgesetze.

Der Ausgangspunkt der Gedankenreihe des Manifestes ist das Februarpatent selbst, und nicht die Regierung, sondern diejenigen, welche sie angreifen, müssen den Boden des Februarpatentes und der Oktobererlässe verlassen.

Hiedurch ist der Standpunkt des Regierungsvertreters kein besonders schwieriger und ich bin umsomehr berechtigt, eine erfolgreiche Wahrung dieses Standpunktes zu erwarten.

Bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die österreichischen Verhältnisse durch die Mannigfaltigkeit der Elemente, Interessen und Rechtsansprüche in ihrer verschiedenen geschichtlichen Entwicklung darbieten, bei den Ereignissen und politischen Konstellationen, welche dem Oktoberdiplom gefolgt sind, war das Bestreben der früheren Regierung wohl erklärlich, die Einheit des Reiches durch ein rasches Zusammenfassen der ihr dienenden Kräfte zu schützen und auch formell der Betätigung dieser Kräfte einen Spielraum zu öffnen. Man hoffte durch die Macht einer rasch vollführten Tat über Schwierigkeiten hinauszukommen, die man bei einer allmählichen Entwicklung vielleicht für unbesiegbar hielt.

So wenig dieser Vorgang, als von der besten Absicht geleitet, einen Anlaß zu Vorwürfen bieten kann, ebensowenig kann ich in dem Versuch, eine Zentralvertretung als vollzogene Tatsache hinzustellen, den Titel bereits wirksamer Rechte erblicken. Dieser Titel ist immer nur im Oktoberdiplom und in dem Patente vom 26. Februar 1861, welchem die Landesordnungen und das Reichsratsstatut als Beilagen dienten, zu suchen und die Regierung ist weit entfernt von den Grundsätzen des Diploms sowie von den Bestimmungen abzuweichen, welche das Februarpatent (das mit dem Reichsratsstatut nie verwechselt werden darf) als Vorbedingung der Ausführung dieser Grundsätze getroffen hat.

Digitized by Google

Das Reichsratsstatut ist nicht die Verfassung des Reiches, sondern nur ein Bestandteil derselben, sowie nebst dem Oktoberdiplom und den Landesordnungen auch die wieder ins Leben gerufenen ungarischen Verfassungsgesetze einen Bestandteil der Reichsverfassung bilden, und nur dieser Reichsverfassung, als dem Inbegriff aller obenerwähnten Grundgesetze, gilt das kaiserliche Wort, welches die genaue Befolgung derselben verheißt.

Die Lösung dieses kaiserlichen Wortes rechtlich möglich zu machen, ist das Ziel der gegenwärtig eingeleiteten Schritte. Unverrückt stehen die Grundsätze fest, welche eine beschließende Mitwirkung der Völker bei der Gesetzgebung wie bei der Finanzgebarung, welche ferner eine gemeinsame Behandlung der gemeinsamen Reichsinteressen und endlich auch, speziell für die diesseitigen Länder, eine Gemeinsamkeit der Interessen bereits im Oktoberdiplom anerkennen und aussprechen. Was die Frage über die Form der Behandlung anbelangt, so ist dieselbe vom Standpunkt der Regierung leicht zu beantworten, indem es nur der einfachen Hinweisung bedarf, daß sowohl dem ungarischen wie dem kroatischen Landtage nicht allein das Oktoberdiplom, sondern auch das Februarstatut zur Annahme vorgelegt wurde. An diesen Landesvertretungen wäre es sodann, wenn sie gegen die einfache Annahme Bedenken tragen, die Motive dieser Bedenken auszusprechen und ihre Anträge zu formulieren. Welcher Vorgang in diesem letzteren Falle eingehalten werden wird, ist im kaiserlichen Manifeste abermals klar ausgesprochen und es können sich hier nur zwei Fragen ergeben, die ich sogleich beantworten will. Die erste Frage wäre die: „Was man unter den legalen Vertretern der Königreiche und Länder zu verstehen habe?" Diese Frage, welche von den Journalen aus zentralistischen Kreisen aufgeworfen und gehörig auszubeuten gesucht wurde, beantwortet sich von selbst, wenn man dem Inhalte der Verfassungsgesetze eine mehr als oberflächliche Aufmerksamkeit schenkt.

Jedes Land hat grundsätzlich seine eigene Vertretung, welcher eine so hohe Bedeutung innewohnt, daß die Reichsvertretung nicht von eigens hiefür gewählten Deputierten der Länder, sondern von Delegierten der Landtage beschickt wird.

Unter den legalen Vertretern der Königreiche und Länder können daher nach dem Geist und nach dem Wortlaut der Verfassungsgesetze nur die Landtage verstanden werden. Nach § 7 des Reichsratsstatuts sind die Landtage zur Wahl der Mitglieder der Reichsvertretung berufen und der § 11 sagt wiederholt, daß im Reichsrat die Landtage vertreten sind.

Die zweite Frage könnte lauten: „Wie man denn den Landtagen Gegenstände staatsrechtlicher Natur zur Verhandlung vorlegen könne, nachdem sie nicht kompetent seien, hierüber bindende Beschlüsse zu fassen?" Wird durch die Nichtannahme des Reichsratsstatutes, so wie es lautet, eine Verhandlung über die Art der künftigen konstitutionellen Behandlung der Reichsinteressen zur Notwendigkeit, so kann überhaupt kein Landtag — auch der ungarische und der kroatische nicht — bindende Beschlüsse über die verfassungsmäßige Gestaltung im Zentrum des Reiches fassen; es können der Natur der Dinge nach hierüber nur Anträge gestellt werden. Die Entscheidung, der Schiedsspruch, ruht in den Händen der Krone aus dem einfachen Grunde, weil sodann keine zu einer beschließenden Tätigkeit vollberechtigte Reichsvertretung wirksam besteht. Wie könnte der § 14 hier rechtswirksam sein, wenn das ganze den Institutionen des Reichsrates zu Grunde liegende Statut nicht zur Durchführung und Rechtswirksamkeit gelangt ist?

Digitized by Google

Es könnte endlich auch die Frage über den Termin, wo die Sistierung des Reichsratsstatutes ihr Ende findet, gestellt und weiter gefragt werden, was denn dann geschehe, wenn die Vertretungen der östlichen Länder das Februarstatut nicht annehmen. Als Termin läßt sich im allgemeinen nur jener Zeitpunkt bezeichnen, wo es möglich geworden sein wird, das sistierte Gesetz zur Durchführung zu bringen, wo sonach die im Gesetz selbst ausgesprochenen Vorbedingungen erfüllt sind.

Nehmen die Vertretungen der östlichen Länder das Reichsratsstatut, wie es ist, an, dann tritt der Reichsrat ipso facto in seine volle Rechtswirksamkeit und es entfällt diesfalls jede Verhandlung auf den Landtagen der westlichen Länder. Tritt diese Eventualität aber nicht ein, dann müssen bei strenger Festhaltung konstitutioneller Grundsätze die Verhandlungen in den östlichen Ländern so lange fortgesetzt werden, bis sie zu Resultaten führen, bei welchen auch bei geänderter Form der konstitutionellen Behandlung der gemeinsamen Reichsinteressen die Machtstellung und der einheitliche Bestand der Monarchie gesichert erscheint. Eine entgegengesetzte Anschauung würde entweder zu einer unmittelbaren Oktroyierung oder aber zur Wiederaufnahme der Kontumazierung eines Teils der Bevölkerung des Reiches durch den anderen führen. Daß der von der Regierung gewählte Weg nach konstitutionellen Grundsätzen und nach der Bestimmung des Februarpatentes der allein korrekte sei, ist leicht darzutun, und eben hierin wird auch die Begründung meines früheren Ausspruches zu suchen sein, daß die Regierung den Boden des Februarpatentes nicht verlassen hat, daß dagegen diejenigen, welche sie angreifen, ihren Standpunkt außerhalb der Bestimmungen dieses Patents nehmen müssen. Das Februarpatent hat nämlich die Vorbedingungen, von welchen die Rechtswirksamkeit des Reichsratsstatutes abhängig wird, festgesetzt; erst dann ist ihr Objekt lebendig geworden. Diese Rechte auf eine gemeinsame Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten wirksam zu machen, muß zweifelsohne von der Regierung wie von den Völkern ernstlich angestrebt werden; aber dieses Streben darf nur vom Rechtsboden und nicht von jenem der Opportunität oder von vollendeten Tatsachen ausgehen.

Die Presse ist in ihren Artikeln auch bemüht, über das Objekt der Sistierungsmaßregel die möglichste Unklarheit zu verbreiten. Die Wirksamkeit der Reichsvertretung setzt vom Rechtsstandpunkt aus die Erfüllung jener Bedingungen voraus, von welchen sie das Februarpatent abhängig gemacht hat. Nun ist es aber das Gesetz über die Reichsvertretung, welches diese Wirksamkeit regelt; es kann daher so lange nicht in Kraft treten, als jene Vorbedingungen nicht erfüllt sind. Das Oktoberdiplom enthält nur allgemeine Grundsätze, welche zu ihrer Wirksamkeit selbst erst eines Statutes bedürfen; und das Patent vom 26. Februar umfaßt nebst der Feststellung des Begriffes der Reichsverfassung nur jene Bestimmungen, welche zu befolgen sind, um die Verfassung ins Leben einzuführen. Es können doch nur jene Bestimmungen in ihrer Wirksamkeit sistiert werden, die ihrer Natur nach zu einer unmittelbaren Wirksamkeit geeignet sind. Daß aber die allgemeinen Grundsätze und die Absicht, dieselben mit strenger Wahrung des Rechtes zum Wohle des Ganzen wie der Teile ins Leben einzuführen, unverrückt feststeht, dies wurde in dem kaiserlichen Manifest in feierlicher Weise ausgesprochen.

Digitized by Google

55½ Meter pro Sekunde.

Von Prof. Th. Bartwig.

An der Front der „Urania“ in der Jubiläums-Ausstellung in Wien 1898 hatte man zur Charakterisierung des kulturellen Fortschrittes der Menschheit zwei Bilder zu beiden Seiten des Einganges angebracht: „Der Mensch vor 10.000 Jahren“, welcher das rohe Fleisch von den Rippen des gefallenen Tieres nagt, und „Der Mensch von heute“, der mit dem Kurierzug seine Reise antritt. Diese Darstellungen sollten — erstere negativ, letztere positiv — die bedeutendsten Fortschritte auf dem Gebiete der materiellen Kultur verdeutlichen: die Evolution der Nahrungsmittel und die Entwicklung des Verkehrswesens.

Im Grunde genommen läßt sich aber der technisch-wirtschaftliche Fortschritt nicht gut mit jenem auf sozial-wirtschaftlichem Gebiete in Parallele setzen, denn das Verlangen nach weiterer Entwicklung, die Heftigkeit, mit welcher neue Bedürfnisse empfunden, neue Forderungen gestellt werden, äußert sich auf beiden Seiten in sehr verschiedener Weise. Wird einerseits die Steigerung vorhandener Ansprüche durch Existenzfragen bedingt, so machen sich andrerseits Bedürfnisse geltend, welche geschäftlichen Konkurrenzgründen entspringen und, allgemein betrachtet, als Luxuswünsche bezeichnet werden müssen. Einem solchen Bedürfnis entstammt die Forderung nach gesteigerter Schnelligkeit des Verkehres. Ein derartiger Wunsch ist leicht ausgesprochen, aber die technischen Schwierigkeiten wachsen ungleich rascher als die zu erzielenden Geschwindigkeiten. Eine Verdoppelung der Schnelligkeit erfordert bereits etwa den achtfachen Aufwand an rein mechanischer Arbeit und damit eine ganz unverhältnismäßige Verstärkung der Geleiseanlage, Vermehrung des Brennstoffes, Vergrößerung der Maschinen 2c.

Ein Train, welcher aus einer Lokomotive, einem Tender, einem Gepäck- und vier Personenwagen besteht, müßte nach Roloff mit einer Maschine ausgerüstet sein, welche bei

80	Kilometer	pro	Stunde	460	Pferdekräfte
120	„	„	„	1050	„
180	„	„	„	2920	„
200	„	„	„	3820	„

leistet. Da unsere Schnellzugslokomotiven gegenwärtig über etwa 1000 Pferdekräfte verfügen, so kann als Maximalgeschwindigkeit bei normaler Zugsbelastung 120 Kilometer angenommen werden. Berichte über größere Schnelligkeiten beziehen sich nur auf Reklame- oder Probefahrten, auf günstige Bodenverhältnisse und geringe Zugsbelastung. Der berühmte „Atlantic Flyer“, ein Blitzzug, welcher Combden mit dem Seebad Atlantic City verbindet,

Digitized by Google

erreicht im Durchschnittt 107·4 Kilometer. Die Schwierigkeit, größere mittlere Geschwindigkeiten zu erreichen, liegt — abgesehen von Terrainschwierigkeiten — in dem rasch zunehmenden Kohlenverbrauch, der bereits jetzt bis auf 17 Meterzentner Brennmaterial pro Stunde anwächst. Außerdem muß aber auch das Lokomotivgewicht bei wachsender Geschwindigkeit entsprechend vermehrt werden, damit die Schienenreibung so groß wird, daß die Räder sich nicht etwa leer drehen, ohne anzugreifen. Dadurch ist wieder eine Zunahme des Rollwiderstandes bedingt.

Alle diese Momente lassen es sehr fraglich erscheinen, ob die Dampflokomotive berufen ist, das Problem der Schnellbahnen zu lösen. Man hat daher in Deutschland Versuche mit elektrischem Betrieb unternommen, trotzdem die Gefahr besteht, daß bei längeren Leitungen sich große Energieverluste einstellen. Um dem vorzubeugen, muß die Strecke mit hochgespanntem Strom versorgt werden. Dieser Strom wird dann im Motorwagen durch einen Transformator auf eine niedrigere Spannung gebracht. Damit ist die Kraftentwicklung auf elektrischem Wege als unbegrenzt anzusehen, soweit überhaupt die praktische Beanspruchung in dieser Hinsicht reicht.

Der Antrieb erfolgt bei Elektromotoren bekanntlich direkt an der Achse des Rades *), wodurch die seitlichen Bewegungen vermieden werden, welche sich bei Kurbelantrieb einstellen, weil die Kolbenstangen auf beiden Seiten der Lokomotive nicht gleichlaufen. Doch ist dieses Moment nicht gerade von besonderem Belang, da auch bei den vierzylindrigen Dampflokomotiven die seitlichen Stöße und die daraus resultierenden „Schlingerbewegungen" der Maschine vermieden werden. Auch die Abnützung und Schädigung der Geleiseanlage bleibt sich für alle Systeme gleich, sobald nur überhaupt mit großer Geschwindigkeit gefahren wird. Bei den Versuchen, welche von der Berliner Studiengesellschaft für Fernschnellbahnen mit einem von Siemens und Halske und von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft gebauten Motorwagen (23 m Länge, 50 Personen Fassungsraum, 90 Tonnen Gewicht) auf der Militärbahn Berlin-Zossen angestellt wurden, mußte zunächst bei einer bereits erreichten Geschwindigkeit von 163 Kilometern pro Stunde Halt gemacht werden, weil die Stöße an den Schienenenden zu heftig wurden.

Die Strecke mußte einen stabileren Oberbau erhalten, ehe die Versuche fortgesetzt werden konnten. Die Firma Siemens und Halske hat überdies versucht, die Schonung der Geleise durch Herabminderung des Wagengewichtes zu bewirken, und zwar durch Beseitigung der Transformatoren, welche allein 12 Tonnen Gewicht ausmachen. Oberingenieur Walter Reichel hat nämlich die kühne Idee gefaßt und verwirklicht, Motoren zu bauen, denen man direkt Strom von 10.000 Volt Spannung zuführen kann. Auf diese Weise konnten tatsächlich die ursprünglich schon beabsichtigten 200 Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde erreicht werden, das sind nicht weniger als

55½ Meter pro Sekunde.

*) Wer sich über diese und andere Fragen der Elektrotechnik orientieren will, vergleiche Th. Hartwig, Einführung in die praktische Physik in gemeinverständlicher Darstellung, II. Bd. Physik des Äthers (Licht und Elektrizität). Stuttgart 1906.

Digitized by Google

Von solch rasender Eile kann man sich schwer eine Vorstellung machen. Die Zuschauer hatten von der Probefahrt vorzugsweise nur die Empfindung des außerordentlich starken Luftdruckes, den sie abbekamen. Denn kaum hatten sie den Motorwagen auf dem Geleise in der Ferne wahrgenommen, als derselbe schon vorbeisauste, um nach wenigen Sekunden wieder zu einem winzigen Punkt zusammenzuschrumpfen. Der Wagen holte auf seiner wilden Fahrt Vögel im Fluge ein, welche, an seiner Vorderwand anprallend, getötet wurden. Trotz dieser ungewöhnlichen Schnelligkeit behaupteten die Insassen und Teilnehmer an der Probefahrt, daß der Gang des Wagens ein gleichmäßiger und ruhiger gewesen sei und sie sich im Salonwagen eines D-Zuges zu befinden glaubten. Freilich hat die Versuchsstrecke keine nennenswerten Krümmungen, und auch die Strecke Berlin-Hamburg, welche zunächst für den elektrischen Schnellverkehr in Aussicht genommen ist, müßte möglichst geradlinig angelegt werden.

Aber nicht allein die Erhöhung der Schnelligkeit spricht für den elektrischen Betrieb, es kommen noch andere Momente in Betracht. Das Publikum wird, wenn schon nicht billiger, so doch bequemer fahren. Das Signalwesen wird sich in einfacherer und sicherer Weise vollziehen und der Betrieb ökonomischer werden.

Die gegenwärtige Art des Personen- und Güterverkehres beruht auf dem System, möglichst lange Züge in möglichst großen Zeitintervallen abzulassen. Der elektrische Betrieb wird eine Zerteilung der Zugseinheiten und dadurch eine Entlastung der Güterbahnhöfe bewirken. Tritt zudem eine so notwendige Trennung der Geleise für Nah- und Fernverkehr ein, so dürfen wir in absehbarer Zeit auf eine etwas modernere Art des Verkehres rechnen.

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Elektrotechnik haben nie lange auf sich warten lassen. Die Frage der elektrischen Fernschnellbahnen ist rasch genug in Angriff genommen worden. Die erste elektrische Bahn wurde 1879 in der Berliner Gewerbeausstellung eröffnet, 1881 die Versuchsbahn in Lichterfelde, 1883 die Strecke Mödling-Vorderbrühl, 1889 die erste Bahn mit unterirdischer Stromzuführung in Budapest, 1894 die erste elektrische Zahnradbahn in Barmen, 1896 die erste Untergrundbahn in Budapest und 1901 begannen die Versuche für den elektrischen Schnellbetrieb zwischen Marienfelde und Zossen.

Wenn dieses Tempo auch weiterhin eingehalten wird, dann dürfen wir hoffen, in wenigen Jahren schon die Strecke Wien—Berlin in etwa sechs Stunden zu durchfahren.

Digitized by Google

Richard von Kralik als Lyriker.

Von Dr. Wilhelm Oehl.

Vor etwa drei Jahren drückte Ansgar Pöllmann in der „Gottesminne“ seine Verwunderung darüber aus, wie Kralik, man sollte es kaum glauben, einst mitten in der lyrischen Freischar stand und zur Anthologie der „modernen Dichtercharaktere“ das Gedicht von der tanzlustigen Ricciolella beitragen konnte. So merkwürdig aber auch der Ausgangspunkt dieses Schriftstellers zu seiner jetzigen Tätigkeit im Gegensatz steht, so zeigt ein näheres Eingehen in seinen Entwicklungsgang dennoch, daß hier kein Sprung, kein jähes Umsatteln vorliegt, daß vielmehr die strengste Folgerichtigkeit von der stürmerischen Lyrik des jungen Kralik zu den Weiheliedern und Festgesängen des reifen Dichters geführt hat.

Im Jahre 1884 war es, daß die beiden Brüder Hart den damals zweiunddreißigjährigen Kralik in ihre Anthologie aufnahmen. Er stand inmitten der neuen Realisten und seine Dichtungen spiegeln die Eigenart dieser literarischen Schule wieder. Zwei Bändchen Gedichte sind es, die nach Gehalt und Gestalt und nach ihrer Entstehungszeit in die erste Periode von Kraliks dichterischem Schaffen fallen: Der „Roman“ (entstanden 1876, veröffentlicht 1884) und das „Büchlein der Unweisheit“ (entstanden 1879, erschienen 1885). Wir wollen versuchen, diese Poesien näher zu charakterisieren. Kralik ist als Lyriker noch immer viel zu wenig gekannt und anerkannt, obwohl man allmählich anfängt, seinen sonstigen Leistungen in Literatur, Philosophie und Kunst gerecht zu werden.

Die Theorie über die lyrischen Gattungen, die wir viele Jahre später in Kraliks „Kunstbüchlein“ festgelegt finden, baut sich auf seinen ersten lyrischen Gedichten auf. Im Einklang mit der ganzen Moderne definiert er die Lyrik als festgehaltene Stimmung; das Flüchtige, Augenblickliche, Subjektive macht den Grundton der lyrischen, der subjektiven Poesie aus. Die Lyrik des „Romans“ und des „Büchleins“ ist fast ausschließlich Stimmungskunst. Die große Mehrzahl der „Tanzidyllen“, der Herbstlieder, der Bilder aus der „römischen Hochzeit“ und dem „römischen Frühling“ sind Momentaufnahmen, Skizzen eines Augenblicks, einer Laune, eines Wunsches. Aus dem übervollen Herzen des Dichters quillt der Sehnsuchtsruf:

O Tag! O Sonne! O Morgenrot!
O Wald! O Quell! O Hain!
O Gott! — Wem klag' ich meine Not?
Zu lang bin ich allein.

Digitized by Google

Ein anderes Mal sagt uns der Dichter selbst, wie eilig die Stimmungen an ihm vorbeihuschen, kaum daß er sie erhaschen kann:

Herz, hör' auf, mit deinen Liedern
Leeren Hall nur zu erwidern!
Hör' ich auf? Ja, wenn ich kann.
Ach, ich fing noch gar nicht an.

Gerne fing' ich einmal an,
Daß ich käm' auf rechte Bahn.
Aber eh' ich nur begonnen,
Ist mein Lied schon hingeronnen.

Aber wenden wir uns, nachdem wir *eine* wesentliche Eigenschaft dieser Lyrik kennen gelernt haben, einem anderen Merkmal zu. Die Lieder Kraliks sind reich an symbolistischen Personifikationen; *seine Kunst ist bildhaft, plastisch.* Wie sehr das überhaupt ein Charakteristikum der modernen Liedkunst ist, darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Der Realismus und Symbolismus der deutschen Dichtung, ihr Streit um die Hegemonie und ihr Übergang in die Romantik füllen die Literaturgeschichte der letzten dreißig Jahre. Kralik ist durch diese Strömungen hindurchgegangen und seine Poesie zeugt noch heute davon. Die Verbildlichung gibt der Lyrik einen fast dramatischen Charakter. Die Stimmungen und Gedanken verdichten sich, verkörpern sich zu Personen und Gestalten, die dann auf dem Schauplatz der Dichterseele ihr wechselvolles Spiel treiben. Im siebenten seiner Salzburger Vorträge sagt Kralik: „Der lyrische Dichter soll bildlich darstellen. Sein Hauptstoff sind die inneren Bewegungen der Seele. Die eigene Seele, sein Gemüt, sein Geist, das ist die Schaubühne seiner lyrischen Dramen. Seine Seelenkräfte sind die handelnden Schauspieler. Jede frohe oder traurige Gemütsbewegung ist die Fabel, die Handlung seiner lyrischen Komödien oder Tragödien." Die innere Beziehung zwischen der Verbildlichung und der Metaphysik der Mythologie würde uns interessante Dinge zeigen, wir kämen damit zum Angelpunkt der Ästhetik unseres Dichters; aber das könnte uns hier zu weit führen.

Bildhafte Ausdrücke finden wir bei Kralik in Hülle und Fülle. Er erhöht dadurch die Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Wirksamkeit seiner Verse. Es ist das ein Kunstmittel, dessen die Poesie kaum entraten kann. Ein Beispiel dafür ist die Ballade im „Roman", die beginnt:

Die Mittagssonne brütet und glüht — —

Hier personifiziert der Dichter die Phantasien seines Fiebers zu einem „wütenden Chor" von „weißen Gestalten" und „Spukgespenstern". Vor allem seine schmerzlichen Gefühle hüllt er gerne in das Kleid der Bildlichkeit.

Die Tage sind vergangen, es nahte düst're Zeit,
Mich hat es so mächtig ergriffen, mich preßte so herbe das Leid.
Es muß sich der Angstruf entringen, ich kann es nun nimmer verhehlen.
Eine Sturmflut zerreißt alle Schleusen, sie fließen, ich kann nicht befehlen.

Aber auch schönere, freundlichere Sinnbilder wählt der Dichter für seinen Kummer:

So hab' ich Dich, mein Vater, noch nicht verstanden?
Du rufst mich wieder, mein Gott; ich höre Dich.
Du schickst mir wieder Deine Himmelsgesandten,
Du schickst mir neue Leiden; hier bin ich.

Digitized by Google

Und ähnlich in dem Liedchen:

Es pocht mein Herz. Was will herein?
Ein neuer Schmerz und neue Pein.
Du Trautgeselle, sei gegrüßt!
Daß du doch meiner nicht vergißt!
Du lieber Freund von treuer Art,
Wie hab' ich sehnend dein geharrt!
Wie saß ich gestern so beklommen!
Das Sehnen hatte mich erschlafft.
Du bist zur rechten Zeit gekommen.
Dank dir, ich fühle neue Kraft!

Eine andere Art der Verbildlichung finden wir in folgendem Gedichte:

Von den lustigen Genossen
Ging ich weg in meine Kammer.
Türe, Fenster fest verschlossen,
Ausgelassen nur mein Jammer,
Daß er einsam fliege, steige,
Doch daß er mir nicht entweiche!

Die höchste Stufe der Verbildlichung erreicht Kralik in seiner „Tarantella", die 1882 in Franzos' „Deutschem Dichterbuch aus Österreich" erschien, dann in die „modernen Dichtercharaktere" aufgenommen wurde und jetzt ins „Büchlein der Unweisheit" eingereiht ist. Der Wiener Kritiker M. Necker hat das Gedicht in der „Allgemeinen Kunstchronik" seinerzeit hoch gepriesen und „die Fülle von lebensvoller Anschauung, die Grazie des lieblichsten Humors, die fast schon virtuosenhafte Beherrschung der Sprache und der Form, die Originalität des ganzen Motivs" gelobt. Ein paar Jahre darnach trug der Schauspieler Mitterwurzer das Gedicht vor und erntete reichen Beifall. Neben all den eben genannten Schönheiten aber ist die „Tarantella" vor allem ein Prachtstück von Symbolistik. Das wilde Mädchen Ricciolella, das alle Welt zum Tanz auffordert, aber von allen abgewiesen wird, tanzt trotzig allein für sich, bringt jetzt Erde und Meer, Engel und Sterne, Mond und Wind, Berge und Tiere in Aufruhr und reißt sie in den feurigen Rhythmus der Tarantella hinein. Und wer ist Ricciolella? Niemand anders als die Kunst des Dichters, die die ganze Welt in ihren Bann zwingt, denn

— — einen Tanz hat sie begonnen,
Der faßt die Erde in ihren Gründen,
Muß die Welt in Lust entzünden.

Verbildlichung und Verpersönlichung gehen mit einander Hand in Hand. Wie Ricciolella die Personifikation der Dichterkraft ist, so ist auch den Sternen, Winden, dem Meer und den Bergen Persönlichkeit verliehen: in die große Allegorie ist eine Menge kleiner Personifikationen eingeflochten. Vom Tanz des Mädchens gefangen, werden selbst die Berge munter:

Ja, sie wackeln, ja, sie humpeln!
Wie sie stapfen, wie sie rumpeln!

Früher aber hatten sie sich gerüttelt und drohend mit dem Kopf geschüttelt und grimmig gegrollt. Auch den Wind und das Meer hatte die Tanzlustige vergeblich aufgefordert:

— — Der Wind über die Heide schnob,
Blies ihr g'rad ins Gesicht so grob.

Digitized by Google

Und das Meer wollte auch nicht mit:

Nichts darauf sagt das alte Meer,
Atmet tief und atmet schwer,
Schüttelt im Traum die Locken dann,
Fängt im Schlaf zu stöhnen an.

Dann aber übt der berückende Tanz auch auf sie seine unwiderstehliche Wirkung:

Artig kommt der Wind ganz leise,
Dreht sich sanft um die Schöne im Kreise.
Dann beginnt's in den rauschenden Bäumen
Und das Meer braust auf mit Schäumen.
Auf und nieder wogt die Welle
Nach dem Takt der Tarantelle.

Wir haben bereits, aus dem Bereiche des Symbolismus heraustretend, eine neue, aber damit verwandte Eigenschaft der Kralikschen Lyrik kennen gelernt, die Personifikation. Man hat die Naturbeseelung wiederholt als poetischen Pantheismus bezeichnet. Nun, selbst wenn das so wäre — was liegt daran? Friedrich v. Schlegel sagte einmal in seiner späteren, katholischen Zeit: „Der Pantheismus, poetisch genommen, führt am Ende zur wahren, katholischen Religion." Aber die Sache liegt anders. Die Verpersönlichung der Innenwelt und die Belebung der Außenwelt stehen in innerer Wechselbeziehung und beruhen auf der ästhetischen Grundanschauung, die Kraliks dichterisches Schaffen wie seine philosophischen Schriften beherrscht. Die Welt ist ihm eine bunte Hierarchie von unendlich vielen, verschiedenen Persönlichkeiten. Alles was im Himmel, auf der Erde oder unter der Erde ist, darf als Analogie des Menschen betrachtet werden. Der Mensch ist, wie Novalis sagt, selbst wieder eine Analogienquelle für das Weltall. Die sinnliche Erscheinungswelt ist ihrem Wesen nach das freie Spiel lebendiger, selbständiger Gottesgedanken und der Mensch ist ebenfalls nichts als ein Gedanke des göttlichen Geistes. Diese metaphysische Verwandtschaft aller Dinge findet ihren Ausdruck in der ästhetischen Personifizierung. Daher kennt Kraliks Lyrik eine tote, seelenlose Natur ebensowenig wie seine Metaphysik.

Das unpersönliche, vom Subjekt des Dichters losgelöste Naturbild, das seit Greif zu Ansehen gekommen ist, findet sich bei Kralik nicht. Greifs Naturlyrik geht, wie A. Pöllmann in seinen „Rückständigkeiten" (S. 209 ff.) sehr scharfsinnig darlegt, auf ein Goethesches Gedicht zurück, auf die zweistrophige „Meeresstille". Mit diesem Naturbildchen gab Goethe das Muster für die ganze Gattung, die Greif zur Vollendung brachte. Seine Naturbilder beeinflußten die Lyrik der letzten Jahrzehnte in hohem Grade. Das Hauptmerkmal der lyrischen Poesie tritt in dieser Gattung fast vollständig zurück: die persönliche Note ist ausgelöscht, nichts erinnert an die Seele des Dichters. — Kraliks Naturlyrik ist anderer Art, sie trägt immer das persönliche Gepräge des Dichters in sich. Lieder wie das folgende sind nur scheinbar in Greifs Manier gedichtet:

Digitized by Google

Aber du gehst flammend unter,
Sonn', im Abendrot
Und nimmst ausgebrannt hinunter
Jede Erdennot.

Und die Sterne kommen wieder,
Ein erhab'ner Hort,
Blicken still erquickend nieder,
Jeder treu am Ort.

Ruhig weiter geht die Reise,
Ewig her gewohnt —
Und da kommt nach alter Weise
Auch der alte Mond.

Das scheint wohl so still und selbstlos wie etwa Greifs „Sommerstille" oder „Mittag im Felde". Aber wenn man das Gedicht im Zusammenhang mit den vorangehenden liest, so erkennt man erst, daß es symbolisch das Verdämmern der früher geschilderten Leidenschaft stimmungsvoll festhält. Der Dichter legt hier wie sonst seine ganze Persönlichkeit in seine Naturbilder. Er spricht mit den rauschenden Wäldern, mit dem Tosen des Wasserfalls schäumt auch sein Lied empor und die Stille der Nacht ist ihm nur der Widerschein seines eigenen Herzensfriedens.

O, rausche leiser, lieber Bach!
Bin ich denn wach?
Mir ist, als ob ich träume.

Es regt sich in des Baumes Kron'
Und Ton auf Ton
Entquillet meinem Herzen.

Ich denke an das liebe Kind,
Es weht der Wind —
Verwehet sind die Schäume.

Es klinget leis' durch Laub und Gras,
Ich weiß nicht was —
Ein Zürnen oder Scherzen.

Ein Abendlied ganz anderer Art als das obige haben wir in dem folgenden:

Zum letztenmal grüßt uns durch Wolken so rot
Die Sonne mit lächelndem Glanze;
Die Mücken noch gaukeln, bald sind sie ja tot,
Zum letzten Mal taumelnd im Tanze.

Da tönen noch Lieder. Was ist denn nur das?
Die Grillen, sie zirpen im tauigen Gras;
Es schwirrt mir zu Häupten und Füßen.
Und wir sollten stille sein müssen?
Ich denke, wir sagen der Sonne auch was
Und wollen sie freundlich noch grüßen.

Und endlich ist der Tag erloschen. Die Nacht kommt:

Stille ist es in der Runde
Und im tiefsten Herzensgrunde
Alles ist zur Ruh' gebracht.
Luft getränkt von Dünsten, feuchten,
Aus der Ferne Wetterleuchten
Durch die schlummerschwere Nacht.

Und sie atmet aus die Schwüle;
Von den Sternen sinket Kühle
Nieder auf die weiche Au.
Herber wehen schon die Lüfte
Und es perlen sich die Düfte
Weinend zu verklärtem Tau.

Das persönliche Moment ist auch hier nur leise angedeutet, das Lied hält sich mehr in den Grenzen des Naturbildes. Eine Vereinigung beider

Digitized by Google

Manieren finden wir im folgenden Gedicht, wo dem objektiven Naturbild sofort die Person und Innerlichkeit des Dichters folgt:

Sonnenstrahlen! Lichter Himmel! Quellgerieſel! Waldesrauſchen!
Flimmernd leicht bewegter See! Wieſe, du, im grünen Saft!
Gold'ner Wolken Glanzgewimmel, Sänger, ihr, zu ſtillem Lauſchen!
Ruhig wallend durch die Höh'! Bäume, ihr, in ſtracker Kraft! —

Oftmals fühlt' ich eure Luſt,
Oftmals hab' ich euch umſchlungen!
Doch in eure tiefſte Bruſt
Bin ich heut' erſt eingedrungen.

Noch zum Schluſſe zwei Beiſpiele aus der Sammlung „Maja" (entſtanden 1883, in Muſik teilweiſe erſchienen 1895):

Übermut an allen Ecken,
Wo hinaus noch, gute Welt?
Roſen wachſen auf den Hecken
Und im Golde ſtarrt das Feld.

Und eine Kaſſide:

Wie liegt die Welt im Sonnenſchein
Zu meinen Füßen klar und rein!
Im Wind regt leiſe ſich der Baum;
Mir fällt der Tau in meinen Wein.

Das iſt ein Miniaturbild per excellentiam: Landſchaft, Luft und Licht einer Morgenſtimmung iſt mit den denkbar kürzeſten Worten gezeichnet und die Beziehung zur Perſon des Dichters mit hinein verflochten.

Bevor wir die erſten Gedichte Kraliks — den „Roman" und das „Büchlein" — verlaſſen und uns einer neuen Entwicklungsſtufe ſeiner Lyrik zuwenden, wollen wir aus dem „Büchlein" noch ein paar Verſe herausheben.

O Hafis, Pindar, Walther!
Wohin iſt alle Kunſt,
Die ihr mich habt gelehret? — — —

Kralik nennt hiemit die drei Meiſter, die ihm und ſeiner Kunſt vorbildlich waren. Er hält ſie für die bedeutendſten Lyriker der Weltliteratur. Hafis lehrte ihn die Tiefe der Myſtik; von Walther lernte er die Knappheit des Ausdrucks und den äſthetiſchen Wert des Volksbewußtſeins; und Pindar endlich als Höchſter von allen hat, wie Kralik in ſeiner „Weltſchönheit" ſagt, „eine bewußte Kodifikation der Geſetze des ſubjektiven Künſtlergeiſtes, unerreicht, unausſchöpflich," geſchrieben in ſeinen Siegesliedern. Pindars Kunſt gilt Kralik als Kanon aller Lyrik; von ihm kann man, wie auch von Klopſtock, lernen, wie man ſeine Sprache willkürlich und neu ſchafft, von ihm lernen, wie man die Dinge des täglichen Lebens ins Große erhebt und ſie mit Göttern, Helden und Königen in eine würdige Reihe ſtellt.

Die Lyrik, die wir von nun an betrachten werden, nähert ſich dieſen drei Idealen mehr und mehr. Kralik iſt weit entfernt, ſich ſklaviſch zu den

Digitized by Google

Füßen seiner Meister zu schmiegen, auf ihre Technik zu schwören und bloß nachzuahmen, nachzuempfinden. Er vereinigt die Vorzüge der drei Genannten in selbständiger Weise zu einer Theorie der Lyrik, an der gemessen wohl nur wenige Dichter als echte Lyriker bestehen bleiben. Die Art, wie Kralik selbst seinen Vorbildern nachstrebt, ist durchaus Eigenart. Meist findet man erst bei genauerer Prüfung des Metrums oder der Motive, daß hier eine Strophe Walthers, dort ein Vers aus der göttlichen Komödie, da ein Körnchen indischer Weisheit verwendet worden ist. Dem Sterne dieser drei Fürsten im Reiche der Lieder folgend ändert sich die Stimmungslyrik allmählich zur Gedankenlyrik um. Eine Kritik des „Romans" in der Wiener „Presse" vom 24. Oktober 1884 hebt die „deutlich angestrebte sublime Stimmung" dieser Lieder hervor; von der dritten lyrischen Sammlung Kraliks, den „Sprüchen und Gesängen" (entstanden 1879, erschienen 1893) hieß es im XVI. Band der „Allgemeinen Kunstchronik", daß sich in ihnen „eine gewisse Selbstbespiegelung" zeige. Diese beiden Rezensionen deuten in etwas den Fortschritt der neuen Sammlung gegenüber der früheren Lyrik an. Mit den „Sprüchen und Gesängen" hebt eine bewußtere Periode an, sie sind der Übergang zur hohen Lyrik der „Offenbarung" und der „Lieder im heiligen Geist". Es sind Sprüche, gnomische Gesätzchen, Sentenzen und anderseits Gesänge, höheren Zielen geweiht, dem Vaterland und der Mutterstadt, von Gott und von der Kunst. Sehen wir uns einmal Einzelheiten an! Wir finden jetzt eine neue philosophische Behandlung des Naturbildes:

Sturmwind rast. — Er will nur fächeln
Um der Erde heiß' Gehirn.
Blitze zucken als ein Lächeln
Auf des Göttervaters Stirn.

Donner kracht, der starke Fechter,
Und der Grund erdröhnend bebt
Von dem göttlichen Gelächter,
Das da droben sich erhebt.

Zum erstenmal wird nun von tiefgründigen Gedanken gehandelt, z. B. im XXVII. Spruche; die Weltanschauung, die der Dichter später in seiner „Weltweisheit" niederlegte, spricht oft zwischen und auch aus den Zeilen der Sprüche und Gesänge zum Leser. Wie eine Vorahnung des Spielbegriffs, des Zentralgedankens der „Weltweisheit", ergreift uns das Sonett:

Ich sinne nach, was mir wohl besser wäre:
Mich in den Abgrund meines Selbst zu senken,
Mein Herz von jenem tiefsten Quell zu tränken,
Daß es sich nicht im Sonnenbrand verzehre,

Und diese wüst beängstigende Leere
Mir auszufüllen durch gestaltend Denken;
Von diesem Ort könnt' ich das Ganze lenken
Und könnt' entlasten meines Lebens Schwere.

Wie! Oder soll ich mich ins Weite schwingen
Und seh'n, was die Geschicke mit mir machen,
Wie sie herum mit meiner Seele springen?

Ich finde doch vielleicht kein andres Ziel.
So gäb's doch was zu schauen und zu lachen.
Vielleicht ist doch das Ganze nur ein Spiel.

Digitized by Google

Der erste der Sprüche könnte ganz gut als Motto über Kraliks „Weltschönheit“ geschrieben werden:

Lebet froh nach altem Ritus,
Wie es freiem Sinn gefällt!
Denn das Leben ist ein Mythus
Und ein Mythus ist die Welt.

Von einem andern Spruch sagte A. Brieger in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (1893): „Über die Liebe hat auch Rückert nicht sinniger geredet, als Kralik es in folgenden Versen tut:

Am größten irrt von allen, die da irren,
Der liebend wähnt in eitel Lust zu girren.
Die Lieb' ist Sehnsucht, größten Schmerz zu wenden,
Ihr Ziel ist Schmerz, daß solche Schmerzen enden.
Ja, nicht erträglich wäre die Gebarung,
Wär' nicht der Schmerz des Herzens liebste Nahrung.

Die Liedergruppen „Vaterland und Mutterstadt“ und „Gott“ führen unmittelbar zu den beiden Brennpunkten der späteren Lyrik Kraliks: Vaterlandsliebe und Religion. Die Hingebung an den Heimatboden, die Anhänglichkeit an die Donaustadt und die Begeisterung für das Reich Ostaras sind von nun an unverlierbares Eigen seiner Poesie und in gleichem Grade die religiöse Weihe, das Einsgefühl mit Gott. Kraliks mystische Gotteslehre und seine geheimnisvolle Weltdialektik kommt in zwei formschönen und tiefsinnigen Gedichten zum Ausdruck, die uns als letzte Proben aus den „Sprüchen und Gesängen“ dienen mögen:

Gott ist nur einer
Im Weltenmeere;
Doch Ort ist keiner,
Da Gott nicht wäre.

Wahr ist nur eines,
Dem mußt du neigen.
Doch weiß ich keines,
Das ihm nicht eigen.

Auf einem Stege
Nur kannst du wallen,
Doch alle Wege
Zusammenfallen.

O Herz, so lebst du
Nur einer Frauen;
Doch ach, wo strebst du,
Sie nicht zu schauen!

Und das andere, in dialektischer Umkehrung ganz gleichlaufende Gedanken entwickelnd:

Ja, Götter sind alle
Im Weltenheere;
Auf einen doch falle,
Auf einen die Ehre.

Auf keinem Wege
Kannst du mehr fehlen;
Doch überlege:
Mußt einen wählen!

Wahrheit ist alles,
Nicht eins nur von beiden
Doch dir gefall' es,
Dich zu entscheiden.

O Herz, was brennst du
So manchen Frauen?
Sieh, eine kennst du:
Der sollst du trauen.

Digitized by Google

Der Tiefsinn dieser beiden Gedichte, so gedrungen und rhythmisch sie sind, ist noch größer als ihre Schönheit. Zusammengehalten mit der Metaphysik und Ethik, die wir in Kraliks „Weltwissenschaft" und „Weltgerechtigkeit" finden, wirken sie wie ein poetisches Vorspiel der Philosophie Kraliks.

Die Weltanschauung, die uns bisher in mehr oder minder deutlichen Zügen, in versteckten Andeutungen und in offenen Worten aus dem „Roman", dem „Büchlein der Unweisheit" und am meisten aus den „Sprüchen und Gesängen" entgegengetreten war, diese Weltanschauung verkündet nun der Dichter der „Offenbarung" in zusammenhängender Darstellung. Dieser Elegien- und Epistelzyklus entstand im Jahre 1880 und erschien 1883, in zweiter Auflage 1894. Weit entfernt, ein trockenes Lehrgedicht voll philosophischer Formeln zu sein, ist die „Offenbarung" an dichterischer Schönheit überreich. Das Metrum ist so gut gewählt, — es ist die alte Nibelungenzeile, paarweise gereimt, in stichischer Folge, — daß es sich den Modulationen aller Stimmungen anpaßt. Die Verse fließen in herrlichem Rhythmus dahin. Die freie, schmiegsame Form des Metrums vereinigt sich in seltener Harmonie mit einer reichen, stolzen Sprache. Und so schön und melodisch diese Episteln klingen, ebenso sinnig und zugleich erhaben ist der philosophische Grundgedanke, der das Ganze durchzieht: der schon oben erwähnte Spielbegriff, der die Welt als die freie, spielende Entfaltung göttlicher Gedanken auffaßt. Die ganze Sinnenwelt ist nur Erscheinung des Geistes. Wie ein glänzender Schleier liegt das Gewebe des Raumes und der Zeit über Weltall und Menschheit. In Wirklichkeit beharren ob allem nur die Gedanken Gottes, die als selige Geister miteinander ein großartiges Spiel aufführen. In dieses Weltspiel hineingestellt, müssen wir bei der uns gewordenen Rolle fest ausharren und trotz Schmerz, Mitleid und Furcht das ganze Spiel siegreich zu Ende führen. — Der Spielgedanke ist ein uraltes Motiv, das die persischen wie die christlichen Mystiker in vielen Variationen behandelt haben und das auch von den Philosophen wiederholt ernstlich erwogen wurde. Er ist, wie schon gesagt, Anfang, Mitte und Ende der Philosophie unseres Dichters, der hierauf seine Kunstlehre und seine Kirchlichkeit, seinen Nationalismus und seine Metaphysik aufgebaut hat. Anklänge an den Spielbegriff finden sich schon früher einigemale in Kraliks Werken.

Aber in seiner ganzen systematischen Klarheit erfüllte der Spielbegriff erst später Kopf und Herz unseres Dichters, unabhängig von diesen Anklängen, die ja übrigens bei vielen Dichtern vorkommen. In der Geschlossenheit jedoch, wie in der „Offenbarung" von Kralik, ist das Motiv von keinem Dichter und von keinem Philosophen behandelt worden.

Die Episteln sind zum Teile an einen weltschmerzlichen Freund gerichtet, der im Treiben des Lebens fast verzagt, und an ihn ergeht die Offenbarung:

Muß ich dich erst gemahnen an das, was dir entfiel?
Weißt du's, wir sind ja Götter, die Welt ist unser Spiel!
Ist dir so ganz entschwunden, wie in dem Himmel dort
Wir einst beisammen saßen? Da war nicht Zeit noch Ort.
Wir waren frei vom Zwange, von allem Schicksalsnetz,
Uns selber nur zum Zwecke, uns selber zum Gesetz.

Digitized by Google

Das waren edle Scharen, das war ein herrlich Reich!
Ein jeder Fürst und König und jeder jedem gleich.
In ewige Gesänge stimmten froh wir ein,
Wir atmeten himmlische Lüfte, wir tranken goldenen Wein.
Uns drückte keine Schwere, uns engte kein irdisches Kleid
Und unsere Macht, die reichte wie unser Wunsch so weit.
Doch an den Himmelschören, dem allerfreiesten Flug
Und an den sorglosen Reihen hatten wir nicht genug.
Uns schwellte grenzenloser Übermut die Brust;
Leiden zu genießen kam uns frevle Lust.
So sagten zu einander die Seligen im Saal:
„Kommt, lasset uns ersinnen eine neue Lust einmal!
Laßt uns einen Spielplatz bauen, der groß und prächtig sei,
Mit allerlei Erfindung, mit Spielen mancherlei!
Dann laßt auf dem Plan uns ringen mit Eifer und mit Kunst
Nach festen Spielgesetzen, ohne Haß und Gunst,
Bis daß von den Genossen des Spiels ein Teil obsiegt,
Der andre um den Siegesruhm noch ringend unterliegt.
Darnach nur soll ein jeder so trachten, wie er kann,
Die andern zu besiegen, alle, Mann für Mann.
Und ist der Sieg errungen, dann sei es wieder gut;
Der Kämpfer tritt vom Plane nach aller Müh' und ruht.
Und wißt, daß umso frischer entbrenne der fröhliche Streit,
So trinke jeder Kämpfer vorerst Vergessenheit,
Auf daß er dran nur denke, zu wehren sich mit Macht,
Und nimmermehr der Ruhe, der himmlischen, sei bedacht."

Der Dichter erzählt dann, wie die Götter von jeher auf die Erde herabstiegen, um Leiden zu durchkosten:

Nun höre, Himmelskind,
Warum die seligen Götter zur Welt gekommen sind.
Sie sind nicht hergekommen, zur Buße hier verdammt,
Auch nicht, um zu erfüllen bestimmungsschweres Amt;
Nur um das zu genießen, was sie noch nicht gewußt:
Die Wonnen alle des Schmerzes und der Leiden Lust.
Sie nahmen diesen schwachen, dem Tod verfallenen Leib,
Daß nicht stets ihre Seele in ewiger Ruhe bleib'.
Zu hungern und zu dürsten, das strebten sie wohl recht;
Den Willen einzuschließen als strengen Schicksals Knecht;
Ihre Kraft zu fühlen in süßer Müdigkeit,
Das Glück erst zu ersehnen in bangender Liebe Leid;
Den Mut selbst zu erproben in selbstgeschaffener Not,
Den Augenblick zu genießen im Gefühl der Vernichtung, im Tod.

Und einer unter den Himmlischen, der hehrste von allen, nahm das Schwerste auf sich:

Digitized by Google

Er kam her auf die Erde als einer Jungfrau Sohn
Und wählte sich die Krippe zu seinem Königsthron.
Das härteste der Völker, von allen Göttern verflucht,
Die matteste der Zeiten hat er sich ausgesucht.
Der Mann, der hier auf Erden von allerklarstem Sinn,
Er wählte sich die Leiden zum köstlichsten Gewinn.
Der Gott, der allen Kräften der Welt als Herr gebot,
Der suchte sich zum Ziele den schmerzenvollsten Tod.

In diesem Weltwettkampf gilt es zu siegen oder zu sterben. Der Gedanke, daß das Ganze ja doch nur ein Spiel ist, darf uns nicht irre machen oder unsere Tatkraft lähmen. Nein, eben weil es ein Spiel ist, müssen wir unentwegt trachten zu gewinnen.

. . . Drum halte nur von Mitleid die kühne Seele frei
Und sorge, daß das Ganze ein gutes Kampfspiel sei.
Und wenn du's anders wolltest, es darf doch nicht geschehn,
Du mußt uns alle besiegen oder selbst zugrunde gehn.
So kämpfe; es ist nicht Sünde und tu's nicht nur aus Not,
Tu es mit fröhlichem Wollen, tu es als erstes Gebot!

Das ist jene berühmte Lehre der Bhagavadgîtâ, die Lehre des Nicht-Schonens, wie sie Gott Krischna seinem Schützling Ardschuna gibt. Das XIV. Stück der Offenbarung ist vollends in der getragenen, bedeutungsschweren Sprache der Mystik geschrieben. Der Dichter spricht hier vom Urgrund alles Seins, vom Wesen aller Dinge, von Gott. Es ist der Inhalt dessen, was die Mystiker aller Zeiten und Schulen von Gott, Schöpfung und Wiederkehr lehrten.

Die „Offenbarung" kleidet hauptsächlich philosophische Gedanken in ein poetisches mythologisches Gewand. Vorwiegend religiöse Symbole sind es, von denen die „Lieder im heiligen Geist" singen. Der Geist der Wahrheit und Gnade, die Gabe des Rates und der Wissenschaft, alles, was göttlich und geistig heißt, all das findet in diesen Hochgesängen erhabenen Ausdruck. Wie das Weltgedicht Dantes von einer umfassenden Zahlenmystik durchzogen ist und das Siegel der Dreiheit auf das Ganze wie auf dessen Teile gedrückt ist, ähnlich spricht schon die Form der Lieder im hl. Geist das Zahlengeheimnis der Dreieinigkeit aus. Jedes der Lieder besteht aus drei Strophen zu je drei Zeilen. Die einzelnen Verszeilen sind durch eine schwere Zäsur in zwei Halbverse zu drei Hebungen zerteilt. Die Senkungen sind völlig frei und das erzeugt eine reiche Modulationsfähigkeit. Die Verse sind, etwa wie der Hexameter, für jeden Rhythmus, für jede Stimmung verwendbar, ihr Gang gestaltet sich bald schwer und breit, bald auch lebendig und behend, bald wieder fest, geschlossen und gemessen. Die rhythmische Schönheit wird noch erhöht durch die Reimtechnik. Jede Strophe ist durch dreimal wiederkehrenden stumpfen Reim in sich abgeschlossen. Das vollständige Fehlen klingender Reime gibt den Liedern einen stolzen, männlichen Gang und Klang. — Mit seinen hl. Geist-Liedern hielt sich Kralik zum erstenmal voll und ganz an jenes universale Kunst- und zugleich Welt-

Digitized by Google

gesetz: an die poetische Tradition. In seinem Buche „Jesu Leben und Werk" widmet Kralik der „ästhetischen Offenbarung" einen eigenen Abschnitt und führt sorgfältig aus, wie die ganze Bilderpracht, in die Jesus seine Lehren kleidete, wie alle seine Gleichnisse aus der Literatur des Alten Testaments entnommen sind. „Wir werden", sagt der Verfasser da, „in das tiefste Kunstgesetz der echten Poesie eingeführt. Jesus nimmt die im Alten Testamente überlieferten Keime auf und bildet sie weiter. Er zeigt damit, daß die wahre Kunst nicht weniger auf Tradition beruht wie die Offenbarungslehre." (S. 284.) Die Lieder im hl. Geist sind dem Inhalt nach hauptsächlich Paraphrasen von Bibelstellen aus dem Alten und Neuen Testament. Die Inhaltsangabe, die der ersten Auflage (erschienen 1895) beigegeben ist, läßt ersehen, daß in der Tat den meisten Liedern ein oder zwei oder ein paar Versikeln irgend eines heiligen Buches zugrunde liegen. Ungeachtet des hohen Alters dieser Gedanken und ungeachtet dessen, daß sie uns von Kinderzeit an vertraut sind, wirken diese Lieder mit wunderbarer Gewalt. Es geht aber nicht an, sie einseitig bloß vom religiösen Standpunkt zu betrachten. Sie sind die Ergänzung zu den Gesängen der „Offenbarung". Was dort mehr allegorisch und poetisch gesungen wurde, das wird hier mit der begeisterten Innerlichkeit des Psalmisten wie ein erhabenes Gebet gebetet. Aber beide Weisen, die ästhetische und die religiöse, sind wesensverwandt und quellen aus einer Seele heraus. Und hier wie dort lebt ein Gedanke in den Liedern: der Spielgedanke. In die Neuauflage, die im Sommer 1906 von den „Liedern im heiligen Geist" erschien (Missionsdruckerei Steyl, Post Kaldenkirchen), ist eine Reihe von neuen Liedern aufgenommen, worin der Spielgedanke in mannigfachen Formen wiederkehrt. Diese zweite Auflage enthält übrigens doppelt soviel Lieder als die erste, nämlich hundertundfünfzig. In dieser neuen Ausgabe stellen sich die Lieder als die Glieder eines großen Zyklus dar, der mit Dreieinigkeit und Weltschöpfung anhebt und mit dem Weltgericht schließt. Von den neu eingereihten Liedern wollen wir hier einige anführen. Das eine, betitelt „Das große Weltschauspiel", lautet:

Der heilige Geist ist der Dichter,
der in uns allen schafft.
Er gibt dem Weisen und Künstler
zum Werke Sinn und Kraft.
Er gibt dem Werk Bedeutung,
Leben, Wirkung und Saft.

Doch seiner Dichtkunst größtes
Werk ist diese Welt.
Er hat die Szene entworfen,
er hat die Spieler bestellt,
Er hat die Handlung geordnet,
so wie es ihm gefällt.

Der eine ist König, der andre
ist Bettler, doch alle sind gleich.
Wer seine Rolle zum besten
beschließt, wird liebereich
Belohnt vom heiligen Geiste
in seinem dauernden Reich.

Während in diesem Gedicht der Grundgedanke eines tiefsinnigen Calderonschen Autos anklingt, finden wir im folgenden („Weltgeschichte") das uralte Motiv von Schicksalsbuch:

Digitized by Google

Der Geist schreibt die Geschichte
der Welt zu seinem Ruhm.
Jahrhundert auf Jahrhundert
wendet er schweigend um
Die Blätter des Schicksalsbuches.
Die Engel lesen es stumm.

Wer kann die Sprache verstehen,
die er im Geiste schreibt?
Die Buchstaben sind von Blute
und Fleisch. Uns alle treibt
Sein Wort. Von allem Geschehen
ist es nur dies, was bleibt.

Er zeichnet ein seine Werke
mit manchem kräftigen Spruch;
Er scheidet die Taten der Menschen,
teilt Segen zu oder Fluch.
Doch endlich ist er zu Ende;
er schließt das mächtige Buch.

Um den Dichter Kralik durch den Denker Kralik zu erklären, wollen wir aus der „Weltgerechtigkeit" (S. 101) eine schöne Stelle hieher setzen. Es heißt da in der Behandlung der Ethik des Islam: „Die Welt ist ein großes Buch, das der Geist Gottes von aller Ewigkeit her geschrieben hat. Die Weltgeschichte tut nichts, als daß sie dieses Buch Seite für Seite umblättert. Das Leben jedes einzelnen Menschen ist ein Kapitel in diesem Buch. Ihr glaubt zu handeln? O nein, ihr lest nur die ewigen Schicksalssprüche ab. Und so wie ein Leser von lebhafter Einbildungskraft sich vielleicht einbildet, er erlebe das ganze Buch selber, er nehme Teil an den Schicksalen des Helden, so wie er törichter Weise Angst empfindet für ihn und Furcht und Hoffnung, so wie er ihm helfen möchte, ihm raten, ihn aufklären, so ist es mit euch. Eure Furcht, eure Angst, eure Sorge, euer Rat ist ebenso überflüssig und töricht wie bei jenem. Zerbrecht euch nicht den Kopf und das Herz, sondern schlagt frisch das Blatt des Schicksalsbuches um und leset weiter. Glaubt auch nicht, diese Lehre werde eure Tatkraft lähmen. Weit entfernt! Dafür laßt nur den göttlichen Verfasser sorgen. Wenn ihr auch träge zuschauen wolltet, er wird schon dafür sorgen, euch über die Welt hinzujagen, wenn es ihn gut dünkt, — zu jagen, daß euch der Atem ausgeht."

Der Sänger der „Offenbarung" spricht noch für seine Person. Er ist der Mitwissende an den Plänen des Weltalls, *er* tritt als Verkünder unerhörter Weisheit unter die Menge der Profanen. Noch also herrscht das Einzelpersönliche, Individuell-Subjektive vor. In den „Liedern im heiligen Geist" ist das schon anders, da spricht das religiöse Gefühl der ganzen Christenheit aus dem Munde des Dichters. Er spricht hier nicht mehr für sich allein und aus sich allein, sondern im Namen einer großen Zahl Gleichdenkender und Gleichfühlender. Noch weiter schreitet diese Entwicklung vor mit den „*Weiheliedern und Festgesängen*". Diese Sammlung erschien 1901 und zeigt den Dichter auf der letzten und höchsten Stufe seiner Entwicklung. Nicht mehr das Flüchtige, Nichtige, was leidvoll oder freudvoll die Seele des einzelnen berührt, wird in diesen Liedern besungen. Der Dichter hat jetzt die Schranken seines Ich erweitert. Noch immer zwar ist es *sein* Inneres, das alles aufnimmt und klar und rein widerspiegelt, die Persönlichkeit des Dichters ist durchaus nicht beiseite geschoben; wohl aber sind es andre, größere Dinge, die jetzt seine Seele mitschwingen machen.

Digitized by Google

Das lyrische Ich tut sich jetzt auf für die Stimmungen einer Gesamtheit, eines ganzen Volkes, einer ganzen Kirche. Wenn das Stimmungsbild und das Liebeslied ihren unbestreitbaren Wert in sich tragen, weil eine gottähnliche, unverlierbare Menschenseele hierin ihr Gefühl ergoß, so ist der Wert des Festgesanges, der den Jubel von Tausenden in die Lüfte schmettert, umso größer und zweifelloser. Und sicher, die höhere Kunst und Dichterkraft ist es, die sich über die engen Grenzen des eigentlichen, kleinen Ich erhebt und in einer großen Gemeinschaft aufgeht. So wird der Dichter allen alles.

Kraliks „Weihelieder und Festgesänge" sind ausgesprochen religiös-national. Was schon die Offenbarung und die hl. Geist-Lieder enthalten, ist nun klar und voll entfaltet. Die Poesie kann — das ist das Leitmotiv in Kraliks literarischem Programm — nur religiös und national sein, sonst hat sie weder Wert noch Bestand. Wie die Hochblüte der griechischen und mittelalterlichen Kunst und Kultur im Volkstum und im Glauben des Volkes wurzelte, so muß auch unsre Zeit auf diese Quellen aller Poesie zurückgreifen, wenn anders die heutige Welt eine Kultur überhaupt will. Diesbezüglich legt Kralik seinen Standpunkt in der Vorrede zu den „Weiheliedern und Festgesängen" dar. Er sagt da unter anderem: „Der religiöse Standpunkt des Lyrikers sollte der der Aktualität sein. Muß ich daher erst um Nachsicht bitten, weil ich die Kränze meiner Lieder nicht um den Scheitel des Zarathustra, nicht um den Zopf des Konfuzius, nicht um den Schatten des Buddha, nicht um die Locken der Venus und nicht um den Bart Muhammeds gewunden habe, sondern um die uns allen von Kindheit an vertrauten, heiligen Gestalten unseres lebendigen Glaubens? Denn die echte Lyrik braucht, meine ich, keine Tempelruinen, sondern Kirchen, die vom gläubigen Gesang der Gemeinde widerhallen, keine literarischen oder archaistischen Schemen, sondern einen noch heute wirksamen und lebendigen Gott." (S. 9.) Ganz im gleichen Sinne spricht R. Haym in seiner „Romantischen Schule" von der religiösen Poesie: „Lebenskräftig ist die Poesie nicht, sondern welk wie dürres Laub des Herbstes, die sich der mythologischen Phantasie vergangener Geschlechter in die Arme wirft, um sich von ihr tragen zu lassen. Lebenskräftig ist sie gerade nur insoweit, als sie die ewigen Geschichten des Gemüts im Anschluß an vorhandene Glaubensvorstellungen zu erzählen weiß." (S. 479.) Freilich irrt Haym, wenn er dann die christliche Legende und Mythologie für erstorben hält und damit auch die christliche Lyrik für überlebt erklärt. Durchaus nicht! Das Volk hält noch heute wie vor fünfhundert Jahren fest an seinen Namensheiligen, an den Kirchenpatronen und an seinen vielen Schutzheiligen. Noch immer ist der christliche Himmel so reich und heilig im Herzen und über den Häuptern unseres Volkes. Keine Revolution und keine Reformation konnte ihn vernichten. Freilich, daß der sinnenfreudige Katholizismus der religiösen Dichtung weit günstiger ist als der unsinnliche Protestantismus, das ist allgemein anerkannt und zugegeben. Milton und Goethe haben das praktisch bestätigt, Tieck und Wilhelm Schlegel wiederholt theoretisch hervorgehoben, um nur ein paar von vielen zu nennen. Kralik wurde, abgesehen von seiner Metaphysik, schon durch seinen Wirklichkeitssinn, durch seinen Grundsatz, womöglich an das einmal Vorhandene

Digitized by Google

anzuknüpfen, zur religiösen Poesie geführt. Die reichen Legendenschätze, die das mittelhochdeutsche Passional und andre Sammlungen bergen, sind uns unverloren. Herder hat uns vieles neu erschlossen. Die Umdichtung und Erneuerung des alten Passionals, die Kralik als „Goldene Legende der Heiligen" herausgab, ist aus der nämlichen realistischen Liebe für die gestaltenreiche, farbenfrohe, poetische Religion des Volkes entstanden.

Kraliks „Weihelieder und Festgesänge" sind aber nicht etwa einseitig religiös. Ebenso stark, vielleicht noch stärker ist der nationale Gehalt dieser Lyrik. In bewußter Bodenständigkeit — so faßt unser Dichter den Begriff der Heimatkunst — pflegt Kralik die heimische Sage und die Erinnerung an Heldensang und Minnesang. Das Gedicht „Maria Lanzendorf" ist so ein kleines Muster, wie der Dichter die legendenhaften Volksüberlieferungen poetisch verwenden und verwerten kann. Das ist nicht etwa ein archivalisch-gelehrtes Ausgraben verstaubter, vergessener Altertümer. Die Sage und Geschichte unseres Volkes und unserer Heimat lebt noch tausendgestaltig, man muß sie nur zu finden wissen. Ja, selbst die Götterwelt unserer germanischen Vorfahren ist nicht tot, ist nicht vergessen. Sie sind nur besiegt und gestürzt; so wie einst die Giganten den Olympiern weichen mußten, so wichen die Olympier und die Götter Walhalls den Engeln und Heiligen Gottes. Aber noch kennt die Phantasie des Volkes die Riesen und Zwerge, die Nixen und Brunnenholde, den Wassermann und das wilde Heer, den treuen Eckhart und die Heinzelmännchen als feindliche oder freundliche Mächte.

Christentum, alte Mythologie und Heldensage sind in der Festlyrik Kraliks zu einem prächtigen Ganzen vereinigt. Wie die hohe Kunst Pindars, des Sängers aller Sänger, in den Siegesgesängen die religiöse Weihe dem episch-nationalen Gehalt vermählte, so durchdringen sich auch in Kraliks Weiheliedern die beiden Elemente aller Kultur und Kunst bis zur Vollendung. An Pindar gemahnen uns vor allem die großen Hymnen „Salzburg", „Graz", „Wien", „Klagenfurt". Diese wunderschönen Festchöre sind zwar gleichsam nur das Textbuch, das erst noch der Belebung durch die Musik bedarf — Kralik hat diese Lieder komponiert und sie wurden bei festlichen Anlässen vorgetragen —, aber trotzdem ist schon der bloße Text von hoher Schönheit. Der metrische Bau, teilweise in gewollter Strenge die Rhythmen Pindars nachahmend, ist außerordentlich kunstreich und künstlich. Kralik hat hier gezeigt, wie meisterlich er die Form beherrscht. Die „Offenbarung" und die „Lieder im heiligen Geist" zeigen das nur indirekt, denn sie haben keine feste Form, sondern frei strömenden Rhythmus. Die ersten Lieder Kraliks jedoch lehnen sich oft absichtlich gegen die strenge Form der klassischen Dichtung auf. Der junge Dichter rühmte sich damals selbst:

Ohne Takt und ohne Weise
Meine Liebe klag' ich.

Das ist wohl der Widerhall, den die „Revolution in der Lyrik" in der Seele unseres Dichters fand. Aber diese achtlose Behandlung der Form steht in Gegensatz zu der tadellosen, meisterhaften Gestalt der „Weihelieder und Festgesänge". Die Kunst, mit der z. B. im Festchor „Graz" Strophen, Gegenstrophen und Epoden gebaut sind, ist ausgezeichnet. Auch wo der

Digitized by Google

Dichter einfachere Strophenformen gebraucht, wie in „Landsmannschaft Nordgau", „Deutschland und Spanien", „Vom Kaiserlied", fließen die Worte voll tönenden Klanges dahin. Die meisten dieser Lieder sind leider zu umfangreich, als daß wir sie hier wiedergeben könnten.

Die „Weihelieder und Festgesänge" sollen nicht Buchlyrik sein und sind nicht zum bloßen Lesen geschrieben. Sie sind gesungen worden. Lyrik gehört zur Lyra. Der Dichter ist vom Sänger nicht zu trennen. Wenn auch Feuerbach, v. Hartmann und viele andere mit ihnen glauben, daß nicht in der Vereinigung, sondern in der Loslösung der einzelnen Künste voneinander jede Kunst ihr Höchstes leiste: die höchste Gesamtwirkung und den höchsten Kulturwert haben die Künste nur in ihrer Einheit. Und eigentlich gibt es ja nicht einzelne Künste, sondern nur eine vielseitige Allkunst. Wir brauchten nicht so viel Konzertkunst, nicht so viel Buchkunst u. s. f., sondern mehr Lebenskunst. Kraliks Lyrik, seine Weihelieder besonders, sind zugleich ein Vorbild und Beispiel, wie er sich jene ideale Kultur denkt, deren Grundzüge er in den „Kulturstudien" darlegte. Freilich, solch leichte, tändelnde Gedichte sind das nicht, die den Putztisch umschwärmen. Kraliks Festlyrik hat dasselbe Los wie Pindars hoher Flug, wie Flaccus' Kunst und Petrarkas schwerwiegendes Wort.

Noch wäre von einer anderen lyrischen Sammlung unseres Dichters zu reden, von den „Almenden". Sie sind aber noch nicht selbständig veröffentlicht und bloß einzeln in verschiedenen Zeitschriften erschienen, so in der „Gottesminne", in der „Deutschen Arbeit", im Berliner Jahrbuch für deutsche Dichtung „Der Spielmann" 2c. Die Almenden sind sonettartige Strophen aus der Zeit des Minnesangs. Es ist eine der schwierigsten poetischen Formen, die es außer den antiken logaödischen Metren gibt. Kralik beweist hier wieder seine Künstlerschaft und Sprachgewalt. Von den Almenden ist jede ein lyrisches Kabinettstück. Ihrem Inhalte nach stehen sie teils der hohen Lyrik der „Offenbarung" oder der „Lieder im heiligen Geist" nahe, teils der Stimmungslyrik der ersten Gedichte. Alle aber bringen in knappster, gedrungenster Form einen poetischen Gedanken zur vollen Entfaltung, oft im Gewande und Lichte der mystischen Weltanschauung Kraliks, wie etwa folgende Almenden:

Mein ist die Welt, ich habe sie dem Schöpfer nachgewirkt,
Zu meiner Lust, und sie nach allen Seiten abgezirkt,
Mein ist der unbegrenzte Raum,
Wenn meiner Seele Schwingen ihn durchfliegen.

Von jehre war ich, denn ich lebe alle Zeiten mit.
Ich schreite mit Jahrtausenden dahin in gleichem Schritt,
Ich träumte mit schon Hellas Traum
Und laß' mich von der Zukunft Wogen wiegen.

Ich herrsche mit dem Kaiser so,
Wie ich mich mag an Bettlers Freiheit letzen.
Was jemals Mann und Männin froh
In Liebe labte, kühnlich darf ich mich darein versetzen.
Dies ist der Schatz, der mir als Dichter unerschöpflich glänzt,
Was ist und war, mir ist's vertraut;
Ich leb' es mit, von Schönheit hold bekränzt.

Digitized by Google

Einen ähnlichen Gedanken hat Kralik noch ausführlicher behandelt in der Almende „Dichters Seelenwanderung". Beide Gedichte enthalten als unausgesprochenen Grundgedanken wieder den Spielbegriff. Die Welt ist wie eine bunte Laterna magica, ein großer Traum.

Wieder mitten hinein in hohe Metaphysik führt uns das Gedicht „Das bist du", das ein indisches Motiv enthält, das berühmte Tat tvam asi, die hohe Lehre, die Uddālaka Aruni seinem Sohne Śvetaketu gibt:

Beneide nicht die Sterne dort um ihre Himmelsruh';
Die Sterne wie der Himmel und die Ruhe: das bist du!
Beneide nicht um seine Macht
Feuer und Meer; es ist von deinem Geiste.

Erschrick nicht vor der Bosheit hier und was die Menschheit tu';
Die Menschheit und das Böse, Mensch, das alles, das bist du.
Dein eigen Herz hat ausgedacht
Von allem Bösen, sinne nach, das meiste.

Du klage nicht das Schicksal an,
Die höchste Macht an Gottes hehrem Throne,
Daß es dir Unrecht angetan
Und daß es unverdient und grausam deine Schwachheit lohne.
Sein Wort wird dich verstummen machen schnell in einem Nu.
Dein Schicksal, Mensch, das bist du selbst,
Dein Gott, dein Schöpfer, Richter, das bist du!

An dieser Stelle sei auch schließlich jener Gedichte Kraliks Erwähnung getan, die sich in seinen verschiedenen dramatischen Werken eingefügt finden. Wenn auch diesen Gedichten der persönliche Ton, der subjektive Charakter der Lyrik naturgemäß fehlt, so darf darüber doch wohl in diesem Zusammenhange gesprochen werden. Gelegentlich kommt in diesen Poesien auch der Humor zu stärkerer Betonung, so in dem heiteren Liede, das der Wiener Sybarit Paphianus im Weihefestspiel „Markus Aurelius in Wien" singt. Ganz anders geartet ist der erste Chorgesang aus dem geistlichen Festspiel „Veronika", dessen letzte Strophen das Magnifikat in edlem, würdigem, uns freilich ungewohntem Gewande vorführen.

Mächtig preist den Himmlischen meine Seele
Und mein Geist frohlocket in Gott, dem Heiland,
Der erhob die Niedrigkeit seiner Dien'rin,
Selig zu preisen.

Denen, die Dich fürchten, erscheinst Du milde,
Wirst noch heute mächtig Dich offenbaren,
Wirst die Stolzen beugen, die Niedern aber
Gnädig erheben.

Wirst mit Güte Hungriger Mut erfüllen,
Deinen Sohn zu Königesehr' erheben,
Wie Du hast gesprochen mit unsern Vätern
Alle die Zeiten.

Digitized by Google

Kralik wendet hier die sapphische Strophe an. Auch sonst findet sich gelegentlich ein antikes Metrum, so gerade in der „Veronika“. Hier ist jeder der vier Chorgesänge in einem anderen Metrum geschrieben: im vierten asklepiadeischen, im alkäischen und im ersten pythiambischen Versmaß. Die „Veronika“ und die Festspiele „Schatzung in Bethlehem“, „Der zwölfjährige Jesus“ und „Der Tod des heiligen Josef“ sind zum Teil im jambischen Trimeter und Tetrameter abgefaßt; im dritten dieser Dramen kommt ein Chor im fünften asklepiadeischen Metrum vor u. s. f. Auch in den früher behandelten lyrischen Sammlungen kommen etliche Male logaödische Strophen und der daktylische Hexameter zur Verwendung. So beginnt einmal im „Roman“ ein Gedicht:

Auf, Hexameter! Auf, Pentameter! Auf aus dem Schlafe!
Nicht zu spielendem Scherz, kommt mir zu heiligem Amt!
Laßt zum erstenmale von mir euch satteln und zäumen,
Und zum letztenmal auch! Teurer ist deutscher Gesang.
Doch hier gilt es, die Götter mit Ehrfurcht heilig zu laden;
Gerne schmeichelt' ich doch jenen mit heimischem Klang. ꝛc.

Wir haben die Entwicklung des Lyrikers Kralik von seinen ersten Gedichten bis auf den heutigen Tag verfolgt. Wir haben gesehen, daß seine Gedichte stets der Spiegel seiner Seele waren. Wie es vor allem von Goethe gerühmt wird, aber eigentlich von jedem Lyriker zu gelten hat, sind Kraliks Gedichte wirklich Bruchstücke einer großen Konfession. Seine Jugendgedichte sind ja samt und sonders aus dem Augenblick geboren. Wes Herz und Kopf voll waren, des flossen die Lippen über. Und auch als sich der Dichter eine geschlossene Weltanschauung erobert hatte und in den Dienst einer großen Idee getreten war, auch da drängte es ihn, all seine Herzgedanken in Lieder zu ergießen. In einem Gedichte der „Maja“-Sammlung, „Die alten Lieder“, sagt der Dichter: „Alte Liebe, altes Hassen ward mir lang schon zum Gedicht“. Und in der Almende „Ergebnis“ spricht er von seiner „lieblichen Gewohnheit, wegzureimen alle Not“.

Das ist eine Dichterseele von rechter Poetenart! Ein wirklicher „Schöpfer“ und Bildner von Schönem. In seiner Poesie verklärt sich seine Weltweisheit. Er hat in der Tat der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Er hat handelnd das Rätsel des Lebens gelöst, indem er Schönes schuf.

Digitized by Google

Franz Emerich, 1496—1560.

Ein Reformator des medizinischen Unterrichtes in Wien.

Von **Dr. Leopold Senfelder.**

Unter den Wiener akademischen Lehrern und Ärzten des XVI. Jahrhunderts nimmt Franz Emerich, der bedeutendste praktische Arzt inmitten seiner humanistischen Kollegen, einen hervorragenden Platz ein. Sein Leben fällt in eine bewegte Zeit, in die Epoche des Andreas Vesalius und Theophrastus Paracelsus, deren Namen mit der Bekämpfung des Arabismus und des Galenischen Lehrsystems, mit dem Aufschwung der Heilkunde innig verwebt sind.

Ob und in welchem Maße nun damals ein Lichtstrahl der neuen Zeit auch bis an den Donaustrand vorgedrungen sei, das soll in diesem Lebensbilde gezeigt werden.

Franz Emerich wurde im Oktober 1496 zu Troppau (Oppavium) in Schlesien geboren. Über seine Familie ist nur bekannt, daß eine Schwester Maria Salome mit Andreas Cappus, Bürger in Troppau, verheiratet war, deren Sohn Johannes später auf testamentarischen Wunsch unseres Arztes den Familiennamen Emerich annahm. Eine Tochter Anna Cappus wurde die Gattin des Wiener Arztes Elias Anhart.*) Emerichs erste Frau Anna starb am 19. Februar 1555, die zweite, Sophia, die jugendliche Tochter des Kaiserl. Rates und Rechtsgelehrten Philipp Gundel, am 20. Jänner 1559 und die dritte Gattin, Apollonia, überlebte ihren Mann. Emerich war ferner verschwägert mit dem Wiener Apotheker Christian Kunig und dessen Frau Anna, welche 1548—1558 im Besitze des alten Apothekerhauses O.-Nr. 633, Rotenturmstraße 3, c. 1549 bis nach 1566 des Hauses O.-Nr. 1105, Graben 10, waren.

---

*) Obige Daten entstammen Emerichs Testamente vom 4. Mai 1560. Vergl. K. Schrauf, Aus der Testamentensammlung des Wiener Universitätsarchives, p. 81, in „Ein halbes Jahrtausend. Festschrift, anläßlich des 500jährigen Bestandes der Acta Facultatis medicae Vindobonensis herausgegeben vom Wiener medizinischen Doktorenkollegium, Wien 1899. — Elias Anhart aus Graz, in Wien am 23. März 1557 promoviert, wohl bald darauf Bergarzt zu Schemnitz, 1562 I. Dekan, im selben Jahre Arzt des Wiener Bürgerspitales, starb um diese Zeit, da seine Witwe 1563 den Humanisten Dr. jur. Georg Tanner heiratet. Vergl. Act. fac. med. Vindobon. III. 1490—1558, ed. K. Schrauf, Wien 1904, p. 288, item 1558—1605, Ms. fol. 29a, 38b; Dr. A. Mayer, Wiens Buchdrucker-Geschichte, I. p. 76. Von Anhart existiert ein „Consilium podagricum: Wie man sich vor dem Podagra hüten o. in zeyt dieser Krankheit trösten soll" ꝛc. Ingolstatt 1581, 1585. 8° 76 p. Ein praktisches Buch mit sehr rationellen Kurvorschriften ohne gelehrtes Beiwerk.

Digitized by Google

Seine Studien absolvierte er in Krakau, wo er nach Kink auch den medizinischen Doktorgrad erworben haben soll.*) Aus seinen Schriften erhellt aber mit Sicherheit, daß er wahrscheinlich bereits als Arzt sich längere Zeit in Padua und anderen oberitalienischen Universitäten aufhielt. Mit warmer Pietät gedenkt er seines Lehrers Matthäus Curtius (Corti), 1475—1542 (seit 1524 Professor zu Padua), des Freundes Johannes Sinapius, des Francesco Brancaleone und des Professors zu Ferrara, Giovanni Manardo, 1462—1536, dessen Gelehrsamkeit und Erfahrung er vollinhaltlich anerkennt, wenngleich er seine Anschauungen und Lehrmeinungen nicht teilt.

Sein mächtiger Gönner („cui omnia haec et etiam vitam hanc praesentem debeo") war der ebenso kunstsinnige wie gelehrte Abt des steirischen Benediktinerstiftes St. Lambrecht, Valentin Pierer, 1518—1541, Hofkaplan von Karl V. und Ferdinand I., welcher wiederholt junge Stiftspriester zur Ausbildung nach Italien, besonders nach Padua sandte. Pierers Einflusse ist es wohl auch zuzurechnen, daß Emerich zum Begleiter des jungen Freiherrn von Harrach, Leonhard IV., späteren Geheimen Rates und Obersthofmeisters des Erzherzogs Karl, nach den italienischen Universitäten ausersehen wurde.**)

Nach der Rückkehr aus Italien wandte sich Emerich wieder nach Krakau, wo er bis 1534 medizinische Vorlesungen hielt, und kam 1535 nach Wien, woselbst er unter dem Dekanate des Johannes Gastgeb am 19. August repetierte und am 26. in die Fakultät aufgenommen wurde. Das Vertrauen seiner Kollegen berief ihn noch im Oktober desselben Jahres zur Führung des Dekanates, welches halbjährige Amt er achtmal, u. zw. 1535_{II}, 1539_{I},

*) Über seine Frauen vergleiche unten die Grabinschriften. Über Sophias Tod schreibt er am 29. Jänner 1559 an Leonhard IV. von Harrach: „Genediger Herr ich klag Ew. gnaden treulich wie mein hausfrau der yrthum der hebam nicht verwinden hat mugen, sunder den 20. januarii christlich in got verschiden." (Gräflich Harrachsches Familienarchiv.) Ferner Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien, Bd. 8, O. Nr. 1105, Bd. 10, p. 102, Bd. 11, O. Nr. 633. Über den Studiengang berichtet Mylius in: Oratiuncula in funere Emerici. Viennae 1560, vergl. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität, III. 1888, p. 183—187 (mit Vorsicht aufzunehmen) und Kink, Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien, 1854 $I/_1$, p. 273. Im Album studiosorum univers. Cracov. II. 1490—1551, ed. Adam Chmiel, 1892, finden sich viele „Emerici"; darunter 1514_{II}, p. 157 Franciscus Emerici de Czachul dioc. Agriensis, der nicht ohneweiters mit unserem Emerici zu identifizieren sein dürfte, da Troppau damals zur Olmützer Diözese gehörte.

**) Über die vier erwähnten Ärzte vergl. Jöchers Gelehrtenlexikon, I. p. 2262, IV. p. 616, I. 1336, III. p. 92; über Pierer: Seb. Brunner, Ein Benediktinerbuch, p. 201. Leonhard III. von Harrach hatte testamentarisch 1527 verfügt, daß seine Söhne Joachim und Leonhard in passender Begleitung auf Studienreisen nach Italien geschickt werden sollen. Da Leonhard III. Hofkanzler war, liegt es nahe, daß Emerich ihm seitens des Abtes und Hofkaplanes Pierer empfohlen wurde. Der hochw. Herr Prior Dr. Georg Spari hatte die Güte, mir aus dem Stiftsarchive von St. Lambrecht nachfolgendes zu berichten:

1. König Ferdinand I. (a. 1538, Nr. 768) bewilligt dem Kloster St. Lambrecht den Verkauf folgender Güter an folgende Personen und um folgende Summen:

Digitized by Google

1543_{II}, 1544_{II}, 1546_{I}, 1548_{I}, 1549_{I}, 1552_{I} bekleidete. Als Rektor fungierte er viermal, 1538_{II}, 1542_{II}, 1548_{II}, 1554_{II}, als Prokurator der ungarischen Nation sechsmal, 1536_{I}, 1537_{II}, 1540_{I}, 1542_{I}, 1546_{II}, 1551_{II}, und der sächsischen Nation 1537_{I}.

Im Jahre 1536 wurde er von der Regierung zum Lektor der Chirurgie mit 52 fl. jährlich bestellt, wurde 1542 professor primarius medicinae practicae, nach Enzianers Tod am 15. November 1553 Senior der Fakultät, 1554 königlicher Rat und im selben Jahre auf Grund der neuen Reformation vom 1. Jänner 1554, Absatz 11, ständiger Vertreter der Fakultät im Universitätskonsistorium.*)

Emerich, der unter anderem auch Hausarzt der Karthause Mauerbach war und sich der Wertschätzung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol sowie des Großgrafen (Palatin) von Ungarn erfreute, gelangte Dank seiner ausgedehnten ärztlichen Tätigkeit zu großem Reichtum, von dem er sehr weisen Gebrauch machte und im Geiste seiner Vorgänger, wie des Michael Puff aus Schrick und Johannes Neuman von Braunau u. a., mit stets offener Hand Elend und Not zu lindern suchte. Letztwillig errichtete er zwei Stiftungen zu je 2000 fl. Rheinisch mit je 3 Plätzen, u. zw. eine Studentenstiftung und eine andere zur Heiratsausstattung für arme Dienstmädchen. Wenngleich der Arzt Andreas Perlachius schon 1551 ein Stipendium gestiftet hatte, so ist die Emerichsche Stiftung doch die älteste, welche in ständiger Verwaltung der Fakultät war.

Emerichs gutes Verhältnis zu den Kollegen wird vielleicht am besten dadurch charakterisiert, daß er denselben 10 ungarische Dukaten für ein fröhliches Mahl testamentarisch verschrieb. »Facultati medice schaff ich zehen ducatn Ungrisch in goldt, die sy von meinetwegen zu pester gedachtnus in ainer collation miteinander mit lieb verzeren wellen.«

---

7. des Hofes zu Gainfarn (bei Vöslau, N.-Ö.) samt Zugehörung und Weingärten an den Med. Dr. Franz Emerich um 400 Pf. Pf. (Wien, 5. Dez. Orig. Pgmt).

2. Nr. 769 a. 1538, 5. Dez. Abt Valentin, Prior Thomas und der Konvent von St. Lambrecht verkaufen dem edlen Franz Emerich A. A. L. L. et Med. Dr. ihren Hof und Weingärten zu Gainfarn um 400 Pf. Pf.

3. Nr. 841 a. 1546, 14. Jänner. Franz Emerich A. A. L. L. et Med. Dr. verkauft dem Abte Thomas, Prior Sigmund und dem Konvente zu St. Lambrecht den Zellerhof, ein Haus und 6 Weingärten zu Gainfarn. (Orig. Pgmt.)

4. In einer Urkunde Nr. 676 a. 1528, 23. Okt., Wien, erscheint ein Franz Emrich als Zahlmeister.

*) Act. fac. med. 1490—1558, p. 194, 201., 210, 225., 260; Locher, Speculum academ. Vienn. 1773, p. 24 ff., 125 f., 252 ff. Die römische Ziffer hinter der Jahreszahl bezeichnet das Halbjahr, u. zw. I. von April bis Oktober, II Oktober bis April. Die beiden 1533 bestätigten Lektoren waren Ulrich Fabri und Siegismund Haselreiter, nach deren Tod 1542 Wolgang Lazius theoretische, Emerich praktische Medizin vortrug. Betreffs der Reformation vergl. Kink a. a. O. II. p. 373ff. Ebendaselbst $I/_2$, p. 164 f. werden als Emerichs Gehalt 1552 70 fl. und 1554 150 fl. ausgewiesen. Laut einem Akte vom 29/4. 1544 bezog er damals die Stephan Raiffpergersche Kollegiatstiftung (Aktenkonvolut der k. k. Hofbibliothek).

Digitized by Google

Emerich starb am 26. Mai 1560 und wurde zwei Tage darauf unter allgemeiner Trauer am Stephansfreithof nächst dem Deutschen Hause beerdigt. Vor dem offenen Grab hielt der Mediziner Martin Mylius dem dahingeschiedenen Meister einen ehrenden Nachruf. Testamentarisch hatte er für sich und seine beiden im Tode vorangegangenen Frauen „ein herrliches Monument" angeordnet, dessen Inschrift also lautet:

Francisco Emerico | Medicae Artis | Linguarumque peritia eximio | Fide singulari docendo | operandoque felici | praecipuo Gymnasii hujus | Ornamento | mortali vita Annos LXIII. mens. VIII. | pie functo | Anno autem Christi MDLX | VII. Calend. Junii defuncto | Patri et Avunculo | B. M. Haeredes | ex Testamento P. P.

Als im Jahre 1692 das deutsche Ordensritterhaus neu aufgebaut und infolgedessen Emerichs Epitaphium entfernt wurde, stellte der Dekan Ferdinand Friedrich Pock den Antrag, selbes auf Kosten des Stiftungsfondes neu herrichten und außen an der neuen Totenkapelle aufstellen zu lassen. Dort, an der Mauer des ausgebauten Turmes der Domkirche, im rechten Winkel zum ersten Fenster der unteren Sakristei befindet sich noch heute das verwitterte, aber noch immer die einstige Pracht erkennen lassende Barockmonument. Das obere, wohl dem Wappen dienende Feld ist leer, das große, von Säulen beiderseits begrenzte, künstlerisch durchgeführte Steinrelief zeigt uns Emerich und seine Gattin Sophia vor dem Kreuze knieend. Die dreiteilige Inschrifttafel darunter ist arg verwittert, teils ganz ausgebrochen und gestattet nur mit Mühe eine teilweise Entzifferung.*)

Emerichs Aufenthalt in Wien fällt in die Zeit des langsamen Ausklingens der humanistischen Richtung, in eine für die Fakultät, die Entwicklung der Heilkunde und des Sanitätswesens in unserer Stadt bedeutsame Periode. Die Wiener Fakultät zählte damals in ihrer Mitte ganz hervorragende Humanisten, wie Ulrich Fabri, Emerichs Vorgänger im Lehramte für praktische Heilkunde, welcher neben eigenen poetischen Arbeiten eine Anzahl lateinischer Klassiker herausgab, die Mathematiker und Astronomen Andreas Perlachius und Paulus Fabricius, den Verfasser einer hebräischen Grammatik Andreas Plancus und den Polyhistor und Professor der theoretischen Medizin Wolfgang Lazius. Neben diesen gelehrten Medizinern finden wir auch im wahren Sinne des Wortes praktische Ärzte wie Johann Enzianer, den Entdecker und Besitzer des Thermalbades zu Mannersdorf am Leithagebirge,**) Matthias Cornax, Verfasser ärztlicher Konsilien und Beobachtungen, und den Anatomen und Botaniker Johann Aicholz.

Bot der Umgang mit diesen gelehrten Männern und den in der Schule einer immer mehr Boden gewinnenden praktischen Richtung erzogenen Ärzten

*) Es gereicht mir zur besonderen Freude, daß das Wiener medizinische Doktorenkollegium meinen Antrag, es möge jetzt — wie seinerzeit 1692 — Emerichs Monument neuerdings als sichtbares Zeichen der Pietät renoviert werden, in der Geschäftsratsitzung vom 7/11. 1906 einstimmig angenommen und in dieser Sache sofort die nötigen Schritte eingeleitet hat.

**) Vergl. A. Starzer, Mannersdorf am Leithagebirge (Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. N. F. 34. Bd., p. 64ff.).

Digitized by Google

eine Fülle geistiger Anregung für Emerich, so konnten anderseits die Beziehungen zu seinen mächtigen Gönnern, die enge Freundschaft mit dem Dichter und Rechtsgelehrten, dem „Aristoteles seiner Zeit", Philipp Gundel, nicht ohne Nachwirkung auf seine öffentliche Stellung bleiben. Es ist daher wohl anzunehmen, daß Emerich auf die Vorberatungen der Universitätsreformen vom 15. September 1537 und 1. Jänner 1554, soweit sie die medizinische Fakultät betrafen, einigen Einfluß übte.

Mit dem Amte eines Lektors der Chirurgie war auch die Verpflichtung verbunden, alljährlich im Winter Anatomie vorzutragen. Der anatomische Kursus sollte drei bis vier Jahre, beziehungsweise Wintersemester umfassen und zwar zuerst allgemeine, dann spezielle Anatomie des Kopfes und der „inneren Glieder", im dritten oder vierten Jahr die Sektion einer weiblichen Leiche und praktische Anwendung der systematischen Anatomie, also wohl chirurgische Operationslehre. So rationell und gut erdacht dieser 1537 und 1554 erschienene Studienplan auch war, wurde er doch nie vollständig durchgeführt und geriet schließlich ganz in Vergessenheit.*)

Vor 1537 war die praktische Chirurgie nicht im Lehrprogramm der Wiener Fakultät, ja, kurz vorher hatte das Reformgesetz vom 2. August 1533 die Zahl der Lektoren von drei auf zwei reduziert und erst die Reform vom 15. September 1537 bestimmte wieder drei Professoren, wovon der dritte Chirurgie und Anatomie vorzutragen hatte. Emerichs Bestallung erfolgte aber bereits auf Grund der Vorberatungen vom 16. März 1536 unter dem Vorsitze des Universitäts-Superintendenten Dr. med. Johann Pilhamer. Daß man aber gerade den erst jüngst aufgenommenen Arzt mit der neuen Professur betraute, läßt, abgesehen von der jedenfalls sehr nachdrücklichen Unterstützung seiner Gönner, auf Emerichs gute anatomische und chirurgische Ausbildung schließen, wie eine solche damals nur in Bologna, Padua und höchstens noch in Frankreich erlangt werden konnte.

Die Chirurgie, jene so lange verachtete Schwester der Heilkunde, hat bei weitem nicht solche Irrwege durchwandern müssen wie letztere Disziplin und stand bereits in vorchristlicher Zeit auf hoher Stufe. Weit wichtiger als Galens Tätigkeit erscheint die des Paulus von Aegina (VII. Jhdt.) für die Nachwelt, weil dieser sich vornehmlich mit Chirurgie beschäftigte und im sechsten Buch seiner Epitome eine erschöpfende Darstellung der alten Chirurgie bietet. So ist es erklärlich, daß Paulus als Chirurg bei den Arabern dieselbe Autorität genoß wie Galenus in der Heilkunde. Eine nennenswerte Förderung erfuhr die Chirurgie bei den Arabern nicht und selbst die bedeutendsten chirurgischen Schriftsteller Abulcasim und Avicenna (X. Jhdt.) erweisen sich nicht viel mehr denn als Nachbeter des Paulus von Aegina. Doch gab Abulcasims formvollendete Darstellungsweise in erster Linie den Anstoß, daß er frühzeitig im Abendlande bekannt wurde und dort dasselbe Ansehen gewann wie seinerzeit Paulus bei den Arabern. Auf arabischer Grundlage fußten auch die Practica

*) Kink a. a. O. II. p. 350. Bemerkenswert erscheint, daß Emerich, soweit die Akten berichten, nie eine „Anatomie" vornahm. Dagegen dozierte Saz als Theoretiker u. a. auch über des Dioskurides Arzneimittellehre und Anatomie. Act fac. med. 1490—1558, p. 23, 326.

Digitized by Google

des älteſten uns bekannten ſalernitaniſchen Wundarztes Rogerius (XII. Jhdt.), die Schriften des Bruno von Longoburgo (XIII. Jhdt.) während der Bologneſer Wundarzt Guilielmo Salicetti ſchon eine gewiſſe Selbſtändigkeit aufweiſt und bereits häufiger an Stelle des Glüheiſens wieder das Meſſer verwendet. Sein Schüler Lanfranchi, geſt. vor 1306, brachte das Pariſer Collège de St. Come zu hoher Blüte. Aus der Bologneſer Schule ging Guy von Chauliac, geb. c. 1300, hervor, welcher gleich ſeinem Vorbilde Salicetti eine Wiedervereinigung zwiſchen Chirurgie und Medizin anzubahnen verſuchte und im Geiſte ſeiner italieniſchen Meiſter auf die anatomiſche Vorbildung großes Gewicht legte. Chauliacs Werk Collectorium artis chirurgicalis wurde 1543 von Joſef Tagault, Profeſſor zu Paris und Padua, neu bearbeitet und erlangte beſonders in Frankreich große Verbreitung, wiewohl der Verfaſſer, was perſönliche Erfahrung betrifft, hinter ſeinen Meiſtern Salicetti und Lanfranchi zurückſteht. Die bedeutendſten deutſchen Chirurgen dieſer Zeit ſind die Straßburger Wundärzte Hieronymus Brunſchwig und Hans von Gersdorff. Des letzteren „Feldtbuch der Wundarznei", Straßburg 1517, bot den nur ſelten des Lateiniſchen kundigen Wundärzten einen wertvollen Behelf zur theoretiſchen Ausbildung. Weit mehr als bei den Ärzten machte ſich unter den Chirurgen der Wandertrieb geltend. Der junge, von Meiſter und Zeche freigeſprochene Geſelle zog in die weite Welt und fand bei erfahrenen Meiſtern mannigfache Gelegenheit, Wiſſen und Kunſtfertigkeit zu bereichern.*)

In Wien lag ſeit älteſter Zeit die Chirurgie in den Händen rein handwerksmäßig vorgebildeter Leute, doch finden ſich bereits im XIV. und XV. Jahrhundert viele Italiener, welche dem Anſcheine nach eine beſſere Schule genoſſen hatten. Seitens der Fakultät war ihnen, abgeſehen davon, daß ſie bei den allerdings recht ſeltenen anatomiſchen Übungen anweſend ſein und als Inciſores (Proſektoren) fungieren durften, keine Gelegenheit zur Fortbildung geboten. Fremde Wundärzte durften ſich mit Bewilligung der Fakultät nur während der Jahrmärkte in Wien aufhalten. Einer von dieſen, der Bruch- und Steinſchneider Gregorius (1508), ſei beſonders erwähnt, weil er aus Norcia, jener berühmten Pflegeſtätte für Bruch- und Steinſchnitt und plaſtiſche Operationen, ſtammte. Wenn von den Wiener Chirurgen die Rede iſt, dürfen jene wackeren deutſchen Männer Sixtus Wirt, Paul Dirlewang

*) Daß damit aber gar oft die Luſt nach Abenteuern rege wurde und ſelbſt der gereifte Mann, anſtatt ſeßhaft zu werden, es vorzog, auf Jahrmärkten ſeine Kunſt auszubieten, iſt klar. Zumeiſt der niederen Volksſchichte entſtammend, konnte er nur ſchwer die gleiche ſoziale Stellung des Arztes, dafür aber um ſo leichter das Vertrauen des gemeinen Mannes erringen, da ja die Chirurgie nicht ſelten ſofortige, augenfällige Hilfe und Erleichterung zu ſchaffen vermag. Das Wanderleben bot reichlich Gelegenheit, Raritäten, wie Mumienſtücke, Schädel exotiſcher Tiere, zu ſammeln. Während der Famulus dieſe Stücke vorzeigte, Zähne zog, Univerſalheilmittel ausbot und dabei ganz unglaubliche Geſchichten über die Kunſt ſeines Herrn dem Volke vorlog, harrte im Innern der Hütte der Meiſter auf die Patienten. Hinter dem Humbug vor der Hütte ſteckte aber gar oft tüchtiges reales Können, was beſonders von den Wundärzten gilt, welche ſich bloß mit der Ausführung einiger Operationen, wie Stein- und Bruchſchnitt oder Starſtechen, befaßten.

Digitized by Google

und Peter Winckler nicht umgangen werden, welche am 10. November 1549 an Margareta Wolczer, Wirtin zum Roten Krebs, mit beſtem Erfolg die erſte Laparotomie in Wien vornahmen. Das Jahr vorher hatte die Fakultät unter Emerichs Dekanat im Einvernehmen mit Bürgermeiſter und Rat die obligatoriſche Prüfung der Bader aus Chirurgie eingeführt.

Über die theoretiſche chirurgiſche Ausbildung der Wiener Ärzte zu Beginn des XVI. Jahrhunderts gibt Martin Stainpeis einige Nachricht. Nach ſeinem Vorſchlag ſoll der Mediziner im dritten Jahre die Chirurgie des Guy von Chauliac und das Philonium pharmaceuticum et chirurgicum des Valescus von Taranta ſtudieren.*) Das neue Reformgeſetz vom 15. September 1537 beſtimmt alſo: »Der drit (Lektor) soll lesen Chirurgiam vmb zway oder so es die gelegenheit Pass gibt Umb drei vr Nachmittag. Primo Anatomiam mundi (Mundini) deinde III. IV. et V. fen IV. canonis Avicennae sive Guidonem de Cauliaco vel Artem Completam Lanfranci.«

Es iſt anzunehmen, daß Emerich ſich an dieſes wohl von ihm ſelbſt vorgeſchlagene Programm hielt. Leider verwaiſte dieſe Lehrkanzel im J. 1542 und blieb lange unbeſetzt, bis ſie 1555 nach gutächtlicher Äußerung der Fakultät von der Regierung dem Italiener Hieronymus Quadrius neu verliehen wurde. Über das Lehrprogramm äußerte ſich 1555 die Fakultät wohl im Einvernehmen mit ihrem Senior Emerich alſo: »Die bücher aber so in cheirurgia gewönlich gelesen werden unnd alhie zum taill vom Herrn Doctor Frantzen Emerico gelesen worden, seind diese: Das Verzeichnis aber Compendium methodicum cheirurgiae doctoris Francisci; libri κατὰ τόπους κατὰ γένη Galeni, Liber 2 et 3 item 13 et 14 Methodi Galeni; Anatomia ordinaria als Compendium Vesalii aber Mundini Correctorium. Libri priores duo Tagaultii. Den cheirurgis, den deutschen das Feldtpuch privatim zu erlarnen. Etzlich capita de tumoribus et ulceribus et fracturis ex Albucasi auszulesen, welche zuer practikhen am meisten dienstlich. Diese ermelten puecher mechten ordinarie zum teil diligenter publice gelesen unnd expliciert werden, zum teil aber privatim den discipulis vnnd jungen wundarzten überloffen vnnd ausgelegt.«**)

---

*) Vergl. meine Arbeit: Öffentliche Geſundheitspflege und Heilkunde, in „Geſchichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Altertumsvereine zu Wien, I. II/2 Bd. p. 1034f., 1053. Hartl-Schrauf Nachträge zum III. Bd. von Aſchbachs Geſchichte der Wiener Univerſität 1898, p. 295 ff., Act. fac. med. 1490—1558, p. 68, 243, über die Baderprüfung p. 240 f.

**) Act. fac. med. 1490—1558, p. 274 ff. Ein Compendium chirurgiae von Emerich iſt weder handſchriftlich noch unter den Druckwerken auffindbar. Möglicherweiſe bezieht ſich das Wort Compendium nur auf die Zuſammenfaſſung der oben angeführten Werke. Die zitierten Werke Galens ſind in der Kühnſchen Ausgabe der Reihe nach einzuſehen. Bd. XII, XIII, p. 378—1007, 1—1058, X. p. 78—231, 874—1021. Statt Correctorium ſoll es wohl heißen Collectorium. Tagaults Werk konnte von Emerich nicht benützt werden, da es erſt 1543 erſchien. Nach Emerichs Reſignation der chirurgiſchen Lektur laſen vorübergehend Joſeph Salandus und Matthias Cornax über dieſes Thema.

Digitized by Google

Wie lange Quadrius die Lehrkanzel, welche eigentlich nicht systemisiert war, inne hatte, ist unbekannt, da er in den Akten seit seiner Ernennung nicht mehr vorkommt. So war denn die chirurgische Professur in Wien leider eine sehr kurze Episode. Erst 1736 wurde eine ständige anatomische Lehrkanzel dem Professor institutionum Dr. Franz X. Mannagetta verliehen. Nach dessen Resignation wurde die Anatomie und Chirurgie 1742 von Dr. Karl Em. Schellenberger vorgetragen und erst 1750 für den k. Leibchirurgen Franz Josef Jaus eine selbständige chirurgische Lehrkanzel errichtet.*)

Auf dem Gebiete des Sanitätswesens und der Krankenpflege sind einige Neuerungen zu verzeichnen, u. zw. auf Grund des Privilegiums von Kaiser Maximilian I. am 9. Okt. 1517 das Visitationsrecht der Apotheken, die Schaffung eines Armen- und Spitalarztes, laut Reformation v. J. 1537 bis 1554 die Einführung des klinischen Unterrichtes, seit 1540 die Institution des Magisterium sanitatis**), — alles auf dem Papiere und auf Kosten der Ärzte.

Das Visitationsrecht wurde 1517 der Fakultät zum erstenmal offiziell zugesprochen und konnte bisher nur mit jeweiliger Erlaubnis der Stadtbehörde als oberster Stelle in gewerblichen Angelegenheiten ausgeübt werden. Noch zu Emerichs Lebzeiten begannen 1555 die Vorarbeiten für die 1564 herausgegebene erste k. Apothekerordnung auf Grund von Entwürfen des Apotheker-Kollegiums und des Arztes Dr. Ludwig Künig.

Die Behandlung der Armen und der Insassen des Bürgerspitales sollte eine Gegenleistung dafür sein, daß die Fakultät von gewerblicher Steuer befreit und gegen die Konkurrenz seitens der Kurpfuscher und fremden Ärzte — beides wieder nur auf dem Papiere — geschützt war. Der Armenarzt fungierte ein ganzes Jahr, wurde vom Chormeister zu St. Stephan dem Volke bekannt gegeben und hatte eine eigene Tafel an seinem Hause, während der Spitalsarzt turnusweise von Woche zu Woche abwechselte. Die Nichteinhaltung der erwähnten Gegenleistung seitens der Stadt, die schlechte Versorgung der Kranken in Bezug auf Verpflegung und Arznei sowie der Mangel eines Ordinationslokales gaben den Anlaß, daß die Fakultät diesen Verpflichtungen sehr unregelmäßig nachkam, bis endlich 1554 Emerich als Rektor im Verein mit Wolfgang Lazius und dem Dekan Martin Stopius das Bürgerspital einer gründlichen Besichtigung unterzog und dem Bürgermeister nahelegte, im Interesse der Kranken einen ständigen Arzt gegen entsprechende Bezahlung anzunehmen. Daraufhin wurde auf Ansuchen der Stadt Martin Stopius, welcher sich zur Pestzeit besondere Verdienste erworben hatte, zum Honorar-Physikus bestellt.***)

Ob und inwieweit Emerich bei der Errichtung des Magisterium sanitatis Einfluß nahm, ist nicht festzustellen.

Wie verhielt es sich aber mit der praktischen Heilkunde, welche Emerich seit 1542 als Professor vortrug? Die Reform vom 15. September 1537

*) Acta fac. med. 1725—1743, fol. 151, 244. 1744—1775, fol. 226.

**) Der Magister sanitatis, diese traurige Figur, der Arztknecht und Prügelknabe von Stadt und Regierung, wird seinerzeit ausführlich behandelt werden.

***) Kink a. a. O. II. p. 330 f. Privilegium Max' I. an die Fakultät vom 9. Oktober 1517. Act. fac. med. 1490—1558, p. 279 f. und 243, 267.

Digitized by Google

gibt hierüber folgenden Aufschluß: »Der annder soll zu Mittag vmb die 12 Urn vnnd nachvolgendermassen lesen, videlicet illos libros ex Galeno profiteatur de tuenda sanitate, methodum medendi, de arte curativa ad glauconem, de crisibus, ex Hippocrate vero librum de Ratione Victus in morbis acutis et presagia. Sive illorum loco exponatur quarta fen primi Canonis et Priores due fen quarti Canonis Avicennae et Nonus liber Rasis ad almansorem vel alique fen Canonis tertii Avicene.«

In der Reformation vom 1. Jänner 1554 heißt es: »Practicus vero hora secunda pomeridiana insignem aliquem practicum ut libros Galeni secundum loca, Paulum Aeginetam, Alexandrum Tralianum, librum Galeni ad Glaucum de differentiis febrium et librum XIV. Terapeuticae Methodi et id genus alios optimos quosque profiteatur.«

Ein Vergleich zwischen der Reform vom Jahre 1537, den ältesten Statuten vom Jahre 1389 und dem Vorschlag des früher erwähnten Martin Stainpeis zeigt, ganz objektiv beurteilt, nur den einzigen Fortschritt, daß dem Studium der galenischen Schriften und einiger Werke des Corpus Hippocraticum wenigstens die Gleichwertigkeit mit den Arabern zugesprochen wird. Es ist nicht anzunehmen, daß Emerich, der für die chirurgische Professur ausersehen war, auf die Reform des praktischen Unterrichtes Einfluß genommen habe. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache im Jahre 1554, wo Emerich als Professor der praktischen Medizin und Senior der Fakultät die erste Stimme im Rate besaß. Allerdings mußte er damit rechnen, daß man am Donaustrand konservativ war und nicht mit einem Schlage mit dem althergebrachten System vollständig brechen konnte. Die diplomatische Stilisierung aber wie »insignis aliquis practicus« und »et id genus alios optimos quosque« gewährte in der Wahl der Autoren auch für später einigen Spielraum.*)

Die Wiener medizinische Schule nahm im Gegensatze zu anderen in Deutschland einen ganz eigenartigen Entwicklungsgang. Vermöge der geographischen Lage der Stadt im äußersten Osten des Reiches an der Grenze der abendländischen Kultur, der fortwährenden Kriegsunruhen und Pestseuchen und endlich der sehr geringen Förderung seitens der Landesfürsten war es ihr nicht vergönnt, selbständig oder gar bahnbrechend zu wirken. Ihre Entwicklung war demgemäß eine sehr langsame, unbeeinflußt von den stürmischen Umwälzungen, welche der Medizin im Anfange des XVI. Jahrhunderts seitens des Reformators von Einsiedeln Theophrastus Paracelsus drohten. Die meisten Scholaren seit der Gründung der Fakultät bis zur völligen Umgestaltung im XVIII. Jahrhunderte durch Gerhard van Swieten verließen nach kurzer Zeit Wien, um in Italien, hauptsächlich in Padua ihre Studien zu vollenden und erst als Doktoren in die Heimat zurückzukehren. So genoß die Wiener Schule alle fachlichen Errungenschaften Italiens und bildete, was Lehranschauung betrifft, im besten Sinne des Wortes eine Filiale Paduas. Dadurch, daß Italien sich gegen Paracelsus streng ablehnend verhielt, ging diese Bewegung auch an Wien spurlos vorüber. Italienischem Einflusse ist es zu danken, daß die Wiedergeburt des geistigen Lebens, der Humanismus, gerade in Wien die herrlichsten Blüten trieb.

*) Kink a. a. O. II. p. 156 ff., 349, 378 ff.

Digitized by Google

Die praktische Konsequenz der humanistischen Richtung für die Heilkunde bildete das Studium der griechischen Ärzte in der Ursprache, deren Werke man bisher nur in schlechten Übersetzungen und im Lichte der arabischen Autoren gekannt hatte. Naturgemäß gab es auch in Italien zwei Parteien, von welchen die eine dem Arabismus, die andere, mächtigere, mit dem Hauptsitz in Padua, dem echten Galenismus, bezw. Hippokratismus huldigte. Auch in Wien waren beide Richtungen vertreten und Franz Emerich war der erste, welcher mit allem Nachdruck für Galen, soweit dieser sich auf sein Vorbild Hippokrates von der Insel Kos stützte und nicht bereits durch den Anatomen und Lehrer zu Padua Andreas Vesalius widerlegt war, eine Lanze einlegte.

Emerich beurteit seine dem Arabismus huldigenden Wiener Kollegen sehr scharf. So schreibt er 1537: „Viele, o glaube mir, lassen sich in unserem Zeitalter aus Trägheit und in Unkenntnis der reellen Kunst von der galenischen Heilmethode abhalten. Nur die ziehen sie vor, nur nach denen richten sie sich, deren geschmacklose Bücher von Rezeptformeln strotzen. Darum verfallen sie nicht auf die rationelle Heilmethode des Galenus, sondern rennen im Verein mit ihren Praktikern — wie sie sagen — blindlings darauf los, nur den Gelderwerb vor Augen, nicht die Kunst, die sie so wenig wie ihr wahres Ziel kennen gelernt haben, indem sie mit Gold und Kleidertand prunken und mit grauem Kopf und weißem Bart sich dem Volke als hochberühmte Ärzte anempfehlen. Glaub' mir, das ist das verruchteste Volk, denn es legt der Menschheit um Geld und Gewinn Fallstricke und setzt das wahre Ziel der Kunst völlig hintan." *)

Einer der heftigsten Gegner der arabischen Heilkunde, Pierre Brissot, 1478—1522, Professor zu Paris, beschwor unter den Ärzten einen heftigen Streit herauf, indem er die arabische Manier, bei Pleuritis auf der entgegengesetzten Seite zur Ader zu lassen, als gefährlich verwarf und sich zur rationellen Methode der Griechen, auf der erkrankten Seite die Ader zu schlagen, bekannte. Wie tiefgewurzelt der Arabismus war und wie leidenschaftlich der Streit gegenseitig geführt wurde, geht daraus hervor, daß Brissot aus Frankreich flüchten mußte und Kaiser Karl V. zum Schiedsrichter angerufen wurde, indem man ihm gleichzeitig nahelegte, Brissots Irrlehre sei ebenso gefährlich wie die des Martin Luther. Selbst Papst Klemens VII. hielt zu Bologna unter seinem Vorsitze ein ärztliches Konsilium über die Streitfrage ab, allerdings mit einem für Brissot nicht ungünstigen Erfolge, da mittlerweile (zirka 1525) ein naher Verwandter Karls V. an Pleuritis nach streng arabischer Behandlung gestorben war. Der Streit: hie Araber, hie Griechen, tobte aber fort und entschied sich immer mehr zu gunsten der letzteren, zumal selbst der große Anatom zu Padua, Andreas Vesalius, wie die bedeutendsten Praktiker Italiens sich für die griechische Methode entschieden. Zur Zeit, da Emerich Padua besuchte, war der Streit für die dortige Schule so gut wie beendigt,

*) Medicorum auxiliorum dexter usus per Franciscum Emericum Oppavianum med. Vienn. ad veram Hippocratis et Galeni mentem depromptus. Norimbergae ap. Joh. Petreium, 1537. 8° 53 S. (S. 18).

Digitized by Google

da Matthaeus Curtius, der berühmteste Verteidiger Brissots und strenge Anhänger der galenisch-hippokratischen Richtung, seit 1524 daselbst die Lehrkanzel für praktische Medizin innehatte. Ihm strebte Emerich in jeder Weise nach und fühlte sich als dessen strenggläubiger Schüler sogar veranlaßt, gegen den Professor zu Ferrara, den greisen Giovanni Manardo, zu polemisieren, der, obzwar ein Gegner des Arabismus und Anhänger Brissots, eine Vermittlung zwischen beiden Parteien anstrebte. Bald nach der Ansiedlung in Wien war die Fakultät nicht mehr im Zweifel, welcher Richtung Emerich angehöre. Bereits 1537 erschien sein Erstlingswerk, die richtige Anwendung ärztlicher Behelfe im echten Geiste des Hippokrates und Galenus, welches er seinem Gönner, dem Abte von St. Lambrecht, widmete. In dieser Schrift nimmt er Stellung zum Aderlaßstreit und erklärt, keine Nagelbreite (latum unguem) von den Anschauungen dieser beiden berühmten Ärzte weichen zu wollen. Um etwaigen Mißdeutungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß damals durch Vesals anatomische Forschung allerdings schon ein Teil der Glorie Galens verloren gegangen war, was aber nicht hinderte, in Bezug auf Therapie dem berühmten Arzte aus Pergamos auch fernerhin zu folgen und ihn als den besten und ausführlichsten Erklärer der Schriften des Corpus Hippocraticum, wie er es ja verdiente, hochzuschätzen. Man spricht daher mit einer gewissen Berechtigung auch von hippokratischen Schulen in damaliger Zeit, weil die Anhänger der neuen Richtung wenigstens in den Hauptzügen die Methode des großen Koers, aufmerksame Beobachtung aller Symptome am Krankenbette, strenge Individualisierung, diätetische Therapie, befolgten und nur der Induktion, nicht aber der Spekulation eine Berechtigung in der Heilkunde einräumten. Hierüber äußert sich Emerichs Lehrer Matthaeus Curtius also: „Anders behandelt man eine Sache in der Philosophie, anders in der Medizin. Die Ärzte werfen nicht die Frage auf, ob die Welt erschaffen oder nicht erschaffen sei, ob es nur eine oder mehrere Welten gebe und anderes dergleichen, was man durch handgreifliche Mutmaßung erkennen kann. Wenn man aber sagt, das nützt und das schadet, so wird dies leicht befolgt werden können. Das Nützliche wird mit offenen Armen aufgenommen, das Schädliche aber zurückgewiesen.“ *)

Eine notwendige Folge dieser praktischen Richtung, welche sich nicht auf Spekulation, sondern Naturbeobachtung und Erfahrung stützte, war, daß man mehr Wert als bisher auf den praktischen Unterricht am Krankenbette legte. Auch hierin ging Padua mustergiltig voran, indem Giovanni Battista de Monte (Montanus) 1498—1552 vor 1543 den klinischen Unterricht einführte, der leider mit seinem Tod ein Ende fand und erst 1578 auf Andrängen der deutschen Nation durch Albertino Bottoni und Marco degli Obdi wieder neu ins Leben gerufen wurde. In Wien finden sich bereits 1455 die ersten Anfänge eines klinischen Unterrichtes. In der Reformation vom Jahre 1537 wurde ein solcher offiziell vorgeschrieben, doch scheint die Sache nicht sehr geübt worden zu sein, da er 1554 neuerdings eingeschärft wurde und Eder in seiner Universitäts-Chronik ausdrücklich hervorhebt,

*) Ibidem p. 9.

Digitized by Google

Emerich sei der erste gewesen, welcher seine Hörer an das Krankenbett und in die praktische Tätigkeit führte.*)

Das emsige Studium der griechischen Ärzte führte weiters zur Erkenntnis, daß Hippokrates und Galenus der Pulslehre und Uroskopie ganz und gar nicht die diagnostische Bedeutung beilegten, wie man es von den Arabern gelernt hatte. Die Disputation eines 1551 in die Fakultät aufgenommenen Arztes über die Frage, ob die Beobachtung des Urines oder Pulses eine bessere prognostische Handhabe biete, veranlaßte unseren Emerich als Vorsitzenden, auch zu dieser damals vielumstrittenen Angelegenheit im Geiste seines Lehrers Curtius Stellung zu nehmen. Er erklärt, daß der so vielfach wechselnde Puls kein verwertbares Zeichen sei, da man gar kein Arzt zu sein brauche, um aus einem sehr schwachen Puls auf den bevorstehenden Tod einen Schluß zu ziehen. Obwohl Hippokrates und Galenus den Puls kannten, legten sie ihm keineswegs den Wert bei wie die Araber. Dagegen bietet der Urin als Ausscheidungsprodukt zur Zeit der Krise — aber nur dann — eine sichere prognostische Handhabe. In dieser Beziehung sei man ebenfalls auf Abwege geraten, da viele Ärzte, noch mehr aber die Kurpfuscher, bei jeder Gelegenheit Diagnose und Vorhersage auf die Harnschau stützen, naturgemäß Irrtümer begehen, wie er an der Hand einiger Beispiele aus eigener Praxis nachweist. In dieser seinem ehemaligen Zögling Leonhard IV., Freiherrn von Harrach gewidmeten Schrift**) erklärt er offen, daß der Arzt — wie dies bereits Galenus bemerkt — sich dem wahren Fortschritt in der Heilkunde nicht verschließen dürfe. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Empfehlung der Therme von Deutsch-Altenburg zu verstehen, deren chemische Analyse er 1548 im Vereine mit Johann Enzianer

*) Eder im Catalogus rectorum ad annum 1538 p. 74: Celeberrimus hic medicus experientia summus, eruditione in sua professione nulli secundus, omnes medicinae partes in hac schola per annos XXV continuo maxima cum laude docuit. Primus veram hujus artis methodum ex Galeno in hanc scholam introduxit; primus optimos quosque authores ipsi Galeno pro luce accommodare coepit; primus auditores ad aegrotos in praxi secum circumduxit. Vergl. meine früher erwähnte Arbeit p. 1051 f.

*) An urinarum vel pulsuum observatio certiores notas salutis vel mortis medico praebeat, utilis ennarratio Franc. Emerici etc. Viennae apud Egid. Aquilam 1552. 8° 77 Bl. Voran geht 1—56 das Exzerpt einer Vorlesung des Montanus über das gleiche Thema, von einem Studenten verfaßt, unter dem Titel: Summaria declaratio eorum, quae ad urinarum cognitionem maxime faciunt etc.

Die Vorlesungen des Montanus wurden häufig im Auszug von ehemaligen Schülern veröffentlicht, so von den Wiener Ärzten Dr. Johann Schröter: De idea Hippocraticae medicinae, Vienn. ap. Aquilam, 1551 und Martinus Stopius: Methodus Joh. B. Montani de elementis, Vienn. ap. Zimmerman, 1553.

Im Sinne des Lehrplanes, ein Jahr über die fieberhaften Krankheiten vorzutragen, verfaßte Emerich einen Leitfaden: Febrium putridarum expositio et methodica cura in sereniss. regis Ferdinandi archigymnasio Vienn. publice enarrata Dr. Franc. Emerico Oppav. autore. Viennae ap. Aquilam, 1552. 8° 66 Bl. Vergl. auch sein 1546 l entwickeltes Programm in Act. fac. med. 1490—1558, p. 232f.

Digitized by Google

und Andreas Perlachius durchführte.*) Leider muß man aber gerade in obiger Schrift die Beobachtung machen, daß Emerich als echtes Kind seiner Zeit dem Aberglauben nicht ganz abhold ist. So glaubt er fest an die Waffensalbe des sogenannten Hoplochrisma und erklärt, er habe anfangs der Sache keinen Wert beigemessen, sich aber dann aus eigener Anschauung von der Wahrheit überzeugt. Erst 1615, aber noch immer früher als anderswo, gab auf Verlangen des Stadtrichters die Wiener Fakultät ihr Gutachten über den Wert des von Theologen und Ärzten eifrig verteidigten Hoplochrisma dahin ab, daß die ganze Sache ein Humbug sei und jeder Hopliater als Betrüger strenge Strafe verdiene.**)

Die in damaliger Zeit fast alljährlich wiederkehrenden Pestseuchen erheischten es schon mit Rücksicht auf die geringe Anzahl der Wiener Ärzte als dringend notwendig, daß das Volk über die wichtigsten Punkte der Diätetik und Prophylaxe sowie die erste Selbsthilfe in verständlicher Form aufgeklärt werde. Aus diesem Grunde wurde bereits 1539 die Fakultät von Bürgermeister und Rat ersucht, eine populäre Pestschrift zu verfassen, welche 1540 überreicht, aber erst 1550 in Druck gelegt wurde und 1553, 1559, 1583, 1617 ꝛc. in unwesentlich veränderter Neuauflage erschien. Welchen Anteil Emerich an der ersten Bearbeitung nahm, läßt sich nicht erweisen, doch gab er 1554 einen eigenen, wie er sagt, „vor lengest beschriben Ratschlag“ auf Verlangen seiner „lieben Discipel“ heraus, welcher umfänglicher als das Fakultätsbüchlein ist, aber wenig Originelles bietet.***)

Von seinem literarischen Nachlaß existieren noch, soweit es derzeit bestimmbar ist, zwei Konsilien; eines an den Erzherzog Ferdinand von Tirol unter den Aufzeichnungen von dessen Leibarzt Georg Handsch aus dem Jahre 1555 †), das andere vom 29. Jänner 1559 an Leonhard IV. Freiherrn von Harrach ††). Martin Mylius erwähnt in der Grabrede ein leider

*) Act. fac. med. 1490—1558, p 239.

**) In der Schrift An urinarum etc. fol. 67ᵃf. Act. fac. med. 1605—1676, fol. 70a. Die Waffe, mit der eine Wunde geschlagen wurde, rieb man mit der Salbe ein und verwahrte sie an einem warmen Ort, worauf die Heilung der Wunde erfolgte. Je häufiger und wärmer die Einreibung der Waffe, umso schneller die Heilung der Wunde. Von Paracelsus stammt ein derartiges Unguentum sympatheticum s. stellatum (Schellenz, Geschichte der Pharmazie, 1904. p. 405). Doch dürfte die Grundidee weit älter sein.

***) Act. fac. med. 1490—1558, p. 219 f. Wie man sich Zeiten der Pestilenz fürsehen und erhalten mag. Wien, H. Syngriener, 8°, 1550 (Denis Wiens Buchdruckergeschichte, p. 459). Ratschlag zu verhüetung mit Gottes hilff zuvor Pestilentzischer ernsuechung sambt seinen zufallen, beschriben durch Franciscen Emrich ꝛc. Wien, Michel Zimmermann, 1554. 8°, 26 Bl.

†) K. k. Hofbibliothek in Wien Cod. msc. 11.207, fol. 38ab. Außerdem in Cod. mss. 11.229 fol. 568ab ein pulvis contra pestem.

††) Durch die Güte des gräfl. Archivars, Herrn Ferdinand Menčik, wurde mir die Benützung ermöglicht. Von Druckwerken sei noch ein Lobspruch auf die Heilkunde erwähnt: Oratio de re medica Viennae publice dicta cum in ampliss. clarissimorum hominum consessu Joanni Schrötero Vinariensi gradus doctoris decerneretur. Dr. Franc. Emerico autore. Viennae ap. Aquila, 1552, 8°, 8 Bl.

Digitized by Google

nicht auffindbares handschriftliches Werk Artificium medicinae, dessen Drucklegung er empfiehlt.

Nach den bisherigen Ausführungen erscheint die Gestalt des Franz Emerich in mehrfacher Hinsicht für die Entwicklung der Wiener medizinischen Schule des XVI. Jahrhunderts bedeutungsvoll. Ohne nach dem Beispiele seiner gelehrten Kollegen im Humanismus ganz aufzugehen, erkannte er vollinhaltlich den praktischen Wert dieser Richtung für die Neugestaltung der bisher in den Fesseln des Arabismus schmachtenden Heilkunde. In Italien von den berühmtesten Meistern unterwiesen, verpflanzte er deren Lehrmeinungen nach Wien und inaugurierte so den Beginn der galenisch-hippokratischen Richtung, an welcher die Fakultät auch in der Folgezeit festhielt. Daß sie wie die Universität überhaupt nie jene Bedeutung wie irgend ein Schwesterinstitut Italiens erlangen konnte, war in Verhältnissen begründet, die abzuändern außer ihrer Macht lag. Emerichs Verdienst um die Wiener Schule besteht nicht darin, daß er anstatt Avicenna den Galenus vortrug, sondern sich einer Richtung zuwandte, welche in vorchristlicher Zeit von den Hippokratikern gewiesen wurde, das praktische Ziel der Heilkunde mehr ins Auge faßte und am ehesten zur Wahrheit führte. Was die Unterrichtsform im Jahre 1554 schuf, war für die damalige Zeit durchaus modern, veraltete aber sehr bald mit dem Fortschritt der Heilkunde. Durch die Gegenreformation von jedem Zuzug aus Deutschland abgeschnitten*), war die Wiener Fakultät trotzdem nicht auf Inzucht angewiesen, sie suchte und fand wie bisher ihre Belebung auf dem klassischen Boden der Heilkunde, in Italien. Daß literarisches und wissenschaftliches Leben nicht zu großer Blüte in Wien gelangten, darf uns nicht wundern, denn der akademische Lehrer, der oft jahrelang seinen Gehalt nicht zu sehen bekam, mußte naturgemäß das Schwergewicht auf den Gelderwerb, die ärztliche Praxis legen. An rationellen Reformvorschlägen seitens der Fakultät fehlte es im XVII. und XVIII. Jahrhunderte nicht, doch scheiterten sie alle an den mißlichen materiellen Verhältnissen des Staates. Ohne der Bedeutung des berühmten Niederländers Gerhard van Swieten nahe zu treten, welcher 1749 die Neugestaltung der medizinischen Studien durchführte, muß es doch einmal offen ausgesprochen werden, daß er ganz und gar nicht als deus ex machina, wie man ihn so oft hinstellt, für Wien auftrat; denn der größte Teil seiner Reformen war schon vorher von der durch ihn oft recht sarkastisch behandelten Fakultät in Vorschlag gebracht worden.

Emerich gilt auch als erster und ältester Guttäter der Fakultät. Seine 1560 errichtete Stipendienstiftung bot und bietet vielen jungen Leuten die Möglichkeit des Studiums. In welcher Weise die Fakultät 1692 ihrer Pietät Ausdruck gab, wurde früher erwähnt. In dankbarem Gedächtnis errichteten zwei ehemalige Stipendiaten, Siegismund Geisler von Lubenau, 1634, und Johann Jakob Stumpf, 1694, ebenfalls Studentenstiftungen. So bleibe Emerich auch den lebenden und kommenden Ärztegeschlechtern in steter Erinnerung!

*) Laut landesfürstl. Befehl vom 5. April 1548 durften die Österreicher von deutschen Universitäten nur Wien, Freiburg, Ingolstadt besuchen. Aschbach a. a. O. III, 92.

Digitized by Google

Die Mysterien des Mithra.

Von Dr. Thomas Budec.

Unter den verschiedenartigen heidnischen Kultformen, die in dem verfallenden römischen Imperium Aufnahme fanden und mit denen das junge, aufstrebende Christentum im Laufe der ersten drei Jahrhunderte einen schweren Kampf zu bestehen hatte, verdient der ursprünglich persische Mithrakult eine besondere Beachtung.

Erstens wegen seiner Verbreitung. Es ist den Anhängern Mithras nicht nur gelungen, eine bedeutende Anzahl von Gläubigen zu gewinnen, sie verstanden es auch, ihnen eine feste Organisation zu geben, ein Umstand, der den Mithraismus zu einem nicht zu unterschätzenden Gegner des Christentums machte. Ja, Rénan*) nimmt keinen Anstand zu sagen, der Kampf zwischen Heidentum und Christentum sei eigentlich als ein Ringen der christlichen Religion mit der mithraistischen aufzufassen und es sei eine Zeitlang ziemlich zweifelhaft gewesen, wer von den beiden mächtigen Gegnern den Sieg davontragen werde, ob nämlich die hellenisch-römische Welt christlich oder mithraistisch werden sollte. — Eine derartige Bedeutung kann freilich dem Mithrakult nicht zugesprochen werden, doch unterliegt es andererseits keinem Zweifel, daß das Christentum im Mithrakult einen nicht zu unterschätzenden Feind fand.

Der zweite Umstand, der unsere Aufmerksamkeit auf den Mithrakult lenkt, ist eine gewisse Ähnlichkeit, die in Bezug auf die Lehre und die Liturgie zwischen ihm und dem Christentum besteht. Schon den altchristlichen Kirchenschriftstellern war diese Ähnlichkeit aufgefallen.**)

Während sie die Ähnlichkeit darauf zurückführten, daß die primär christlichen Gebräuche instigante diabolo von heidnischer Seite kopiert wurden,

*) Rénan, Marc-Aurèle, Paris 1883, p. 575—580.

**) Tertullian schreibt: A diabolo scilicet, cuius sunt partes intervertendi veritatem, qui ipsas quoque res sacramentorum divinorum idolorum mysteriis aemulatur. Tingit et ipse quosdam, utique credentes et fideles suos; expositionem delictorum de lavacro repromittit; et si adhuc memini, mithra signat illic in frontibus milites suos; celebrat et panis oblationem, et imaginem resurrectionis inducit et sub gladio redimit coronam. Quid? quod et Summum Pontificem unius nuptiis statuit, habet et virgines et continentes. (De praescr. c. 40.) — Es ist dies vielleicht die wichtigste Stelle, die uns in der ganzen alten Literatur über die Mysterien Mithras erhalten ist; sie zeigt uns auch deutlich die Auffassung und die Stellung der alten Kirche gegenüber den mithraistischen Mysterien.

Digitized by Google

wollen uns Forscher liberal-protestantischer Richtung belehren, daß das Christentum ursprünglich nur Morallehre war, die christlichen Dgomen und Kultformen dagegen das Resultat eines bereits früh anhebenden Hellenisierungsprozesses sind. Ideen und kultische Gebräuche, die in der damaligen hellenischen Welt herrschten, drangen ins Christentum ein. Daraus, so sagt man uns, erklären sich auch die Ähnlichkeiten mithraistischer und christlicher Gedanken und Kultformen.*)

Ob diese Auffassung richtig ist, wird die folgende Betrachtung des Mithraismus ergeben, die sich auf Fr. Cumonts klassisches Werk »Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra« stützt.**)

I.

Die Hauptschwierigkeit bei der Erforschung der Mithrareligion liegt in dem Mangel an direkten und verläßlichen Quellen. Von dem heiligen Buche der Perser, dem Avesta, das uns bezüglich eines ursprünglich persischen Kultes Aufschluß geben könnte und sollte, wissen wir weder sicher, wann es entstanden ist noch in welchem Verhältnis es zu der altpersischen Religion steht. Bei den syrischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern finden wir nur gelegentliche Bemerkungen über den Mithradienst, die von Uneingeweihten stammen und oft parteiisch gefärbt sind. Jene Schriften, die sich ex professo mit der persischen Religion oder mit dem Mithrakult befassen, sind nicht auf uns gekommen, wohl aber sind die erhaltenen Denkmäler, bildliche Darstellungen und Inschriften ein zuverlässiger Führer. Doch andererseits sind wieder die Inschriften, die uns so manches erklären könnten, wenn auch zahlreich, in ihrem Inhalte äußerst einförmig und dürftig.

*) Hatch-Breuschen, Griechentum und Christentum. Freiburg 1892.

Anrich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christentum. Göttingen 1894.

Wobbermin, Religionsgeschichtliche Studien zur Frage der Beeinflussung des Urchristentums durch das antike Mysterienwesen. Berlin 1896.

Ehrhard, Die altchristliche Literatur und ihre Erforschung von 1884—1900. I. Freiburg 1900. S. 319.

**) 2 Bände. Bruxelles 1896—1899.

Vgl. auch Windischmann, Mithra (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes). Leipzig 1857.

Döllinger, Christentum und Heidentum. Regensburg 1857. S. 361 ff.

Rénan, Marc-Aurèle. Paris 1883. S. 575 ff.

Fabri, De Mithrae Dei Solis invicti apud Romanos cultu. Elberfeld 1883.

Donsbach, Die räumliche Verbreitung und zeitliche Begrenzung des Mithradienstes. Prüm 1897.

Casquet, Essai sur le culte et les mystères de Mithra. Paris 1898.

Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums. Leipzig 1902. S. 534 ff.

Grill, Die persische Mysterienreligion im röm. Reich und das Christentum. Tübingen 1903.

Cumont-Gehrich, Die Mysterien des Mithra. Leipzig 1903. (Eine Übersetzung der »Conclusions« aus Cumonts großem Werke.)

Digitized by Google

Infolgedessen kann auch die Erklärung der mithraistischen Darstellungen häufig nur einen mehr oder weniger hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben. Wir befinden uns, sagt Cumont in der Einleitung zu seinem Werke, ungefähr in derselben Lage, als wenn wir die Geschichte der mittelalterlichen Kirche schreiben wollten, ohne irgend eine andere Quelle zu besitzen als die hebräische Bibel und die Trümmer von romanischen und gothischen Portalen. Besonders in der Deutung der mithraistischen bildlichen Darstellungen ist der Forscher mehr als einmal genötigt, die ars nesciendi zu üben.

Im Avesta ist Mithra eine der bedeutendsten guten Lichtgottheiten. Der Name Mithra scheint seiner Grundbedeutung nach „Gast", „Gastfreund" zu besagen. Mithra ist das geschaffene, alles durchdringende und belebende Licht, und zwar in seinem Unterschied von der Sonne und den Gestirnen. Er erscheint vor dem Sonnenaufgang auf den felsigen Gipfeln der Berge; während des Tages durcheilt er auf seinem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen die Räume des Firmaments, und wenn die Nacht herniedersinkt, so erleuchtet er noch mit einem ungewissen Schimmer die Erde. Sein Licht bringt Freude und Leben auf die Erde. Die Wärme, die das Licht begleitet, befruchtet die Natur: Mithra gibt daher das Gedeihen der Herden und der Feldfrüchte. — Mithra, der alles sieht und hört, ist auch der „schlaflose, wachsame Zeuge" aller Gedanken, Worte und Werke, der Repräsentant der der Gerechtigkeit, die Verträge schützt und den man beim Schwören anruft.

Als Gott des Lichts ist Mithra ein Gegner aller Mächte der Finsternis. Während Ahura Mazda über den Gestirnen im Empyreum thront, ist Mithra sein Botschafter und Anführer der himmlischen Heere in ihrem ununterbrochenen Kampfe gegen den Gott der Finsternis, den Angro Mainyus, der aus der Tiefe der Hölle seine daêvas — Dämonen auf die Oberfläche der Erde sendet. Von der Höhe seiner himmlischen Wohnung herab erspäht Mithra seine Widersacher, bis auf die Zähne bewaffnet stürzt er über sie und zerstreut sie. Er ist deswegen der mächtigste Verbündete seiner Gläubigen in ihren Kämpfen, auf ihren Kreuzzügen.

Dieser Charakter Mithras als eines Kriegsgottes ist zur Zeit der Achämeniden vorherrschend. Obwohl Ahura Mazda der oberste Gott ist und bleibt, hegen doch die persischen Großkönige für Mithra eine besondere Verehrung. Kein Wunder daher, daß Mithra, der die Könige beschützt und ihnen den Sieg verleiht, auch im offiziellen Kult eine bevorzugte Stellung einnimmt. Es war ihm der 16. Tag jedes Monats geheiligt und am 16. Tage des siebenten Monats hatte der König, wenn wir dem Ktesias glauben sollen, das Vorrecht, Mithra zu Ehren reiche Libationen darzubringen und heilige Tänze aufzuführen.

Vergleichen wir den persischen Mithra mit dem Mithra der römischen Mysterien, so fällt uns auf den ersten Blick der große Unterschied auf, der zwischen beiden besteht. Der avestische Mithra hat mit dem römischen Sol Invictus, dem Schöpfer und Erlöser der Welt, sehr wenig gemeinsam. Man kann diese Tatsache dadurch erklären, daß der Mithrakult auf seiner Wanderung nach dem Abendlande im griechischen und babylonischen Milieu vielfach modifiziert wurde. Doch ist da nach Cumont noch ein anderer

Digitized by Google

Umstand zu berücksichtigen. Nach der Hypothese Darmsteters ist das Aveste und die zoroastrische religiöse Reform, deren Ausdruck das Aveste ist, in einer viel späteren Zeit, als man bis jetzt dafür hielt, vielleicht erst unter den Sassaniden entstanden. Die Mysterien des Mithra jedoch sind nach der Anschauung Cumonts eine direkte Fortsetzung der alten vorzoroastrischen Nationalreligion, wie sie noch zur Zeit der Achämeniden im persischen Reiche geübt wurde. Der Mithriazismus ist also keine Modifikation des Zoroastrismus, sondern hat sich neben ihm und unabhängig von ihm aus der alten mazdäischen Religion entwickelt; ja, in mancher Beziehung steht er der alten Religion viel näher als der Zoroastrismus, der erst unter den Sassaniden zur Staatsreligion erhoben wurde.

Ein bedeutende Umwandlung erfuhr der Mithrakult in Babylonien, wohin er unter der persischen Herrschaft verpflanzt wurde. Von Babylonien aus verbreitete sich die Verehrung Mithras über ganz Vorderasien, wie es schon die häufigen mit Mithra zusammengesetzten Namen bezeugen, z. B. Mithridates, Mithrabates ꝛc.

Eine weitere, ebenfalls tiefgehende Umgestaltung der Mithrareligion wurde veranlaßt durch den Einfluß der hellenischen Kultur. Durch die Eroberungszüge Alexanders wurde die hellenische Kultur nach Vorderasien gebracht und kam mit den uralten asiatischen Kulturen in nahe Berührung. Diese Berührung führte eine Syntheſe beider Kulturen herbei, wie wir es besonders im Reiche der Ptolemäer und der Seleuciden beobachten können. Auch auf dem Gebiete der Religion wurde nun eine synkretistische Richtung herrschend, indem man bestrebt war, die griechischen und orientalischen religiösen Anschauungen in Einklang zu bringen.

Unter dem Einflusse derartiger Ideen hat die Mithrareligion um diese Zeit ihre endgiltige Ausgestaltung erhalten, denn im römischen Reiche tritt sie uns bereits als ein einheitliches religiöses System entgegen.

In dieser Epoche wurden auch die überlieferten Gebete und liturgischen Gesänge schriftlich fixiert aus Besorgnis, die Erinnerung an sie möchte verloren gehen. Damals wurde auch die bis jetzt persische liturgische Sprache durch das Griechische, wie später wahrscheinlich durch das Lateinische, ersetzt, obwohl das Zeremoniell immer wesentlich persisch blieb.

Cumont, der beste Kenner der Mithrareligion, charakterisiert ihre Entwicklung in folgender Weise.*) „Die Grundlage dieser Religion, ihre unterste und wichtigste Schichte, ist der Glaube des alten Iran, aus dem sie ihren Ursprung herleitet. Über dieses Substrat hat sich in Babylon ein starkes Sediment von semitischen Lehren gelagert, endlich ist eine dichte Vegetation von hellenischen Ideen auf diesem fruchtbaren Boden erwachsen, die uns oft seine wahre Natur zum Teile verbirgt."

Dieser zusammengesetzte Kult, in dem sich so viele heterogene Elemente vereinigt haben, ist ein treuer Ausdruck jener synkretistischen Zivilisation, die zur alexandrinischen Zeit in ganz Vorderasien blühte. Wenn Mithridates

*) Textes et Monuments II. p. 240.

Digitized by Google

Eupator seine ehrgeizigen Träume hätte verwirklichen können, so würde dieser hellenisierte Parsismus ohne Zweifel zur Staatsreligion eines gewaltigen asiatischen Reiches geworden sein.

II.

Im Vergleiche zu den übrigen orientalischen Gottheiten erfolgte die Ankunft des Mithra im Abendlande verhältnismäßig spät, was umso auffallender ist, wenn wir die große Verbreitung des Mithrakultes in ganz Vorderasien in Betracht ziehen.

Nach einem Berichte Plutarchs kam der Mithrakult nach dem Abendlande um das Jahr 70 v. Chr., und zwar wurde er durch die von Pompejus besiegten cylicischen Seeräuber dorthin gebracht. Festen Fuß faßte er jedoch erst im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr., d. h. seit der Zeit, da die asiatischen Provinzen dem römischen Imperium einverleibt waren. Die nacheinander folgenden Annexionen des Vespasian, des Trajan und des Septimius Severus waren die nächste Ursache der Verbreitung der mithraistischen Religion im Abendlande. Es wurden nun nähere Beziehungen zwischen dem Oriente und Okzidente angeknüpft; der asiatische Geist ergoß sich jetzt wie eine Flut über Italien und das übrige Abendland. Die Römer verachteten zwar die asiatischen Barbaren, doch dem Einflusse ihres Geistes und ihrer Ideen konnten sie sich nicht entziehen. Je weiter der Zersetzungsprozeß in der lateinischen Welt fortschreitet, desto mehr gewinnen die orientalischen Kulte an Boden und werden mit jener Leidenschaft für das Exotische und Geheimnisvolle aufgenommen, welche den Ausgang des Heidentums charakterisiert. Das Volk fand darin eine Nahrung für seinen Aberglauben und einen Ersatz für die alten in Mißkredit geratenen Götter; die Gebildeten und die Denker gewöhnten sich, in den Dogmen und rituellen Gebräuchen dieser fremden Kulte Reflexe einer uralten Weisheit zu suchen.

Am Ende des ersten Jahrhunderts beginnt Mithra in Rom von sich reden zu machen. Statius erwähnt im ersten Gesang seiner Thebais, der um das Jahr 80 n. Chr. verfaßt wurde, den torquentem cornua «Mithram». Auch in diese Zeit, an das Ende des ersten Jahrhunderts, fällt die älteste uns bekannte Mithra-Inschrift von einem Freigelassenen der Flavier.

Nun wurde der Mithradienst bald im ganzen Reiche bekannt. Seine Verbreitung erkennen wir aus den Überresten der mithraistischen Heiligtümer, aus den gefundenen bildlichen Darstellungen und Weiheinschriften. Die Zahl der mithraistischen Funde wächst fast von Tag zu Tag. Auf Grund dieser Funde hat Cumont eine Karte entworfen, die uns die Verbreitung der Mithrareligion im römischen Reiche veranschaulicht. Es ist aus ihr ersichtlich, daß mit Ausnahme von Griechenland kein einziges Land in dem weiten römischen Imperium zu finden ist, wo Mithra seine Anhänger nicht gehabt hätte. Außer Rom selbst sind es besonders die Donau- und Rheingegenden, wo wir die zahlreichsten Spuren des Mithraismus antreffen.

Es waren drei Klassen von Menschen, denen Mithra einen derartigen Erfolg zu verdanken hatte: Soldaten, Kaufleute und Sklaven.

In erster Linie sind die Soldaten zu nennen. Asien hat der römischen Armee zahlreiche Rekruten geliefert; viele derselben stammten aus

Digitized by Google

Gegenden, wo der Mithradienst bereits seit Jahrhunderten tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Diese hatten nun nicht nur die Erinnerung an ihren nationalen Gott behalten, sondern trieben auch eine eifrige Propaganda unter ihren Waffengenossen. Der Erfolg der Propaganda war umso größer, als kaum eine andere Religion so sehr gerade zur Soldatenreligion geschaffen war wie der militärisch zugeschnittene Kult Mithras. Die Eingeweihten eines gewissen Grades wurden milites genannt. Mithra, der mutige und siegreiche Kämpfer und Schirmherr seiner irdischen Kampfgenossen, mußte auf den römischen Soldaten einen unwiderstehlichen Reiz ausüben; denn der römische Soldat war im allgemeinen fromm, ja abergläubisch. Die Gefahren, denen er durch seinen Beruf fast fortwährend ausgesetzt war, ließen ihn beständig den Schutz des Himmels suchen; eine Unzahl von verschiedenartigen Weiheinschriften zeugt von diesem gläubigen Sinn der römischen Soldaten.

Durch die Soldaten wurde jetzt der Mithrakult mit reißender Schnelligkeit in alle Teile des Reiches gebracht. Besonders die Legionen, die im Oriente zu kämpfen hatten und die naturgemäß die Lücken in ihrem Bestande durch die asiatischen Rekruten ergänzen mußten, kamen in der Regel nach dem Abendlande schon mit der Verehrung der neuen Kriegsgottheit zurück. So z. B. brachte die legio XV. Apollinaris, die mehrere Jahre in den asiatischen Provinzen kämpfen mußte und die im Jahre 72 von Vespasian nach Carnuntum, nicht weit von Wien, versetzt wurde, auch den Mithrakult in diesen Ort mit. Die zahlreichen mithraistischen Funde, die man vor wenigen Jahren in Carnuntum gemacht hat, zeigen uns, welcher Beliebtheit sich Mithra bei den Soldaten erfreute*) Daß der Mithrakult besonders in den Donau- und Rheinländern verbreitet war, erklärt sich eben aus den zahlreichen militärischen Lagern, welche bestimmt waren, die Reichsgrenze gegen die Angriffe der Barbaren zu schützen.

Weiter haben *syrische Kaufleute* der Verbreitung des Mithraismus große Dienste erwiesen. Nachdem in dem Kaiserreiche der Weltfrieden und damit der ungestörte Betrieb des Handels gesichert war, bekamen die Syrer, wie einst die Phönizier, fast den gesamten Handel der Levante in ihre Hände. Mit ihren Kolonien und Niederlassungen bevölkerten die Syrer sämtliche Häfen des mittelländischen Meeres und erfüllten, wie der hl. Hieronymus einmal sagt, die ganze römische Welt. Besonders dicht war diese semitische Bevölkerung in Gallien, wo sie ja noch unter den Merovingern in einigen Orten, wie in Orleans, ihren semitischen Dialekt sprach. Daß auch unter diesen syrischen Kaufleuten zahlreiche Anhänger Mithras waren und daß dieselben den Kult ihres Schutzgottes zu verbreiten nicht versäumten, steht fest.

Endlich haben zur Verbreitung des Mithrakultes orientalische *Sklaven* sicher viel beigetragen. In den Weiheinschriften sind nach den Soldaten die Namen von Sklaven und von Freigelassenen die häufigsten.

Es ist jedoch dem Mithrakult gelungen, nicht nur die niederen Klassen, sondern auch die vornehme römische Welt in seinen Bannkreis zu ziehen.

*) Vgl. *Kubitschek-Frankfurter*, Führer durch Carnuntum. 5. Aufl. Wien 1904, und die daselbst (S. 6) verzeichnete Literatur.

Digitized by Google

Besonders fällt da ins Gewicht das Verhalten der Kaiser, die vom Anfang an dem Mithrakult sympathisch gegenüberstanden. Diese außerordentliche Gunst erklärt sich daraus, daß die Lehre des Mithraismus von der göttlichen Majestät des Herrschers sehr geeignet erschien, die Macht und das Ansehen der Kaiser zu stärken. Die kaiserliche Gewalt in Rom, anfangs gesetzlich beschränkt, ging bald in Absolutismus über, der sich schließlich bis zur Apotheose des Kaisers steigerte. Unter dem Einflusse der orientalischen Ideen nahmen die Kaiser nicht erst nach dem Tode, sondern schon zur Lebenszeit göttliche Ehren in Anspruch; dominus et deus natus ließen sie sich nennen. Der nüchterne römische Geist sträubte sich gegen diese widersinnige Fiktion, doch die orientalischen Kulte und besonders die Mithradoktrin waren mit einer theoretisch-theologischen Begründung dieser Fiktion gleich zur Hand. Die Majestät des Monarchen stammt nur von Ahura Mazda. Man stellte sich diese Gnade als eine Art übernatürlichen Feuers, als leuchtende Aureole vor, die den Fürsten umglänzt und seine Macht heiligt. Im Avesta wird sie ‚hvarenô' genannt; die Griechen nennen sie τύχη, die Lateiner fortuna Caesaris. Sie verleiht demjenigen, der sie empfangen, immerwährendes Glück, Ruhm und Sieg. Die Majestät des Herrschers ist demnach eine Emanation der Gottheit selbst. Durch sie wird der Monarch über die übrigen Sterblichen erhoben und soll von den Untertanen als ein Genosse der Unsterblichen verehrt werden.

Nach dem Verschwinden der asiatischen Reiche wurde von den Orientalen diese göttliche Verehrung, die sie früher ihren Herrschern erwiesen, nun ohneweiters auf die römischen Kaiser übertragen; man begrüßte in ihnen die Auserwählten der Gottheit, denen die Fortuna die Allgewalt verliehen hatte. Je mehr sich die syrischen Religionen und besonders die Mysterien des Mithra in Rom verbreiteten, umso zahlreichere Verteidiger fand diese mazdäische Theorie in der offiziellen Welt. Immer deutlicher tritt sie in den religiösen Institutionen und besonders in der kaiserlichen Titulatur hervor, deren Bedeutung nur mit ihrer Hilfe verständlich wird.

Daß nun diese Doktrin den Kaisern erwünscht war, ist begreiflich. Mithra fand daher in ihnen mächtige Gönner und Förderer. Schon Nero hatte die Absicht, sich von den Magiern, die ihm der König Tiridates von Armenien geschickt hatte, in die Zeremonien des Mazdäismus einweihen zu lassen. Commodus, von dem an der Triumph der orientalischen Kulte datiert, wurde tatsächlich, wie uns Lampridius berichtet, in die Mysterien des Mithra eingeweiht. Von dieser Zeit an führen die Kaiser die Titel ‚pius, felix, invictus'. Den gewöhnlichen Beinamen Mithras ‚invictus ἀνίκητος' führen die Kaiser, weil sie durch den Schutz des unbesiegbaren Gottes selbst unbesiegbar sind. Unter Severus und Philippus waren beim kaiserlichen Hof eigene mithraistische Hofkapläne angestellt: sacerdotes invicti Mithrae domus augustanae. Aurelian stiftet im Jahre 273 einen reich dotierten Kult ‚Dei Solis Invicti'. Im Jahre 307 hat Diocletian bei seiner Begegnung mit Licinius und Galerius in Carnuntum dem Mithra ‚tamquam fautori imperii sui' einen Tempel geweiht. Eine ziemlich sichere Tradition bezeichnet auch die Priester Mithras als diejenigen, welche unter Galerius die Christenverfolgungen veranlaßten. Julian der Apostat wurde von dem

Digitized by Google

Philosophen Maximus von Ephesus in die mithraistischen Versammlungen eingeführt. Er wurde, wie er in seinen Schriften selbst bekennt, ein eifriger Verehrer des Sonnengottes, führte zu seinen Ehren neue Kampfspiele in Konstantinopel ein und bot alle Mittel auf, um den mithraistischen Sonnenkult an die Stelle des Christentums zu setzen.

Was diese kaiserliche Gunst für die Mithrareligion zu bedeuten hatte, erhellt daraus, daß sie plötzlich und vollständig von dem Schauplatz der Weltgeschichte verschwindet, als ihr diese Gunst entzogen ward.

III.

Unsere Kenntnisse über die Lehre, die Liturgie und die innere Organisation des Mithrakultes sind, da wir über keine direkten Quellen verfügen, sehr mangelhaft. Es ist begreiflich, daß man sich bei solcher Sachlage in den Untersuchungen über das Wesen des Mithraismus oft nur mit Kombinationen und Vermutungen begnügen muß.

Im Gegensatz zu dem griechisch-römischen Paganismus, der eine Sammlung von verschiedenartigen Glaubensvorstellungen ohne logischen Zusammhang war, hatte der Mithraismus in der Tat eine Art von System und einheitlicher Dogmatik.

Wenngleich Mithra den Mittelpunkt des Kultes bildet und in den Augen seiner Gläubigen als der größte Heros erscheint, so ist er doch weder der einzige noch der höchste Gott. Auf seinen Wanderungen wurde Mithra von dem großen Teile des mazdäischen Pantheon begleitet.

An der Spitze der mithraistischen Götterhierarchie steht „die unendliche Zeit". Sie ist eigentlich unaussprechlich, ohne Namen und ohne Geschlecht, doch wird sie bisweilen *Αἰών Κρόνος*, Saeculum genannt, oder man identifiziert sie auch mit dem Fatum. Dargestellt wurde sie als ein Ungeheuer in Menschengestalt von einer Schlange umwunden.

Dieses oberste Prinzip brachte nach der mithraistischen Kosmogonie Himmel, Erde und Ozean hervor, die höchste mithraistische Göttertrias. Der Himmel war kein anderer als Ahura Mazda oder Jupiter, die Erde war die Spenta-Armaiti oder Juno, der Ozean hieß Apâm-Napât oder Neptun. Der Ehe des Ahura Mazda und der Spenta-Armaiti sind, wie in der griechischen Mythologie, die zahlreichen übrigen Gottheiten entsprossen.

Dem lichten Aufenthalt des Jupiter — Ahura Mazda — und seines Götterhofstaates steht gegenüber das Reich der Unterwelt, wo der Pluto — Angro Mainyus — herrscht. Seine Untertanen, daêvas — die Dämonen — obwohl, wie einst die Giganten, in den Abgrund gestürzt, können doch auf die Erde kommen und schweifen da umher, um überall Unheil zu stiften und den Menschen zu schaden.

Gegen den schädlichen Einfluß dieser Dämonen, die sich unaufhörlich in die menschlichen Angelegenheiten einmischen, weiß der mithraistische Eingeweihte sich durch vielfältige magische Riten und Beschwörungen zu wehren. Talismane, Zauberformeln und der ganze komplizierte Apparat der orientalischen Magie spielt daher in der Mithrareligion eine hervorragende Rolle. Nicht ohne Grund machte der Volksmund aus dem Namen Magier, eigentlich ein persischer Priester, ein Synonym von Schwarzkünstler.

Digitized by Google

Die Gottheiten in dem mithraistischen Pantheon sind meistens personifizierte Naturkräfte, ebenso wie die griechischen Götter, mit denen sie im Abendlande vielfach identifiziert wurden. Die vier Prinzipien, aus denen die sichtbare Welt besteht, genossen auch göttliche Verehrung. Besonders wurden verehrt Feuer und Wasser, die man sich naiv als Bruder und Schwester dachte. Im Hintergrunde der unterirdischen Höhlen oder Krypten, wo der mithraistische Gottesdienst abgehalten wurde, loderte beständig das Feuer auf dem Altare, und die Gläubigen hüteten sich, seine Reinheit durch Berührung oder Anhauchen zu zerstören. Eine Quelle, fons perennis, befand sich regelmäßig im Tempel selbst oder in seiner Nähe. — Von den Babyloniern hatte der Mithraismus die Verehrung der Gestirngottheiten, besonders der Planeten, übernommen. Jeder von ihnen beherrschte einen Tag der Woche, jedem war ein Metall geheiligt, jedem entsprach eine Stufe der Initiation. Auch die zwölf Zeichen des Tierkreises wurden in allen Mithratempeln in ihrer traditionellen Gestalt abgebildet.

Es würde uns zu weit führen, auf die Einzelheiten dieses verwickelten und wunderlichen theologischen Systems einzugehen; nur Mithra selbst müssen wir uns etwas näher betrachten.

Mithra war für die alten Magier der Gott des Lichtes, und da das Licht das Luftreich durchflutet, so nahm man an, daß Mithra die Mittelzone zwischen Himmel und Unterwelt bewohne. Man gab ihm daher den Namen *μεσίτης* — der Mittler. Dieser Mittelstellung gab man bald auch eine moralische Bedeutung: Mithra ist der Mittler zwischen dem unzugänglichen obersten Gott und dem Menschengeschlechte, welches hienieden lebt und webt.

Nach den mithraistischen Mythen ward Mithra aus einem Felsen geboren. Er wird daher *πετρογενής* genannt; vielleicht deshalb, weil das Licht beim Sonnenaufgang zuerst über den feurigen Felsspitzen hervorbricht. Am Ufer eines Flusses, im Schatten eines heiligen Baumes entrang sich das göttliche Kind dem Felsen, das Haupt mit einer phrygischen Mütze bedeckt, schon mit einem Messer bewaffnet und eine Fackel tragend, welche die Finsternis erhellt. Nur die benachbarten Hirten sahen dieses Ereignis; sie beteten das Kind an und brachten ihm die Erstlinge ihrer Herden und Erntefrüchte dar. Mithras Geburtstag wurde am 25. Dezember (dies natalis Invicti) gefeiert. Eben am Vorabende dieses Tages wurde im Jahre 361 der Patriarch Georgios in Alexandrien, weil er auf den Trümmern eines Mithraeums eine Kirche erbauen wollte, vom Pöbel in einem blutigen Aufstand grausam ermordet.

Gleich nach seiner Geburt begann die siegreiche Laufbahn Mithras. Unter den vielen Kämpfen mit verschiedenen Giganten und Ungeheuern, von denen seine Mysten zu erzählen wußten, war am erstaunlichsten sein Sieg über den Stier, das erste lebende Wesen, das Ahura Mazda erschaffen hatte. Aus dem Körper des getöteten Stieres entstanden alle Getreidearten und heilsame Pflanzen, welche die Erde mit ihrem Grün bedecken. Es wird dieser Mythus in verschiedener Weise gedeutet. Am nächsten scheint jene Erklärung zu liegen, die darin die Wirkung der Sonnenstrahlen sieht, welche die Erde befruchten und sie gleichsam zwingen, verschiedene Pflanzenarten hervorzubringen. Im Allerheiligsten der mithraistischen Grotten und Tempel war daher Mithra

Digitized by Google

ständig bildlich dargestellt, wie er dem besiegten Stier, den er an den Hörnern gepackt, von hinten das Messer in die Seite stößt. Mithra führt auch deswegen den Beinamen ταυροκτόνος — der stiertötende Gott. Zu beiden Seiten des stiertötenden Gottes stehen auf den Abbildungen zwei Jünglinge, Cautes und Cautopates genannt, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel, ein Symbol des Sonnenaufgangs und -Untergangs.*)

Als Mithra seine irdische Mission erfüllt hatte, überschritt er nach einem letzten Mahl mit seinen Kampfgenossen den Ozean, der ihn nicht zu verschlingen vermochte, um fortan bei den Unsterblichen zu wohnen. Doch von der Höhe des Himmels herab beschirmt er auch fernerhin seine Gläubigen, die ihm in Frömmigkeit dienen.

Im Gegensatz zur Zügellosigkeit der babylonischen Kulte scheint die Moral der Mithrareligion die Erhabenheit der altpersischen sittlichen Anschauungen bewahrt zu haben. Die innere Reinheit und der Kampf gegen die Sinnlichkeit sind die Gesichtspunkte, unter denen der Kampf gegen das Prinzip des Bösen geführt wird. Enthaltung von gewissen Nahrungsmitteln und absolute Keuschheit werden als lobenswert angesehen.

In diesem Kampfe, den der aufrichtig Fromme gegen die Bosheit der Dämonen kämpft, wird er von Mithra unterstützt. Mithra ist die hilfreiche Gottheit, die man niemals vergeblich anruft; er, der furchtbare Gegner der höllischen Mächte, „immer wach, immer auf der Hut", verhilft seinen Gläubigen zum sicheren Sieg. Auch in diesem Sinne kommt ihm der persische Beiname Nabarzes (ἀνίκητος, invictus) zu.

Nach dem Tode wird die Seele des Menschen gerichtet. Die Bösen kommen in die Hölle, bisweilen werden sie auch dazu verurteilt, die Leiber unreiner Tiere zu bewohnen. Die Guten gelangen dagegen in die Seligkeit des Empyreums, nachdem sie vorher die sieben Planetensphären — die gnostische κλίμαξ ἑπτάπυλος — durchschritten und in einer jeden Sphäre einen Teil der menschlichen Unvollkommenheiten und Leidenschaften abgelegt haben, z. B. in der Sphäre des Merkur ihre habsüchtigen Neigungen, in der Sphäre der Venus die fleischlichen Gelüste ꝛc. Mithra, der bei dem Gerichte den Vorsitz führt, geleitet die Seelen auch bei diesem mit vielen und furchtbaren Gefahren verbundenen Aufstieg in die obersten Regionen des Himmels.

Am Ende der Welt wird Mithra die Toten auferwecken. In einem Weltbrande werden Ahriman und seine Dämonen zugrunde gehen und das erneuerte Weltall wird sich in alle Ewigkeit eines vollkommenen Glückes erfreuen.

Schon eine flüchtige Darstellung der mithraistischen Lehre bestätigt die früher ausgesprochene Ansicht, daß die Mithrareligion nichts anderes ist als die persische Religion, auf den römischen Boden verpflanzt und durch Einwirkung verschiedener Einflüsse vielfach modifiziert. —

Die mithraistische Liturgie entzieht sich aus den früher angeführten Gründen fast vollständig unserer Kenntnis.**) Zur alexandrinischen Zeit wurden

*) Vergl. Abb. 26 bei Kubitschek-Frankfurter, S. 42.

**) 1903 veröffentlichte Dietrich „Eine Mithrasliturgie". Das Werk war mir jedoch nicht zugänglich.

Digitized by Google

die heiligen Gesänge und Gebete ins Griechische, später vielleicht auch in das Lateinische übersetzt. Barbarische, den Nichteingeweihten unverständliche Worte mischten sich in die heiligen Texte und erhöhten die Verehrung für das alte Formular wie das Vertrauen auf seine Wirksamkeit. So die dunklen Anrufungen Nama, Nama Sebesio, die auf den gefundenen Basreliefs oft vorkommen und noch nicht erklärt sind.

Auch die Organisation und die innere Disziplin der Mithraanbeter ist uns nur aus einigen Andeutungen bekannt. Die Mithraisten bildeten im römischen Reiche Bruderschaften — sodalitia —, die eine juridische Existenz besaßen und das Eigentumsrecht genossen; sie verfolgten übrigens meistens nicht nur religiöse, sondern auch funeräre Zwecke. Jede solche Korporation führte eine offizielle Liste ihrer Mitglieder — album sacratorum. An der Spitze der einzelnen Bruderschaften stand der Pater sacrorum. Die Myſten untereinander nannten sich consacranei. Die oberste Leitung hatte der Pater Patrum, auch Pater patratus genannt, der bis an sein Lebensende diese Würde inne hatte.

Der Kult Mithras hat im Abendlande den Charakter der Mysterien. Mit den griechischen Mysterien stehen sonst die Mysterien Mithras in keinem Zusammenhang und haben mit ihnen nichts gemeinsam als die Ausschließung der Nichteingeweihten und die auf Erweckung der Neugierde berechnete Geheimnistuerei. Schon in Persien bildeten die Magier eine abgeschlossene Kaste. In fremden Ländern mit anderer Sprache und anderen Sitten schlossen sie sich mit ihren Anhängern noch mehr aneinander und bildeten geheime Gesellschaften, welche ihre esoterischen Lehren sorgfältig geheimhielten und sie den Adepten nur nach und nach den verschiedenen Stufen der Einweihung gemäß enthüllten. Die vollständige Kenntnis der Glaubenslehre und der heiligen Gebräuche blieb aber stets ein Privilegium der Priesterschaft; die mystische Wissenschaft erschien um so kostbarer, je verborgener sie war. Die Initiationszeremonie trug den Namen sacramentum wegen des abzulegenden Eides, der demjenigen ähnelte, den der Rekrut zu leisten hatte, als er in das Heer eingereiht wurde. Es durften jedoch bloß die Männer zu den Mysterien zugelassen werden, die Frauen waren davon vollständig ausgeschlossen.

Ein Text des heiligen Hieronymus, der aber sonst durch viele Inschriften bestätigt wird, lehrt uns, daß es sieben Grade der Eingeweihten gab und daß der Myste nacheinander die Namen Rabe — corax, Verborgener — cryphius, Soldat — miles, Löwe — leo, Perser — Perses, Sonnenläufer — heliodromus, Vater — pater annahm. Die sieben Stufen der Initiation, welche der Myste durchlaufen mußte, entsprechen den sieben Planetensphären, welche die Seele durchreisen mußte, um in den Aufenthaltsort der Seligen zu gelangen.

Von den Zeremonien, die mit einzelnen Graden verbunden waren, wissen wir nur soviel, daß dabei dem alten iranischen Ritus gemäß viele Waschungen gebräuchlich waren. Tertullian bezeugt in der gleich anfangs (Anm. 1) zitierten Stelle, daß die Mithraisten eine eigene Taufe hatten. Worin jedoch diese Taufe bestand und welche Bedeutung derselben beigelegt wurde, wissen wir nicht; vielleicht sind darunter nur die genannten

Digitized by Google

Waschungen zu verstehen. — Auch die christliche Firmung vergleicht derselbe Tertullian mit einer mithraistischen Zeremonie, bei der man den »miles« an der Stirne zeichnete. Cumont meint, es sei darunter keine Salbung mit Öl zu verstehen, sondern ein mit glühendem Eisen eingebranntes Mal, ähnlich demjenigen, das man dem Rekruten aufzudrücken pflegte. Auch gab es nach Tertullian bei der Mithraliturgie eine Art Kommunion. Bei der iranischen Liturgie opferte der Priester Brot und Wasser, welches mit dem berauschenden Safte der narkotischen Pflanze Haôma (Asclepias) vermengt war. Da nun Haôma eine im Abendlande unbekannte Pflanze war, so meint Cumont, daß man sie da durch den Wein ersetzte. Doch läßt sich der Gebrauch des Weines bei der Mithraliturgie nicht sicher nachweisen. Zu dieser Kommunion scheinen die Mysten erst vom vierten Grade (leones) an zugelassen worden zu sein, die darum auch μετέχοντες, participantes genannt werden.

Bei der Liturgie wurden oft auch dramatische Szenen vorgeführt, deren Gegenstand meistens den Mythen von Mithra entnommen war. Sie waren oft furchterregend und darauf berechnet, den Mut der Mysten zu prüfen und zu stärken. Unter anderem wurde auch ein fingierter Mord dargestellt, denn nur so können wir die Bemerkung von Lampridius verstehen, Commodus habe die Mysterien Mithras durch einen wirklichen Mord befleckt. Die verschiedenen grausamen Kasteiungen jedoch, von denen manche Autoren zu erzählen wissen, müssen in das Reich der Fabel verwiesen werden. Taurobolien und Kriobolien waren sicher auch bei den Mithraisten üblich. An der früher angeführten Stelle berichtet Tertullian auch, daß bei ihnen eigene Jungfrauen und Asketen — virgines et continentes waren. Als Kultstätten, wo die gottesdienstlichen Versammlungen abgehalten wurden, dienten den Mithrabekennern entweder natürliche Berghöhlen oder, wo diese nicht vorhanden waren, künstliche unterirdische Grotten oder Krypten. Dieses letztere war besonders in den Städten der Fall. Der technische Name zur Bezeichnung der mithraistischen Tempel ist spelaeum. Die Namen spelunca, antrum kommen seltener vor.

Die Mithräen sind nach einem traditionellen Typus gebaut, der sich fast überall ohne jede Veränderung wiederholt. Ihre Bauart läßt sich aus den zahlreichen Funden ziemlich genau bestimmen.*) Von außen stand ein etwa fünf Meter hoher porticus. Von da gelangte man in einen geräumigen Saal, der auf der Außenseite ganz offen war: pronaos. Im Hintergrund befand sich eine Tür, die in einen kleinen Raum führte, das sogenannte apparitorium, welches eine ähnliche Bestimmung hatte wie unsere Sakristei; es bereiteten sich dort die Mysten zur Feier der Liturgie, und es wurden dort auch die liturgischen Geräte aufbewahrt. Von dort führten mehrere Stufen hinunter in das eigentliche Heiligtum, die sogenannte crypta, welche ein länglicher, dunkler, gewölbter Raum war. Vollständig erhalten ist eine derartige Krypta unter der St. Klemenskirche in Rom. Zu beiden Seiten der Krypta waren erhöhte gemauerte podia, auf denen die

*) Vgl. Die Rekonstruktion des dritten Mithraeums, Abb. 25 bei Rubitschek-Frankfurter, S. 41 und den typischen Grundriß, Abb. 17 a, S. 33.

Digitized by Google

Myſten knieend den Myſterien beiwohnten. Im Hintergrund war endlich das Bild des ſtiertötenden Gottes, regelmäßig in Basrelief, und vor ihm zwei Altäre, der eine, wie es ſcheint, der Sonne, der andere dem Monde geweiht.

Was bei den Mithräen beſonders in die Augen fällt, ſind die kleinen Dimenſionen dieſer Krypten. Diejenige in St. Klemens iſt 9 Meter lang und 6 Meter breit, die meiſten ſind etwa 10 Meter lang. Das 23 Meter lange Mithräum in Carnuntum bildet eine Ausnahme. Es konnten daher in einem Spelaeum gleichzeitig höchſtens 100 Perſonen kniend zugegen ſein. Cumont erklärt dieſe Tatſache teils aus den Schwierigkeiten beim Bau eines gewölbten Raumes, teils aus den geringen Mitteln der Anhänger. Wo dieſe zahlreicher waren, finden wir daher mehrere Mithräen, ſo z. B. in Oſtia 5, in Aquineum 4, in Carnuntum 3 oder 4. Da nur die Männer Zutritt zu den Myſterien hatten und da nur die Eingeweihten höchſter Grade der Liturgie beiwohnen durften, ſo reichte ein ſolches Mithräum für eine ziemlich große Zahl von Familien.

IV.

Es erübrigt die Beantwortung der Frage, in welchem Verhältnis der Mithrakult zum Chriſtentum ſteht, ob er wirklich die chriſtliche Lehre und den chriſtlichen Kult beeinflußt habe. Trotz gewiſſer äußerer Ähnlichkeiten, die ſchon den alten Apologeten aufgefallen waren, iſt dieſe Frage entſchieden zu verneinen. Auch Cumont, eine gewiß kompetente Autorität, ſteht auf dieſem Standpunkte, obwohl er gewiſſe indirekte Anregungen nicht ausſchließt. Auf ſolche Anregung wäre vielleicht die Feier des Geburtsfeſtes Chriſti am 25. Dezember zurückzuführen, dem Tage des Winterſolſtitiums, wo man auch diem natalem Invicti feierte. Die kirchliche Autorität wollte eben dadurch die heidniſchen Freudenfeſte, die ſie nicht auszurotten vermochte, reinigen und heiligen, wie dies übrigens auch bei anderen kirchlichen Feſten der Fall war.

Die innere Entwicklung der Mithrareligion, die gewiß ſtattgehabt hatte, iſt uns unbekannt; ihre Lehre und Liturgie, inſoferne ſie uns bekannt ſind, waren in dieſer Form im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. geſtaltet. Bedenken wir nun, wie die Heiden bemüht waren, in dem Leben eines Pythagoras oder eines Apollonius von Tyana ein Gegenſtück zum evangeliſchen Berichte über das Leben Chriſti zu ſchaffen, ſo wird es uns nicht überraſchen, wenn wir in dem Mythramythus einige Züge aus dem Leben Chriſti wiederfinden: Anbetung der Hirten, ein Abendmahl, eine Himmelfahrt. Die mithraiſtiſchen Prieſter wollten eben den evangeliſchen Berichten gegenüber zeigen, daß auch ihr Mithra ähnliche, ja noch größere Taten vollbracht habe wie Chriſtus. Beim altperſiſchen Mithra findet man davon keine Spur. Auch darin zeigt ſich der ſynkretiſtiſche Zug, der die ganze Religion Mithras charakteriſiert. Selbſtverſtändlich wurden dieſe dem Leben Chriſti entnommenen Züge beim Mithra zu einem Zerrbild.

Auch von einer Ähnlichkeit der Liturgie kann ſchwer die Rede ſein. Tertullian will zwar im Mithrakult Taufe, Firmung und Kommunion finden. Dabei dürfen wir jedoch nicht vergeſſen, daß Tertullian an der betreffenden Stelle die ausgeſprochene Abſicht hat, den diaboliſchen Einfluß

Digitized by Google

in der Nachäffung der christlichen Riten zu zeigen. Indem er nun diese Ähnlichkeit stark hervorheben will, gebraucht er die Namen Taufe, Firmung, Kommunion zur Bezeichnung solcher mithraistischen Zeremonien, die trotz gewisser äußerer Ähnlichkeit von den christlichen Sakramenten doch grundverschieden waren. Unter der Taufe sind wahrscheinlich rituelle Waschungen, unter der Firmung das Einbrennen eines Mals, unter der Kommunion das alte persische Brot- und Haoma-Opfer zu verstehen. Derartige Ähnlichkeiten lassen sich zwischen den Riten der verschiedensten Religionen herausfinden und sind aus der allgemein-menschlichen Symbolik zu erklären. Gewisse Symbole sind viel zu naheliegend, als daß sie nicht mehr oder minder in jeder Religion Anwendung finden sollten.

Was schließlich den Glauben an die Hölle, Auferstehung und jüngstes Gericht betrifft, so ist eine Beeinflussung des Christentums schon deshalb ausgeschlossen, weil diese Wahrheiten schon lange vor Christus den Juden allgemein bekannt waren. Das Vorkommen dieser Lehren in der persischen Religion bezeugt überdies die Tatsache, daß auch die Heiden oft die Wahrheit geahnt haben, die erst durch Christus im vollen Licht geoffenbart wurde.

In seiner Organisation, mit seinen Graden und Riten stellt sich uns der Mithrakult als eine gewisse Art von Freimaurerei im Altertum dar. Der Mithraglaube kam durch seine Lehren einem in jener Zeit allgemein und tief empfundenen Bedürfnisse nach einem Erlöser entgegen. Dadurch war es ihm möglich, dem Christentum eine Zeitlang Konkurrenz zu machen, er mußte jedoch unbedingt dem Christentum unterliegen, als die christliche Wahrheit mit dem Ende der Verfolgungen der ganzen Welt offenbar wurde.

Julian der Apostat hat den letzten Versuch gemacht, den Kult Mithras wieder herzustellen. Das ist ihm jedoch nicht gelungen. Durch eine Schicksalstragik fand er im Kampfe mit den Parthern seinen Tod eben in der Heimat seines so glühend verehrten Gottes. Die Worte, die er sterbend aussprach: »Galilee, vicisti!« hat er vielleicht von jenem Sieg verstanden, den Christus, der wahre Invictus, über seinen Sonnengott davongetragen.

Digitized by Google

Dante Gabriel Rossetti.

Von **Lorenz Krapp.**

I.

Das Urteil, daß Dante Gabriel Rossetti neben Ruskin die bedeutsamste künstlerische Erscheinung in der neueren Kunst- und Literaturgeschichte Englands darstellt, ist heute von keinem mehr bezweifelt. Sein Leben und die Grundzüge seines Werdens freilich sind wohl wenigen nur bekannt. Und doch bietet diese Kenntnis Einblicke in Kulturströmungen und -Symptome des 19. Jahrhunderts, die weit über England hinausgriffen. Rossetti ist bekanntlich der Stifter der im Jahre 1848 zum erstenmal hervortretenden Schule der sogenannten „Präraffaeliten". Wer von diesen redet, denkt sich bestenfalls im allgemeinen darunter eine etwas nebulose Gesellschaft von Mystikern und Symbolisten, bringt sie mit japanischem und Jugendstil und dergleichen in Verbindung; ja es begegnen einem sonst ganz feingebildete Leute, die sie überhaupt für eine italienische Schule des 13. Jahrhunderts halten, zu der Botticelli, Perugino ꝛc. gehört hätten. Und doch ist diese Schule es gewesen, in der unsere ganze neuzeitliche Kunst- und Literaturentwicklung teils ihre Wurzeln, teils ihre Symptome findet, vom krassen Naturalismus an bis hinüber zum vergeistigtesten Idealismus.

Der Vater Rossettis war der im Jahre 1783 in Vasto im Neapolitanischen geborene Gabriel Rossetti, der Kustos am Museum von Neapel wurde. Wegen Teilnahme an den aufrührerischen Bewegungen der Jahre 1820 und 1821 wurde er eingekerkert, flüchtete aber, von englischen Freunden unterstützt, und kam nach Malta und 1823 nach London. Dort wurde er Professor des Italienischen am Kings-College. Eine Schrulle des liebenswürdigen alten Herrn war, aus seinem Lieblingsdichter Dante alle antipäpstlichen Stellen zu sammeln und in Buchform herauszugeben. Auch machte es ihm ungeheures und, wie sein Sohn selbst einmal sagt, kindliches Vergnügen, als einmal eines seiner Werke auf den Index kam.

Die Mutter Rossettis war die Halbitalienerin Frances Maria Lavinia Polidori, eine Frau von wundervollen Anlagen. Selten hat besser eine tiefveranlagte Frau die Jugend eines tiefveranlagten Sohnes überwacht, — eines Sohnes, dem überhaupt in seinem ganzen Leben durch edles Frauentum die Wege und Richtlinien gewiesen werden sollten.

Am 12. Mai 1828 kam als zweitgebornes Kind dieser beiden unser Künstler Gabriel Charles Dante Rossetti auf die Welt. Mit fünf Jahren soll er schon ein Drama geschrieben haben, mit zehn Jahren hatte er schon

Digitized by Google

den „Faust", die meisten Werke Shakespeares und Scotts gelesen.*) Was man von diesen Angaben zu halten hat, ist unklar. Jedenfalls war Rossetti eine erstaunliche Frühreife eigen, der freilich auch ein relativ früher und rapider Verfall der geistigen Kräfte in seinem Alter entsprach. Ein Lied wie The blessed damozel (Das selige Fräulein), das der Neunzehnjährige schrieb und das vielleicht das schönste Gedicht darstellt, das ihm je gelang, spricht für dieses überfrühe Erwachen und Reifen seines Künstlergeistes.

Das geregelte Studium auf der Akademie war dem feurigen, unruhigen Temperament Rossettis zu mühsam und langwierig. Er trat aus, versuchte es eine Zeitlang als Schüler des Malers Ford Madox Brown, gleichfalls eines späteren Präraffaeliten, und richtete sich, auch dieses Meisters überdrüssig, schließlich mit dem gleichaltrigen Holman Hunt auf eigene Faust ein Atelier ein.

Gemeinsamer Freund von Rossetti und Holman Hunt war der noch jüngere John Everett Millais. In dessen Haus saßen sie eines schönen Abends im Jahre 1848 beisammen und betrachteten Carlo Lasinios Kartons der Fresken im Campo Santo von Pisa*). Und hier war es, wo der Präraffaelitismus geboren wurde.

Die Frage, was Präraffaelitismus eigentlich bedeute, ist nicht leicht zu beantworten. Vor allem muß man, darin hat Hans W. Singer (a. a. O., S. 3) recht, zwei Bedeutungen des Wortes unterscheiden.

Man begreift darunter einmal den Stil, den Rossetti sich auf dem Höhepunkt seines Könnens schuf: den wunderbaren Glanz des Kolorits, die leuchtende Sattheit der Farbengebung, die Außerweltlichkeit, Außerzeitlichkeit seiner Gegenstände, die beinahe starre Linienführung in der Gewandbehandlung vieler seiner Bilder. Dazu das Mystische, im Visionären sich Verlierende in den Gesichtern seiner Frauengestalten, das, um ein Wort Jacobsens zu gebrauchen, „Tempelhafte" in ihren Blicken und Gebärden.

Aber dem ursprünglichen Sinne des Präraffaelitismus war diese spätere Entwicklung Rossettis fremd. Im Gegenteil sollte die im Jahre 1848 gegründete Schule ein naturalistisches Gepräge tragen. Die drei jungen Pfadfinder, denen sich später viele Jünger anschlossen, hatten sich feierlichst gelobt, haarscharf die Natur abzukonterfeien, den Kult der schönen Linie Raffaels und derer, die nach ihm kamen, zu verachten. Der Grund, weshalb sie das wollten, war zwar ein wenig ehrenvoller: es war der, daß sie eben alle drei der Akademie entlaufen waren und so die technischen Fertigkeiten nicht besaßen, die ein Schaffen im Stile Raffaels erforderte. Aber dennoch täte man ihnen Unrecht, sähe man dies als einzigen Grund an. Vielmehr war ihnen beim Durchblättern von Carlo Lasinios Kartonstichen — diesen unbeholfenen, mit der Form ringenden Entwürfen eines

*) Hans W. Singer: „Dante Gabriel Rossetti" (in Muthers Monographiensammlung „Die Kunst"), Seite 5.

*) Singer, a. a. O., S. 8. — Vergleiche auch aus der Sammlung „Die Kunst" von Richard Muther die Monographie „Präraffaelitismus" von Jarno Jessen (Berlin, Bard, Marquart u. Cie.). Von demselben Autor stammt eine Arbeit über Rossetti in Velhagens Künstlermonographien.

Digitized by Google

der Vorgänger Raffaels — die Erkenntnis aufgegangen, daß in jenen wenig beachteten Vorläufern des großen Italieners starke Talente in heftigem Drängen und Gären nach Ausdruck rangen, daß mehr Instinkt als Erkenntnis dort schuf, daß das Herz dort über das Hirn, das feurige Blut über den kühlen Verstand dominierte. Sie erkannten, daß jene alten Vorläufer Raffaels — jene „Präraffaeliten" — allgemeingiltige Fundamente gelegt hatten, auf denen weiterbauend Raffael zu einem Höhepunkt der Kunst emporgestiegen war, zu eben *seiner* Kunst. Und sie schlossen, daß auf diesen Fundamenten sich wohl noch andere Kunstentwicklungen aufbauen könnten, daß auch eine Kunst in *ihrem* Sinn hierauf sich bauen lasse. Darum ihre Verehrung dieser Vorläufer Raffaels und ihr Name „präraffaelitische Brüderschaft (Brotherhort)", den sie ihrem eigentlichen Namen in der Abkürzung P. R. B. hinzufügten.

Das also war es, was die drei jungen Schwärmer an jenem schönen Sommerabend des Jahres 1848 sich gelobten. Dazu schwuren sie sich noch, mit ihrer Kunst nie einen anderen Zweck verfolgen zu wollen als den, der von dem Wesen der Kunst selbst schon umschlossen sei. In königlicher Abgeschlossenheit, in einem stolzen Sich-selbst-Genügen wollten sie schaffen. Worte wie Popularisierung der Kunst, Veredelungszweck der Kunst waren ihnen ein Greuel. Das L'art pour l'art-Prinzip in seiner klarsten Ausprägung ist es, das sie in bisher nicht mehr erreichter Schroffheit formulierten.

Wir haben uns hier mit den Schicksalen der Schule nicht weiter zu befassen. Rossetti, obwohl stets formell als ihr Führer genannt, war ihr faktisch doch bald entwachsen. Sein Leben und seine Kunst sollten bald von einer viel mächtigeren anderen Anregung ergriffen werden, als diese Schule sie ihm bieten konnte. Diese Anregung kam von einer Frau, seiner späteren Gattin, Elizabeth Eleanor Siddal.

Ich glaube, soviel man je über diese Frau, die mit Rossetti in nur zweijähriger Ehe verbunden war, um ihm ein totes Kind zu gebären und dann an der Schwindsucht zu sterben, nachgrübeln mag, man wird nie völlig begreifen, woher sie so ungeheuren Einfluß auf ihn und seine Kunst gewinnen konnte. Sie war als Tochter eines Sheffielder Messerschmieds geboren, und als Walter Deverell, ein späterer Präraffaelit, sie im Jahre 1849 entdeckte, war sie in einem Nähgeschäft als Putzmädchen angestellt. Von dem, was man im landläufigen Sinn unter Frauenschönheit versteht, war nichts an ihr: die Federzeichnung Rossettis, die im Victoria and Albert-Museum (South Kensington) sich findet,*) oder eine andere, in Otto Hausers Übersetzung von Rossettis Sonettenband „Das Haus des Lebens"**) wiedergegebene, zeigen eine hektische Frau mit nicht allzu bedeutungsvollen Zügen in denkbar unvorteilhafter Gewandung. Und doch ist die ganze Kunst des Malers und Dichters Rossetti nichts als ein Hymnus auf sie während ihres Lebens und eine schwermütigsüße Elegie auf sie nach ihrem Tode. Unzähligemal hat er sie abgezeichnet, „ganze Schubladen voll ‚Guggums' — wie

*) Abgebildet bei H. W. Singer, a. a. O., S. 34.

**) Leipzig und Jena, Eugen Diederichs, 1900.

Digitized by Google

sein absonderlicher Kosename für sie lautete — zeichnete und malte er" (Singer, a. a. O., S. 37). Zu Liedern voll glühenden Empfindens hat sie ihn begeistert, ihre — freilich verklärten — Züge tragen die schönsten seiner Gemälde wie Beata Beatrix. Als sie starb, umschloß er die Sonette seines spätern Buches „Das Haus des Lebens" mit einer seidenen Schnur, flocht die Blätter mit Lilien und Rosen zusammen in die goldenen Haare der jungen Toten und gab sie ihr als kostbaren Schatz in den Sarg mit. Nach Jahren erst, als sein herbster Schmerz zur Ruhe gekommen war, erfaßte ihn die Reue und er ließ den Sarg wieder ausgraben, um die Gedichte vor der Verschollenheit zu retten und in die Welt als Zeugen seiner Liebe hinauszuschicken.

Nach dem Tode seiner Frau erholte sich die übersensitive Natur Rossettis nur schwer und langsam wieder. In diese Zeit fallen auch die Anregungen, die er auf dem Felde der Innendekoration gab. Er war einer der ersten, die den Geschmack an alten Möbeln, Japan und Delft ausbildeten.

Auch die dichterische Kraft Rossettis brach jetzt wieder hervor. Swinburne, der symbolistische Pantheist George Meredith, Marston und andere gefeierte Poeten sammelten sich um ihn. Er selbst hatte 1861 eine Übertragung der Vita nuova Dantes herausgegeben, jetzt erweiterte er sie und nannte sie »Dante and his circle« (1874). Auch Hartmanns „Armen Heinrich" und Bürgers „Leonore" übersetzte er. Als eigene Schöpfungen erschienen 1870 die »Ballads and Sonnets«, 1881 der Band »Poems«, in dem auch die Sonette des Zyklus „Haus des Lebens" völlig enthalten sind.

Seine letzten Lebensjahre waren Zeiten körperlichen, seelischen und künstlerischen Verfalls. Not und Armut quälten ihn, seine Augen waren halberblindet und nur mit Zuhilfenahme doppelter Brillen vermochte er, der in seiner Kunst einst die wundervollsten Farbensymphonien geschaffen hatte, mit Blei und Kohle noch dürftige Bildumrisse zu zeichnen. Seine Persönlichkeit, knorrig, eckig und polternd schon in seiner Jugend, sonderte sich immer schroffer ab und er fiel seinen Freunden, die sich gleich Ruskin schon früher über seine Undankbarkeit beklagt hatten, nun mehr und mehr zur Last. Eine gewissenlose Kritik seiner Lieder, die Robert Buchanan schrieb und worin er Rossettis Sonette „die fleischliche Schule der Dichtung" nannte, traf seine ohnedies exaltierten Nerven als letzter furchtbarer Schlag, von dem er sich nicht mehr erholte. Wohl nahm Robert Buchanan, von der öffentlichen Meinung gezwungen, sein erbärmliches Pamphlet wieder zurück, — aber Rossetti war gebrochen. Nach einem vergeblichen Selbstmordversuch verfiel er in Schwermut und Verfolgungswahn. Seine äußere Notlage wuchs immer mehr, da es seinem trotz aller äußerlichen Herbheit fast überzarten Empfinden widerstrebte, seine Bilder auf dem Markt zu verkaufen; der freihändige Verkauf aber trug ihm fast nichts ein.

Am 9. April 1882 starb er zu Birchington bei Margate im Südosten Englands. Auf seinem Grab steht ein schlichtes Denkmal seines Lehrers und Freundes Ford Madox Brown, das drei Lieblingsideen des Toten darstellt: den Tod des heiligen Lukas, die geistige Vereinigung Dantes mit Beatrice, die Versuchung im Paradies. Das Meer, das er so lieb hatte, rauscht

Digitized by Google

unsern seinem Grab den eintönig-schwermütigen Refrain zu diesem so wenig glücklichen Leben, das im Lichte jungen Ruhms begann und im Dunkel des Wahnsinns endete.

II.

Die Bedeutung Dante Gabriel Rossettis liegt auf zwei Gebieten, dem der Malerei und der Poesie. Zum ersten Male wieder nach den Tagen eines Raffael und Michelangelo schlossen diese beiden Künste in der Seele eines großen Talents einen so innigen Bund, daß die eine durch die andere Anregung und Bedingtheit erfuhr. Ja, wenn man bei Nennung von Rossettis Namen vor allem an den Maler denkt, so ist es angebracht, daran zu erinnern, daß Rossetti im Gegenteil der Ansicht war, nur seine Poesie werde sich in die Unsterblichkeit hinüberretten. Vor allem glaubte er dies von jenem seltsamen Zyklus von Sonetten, die er Eleanor Siddal mit in den Sarg gegeben hatte, um aus Sehnsucht nach dem süßen Wohllaut dieser Verse sie später wieder ausgraben zu lassen, von den Liedern aus dem „Haus des Lebens". Daß er in diesem Urteil über die Sonette nicht allein stand, zeigt die Tatsache, daß die Gesellschaft der Roxkroafter — jene mit verschwenderischem Reichtum gegründete Vereinigung englischer und amerikanischer Bibliophilen, die in der Herausgabe von kostbaren und erlesenen, nur für ihre Mitglieder berechneten Ausgaben hervorragender Werke ihre Aufgabe sieht, — das „Haus des Lebens" in ihre Publikationen aufnahm.

Die Sonette vom „Haus des Lebens" sind in einer schon oben genannten Übersetzung von Otto Hauser erschienen, die an Feinheit und Treue ihresgleichen sucht.

„Das Haus des Lebens"? Was versteht Rossetti darunter? Offenbar nichts anderes als das Fazit eines Lebens, den Inbegriff all seiner Geschehnisse. Und dieses Fazit besteht für ihn in zwei Worten: Liebe und Tod. Alles sieht er im tiefroten Scheine einer dieser beiden Mächte: dem wie Rosen leuchtenden der Liebe, dem wie Blut dunkelnden des Todes. Nur Stimmungen und Momentbilder gibt er: von äußerer Handlung ist in diesem Zyklus nichts, obwohl er das Spiegelbild eines Lebens — des Rossettischen Lebens — darstellen soll. Zweifellos liegt in dieser Art der Betrachtung der Realitäten das Symptom einer Nervenüberreizung, die keine weitere Spannung mehr verträgt, soll sie nicht zum Irrsinn leiten. Wir werden erinnert an den Hymnus, den ein ihm in Leben und Dichtung Ähnlicher, der im Elend untergegangene Paul Verlaine, auf „das Leben in Rot" anstimmt, oder an das typische Beispiel, an dem die Psychologie immer wieder die fruchtbarsten und subtilsten Erkenntnisse gewinnen wird, an den unglücklichen Kaspar Hauser, von dem uns Anselm v. Feuerbach („K. Hauser", Ansbach, 1832, S. 70) erzählt, daß auch ihm die Landschaft und überhaupt jedes Ding um sich erst dann völlig schön und bewundernswert erschien, wenn er es durch ein rotes Glas betrachtete. Bei allen diesen ging diese kranke Sucht, alles in diesem Rot zu sehen, zurück auf die furchtbarste Exaltation, respektive Hypertrophie der sensitiven, auf die Überzartheit, respektive Zerrütttung der motorischen Nerven. Als Rossetti alterte und ihn der Wahnsinn überkam, betrachtete er die Natur oft in seinen Delirien

Digitized by Google

gleichfalls durch ein feingeschliffenes rotes Glas und sagte einmal in schwermütiger Selbstironie: „Dies Glas muß mir das heilige Rot der Liebe ersetzen, bis das Rot des Todes mich überkommt."

Das erste Charakteristikon seiner Kunst wird uns damit schon offenbar. Es ist die vor den Realitäten des Lebens mit bangem Wehruf flüchtende Außerweltlichkeit alles dessen, was er schuf. Ob wir nun dem glühenden Farbenrausch seiner Gemälde uns hingeben oder der im Dämmern des Symbolistischen zerrinnenden Welt seiner Poesie: fast nie ist das, was er uns sagen will, je in Wirklichkeit gewesen, sondern nur in seinen Visionen. Man sagt, Begriffe ließen sich nicht malen und dichten, außer in der Form der Allegorie, und die Allegorie trage daher auch immer etwas vom Nüchternen des diskursiven Denkens an sich. Rossetti hingegen hat Abstraktionen gemalt und gedichtet und der Allegorie dazu nicht bedurft. Das Wesen der Allegorie ist Substitution des Verstandes durch das Gefühl: Rossetti hat Verstand und Gefühl verschmolzen. In seinen Bildern und Liedern, welche Begriffe malen und dichten, liegt eine solche Selbstverständlichkeit der Grundidee (bei aller Schwerverständlichkeit des nebensächlichen Details), daß man selbst bei Gemälden mit Titeln wie „Das Schweigen" oder „Rêverie" sofort in Gedanken den Titel vor sich hersagt, ohne weiter darüber nachgrübeln zu müssen.

Seine Neigung zum Transzendentalen führte ihn hin zu den drei großen Quellen seiner Kunst, zur Bibel, zur Artussage und zu Dante. Des letzteren Namen hatte der, wie wir wissen, für Dante begeisterte Vater dem Kinde in der Wiege beigelegt und dessen Dichtungen waren Rossetti zum innersten Erlebnis geworden. Dem Kreis seiner biblischen Werke gehören Gemälde an wie „Die Braut", das Sulamith darstellt, gefolgt von vier Genossinnen, oder das schöne Jugendgemälde »The girlhood of Virgin« (die Kindheit der hl. Jungfrau), letzteres in der Tate Gallery in London. In einem blühenden Gelände — fern funkelt ein See und ragen Pinien und Zypressen in eine wundervoll farbensatte Luft — sitzen auf einem Balkon Anna und ihre Tochter Maria, vor ihnen steht ein Engel mit seltsam steifen Flügeln, der ein in glühenden Farben glitzerndes doppelhenkeliges Gefäß mit einer hochragenden Lilie hält. Darüber her rankt sich ein Weinstock in tiefem Grün. Ein leuchtender Prunk liegt über allem, von dessen Farbenglut eine Ahnung unmöglich ist. Die Kopien einiger Rossettis, die vor ein paar Jahren in München zu sehen waren, vermögen einen Begriff von dieser berauschenden Farbenpracht, die allen seinen Gemälden eignet, nicht zu geben. Dem Kreis der Artussage entstammen Bilder wie das Tempera-Wandgemälde in Oxford „Lanzelot am hl. Gral", dem Kreis der Dichtung Dantes das Tiefste, was Rossetti überhaupt schuf. Es muß, ehe wir hier auf seine Gemälde im Sinne Dantes eingehen, jener typischen Schöpfung seiner Schwesterkunst Poesie gedacht werden, von der selbst Robert Buchanan, sein heftigster Feind, sagte, daß diesem Lied die Unsterblichkeit blühen werde. Es ist das Lied »The blessed damozel«, „Das selige Fräulein". Eigentlich ist der Titel völlig unübersetzbar: Singer a. a. O. schlägt die mittelalterliche Form „Das gebenedeite Frowelin" vor, die dem des Mittelhochdeutschen und der spezifischen Koloratur dieser Worte Kundigen ungefähr zu sagen

Digitized by Google

vermag, um was es sich handelt. Es ist unzähligemale und in alle großen Weltsprachen übersetzt worden, die bekannteren deutschen Versionen sind die von Felix Dörmann und als beste aller die von Otto Hauser in der „Gottesminne“ (1905, Heft 3) erschienene.

Mit neunzehn Jahren hat der junge Dichtermaler dies Lied geschrieben und damit vielleicht das Wunderbarste, was ein Neunzehnjähriger je schuf. Als Ruskin es zum erstenmale las, weinte er, der harte Grübler, laut auf. Nie mehr ist Rossetti der Intuition und Tiefe dieser Verse nahegekommen. Als ihn der Wahnsinn umschattet hatte, irrte er nachts an der Küste des Meeres bei Helsea umher, und beim Rollen der Wogen warf sich der Todesmüde in das feuchte Gras und stammelte sinnlos immer wieder die Anfangsworte seiner Dichtung:

Von des Himmels goldener Zinne sah
Mein seliges Lieb in die Ferne,
Mit Augen tief wie zur Abendzeit
Das Wasser einer Zisterne,
Drei Lilien trug sie in der Hand
Und im Haare sieben Sterne . . .

Der Inhalt des Liedes ist der: Die tote Braut des Dichters neigt sich vom Rand des Himmels, den sich der painter-poët vorstellt als eine Burg mit goldenen Zinnen, hinunter zur Welt und ruft nach ihrem Geliebten. Sie stellt sich vor, wie es sein wird, wenn auch er einmal zu ihr in den Himmel tritt:

Wenn um sein Haupt der Goldreif strahlt
Und er kommt in weißem Gewand,
Dann wollen zum tiefen Born des Lichts
Wir wallen Hand in Hand
Und tauchen in Gottes Herrlichkeit
Als wie von Stromes Strand.

Und wollen beide dem Altar nah'n,
Verweht sonst und verhehlt,
Dessen Kerzen stets von Bitten weh'n
Aus Herzen ungezählt,
Und unsre alten Gebete seh'n
Zu Wölkchen Rauchs verschwelt.

Wir wollen beide beschattet ruh'n
Vom mystischen Lebensbaum,
Wo die Taube oft sich niederläßt
Aus dem weiten Weltenraum,
Und das Laub von Jesu Namen rauscht,
Wie im Flug es streift ihr Flaum . . .

. . . „Und beide,“ sprach sie, „wollen wir
Zu den Lauben geh'n, allda
Mutter Maria im Grünen sitzt,
Ihre fünf Jungfrauen nah',
Margareta, Gertrud, Rosalie,
Magdalena, Cäcilia.

Sie sitzen rings, ihr Haar bekränzt,
Und ziehen mit zarter Hand
Goldfäden in feines Linnenzeug,
So licht wie weißer Brand,
Für die totgebornen Kindelein
Bestimmt zum Festgewand.“

Der Geliebte unten auf der Welt hört die Ruferin wohl, doch er kann nicht kommen und weinend lehnt sie sich über die Zinne des Himmels zurück und ihre Tränen sinken in den Weltenraum hinunter wie silberne Sterne . . . .

Digitized by Google

Von dieser wundersamen, im Geiste Dantes empfangenen Dichtung an datiert die katholizisierende Bewegung in der modernen englischen Kunst. Von Rossetti, dem Süditaliener, ging sie aus, ergriff die Schule der Präraffaeliten mit instinktiver Gewalt, schlug ihre Wellen nach Nordamerika hinüber, wo der unglückliche Edgar Allan Poe die rührendsten Marienlieder sang, ist zweifellos eines der Hauptmotive für jene Erscheinung, von der uns Paul Bourget in Outre-mer berichtet, daß es in Nordamerika heute zum guten Ton in der literarischen sowohl wie in der vornehmen Welt der haute finance gehört, für den Papst und Catholica zu schwärmen.

Der Befruchtung vom Geist Dantes sind die berühmtesten Gemälde Rossettis entsprossen. Es gilt dies vor allem von dem in Deutschland bekanntesten, der Beata Beatrix (London, Tate Galery). Rossetti selbst sagt über dies Bild: „Es knüpft an die Vita nuova an, indem es symbolisch Beatricens Tod darstellt, wie dies Werk ihn behandelt. Das Gemälde soll durchaus nicht den Tod selbst darstellen, sondern dessen Schein in Gestalt einer Verzückung, während welcher Beatrice, auf einem Balkon, der die Stadt beherrscht, sitzend, plötzlich von der Erde gen Himmel gerafft wird. Sie werden sich darauf besinnen, wie Dante sich über die Verödung der Stadt im Zusammenhang mit Beatricens Tod verbreitet. Deshalb habe ich die Stadt als Hintergrund angebracht und ließ die Gestalten Dantes und der Liebe, des Ereignisses gewärtig, durch die Straße gehen und einander voll schwerer Ahnung anblicken, während der Vogel als Todesbote die Mohnblüte zwischen die Hände der Beatrice fallen läßt. Sie dagegen wird sich durch die geschlossenen Lider einer neuen Welt bewußt, wie es in den Schlußworten der Vita nuova zu lesen ist: jene selige Beatrice, die nun unverwandt auf sein Antlitz blickt, qui est per omnia saecula benedictus."

Immer und immer wieder umkreist Rossettis Geist von nun an die Gestalten aus Dantes Visionen. Vom blessed damozel an bis zu dem Bild auf seinem Grabdenkmal, das die mystische Vereinigung des Florentiners mit der Wunderbaren, in die Sterne Erhobenen schildert, symbolisiert er sein eigenes Leben; ja im Alter, da Manieriertheit ihn überkam, stilisierte er es sogar nach Dante und gab sich und seinen Werken danteske Posen, die ihn selber dem Lächeln anderer überlieferten, seine Werke dem künstlerischen Niedergang.

Noch nichts von diesem künstlerischen Verfall ist in Gemälden wie „Dantes Begegnung mit Beatrice im Paradies" und „Dantes Traum" zu spüren, ersteres in der bekannten J. Temantschen Sammlung, letzteres in der Walker Art Gallery in Liverpool. Überhaupt ist ja, wie man weiß, kein Werk Rossettis auf dem Kontinent zu finden, ein Grund vielleicht, weswegen in Deutschland lange niemand etwas von Rossetti wußte, bis die Gemälde aus seinem Brotherhort und die Ausstattungen englischer und amerikanischer Bücher oder in neuerer Zeit die von Rossettis Art befruchtete Schule von Künstlern wie Franz Stassen das Augenmerk auf ihn richten ließen. Wie die feierliche Verklärung, die über den Fresken Fra Angelicos in San Marco mit ihren Gestalten aus Licht und Duft waltet, glänzt es über der „Begegnung"; nur umrankt die schlanken Gestalten Dantes, der Beata Beatrix und der beiden Engel ein hortus Eden (wie Rossetti das Paradies

Digitized by Google

in den Bildecken selbst nennt) von so erlesener Farbenschönheit und Farbenglut, wie der zarte durchgeistigte Antipode des düster-gewaltigen Savonarola im Konvent von San Marco sie nie schuf.

* * *

Der Außerweltlichkeit von Rossettis Dichtung und Kunst, die in der Bibel, der Sage vom heiligen Gral und den Jenseitsgesichten Dantes allein ihre Heimat fand, entspricht das zweite Charakteristikon seines Schaffens: sein Schaffen war stets ein esoterisches, auf eine kleine Gemeinde Treuer berechnetes. Der Grundsatz, den Theophil Gautier als die Monroe-Doktrin der Literatur bezeichnete: Die Kunst für die Künstler! — das L'art pour l'art-Prinzip beherrscht ihn im Höhepunkt seines Schaffens und noch mehr während seines Verfalls. Daß ihn jemand verstehe außer einem ganz enggezogenen Kreis auserlesener Geister, lag nie in seinem Sinn und Willen.

Wenn dies auch schon bei seinen Gemälden hervortritt, insbesondere bei den Halbfiguren der Frauengestalten, die er in den Vierziger-Jahren seines Lebens schuf, so noch mehr in seiner Dichtung. Nichts ist hier bezeichnender als sein Sonettenkreis „Das Haus des Lebens". Youth and Change und Change and Fate (Jugend und Wechsel, Wechsel und Schicksal) heißen die beiden Teile dieses Zyklus: der Wechsel, der als Zäsur zwischen beide tritt, ist der Tod Eleanor Siddals. Kein lauter Jubelschrei der Jugend, kein dumpfes Zürnen wider die eherne Gewalt des Schicksals ist in ihnen; nur jene Leidenschaftslosigkeit, die der ästhetischen Jüngerschaft Gautiers eignet. Die höchste Erregung seines Lebens löste der Tod Siddals aus; und doch, — kein Wehruf ist in diesen Liedern, nur eine bleiche, mondscheinhafte Vision steigt ihm empor aus der Tiefe seiner Qual: in einem Weidenwald sieht er die Scharen der Schatten gehen, die der dunkle Tod entrafft hat:

O, die ihr wandelt all im Weidenwald
Mit hohlem, brennendweißem Angesicht,
In Seelenwitwenschaft so tief, so kalt, —
Wie lang, wie lang umgibt die Nacht euch dicht?

klagt er, und als einzige Kunde seines Schmerzes hören wir die Worte:

Im Weidenwald die bitt'ren Bänke sind
Von Tränenwolfsmilch fahl, von Blutkraut rot;
O, könnte solch ein Pfuhl in Schlaf gelind

Die Seele wiegen, wiegen in den Tod!
Viel besser, sie für stets vergessen bald,
Als daß sie wandeln muß im Weidenwald!"

Die parnassianische Glätte und marmorne Ruhe solcher Verse tönt jeden Laut ab, dämpft jeden Schrei echt menschlichen Schmerzempfindens. Und nur eine weiche, verschwimmende Klage bleibt übrig, daß Liebe und Tod so nahe bei einander stehen, daß „Liebe des Todes bleicher Neophyt" („Heros Leuchte", neunzigstes Sonett).

Digitized by Google

Daß eine Poesie dieser Art sich weit verbreiten könnte, ist ausgeschlossen. Der unmittelbare Einfluß Rossettis, des Dichters, auf England, Nordamerika und überhaupt auf den Leser und Kunstfreund jeder Nation ist daher so gering gewesen, daß ihn als Dichter nur die allerwenigsten kennen mögen. Und daß dies je anders werde, ist wohl auch ausgeschlossen. Die Harfen solcher Dichter tönen zu fern in apollinischen Tempeln, als daß sie ins laute Treiben des Marktes dringen könnten.

Die Gesamterscheinung Rossettis aber — nicht bloß des poët, sondern des painter-poët — bedeutet einen Markstein in der englischen Kunst und Dichtung des 19. Jahrhunderts, und für die Nationen außerhalb Englands wenigstens eine künstlerische Offenbarung seltsam köstlicher Art. Zu viel des Tragischen bietet sein Leben, zu viel des Fremdartig-schönen seine Kunst, um diesen Mann vergessen zu können, der die Bilanz und den Inhalt seines Lebens in die Worte voll schlichter Größe zusammenfaßte:

Liebe, einst unser Kind, und Sang mit Haaren
Wie Flammen wehend, blühend wie ein Kranz,
Und Kunst, sie, deren Augen Welten waren . . .

Nachtbild.

Von Ferdinand Mühlbaum.

Ein schöner Platz: Paläste, Museen;
bunte Straßenteppiche gehen
wohlgemustert von Tor zu Tor —
Keine Menschen treten hervor.
Wie Tropfen von Gold
fällt und rollt
aus einer Turmuhr Schlag für Schlag —
noch weit zum Tag.
Da steigt der Mond und lugt vom Himmelszelt
in dieses große Werk des Herrn der Welt:
beschaut die Drähte, stellt sich auf den Platz
und buchstabiert kurzsichtig Satz für Satz;
dann bückt er sich und prüft den Stahl der Schienen
und steht so fremd, ungläubig still vor ihnen, —
steht zwischen Türmen da die ganze Nacht
als einzig Ding, von Menschen nicht gemacht. —

Digitized by Google

Aus Dantes Göttlicher Komödie.

Proben einer neuen Übersetzung von **Richard Zoozmann.**

I. Der Läuterungsweg (Gesang XIV).

„Wer ist es, der hier unsern Berg umschreitet,
Eh' ihn der Tod beschwingt? Der nach Behagen
Die Augen bald verschließt, bald wieder weitet?" —

„Ich kann nur, daß er nicht allein ist, sagen,
Nicht, wer es ist; doch da er näher dir,
Magst du ihn, daß er rede, freundlich fragen."

So sprachen über mich zwei Geister hier,
Sie saßen rechts, das Haupt einander neigend,
Und hoben's nun zum Anruf auf zu mir.

Ein Geist rief: „Die du himmelaufwärts steigend
Hier weilst, o Seele, noch vom Staub umfangen,
Sprich mitleidsvoll, verhalte dich nicht schweigend:

Wer bist du? und wer ließ dich hergelangen?
Als Wunder, nie erlebt, füllt uns die Gnade,
Die Gott dir gab, mit staunendem Erbangen."

Und ich: „Durch Tuscien zieht die feuchten Pfade
Ein Flüßchen, das dem Falteron entspringt
Und hundert Meilen braucht bis zum Gestade.

Dorther mein Leib stammt, der hier aufwärts bringt;
Doch unnütz wär's, zu sagen, wer ich bin,
Weil noch bedeutend nicht mein Name klingt." —

„Begreif' ich richtig deiner Rede Sinn,
Meinst du den Arno," — so hielt mir entgegen
Der Geist, der als der erste sprach vorhin,

Worauf der zweite flüsterte: „Weswegen
Vermied er's nur, den Namen zu verkünden?
Kann solcher Abscheu ihm der Fluß erregen?"

Und der Befragte sprach: „Wer will's ergründen?
Doch wohlverdient wär's, wenn der Name schwände
Des Tales; denn von dort an, wo sich ründen

Des Hochgebirges quellenfeuchte Wände
Und sich Pelor abtrennt im steilen Schusse,
Daß sonst kein Ort so wasserreich sich fände,

Digitized by Google

Bis dahin, wo er neuersetzt im Gusse,
Was aus der Meerflut sog der Himmel schon,
Von der die Nahrung herstammt jedem Flusse —

Dort wird von jedem wie ein Feind gesloh'n
die Tugend gleich der Natter, — sei's, daß wirke
Ein Fluch des Orts, sei's arger Sitten Lohn.

Drob hat des Volkes Art sich im Bezirke
Des Tals verschlechtert rings in solchem Maße,
Als weideten sie auf dem Feld der Kirke.

Vorbei an wüsten Schweinen, die zum Fraße
Der Eicheln würd'ger als zur Menschenspeise,
Lenkt er zuerst die wasserarme Straße.

Dann trifft er Kläffer, die in feiger Weise
Mehr bellen, als sie Mut zum Beißen haben,
Und kehrt verächtlich sich in weitem Kreise.

Nachdem ihm Nebenflüsse Zuwachs gaben,
Sieht im Gefälle Wölfe rings aus Hunden
Entsteh'n der fluchbelad'ne Unglücksgraben,

Der sich nun abwärts bohrt in tiefen Schrunden,
Wo Füchse hausen, trüg'risch von Gelüste,
Die noch kein fremder Witz hat überwunden.

Nicht schweig' ich, ob's auch dieser hören müßte:
Was sich prophetisch meinem Geist enthüllt,
Ist lehrreich jedem Lauscher, daß er's wüßte.

Schon hör' ich, wie der Wölfe Rudel brüllt,
Weil sie dein Enkel jagt im Zeitvertreibe
Am Unglücksstrom, daß alle Schreck erfüllt.

Ihr Fleisch verkauft er bei lebend'gem Leibe
Und schlachtet roh sie ab gleich altem Viehe,
Ob auch nur Schmach dem Massenschlächter bleibe.

Den Wald verläßt er blutbespritzt — und siehe:
So kahl steht er, daß ihm in tausend Jahren
Das Laub wohl nimmer so wie einst gediehe!" —

Wie bei der Botschaft drohender Gefahren
Des Hörers Antlitz ängstlich sich verstört,
Woher auch sei der Angriff zu gewahren,

So stand der andre Schatten schmerzempört;
Durch sein Gesicht sah ich Bestürzung gehen,
Als er die Prophezeiung angehört.

Was ich von dem vernahm, von dem gesehen,
Machte mir ihre Namen wissenswert,
Drum gab ich's ihnen höflich zu verstehen.

Digitized by Google

Und dessen Worte mich zuerst belehrt,
Begann: „Ich soll dir geben, wie du meinst,
Was du mir selbst vor kurzem erst verwehrt?

Doch will ich nicht, da du erfüllt mir scheinst
Von Gottes Gnade, mit der Antwort kargen;
Vernimm: Guido del Dura hieß ich einst.

Mein Blut war so verbrannt vom Neid, dem argen,
Daß meine Wangen, sah ich Menschen froh
Im Glück, der Mißgunst Bläße nicht verbargen.

Aus solcher Saat erwuchs mir solches Stroh;
Was hängt an Gütern, die nur immer einer
Genießen kann, das Herz euch, Menschen, so?

Vom Hause Calboli siehst du hier Rainer;
Von dessen Jugend aber, dessen Ehre
Ererbte gleichen Ruhm und Adel keiner.

Ach, zwischen Reno, Po, Gebirg' und Meere
Ist nicht sein Haus allein beraubt zu schauen
All dessen, was zur Freude dient und Lehre.

Von Wurzeln gift'ger Sträucher sind die Auen
Durchwuchert dort und nutzlos wär's gehandelt,
Das Land zu roden und neu anzubauen.

Die Zeit, wo Lizio und Mainard gewandelt,
Campigna, Traversar: sie ist vergangen,
Zum Bastard ist der Romagnol verschandelt!

Kann heut' ein Fabbio in Bologna prangen?
Kann in Faënzas Bann ein Bernardin
Aus niederm Keim zum Glanze noch gelangen?

Nicht wund're dich's, daß Tränen mir entflieh'n,
O Tuscier, wenn ich an Prata denke
Und ach! an unsern teuern Ugolin,

Dann mein Gedächtnis auf Tignoso lenke,
Aufs Haus der Traversar und Anastage
Samt dem verderbten Nachwuchs, — mich versenke

Erinnernd an die Zeit bewegter Tage
Mit Minnedienst, Turnier und Ritterpflicht,
Wo jetzt ob arger Herzen schallt die Klage.

O Bertinor, warum versinkst du nicht,
Da deine Edeln dir den Rücken kehren
Samt vielem Volk aus Furcht vor'm Strafgericht?

Begnacaval tut wohl, nicht zu vermehren
Sein Volk, doch Conio läßt und Castrocar
Die Zeugung solcher Grafen sich nicht wehren.

Digitized by Google

Recht werden die Paganer tun, — erst zwar
Verrecken muß ihr Satan; doch nicht einer
Bleibt übrig, der an Nachruhm rein und klar.

Doch Ugolin von Cinfrignano, deiner
Gedenkt man stolz! Denn deinen Ruf entehrt
Bis heut' kein Sohn: weil dir beschieden keiner!

Doch geh', Toskaner, jetzt, mein Schmerz begehrt
Zu weinen und das andre zu verhehlen,
Weil ferneres Gespräch mein Herz beschwert."

Wir merkten, daß am Schritt die teuern Seelen
Uns fortgeh'n hörten, was uns — da sie schwiegen —
Bewies, daß wir des Wegs nicht würden fehlen.

Als wir nun beide einsam weiterstiegen,
Vernahmen wir, schnell wie ein Blitz entschwindet,
An uns vorüber diese Worte fliegen:

„Totschlagen wird mich jeder, der mich findet!"
Die Stimme drauf dem Donner gleich verhallte,
Wenn er sich krachend durch die Wolken windet.

Und als die erste kaum verklungen, schallte
Mit stärkerm Krach die zweite uns ans Ohr,
Als ob es Schlag auf Schlag gewitternd prallte.

„Ich bin Aglauros, die zum Fels gefror!"
Und als ich an Virgil mich schmiegen wollte,
Wich ich vor Schreck zurück anstatt nach vor.

Als still die Luft und mehr kein Donner grollte,
Sprach der Poet: „Dies war der harte Zaum,
Der euch in euern Schranken halten sollte.

Doch ködert euch der Widersacher kaum,
So laßt ihr euch an seiner Angel fangen
Und gebt dem Zaum nicht, noch der Warnung Raum.

Der Himmel ruft! doch statt, daß an dem Prangen
Der ew'gen Schönheit euer Blick sich weidet,
Bleibt er tief unter euch am Staube hangen;

Drum züchtigt euch, der alles unterscheidet!"

II. Das Paradies (Gesang XXII).

Ich hatte schreckbetäubt mich umgeschaut
Zur Führerin gleich hilfsbedürft'gem Kinde,
Das einer Zuflucht nie umsonst vertraut,

Und sie — wie eine Mutter, die geschwinde
Beispringt dem bleichen, atemlosen Wicht,
Daß er sich durch ihr Wort beruhigt finde, —

Digitized by Google

Sie sprach: „Bist du denn hier im Himmel nicht?
Weißt du nicht, daß er Heil'ges nur umfange,
Daß guter Absicht all sein Tun entspricht?

Wie du bei meinem Lächeln, beim Gesange
Verwandelt worden wärst, kannst du jetzt sehen,
Da du erschüttert schon bei diesem Klange;

Und könntest du des Rufes Sinn verstehen,
Im voraus sähest du die Rache tagen,
Die noch vor deinem Tode wird geschehen.

Des Himmels Schwert pflegt nicht zu früh zu schlagen,
Noch auch zu spät, nur nach der Meinung dessen,
Der darauf harrt in Hoffnung oder Zagen.

Doch laß die Augen andres nicht vergessen:
Erlauchter Geister schaust du große Zahl,
Wenn erst dein Blick den fernern Raum durchmessen."

Ich wandte mich zurück, wie sie befahl,
Und sah an hundert Sphärlein funkelnd blitzen,
Verschönend sich im bunten Wechselstrahl.

Wie einer fühlt der Neugier Stachelspitzen
Und sie zurückdrängt, quälte mich das Bangen,
Durch zuviel Fragen mich noch mehr zu ritzen.

Die größeste und mit dem reinsten Prangen
Geschmückte Perle sah ich drauf beginnen
Ihr Liebeswerk, zu stillen mein Verlangen.

„O sähest du wie ich" — sprach es von innen —
„Das unter uns entflammte Liebeswalten,
So prägtest du in Worte aus dein Sinnen.

Doch soll kein Aufschub dir den Drang erkalten
Zum hohen Ziel, — drum geb' ich dir Bescheid
Auf deinen Wunsch, den du geheim gehalten.

Des Berges Haupt, daran seit alter Zeit
Cassino liegt, war einst den Göttersagen
Verblendeter als Zufluchtsort geweiht.

Ich war's, der dort zuerst hinaufgetragen
Den Namen Des, der dunkelm Erdenland
Erhebender Allweisheit Glanz ließ tagen.

Und Gottes Huld hat mir so hell gebrannt,
Daß ich des Götzendienstes ruchlos Streben,
Das weltvergiftende, hab' rings verbannt.

Einst waren alle, die du hier siehst schweben,
Vom Feuer der Beschaulichkeit durchwallt,
Die heil'ge Blüten weiß und Frucht zu geben.

Digitized by Google

Hier ist Macarius, hier Romuald,
Hier meine Brüder, die — um rein zu halten
Ihr Herz und stark — im Kloster machten Halt!"

„Die Liebe, die so freundlich läßt gestalten
Dein Wort" — sprach ich —, „der Glanz, drin unversteckt
Rings alle Lichter Freundlichkeit entfalten,

Hat mein Vertrau'n zu dir so ganz erweckt,
Wie Sonnenschein die Rose, daß sie sich
Mit off'nem Blätterkelch entgegenstreckt.

Drum, Vater, bittet mein Vertrauen dich,
Du woll'st dich ohne Flammenkleid mir zeigen,
Wenn solche Gnade nicht zu groß für mich!"

„Dein hohes Sehnen, Bruder, wird erschweigen" —
Sprach er — „dort in der letzten aller Sphären,
Wo dir und mir Erfüllung wird zu eigen.

Dort sind vollkommen ganz und reif die Ähren
Der Wünsche all, dort steh'n in ihr befohlen
Die Teile, wo sie sind und ewig währen.

Fest steht sie, frei vom Raum und allen Polen,
Und bis zu ihr läßt Gott die Leiter reichen,
Drum kann dein Auge sie nicht überholen.

Nur Jakob sah sie einst als Gnadenzeichen
In seinem Traum am Tor des Himmels enden,
Sah Engel tummeln sich auf ihren Speichen.

Heut' will kein Fuß sich mehr vom Boden wenden,
Sie zu erklimmen, auf der Welt allein
Blieb meine Regel zum Papierverschwenden.

Die Mauern einst uns heiliger Abtei'n
Sind Räuberhöhlen, und die Mönchskapuzen
Pflegen multrigen Mehles voll zu sein.

Und doch ist selbst des Wucherns schnöder Nutzen
Nicht so verhaßt dem Himmel als die Früchte,
Die herzbetörte Mönche sich ertrutzen.

Nicht Vettern oder schlimmerem Gezüchte
Gehört das Kirchengut, — man soll es sparen
Der Armut, daß zu ihm sie bittend flüchte.

Das Fleisch ist schwach und derart unerfahren,
Daß guter Anfang nicht verbürgen kann,
Ob Eichelsaat einst Eichen läßt gewahren.

Petrus fing ohne Gold und Silber an,
Franz stiftete durch Demut seinen Orden,
Ich selbst mit Fasten und Gebet begann.

Digitized by Google

Blickst du zu jeden Flusses Ursprungsborden,
Verfolgst dann seinen Lauf zum heut'gen Stand,
So siehst du schwarz die reine Flut geworden!

Doch der den Jordan rückwärts einst gewandt
Ins Meer, läßt größ're Wunder leicht geschehen,
Indem hier Hilfe sendet seine Hand." —

So sprach er und ich sah zurück ihn gehen
Zum Geisterchor, und engverschlungen schossen
Sie aufwärts wie durch Wirbelwindeswehen,

Und ich mit meiner Herrin nach die Sprossen
Durch ihren leisen Wink: weil ihre Kraft
Gefügig ganz mein Wesen hielt umschlossen.

Hier, wo man mühsam klimmt und bald erschlafft,
Gab's niemals von Natur solch rasches Fliegen,
Als ich zur Höhe blitzschnell ward entrafft.

So wahr ich, Leser, zu des Lichtes Siegen
Zurückkehren hoffe — drob ich schon seit Jahren
Bußfertig meine Sünden nicht verschwiegen —,

So schnell kann keine Hand durchs Feuer fahren,
Als nach dem Stier das nächste Sternenbild
Wir sah'n und — kaum geseh'n — schon in ihm waren!

O Sterne, die euch Keimkraft reich durchquillt,
Glorreiche, ihr gabt mir den Gottesfunken,
Wie klein er sei, der mir im Herzen schwillt;

Mit euch erstieg und ist hinabgesunken
Die Mutter, die Alleben gibt und nährt,
Als ich zuerst Toskanerluft getrunken.

Und jetzt, wo Gott die Gnade mir gewährt,
In eures Rades Schwingung einzutauchen,
Grüßt eure Region mich mildverklärt.

O hört andächt'ge Sehnsuchtsseufzer hauchen
Die Seele mein, daß sie mit Kraft sich rüste,
Wie Sterbliche zu schwerem Werk sie brauchen! —

„Du bist so nah des Heiles letzter Küste," —
Sprach Beatrice — „daß ich doppelt scharf
Und doppelt hell jetzt gern dein Auge wüßte.

Eh' drum dein Fuß dem Heil sich nähern darf,
Blick' nieder, — sieh: wie viel von deiner Welt
Zurückblieb, die dein Fuß sich unterwarf,

Daß deinem Herzen, freudenglanzerhellt,
Die Triumphierenden sich nun verklären,
Die durch den Äther wandeln lustgesellt."

Digitized by Google

Ich spähte abwärts durch die sieben Sphären
Auf unsern Globus: und dem dürft'gen Balle
Konnt' ich ein Mitleidslächeln nur gewähren.

O Weisheit, die da rät in jedem Falle
Verachtung unsrer winz'gen Welt als Pflicht! —
Zum Licht empor! sei Richtschnur für uns alle!

Ich sah Latonens Tochter voll im Licht
Und ohne die bewußte Schattenzone,
Die erst mich raten ließ auf „Dünn und Dicht";

Den Anblick von Hyperions starkem Sohne
Ertrug mein Aug' und sah dann ungeblendet
Ihn eng umkreist von Maja und Dione.

Sah Jupiter, wie er sein Zwielicht spendet
Zwischen Saturn und Mars, und durfte lernen,
Wie stellungwechselnd ihre Bahn sich wendet,

Und ich bemaß an all den sieben Sternen,
Wie die Kolosse durch des Weltraums Pracht
Getrennt hinrasen in ungleichen Fernen.

Das Staubkorn aber, das so stolz uns macht —:
Ein Blick umfaßt's mit Meer, Gebirg' und Talen,
Als ich vom Zwillingsstern es nahm in acht, —

Dann ließ ich mir ihr Auge wieder strahlen.

(Gesang XXIV.)

Im Anbeginn vom neugebornen Jahre,
Wenn schon die Nacht dem halben Tage gleicht
Und Sol im Wassermann erfrischt die Haare,

Wenn Frühreif bleich die Erde überschleicht,
Vom weißen Bruder Schnee ein Bild zu malen,
Ob seiner Feder Schrift auch schnell verbleicht, —

Dann steht der Landmann vor den weißen Talen,
Stemmt in die Hüfte seine Faust betroffen,
Da ihm nun Futter mangelt, — kehrt in Qualen

Nach Haus, beklagt sich, weil ihm nirgend offen
Ein Ausweg steht, — geht wieder auf die Heide,
Wo ihn, der sich verarmt hielt, neues Hoffen

Beseelt, weil plötzlich in ganz anderm Kleide
Die Welt erscheint, nimmt froh zur Hand den Stecken
Und treibt die Schafe auf die grüne Weide —:

So setzte der Verehrte mich in Schrecken,
Als ich erkannt', daß Mißmut ihn bedrücke,
Um auch so schnell dem Kummer Trost zu wecken.

Digitized by Google

Denn als wir nahten der zerstörten Brücke,
Sah er mich an mit gleicher Freundlichkeit
Wie jüngst am Bergeshang zu meinem Glücke.

Er öffnete darauf die Arme weit,
Nachdem er scharf gemustert rings die Trümmer,
Und hob empor mich mit Entschlossenheit

Gleich dem Bedächt'gen, der beim Handeln nimmer
Vergißt zu prüfen, was in Zukunft nütze;
So hob und schob er mich, wegweisend immer,

Von dem zum nächsten Fels und riet: „Nun schütze
Vorm Fall dich! klamm're dich an diesen Block,
Doch sieh erst, ob er fest genug zur Stütze!"

Den Weg hätt' nie gewagt ein Kuttenrock!
Wir selbst — er: Schatten, ich: von ihm geschoben —
Erklommen nur mit Müh' den Felsenstock.

Und senkte sich nicht flacher hier als oben
Des Tales inn're Wand, er hätt' vielleicht,
Ich nie zum Gipfel meinen Fuß erhoben.

Doch weil zum Brunnenrand abschüssig weicht
Der Unheilsbuchten Wand, so muß sich's zeigen,
Daß jedes Tal sich in der Bauart gleicht,

Wonach die innern Seiten minder steigen
Als seine äußern. Endlich auf der Spitze
Sah'n wir den letzten Trümmersturz sich neigen.

Ich war ermattet von des Steigens Hitze,
Mein Atem keuchte nach den Hindernissen,
So daß ich einen Block mir nahm zum Sitze.

„Wohlan! Der Mannheit zeig' dich nun beflissen!"
Sprach der Poet. — „Man erntet Ruhm und Ehre
Auf Polstern nicht noch weichen Daunenkissen.

Und wer da trachtet, daß er dies entbehre,
Läßt hinter sich die gleiche Spur der Welt,
Wie Rauch in Lüften, Wellenschaum im Meere.

Drum auf! wirf ab, was dumpf dich niederhält,
Der Geist muß über die Erschöpfung siegen,
Daß er nicht in des Körpers Fesseln fällt.

Noch zu erklimmen gibt es steil're Stiegen,
Genug ist's nicht an diesem ersten Werke;
Begreifst du's? Gut! Laß dir's am Herzen liegen!"

Und ich, daß er nicht meine Schwäche merke,
Mich kräft'ger machend, als ich wirklich war,
Sprang auf und rief: „Ich habe Mut und Stärke!" —

Digitized by Google

Der neue Weg war schmal und steinig gar,
Wie übersät mit Höckern anzusehen,
Und bot sich steiler als der erste dar.

Um stark zu scheinen, sprach ich laut im Gehen
Bis eine Stimme aufwärts scholl vom Grunde,
Nur zu verworren, als um zu verstehen,

Was sie mir rief, wengleich ich überm Runde
Schon fußte auf des Berges Brückenjoch;
Doch kam sie wohl aus sehr erzürntem Munde.

Ich bog mich lauschend darum tiefer noch;
Doch da des Abgrunds Nacht nicht war zu lichten,
Bat ich den Meister: „Laß uns weiter doch

Den Schritt vom nächsten Umkreis abwärts richten;
Zwar hört mein Ohr, doch kann es nichts verstehen,
Uns was ich seh', erkenn' ich doch mit nichten!"

„Du sollst die Tat allein als Antwort sehen," —
Sprach der Poet, — „denn ehrenwertes Bitten
Soll immer schweigend in Erfüllung gehen."

Geschwinden Gangs wir von der Brücke schritten,
Dorthin, wo auf dem ersten Wall sie ruht,
Wo ungehemmt zum Schlund die Blicke glitten.

Und eine scheußlich ekelhafte Brut
Von Schlangen sah ich knäueln sich und ballen —
Bei der Erinn'rung noch gefriert mein Blut.

Nicht rühme Libyens Sand sich mehr vor allen,
Mag er in Ringel-, Pfeil- und Wasserschlangen,
In Nattern oder Vipern sich gefallen, —

Ihm, und ganz Aethiopien nicht, entsprangen
Soviel verruchte Schleichen, Ottern, Drachen,
Vom Strand des Roten Meeres angefangen!

Und zwischen solchen aufgesperrten Rachen
Lief nacktes Volk, dem Hoffnung längst entschwunden,
Zu bergen sich und unsichtbar zu machen.

Die Hände waren hinters Kreuz gebunden
Mit Nattern, die durch's Becken ihre Lenden,
Vorn Kopf und Schwanz verknotend, sich gewunden.

Da sah ich einen Schlangenkopf sich wenden
In unsrer Näh' auf einen und ihn stechen,
Wo unterm Kopf die Nackenwirbel enden.

So schleunig läßt kein O und Ach sich sprechen,
Als ich ihn brennen sah, kurzflackernd flammen
Und dann zum Aschenrest zusammenbrechen.

Digitized by Google

Doch Wunder! Die gestaltlos jetzt verschwammen,
Aufs neue bauten stückweis sich die Glieder
Zum alten Körper blitzgeschwind zusammen.

So melden von dem Phönix alte Lieder:
Daß, wenn er nach fünfhundert Jahren sterbe,
Ihn seine Zauberkraft verjünge wieder, —

Daß Nahrung ihm nicht Kraut noch Dorn erwerbe,
Nur Weihrauchsaft; daß köstliche Gewürze
Versüßten duftend ihm des Todes Herbe.

Wie, wer nicht weiß, daß und warum er stürze,
Sei's böser Krampf durch Stockung in dem Blute,
Sei's, daß ein Alb ihm das Bewußtsein kürze, —

Sich wieder dann erhebt, ganz wirr zu Mute
Umherstarrt, bänglich seufzend wie in Banden,
Gelähmt vor Angst, die bleischwer auf ihm ruhte, —

So war der Sünder taumelnd aufgestanden.
Ew'ge Gerechtigkeit! wie streng und schwer
Macht alles deiner Schläge Wucht zuschanden!

Als ihn Virgil befragt, woher und wer
Er sei, rief er: „In diese Unheilstunke
Schneite mich unlängst erst Toskana her!

Von Menschen lebte nicht der kleinste Funke,
In Bastard Fucci, den man Bestie nannte, —
Pistoja war mir würdigste Spelunke!“ —

„Laß ihn nicht fort!“ — ich an Virgil mich wandte —
„Von seiner Missetat geb' er Bericht,
Da ich ihn einst als durst'gen Bluthund kannte.“

Der dies vernahm, entblödete sich nicht,
Und Stirn und Antlitz dreist mir zugewendet,
Begann er, wilde Scham im Angesicht:

„Das frißt mich mehr, daß du hierhergesendet,
In diesem Jammerelend mich zu schauen,
Als daß ich meine Lebensbahn vollendet.

Doch Rede will ich steh'n und dir vertrauen:
Ich habe freveln Kirchenraub begangen,
Drum ward' ich hergeschmettert in dies Grauen;

Bezichtigt wurden viel', einer gehangen.
Doch, daß du hier mich sahst, soll dich nicht freuen,
Darfst du je wieder an das Licht gelangen.

Drum laß' dein Ohr mit dieser Mär betrauen:
Pistoja muß die Schwarzen erst verjagen,
Florenz wird Volk und Sitte dann erneuen.“

Digitized by Google

Mars saugt, von Wetterwolkennacht getragen,
Aus Valdimagra Nebeldünste aus,
Dann wird er im Picener Felde wagen

Mit wildergrimmten Stürmen harten Strauß,
Bis er die Wolken siegreich wird zerreißen,
Daß keiner von den Weißen kehrt nach Haus.

Ich hab's gesagt, daß dir's ins Herz soll beißen!"

(Gesang XXV.)

So sprach der Dieb, ließ drauf in frechem Spott
Durch beide Fäuste seine Daumen ragen
Und höhnte: „Dieser Gruß gilt dir, o Gott!"

Seitdem sind Schlangen mir kein Mißbehagen,
Denn eine hielt ihm gleich den Hals umwunden,
Als spräche sie: Kein Wort mehr sollst du sagen!

Die Arme fest umschnürend hielt gebunden
Die zweite ihm, sich knotend vorn zusammen,
Zum kleinsten Ruck hätt' er nicht Kraft gefunden.

Warum gehst du von selbst nicht auf in Flammen,
Pistoja, einzuäschern all die Brut,
Draus deiner Frevler Freveltaten stammen?

Nie sah ich so verruchten Übermut
Sich gegen Gott im Höllenkreis erfrechen,
Selbst Capaneus stand nicht so heiß in Wut.

Doch weiter nichts mehr sollte Fucci sprechen,
Weil ein Zentauer herschoß pfeilgeschwind
Und rief: „Wo ist er, seinen Trotz zu brechen?"

Nicht in Maremma mehr Reptile sind,
Als ihm um Leib und Schultern wimmelnd hingen
Bis auf die Hüften, wo der Mensch beginnt.

Auf seinem Nacken mit gespreizten Schwingen
Ein Drache saß, der feueratmend Flammen
Auf alle ausspie, die vorübergingen.

„Der so viel Schlangen häuft auf sich zusammen,
Ist Kakus," — sprach Virgil, — „durch den manchmal
Die Aventiner Au'n im Blute schwammen.

Fern seinesgleichen haust er hier im Tal',
Weil Arglist er an Herkules vollführte
Und seine Rinderherde frech bestahl;

Der hat das Handwerk ihm, wie sich's gebührte,
Gründlich gelegt, denn von den hundert Streichen
Der Keule Kakus keine zehn verspürte!"

Digitized by Google

Indem sah den Kentaur ich flugs entweichen
Und unter uns auftauchen plötzlich drei,
Von deren Gegenwart uns erst ein Zeichen

Zuteil ward, als sie riefen mit Geschrei:
„Wer seid ihr dort?“ — Der Meister schwieg und wandte
Gleich mir sich um, zu sehen, wer da sei.

Nicht einen einz'gen von den drei'n ich kannte;
Doch kam's durch Zufall recht nach meinem Sinn,
Daß einer da des andern Namen nannte,

Indem er rief: „Wo ist Cianfa hin?“
Drauf ich, daß aufmerksam mein Führer stände,
Den Finger legte über Mund und Kinn. —

Wenn ich bei dir jetzt keinen Glauben fände,
O Leser, zürn' ich nicht. Ich selber nicht,
Der's sah, des Glaubens leicht mich unterwände.

Ich hielt auf sie gerichtet das Gesicht,
Da wirft sechsfüßig plötzlich eine Schlange
An einen sich, den sie von vorn umflicht.

Das Mittelfußpaar preßt wie eine Zange
Den Bauch, das vord're seine Arme flink,
Dann schlägt sie ihr Gebiß in jede Wange.

Das Hinterfußpaar um die Hüften ging,
Indes den Schwanz sie, zwischen beiden Beinen
Durchzwingend, hinten aufwärts bog zum Ring.

Nie enger sah ich einem Baum sich einen
Des Epheus Ranken, als dies ekle Tier
Die Glieder ringelnd rollte um die seinen.

Wie warmes Wachs vermischten sie sich schier,
So daß auch beider Farbe war vermengt,
Und kein's von beiden schien dasselbe mir.

Wie ein Papier, das in der Hitze sengt,
Bevor es brennt, sich kräuselnd bräunt und — ehe
Sich's schwärzt — die weiße Farbe sacht verdrängt,

So hier! — Die andern sahn's und riefen: „Wehe,
Agnèl, du bist nicht doppelt mehr, nicht einer,
Weh' dir, daß solch ein Wandel dir geschehe!“

Verwachsen war dem Schlangenkopf schon seiner,
Mit einem Antlitz wurden's zwei Gestalten
Aus einer, aber beide glichen keiner.

Zwei Arme sah man vierfach sich zerspalten,
Brust, Bauch und Unterschenkel samt der Lende
Zu niegeschauten Gliedern sich entfalten,

Digitized by Google

Damit das alte Aussehn gänzlich schwände;
Zwei war und kein's von beiden das Gebilde!
Langsam entschwand es mitten dunkler Wände.

Als ob vorm Wandrer, wenn auf das Gefilde
Der Juli brütet, aus des Zaunes Dorne
Blitzschnell die Eidechs' huscht, die scheue, wilde, —

So warf jetzt, braunschwarz gleich dem Pfefferkorne,
Blitzschnell sich eine von den kleinern Schlangen
Auf der zwei andern Bauch in biss'gem Zorne

Und, wo die erste Nahrung wir empfangen,
Den Körperteil durchbohrte sie dem einen,
Dann fiel sie hin, als wär' ihr Zorn vergangen.

Der starrte auf das Tier vor seinen Beinen,
Stillstehend, stumm, — und gähnte, daß er mir
Verschlafen oder fiebrig mußte scheinen.

Die Viper sah auf ihn, — er auf das Tier,
Sie dampfte aus dem Maul, — er aus der Wunde;
So kreuzte sich der Dampf vor ihm und ihr! —

Lucan verstumme jetzt mit seiner Kunde
Vom Elend des Sabellus und Nasid
Und hänge aufmerksam an *meinem* Munde.

Von Arethus und Kadmus schweig' Ovid!
Er mache sie zur Quelle, ihn zur Schlange,
Nicht neid' ich ihm sein wandlungsreiches Lied.

Denn nichts zu lesen ist in seinem Sange,
Daß Form und Stoff und Wesen zwei Gestalten
So ganz vertauscht im Wechselbildungsdrange,

Wie ich es hier sich seltsam sah entfalten:
Ich sah den Schwanz sich gabeln bei der Schlange,
Sah den Gestoch'nen eng zusammenhalten

Die Beine und es dauerte nicht lange,
So waren sie verschmolzen alsobald,
Daß sie unlöslich im Zusammenhange.

Was ihr verloren ging, gewann Gestalt
Bei ihm und umgekehrt; wie hier die weiche,
So dort die harte Haut als Hülle galt.

Und mit der Armverwandlung war's das Gleiche:
Sie krochen in die Achseln, wie die Beine
Der Schlange länger wurden im Bereiche.

Die Hinterfüße schmolzen im Vereine
Zu jenem Glied ihr, das der Mann versteckt,
Indes zu zweien Armen ward das seine.

Digitized by Google

Und unterm Dampf, der brodelnd sie beleckt,
Verfärbten sie sich neu und hier schwand Haar
Am Körper, wo es dort den Leib schon deckt.

Er sank dahin; — der vorher Schlange war,
Stand auf: und unter'm Blickzwang voller Tücke
Vertauschte die Gesichter jetzt das Paar!

Ich sah, daß sich der Kopf nach rückwärts drücke
Dem Stehenden und sich vom Überfluß
Des Fleisches bildeten die Ohrenstücke.

Was nun vom Vorhaupt übrig noch, das muß
Sich teils als Nase aus dem Antlitz recken,
Teils wölben sich als Mund zum guten Schluß.

Beim Liegenden sah ich ein Maul sich strecken,
Worauf er in den Kopf die Ohren zog,
Wie ihre Hörner in sich zieh'n die Schnecken.

Die in der Rede Kunst sich schmiegsam bog,
Die Zunge teilte sich, doch die geteilte
Des andern schloß sich und der Rauch verflog.

Als Schlange so mit Zischen talwärts eilte
Sein Geist davon, der andre spuckte nach,
Schmähworte rufend, während er verweilte.

Er zeigte dann den Rücken ihr und sprach
Zum dritten: „Mag auch Boso auf dem Bauche
Jetzt talwärts laufen so in Schmerz und Schmach!"

So seh' ich in der sieb'ten Unheilsjauche
Tausch und Verwandlung; ob der Neuheit sei
Verzieh'n der Feder, daß mehr Raum sie brauche.

Wenngleich mein Blick von Trübung nicht ganz frei
Und abgespannt mein Geist, so viel ermannte
Ich dennoch mich, daß ich — wie schnell die zwei

Enteilten auch — den Pucci doch erkannte,
Den einzigen von diesen drei Genossen,
Der unverwandelt sich von dannen wandte;

Dem andern einst Gavilles Tränen flossen.

Digitized by Google

Die erste Geige.

Von Fritz v. Kenner.

Es war einmal in einer kleinen Stadt
Ein Meister. Der sann und dachte von früh bis spat,
Wie er wohl ein auserwähltes Instrument
Erdenken und erfinden könnt'.
Gar manches war ihm schon durch den Sinn gegangen,
Am häufigsten aber blieb sein Blick an einer „Vielle" hangen;
Das war ein armes, eckiges Ding,
Dreisaitig, kurzatmig und im Ton gering,
Wenn man mit dem Bogen darüberstrich.
Und trotzdem dachte der Meister sich,
Darinnen müßte, verstünde man's nur recht und fein,
Weltenglück und Himmelsfrieden verborgen sein,
Und weinen müßte es können und herzlich lachen, —
Nur anders wäre das dreisaitige Geiglein zu machen.
Doch wie? Und er drehte in seinen schwieligen Händen
Das kleine Ding gar oft herum und bei dem Drehen und Wenden
War, ohne daß er dessen hätte wahrgenommen,
Der Tag vergangen und die Nacht gekommen,
Und die Nacht, die spann' ihn mit Lauschen und Dämmern ein
In seiner Werkstatt und mehrte nur noch seine Träumerei'n.

An der Pforte St. Peters saßen im letzten Sonnenschein
Zwei kleine Engel in einträchtigem Verein.
Sie waren Mitglieder der himmlischen Musikkapelle,
Der eine ein Geiger und sein Geselle
Ein kunstverständiger Posaunist,
Was im Orchester etwas durchaus Großes ist . .
Und weil sie sieben Tage der Woche lang
Zu Gottes Ehr' gespielt mit Kling und Klang,
War ihnen die Löhnung, so wie's ihnen beschieden,
Von St. Peter ausgezahlt worden und sie waren damit zufrieden.
Besonders der Posaunist war in heiterer Laune.
Er wollt' sich neu vergolden lassen seine Posaune
Und wog die Löhnung, die aus Sonnenstaub bestand,
Prüfend und schätzend auf der flachen Hand.
Der Geiger aber (man weiß es ja weit und breit,
Die Geiger waren jederzeit ränkesüchtige Leut')
Schlug, bums! dem andern von untenher auf die Hand,
Hoch flog der Sonnenstaub in die Höh' und verschwand.
Das konnt' sich der Posaunist nun nicht gefallen lassen,
Drum kriegt er den Kameraden am Ohr zu fassen;
Weil sich aber dieser auch tüchtig wehrt
Und ihm nun in die lockigen Haare fährt,
Nimmt er schnell seine Posaune herbei,
Und nun ward's eine richtige Prügelei,
Bei der der Geiger auf den Boden fiel,
Just auf die Geige — und hin war das Saitenspiel.

Digitized by Google

Da kam St. Peter gerade dazu,
Er packt' sie beim Kragen und stiftete Ruh'.
Dann sahen sie sich den Schaden an,
Bei dessen Anblick der Geiger laut zu heulen begann.
St. Peter hob die Geige auf, — ein Bild von Verderben! —
Zitterig, mühsam setzt er zusammen die Scherben,
So gut es ging, — kein Stücklein fehlte zum Glück.
Da sprach er zu den beiden mit einem Seitenblick:
„Wenn ich's dem ‚Herrn' sag', kann ein jeder von Euch
Acht Tage Etuden spielen trotz dem Himmelreich,
Und ich müßt' es hören! Und schick' ich die Geigen
In die Himmelstischlerei, erfährt Er's auch, — drum lieber schweigen,
So erspar' ich Ihm den Ärger und mir die Qual.
Doch höre, du mutwilliger Bengel, einmal!"
Und damit stieß er das Himmelsfenster auf, —
„Da drunten sitzt einer, sein Licht glänzt hell bis herauf,
Zu dem flieg hinab! — Er soll deine Geige dir flicken.
Doch spute dich, laß' dich von niemand erblicken,
Sonst brummt ‚Unser Herr', daß ich dich ausfliegen ließ!"
Damit öffnet er die Pforte und stieß
Den Jungen hinaus; der war wohl flink genug,
Daß er vor lauter Eile sich fast überschlug.

Es pocht in der Nacht an des Meisters Tür.
„Kleiner, was willst du? Was führt dich zu mir?"
So sprach der Meister und die Augen wurden ihm groß.
Das Geigerlein schlüpft herein, drückt die Tür ins Schloß,
Sagt kein Wort, sondern legt nur in trauerndem Schweigen
Auf den Werktisch seine zerbrochene Geigen.
„Oho," macht der Meister, „die ist aber arg zerhaut!"
Aber immer erstaunter wird er, wie er das Instrument beschaut.
Das war's! So mußt' es beschaffen sein!
Wie ein Leuchten stieg's ihm zum Kopf hinein.
Und während er an der Geige hantiert,
Mißt er die Form, überlegt und studiert.
Die Arbeit aber ging ihm wunderbar von der Hand.
Kaum daß die halbe Nacht entschwand,
War's beisammen und trocken der Leim und fix.
Er gibt die Geige dem Kleinen, der andächtigen Blicks
Ihm zugeschaut hat. Der setzt sie ans Kinn,
Streicht mit dem Bogen fein drüber hin —
Und hervor quoll's, mächtig wie Glockenklang,
Wie Kinderlachen, wie Jubelgesang.
Da neigte der Meister andachtsvoll
Das greise Haupt. Wie ward ihm wohl,
Wie ward ihm die Brust so frei und groß!
Wie müde und mild sich sein Auge schloß! — — —

Und als er erwachte, sah der Sonnenschein
Lustig zum Werkstattfenster herein.
War's Traum nur, was er soeben geschaut?
Noch sann er, dann setzt er sich hin und baut
Ein Instrument, wie er's gesehen zur Nacht.
Und als er's recht zustande gebracht,
Da klang's so herrlich, da klang's so fein,
Als schlösse es Weltenglück und Himmelsfrieden ein.

Das war die erste Geige auf Erden. Und wenn einer anders spricht,
Dann schüttle dein Haupt und glaub' ihm nicht.

Digitized by Google

Umschau.

Vom christlichen Idealismus. Die „Wege nach Weimar, Monatsblätter von F. Lienhard", bringen im Novemberheft 1906 (2. Jahrgang, 2. Heft) folgenden auf die „Kultur" sich beziehenden Artikel, der, wie diese ganze Monatschrift, vom Herausgeber selber geschrieben ist.

„Vom christlichen Idealismus. (An Rich. v. Kralik.) In der Vierteljahrszeitschrift ‚Die Kultur', dem Organ der österreichischen Leogesellschaft (7. Jahrgang, 2. Heft), erwähnen Sie mit Beifall einige schöne Worte des Konvertiten Johann Jörgensen. Die Worte lauten: ‚Je katholischer ein Mensch lebt, desto mehr fühlt er sich in innigem, tiefem, wesentlichem Frieden mit Gott, mit sich, mit der ganzen Schöpfung. Dem Lichte entgegen, dem Leben entgegen, weil der Liebe entgegen — das ist die Formel der katholischen Religiosität.' Wenn diese Herzensworte die Formel Ihres Glaubens sind, so begrüße ich — der Protestant — Sie und Jörgensen hiemit als Glaubensgenossen.

Aber Sie schlagen leider sofort nach diesem Zitat eine Dissonanz an. Sie erteilen diesen ‚Wegen nach Weimar' einen Seitenhieb; Sie betonen, im Anschluß an eine katholische Zeitschrift, das ‚Unzulängliche des Verfassers als Dichterdenker'; und Sie zitieren beistimmend das Urteil jener Zeitschrift: ‚Die in Lienhard den christlichen Idealisten glaubten sehen zu können, ja zu müssen, wird dies sein Programm über ihre Täuschung endgültig aufklären.' Mit anderen Worten: Sie, der gereifte Mann, sprechen öffentlich einem Nebenmenschen den Idealismus und das Christentum ab. Das sind nun zwar Worte, auf die ich als Worte kein Gewicht lege, da sich viele in diese Kleider hüllen; die mich aber um der Sache willen nötigen, Sie um genauere Auskunft zu bitten. Denn wir stehen uns in vielem nahe.

Lassen Sie mich versuchsweise darlegen, ohne alle Bibelzitate, was ich etwa unter ‚christlichem Idealismus' in Tat und Wahrheit verstehe.

Nach einer syrischen Legende zog eines Tages Jesus mit seinen Jüngern an einem toten, verwesenden Hund vorüber. Alle wandten entsetzt den Kopf: ‚Wie häßlich ist dieses Tier!' Jesus warf nur einen flüchtigen Blick hinüber und sagte ruhig: ‚Was für ein schönes Gebiß hat dieser Hund!'

Zu dieser Legende gibt es ein Gegenstück im Koran. Als Gott den Menschen geschaffen hatte, waren alle Engel voll Bewunderung; nur einer stand höhnisch abseits. Gefragt, warum er Bewunderung versage, antwortete er: ‚Ich weiß ja doch, daß Du ihn aus gemeiner Erde gemacht hast.' Dieser eine war Satan; ob seines ‚bösen Blickes' wurde er aus dem Himmel verbannt.

Es gibt einen Blick für das Häßliche, wie es einen Blick für das Gute gibt. Der Blick für das Häßliche, der ‚böse Blick', der das Verstimmende überall herausfindet und durch die Aussprache dieses Verstimmenden auch andre mit Verstimmung ansteckt, ist besonders heute und überhaupt immer sehr verbreitet. Ich sehe nun das Wesen des christlichen Idealismus gerade darin, dieser gemeinmenschlichen Schlappheit den aufbauenden Blick entgegenzusetzen, den Blick für das Gute, das Schöne, das

Digitized by Google

Hohe, das Stolze — und suche zugleich den Mut zu dieser edleren Eigenschaft zu beleben. Was diesen höheren und reineren Zustand, zu dem man durch Entwicklung und Arbeit an sich selbst gelangt, stärkt, das heiße ich willkommen, ob uns Franz von Assisi hilft oder Friedrich Schiller. Ein Abgrenzen gibt es da kaum; denn alles Geschaffene dient der Gesamtheit; soweit ich mir diese und andre Lebenserscheinungen aneignen kann, soweit ich den Lebensgehalt der Großen menschlich verarbeite und damit meine eigene Seele aufbaue, so weit sind sie mein eigen. Das gilt nicht nur von den Großen, den sichtbarsten Beispielen, das kann von jedem Kinde gelten, das mir über die Straße läuft — das galt für Jesus sogar vom toten Hund. Diese Kraft des Seelen-Aufbauens hat uns Christus, der Lebensbringer, offenbart. Wer diese Wärme in sich entfaltet und schöpferisch zu betätigen sucht, der ist Kind der schöpferischen Gottheit, der ist Idealist.

Wenn nun Sie dieser seelischen Verfassung, die ich hier zu kennzeichnen versuchte, den Ehrennamen ‚christlicher Idealismus' verweigern, so tun Sie das jedenfalls aus einem überlegenen Zustande und aus einer tieferen Einsicht. Ich wäre Ihnen dankbar — ganz unbefangen gesagt — wenn Sie mir und meinen Lesern Ihre Auffassung kurz und lichtvoll dartun wollten. Nur soviel noch: ist Ihnen, dem reichbelesenen Manne, aus meinen ‚Wasgaufahrten' das Gespräch mit einem Katholiken bekannt? Und halten Sie etwa den Idealismus, der aus den protestantisch-deutschen Formen erwuchs, für nicht christlich?"

Hier meine Antwort: Sie haben recht, daß wir uns in manchem sehr nahestehen. Aber gerade deshalb werden wir uns vielleicht über die noch schwankenden Einigungspunkte schwerer verständigen. Ihr Idealismus ist Subjektivismus, ist der Standpunkt Kants, wenn er etwa von unbeweisbaren „Ideen" der Vernunft spricht oder von der „Idealität", d. i. Subjektivität von Raum und Zeit. Es ist der Idealismus Schillers in den schönen Gedichten „Die Ideale" und „Das Ideal und das Leben", wenn dort von zerronnenen Idealen gesungen wird, vom süßen Glauben, der der Wirklichkeit zum Raube werden konnte, von der Flucht aus diesem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich. Hier klafft überall das Ideal und die Wirklichkeit weit auseinander.

Mein Idealismus ist aber stärker, ist objektiver, realer, er ist der Platons, er mutet den Ideen zu, wirklich zu werden, und der Wirklichkeit, ganz an den Ideen teilzunehmen. Auf die Ästhetik angewandt, fordert dieser Idealismus, daß eine klassische Kultur in vollem Sinne, eine Kultur voll idealen Gehalts, zugleich eine höchst reale Form, eine tatsächliche Gestaltung aufweise. Je wahrer, je tiefer, je lebendiger der ideale Gehalt, um so bestimmter, um so konkreter die Form, in der er in die Erscheinung tritt. So wie nun die antike klassische Kultur ohne positive Religion, Priestertum, Opfer, Wunder nicht möglich war, so ist auch der christliche Idealismus nicht möglich ohne diesen christlichen Realismus, wie er in der positiven, sichtbaren, hierarchisch und autoritativ gegliederten, in Opfern, Festen und Kulten sich betätigenden Kirche durch alle Menschenalter seit Christus bis heute sich offenbart. Ich gebe zu, daß auch die Protestanten, daß auch Sie, daß vor allem die Weimarer Klassiker an diesem christlichen Idealismus teilnahmen, soweit sie positiv sein wollen. Ich habe das in einer eigenen Schrift ausgeführt („Die deutschen Klassiker und der Katholizismus"). Ich gebe auch zu, daß von der Reformation an bis zur Romantik die Kultur der katholischen Kirche in Deutschland unter einer

Digitized by Google

schädlichen Verschüchterung zu leiden hatte. Diese auch jetzt noch nachwirkende Verschüchterung zu heben, ist meine Bemühung. Dabei bin ich wohl auch die „Wege nach Weimar" gegangen, aber auch noch ein wenig weiter, nach Jena, wo die Romantik entstand, wo Novalis und Friedrich Schlegel einen dreihundertjährigen Bann von unserer nationalen Kultur nahmen.

Ich habe mich etwas schärfer ausgedrückt im Unmut, daß auch noch eine Partei unter unseren katholischen Literaten jenen echteren Idealismus verkennt und uns auf Ihren Idealismus verweist, der mir nicht nur vom christlichen, sondern auch schon vom rein philosophischen und ästhetischen Standpunkt aus nicht genügen kann. Weder mir noch der nationalen Kultur. Das Urteil darüber, ob ich im Recht oder Unrecht bin, maße ich mir gewiß nicht an. Aber ich darf wohl mit dem ganzen Einsatz meiner Persönlichkeit heute ebenso in diesen „Sängerkrieg" eintreten, wie vor genau 700 Jahren zu Wartburg Heinrich von Ofterdingen, Wolfram und Walther. Mag ich dabei siegen oder nicht, in jedem Fall wird die Sache der nationalen Kultur gefördert werden, das Idealere, das heißt, das Seiendere, Wahrere, Bessere, Schönere wird sich auch verwirklichen und gestalten und durch die volle wirkliche Gestaltung seine Idealität erweisen. Dies in kurzem mein Standpunkt. Ich würde mich freuen, ihn mit Ihnen noch weiter erörtern zu können. Richard von Kralik.

* * *

Die moderne Literaturgeschichte und Ästhetik fällt in alter Regel über die Schicksalstragödie ein durchaus absprechendes Urteil. Es wird dabei unter diesem Ausdruck eine Reihe von Tragödien verstanden, welche in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts unter dem unverkennbaren Einfluß der Romantik gedichtet wurden und nicht nur in einer eigentümlichen Auffassung der „tragischen Schuld", sondern auch in dem behandelten Stoff gemeinsame Züge aufweisen. Man zählt zu dieser Gruppe „Die Braut von Messina" (1803) und „Die Ahnfrau" (1816), als die eigentlichen Vertreter der Richtung aber gelten Zacharias Werner („Der 24. Februar", 1809), Adolf Müllner („Der 29. Februar", 1812, „Die Schuld", 1816, „Die Albaneserin", 1820) und Ernst von Houwald („Das Bild", 1821). Aber auch Dichter ganz anderer Richtung haben wenigstens in ihrer Sturm- und Drangzeit derartige Tragödien gedichtet, so Hebbel und Grabbe, welcher allerdings Sturm und Drang niemals innerlich überwunden hat. Daß Raupach, welcher sich in allen Arten von Dramen versucht hat, auch der „Schicksalstragödie" nicht ferne blieb, braucht dem Literaturkundigen kaum gesagt zu werden.

Da die genannten Dichtungen und Dichter allerdings nicht ausnahmslos — „Der Müller und sein Kind" von Raupach erscheint noch heute auf den deutschen Bühnen —, aber doch großenteils dem heutigen Geschlecht fremd geworden, da sie „versunken und vergessen" sind, könnte es auf den ersten Blick als müßige Spielerei erscheinen, das eingangs erwähnte Urteil auf seine Stichhältigkeit zu prüfen. Allein mit Unrecht! Denn nicht einmal nur ist es vorgekommen, daß einzelne Dichter und ganze Literaturepochen aus dem Moderstaube zu neuem Leben im Geiste der Nation erblühten. Wer wußte im 17. und 18. Jahrhundert etwas von der deutschen Dichtung des Mittelalters? Und wenn heute die Romantik im allgemeinen nach jahrzehntelanger Verachtung wieder zu Ehren kommt, warum sollte eine Richtung derselben von dieser Auferstehung ausgeschlossen sein? — Aber wichtiger noch ist ein zweiter Grund. Das Wort „Schicksalstragödie" wird allerdings zunächst zur Bezeichnung der oben umschriebenen Dramengruppe gebraucht. Begrifflich aber

Digitized by Google

umfaßt es alle Dramen, welche mit jener Gruppe in der Auffassung der „tragischen Schuld" eine gewisse Verwandtschaft zeigen. Dadurch entsteht eine Verwirrung, und es wird das Verdammungsurteil in der Tat häufig auf die „Schicksalstragödie" als solche, nicht nur auf ihre Erscheinungsform in der Zeit der Romantiker ausgedehnt. Eben deshalb müssen auch wir uns zunächst über die „Schicksalstragödie" in ihrem wesentlichen Sinn ein Urteil bilden und, um dies zu können, den Begriff klar abgrenzen.

Wenn man das Wort „Schicksal" im unphilosophischen, gebrauchsüblichen Sinne nimmt, in welchem es die Ereignisse des Menschenlebens schlechthin bezeichnet, in welchem man es zum Beispiel in der Wendung gebraucht: „Der Mensch macht sich sein Schicksal", so müßte jede Tragödie eine „Schicksalstragödie" sein, denn jede befaßt sich, wie das Drama und in gewissem Sinne die Dichtung überhaupt, mit Ereignissen des menschlichen Lebens. — Es ist klar, daß dies nicht der Sinn sein kann, welcher dem Worte „Schicksalstragödie" zugrunde liegt. Für diesen Sinn ist eine richtige, für die Ästhetik brauchbare Definition nicht leicht zu finden, weil der Begriff, welchen der einzelne mit dem Wort „Schicksal" verbindet, in hohem Maß von seiner Weltanschauung abhängig ist. Wenn man die metaphysische Vorfrage ungelöst lassen will, muß man etwa sagen: Schicksal ist die Gesamtheit jener Ereignisse im Einzelleben, welche dem Willensbereich des einzelnen entrückt sind und Wirkungen anderer Mächte darstellen. Und „Schicksalstragödie" wäre demnach eine solche Tragödie, bei welcher der das Wesen des Tragischen bildende Kampf ein Kampf zwischen dem Menschen und diesen Mächten, ein Kampf mit dem „Schicksal" ist. Wenn man aber genau zusieht, müßte man auch in diesem Sinn jede Tragödie als Schicksalstragödie bezeichnen; denn soweit der Mensch mit voller Willensfreiheit sich entscheidet, unabhängig von äußeren und inneren Beschränkungen, kann es zu keinem Kampf kommen; Kampf und Untergang in demselben ist aber der Inhalt jeder Tragödie. — Liegt nun das Charakteristische der Schicksalstragödie vielleicht in dem Grade des Anteils, welchen der Wille des Helden und welchen die dem Willen entrückten Mächte an der Herbeiführung der Ereignisse haben? Auch diese Frage muß verneint werden. Den „König Lear" zum Beispiel wird niemand eine Schicksalstragödie nennen, obwohl der Wille des Helden an seinem Schicksal gewiß den allermindesten Anteil hat, da wir es ja doch mit einem Geistesgestörten, Unzurechnungsfähigen zu tun haben. Dieses Beispiel zeigt, daß der Grad des Willensanteiles von Seite des Helden jedenfalls nicht das einzige Merkmal der Schicksalstragödie ist.

Hingegen ist zuzugeben, daß das verhältnismäßige Zurücktreten des Willens des Helden gegenüber den dem Willen entrückten Mächten *eines* der Merkmale der Schicksalstragödie bildet. Aber diese Mächte müssen außerdem von ganz besonderer Beschaffenheit, sie dürfen nicht im Willen anderer im Drama handelnder Personen begründet sein. Der Eindruck des „Schicksalsmäßigen" wird eben dadurch hervorgerufen, daß das Ergebnis außerhalb des Willenskreises *der* im Drama handelnden Personen liegt. Deshalb sind auch jene wenigen Dramen Shakespeares, in denen der Wille des Helden nur in geringem Maße an der Herbeiführung des Endergebnisses beteiligt ist, wie „König Lear" oder „Othello", keine Schicksalstragödien.*) Und dasselbe finden wir zum Beispiel in Hebbels „Gyges und sein

*) Eine ganz eigentümliche Stellung nimmt Shakespeares schwierigste Dichtung „Hamlet" ein, deren nähere Untersuchung über den Rahmen des hier behandelten Themas weit hinausführen würde.

Digitized by Google

Ring", welches Drama allerdings durch den unheilvollen Ring, wie im weiteren Verlaufe dieser Darlegungen erhellen wird, an die Schicksalstragödie anklingt. Wohl hat Rhodope ihr Unglück nicht bewirkt, geschweige denn verschuldet; aber wir sehen jene Macht außer ihr, die das Verderben heraufbeschwört, in der Person ihres Gatten.

Welche Mächte sind es also, die den Eindruck des „Schicksalsmäßigen", weil von keiner der handelnden Personen gewollten, hervorrufen? Eine solche Macht ist die naturwissenschaftliche Tatsache der Vererbung, die Tatsache, daß der Mensch in seinen Willenshandlungen mannigfach bestimmt sein kann durch die Eigenschaften und Handlungen seiner Vorfahren. Eine zweite Macht dieser Art entsteht durch die Umsetzung dieser Tatsache in eine historische: der willensbegabte Mensch wird in eine historisch gewordene Umgebung hineingestellt, welche durch ihre überlieferten Vorstellungen und Sitten den Willen der Mitlebenden innerhalb gewisser Grenzen ernstlich beeinflussen kann und auf diese Weise zu einer „unüberwindlichen Macht" wird. Die dritte Macht, welche in diesem Zusammenhang genannt werden muß, gründet sich darauf, daß der Mensch zwar den Willen hat, um zu handeln, aber nicht immer die Denkkraft, um die Folgen seiner Handlungen auszudenken. Er hat die Handlung gewollt, die Folgen will er nicht; er sucht sie zu verhindern, sie aber nehmen ihren Lauf ohne und gegen seinen Willen: „Die strenge Folge seines Tuns, das nennt der Mensch sein Schicksal" („Das Bild", IV 9). „Eine Mauer aus seinen eig'nen Werken baut sich auf, die ihm die Umkehr türmend hemmt" („Wallensteins Tod", III 4). — Die ersten beiden Mächte haben auf den ersten Blick etwas Gemeinsames. Ibsens Drama „Gespenster" stellt sie in gedanklich großartiger, wenn auch ästhetisch anfechtbarer Weise dar: die „Gespenster", das sind die ererbten Eigenschaften der Väter für den einzelnen und der „alte Glaube" für die Gesamtheit. Hier sind es die Menschen selbst, welche dasjenige gewollt haben, was ihnen zum Verderben wird; aber sie haben wollen — müssen. Weniger in die Augen springt das Verwandte des dritten der oben erörterten Fälle: hier hat der Mensch auch gewollt, ursprünglich sogar frei gewollt; allein der weitere Erfolg wird, seinem Willen entzogen, von einem Gesetz der Notwendigkeit ergriffen. In allen drei Fällen kann man also sagen, daß der Mensch zwar den Willensakt gesetzt hat, der ihn ins Verderben stürzt, daß er aber trotzdem nicht Herr des Erfolges ist; man könnte sie charakterisieren durch die Umdrehung des bekannten Rechtssatzes »coactus tamen voluit« in »volens tamen coactus est«. — Somit bezeichne ich als „Schicksalstragödie" eine solche Tragödie, in welcher der Held in hervorragendem Maß mit diesen Mächten zu kämpfen hat, die außerhalb des Willensbereiches der handelnden Personen liegen.

Ist nun die Schicksalstragödie in diesem Sinne berechtigt? Ich glaube, ja. Daß die drei oben bezeichneten Mächte in lebendiger Kraft vorhanden sind, wird heute von keiner Seite bestritten, wie immer die Weltanschauung des einzelnen beschaffen sein mag. Daß sich mit diesen Mächten, ihr Vorhandensein vorausgesetzt, ein Kampf entspinnen kann, welcher das Gefühl des Tragischen in uns auslöst, ein Gefühl, das zwar noch kein Philosoph erklären konnte, das aber jeder von uns in seinem Innern erfährt, ist ebenso unbestreitbar. Aus diesen Prämissen folgt als notwendiger Schlußsatz die an die Spitze gestellte Antwort.

Nun wird allerdings von den Verächtern der Schicksalstragödie nicht zugegeben, daß Stücke wie Sudermanns „Johannisfeuer" oder selbst Ibsens „Gespenster"

Digitized by Google

mit der Schicksalstragödie aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts etwas gemein haben. Allein ich finde bei genauer Zergliederung nur zwei wesentliche Punkte, in welchen sich diese Art der Schicksalstragödie, auf welche der Name von manchen Seiten eingeschränkt wird, von dem von uns festgestellten weiteren Begriff unterscheidet. Der eine Unterschied liegt darin, daß der Erfolg, welcher durch eine der drei „Schicksalsmächte" herbeigeführt oder wenigstens begünstigt wurde, dem Helden als „Schuld" angerechnet wird; der zweite darin, daß das Schicksal äußerlich versinnbildlicht, an ein Symbol geknüpft wird. Diese beiden Unterschiede an sich können uns keineswegs veranlassen, der in Rede stehenden Art der Schicksalstragödie die Anerkennung zu verweigern, die wir der Schicksalstragödie im allgemeinen gewähren mußten. Daß der Erfolg als Schuld angerechnet wird, führt nur dann zu einem unkünstlerischen Widerspruch, wenn er *ausschließlich* auf den dem Willen entrückten Mächten beruht. Dies kann jedoch kaum von einer mir bekannten Schicksalstragödie behauptet werden, wenn auch häufig zugegeben werden muß, daß der Wille des einzelnen allzusehr in den Hintergrund gedrängt wird. In der Versinnbildlichung des Schicksals kann ich einen Fehler nur dann erblicken, wenn ihr die innere Bedeutung mangelt. Sie ist jedoch geradezu ein künstlerischer Vorzug, wenn ihr diese Bedeutung zukommt.*) Ein klassisches Beispiel liefert „Die Ahnfrau". Auch Berta und Jaromir stehen unter der geheimnisvollen Macht, welche die Sünden der Väter ausüben auf die Kinder, wenn auch nicht in demselben Maß wie etwa der Held in den „Gespenstern". Und es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man die Volkssagen von Ahnengeistern, die zu nächtlicher Stunde ihren Nachkommen unheilkündend erschienen, überhaupt auf ein dunkles, aber im Volk lebendiges Bewußtsein dieser Tatsache zurückführt. Warum sollte es dem Dichter nicht erlaubt sein, eine solche Sage zu lebendiger Handlung zu gestalten und so jene gewaltige Tatsache zum Ausdruck zu bringen? Fürwahr, wer nicht einsieht, daß der von der „Ahnfrau" verfolgte Jaromir eine poetischere Gestalt ist als der vielbewunderte Paralytiker in Ibsens „Gespenstern", der lasse seine Hand von dem heiligen Schleier der Dichtung.

Es ist übrigens merkwürdig, daß der Tadel, welcher von diesem Gesichtspunkt aus gegen die Schicksalstragödie erhoben wird, sich niemals gegen die altgriechischen Tragödien kehrt, welche durchwegs mit den eben besprochenen angeblichen Mängeln behaftet, also „Schicksalstragödien" im engeren Sinne sind. Es soll nun selbstverständlich in keiner Weise versucht werden, die romantische Schicksalstragödie der altgriechischen an Wert gleichzustellen. In Bezug auf einfache Gewalt der Stoffe, auf Größe und Konsequenz des Aufbaues, auf Formenschönheit**) wird jene von dieser turmhoch überragt. Allein hier liegen Unzulänglichkeiten der betreffenden Dichter vor, die ihnen allerdings teilweise mit der ganzen Romantik gemein sind, die aber mit dem Wesen der Schicksalstragödie nichts zu tun haben. In letzterer Beziehung haben die Romantiker nur ein neues Element in die Schicksalstragödie eingefügt, welches auf die in der Romantik lebendige christliche Idee zurückgeht und in welchem ich vom Standpunkt meiner Weltanschauung aus nur eine Vertiefung der Auffassung erblicken kann. Aus den obigen Darlegungen ergibt sich, daß

*) Übrigens findet sich *eine* solche Versinnbildlichung eigentlich auch in den „Gespenstern", wo sie nicht mehr und nicht weniger berechtigt ist als in vielen Stellen der romantischen Schicksalstragödien.

**) Übrigens findet sich in der romantischen Schicksalstragödie gar manche Stelle von gewiß nicht geringer Formenschönheit, z. B. der 12. Auftritt des III. Aufzugs in Houwalds „Bild".

Digitized by Google

der Erfolg in der Schicksalstragödie allerdings durch die Schuld des Helden mit herbeigeführt wird, also gewissermaßen als eine Strafe erscheint; ebenso aber, daß diese Strafe, da der Erfolg nicht durch den Helden allein herbeigeführt wird, als zu schwer empfunden werden muß. Gerade hierin erblickte der Grieche das Tragische; und in der demütigen Anerkennung eines Geheimnisvollen, eines „Fragezeichens" im Menschenleben, das innerhalb desselben seine Lösung nicht findet, liegt ein schöner Zug des arischen Charakters, der schon in der ältesten indischen Dichtung sich offenbart. Wohl aber weist uns Christen die „innere Stimme" auf eine Lösung in einer anderen Welt und gibt so dem in der arischen Natur liegenden Gefühl eine positive Wendung. Dieser Gedanke ist es, welcher die romantische Schicksalstragödie durchzieht und z. B. in den letzten Worten der „Schuld" ausgesprochen wird:

Fragst Du nach Ursach', wenn Sterne auf- und untergehen?
Was geschieht, ist hier nur klar;
Das „Warum" wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen.

Wollen wir nun ein abschließendes Urteil gewinnen, so müssen wir uns in ehrerbietiger Scheu vor der großen Menschheitsfrage beugen, die in der romantischen Schicksalstragödie nach Ausdruck gerungen hat. Dies verhindert uns nicht, einzubekennen und zu bedauern, daß sie in keiner einzigen Dichtung, — wenigstens der eigentlichen Romantiker —, nicht einmal in Werners gewiß hochbedeutendem „24. Februar" zu klarem, vollendetem Ausdruck gelangt ist.

Wien. Dr. K. G. Hugelmann.

* * *

Alte und neue Kritik. Der bekannte Kunsthistoriker Gurlitt stellt die Behauptung auf, daß in der bildenden Kunst jene Eindrücke die lebhaftesten sind, durch die das Fremde erkannt wird, das dem Gedächtnisbilde Widersprechende, und setzt hinzu: „Wir urteilen daher schärfer in Ablehnung als im Einverständnis". Wenn man dem ersten Satz beistimmen muß, so hat doch der zweite, soweit er die moderne Kritik betrifft, wenig Gültigkeit. Früher traf er entschieden zu. Das Fremde, das dem Gedächtnisbilde Widersprechende wurde als Ketzerei betrachtet, als Auflehnung gegen einmal von der Ästhetik aufgestellte Gesetze. Man war konservativer, autoritätengläubiger. Es vergingen Jahrzehnte, ehe sich eine bedeutende Neuerscheinung durchgerungen hatte, ehe sie in den Kreis anerkannter Kunst aufgenommen worden war. Die ästhetischen Gesetzgeber konnten sich nur schwer entschließen, die einmal gezogenen Grenzen zu erweitern und um den endlich anerkannten Neuerer herumzuführen. Damals empörten augenfällige Neuerungen geradezu. Noch vor fünfzig Jahren wurde jede Auflehnung gegen den kategorischen Imperativ der Ästhetik als Beleidigung aufgefaßt, als Beleidigung gegen den Geschmack der Ästhetiker und den der von ihr inspirierten Menge, die „den Geschmack, den sie besaß, eben weil sie ihn besaß, für den denkbar besten hielt". Natürlich trat dem Neuen und Fremdartigen zu allen Zeiten auch hin und wieder verständnisvolle Würdigung zur Seite. Aber diese konnte nur sehr selten sein; denn es gehörte nicht nur eine hohe Sicherheit betreffs des eigenen Geschmackes und der eigenen Überzeugung und großer Mut in der Bekennung derselben dazu, sondern vor allem eine dem Künstler ebenbürtige Größe und Freiheit der Kunstauffassung.

In der heutigen Zeit ist es gerade umgekehrt. Je neuer, fremdartiger ein Kunstwerk ist, auf desto größere Beachtung kann es rechnen, und nicht nur auf

Digitized by Google

größere Beachtung, sondern auch auf größere Würdigung. Das Banausentum der Ästhetik und der Laienwelt stellt sich offenen Mundes vor solch ein Werk und der Begriff des Staunens wird ihm ohne weiteres zu dem der Bewunderung: „Das ist originell, das ist charakteristisch! Welch eine eigenartige, welch eine ausgesprochene künstlerische Individualität!" Die erste Forderung der Kritik scheint zu sein, daß wieder einem der bis dahin in Geltung gewesenen ästhetischen Gesetze ein Schnippchen geschlagen, wieder einmal ein Grenzpfahl umgestoßen werde. Auf andere Gesichtspunkte hin wird das Bild kaum betrachtet. Die Durchschnittskritik hat heutzutage eine Ehrfurcht vor dem Künstler, die ihm bedingungslos alle Freiheiten zugesteht, all seine Exzentrizitäten gelten läßt. Während sich früher der Ästhetiker, der Kritiker dem Künstler zum Richter aufwarf, ordnet er sich ihm jetzt bereitwilligst unter. Im Prinzip ist das ja richtig, denn „die Kunst ist nicht die Erfüllung eines allgemein gültigen, sondern eines im Künstler beruhenden Gesetzes" (Gurlitt). Aber es ist ein beachtenswertes Zeichen der Zeit, daß das Originelle nur eben seiner Originalität halber bewundert und daß wenig nach seinem übrigen, eigentlichen Gehalt gefragt wird. Es beweist die Herrschaft des modernen Individualismus auch in der Kunst. Aber es ist nicht nur ein Anerkennen und Geltenlassen der künstlerischen Persönlichkeit und ihrer Leistungen, es ist ein Servilismus in der modernen Kritik, die sich bereitwillig allem unterwirft, wenn es nur selbstherrlich, brutal-rücksichtslos auftritt. Natürlich gilt das nicht für alle. Auch in der modernen Kritik gibt es einzelne, die ihr persönliches Empfinden, ihre persönliche Einsicht nicht ohne weiteres jedem ersten besten Künstler zu Füßen legen, nur weil er malt und merkwürdig malt und sie nur betrachten. Aber diejenigen, die heutzutage zu widersprechen wagen, ohne zu den grundsätzlich allem Neuen widersprechenden, eingekapselten Akademikern zu gehören, sind so selten wie ehemals jene, die sich auf die Seite des befehdeten Neuen stellten. Denn wie damals eine feste persönliche Überzeugung, ein hoher Mut und Größe und Freiheit der Kunstauffassung zur Anerkennung gehörten, so gehört heutzutage dasselbe zum Widerspruch.

Die Zeiten wandeln sich, was heute verlacht wird, wird morgen auf den Schild erhoben, eins aber bleibt sich gleich: die Gedankenlosigkeit und Rückgratlosigkeit, die stumpfsinnig und charakterlos dahintrottet, wohin der Zug der Zeit gerade geht.

Berlin. A. Reichert.

* * *

Zur Geschichte Prinz Eugens. Jakob Burckhardt umschreibt in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" den Begriff der historischen Größe mit den Worten: „Der große Mann ist ein solcher, ohne welchen die Welt uns unvollständig schiene, weil bestimmte große Leistungen nur durch ihn innerhalb seiner Zeit und Umgebung möglich waren und sonst undenkbar sind; er ist wesentlich verflochten in den Hauptstrom der Ursachen und Wirkungen. Sprichwörtlich heißt es: Kein Mensch ist unersetzlich. — Aber die wenigen, die es eben doch sind, sind groß." Zu diesen seltenen Männern von wahrhaft welthistorischer Größe gehört Prinz Eugen von Savoyen, Österreichs größter Feldherr und Staatsmann. Er hat durch seine glänzenden Siege über Türken und Franzosen und durch wiederholtes folgenschweres Eingreifen in die Politik seiner Zeit die Hausmacht der Habsburger nicht nur vom sicheren Untergange gerettet, sondern ihr durch die Eroberung Ungarns gleichzeitig den Weg gewiesen, auf dem sie sich Ersatz schaffen konnte für den mehr und mehr schwindenden Einfluß im Reiche: den verheißungsvollen Weg zur unteren Donau und zum Schwarzen Meere. „Vorzudringen bis zu den Mündungen des Stromes und

Digitized by Google

die slawisch-walachischen Völker auf beiden Ufern einer überlegenen Gesittung zu unterwerfen, dies schien fortan der natürliche Beruf des Donaureiches" (Treitschke). So kann Eugen als der eigentliche Begründer der modernen Großmachtstellung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie noch heute ein gewisses aktuelles Interesse beanspruchen, und auch die Tatsache sollte nicht gänzlich in Vergessenheit geraten, daß vor allem deutsche Schwerter es waren, die unter des edlen Ritters Führung bei Zenta und Belgrad den Halbmond schlugen und dadurch das Land der Stephanskrone der abendländischen Kultur wieder erschlossen.

Merkwürdig genug, daß bei alledem der Prinz in neuester Zeit so lange keinen Biographen gefunden hat, wo wir doch an Monographien über große und kleine Geister wahrlich keinen Mangel leiden. Seit Arneths großer, grundlegender Biographie*) und dem im wesentlichen auf ihr beruhenden Vortragszyklus Sybels**) sind fast fünfzig Jahre verflossen, in denen unsere Kenntnis von Eugen und seiner Zeit bedeutend erweitert und vertieft worden ist.***) So darf man es als einen guten und zeitgemäßen Gedanken begrüßen, daß die bekannte Sammlung „Weltgeschichte in Karakterbildern" einen der ersten von ihren die Neuzeit behandelnden Bänden dem Prinzen Eugen widmete. Die Arbeit stammt aus der Feder des durch seine tüchtigen kriegsgeschichtlichen Forschungen bekannten Generals Karl von Landmann, früheren Direktors der bayerischen Kriegsakademie.§)

Die „Karakterbilder" wollen nicht eigentlich Biographien sein, sondern Darstellungen von einzelnen Ausschnitten der Weltgeschichte in der Weise, daß die jeweils führende Persönlichkeit in den Mittelpunkt gerückt wird. So tritt denn auch in Landmanns Buch das rein Biographische durchaus zurück: die psychologisch so interessante und wichtige Jugendgeschichte des Prinzen wird beispielsweise kaum gestreift.§§) Dafür erhält der Leser auf dem knappen Raume von — nach Abzug des reichen Bilderschmucks — etwa 70 Seiten ein ansprechendes, das Wesentliche gut betonendes Bild von der glänzenden kriegerischen und staatsmännischen Tätigkeit Eugens, soweit sie für das Verständnis und die welthistorische Würdigung seiner Persönlichkeit und das eigentliche Thema des Werkes, die Begründung der Großmachtstellung Österreich-Ungarns, von Bedeutung ist. Das Schlußurteil des Verfassers lautet: „Die rein sachliche Würdigung muß zugeben, daß wiederholt das ganz persönliche Eingreifen Eugens dem Kaiser und seinen Verbündeten wichtige militärische und staatsmännische Erfolge gesichert, in einzelnen Fällen sogar im entscheidenden Augenblicke Rettung aus ungünstigster Lage gebracht hat. Dafür sprechen vor allem die Tage von Zenta, Carpi und Chiari, von Höchstädt, Turin, Oudenarde und Belgrad. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, erscheint er von der

*) A. v. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. 3 Bände. Wien 1858. (2. Aufl. 1864.)

**) H. v. Sybel, P. E. v. S. München 1861. (Wieder abgedruckt in seinen Kleinen historischen Schriften. I. Band. München 1863.)

***) Eine ausgezeichnete Zusammenfassung des heutigen Standes der Forschung über diese und die folgende Periode der europäischen Geschichte besitzen wir jetzt in Max Immich (†), Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. München und Berlin 1905, worauf hier empfehlend hingewiesen sei.

§) K. v. Landmann, Prinz Eugen von Savoyen. München 1905.

§§) Genaueres darüber findet sich in Aloys Schultes schöner Abhandlung „Die Jugend Prinz Eugens" (in den Mitteilungen d. Inst. für österr. Geschichtsforschung, Band XIII). — Über den im Jahre 1689 gemachten Versuch, den stets unvermählt gebliebenen Prinzen mit einer Lauenburgischen Prinzessin zu verheiraten, vgl. K. Th. v. Heigel, Die Brautwerbung des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden und des Prinzen Eugen von Savoyen (in den Biographischen und kulturgeschichtlichen Essays, Berlin 1906).

Digitized by Google

Vorsehung dem Hause Habsburg geschenkt, damit es seine weltgeschichtliche Aufgabe im Kampfe gegen Türken- und Franzosenherrschaft erfüllen könne. Mit dem Höhepunkte seiner Leistungsfähigkeit erreicht Österreich-Ungarn seinen größten Umfang und mit der Abnahme seiner Kräfte kommen Unglücksfälle über die Monarchie, denen nach seinem Tode noch weitere folgen sollten."

Eugens großer Name beruht in erster Linie auf seinem Feldherrnruhme, seine Bedeutung als Staatsmann, die allerdings nicht so augenfällig hervortritt, wird gemeiniglich unterschätzt; und doch hat er jahrzehntelang die Politik des Wiener Hofes in maßgebender Weise beeinflußt und mehr als einmal das entscheidende Wort gesprochen. Wie richtig er die gefährliche Lage Österreichs unter Karl VI. beurteilte, beweist seine Stellungnahme zur Frage der Pragmatischen Sanktion. Während der Kaiser bemüht war, durch diplomatische Zugeständnisse und Aufwendung von großen Geldsummen die einzelnen Mächte Europas zur vertragsmäßigen Anerkennung seiner Erbfolgeordnung zu bewegen, hielt Eugen in der richtigen Erkenntnis, daß Verträge nur so lange gehalten zu werden pflegen, als sie dem Vorteil der Parteien entsprechen, diese Anstrengungen für zwecklos und schädlich. „200.000 Soldaten sind mehr wert als alle Traktate," soll er gesagt haben. Die Ereignisse haben ihm recht gegeben. In seiner letzten Staatsschrift, wenige Jahre vor seinem Tode, hat er als die beste Lösung der gefährlichen Erbfolgefrage die Heirat Maria Theresias mit dem bayrischen Kurprinzen befürwortet. Wäre er damit durchgedrungen, wie ganz anders hätte sich die Geschichte Österreichs und Deutschlands, ja Europas gestaltet!

Im deutschen Volksliede lebt Prinz Eugen als der Edle Ritter. Die Geschichte hat diesem Ehrennamen nichts hinzuzufügen; sie kennt nur wenige Männer, bei denen gleich glänzende Gaben des Geistes mit entsprechender Größe des Charakters sich paarten, wie bei Eugen: „Sans peur et sans reproche!" Welcher Sohn des Vaterlandes hat dem Kaiser treuer und hingebender seine Dienste geweiht als dieser in Paris geborene Italiener! Ein Beispiel für viele: Eugen war der erste, der zu Beginn der Neunziger-Jahre des 17. Jahrhunderts als kaiserlicher Feldherr in Italien den geheimen Abfall seines Vetters, des Herzogs Amadeus von Savoyen, von den Alliierten zu Ludwig XIV. durchschaute. Wären persönlicher Vorteil oder das Emporkommen seines Hauses die Leitsterne seines Handelns gewesen, er hätte in schwere Versuchung geraten müssen. Denn er konnte mit Recht überzeugt sein, daß Ludwig den einst so schroff abgewiesenen „kleinen Abbé" jetzt mit offenen Armen empfangen würde. Er aber schwankt keinen Augenblick: „Ce qui est de bien sûr — c'est que je ferai connaître à toute l'Europe que ni le sang ni les interêts de ma maison ne me feront balancer mon honneur, mon devoir." Diese schönen Worte schrieb er damals an seinen Vetter Ludwig Wilhelm von Baden. Aloys Schulte hat treffend bemerkt, daß in ihnen zum erstenmale der moderne Begriff der Offiziersehre formuliert sei, vor allem weil sie neben dem damals wie heute so oft mißbrauchten Wort „Ehre" die treue Pflichterfüllung mit Nachdruck betonen. Und doch hat es dieser treue Diener dreier Kaiser erleben müssen, daß seine Feinde und Neider im Jahre 1719, als er nach dem glänzenden Abschluß seines zweiten Türkenkrieges auf dem Gipfel des Ruhmes stand, ihn nicht nur durch alle möglichen Intrigen und Verkleinerungen seiner Verdienste aus der Gunst Karls VI. zu verdrängen suchten, sondern es sogar wagten, ihn insgeheim hochverräterischer Umtriebe zu bezichtigen. Durch einen glücklichen Zufall aber bekam Eugen rechtzeitig Kenntnis von den Anschlägen seiner Gegner und die von ihm selbst sofort mit aller

Digitized by Google

Entschiedenheit geforderte Untersuchung endigte mit seiner glänzenden Rechtfertigung und der Verurteilung seiner Verleumder.*)

Wir wollen unsere kurzen Ausführungen, die lediglich den Zweck verfolgen, zur Lektüre des Landmannschen Buches und darüber hinaus zur weiteren näheren Beschäftigung mit der großen Persönlichkeit seines Helden einzuladen, nicht schließen, ohne nicht wenigstens mit einem Wort auf das rege Interesse und die tatkräftige Förderung hinzuweisen, die Eugen der Wissenschaft und der Kunst gewidmet hat: auf seine Beziehungen zu Leibniz, auf seine hervorragenden Bauten, die noch heute eine Zierde der schönen Kaiserstadt sind (Palast in der Himmelpfortgasse und Belvedere) und auf seine kostbaren Sammlungen von Büchern und Kunstgegenständen.

Alfred von Arneth hat mit Recht betont, daß Eugen wie als Feldherr und Staatsmann, so auch als Schützer und Förderer von Kunst und Wissenschaft in Österreich nicht seinesgleichen habe und daß gerade in der Vereinigung so vieler Eigenschaften, deren jede für sich allein schon ihn zum bedeutenden Manne gemacht haben würde, der eigentliche Maßstab liege für die Beurteilung seiner Größe.

München. Dr. Erich König.

* * *

Die amerikanischen Fleischskandale und Upton Sinclairs „Sumpf". — Im Frühlinge des Jahres 1906 ward die Nachricht verbreitet, daß in den Schlachthöfen Chicagos Übelstände aufgedeckt worden seien, welche die größten Gefahren für die Arbeiter in denselben wie auch für die Konsumenten der Produkte mit sich gebracht hätten. Die aus diesem Anlasse bekannt gewordenen Einzelheiten riefen nicht nur die lebhafte Entrüstung in den weitesten Kreisen hervor, sondern brachten auch tief einschneidende Folgen mit sich.

Der Umstand, daß der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten bemüht ist, die durch gewisse Praktiken der Trusts möglich gemachten Schädigungen der Allgemeinheit mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu beheben, und insbesonders trachtet, auf gesetzgeberischem Wege Sicherungen zu schaffen, kam einer Aktion gegen den Fleischtrust sehr zustatten. Am schwersten aber wurden die finanziellen Interessen dieser kapitalistischen Vereinigung und seiner einzelnen Mitglieder dadurch berührt, daß die Abnehmer der Produkte durch die Enthüllungen der Mißstände in ihrem eigensten geschäftlichen Lebensnerv getroffen worden waren. Der Ekel und die Furcht, welche durch die rasch sich verbreitenden Zeitungsnachrichten bei allen jenen hervorgerufen wurden, die amerikanisches Fleisch in jenen Formen gekauft hatten, welche die Einschmuggelung des Schlechten und Verdorbenen möglich erscheinen lassen, verbreiteten sich über immer weitere Kreise, und was die geschickteste, mit großen Geldopfern jahrelang betriebene Reklame dem Vertriebe dieser Produkte nützen konnte, war in Tagen zunichte geworden. Das Mißtrauen des Publikums fand seinen Ausdruck in einem ungeheuren Rückgange des Konsumes, Zusammenbrüche einzelner Firmen folgten. Die Veranlassung zu diesem wirtschaftlichen Ereignisse, von dem wir hier in den knappen Worten der Geschäftssprache erzählten,

*) Der Vorfall gab Martin Greif die Anregung zu seinem Schauspiel „Prinz Eugen" (3. Aufl. 1903. — Erste Aufführung im Burgtheater in Wien am 12. April 1880). Dieses von edelster patriotischer Begeisterung getragene, durch schöne Sprache und wirkungsvollen Aufbau der Handlung ausgezeichnete Drama verdiente „längst dem Schatze guter deutscher Geschichtsstücke und zugleich dem Spielplan unserer höheren Bühnen eingereiht zu werden", da es „seinen kräftigen und unmittelbaren Eindruck nirgends verfehlen wird, wo Inszenierung und Darstellung den Dichter nicht ganz im Stiche lassen" (Josef Ettlinger in der Beilage zur Allgem. Zeitung, 1897, Nr. 288.)

Digitized by Google

war, nach den übereinstimmenden Berichten der großen Tagesblätter, die Publikation des Romanes „The Jungle“ („Der Sumpf“) von Upton Sinclair. Daß man dem Buche, dem das Verdienst zugeschrieben wird, durch packende, wahrheitsgetreue Schilderungen der Zustände in den Chicagoer Schlachthöfen die Aufmerksamkeit der größten Öffentlichkeit auf diese gelenkt zu haben, ein besonderes Interesse entgegenbringt, ist begreiflich. Wir sind überdies gewiß, daß auch die vor kurzem erschienene deutsche Ausgabe desselben*) einen großen Leserkreis finden wird, wenn wir auch den eigentlichen literarischen Wert des Buches, das man wegen seiner Wirkung auf die Massen gern mit Beecher-Stowes „Uncle Toms Cabin“ vergleicht, nicht hoch anschlagen möchten.

Die Erzählung der traurigen Lebensschicksale eingewanderter lithauischer Arbeiter bildet den dürftigen, noch dazu oft unterbrochenen und nicht immer wieder glücklich aufgenommenen Faden, um den sich die Detailschilderungen, welche so viel von sich reden machen, gruppieren. Wenn die Presse von der großen Verbreitung des Buches zu berichten weiß, so erscheint uns dieselbe, allerdings nur mit einer gewissen Beschränkung, gerechtfertigt. Wir nämlich finden in diesem Buche eine Art der realistischen Darstellung, die eigentlich als eine unerquickliche Frucht der in Amerika vorherrschenden, die Pflege des Idealen fast verdrängenden Geistesrichtung anzusehen ist.

Wer die Tages- und periodische Presse dieses Landes eingehender Betrachtung würdigt und in dem schwer zu durchdringenden Walde dieses Schrifttums, in dem die Reklame jeder Form das Auffinden des Wertvollen nicht leicht macht, sich zurecht gefunden hat, der wird Sinclairs Buch als ein charakteristisches Produkt amerikanischer Journalistik — besser gesagt Reporterkunst — bezeichnen. Dieses eminent praktische Volk, welches sich die Fähigkeit angeeignet hat, unter der täglich eindrängenden Flut von Nachrichten sein Urteil frei zu halten, hat die Berichterstattung hinsichtlich der Aktualität und der Geschicklichkeit der Mache wesentlich gefördert. Wie diese, in den Dienst irgend einer Sache gestellte, mit Hilfe der reichen, für praktische Zwecke immer zur Verfügung stehenden Mittel arbeiten kann, hierfür weist die Presse geradezu verblüffende Beispiele auf. Um nur eines der bekanntesten zu nennen, verweise ich auf den von Lawson lange Zeit hindurch geführten Kampf gegen den Öltrust, der dann in weiterer Folge auch gegen die Versicherungsgesellschaften und Eisenbahnen übersprang. Solche Artikel sind, wie immer man sie auch als rein literarische Leistung einschätzen mag, mit Hinsicht auf den Zweck sehr geschickt gemacht, bringen meist eine Fülle von Tatsachenmateriale, Illustrationen, die zum Verständnisse technischer Einzelheiten besonders dienlich sind, faksimilierte Dokumente, die als Beweisstücke gegen Angeklagte dem Publikum vorgelegt werden. Es wird somit das Interesse der Öffentlichkeit mit allen Mitteln, aber auch mit aller Rücksichtslosigkeit herausgefordert. Mit dem Spürsinne bestgeschulter und bezahlter Detektivs wird das Material für den berufenen Richter vorbereitet, der dann eine umso schwierigere Stellung hat, als in manchen Fällen weder die Bestechung noch die Verleumdung vor den Gerichtshäusern Halt macht.

Aus diesem Schrifttum ist Sinclairs Art geboren, welche sich in diesem Romane in weit größerer Breite ausleben kann, als es in einer Artikelserie möglich wäre. Er verbreitet sich darin auch über ein weites Gebiet der derzeitig

*) Upton Sinclair, Der Sumpf. (The Jungle.) Roman aus Chicagoer Schlachthäusern. Autorisierte deutsche Ausgabe von Eduard Eugen Ritter. (Hannover, A. Sponholtz, 1906. Mk. 4·50.)

Digitized by Google

brennendsten sozialen Fragen in den Vereinigten Staaten. Dieses Buch, das von so viel moralischer Verkommenheit, so viel menschlichem Elende zu erzählen weiß, daß man seine Lektüre oft unterbrechen muß, weil man es nicht verträgt, die Gedanken unverwandt und ohne freieren Ausblick auf die Darstellung des Niederen und Gemeinen gerichtet zu halten, dies Buch ist auch in anderer Hinsicht sehr verdienstlich, weil es auf all die Gefahren hinweist, die den unbemittelten Einwanderer und Arbeitsuchenden bedrohen. Sinclair tritt in erster Reihe für die ausgebeuteten Arbeiter Chicagos ein, jenes Platzes, den er als eine Hölle für viele jener Unglücklichen bezeichnet, die vermeinten, in der Neuen Welt die gutbezahlte Arbeit und durch diese das Glück zu finden, das sie auf dem alten Heimatsboden vergeblich suchten. Weithin wird sich die Wirkung dieses Verdienstes fühlbar machen. Im übrigen aber beschränkt sich dieser in jeder Richtung moderne Autor hinsichtlich dessen, was sein scharfer Blick für die Vorgänge in dem Leben der schwer Arbeitenden und der Bedrückten sieht, darauf, uns ausschließlich das Verwerfliche in seiner ganzen Verderbtheit zu zeigen, und niemals sucht er die Gelegenheit, einen Lichtstrahl in das Dunkel dieser traurigen Existenzen fallen zu lassen. Niemals versucht er es, Charaktere zu zeichnen, die als Träger befreiender Gedanken gelten könnten, niemals einen Ausweg zu zeigen aus den Wirrnissen, in welche die krankhaften Wucherungen, die den ungeheueren Fortschritt des Landes begleiten, jene Menschen gedrängt haben, die vermeinten, die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe mißachten zu dürfen. Der Geist des Zersetzenden, Verbitternden macht sich in seiner ungemilderten Schärfe durch das ganze Buch geltend, ein Geist, der den Verfasser selbst zu Angriffen gegen jene hochsinnigen Wohltäter verleitet, welche wir als die munifizenten Gründer von Hochschulen und Bibliotheken des Landes kennen lernten.

Unsere Väter sind durch die Romane eines Charles Dickens darüber unterrichtet worden, wie viel Elend nahe bei den Wohnstätten der damals Reichsten der Erde zu finden war, wie hart viele der Glücklichen gegen die Ärmsten geworden waren. Die Redner des englischen Parlaments, die für die Elenden und Bedrückten eintraten, fanden ihre beste Unterstützung in den Büchern dieses über Nacht berühmt gewordenen Schriftstellers, der auch ein großer Dichter war. Unter jenen wenigen berühmten Romanen Englands, deren Auflagen und Verbreitungsziffern sich Jahr für Jahr vergrößern, werden in erster Reihe einige von Dickens genannt. Und doch hat damals „Boz" für den Tag geschrieben, wie heute Sinclair. Der Unterschied ist bloß darin zu sehen, daß aus den Bildern des Elends und der Verkommenheit der Dreißigerjahre sich edle Gestalten emporhoben, die bis heute als Verkörperungen des Geistes eines großen Dichters noch so wirken wie in jenen längst dahingegangenen Tagen, in denen der Leser in Unmut erglühte über die Niedrigkeit derjenigen Kreise, deren Handlungen der Verdammung durch die Öffentlichkeit preisgegeben wurden.

Sinclairs Buch ist wertvoll wegen der Dokumente des menschlichen Elends, welche dieser Autor mit Geschick und Fleiß gesammelt hat; es entbehrt aber jener Ader poetischen Gehaltes, die, wenn das heute noch so gewürdigte Verdienst um die Not des Tages durch den Strom der sich drängenden Ereignisse dem Vergessen zugeführt sein wird, denn doch als das allein Bleibende anzusehen ist.

Wien. Ludwig Gall.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien

Digitized by Google

Metaphysische Geschichtsauffassung.

Von Dr. Alexander Glatzwein.*)

Nach den mannigfachen Versuchen, die Erscheinungen des sozialen Lebens und die Begebenheiten der Geschichte auf Gesetze zurückzuführen, die mit Naturnotwendigkeit wirkten, ist man endlich auf dem Gebiete der Historik zu dem Resultate gekommen, es ließen sich keine Gesetze feststellen, welche die soziale Entwicklung der Menschheit bedingten und die Tätigkeit des Menschen nach einer festen, unüberwindlichen Regel bestimmten.

„Wo die Wirklichkeit in ihrer Individualität und Besonderheit erfaßt werden soll", meint H. Rickert, „da ist es widersinnig, sie unter allgemeine Begriffe zu bringen oder Gesetze des Historischen aufzustellen, die, wie wir wissen, nichts als Allgemeinbegriffe von unbedingter Geltung sind. . . Es ist nicht etwa mehr oder weniger schwierig, die Gesetze der Geschichte zu finden, sondern der Begriff des ‚Historischen Gesetzes' ist eine contradictio in adjecto, d. h. Geschichtswissenschaft und Gesetzeswissenschaft schließen einander begrifflich aus."**)

„In der Tat", so fügt Ed. Meyer hinzu, „bei langjähriger historischer Forschung habe weder ich selbst jemals ein historisches Gesetz gefunden noch bin ich bei irgend einem anderen einem historischen Gesetze begegnet."***)

Die Forderung, in aller Geschichte eine strikte Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, sie durchwegs als „in einem ununterbrochenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung stehend" zu betrachten, die dem Historiker fortwährend entgegengehalten wird, richtet sich gegen die Verwendung des freien Willens und des Zufalls in der Geschichte. Beide Begriffe stehen, so meint man, in Widerspruch mit der Kausalität und heben sie auf, „als irrationale, auf ein Gesetz nicht zurückführbare Elemente dürfen sie zur Erklärung historischer Vorgänge nicht verwendet werden".

„Nun sind freier Wille und Zufall, was auch die Gegner behaupten mögen, vollkommen feste und klare Begriffe; und tatsächlich spielen beide trotz aller Theorien in allem menschlichen Leben und also auch in der Geschichte eine ungeheuere Rolle."†)

Ja selbst Lamprecht, der sonst betont: eine Wissenschaft, die wirklich ernst macht mit ihren Aufgaben, sei heutzutage ohne Durchführung des kausalen Gedankens nicht mehr denkbar††), kann nicht umhin, dem materialistischen

*) Vgl. Kultur, VI., S. 129—164.

**) Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung.

***) Zur Theorie und Methodik der Geschichte. 1902. S. 26.

†) A. a. O., S. 13.

††) Die kulturhistorische Methode. 1900. S. 34.

Digitized by Google

Determinismus gegenüber seinen Standpunkt unumwunden in den Worten Ausdruck zu geben: „Ich weiß wohl, daß die Geschichtswissenschaft keine Naturwissenschaft ist, noch jemals werden kann.“*) Und sogar dort, wo man einem philosophischen Determinismus huldigt, ist man genötigt anzuerkennen, man könne mit den physischen, geographischen, ethnographischen und ökonomischen Gesetzen auf dem Gebiete der Geschichte nicht auskommen, es gebe immer noch ein bedeutendes Residuum, bei dem eine derartige Analyse gänzlich versage. Nur vertröstet man sich mitunter damit, die souveräne Herrschaft des Zufalls sollte ein Ende nehmen, sobald die Menge ihrer selbst Herr würde und selbst ihre Geschichte bestimme.**) Bis zu diesem fraglichen Ereignisse aber, so gibt Xénopol zu, dürfe man diese zwei bestimmenden Elemente der historischen Entwicklung: die Persönlichkeit und den Zufall, nicht außer acht lassen.***)

Wie es nun in jener imaginären Zeit zugehen wird, die diesen Soziologen vorschwebt, in der alle Individualität verschwinden sollte, gehört bis dato noch nicht in den Bereich wissenschaftlicher Forschung. Man müßte sich also vom Standpunkte dieser Geschichtsphilosophen und Soziologen damit befreunden, daß man wenigstens derzeit als die erste Großmacht Se. Majestät den Zufall anerkenne, wie das schon von Voltaire sarkastisch bemerkt wurde.

Wissenschaftlich dünkt uns diese Anschauung gerade nicht. Sie ist imstande, falls wir uns ihr anbequemen würden, gerechte Zweifel zu erwecken, ob es denn in der Tat eine Wissenschaft der Historik geben könne.

In Anbetracht dieser Zerfahrenheit und Unzulänglichkeit der mehr oder weniger deterministisch beeinflußten geschichtsphilosophischen Forschung ist es wohl zu erklären, wie selbst G. Schnürer zu der wenig trostvollen Folgerung kam, der Historiker müsse bloß Empiriker sein und solle es dem Philosophen überlassen, nachzuforschen, ob es Gesetze in der Geschichte gebe.†) Nun, wie stände es auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, wenn man es den Philosophen allein überließe, nachzuforschen, ob es biologische Gesetze gebe? Ist es nicht ein Nachteil sowohl für die Philosophie als für die Naturwissenschaften, wenn diese so ganz getrennt werden und der Naturforscher ohne philosophische Vorbildung zu philosophieren anfängt? Wäre dann die Aufgabe des Historikers nicht eine ungemein undankbare? Er müßte sich mit der bloßen Anhäufung des Baumaterials abmühen und sozusagen Taglöhnerarbeit verrichten. So verdienstlich es auch sein mag, empirisches Wissen zu sammeln, den wahren Tatbestand historischer Vorgänge zu klären, Dokumente

*) Deutsche Geschichte I. Vorwort zur 2. Aufl. S. VIII. Freilich fügt er hinzu: „Auch auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete muß das Zeitalter einer äußerlich, beschreibenden Forschung abgelöst werden durch das Zeitalter einer neuen Methode, die vom genetischen Standpunkte aus eindringt und von den kleinsten Zellen geschichtlichen Lebens her entwickelt. . . Die entwickelnde Geschichtsschreibung aber wird naturgemäß das kulturgeschichtliche Element betonen.“ Doch, meinen wir, muß bei diesem Elemente unbedingt die Wirkung des freien Willens mit in Betracht gezogen werden.

**) Tarde, Logique sociale. 1895. S. 170.

***) Xénopol, Les Principes fondamentaux de l' Histoire. 1899. S. 165.

†) Histor. Jahrb. 1900. Bd. XXI., S. 778—785.

Digitized by Google

auf ihre Echtheit zu prüfen, — ihren wirklichen Wert erhält die Historik sowie auch die übrigen Wissenschaften durch eine philosophische Betrachtungsweise.*) Glücklicherweise ist G. Schnürer selbst diesem neutralen Prinzipe untreu geworden. Glücklicherweise, denn man wird immerhin die Frage: „Welche historische Spezialforschungen haben wohl zur adäquaten Lösung eines komplizierten und schwierigen Problems geführt außer jenen, die Männer unternommen haben, deren Einsicht in den allgemeinen providentiellen Plan der Geschichte oder wenigstens eines großen Teiles der Geschichte klarer und tiefer war als diejenige anderer Männer?" mit R. Flint beantworten müssen: „Ich kenne keine." Und dies beweist nur, daß eine Gelehrsamkeit, eine Wissenschaft nur insofern fortschreitend und blühend ist, als sie durch den Geist der Philosophie angetrieben, geleitet, erfüllt und durchdrungen wird und daß „alle möglichen wissenschaftlichen Entdeckungen auf dem Wege liegen, auf welchen die Philosophie die Wissenschaft führt — und auf welchen die Wissenschaft zur Philosophie hin trachtet".**)

Damit wird freilich ein Faktor in die Geschichte hineingezogen, welchen die materialistische und agnostizistische Forschung für unwissenschaftlich zu halten geneigt ist. Ich frage aber, wenn man in Anbetracht der historischen Tatsachen gezwungen ist, zuzugeben, daß man die große Rolle der individuellen selbstbewußten und gewollten Betätigung und des scheinbaren Zufalles bei den historischen Vorgängen nicht verkennen darf, ist es da nicht Aufgabe des Historikers, nachzuforschen, ob es bei all diesen individuellen Willensäußerungen oder scheinbar zufälligen Ereignissen nicht auch eine gewisse Planmäßigkeit gibt?

Ist es einmal festgestellt, wie es nunmehr von allen namhaften Historikern zugestanden wird, daß ein nicht unbedeutender Teil der historischen Vorgänge auf keine Weise als eine Wirkung physisch-geographischer, biologischer, ökonomischer und anderer Naturgesetze betrachtet werden kann, so tritt uns die wichtige Frage entgegen, ob es nicht ein ganz anders geartetes Gesetz

---

*) Wie wenig eine solche Betrachtungsweise entbehrlich ist, darüber mögen hier folgende Worte R. Euckens angeführt sein (Geistige Strömungen der Gegenwart. 1904. S. 256): „Mit der geforderten Objektivität ist es eine eigene Sache. Soll der gesuchte reine Tatbestand der Dinge das bedeuten, was sie ohne Zutat des Subjekts, ohne alle Umsetzung in eigenes Denken sind, so ist alles Innerliche an ihnen aufzugeben, denn dieses läßt sich einmal nicht fassen ohne ein Aufgebot eigenen Denkens, ohne ein Nacherleben und Miterleben. Auch eine Scheidung von Großem und Kleinem, von Wesentlichem und Nebensächlichem in der Geschichte ist unmöglich ohne ein Anlegen von Maßstäben, die schließlich eine Gesamtüberzeugung voraussetzen. Eine Geschichte aber ohne Innerlichkeit und Abstufung müßte ein chaotisches Nebeneinander und Durcheinder werden, selbst den Charakter einer Wissenschaft würde sie verlieren. Wie wenig die Geschichte, bei aller Abweisung der Philosophie, gewisser Grundüberzeugungen entbehren kann, das bekundet mit voller Deutlichkeit der neuerdings immer stärker anschwellende Streit über den Hauptinhalt und die bewegenden Kräfte der Geschichte. Aber woher diese Überzeugungen bei jener Verneinung der Philosophie nehmen?"

**) Philosophy as Scientia Scientiarum. 1904. S. 15. f.

Digitized by Google

der geistigen Welt gebe, dessen Wirksamkeit gerade in der Verkettung und Aufeinanderfolge der geschichtlichen Begebenheiten zu beobachten sei?

Jahrtausende hindurch hatten die Menschen den Lauf der Sterne beobachtet; die modernen Ausgrabungen lieferten uns astronomische Aufzeichnungen der alten Babylonier und Chaldäer aus dem dritten und vierten vorchristlichen Jahrtausend. Trotz der einfachen technischen Mittel war man imstande, Sonn- und Mondesfinsternisse, Konjunktionen und Oppositionen der Gestirne im vorhinein mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Aber je mehr sich das Beobachtungsmaterial anhäufte, umsomehr ward man gewahr, daß Bahn und Lauf der Sterne sich den vermeintlichen Gesetzen nicht fügen wollen. Man behalf sich eine Zeitlang mit der Theorie der Zyklen und Epizyklen, aber auch da wollte es nicht mehr klappen und es schien, als wollten die Leuchter des Himmelszeltes aus Rand und Band geraten. Der Fehler bestand aber nur darin, daß man den Lauf der Planeten nicht vom richtigen Mittelpunkte aus berechnet hatte. Alles kam in Ordnung, nachdem Kopernikus der staunenden Welt verkündet hatte, daß nicht die Erde, sondern die Sonne jener Mittelpunkt sei, um den sich sowohl die Erde als auch die übrigen Planeten bewegten.

Die scheinbaren Unordnungen und Störungen, welche der Historik im Lichte materialistisch-deterministischer Geschichtsauffassung anhaften, rühren ebenfalls daher, daß man die Geschichte nicht vom richtigen Mittelpunkte aus betrachtet, um welchen sich das Ganze planmäßig dreht. Um diesen Plan aufzudecken und demselben nachzuforschen, darf sich der Historiker nicht damit begnügen, alle Vorgänge und Begebenheiten der Weltgeschichte nach physischen und biologischen Gesetzen zu beurteilen; diese Bahnen und Kreisläufe haben in der Tat nur die Erde zum Mittelpunkt; die rein materiellen Erscheinungen des individuellen Lebens und des allgemeinen Entwicklungsganges der Menschheit sind wie Trabanten dieser kleinen Erdkugel; doch schon die scheinbaren Störungen und Unregelmäßigkeiten dieser rein materiellen Beziehungen sollten ein Fingerzeig sein, daß es für menschliches Tun und Handeln und für die Entfaltung der Völkergeschicke noch ein anderes, viel wichtigeres und wirksameres Gravitationszentrum geben müsse.

Wie der Astronom seinen Blick in weite Welten schweifen läßt und dort vielleicht das unsichtbare Zentrum der Bewegung aller Myriaden des Milchstraßensystems aufsucht, so muß sich auch der Historiker vom Erdboden emporheben können. Und wie der Biologe in einem Tropfen Wasser eine neue Welt von unzähligen Lebewesen entdeckt, die als organische von den rein physisch-chemischen abweichenden Gesetzen huldigen, so muß der Historiker einen tiefen Einblick in das menschliche Seelenleben haben, wo wieder andere, über den biologischen stehende und denselben sich anreihende Gesetze zur Geltung kommen.*)

*) Vgl. Schwarz, Der moderne Materialismus. 1905. S. 92: „Die Naturwissenschaft mit ihrer Arbeitsmethode könnte hier gar nicht einmal herankommen. Sie arbeitet unabänderlich mit den Denkmitteln des allgemeinen Begriffes und des universalen Gesetzes. Das Einzelne bedeutet für sie etwas nur, soweit es als Spezialfall des allgemeinen Begriffs und des umfassenden Gesetzes erscheint. Für sich ist es

Digitized by Google

„Nur äußerlich und oberflächlich ist die durch die Natur bewirkte Gebundenheit und Bestimmtheit menschlichen Handelns und Denkens," bemerkt sehr richtig G. Grupp, ‚das innere Wesen des Lebens, die Ideen unterliegen keinem Naturzwang. Hier herrscht die Freiheit und eine eigene, die Freiheit voraussetzende und wahrende Gesetzmäßigkeit."*)

Es muß sich daher der Historiker in die Sphäre der Ideenwelt begeben; dort beginnt erst recht sein eigentliches Gebiet. Ist er da unbewandert, so bleibt ihm das Gefüge der Weltgeschichte, Triebkraft, Ziel und Zweck derselben ein ewiges ignoramus—ignorabimus. Und sein Werk, das er mit unermüdlicher Geistesarbeit zusammengebracht, würde sich vielleicht recht interessant lesen, die menschliche Neugierde befriedigen, einen Teil der Wahrheit aufdecken, aber doch nicht auf den Grund der Dinge dringen und den Wissensdurst des Menschen befriedigen, noch weniger aber geisterhebend und charakterbildend wirken, sondern, im Grunde genommen, eine Bürde des Gedächtnisses werden. Die Geschichtsphilosophie muß sich demnach, um ihrer Aufgabe zu entsprechen, hauptsächlich mit den wirkenden Ideen des geschichtlichen Lebens befassen, denn es ist unleugbar, daß die Ideen, wie Fouillée richtig hervorhebt, im Leben des Individuums, noch mehr aber in der Gesellschaft eine tatsächlich impulsive, umändernde und aufbauende Kraft ausüben. Diese Kraft ist zwar weniger in die Sinne fallend als diejenige der Interessen und Leidenschaften, deren Macht vor unseren Augen sich entfaltet und die leicht nachweisbare und zu verfolgende Umänderungen zu stande bringen, aber sie ist umso tiefer und andauernder.**) Vor allem kommen im Leben der Völker und in der geschichtlichen Entwicklung in Betracht die religiöse, die ethische, die soziale und die kulturelle Idee.

I. Die religiöse Idee.

Es leidet keinen Zweifel, was selbst ein Soziologe der Spencerschen Schule zu betonen bemüßigt ist: die Beherrschung durch die Religion ist der Grundzug und Kernpunkt der Menschengeschichte.***)

---

ihr untergeordnet und nebensächlich. Aber in dieser von der Naturwissenschaft verworfenen Ecke siedelt sich die Geschichtschreibung an und entdeckt auch hier noch eine Welt, eine kleine Welt in den Augen des Naturforschers gesehen, aber die Welt — der Geschichte. Hier kommt es gerade darauf an, das Individuelle darzustellen, das abgeschlossene Einzelne und Besondere zu untersuchen. Die Geschichtschreibung schildert das nicht Wiederkehrende, nicht Wiederholbare, wie die Naturwissenschaft das immer Wiederkehrende, ewig Wiederholte. Um dies zu können, um die immer neue Eigenartigkeit des immer neuen geschichtlichen Geschehens zu schildern, braucht der Historiker eigene Gesichtspunkte, besondere Methoden. Darum: beim Naturforscher Atome, Kräfte, beim Historiker Zwecke und Persönlichkeiten, dort die Naturordnung, hier die Kulturtätigkeit nach geistigen und sittlichen Normen, dort mechanistische, hier teleologische Zusammenhänge."

*) Dr. G. Grupp, Ideen und Gesetze der Geschichte. 1891. S. 58.

**) Fouillée, Les Élements sociologiques de la Morale. Paris, 1905. S. 32.

***) B. Kidd, Soziale Evolution. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer mit einem Vorwort von A. Weismann. Jena, 1895.

Digitized by Google

Wie die rote Farbe im Kalender den Tag des Herrn und die Festtage bezeichnet, so hebt sich in den Annalen der Weltgeschichte unter den Grausamkeiten der Kriege, Gemeinheiten und Freveltaten der Habgier und dem Werktagsleben des Kampfes ums Dasein, neben dem Prunk und der Prahlsucht menschlicher Größe in feierlichen Farben hervor all dasjenige, was auf eine höhere Bestimmung des Menschengeschlechtes Bezug hat, — und das sind die verschiedenen Kundgebungen der religiösen Idee.

Dies gilt auch für unsere Zeiten, die sich von der Beherrschung des religiösen Gedankens nicht emanzipieren können. Allerdings ist die materialistische Wissenschaft bestrebt, den bekannten Ausspruch Ciceros über die Allgemeinheit des religiösen Gefühles zu entkräften. Nach dem Beispiele Sir John Lubbocks ist es Mode geworden, unter allen Wilden auf die Suche des religionslosen Menschen zu gehen. Und manchen Reisenden ist das wirklich gelungen. Auf welche Weise, darüber gibt uns unter anderm der Anthropologie Topinard Auskunft. Er beruft sich auf den englischen Forscher Burchell, der, unter den Buschmännern weilend, durch seinen Dolmetsch einige die Religion betreffende Fragen an dieselben richtete und auf das Resultat kam, daß diese Leute keinen Begriff von Religion hätten, da sie keinen Bescheid wußten, was für ein Unterschied zwischen Gut und Böse sei.

Um diesen Erfolg zu erzielen, war es aber gerade nicht notwendig, den weiten Weg nach Südafrika zu machen; es hätte hingereicht, sich in einen Salon zu begeben, wo Nietzsches Jünger versammelt sind, die sich ebenfalls jenseits von Gut und Böse befinden.

Die Forschungsmethode des genannten Reisenden bleibt aber immerhin charakteristisch und gibt den klaren Beweis, daß es nicht so sehr an religiösen Begriffen der Wilden mangelt als viel mehr an pädagogischem Takt der Forschungsreisenden. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung auch das Beispiel der Ureinwohner der Andamanen (Minkopies). Lubbocks Gewährsmann nennt sie vollkommen religionslos, — doch Herr Edw. Horace Man, der als Regierungsbeamter lange Zeit unter ihnen weilte und auch ihre Sprache erlernte, berichtet uns ganz andere Dinge. Sie kennen einen Gott, den sie Pâluga nennen; er ist der Schöpfer aller Wesen, von Ewigkeit bestehend, allwissend, dem selbst die Gedanken des Herzens nicht verborgen sind, und waltet als unbestechlicher Richter über alle Sterblichen.*)

Neben diesem bei den modernen Positivisten auftauchenden Abscheu vor dem Religiösen kann sich unser Zeitalter des Dranges nach religiösen Studien nicht erwehren. Das religiöse Element übt einen gewissen Zauber auf unsere Gelehrtenkreise, die sich mit besonderer Vorliebe auch dem Studium der alten und neueren nichtchristlichen Religionen zuwenden. Besonders die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat darin Außerordentliches geleistet.

Da ist vor allem die im Jahre 1879 begonnene stattliche (über 40 Bände zählende) Sammlung der „Sacred Books of the East", welche zwar an erster Stelle die reiche indische religiöse Literatur verdolmetscht; doch finden darunter auch der Koran, das Zend-Avesta, die heilige Literatur Chinas ꝛc. ihre Vertretung. Frankreich ist mit einem Museum für Religionskunde voran-

*) Max Müller, Anthropological Religion. S. 179 u. 413.

Digitized by Google

gegangen, der Lyoner Bürger Emile Guimet spendete 1888 seine reichhaltige Sammlung religionswissenschaftlicher Objekte der Stadt Paris, wo dieselbe im staatlichen Musée Guimet untergebracht ist. Seit 1880 besteht daselbst die Zeitschrift Revue de l'Histoire des Religions, und die Annales du Musée Guimet bringen Übersetzungen religiöser Texte. Auch Deutschland hat seit 1898 eine derartige Zeitschrift (Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von Dr. Th. Achelis in Bremen).

Außerdem bemüht sich die Ägyptologie und Assyriologie mit Vorliebe, die altägyptischen und babylonischen und chaldäischen religiösen Texte zu entziffern. Was die Fachwissenschaft durch mühsame Arbeit so an den Tag fördert, das wird in wissenschaftlichen und populären Vorträgen den weiteren Schichten zugänglich gemacht. Diesem Zwecke dienen in England die Hibbert und in Schottland die Gifford Lectures.

Und sollten auch alle diese Arbeiten gerade nicht den Zweck befolgen, das religiöse Gefühl zu fördern, so legen sie doch ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß all das, was sich auf die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses bezieht, unter allen Umständen und zu allen Zeiten das wertvollste Produkt menschlicher Geistestätigkeit ist, so sehr, daß die religiöse Idee selbst in ihren Abirrungen über das Alltägliche emporragt.*)

Dieser Tatsache gegenüber steht die materialistische Geschichtsauffassung ohnmächtig da, und auch die positivistische Soziologie kann mit ihren gekünstelten Versuchen, den Ursprung der Gottesidee und der Religion zu erklären und zu deuten, keinen Denker befriedigen. Denn soll nach H. Spencer die Religion ihren Ursprung im Ahnenkulte, d. h. in der Vergötterung der Verstorbenen haben, so ist das eigentlich nur ein Spiel mit Worten, weil eine Vergötterung schon das Vorhandensein des Gottesbegriffes voraussetzt.

Die ganze Geschichte in jeder ihrer Perioden und Zeitabschnitte spricht dagegen, daß der Lenker des großen Weltdramas bloß eine imaginäre Größe wäre; ein Beobachter der menschlichen Erlebnisse muß zu dem Resultate kommen, das ein großer Meister der Historik in den Worten ausspricht:

---

*) Vgl. R. Eucken, Wahrheitsgehalt der Religion. Leipzig, 1905. S. 35. „Das Wachstum der Religion beschränkt sich keineswegs auf die Kirchen, es erscheint auch jenseits ihrer, ja in direktem Gegensatz zu ihnen, es bildet einen Zug im Leben der Gegenwart, der immer stärker hervortritt. Die Philosophie, die alte Gegnerin der Religion, zeigt sich eifrig beflissen, ihr freien Platz zu schaffen; die schöne Literatur behandelt die religiösen Fragen in Ja und Nein mit wachsendem Ernst; die bildenden Künste suchen die religiösen Gestalten durch neue Darstellungsformen der modernen Empfindung anzunähern; endlich geht jenseits aller besonderen Gebiete das religiöse Problem wieder mächtig durch die Gemüter. Der Hauptgrund ihres Erstarkens liegt in schweren inneren Verwicklungen derjenigen geistigen Macht, deren Vordringen die Religion am härtesten bedrohte, es liegt in der Erschütterung des Glaubens an die Allgenugsamkeit der modernen weltfrohen und selbstbewußten Kultur.“ Und S. 45: „Zur Religion drängt ein Verlangen nach mehr Tiefe und Festigkeit des Lebens, nach Selbstständigkeit gegenüber dem Gewirr der Welt und nach Erhebung über das kleinmenschliche Getriebe.“

Digitized by Google

„Das Göttliche ist immer das Ideale, das dem Menschen vorleuchtet; dem menschlichen Tun und Lassen wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne, aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin." *)

So transzendental aber auch das Gebiet des religiösen Lebens ist, muß man doch dieses, wie es sich im Verlaufe der Geschichte darstellt, — wie Bousset sich sehr treffend ausdrückt, — als die stärkste Realität des menschlichen Geisteslebens ansehen.**) Die Geschichte widerspricht in ihrem ganzen Verlaufe der Meinung, daß das religiöse Leben nichts anderes als aus dem Lebensdrang hervorgegangene Phantasie und Illusion sei.

Alle Versuche, die Götter, oder richtiger den Gottesbegriff, als aus den Lebensbedürfnissen der Menschen hervorgegangene Wunschwesen darzustellen und den Nachweis zu führen, wie den verschiedenen Lebensbedürfnissen und Lebensidealen der Menschen die verschiedenen Arten der Kultusvorstellungen genau entsprechen, sind in der Tat künstliche, verschrobene Hypothesen und unbegründete Voraussetzungen oder Prinzipiendrehereien, bei denen seit Lukrez' Zeiten kein Fortschritt wahrzunehmen ist.

Die Götter in konkreto, wie sie im Verlaufe der Geschichte erscheinen, mögen ihre in die Sinne fallende Gestalt dem Wirken der menschlichen Phantasie und dem Einflusse äußerer Umstände verdanken. Der ihnen zu grunde liegende Gottesbegriff aber ist die erste und allerrealste Tatsache, die gewisser ist als das menschliche Leben selbst.***)

Kann sich der einzelne Mensch, das Individuum, mitunter — wenigstens scheinbar und temporär — alles religiösen Gefühles entäußern und der Religion selbst feindlich gegenüberstehen, so ist die Religion für die Menschheit, als sozialer Organismus im engeren oder weiteren Sinne genommen, d. h. als zeitlich oder räumlich Ganzes oder als ein Teil-Organismus, d. h. als Volk, Staat, Nation gedacht, etwas Unentbehrliches.

Man muß darum mit Kidd die Religion selbst vom evolutionistischen Standpunkt als eine soziale Notwendigkeit betrachten. Kidd definiert demgemäß die Religion als eine Glaubensform, welche eine über die Vernunft hinausgehende Normierung für die große Reihe von Fällen im Verhalten des Individuums schafft, wo dessen Interessen und die Interessen des sozialen Organismus im Widerstreit miteinander stehen, und durch welche die ersteren den letzteren unterworfen werden im allgemeinen Interesse der Evolution, welche die Rasse durchmacht.†) Auf diese Weise wäre die allmähliche Erringung der Freiheit von der Religion, was E. Dühring als das Bestreben der modernen Jahrhunderte bezeichnet,††) eine retrograde, evolutionswidrige, ja geradezu naturwidrige Bewegung. Denn im allgemeinen ist es allerdings richtig, wenn P. Tiele bemerkt: „Die Religion wurzelt in der Natur des

*) L. Ranke, Weltgeschichte, 2. Aufl. (Text-Ausgabe.) I. Bd. S. 9.

**) W. Bousset, Das Wesen der Religion, 3. Aufl. Halle a. S., 1905.

***) Ebd., S. 12.

†) Soziale Evolution, deutsch von Pfleiderer. S. 97.

††) Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres. 3. Aufl. Leipzig, 1906 S. 6.

Digitized by Google

Menschen, d. h. sie geht aus seinem inneren Wesen hervor." *) Und ich glaube darum, würde man das von Herodot erwähnte angebliche Experiment König Psammetichs, der, um zu ermitteln, welches Volk die ursprünglichste Sprache rede, zwei neugeborne Kinder einem Hirten übergeben haben soll, mit dem Auftrage, daß niemand in ihrer Gegenwart je einen Laut vernehmen lasse, in Bezug auf die Religion wiederholen, so dürfte man auch hier ein ähnliches Resultat erzielen. Wie dort die sprachbildende Fähigkeit aus eigenem Antriebe zur Geltung gekommen sein soll, so müßte sich auch das religiöse Bedürfnis der Menschen selbst ohne äußeren Einfluß auf irgendwelche Art, wenn auch nicht in der richtigen Weise, Ausdruck schaffen.

Damit will aber nicht gesagt sein, daß die Religion eine bloß — nach der Auffassung Renans — instinktmäßige Betätigung des Menschen sei, die unter günstigen Verhältnissen ganz spontan ins Leben trete, wie etwa das Brüten der Henne einzig und allein eine Frucht des ihr innewohnenden Instinktes ist. **) Selbst die Sprache darf uns nicht als Produkt eines Instinktes gelten; was durch den Instinkt zu stande kommt, ist gleichmäßig, unfreiwillig, es hat keine Entwicklung und darum auch keine Geschichte. Sprachen haben ihre Entwicklung und Geschichte, ebenso auch Religionen oder die Religion; jene geistige Fähigkeit, welcher sie entspringen, ist also an keine feste, unabänderliche Norm gebunden.

Wenn man sich, von den sprachlichen Ausdrücken ausgehend, darauf beruft, daß in sehr vielen Sprachen der Gottesname ursprünglich den physischen Himmel bedeute, wie z. B. Dyaus, Zeus, Jupiter (Dyauspitar-Himmelsvater), oder im Chinesischen Tien, und daraus den Schluß zieht, man habe den stofflichen Himmel personifiziert und so den Begriff der Gottheit erhalten, so beruht dies unter anderm auch auf einer vollkommenen Mißachtung der Sprachpsychologie. Denn es sind ja unsere sämtlichen Abstrakta eigentlich bildliche Ausdrücke, Metaphern, und es wäre grob gefehlt, wenn man bei ihrer Erklärung stets die Etymologie des Wortes zu Grunde legen würde. Diese Erscheinung sagt eigentlich nur soviel, daß die sinnlichen Wahrnehmungen der geistigen Abstraktion gewöhnlich vorangehen.

Die Bezeichnung des Gottesbegriffes mit dem Worte für Himmel, Firmament ist darum nichts weniger als eine Identifizierung Gottes und des Himmels. Sehr richtig hat dieses Thema der gebildete Chinese, Regierungskommissär Yeh beantwortet, als man ihm die Frage stellte, was man unter Tien zu verstehen habe. „Tien", so erwiderte er, „bedeutet allerdings den sichtbaren, materiellen Himmel, aber es bedeutet auch soviel als Schangti, d. h. den obersten Weltenlenker, Gott. Es ist aber nicht geziemend, den Namen Schangti eitel zu nennen, und darum bezeichnen wir ihn mit dem Namen seines Wohnortes, d. h. Tien oder Himmel." ***)

Und der Ahnenkult, mag er auch ein integrierender und oft stark überwuchernder Bestandteil einer Religionsform sein, ist und war auch nie an

*) Einleitung in die Religionswissenschaft. Gifford-Vorlesungen, gehalten in der Universität zu Edinburgh. Deutsch von G. Gehrich. I. Gotha, 1899. S. 14.

**) Renan, Dialogues philosophiques. Paris. S. 38, 39.

***) Hilderic Friend in Folk-Lore Record. vol. IV. S. 6.

Digitized by Google

und für sich die Religion selbst. Es besteht immer ein auch in den Äußerlichkeiten zu Tage tretender Unterschied zwischen dem Dienste Gottes oder der Götter und zwischen dem Kulte der Heroen oder der Geister der Dahingeschiedenen. Es ist diesbezüglich bezeichnend, daß im Griechischen dieser Unterschied sogar sprachlich zum Ausdruck kommt. Die gottesdienstlichen Akte haben einen anderen Namen, wenn es sich um den Dienst der Götter oder um den der Heroen d. h. Ahnenkult handelt (z. B. heißen Altar, Opfer, Libation beim Götterkult: *βωμός, θύειν, σπονδαί* beim Heroenkult aber: *ἐσχάρα, ἐναγίζειν* oder *ἐντέμνειν, χοαί*). Den Göttern wurden die Opfer bei Tag dargebracht, den Heroen aber im Dunkel der Nacht. Den Ahnen sollte man schwarzgefärbte männliche Tiere opfern und der Kopf des Opfertieres wurde während des Opferaktes nicht dem Himmel zugewendet, wie dies bei den Götteropfern der Fall war, sondern er mußte zur Erde niedergedrückt werden.*) Ebenso kennt auch der brahmanische Ritus einen Unterschied zwischen den Opfern, welche den Göttern (Dêvas) und denen, welche den Ahnen oder Vätern (Pitris) dargebracht werden.

Aus all diesem ist wohl ersichtlich, das wir bei einem gründlichen Studium der religiösen Erscheinungen ein ganz anderes Bild von ihnen erhalten, als jenes ist, welches uns H. Spencer, Lubbock, Tylor u. a. auf Grund ganz vager und ziemlich unzuverlässiger Aufzeichnungen mancher Reisenden entworfen haben, die gar oft für religiöse Begriffe wenig Sinn und Verständnis hatten. Das erklärt uns aber wohl auch, warum unsere modernen Positivisten ihre Nachweise mit einer besonderen Vorliebe eben diesem weniger zuverlässigen Materiale entnehmen.

Wie aber die Religion mit einer gewissen Erkenntnis Gottes und mit einem äußeren Kultus untrennbar verbunden ist, so ist sie auch in der Tat unersetzbar. Alle Versuche, eine Surrogatreligion oder ein Religionssurrogat zu schaffen, haben darum ein jähes und klägliches Ende genommen. Es ergeht den moderneren Bestrebungen nicht besser als seinerzeit den epikureischen und stoischen Lehren mit der in ihnen wesentlich vorherrschenden Richtung auf ausschließlich praktische Lebenshaltung. „Ein noch so geschicktes Abwägen der einzelnen Akte des Verhaltens in Rücksicht auf die Gesamtwirkung an Lust und Schmerz" — bemerkt sebst E. Dühring, — „oder aber eine noch so entscheidene Pflege des Heroischen in der menschlichen Natur zur innern und äußern Bekämpfung übler Situationen", — solche Wendungen zur Gestaltung des Einzeldaseins waren sicherlich nicht genügend, um das geistige Bedürfnis auszufüllen.**) Das Bedürfnis nach Gott und Religion läßt sich einmal nicht hinwegphilosophieren; und wenn sich einzelne damit abgemüht haben, so bricht doch immer das herrliche Dichterwort durch: Ja, der Gedank' an die Götter, bringt er ins Herz mir, befreit mich von allem Leid. (Eurip. Hippol. V. 1105.)

Und wohin hat denn auch schließlich der Positivismus geführt, welcher, die theologische und metaphysische Weltanschauung für einen überwundenen Standpunkt ausgebend, an die Stelle der Religion das Wissen allein setzen wollte? Fand sich nicht Comte bemüßigt, um die Leerheit, welche die bloße

*) S. Rohde, Psyche. S. 140.

**) A. a. O., S. 73.

Digitized by Google

Wissenschaft noch übrig ließ, mit etwas auszufüllen, was ohne vermeintlichen Aberglauben auch den Aussprüchen des menschlichen Herzens Rechnung tragen möchte, eine Art neue Religion zu entwerfen? Einen Gott, eine Unsterblichkeit oder überhaupt ein Jenseits gab es zwar in dieser neuen Religion — lucus a non lucendo — nicht. Aber dennoch wollte man den Namen Religion beibehalten, es sollte auch eine Art Kultus bestehen, die den Religionsüberlieferungen in der allgemeinen Anlage entsprach. Beispielsweise bildete die ideelle Fortexistenz der Toten in der Erinnerung der Lebenden, also eine Art Gedenkkultus, einen wichtigen Bestandteil; doch sollte man daneben noch eine gewisse Affektion und entsprechende Verehrung in Beziehung auf Weltkörper hegen. Das hieß man nun eine Beseitigung des religiösen Aberglaubens!

Der neue Gott der Humanitätsaposteln Comte und Littré ist der Mensch nicht als Einzelwesen, sondern in seiner Gesamtheit als Menschengeschlecht. Die Gesellschaft in ihrem Gesamtleben, meint Littré, ist das höchste Wesen (Être suprême), und die erhabenste Pflicht eines jeden Individuums ist, so viel es nur vermag, den Fortschritt der Menschheit zu fördern und sich mit allen Kräften den Diensten der Menschheit zu widmen.

Es hat wohl noch niemand eine so vernichtende Kritik über diese neue Religion und ihren Kult ausgeübt wie Professor Huxley, dem man gewiß keine „fromme" Beeinflussung vorwerfen kann. „Wenn der Positivist von mir verlangt, ich sollte die Menschheit verehren, d. h. den verallgemeinerten Begriff der Menschen, wie sie allzeit waren und wahrscheinlich auch immer sein werden, anbeten, so muß ich ihm erwidern, daß ich mit demselben Rechte mich vor dem verallgemeinerten Begriffe wilder Affen beugen könnte."*)

Für uns besteht zwar zwischen dem Gesamtbegriffe der Menschheit und demjenigen wilder Affen ein wesentlicher Unterschied, dieser entspringt aber gerade aus den Beziehungen der Menschheit zu Gott, d. h. aus der Religiosität der Menschheit. Nimmt man dieses Element hinweg, so bliebe dann in der Tat kein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Verallgemeinerungen und es würde dem Gesamtbegriffe Menschheit auch das entzogen werden, was ihn gewissermaßen verehrungswürdig macht.

II. Die ethische Idee.

Wie man in jeder Kunstdichtung eine Befriedigung des dem Menschen innewohnenden Gerechtigkeitssinnes sucht, so daß die schönste Technik, die gewählteste Sprache, hochschwingende Poesie, bilderreiche Ausdrücke nicht für den Mangel derselben entschädigen können, so forscht der menschliche Geist auch in den mannigfachen Geschicken des großen Weltdramas, genannt Geschichte, nach einem Ausgleich der moralischen und sozialen Unebenheiten. Wozu ein Menschenleben und ein Menschenalter sozusagen eine zu kurze Spanne Zeit sind, das soll im Verlaufe der Geschichte zur vollen Geltung kommen, der Sieg des Wahren, Guten, Edlen, Erhabenen, Idealen über das Falsche, Böse, Ungerechte, Gemeine und Niedrige.

*) F. W. L. Davidson, Theism as Grounded in Human Nature. London, 1893. S. 297.

Digitized by Google

In diesem Sinne hatte schon Tacitus den Beruf des Geschichtschreibers als richterlichen, die Weltgeschichte sozusagen als Weltgericht aufgefaßt.

Ist es wahr, was Heraklit sagt: „Es nähren sich alle menschlichen Gesetze von einem, dem göttlichen; denn dieses herrscht, so weit es will, und ist stark genug für alle und ihnen überlegen", so muß die Herrschaft dieses göttlichen Gesetzes, der sittlichen Weltordnung, gerade in der Weltgeschichte ihren evidenten Ausdruck finden.

Das Bewußtsein, daß sich die Geschicke der Völker nach ihren moralischen Eigenschaften richten, daß Wohlsein, Freiheit, Emporblühen, Waffensiege, Kultur, andererseits aber soziale und wirtschaftliche Dekadenz, Tyrannisierung, Niedergang der geistigen Kultur, Verfall der Macht mit dem sittlichen Zustande der Völker im innigen Zusammenhange sind, war stets im Geiste aller denkenden Beobachter der Geschichte tief eingewurzelt. Cicero, der bei der größten Entwicklung der äußeren Machtsphäre des römischen Reiches bereits den Keim des Verfalles entdeckte, beruft sich auf Ennius' Worte:

Moribus antiquis res stat Romanorum virisque, und fügt hinzu: Nostris enim vitiis, non casu aliquo, rempublicam verbo retinemus, reapse vero jampridem amisimus.*)

Freilich wird uns bei einer solchen Auffassung entgegengehalten, das sei eine Voraussetzung, die man in das Gebiet der Historik hineintrage. So wird namentlich von O. Lorenz früheren Historikern der Vorwurf gemacht, daß sie den historischen Standpunkt verlassen hätten, indem sie Wertmaßstäbe, die meist durch eine spekulative Philosophie gewonnen wären, in die Geschichte hineintrügen, wie dies z. B. bei Droysen der Fall ist, der alles Geschichtliche für ethisch halte, oder bei Schlosser, der Politik und Moral — im Sinne des Kantschen kategorischen Imperativs — identifiziere. Er will darum der Geschichtswissenschaft die Aufgabe stellen, ihre Maßstäbe auf eigenem Grund und Boden aufzusuchen.**) Nun halten wir allerdings jedwede Geschichtsmacherei für unwissenschaftlich und es wäre keine wahre Historik, welche die Tatsachen gewissen Wertmaßstäben zuliebe entstellte.

Doch ist es etwa voraussetzungslose Wissenschaft, wenn man im vorhinein behauptet, in den Geschehnissen der Historik dürfe man nichts anderes sehen als Resultate der physischen, biologischen oder eventuell der ökonomischen, rein materialistisch aufgefaßten Weltordnung? Ist es eben deshalb nicht gerade der wahre Grund und Boden der Historie, wenn der Forscher Umschau hält, ob die Wertmaßstäbe der materialistisch-deterministischen Soziologie auf die Geschichte überhaupt anwendbar sind?

Und wie verhält sich denn die Sache, wenn man ausschließlich den materialistischen Wertmaßstab auf die Geschichte anwenden wollte? Würde die Naturnotwendigkeit der ökonomischen Gesetze nicht jede Geschichte zu einem unabänderlichen Fatum, zu einem geisttötenden, jedes Kulturbestreben im Keime erstickenden und alle freie Bewegung vernichtenden Kismet umwandeln?

---

*) Lib. V. de Republ. Fragm. zit. bei St. Aug. Civ. Dei. II. c. 21.

**) O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. S. 72 u. 75 ff.

Digitized by Google

Die Geschichte muß ja gerade der Prüfstein sein, an welchem man erkennen kann, ob alles Sittliche wirklich nur auf Lust- und Schmerzempfindungen zurückzuführen sei. Findet denn wohl die rein utilitaristische Auffassung der Sittlichkeit, wie sie uns bei Bentham und H. Spencer entgegentritt, durch den ganzen Verlauf der Weltgeschichte ihre Rechtfertigung? Könnte man sagen, der Historiker habe seines Amtes gewaltet, wenn er die Grausamkeiten eines Tiberius, Nero und Caligula einfach daraus erklärte, daß ihnen diese Scheußlichkeiten Lustempfindungen verursachten? Und ist etwa das historische Rätsel gelöst, wenn man in allen Unterdrückern der Gerechtigkeit, in den Ausbeutern der Schwachen und charakterlosen Verrätern bloße Verbrechertypen erblickt, die mit erblichen Eigenschaften behaftet, bewußtlos und notwendigerweise ihr ruchloses Werk vollbrachten?

Oder sind sie vielleicht gar noch als Übermenschen die eigentlichen Helden, die, sich über das Herkömmliche der Sklavenmoral hinwegsetzend, die wirklichen Größen der Geschichte ausmachen?

Gerade vor dem Richterstuhle der Geschichte zerbrechen und zerstäuben diese Theorien des Utilitarismus und Hedonismus. Denn die Geschichte will richten und muß richten, sie ist dazu über alles andere hier auf Erden befugt, weil sie sich über alle Beeinflussungen erheben kann. Sie hat wahrhaftig nur dann einen Sinn, wenn sie, wie Caro sagt, das Gewissen der Menschheit ist.

Die auf bloße biologische Tatsachen aufgebauten utilitaristischen Theorien wären tatsächlich eine Zerstörung des fortschrittlichen und weiterentwickelnden Elementes der Menschengeschichte.

Der menschliche Geist im allgemeinen wird sich nie mit dem Satze abfinden können, der eigentlich von Spinoza herrührt, den sich aber die moderne sogenannte sozialistische Moral angeeignet hat, daß Macht und Recht oder Sittlichkeit sich im wesentlichen decken und daß jeder *darf*, was er *kann*.*)

In diesem Falle wäre es mit der Geschichtsauffassung wirklich sehr traurig bestellt und alle Geschichtsschreibung müßte schließlich auf den servilsten Byzantinismus hinauslaufen. Denn in der Tat wird uns von derselben Moralistenschule ganz unverhohlen angedeutet, daß die Tugend mit der Anpassung an die sozialen Machtverhältnisse, Sünde und Verbrechen mit dem Widerstreit gegen dieselben gleichbedeutend seien. In diesem Falle wäre dann die Sittlichkeit nichts anderes als eine soziale Mimicry und Charakterlosigkeit die höchste Tugend.

Wäre es auch wahr, — was übrigens doch immerhin fraglich bleibt, — daß Napoleon I. keine Spur von Reue darüber empfand, daß seine unbegrenzte Ruhmsucht den Tod von $2^1/_2$ Millionen Franzosen und gewiß ebensoviel Feinden verschuldete, so wird ihn die Geschichte nie von seiner Schuld lossprechen und sie würde es auch dann nicht tun, wenn ihm die Siegeslorbeeren bis ans Ende beschieden gewesen wären. Denn es ist in der Geschichte nicht der Erfolg, der Menschen und Völker groß macht, sondern solange es eine ideal aufgefaßte Geschichtschreibung gibt, wird man das edle Bestreben nach Wahrheit und Recht immer hochschätzen: man wird

*) Anton Menger, Neue Sittenlehre. Jena, 1905. S. 23.

Digitized by Google

die menschlichen Handlungen immer anders abschätzen müssen als jene, die, von einer freien Handlungsweise unabhängig, bloß ein Resultat der puren Naturmächte sind. Man wird darum an die Erscheinungen des sozialen Lebens stets einen anderen Maßstab anlegen müssen als an die Katastrophen physisch-geographischen Ursprungs. Die französische Revolution, der Dreißigjährige Krieg, der Einbruch der Tataren in Europa, die Eroberung Konstantinopels durch die Türken u. dgl. sind allerdings Ereignisse, die viel Unheil verursachten. Und doch sind sie ganz anderer Natur als etwa der Untergang Pompejis und Herkulanums, der Ausbruch des Mont-Pelé und das Versinken des Krakatoa-Gebietes. Hier stehen wir vor einfachen Elementarereignissen, denen gegenüber der Mensch macht- und wehrlos ist, die mit seinem Walten und Handeln in gar keiner Beziehung stehen, über die man darum weder ein abfälliges noch ein gutheißendes Urteil aussprechen kann, sie entziehen sich einfach der Kritik.

Ganz anders verhält sich aber die Sache mit jenen Ereignissen, welche entweder in der Tat des einzelnen oder der Kollektivität ihren Grund haben. Der Mensch kann nicht umhin, sie nach ihrem moralischen Wert abzuschätzen, der an und für sich ganz unabhängig davon ist, ob sie der Gesamtheit nützlich und vorteilhaft waren oder nicht. Der menschliche Geist kann den Gedanken nicht ablegen, daß es eine soziale Gerechtigkeit geben müsse, — und es ist gerade die Geschichte, welche als die Darstellung der Entwicklung der Menschheit diese Gerechtigkeit zu Tage zu fördern berufen ist.

Ist ja doch das ganze Ringen und Bestreben der sozialen Verbindungen, seien sie nun Staat, Kirche, Nation oder im engeren Kreise Familie, Clan, berufsmäßige Korporationen, dahin gerichtet, die soziale Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen; und nur insoferne sie sich auf die Forderungen dieser Gerechtigkeit berufen können, dürfen sie auf die Billigung der Historik Anspruch erheben. Man sah sich darum durch die Macht der Tatsachen genötigt, selbst von rein ökonomistischem Standpunkt aus den Wert der moralischen Schätzung anzuerkennen.*)

Und diese Schätzung ist an und für sich ganz unabhängig von der derzeitigen allgemeinen Meinung. Es ist darum ganz unrichtig, wenn man sich darauf beruft, es gebe keine Missetat, die nicht irgendwo und zu irgend einer Zeit für einen Tugendakt gegolten hätte. Das Urteil des einzelnen, ja auch ganzer Volksschichten kann durch Aberglauben, Traditionen, Vorspiegelungen, Furcht, servile Unterwürfigkeit, entfachte Leidenschaften u. dgl. beeinträchtigt, gefälscht und irregeführt werden. Das sind aber örtliche oder momentane Erscheinungen, die ihre Korrektur gerade im Gesamtbewußtsein und in dem den Menschen innewohnenden Gerechtigkeitssinne finden. Und gerade dieser sagt uns, daß Tugend und Laster ganz und gar nicht von der Anpassung oder Nichtanpassung an die herrschenden sozialen Machtverhältnisse abhängen. Sokrates und Christus, die Apostel und Märtyrer waren vor den damals obwaltenden Machtverhältnissen als schuldig befunden, — der Gerechtigkeitssinn aller Zeiten wird sie für schuldlos erklären und sein Ver-

*) A. Loria, Verso la Giustizia sociale. S. 13: „Il giudizio morale sulle singole forme economiche conserva pur sempre un eminente valore."

Digitized by Google

dikt gerade über jene Machtverhältnisse ertönen lassen, welche diese Ungerechtigkeiten verursachten. Ein Sieger und Diplomat kann triumphierend und ruhmesbedeckt vor seinen Zeit- und Volksgenossen erscheinen, wird sich aber noch vor dem Richterstuhle des menschlichen Gerechtigkeitssinnes verantworten müssen. Wie glänzend auch der Erfolg der Konquistadoren gewesen sein mag, ihre Grausamkeiten wird der Gerechtigkeitssinn nie rechtfertigen können.

Es ist darum ganz unrichtig, wenn La-Rochefoucauld behauptet, man mißbillige die Ungerechtigkeit nicht aus Abscheu, den man derselben gegenüber empfindet, sondern der Nachteile wegen, die sie mit sich bringt. Diese grob-egoistische Auffassung kann doch nicht jenes unwillkürliche Entsetzen erklären — meint Fouillée — das uns die Greueltaten der Vorzeit einflößen, die uns nicht schaden, die uns im Gegenteil vielleicht noch Vorteile gewähren?*) Daraus leuchtet wohl ein, daß die Geschichte nicht aus bloß sinnlich-hedonistischem und utilitaristischem Standpunkt aufgefaßt werden kann. Es sind nicht die Sinne und das sinnliche Wohlbehagen, die unser Urteil über die Begebenheiten der Vorzeit, über das Verhalten und Handeln der einzelnen und der Gesamtheit bestimmen, sondern eine dem Menschen innewohnende Idee, welche das eine als recht, das andere als unrecht erscheinen läßt. Wir müssen darum die Menschen mit ihren Taten nicht ihrem Milieu entreißen, ja wir dürfen es nicht einmal tun, ohne gegen sie ungerecht zu werden; aber auch dort, wo sie stehen, in ihrer lokalen Umgebung und in ihren Zeitverhältnissen, ist es nicht der materielle Nutzen, den ihre Handlungen hervorbringen, sondern der sittliche Gerechtigkeitssinn, nach dem sich das Verdikt der Geschichte richtet.

Wie die Mechanik auf dem Bestreben nach einem Ausgleich der Kräfte beruht, so liegt der Geschichtswissenschaft das ethische Prinzip der Gerechtigkeit zu Grunde.

Jede Kunst hat ihre Normen, welche nicht durch menschliche Willkür bestimmt werden und auch nicht durch dieselbe abgeändert werden können. Sie liegen in den Regeln der Harmonie, welche eine proportionsmäßige Verteilung in Zeit und Raum erheischen. Alles, was sich der festen Norm nicht anpaßt, wirkt störend, sei es nun in Tönen oder Linien und Formen.

Allerdings sind die Regeln der Kunst viel komplizierter und weniger durchsichtig und kontrollierbar als diejenigen Euklids in der Geometrie. In der letzteren ist jeder Fehler sogleich ins Auge fallend, er stört nicht nur, er zerstört sogleich das ganze Gebäude. Dennoch sind die Normen der Harmonie für die wahre Kunst, wenn sie auch nicht so knapp und fest dargestellt werden können, wie es ein Handbuch der Geometrie für die abstrakten Raumverhältnisse vermag, ebenso unstreitbar vorhanden und der Natur der Sache entspringend wie diese.

Und auch die Geschichte fordert eine solche Harmonie. Sie kann zwar nicht durch eine mathematische Formel ausgedrückt werden, denn die mannigfachen Begebenheiten und die auf- und absteigenden Bewegungen geschichtlicher Entwicklung sind in ihren Motiven und Kundgebungen so verschieden geartet,

*) Le moralisme de Kant et l'amoralisme contemporain. Paris, 1905. S. 217.

Digitized by Google

daß jeder Versuch einer mathematischen Bestimmung scheiterte und scheitern muß. Aber der betrachtende Menschengeist fordert auch im Aufbau der Geschichte eine gewisse Norm, einen festen Plan, und eine jede Bewegung, welche diesem Plane entgegenzuwirken scheint, fordert ihren Ausgleich, um nicht das Ganze als ein unvollendetes Werk, als eine abgebrochene Säule erscheinen zu lassen.

Wie es im Reiche der Töne und der Formen eine vom Menschen unabhängige Norm der Harmonie gibt, so muß es auch in der Verkettung der Geschehnisse und Handlungen eine solche geben, die zwar nicht mit eisernen Banden fesselt, aber dennoch nicht ungestraft überschritten werden kann. Eine Überschreitung oder Vernachlässigung dieser Norm trägt ihre Strafe in sich selbst. Ein den Regeln der Harmonie zuwider entstandenes Kunstwerk macht einen unangenehmen, widerlichen, abstoßenden Eindruck, und zwar umsomehr, je höher der Kunstsinn des Menschen ausgebildet ist. Gerade so wird der Mensch in Anbetracht der menschlichen Handlungen geistig befriedigt, begeistert und hingerissen oder im andern Falle verstimmt und angeekelt, je nachdem sie jener Gerechtigkeitsidee, die dem menschlichen Geiste innewohnt, entspricht oder zuwiderläuft.

Es gibt demnach einen Hedonismus, der über dem Lustgefühl des Magens und der Sinne steht. Der Begriff einer Gerechtigkeit ist ganz unabhängig von den rein biologischen Lust- und Unlustempfindungen, welche sich auf das bloß negative oder tierische Leben beziehen. Gut und Böse kann darum nicht gleichbedeutend sein mit Lust- und Unlustgefühl in rein biologischem Sinne. Das wahre, sittlich Gute hat seinen vom Menschen und dessen individuellen Ansichten unabhängigen Wert.

Durch den Verlauf der Geschichte wird die Behauptung Comtes, die Menschheit, in ihrer Gesamtheit betrachtet, hänge nur von sich selbst ab, sie allein sei es, welche ihre Zwecke bestimme, auf den Kopf gestellt. Diese Ansicht läßt sich zwar einerseits auch nicht mit dem Determinismus vereinigen, welcher alle menschlichen Handlungen dem mechanischen Kausalitätsgesetz entspringen läßt, andererseits steht sie aber auch mit der Tatsache im Widerspruch, daß das tatsächlich und absolut Wahre, Schöne und Gute nicht von der menschlichen Willkür bedingt wird.

Die sittlichen Grundprinzipien sind also von einem absoluten Wert, ebenso wie die Ideen des Schönen, Wahren und Guten, so sehr sich auch die individuelle Auffassung im einzelnen verirren und von der richtigen Norm abweichen mag; das Gesamtbestreben der menschlichen Entwicklung zeigt sich eben darin, daß sie stets einer Verwirklichung dieser Idee zusteuert.

In dieser Beziehung gilt darum das Wort Augustins: Securus judicat orbis terrarum. Und es ist gewissermaßen eine Erweiterung dieses Gedankens, wenn Carneri den Satz aufstellt: „wir könnten überzeugt sein, daß das absolut Wahre, Schöne und Gute — mag es noch so oft im menschlichen Leben verkannt worden sein — Allgemeingültigkeit hat im Universum, wie es auch im menschlichen Leben schließlich immer zum Durchbruch gekommen ist und immer zum Durchbruch kommen wird.“ *) Nur ist es falsch,

*) M. Carneri, Sittlichkeit und Darwinismus. 1871. S. 180.

Digitized by Google

diesen Durchbruch von der Wirkung der mechanischen, physischen oder biologischen Naturgesetze zu erwarten, da er nicht mittels der Naturkräfte, sondern vielfach gerade ihnen zuwider stattfindet. Die sittliche Weltordnung, als ideelle Norm des menschlichen Handelns, wie es uns in der Geschichte entgegentritt, ist etwas Fixes und Unbewegliches, dem der Entwicklungsgang der Menschheit immer wieder zustrebt, wenn er auch mitunter davon abgelenkt wird. Und ist auch dieses Gravitationszentrum der Menschheit ein unsichtbarer Punkt, eine sinnlich nicht wahrnehmbare Kraft, die Wirkungen derselben können unserer Beobachtung doch nicht entgehen.

Fortschritt und Entwicklung bedeutet eben soviel, daß die ethischen Prinzipien sich immer mehr und mehr verwirklichen und zum Durchbruch kommen. Man hat schon lange eingesehen, daß Buckles bekannte These, der Fortschritt der Zivilisation werde durch den Triumph der intellektuellen über die moralischen Gesetze bezeichnet*), eine grobe Verkennung des Wesens der Kultur und Zivilisation in sich begreife. Dieser verfängliche Irrtum wäre, in die Praxis umgesetzt, das gerade Gegenteil der wahren Kulturbestrebungen; er würde nur im stande sein, einem grenzenlosen Macchiavellismus, einer allgemeinen moralischen Korruption die Bahn zu öffnen, welche hinwiederum die Keime eines knechtenden Absolutismus in sich bergen. Die Geschichte zeigt es uns in einer sich stets wiederholenden Reihe von Beispielen, daß die Mißachtung und Geringschätzung der moralischen Gesetze das Zeichen einer inneren Erkrankung des gesellschaftlichen Lebens seien; es ist das der Anfang eines Verfalles, der mit unaufhaltbaren Schritten das Zerfallen des nationalen, staatlichen und sozialen Gefüges nach sich zieht. Die intellektuellen Gesetze, sofern sie nicht auf Sophismen aufgebaut sind, müssen im Gegenteil die ethische Idee in ein klares und reines Licht, sie müssen sie stets mehr und mehr zum Durchbruch bringen.

Denn unter den intellektuellen Gesetzen kann man doch nicht die alles zersetzende Skepsis verstehen. Die Aufgabe des Intellektualismus ist nicht mit der Abscheidung des Irrtümlichen und Falschen abgetan, sie besteht vielmehr darin, daß das Wahre uns immer klarer zum Bewußtsein komme. Und in diesem Bilde steht eben die ethische Idee im Vordergrunde. Wahr, gut und recht sind Begriffe, die sich gegenseitig ergänzen und stützen sollen.

III. Die soziale Idee.

Man hat mit Recht die Geschichtswissenschaft bezeichnet als die Wissenschaft von der Entwicklung der Menschen als soziale Wesen. Denn der Mensch ist mit unzähligen Fäden an die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gebunden, so daß er von aller Umgebung losgelöst, bloß ein imaginäres Dasein führt. Darum enthält auch die im engsten Kreise durchgeführte Biographie nicht nur die Geschichte eines Menschen, sondern, wenigstens im partiellen Sinne, der Menschheit. Es gibt keinen Menschen, und sei er noch so bedeutend, der nicht einen Teil, u. zw. einen nicht geringen Anteil seiner Größe der Mitwelt und in gewissem Sinne auch der Vorwelt zu verdanken hätte, und

*) Geschichte der Zivilisation in England. Bd. I., Kap. 5 im Anfange.

Digitized by Google

wiederum gibt es auch keinen Menschen, und sei er noch so gering, der nicht irgend etwas zur Entwicklung der sozialen Umgebung beigetragen hätte. Wie im sozialen und politischen Leben, so stehen sich auch in der Geschichtsauffassung zwei Strömungen gegenüber, die sich bei richtiger Anwendung im Gleichgewichte erhalten sollen, bei falscher und einseitiger Betrachtung aber aufeinander zersetzend wirken und den eigentlichen Entwicklungsgang hemmen.

Es sind das die Strömungen des Individualismus und des geschichtlichen oder sozialen Kollektivismus.

Man macht der älteren Geschichtschreibung gewöhnlich den Vorwurf, sie sei zu individualistisch, mehr eine Geschichte von Königen und Heeresführern als von Völkern und Nationen gewesen. Nun, es mag wohl sein, daß den älteren Geschichtschreibern die Wechselwirkung von Individuum und Gesellschaft — in engerem oder weiterem Sinne — nicht so klar vor Augen schwebte, wie dies heute im allgemeinen der Fall ist. Doch wenn man das Providentielle einzelner Persönlichkeiten hervorgehoben hatte, so war ja eben darin schon auch die soziale Bedeutung derselben bezeichnet. Niemals wurde darum das Individuum auf eine solche Weise vom Allgemeinen losgetrennt und über dasselbe als unumschränkter Herr und unverantwortlicher Tyrann gestellt, wie dies z. B. bei Max Stirner, Nietzsche und Lehmann*) der Fall ist. Nicht minder falsch ist es aber, wenn man die Kollektivität zum autokratischen Herrscher aller Individuen macht, so daß die Persönlichkeit eigentlich nur ein Spiegel ist, in dem das Bild des Kollektivgedankens zum Vorschein kommt.**)

In diesem Falle wäre wohl der Opportunismus nicht nur die höchste, sondern die einzige Bürgertugend. Der Mensch hätte sich der allgemeinen Meinung, ob recht, ob falsch, als willenloses Werkzeug hinzugeben.

Daraus ist ersichtlich, daß sich eine vollständige Autonomie, d. h. eine Lostrennung von einem allgemein giltigen sittlichen Gesetze, von einer höheren Weltordnung, mit einer wirklichen Freiheit nicht verträgt. Es muß bei dieser Annahme entweder die Gesamtheit der Willkür des einzelnen oder der einzelne dem allmächtigen Machtgebote der Kollektivität unterworfen sein. Das wäre aber nicht Förderung, sondern Tötung des fortschrittlichen Entwicklungsprozesses der Menschheit.

Es wird heutzutage vielfach auf die Tatsache hingewiesen, daß nicht nur Menschen, sondern auch organische Wesen, Tiere und Pflanzen, ja gewissermaßen sogar anorganische Kristallgruppen ein soziales Dasein führen. Sie sind voneinander bedingt und mehr oder weniger aufeinander angewiesen. P. Krapotkin führt uns durch das gesamte Tierreich, um nach-

*) Zeitschr. für Kulturgesch. I. Bd. S. 245: „Die Geschichte der Menschheit ist nur die Geschichte der Helden und Persönlichkeiten, sie ist darum rein individuell; es gibt keine typischen Vorgänge in der Geschichte, keine Gesetze. Eine geschichtliche Erscheinung läßt sich nie erklären, aus Ursachen herleiten, sondern nur verstehen."

**) Lacombe, L'histoire comme science, S. 73: „La conscience individuelle semble n'être que l'opinion environnante recuillie dans l'esprit individuel comme dans un miroir; la voix de l'opinion est, bon gré, mal gré, répercutée dans la voix même du sujet."

Digitized by Google

zuweisen, daß es nicht der fortwährende Krieg gegeneinander, nicht der Kampf ums Dasein sei, wodurch sich Gattungen und Arten erhalten, sondern daß der soziale Trieb und die daraus sich entfaltende gegenseitige Hilfe (mutual aid) jener Faktor ist, welchem Individuen und Arten ihr Fortbestehen und ihre weitere Entwicklung verdanken. Die Sozialität gilt ihm deshalb als der größte Vorzug im Kampfe ums Dasein und gewährt größere Vorteile als Stärke, Geschicklichkeit, Schlauheit, Schutzfarben, Anpassungsvermögen für das Überleben der geeignetsten Art.*)

Man darf sich aber durch falsche Analogien auch auf diesem Gebiete nicht irreführen lassen. Sowie der menschliche Organismus dem tierischen ähnlich gestaltet ist, so bieten auch die sozialen Gruppen der Menschen manche Vergleichungspunkte mit den tierischen. Aber das menschliche Leben ist mit dem tierischen Dasein nicht erschöpft; ebensowenig darf man den Zweck des menschlichen Gemeinwesens mit dem Zusammenleben der tierischen Herden oder selbst mit den Tierstaaten nur ganz einfach zusammenwerfen. Das höchst entwickelte gesellschaftliche Leben der Tiere ist gerade nicht bei den höher entwickelten Tieren zu finden, sondern es sind die Hautflügler, Ameisen, Termiten und Bienen, welche es gewissermaßen zu einem staatlichen Leben gebracht haben. Der sehr wesentliche Unterschied zwischen den sozialen Gebilden der Menschheit und den Vergesellungen von Tieren oder der Tierstaaten besteht eben darin, daß in den letzteren das bloße Triebleben zum Vorschein kommt, bei den verschiedenen Formen der menschlichen Vergesellungen, seien es auch die primitivsten, wie Familie, Clan, Gens, Volk u. s. w. treten stets geistige Motive und ideale Zwecke hinzu. Eine Vereinigung von Menschen mit ausschließlich materiellen Zwecken: eine Jagdgesellschaft, Krieger- oder Räuberbande, im modernen Leben etwa eine Aktiengesellschaft ꝛc., kann nie den Typus und den Ausgangspunkt zur menschlichen Gesellschaftsbildung abgeben.

Ist auch Rousseaus Vorstellung von einem gesellschaftlichen Vertrag, der aus Vernunftrücksichten die Menschen zusammenbringen sollte, eine längst überwundene Theorie, so leidet es doch keinen Zweifel, daß die menschliche Vernunft und überhaupt die geistigen Bedürfnisse des Menschen auf die Gestaltung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaftsformen einen entscheidenden Einfluß genommen haben.

Sehr richtig bemerkt diesbezüglich E. V. Zenker, daß die tierischen Gesellschaften in ihren vollendeten Formen (freilich nur was die Struktur anbelangt) vielfach die ältesten Formen der menschlichen Gesellschaft überragen. „Wenn gleichwohl" — setzt er hinzu — „die tierischen Gesellschaften auf der einmal erreichten Stufe stehen geblieben und durch Jahrtausende eine weitere Entwicklung nicht mehr durchgemacht haben, während sich die menschliche Gesellschaft von der einfachen, undifferenzierten Horde zu den höchsten und kompliziertesten Formen weiterbildete, so ist dies dem Hinzutreten der Vernunft, des kausalen Denkens, des Wahlvermögens, des Zweckbewußtseins zuzuschreiben. Durch das allmählich aufkeimende Wahlvermögen und Zweckbewußtsein wurde eine Wertung der verschiedenen natürlich und instinktiv gewordenen sozialen Institutionen (z. B. der primitiven Arbeitsteilung) möglich, und so trat an

*) P. Krapotkin, Mutual Aid a Factor of Evolution. London, 1904. S. 57.

Digitized by Google

Stelle der ganz unbewußten, triebmäßig gewordenen Organisation allmählich eine absichtliche, plan- und zweckmäßige. Allerdings" — so meint unser Sozialphilosoph — „vollzog sich diese Umwandlung ebenso langsam, als sich die Umwandlung des reinen Trieblebens in ein vernünftiges Denken vollzog, d. h. innerhalb ungezählter Jahrtausende. Aber der entscheidende Schritt zu dieser gewaltigen Revolution war doch in dem Momente getan, wo der Mensch zum erstenmale, statt wie das Tier einfach sein Verlangen mit dem Gegebenen zu befriedigen, sich den Plan entwarf, wie er sein Bedürfnis am besten befriedigen könnte. Man mag sich dieses Bedürfnis und diesen Plan noch so einfach vorstellen, es lag darin ein ungeheurer, in seinen Folgen nicht abzuschätzender Fortschritt gegenüber dem Tiere. Der Mensch erhob sich vom Seienden zu einem Seinsollenden, dem er nachstrebte, und er suchte das Seinsollende in ein Seiendes umzuwandeln. Damit war die treibende Kraft der sozialen Entwicklung gegeben, welche die tierische Gesellschaft nicht kennt. Die Idee ist also die eigentliche Triebkraft der sozialen Entwicklung, und diese soziale Entwicklung besteht in einer fortgesetzten Umwandlung von Seiendem in Seinsollendes, von Seinsollendem in Seiendes. Der Mensch erhebt sich in der Idee über das Gegebene und lebt dieser so lange nach, bis sie in einer sozialen Institution verwirklicht ist. Die soziale Entwicklung ist ein ewiges Hinausstreben über das Tierleben, welches als der natürliche Ausdruck des Interesses fest am Gegebenen hält, jeder soziale Fortschritt, und wäre er noch so gering, bedeutet einen Sieg der Idee über die Triebe." *)

Es enthält diese Auseinandersetzung des sonst materialistisch angehauchten Sozialphilosophen den Nachweis, daß man trotz der vorgefaßten Meinung des tierischen Ursprunges der Menschheit nicht umhin kann, den eingreifenden Unterschied zwischen den tierischen Vergesellschaftungen und der menschlichen Gesellschaft zu betonen. Eines ist aber in dieser Deduktion lückenhaft und unaufgeklärt, nämlich das, wie der angeblich tierische Mensch zu dem entscheidenden Schritt jener gewaltigen Revolution gekommen sei, der ihn aus der Tierheit heraushob, aus dem reinen Tierleben in das intellektuelle Gebiet hinüberführte. Der Unterschied ist nämlich, wie selbst von Zenker zugegeben wird, nicht bloß ein quantitativer, sondern ein qualitativer, ein so gewaltiger und wesentlicher, daß er wie eine Scheidewand dazwischen steht: hie Mensch — dort Tier. Die angeblichen Jahrtausende, die das allmähliche Wunderwerk vollbracht haben sollen, können uns das Rätsel nicht lösen, da der entscheidende Schritt doch einmal in einem Momente hätte gemacht werden müssen. Wie kam also der noch ganz tierische, unter dem alleinigen Einflusse des Tierlebens stehende Mensch plötzlich dazu, eine Idee zu erfassen, die ihn vom Seienden zum Seinsollenden hinüberlenkte?

Es kann darum die menschliche Gesellschaft in ihren verschiedenen Formen nicht als Weiterbildung und höhere Entwicklungsform der tierischen Vergesellschaftungen betrachtet werden. Bei den verschiedenen menschlichen sozialen Verbindungen tritt etwas hinzu, das wir bei den Tiergesellschaften ganz und gar vermissen, und das ist die treibende Idee, welche einer jeden

*) E. V. Zenker, Soziale Ethik. Leipzig, 1905. S. 26 f.

Digitized by Google

derselben vorschwebt und sie, mehr oder weniger bewußt, zu einer höheren geistigen Bestimmung hinlenkt.

Was uns bei einzelnen Individuen leichter entgeht, der oft latente Zweck ihres Strebens und Trachtens, das kann bei dem Studium der Geschichte in Betreff der Völker und Staaten nicht so leicht unbeachtet bleiben, es sei denn, man habe nur für das Tastbare und Greifbare einen Sinn. Der Entwicklungsgang und Niedergang der Völker und Staaten zeigt uns ganz deutlich, daß sie im Dienste einer Idee stehen, und daß ihre Geschicke, ihr Aufblühen und Verwelken unter anderem auch davon abhängen, wie sie dieser Idee nachkommen. Die Vergesellschaftung des Menschen kann also nicht allein den Zweck haben, welchen die tierischen Genossenschaften instinktmäßig verfolgen, nämlich gegenseitige Hilfeleistung bei der Abwehr der Feinde und Anschaffung der Lebensbedürfnisse. Beide Dinge spielen auch bei den verschiedenen Gebilden der menschlichen Gesellschaft eine Rolle, aber es gibt außerdem noch ein geistiges Band und ideelle, höher gelegene Zwecke, welche die menschlichen Vergesellschaftungen von der Familie angefangen bis zu deren höchsten und weitesten Entwicklungen verbinden und antreiben.

Der Mensch als Individuum ist eben dem allgemeinen Begriffe der Menschheit oder menschlichen Gesellschaft nicht unvermittelt eingereiht. Es besteht eine fast endlose Kette, welche das Individuum mit der Gesamtheit verbindet; er gehört zuerst seiner Familie an, dann seiner Berufsgenossenschaft, seinem Stamme, seiner Nation, schließlich jener politischen Einheit, deren Mitglied er ist, dem engeren und weiteren Gemeinwesen, der Gemeinde und dem Staate, andererseits steht er aber auch mit der religiösen Genossenschaft in Verbindung, welche sein geistiges Leben regelt und beeinflußt.

Diese Verkettung bringt es mit sich, daß das Individuum nicht in der Gesellschaft sich einfach auflöst, und andererseits, daß es sich nicht von der Gesellschaft gänzlich loslösen kann. Das von der Gesellschaft gänzlich abgetrennte Individuum ist gerade eine solche Abstraktion wie der Begriff der Gesamtmenschheit.*) Deshalb ist auch die in ihrem Extrem von Nietzsche vertretene Richtung, die man mit dem nicht ganz zutreffenden Namen des radikalen Aristokratismus bezeichnet hat, eine Tyrannisierung der Gesellschaft und eine Verleugnung der Historik. Denn ist es nicht ein wahrer Hohn auf alles geschichtliche Forschen, wenn der moderne Antichrist unter anderem diese aphoristischen Sätze hinwirft: „In den einzelnen in Wahrheit großen Menschen konzentriert sich der ganze Wert der Geschichte; in ihnen hat sie ihren Zweck erreicht, und der lange historische Prozeß kommt nur in Betracht, weil er den Anlaß und die Kraft gibt, die zum Auftreten solcher Menschen nötig sind. Das Ziel der Menschen kann nicht am Ende der Geschichte liegen, sondern nur in den höchsten Exemplaren der Menschheit. Das viele Reden von geschichtlicher Entwicklung ist vom Übel, es vergeudet unsere Kraft und wiegelt die Massen auf. Die großen Massen der Menschen sind nur Mittel oder Hindernisse oder Kopien, — im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik!“**) „Die Gesellschaft

*) Ch. R. M. Jones, Social Law in the Spiritual World. London. S. 95. „The isolate self' in no more real than the conjunct self'.“

**) S. Höffding, Moderne Philosophen, Leipzig, 1905. S. 160.

Digitized by Google

existiert nur als Unterbau und Gerüst für die ungesuchten Wesen, aus denen die Aristokratie besteht, wie jene Kletterpflanze auf Java sich auf eine Eiche stützt, um mit ihrer Krone das Licht zu erreichen und dort ihr Glück zur Schau zu tragen."*) Das ist nicht nur ungerecht und unhistorisch, es ist zugleich unmoralisch und unwahr.

Die Größen der Geschichte sind nicht nur nicht von sich, sondern auch nicht für sich allein. Das ist eben das soziale Problem der Geschichte. Die wahre Größe des Individuums besteht in seiner sozialen Betätigung und der wahre Wert dieser Betätigung steht hinwiederum im engsten Zusammenhange mit der ethischen Idee. Für jeden voraussetzungslosen Beobachter der Geschichte ist das richtige Bild der wahren Größe nicht eine Schmarotzerpflanze, die sich aus fremdem Erwerbe ernährt und oft mit der Unterdrückung des wahrhaft Gediegenen prunkt, es ist vielmehr der altersgekrönte Waldesriese, dem selbst nach seinem Zusammenbruche neues Leben entsprießt. Freilich ist es nicht der Sumpfboden des materiellen Utilitarismus und Hedonismus, wo die Keime dieser Größe sich entwickeln können. Die ethische Idee allein ist es, welche der sozialen Idee als Unterlage dienen muß. Die Institutionen des Rechtes, der Staatsverfassungen werden nur dann zu wahren sozialen Gebilden, wenn sie nicht dem Willen zur Macht, dem nichtsberücksichtigenden individuellen Absolutismus, sondern den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit und des sittlich Guten entspringen.

Die Kultur-Idee.

Mit der Religion, der ethischen und sozialen Idee am innigsten verbunden steht in der geschichtlichen Entwicklung, gewissermaßen als die Resultierende derselben und als Inbegriff der die Entwicklung durchdringenden und bestimmenden Ideen, die Kultur. Und dasjenige Moment, welches heute die Geschichtsforschung am meisten beschäftigt, ist ja gerade das kulturhistorische.

Was ist aber eigentlich die Kultur? Diese Frage mag wohl im Zeitalter der vorgeschrittenen Kultur sonderbar klingen, und doch ist sie vollkommen am Platze, denn es ist in der Tat der Wahrheit entsprechend, wenn Th. Ziegler klagt, es gebe nicht leicht einen vielgebrauchten Begriff, der so vieldeutig und so wenig gedeutet zu gleicher Zeit wäre als derjenige der Kultur. Und dennoch wäre es traurig, wenn Carpenter recht hätte, daß das Wort Kultur oder Zivilisation selbst sich nur schwer definieren lasse, daß es im besten Fall nur eine jener phantomhaften, gestaltlosen Verallgemeinerungen sei, die unser Geist zu verwenden gezwungen ist.**)

Eine solche Kulturscheu ist nur dort erklärlich, wo man mit Carpenter der Menschheit als anzustrebendes Zukunftsideal jenen kulturellen (?) Zustand vorsteckt, da der Mensch wiederum fühlen wird, daß er eins ist mit den Tieren, mit den Bergen und Strömen, mit der Erde selbst und mit dem langsamen, stillen Gleiten der Gestirne.***)

*) Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. Aphor. 258.

**) Edw. Carpenter, Die Zivilisation. Übersetzt von K. Federn. Leipzig, 1903. S. 91.

***) Ebenda, S. 87.

Digitized by Google

Wer sich nicht zu so schwindelnder Höhe der Phantasie emporschwingt, wer auf dem realen Boden der Historik verbleibt, dem muß Kultur und Zivilisation etwas Reales, Erfaßliches, und ebendarum auch Bestimmbares sein.

Kultur bedeutet für uns die Gesamtheit der menschlichen selbstbewußten Arbeit und Geistestätigkeit, wie sie sich im Leben der Völker verwirklicht und zu einer gewissen Norm ausbildet.

Für den deutschen Sprachgebrauch gibt es zwar zwischen Kultur und Zivilisation einen gewissen Nuancen-Unterschied, doch nicht in dem Sinne wie dies Eucken bezeichnet, als wäre Zivilisation eine niedere Stufe der Kultur,*) sondern vielmehr in der Weise, daß man unter Kultur im engeren Sinne mehr die geistige Wirksamkeit auf intellektuellem (Wissenschaft) und ästhetischem (Kunst, Gewerbe), unter Zivilisation aber diejenige auf sozialem Gebiete (Staatswesen, Handel, Technik, Gebräuche und Sitten) versteht. Für den Franzosen und Engländer aber bedeutet Zivilisation soviel wie unsere Kultur im allgemeinen, während bei ihnen das Wort Kultur noch mehr die ursprüngliche Bedeutung, die in unserem Worte: Agrikultur fortlebt, bewahrt und figürlich etwa soviel wie im Deutschen Bildung bedeutet.

Wird nun Kultur und Zivilisation so aufgefaßt, daß man darunter das durch selbstbewußte, also nicht instinktmäßige Arbeit und das durch intellektuelle Tätigkeit zielbewußt erstrebte, anerworbene und ins Leben gerufene geistige Milieu versteht, in welchem Völker und Menschen sich bewegen und fortentwickeln, so wird man auch zugeben müssen, daß es im strengen Sinne genommen keine kulturlosen und gänzlich unzivilisierten Völker geben könne, da Kultur und Zivilisation dort beginnen, wo der Mensch seinen Fuß hinsetzt, und der Mensch dort anfängt, wo die Kultur anhebt.

Es kann also in der Geschichte nur von einem geringeren oder höheren Grade der Kultur und Zivilisation die Rede sein. Die instinktmäßige Arbeit und Tätigkeit der Tiere, so wunderbar sie manchmal in ihrer Art und Weise sei, wird niemand als Kultur bezeichnen können. Und wenn es auch bildlich einen Bienen- oder Ameisenstaat gibt, so wäre es dennoch unrichtig, von einer Kultur der Bienen oder Ameisen zu reden.

Es kann aber doch nicht ganz der wahren Tatsächlichkeit entsprechen, wenn man die Kultur schlechterdings als ein Verlassen der Natürlichkeit bezeichnet.**) Das Bestreben, sich der Natur oder Natürlichkeit hinzugeben, ist allerdings ein Symptom dekadenter Kulturen. Es widert den Menschen das überaus Gekünstelte und Lügenhafte einer solchen Kultur an; eine ähnliche Reaktion gegen das Raffinierte des damaligen Kulturlebens deuten uns schon in der alten griechischen Kultur die Idylliker an. Als Ideal schwebt ihren Dichtungen die patriarchalische Zeit Homers vor Augen. Wie Greise zu Kindern werden, so versetzen sich die Zeiten des Verfalls in den primitiveren Naturzustand. Noch anders war dies bei Rousseau der Fall und in einem anderen Sinne tritt diese Erscheinung in neuester Zeit hervor. Die Dichter

*) Rud. Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart. Leipzig, 1904. S. 228.

**) Th. Ziegler, a. a. O., S. 16: „Der erste Schritt des Menschen über die Natur ist auch ein solcher gegen sie."

Digitized by Google

der klassischen und später der romantischen Schäferzeit begeisterten sich für die ideale Naivheit, Wahrhaftigkeit und Frische, des ungekünstelten Naturlebens, wie der Großstädter mit Behagen frische Alpenluft schlürft und sich in der Ungebundenheit des Landlebens wohl fühlt.

Die kulturmüden Modernen aber schwärmen für die Wildheit und Zügellosigkeit der natürlichen Barbarei, etwa für jene vormoralische Zeit der Nietzscheschen Phantasie, „wo der Wert oder Unwert einer Handlung aus ihren Folgen abgeleitet wurde und die Handlung an sich dabei ebensowenig als ihre Herkunft in Betracht kam".*)

Auch einen Brunetière dünkt es, als wäre Sittlichkeit, Zivilisation und Kultur eine Verleugnung, ein Widerpart der Natur. „Die Natur ist", so meint er, „immoral, vom Grund aus immoral, ich möchte sagen immoral bis zu jenem Punkte, daß alle Moral in einem gewissen Sinne, insbesondere im Beginne, in ihren ersten Prinzipien, nichts anderes ist als eine Reaktion gegen die Lehren und Ratschläge, die uns die Natur erteilt. Vitium hominis, natura pecoris sagt, wenn ich nicht irre, der hl. Augustin; es gibt in der Tat kein Laster, wozu uns die Natur nicht das Beispiel gebe und keine Tugend, von der sie uns nicht abhielte . . . . Wollte man der Natur nachfolgen, wäre es da nicht um die Menschheit geschehen? Versenken wir uns in die Natur! so ruft man uns zu, doch wenn wir uns nicht in acht nehmen, so wäre das soviel als ein Versenken in die Tierheit. Und gewisse Naturforscher, die uns aufforderten, in allem die Natur zum Führer zu nehmen, sind sich dessen nicht gewahr, daß sie uns dadurch auffordern, den Lauf der Geschichte und der Zivilisation wieder zurückzumachen. Wir sind nur insoferne Menschen geworden und können es nur so immer mehr und mehr werden, als wir imstande sind, uns von der Natur zu trennen, und indem wir es versuchen, in ihrer Mitte einen solchen Platz einzunehmen wie ein Reich in einem andern Reiche."**)

Es scheint aber vom ersten Augenblick an paradox, daß das Widernatürliche einem Wesen zur Beförderung diene, seinen inneren Gehalt erhebe und vermehre. Ist Kultur der Menschennatur nur etwas künstlich Hinzugefügtes, eine ihrem Wesen nicht angemessene Zutat, so scheint uns das Bestreben berechtigt, womit der Mensch diesen ihm gewaltsam auferlegten Banden sich zu entledigen trachtet.

Die Ursache dieses scheinbaren Widerspruches liegt aber in der falschen Auffassung und unpräzisen Bestimmung der Menschennatur.

Bestünde diese bloß aus dem Ergebnis der biologischen Gesetze, dann wäre man freilich berechtigt zu fragen: Ist die Kultur ein Fluch oder ein Segen? Ja, dann müßte man dem neuesten Kritiker Chamberlains recht geben, wenn er in Frage stellt, ob Kultur und Zivilisation, infolge kläglicher Entartung der Menschen entstanden, der Ausgangspunkt eines Fortschritts zum Idealen sein können?***)

*) Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. S. 57.

**) Discours de Combet. I. 92.

***) Fritz Wüst, Entgegnung auf: Die Grundlagen des XIX. Jahrh. von H. St. Chamberlain. 1905. S. 29.

Digitized by Google

Und wenn Chamberlain als das Ziel der Kultur die Emanzipierung von der Natur hinstellt, ohne die wir zwar nichts können, die wir aber entschlossen sind, uns zu unterwerfen; und wenn er meint, in Kunst und Philosophie werde sich der Mensch als intellektuelles Wesen, in der Ehe und dem Recht als gesellschaftliches Wesen, in Christus als sittliches Wesen seiner selbst im Gegensatze zur Natur bewußt", — so folgt bei einer derartigen biologischen Auffassung der Menschennatur unabweisbar, was Fr. Wüst (S. 68) dazu bemerkt: „O sancta simplicitas! Im Gegensatz zur Natur sind wir nichts und werden wir niemals etwas sein; die Natur ist das höchste Ideal, für sie zu kämpfen um jeden Preis, das ist das Höchste, was der Mensch tun kann." Ja, er bestimmt es auch des näheren, was er unter diesem Ideale versteht: „Der ideale Mensch ist zweifellos rein materialistisch, d. h. er reflektiert gewiß nicht, er stürzt sich wie das Tier nur auf das Gegenwärtige." (S. 96 und 168.) Und: „Es gibt kein höheres Ideal als die Tierheit, das dürfte doch nur ein Kulturfanatiker bezweifeln!" Nun, eine solche, Nietzsche fast überbietende Aufrichtigkeit ist kaum genügend anzupreisen. Sie zeigt uns nämlich mit strengster Konsequenz, wohin eine einseitige Wertung der Menschennatur notwendigerweise führt.

Aus all diesem ergibt sich aber folgendes mit voller Sicherheit: Entweder ist der Mensch ein Wesen, dessen Tun und Handeln allein durch physisch-mechanische, biologische oder wirtschaftlich-materielle Gesetze bestimmt wird. In diesem Falle ist jede Kultur, sowohl die sittliche als die intellektuelle und ästhetische, etwas Widernatürliches, das möglicherweise abgestreift werden kann. Es bliebe aber dann die große Frage zu enträtseln, wie wir da von einem Entwicklungsgang des Menschen reden können? Wäre dann der Mensch das einzige Wesen, dessen Streben zur Entartung hinführt? Ist dann nicht die immense geistige und physische Arbeit der Jahrtausende ein vergebliches, ja sogar schädliches Abmühen und Abquälen gewesen? Müßte man in diesem Falle nicht die angebliche Tat des Kalifen Omar als die höchste Kulturarbeit preisen und, diesem Beispiele folgend, unsere Museen und Akademien den Flammen überliefern, unsere höheren und niederen Lehranstalten aber als Entartungsmittel niederreißen oder zu Kasernen umwandeln?

Oder es ist die Kultur eine Blüte und Frucht jener Menschennatur, die mit der Biologie noch nicht abgetan ist, sondern durch den Geist ergänzt und beherrscht wird. Da es nun in der Tat eine Kultur gibt und da der Mensch als absolut kulturloses Wesen gar nicht denkbar ist und seine Entwicklung äußerlich gerade durch den Grad der von ihm erreichten Kultur erkennbar wird, so ist dies der evidente Beweis, daß der Mensch in seinem Ganzen nur als physisch-geistiges Doppelwesen aufgefaßt werden kann und demnach der geschichtliche Entwicklungsprozeß der Menschheit nicht bloß nach physischen, sondern auch nach metaphysischen Gesetzen beurteilt werden muß. In diesem Sinne auf den Menschen bezogen, ist also die Kultur, als gesundes Geistesprodukt aufgefaßt, nichts Unnatürliches oder Widernatürliches, sondern im Gegenteil der entsprechendste Ausdruck und das wirksamste Mittel zur Entfaltung der Menschennatur.

Allerdings gibt es auch eine Kultur, die nicht frei macht, sondern als Fessel und Bürde gefühlt wird. Ist die Kultur ohne Ideale, bloß auf das

Digitized by Google

Materielle gerichtet, ohne belebenden Geist, so wird sie dem Menschen zur Last. Und dies erklärt zugleich, warum eben in unserer kulturstolzen Zeit als Reaktion der sola cultura salvificat eine kulturfeindliche Strömung Platz gegriffen hat.

Es ist ganz richtig, was Edw. Carpenter bemerkt, daß „die griechischen Tempel und gotischen Kathedralen von Menschen errichtet wurden, die nach unserer Anschauung selbst höchst einfach und bescheiden lebten und bereit waren, ihre besten Kräfte und ihre größten Schätze den Göttern und der Gemeinschaft zu weihen, während wir heute, wo wir für uns selbst geräumige und üppig eingerichtete Villen haben müssen, unfähig sind, irgend eine anständige Kirche oder sonst ein öffentliches Gebäude herzustellen". Der Geist, der sich über Physik, Biologie und Geldwirtschaft erhebt, der Natur und Reichtum als Mittel zu gebrauchen weiß und sie leitet, ohne von ihnen geleitet zu werden, dieser Geist ist es, der die Kultur schafft und erhält.

Es sind also unbedingt Ideen, und zwar metaphysische Ideen, welche den Entwicklungsgang der Geschichte bedingen und nach einer gewissen Zielstrebigkeit (Teleologie) leiten. Durch das Zauberwort Evolution oder Entwicklung läßt sich nämlich der Verlauf der Geschichte noch weniger als das Entstehen und die Heranbildung der Gesamtnatur erklären. Und es ist ganz richtig, wenn L. Stein mahnt, man müsse sich von den berauschenden Erfolgen des Entwicklungsprinzips nicht verleiten lassen, in diesem den Schlüssel aller Welträtsel oder gar das Weltprinzip suchen zu wollen. Die Entwicklung zu substanzialisieren, d. i. sie als Tragepfeiler alles Geschehens im Universum darzustellen, hieße die Form des Weltgeschehens mit seinem Inhalte verwechseln.*)

Entwicklung ist ja nur die Richtung eines Verlaufs und nicht die bewegende Kraft und eben darum ist Entwicklung oder Evolution richtig aufgefaßt soviel wie Teleologie, d. h. das Streben nach einem gewissen Ziele. Und es ist bezeichnend, daß selbst ein der Spencerschen Schule angehörender Soziologe, Benjamin Kidd, zu dem Resultate gekommen ist, daß sowohl in der organischen Welt wie auch auf sozialem Gebiete nicht die Gegenwart das bestimmende Element der Entwicklung ist, sondern die Zukunft; diese ist der Mittelpunkt, um den sich die soziale Fortbildung dreht.**) Er zieht namentlich unsere westeuropäische Kultur als Beispiel heran und meint, das eigentliche Wesen ihres Verlaufes bedinge ein organisches Prinzip, welches die fortwährende Unterordnung und Aufopferung nicht nur einzelner Individuen und Abteilungen, sondern ganzer Generationen und Zeitperioden für die Zwecke einer höheren Lebensentwicklung veranlaßt. (Ebd., S. 77.) Dieses organische Prinzip nennt Kidd projektierte Wirksamkeit (projected efficiency). Mit diesem Namen ist freilich der Schleier noch nicht gelüftet, doch sieht man schon die zwar noch verschwommenen Züge einer höheren Leitung der Menschengeschichte hindurchschimmern. Es kann ja doch unmöglich eine un-

*) L. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Stuttgart, 1897. S. 50.

**) B. Kidd, Principles of Western Civilisation. 1902. S. 6. Vergl. auch S. 65: „We see the present continually envisaged with the future, and in which it is never the present, and always the future, which is of larger importance."

Digitized by Google

bewußte Macht sein, die der Gegenwart Normen vorschreibt, welche sie nicht ihrer selbst, sondern der Zukunft wegen zu befolgen hat.

Es mag wohl auch in Kidds Auffassung eine etwas einseitige Übertreibung enthalten sein, unleugbar ist es dennoch, daß, wie die Vergangenheit für die Gegenwart, so die Gegenwart für die Zukunft arbeitet. Und da nicht alles, was geschieht, schlechterdings aus dem geographischen, ethnographischen, sozialen und kulturellen Milieu herauswächst, sondern durch freie Betätigung des Menschen und teilweise auf scheinbar unberechenbare Weise, was man wohl sehr unwissenschaftlich Zufall zu nennen pflegt, zustande kommt, so beruht die Entwicklung des Vergangenen zur Gegenwart und der Gegenwart zum Zukünftigen nicht auf bloß organischen oder soziologischen Gesetzen, sondern auf einer Planmäßigkeit, welche in der Verkettung der Begebenheiten eine gewisse Harmonie, einen ethischen Ausgleich, eine sittliche Weltordnung zur Geltung bringt.

Es hat darum die moderne materialistische und ausschließlich wirtschaftliche Betrachtung der Geschichte das nicht umzustoßen vermocht, was Ranke als Erfordernisse der völlig wahren Geschichte aufstellte: „1. Exakte Kenntnis der einzelnen Momente; 2. ihrer persönlichen Motive; 3. ihres Zusammenwirkens, des ganzen Getriebes der Persönlichkeiten und wechselseitigen Einwirkungen; 4. des universalen Zusammenhanges. — Das letzte Resultat ist Mitgefühl, Mitwissenschaft des Alls." *)

Wir möchten aber die letzten Worte Rankes ihrer mystischen Hülle entkleiden. Es klingt viel entschiedener und ist darum auch für den menschlichen Geist viel befriedigender, was G. Vico, der eigentliche Vater der neueren Geschichtsphilosophie, sagt: gleichwie man keine genaue Kenntnis der Physik, d. h. der Lehre von den Bewegungen der Körper, ohne die abstrakten Wahrheiten der Mathematik haben könne, so gebe es auch keine wahre Geisteswissenschaft ohne die abstrakten Wahrheiten der Metaphysik. Die Kenntnis dieser metaphysischen abstrakten Wahrheiten ist es in der Tat, welche dem toten Kadaver der Monumente und Dokumente Leben verleiht. Diese ins Auge fassend, sieht der Historiker in den Pyramiden nicht bloß eine unsinnige Steinmasse, sondern ein für Jahrtausende sprechendes Wahrzeichen des Unsterblichkeitsglaubens.

Und je mehr sich sein geistiger Horizont ausdehnt, umsomehr bestätigt sich vor seinen Augen, daß es höhere Ideen sind, die die Menschheit lenken und leiten, daß es eine göttliche Weltregierung geben müsse. Der Gottesstaat (Civitas Dei), dessen Umrisse zuerst dem scharfen Blicke eines Augustinus im Ganzen sich offenbarten, ist auch durch die moderne Wissenschaft nicht verdrängt worden, im Gegenteile, unser erweitertes Wissen kann und muß uns zu einer tieferen Erkenntnis desselben führen.

*) Sämtliche Werke. Bd. 53/54, S. 569.

Digitized by Google

Kuṣejr ʿAmra.

Von **Dr. Hermann Zschokke.**

Der Name Kuṣejr ʿAmra ist in den Kreisen der Gelehrtenwelt nicht mehr unbekannt. Bereits im Jahre 1902 zeigte Prof. V. Schäfer Musils Bericht über „Kuṣejr ʿAmra und andere Schlösser östlich von Moab" im „Allgemeinen Literaturblatt" (XI, 513 ff.) an. ʿAmra liegt ungefähr 110 km östlich von dem Nordende des Toten Meeres, mitten in wellenförmiger, steiniger Wüste, fast 70 km vom nächsten Dorfe und 27 km von der nächsten Quelle entfernt. Diesem Schlößchen hat Musil eine monumentale Monographie*) gewidmet und zwar mit vollem Rechte; denn das von ihm entdeckte Kuṣejr ʿAmra ist ein Unikum in der Kunstgeschichte, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß bald eine ganze Reihe von ʿAmra-Schriften entstehen wird.

Bereits auf seiner ersten Forschungsreise 1896 vernahm Prof. Musil den Namen ʿAmra, aber vergeblich suchte er dahin zu gelangen; ʿAmra liegt nämlich im Grenzgebiete der mächtigen Beduinenstämme Beni Saḫr und

*) Kuṣejr ʿAmra (Publikation der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien) I. Textband mit einer Karte von Arabia Peträa. VIII und 238 S. — II. Tafelband mit 41 farbigen Tafeln. Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien, 1907. Preis 250 Kronen.

Im Vorworte gibt Hofrat Dr. H. Müller eine kurze Geschichte der Auffindung des Schlosses und der Entstehung der Publikation. Der Textband zerfällt in zwei ungleiche Teile, der größere (S. 1 bis 183) stammt aus der Feder des Entdeckers von ʿAmra, Prof. Musil, und ihm schließen sich die längeren Abhandlungen der anderen Mitarbeiter an. So untersucht der Architekt M. Kropf die architektonische Beschaffenheit des Baues (S. 187 bis 189), Maler A. L. Mielich schildert seine künstlerischen Arbeiten in ʿAmra (S. 190 bis 199), die Privatdozenten J. Pollak und F. Wenzel berichten über die chemische Analyse der Farben (S. 200 bis 202), Hofrat F. Wickhoff bespricht den Stil der Malereien und gibt eine übersichtliche Erklärung der Tafeln (S. 203 bis 212) und Hofrat Josef Ritter von Karabacek behandelt das schwierige Thema der Datierung und Bestimmung des Baues (S. 213 bis 238); den Text erläutern 145 Figuren, teils photographische Aufnahmen, teils architektonische Pläne, und eine Karte von Arabia Peträa nach eigenen Aufnahmen von Prof. Dr. Al. Musil. Von den 41 farbigen Tafeln des II. Bandes veranschaulichen die ersten 14 die Lage und die architektonischen Eigentümlichkeiten des Schlosses, die übrigen 27 bieten die Kopien der Malereien, mit denen die Innenräume geschmückt sind.

Digitized by Google

Rwala ibn Ša'lân und diese waren damals im Kriege gegeneinander begriffen. Auch im Jahre 1897 war sein Bemühen fruchtlos. Erst 1898 begleitete er den ihm befreundeten Stamm der Beni Ṣaḫr auf ihrem Kriegszuge gegen die Ša'lân und betrat als erster Europäer die Räume von 'Amra. Eine halbe Stunde später waren schon Feinde in Sicht. Es entbrannte eine Schlacht, die Ṣaḫr blieben Sieger, mußten aber zurückweichen, da ihnen der Zugang zum Tränkplatze abgeschnitten war. Nach zwei Jahren (1900), nachdem die feindlichen Stämme Frieden geschlossen hatten, kam Musil wieder nach 'Amra und konnte den Plan der Anlage aufnehmen, alle Bilder photographieren und ausführlich beschreiben. Die ganze Anlage von 'Amra besteht aus zwei Teilen: dem Schlößchen mit einem jetzt verschütteten Brunnen und einem etwa 740 Schritte davon entfernten Hofe. Das Schlößchen ist ungefähr 24 m lang, 13 m breit und hoch und verhältnismäßig gut erhalten. Von einem an der Ostseite angebrachten Vorhofe betritt man einen luftigen Raum, dessen Kuppel mit dem nördlichen Sternenhimmel geziert erscheint. Eine niedrige Türe in der Westmauer vermittelt den Zugang in ein Gemach mit Kreuzgewölbe. An allen Lunetten sieht man Badeszenen abgebildet, an der Bogenlaibung der Fensternische Weinranken, Tiere und Menschen und auf dem Kreuzgewölbe binsenartige Pflanzen. Die übrigen Teile der Wände waren mit Marmorplatten bekleidet. Durch eine Tür der Südmauer betritt man ein mit Tonnengewölbe versehenes Gemach. In der Mitte der Tonne sind die drei Menschenalter, bei den Fenstern die Geburt und über der Tür der Tod dargestellt. Der übrige Teil der Tonne weist zahlreiche Tiere und auch einige menschliche Figuren auf. Mit diesem Gemache endete die ursprüngliche Anlage. Später wurde jedoch an die Westmauer ein großer, mit drei Tonnengewölben, zwei apsisartigen Vorsprüngen und einer Nische dazwischen versehener Raum angebaut, in den man aus dem zweiten Gemache durch eine Tür in den Westraum gelangen kann. Ein breites Tor in der Nordmauer führt ins Freie. Auf allen Wänden dieses Hauptarmes bemerkt man Malereien. Gegenüber dem Tore auf der Steinwand der Nische ist ein Herrscher mit einem Nimbus, auf einem damaszenischen Thronsessel sitzend, abgebildet. Zwei gewundene Säulen stützen das Dach darüber, auf dessen blauer vorderer Kante Bruchstücke einer arabischen Inschrift stehen. Der Herrscher stützt die Füße auf einen Schemel. Darunter eine blaue Zone mit Wasservögeln, Seetieren und einer Barke. Rechts und links auf der Tonne sieht man Begleitfiguren. Die ganze Mitteltonne und auch die Bogenlaibungen sind mit Bildern menschlicher Figuren ausgefüllt. Auf der Osttonne des Hauptraumes gewahrt man vier Reihen von viereckigen, zueinander parallelen Feldern, in denen sich Arabesken befinden. Darunter erscheint auf der Ostwand eine Meute schlanker Sulkônhunde, welche Antilopen verfolgen. Auf der südlichen Stirnwand dieser Tonne zeigt sich ein Jagdzug. Erjagte Antilopen werden ausgeweidet; auf der nördlichen sehen wir, wie Jäger gefangene Wildesel töten.

Rechts und links von dem Fenster auf der südlichen Stirnwand sieht man drei antik gekleidete Frauen stehen, bezeichnet *ICTOPIA*, *CKEΨIC*, *ΠOIHCIC*. Auf der südlichen Stirnwand der Westtonne sitzt unter einem prächtigen Zelte eine reich gekleidete Frau und auf der nördlichen eine weibliche Figur mitten im

Digitized by Google

blauen Wasser, auf dem Seetiere und ein mit Männern besetztes Boot sichtbar sind. Die Westwand ist in drei Felder geteilt. In dem oberen erscheint ein Wettrennen und in dem mittleren eine Hetzjagd auf Wildesel. In dem südlichen Teile des unteren Feldes bemerkt man zuerst eine Gruppe von sechs Männern in reicher Gewandung und darüber Fragmente von sechs Gruppen griechischer und arabischer Inschriften. Darauf folgt ein Frauenbild mit eigentümlicher Architektur und daran schließt sich ein Ringgrund, wo verschiedene Männer Ringübungen vornehmen.

Kaum war Dr. Musil mit den Aufnahmen fertig, so mußte er dem Drängen seiner Begleiter nachgeben und 'Amra verlassen. Das mitgebrachte Material legte er in der Form eines Berichtes der Wiener Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vor und es wurde für so wichtig befunden, daß er im Jahre 1901 eine neue Reise nach 'Amra unternehmen mußte. Diesmal begleitete ihn der Kunstmaler A. L. Mielich, der die Malereien kopieren sollte. Gleich am Tage der Ankunft in 'Amra wurden sie von einer Abteilung der Ahl ál-Ǧebel überfallen, wobei Dr. Musil fast das Leben verloren hätte. Unter steter Aufregung wurde fleißig gearbeitet und nach 14 Tagen 'Amra verlassen. Nebst 'Amra fand Musil auch andere Schlösser östlich von Moab, so al Mwakkar, al-Mšatta, al-Ḥarâni, al-'Wejneḍ, al-Mejšiš und aṭ-Ṭûba, das er ebenfalls als erster Europäer betreten hatte.

Nach der Darstellung Musils gruppierten sich die Beduinenstämme in einzelne Geschlechter. Dieser Gruppierung mußten nach dem Falle des Nabathäerreiches auch die Römer Rechnung tragen und den Vertretern solcher Geschlechter den Titel und Rang römischer Beamten verleihen. Diese Beamten, einheimische Fürsten, waren nur nominell von Rom oder Byzanz abhängig und erfreuten sich eines bedeutenden Wohlstandes. Das bewegliche Zelt aus Ziegenhaaren, das ihnen zur Wohnung diente, wurde nach und nach durch ein festes gemauertes Zelt, Haus, Schlößchen ersetzt, um welches sich dann die beweglichen Zelte der Stammesgenossen gruppierten. Das Schlößchen samt den beweglichen Zelten hieß Ḥêrtâ Ḥîra. Als sich die Muslime dieser Gebiete bemächtigten, stützten sich die umajjadischen Kalifen ebenfalls auf einheimische Beduinenfürsten, mit denen sie verschwägert und bei denen die meisten Prinzen erzogen waren. An die frische Luft der freien Steppe gewohnt, pflegten sie auch als Kalifen einige Monate, ja selbst Jahre in der Wüste zuzubringen, wo sie teils die alten Schlösser adaptierten, teils neue erbauen ließen. Dieses friedliche Zusammenleben der Beduinen mit den verwandten Kalifen, deren Residenz das nahe Damaskus war, fand ein jähes Ende, als sich die Abbasiden das Kalifat errangen und, auf Nichtaraber gestützt, weit im Osten, in Bagdad, ihre Residenz aufschlugen. Seit dem Jahre 750 verging fast kein Dezennium, ohne daß ein Aufstand zugunsten der Umajjaden in jenen Gebieten ausgebrochen wäre. Insbesondere das alte Moab und die angrenzende Wüste bildeten das Zentrum und den Stützpunkt der umajjadischen Aspirationen und waren deshalb den größten Grausamkeiten der abbasischen Heerführer ausgesetzt. In den Jahren 845 bis 879 wüteten hier erbitterte Kämpfe, während welcher der abbasische Feldherr Buġa die Beduinen unerbittlich verfolgte und sie zur Auslieferung zahlreicher Häuptlinge zwang, die als Geiseln in einigen Städten interniert wurden.

Digitized by Google

Kurz darauf wurden die Geiseln von den Städtern niedergemetzelt und die Beduinen, auf das höchste gereizt, schändeten selbst die Kaba und plünderten sie. Daß sich unter solchen Umständen ein abbasischer Prinz inmitten seiner erbitterten Feinde nicht zeigen durfte, ist einleuchtend. So blieben jene Schlösser unbewohnt und gerieten nach und nach in Vergessenheit.

Musil kennt die Wüste und das Leben der Beduinen wie wenige vor ihm und ist infolgedessen imstande, die zerstreuten Notizen der orientalischen Literatur, die sich auf diese Gebiete beziehen, zu einem klaren Bilde zu vereinigen. Sein Werk ist eine Fundgrube für den Exegeten, Historiker, Geographen, Archäologen. Die alttestamentliche Exegese erhält Aufschlüsse über vieles, was man bisher entweder gar nicht oder nur mangelhaft erklären konnte; so über die Schwurformel: Lege deine Hand unter meine Hüfte (Gen. 24, 9; 47, 29), über das Brunnenlied (Num. 21, 17, 18), über die Aufklärer (Num. 10, 31) u. a. m. Bei den Schilderungen des einstigen und jetzigen Lebens in der Wüste erscheinen zahlreiche biblische Persönlichkeiten, wie die Patriarchen, Moses, David, Hiob lebendig vor dem geistigen Blicke. Man begreift verschiedene Opferriten, Vorschriften und Einrichtungen. Wie ergreifend ist das schöne von Musil vorgelegte Frauenlied (S. 47) und wie nahe verwandt mit Davids Klagelied (2 Sam. 1, 19 f.)! Viele biblische Ortschaften werden identifiziert und dadurch die sich daselbst abspielenden Begebenheiten verständlicher gemacht. Am wertvollsten für die Exegese ist der historische Teil. Hier werden die Midjan, Ma'ôn und verschiedene andere in der Bibel angeführte Völkerschaften in ihrer realen Umgebung handelnd dargestellt; man sieht die Israeliten, wie sie sich auf ihrem Auszuge aus Ägypten in das Gebiet der Midjan südöstlich von Elat-Akaba begeben und, nachdem ihre Versuche, von Süden das gelobte Land zu besetzen, gescheitert sind, ihr Ziel von Osten erreichen. Man begreift die Bedeutung des Besuches der Königin von Saba in Jerusalem u. a. Lehrreich für den Kirchenhistoriker ist die Darstellung der religiösen Anschauungen und Zustände vor und während des Auftauchens des Islam und warum der Islam so rasche Fortschritte machen konnte. Auch über das Zusammenleben der Muslime und Christen wie über die innere Entwicklung des Islam unter den Umajjaden bringt Musil interessante Aufschlüsse. Vieles ist noch von den weitern Schriften Musils zu erwarten; das meiste, was er hier der Wissenschaft bietet, ist ganz neu; und diese Schätze mußten oft mit Lebensgefahr gesammelt werden. Die k. u. k. Staats- und Hofbuchdruckerei sollte diese Arbeit Musils auch in kleinerem Formate selbständig herausgeben, weil der hohe Preis dieser Ausgabe nicht viele in die Lage setzt, sich dieses Werk anzuschaffen. — Die Arbeit Musils ist noch nicht abgeschlossen. Die weiteren in Vorbereitung begriffenen Werke über Moab, Edom und Arabia Petraea werden dem Exegeten noch wertvollere Aufschlüsse geben.

Digitized by Google

Laurentius von Schnifis, der Sänger aus dem Drusental.

Von Nik. Scheid, S. J.

Das Bildnis, das hier entfaltet werden soll, erhebt nicht den Anspruch auf Neuheit, wenigstens nicht in seinen Grundlinien. Es wäre auch weder angängig noch wünschenswert, von einem Schriftsteller längstvergangener Zeiten, der seinen festen Platz in der Literaturgeschichte hat und innehält, eine ganz neue Darstellung geben zu wollen. Die einzelnen Steinchen, die von verschiedenen Forschern entdeckt worden sind, brauchen nur geschickt zusammengelegt, vielleicht, wenn es glückt, vermehrt und ergänzt zu werden, um so langsam zu der verblaßten Mosaikgestalt des alten Sängers aus dem Drusental sich kunstgemäß aneinanderzufügen.

Die Quellenverhältnisse zur Darlegung der vielverschlungenen Lebensschicksale unseres Sängers liegen anscheinend so günstig als möglich. Aus der zuverlässigen Ordenschronik des alten Kapuzinerpaters Romuald läßt sich ein geschichtlich feststehendes Gerippe aufbauen, zu dessen lebensfrischer Ausfüllung sodann die Schilderungen des Dichters selbst von dem „Wege seiner wunderlichen Bekehrung" den reichsten Stoff liefern. Aber gerade diese eigene Lebensbeschreibung ist ein Buch der seltsamsten Art. Seine richtige Deutung kann den Leser in wahre Verzweiflung setzen. Träume, geisterhafte Erscheinungen, bildliche Einkleidung der Tatsachen, alles das häuft sich in so bunter Folge, daß eine glatte Scheidung von Dichtung und Wahrheit dem Spätergeborenen geradezu unmöglich wird. Daraus erklärt sich auch die vielfach so widerspruchsvolle Darstellung einzelner im übrigen recht dankenswerter Versuche, ein Lebensbild des Sängers zu entwerfen. Ja, es nimmt gar nicht wunder, daß aus denselben Beschreibungen der Bekehrungsgeschichte unseres Sängers einmal schon ein kleiner Roman mit Liebesgeschichten und abenteuerlichen Verwickelungen, ein andermal eine ganz erbauliche Wunderpredigt sich modeln ließen, beides freilich in gleich barocker Weise.

Die bis jetzt gediegenste, sozusagen grundlegende Arbeit über das Leben des Laurentius von Schnifis wurde vor 30 Jahren in einer Reihe von Artikeln im Vorarlberger Volksblatt von dem Kapuzinerpater J. B. Bauer veröffentlicht. Da findet sich das ganze Quellenmaterial in aller Ausführlichkeit mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Sorgfalt zusammengetragen. Das k. k. Statthaltereiarchiv in Innsbruck liefert in den Rait- und Protokollbüchern der tirolischen Regierung aus den Jahren 1660 und 1661 einige Nachrichten, die P. Bauer nicht gekannt hat, zur Vervollständigung seiner Angaben.

Digitized by Google

In der Literaturgeſchichte wird der Dichter unter dem Namen „Laurentius von Schnifis“ geführt. Er ſelbſt nennt ſich vielfach den „Sänger von der Ill“ oder „aus dem Druſental“; beide Bezeichnungen ſollen dasſelbe in gleichem Umfange beſagen, wiewohl das Druſental eigentlich nur die Niederung zwiſchen Bludenz und Feldkirch begreift.

Wir kennen genau Land und Leute dieſer Gegend und brauchen uns nur zu erinnern, daß der 24. Auguſt 1633 und der 7. Januar 1702 die Lebenszeit des Dichters umgrenzen, um ein richtiges Zeitbild von den damaligen Verhältniſſen zu gewinnen: es ſind die Schrecken des dreißigjährigen Krieges mit ihren furchtbaren Nachwehen von Elend und Not. Dazu teilt Laurentius mit andern großen Männern das an und für ſich durchaus nicht unglückliche Los, als armer Leute Kind geboren zu ſein. Sein Taufname Johannes ward ſpäter bei ſeinem Eintritte in den Kapuzinerorden in den Kloſternamen Laurentius umgeändert; den Familiennamen „Martin“ verwandelt er ſelbſt unter Anſpielung auf ſeine wunderliche Bekehrungsgeſchichte in das Anagramm „Mirant“. Auf den Titeln ſeiner Bücher fehlt nie der Zuſatz „Mirantiſch“, ſo daß dieſe Beifügung als Wahrzeichen der Echtheit ſeiner Werke gelten kann.

Über die erſte Jugend des Miranten fehlen alle genaueren Nachrichten. Daß er als Knabe die Schafe und Herden gehütet habe und mindeſtens bis zu ſeinem zwölften Lebensjahre im Elternhauſe geblieben ſei, läßt ſich aus gelegentlichen Andeutungen herausleſen. Das iſt aber auch alles. In einem Beſcheid der tiroliſchen Regierung auf ein Geſuch „des Johann Marthini, Komedianten, umb Conferierung einer O. Ö. Regiments Secretariat- oder Concipiſtenſtöll“ aus dem Jahre 1661 wird aus der Begründung des Bittſtellers unter anderem auch erwähnt: „in Anſehung ſeiner abſolvierten Studien“. Weiterhin bekundet Laurentius in ſeinen Werken eine ſtaunenswerte Beleſenheit in der altklaſſiſchen Literatur. Wo und wann er ſich aber dieſe Kenntniſſe erworben habe, das läßt ſich vorderhand nur mit einem großen Fragezeichen beantworten. Selbſt für Vermutungen gibt es keinen weiten Spielraum. Im Jahre 1649 eröffneten die Jeſuiten in Feldkirch ein Gymnaſium. Doch liegt vorläufig kein Zeugnis dafür vor, daß der damals bereits 16jährige Hirte dieſe Anſtalt beſucht habe; vielmehr erſcheint es wahrſcheinlicher, daß er einem Gymnaſium ſeine Bildung nicht verdankte. Spricht er doch gelegentlich ſein Bedauern darüber aus, „er habe ſich von Jugend auf gar wenig in lateiniſchen Verſen geübt“, ſei vielmehr „jederzeit ein deutſcher Michel geweſen“. Eine Verſäumnis aber in der Erlernung der lateiniſchen Verskunſt war an einer öffentlichen Lehranſtalt des 17. Jahrhunderts ſchlechterdings nicht möglich; darin gipfelte ja das Lehrziel jener Schulen, die lateiniſche Sprache in Vers und Proſa zu beherrſchen. Außer dem Jeſuitengymnaſium beſtand ſodann ſchon viele Jahre vorher in Hohenems eine von den Grafen gegründete lateiniſch-deutſche Schule, die zugleich mit Unterricht im Choral verbunden war. Gegen die Annahme ihres Beſuches läßt ſich aus den Äußerungen des Dichters nichts einwenden, ja eher dafür geltend machen, daß er einmal „von der alten Kundſchaft in Hohenems“ ſpricht und daß er in Muſik und Geſang mehr als gewöhnliche Schulung beſaß. Noch eine dritte Möglichkeit zu einer wiſſenſchaftlichen Ausbildung

Digitized by Google

könnte vielleicht darin gefunden werden, daß die Pfarrei Schnifis seit 1644 dem Kloster Maria-Einsiedeln einverleibt war; denkbar also, daß ein menschenfreundlicher Mönch als Pfarrer sich des geweckten Knaben in besonderer Weise annahm. Denn außergewöhnlich begabt und vor allem für Gesang und Musik gut veranlagt, eine Künstlerseele nach heutigem Sprachgebrauch, muß der frische, frohe Knabe gewesen sein, der unter Begleitung der Laute und Leier als Hirte seine Lieder sang.

Allein dieses stille, idyllische Hirtenleben konnte nicht von langer Dauer sein; es beginnen des Dichters Lehr- und Wanderjahre. Die Tatsache wird durch unsern bewährten Chronisten verbürgt, wozu die Selbstbekenntnisse des Mirauten die üppigsten Umrankungen bieten. Was jedoch die besondere Veranlassung zu dem Wandertriebe gegeben habe, erfahren wir nicht, dafür wird die Reise selbst um so farbenreicher geschildert. Nur muß man sich stets daran erinnern, daß die weitflatterige Erzählung unter dem Gesichtswinkel einer Jugendverirrung, die zur Sühne eine bußfertige Bekehrung heischte, von dem späteren Ordensmanne abgefaßt wurde. So versetzt gleich von Anfang an das einleitende Abschiedsgedicht in die richtige Stimmung: „Urlaubsklag des Drusertals über den bedauerlichen Abscheid des weltverreisenden Miranten".

„So zieh', Mirant, nur hin und lern',
Dein Unrecht zu erkennen;
Es wird der gute Unglücksstern
Dir bald den Weg abrennen.

Du wirst zwar auf dem Wolluſtweg
Von einer Freud' zur andern,
Weit aber von dem Himmelssteg
Gefährlich herum wandern.

Dann bist du voller Übermuts
Und gar zu freudensüchtig,
Ja, eines welterhitzten Bluts,
So zu der Herd' untüchtig."

Die Schilderung wird in noch krasserer Weise (z. B. nennt Mirant sich „viel dümmer als ein Vieh") weiter geführt, bis die Bekehrung erfolgt:

„Wann du nicht willst nach Ninive
Und nur nach Tharsis laufen,
So wird dich Gott im Kummersee
Gleich wie den Jonas taufen.

Er wird dich wie den Saulus dort
Vom Pferd des Hochmuts stürzen,
Und weiter nicht zu fahren fort,
Dir deine Reis' verkürzen."

Die Anwendung und gute Lehre aus der Geschichte klingt wie eine Bußpredigt in Versen:

„Damit kein Mensch, wie bös auch er,
An Gottes Gnad' verzage,
Noch über ihn, als wenn er wär'
Ein strenger Gott, sich klage.

Es ist kein Sünder ja so groß,
Der nicht könn' Gnad' erwerben,
Er woll' denn in der Sünden Schoß
Freiwillig selbst verderben."

So ist in kurzen Umrissen die ganze Lebensbeschreibung mit der nötigen Nutzanwendung entworfen. Die treue Ordenschronik berichtet, der Dichter habe „die berühmteren Städte Deutschlands mit seiner Laute durchzogen und mittelst seiner Kunst sich in den Stand gesetzt, auf diese Weise nicht nur seinen Wissensdrang und seine Neugierde zu befriedigen, sondern auch seine Börse straff zu füllen, wenn auch mitunter wieder gewaltige Ebbe eintrat". — Aus diesem Erfolge zu schließen, muß der fahrende Sänger

Digitized by Google

ſchon damals in hohem Rufe geſtanden haben, wie es auch der Ordensgeſchichtſchreiber ausdrücklich bezeugt und der Mirant ſelbſt andeutet, wenn er von „hochgeflogenem Lobe“ ſpricht. Es ſcheint demnach die friedliche Laute und das friſche Lied auch nach den Wirren des ſchrecklichen Krieges noch mancherorts eine wohlwollende Aufnahme gefunden zu haben. Leider ſind die Angaben des Dichters über Richtung und Ziel der Sängerfahrt zu dunkel, um ſeinen Weg mit Sicherheit verfolgen zu können.

Unter dem Bilde eines Traumes wird eine Schiffahrt auf dem Rheinſtrome geſchildert: „Schöne Landſchaften, grüne Hügel, Waſſerfälle, Klöſter, Brücken, Städte, Feſtungen und Türme, inſonderheit welchen die berühmte Silberſtadt ſo hoch und künſtlich erhoben“. Die „berühmte Silberſtadt“ kann nur Argentoratum — Straßburg — ſein. Dort verwaltete damals der ebenſo beliebte als berühmte Erzherzog Leopold, Ferdinands II. zweitgeborener Sohn, der zugleich Großmeiſter des deutſchen Ordens und eine Reihe von Jahren Statthalter der Niederlande war, nicht minder kräftig als kirchlich das Bistum. Seinen Tugenden hat ein gleichzeitiger neulateiniſcher Dichter aus Tirol, P. Avantini S. J., in einem eigenen Werke ein ſchönes Denkmal geſetzt. Am Hofe dieſes Fürſten ſcheint der fahrende Mirant ſo gaſtliche Aufnahme gefunden zu haben, daß er ſich nur ſchwer von Straßburg trennen konnte, um die Rheinfahrt fortzuſetzen. Natürlich ſpricht der ſpäter ernſt und ſtreng gewordene Bekehrte nur mit Wehmut und Bedauern von all dieſer Eitelkeit des Miranten. „Die Wahrheit zu bekennen,“ ſagt er, „es war ihm allda gefährlicher, als zwiſchen den blauen Jungfrauen der nordiſchen Seen vorbeizuſchiffen; aber welchen Gott beſchützen will, dem iſt auch Scyll und Charybd ein ſicherer und windſtiller Hafen. Dann Mirant, weiß nicht von was für einer heimlichen Gewalt des geneigten Stromes dieſer Gefahr entführt und in den Schoß der Sicherheit, nämlich an die von dem buhleriſchen Rhein, welcher ſich kurz zuvor mit der Moſel vermählet, angeſtrandete Ubier-Stadt verſetzet, hörte allda unter vielen andern geſehenen Seltſamkeiten eine Nachtigall ſo lieblich ſingen, daß er von deren, wie auch der Zeit und des Orts Anmutigkeit gelockt, dem ebenmäßig entzückten Schiff ſeinen ſelbſtlandenden Lauf geſtattet: denn was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl.“ Die Ubier-Stadt iſt Köln, das heilige Köln, das deutſche Rom, mit ſeinen „368 Klöſtern, Kirchen und Kapellen“, und unter der lieblich ſingenden Nachtigall, die ihn angelockt hatte, muß wohl P. Spes berühmtes Büchlein „Trutznachtigall“ verſtanden werden; dasſelbe übte auf den dem P. Spe ſeelenverwandten Dichter einen tiefen Eindruck und dauernden Einfluß aus. Ernſtere Gedanken, die er in das Phantaſiebild einer majeſtätiſchen Erſcheinung der göttlichen Liebe kleidet, rücken ihm ſein weltliches Treiben und Streben als Mahnung zur Umkehr aus den Verirrungen vor; aber „der verdammliche Reſpekt oder Anſehen der Menſchen“, klagt er, „errang den Sieg“. Ja, er begann ſich noch tiefer in den Strom des Weltlebens zu ſtürzen und ſeine früheren guten Geſinnungen für „verächtliche Mönchsgedanken“ zu halten. Wie die Rheinfahrt weiter verlief, deutet keine Quelle an.

Plötzlich taucht der Mirant in Wien als Schauſpieler auf. Welch ein Schickſal ihn dorthin verſchlagen und wie es ihm daſelbſt erging, erfahren wir auch mit keinem Wort. Aufſehen muß er jedenfalls erregt haben,

Digitized by Google

sonst hätte ihn Erzherzog Karl Ferdinand, der Statthalter von Tirol und der österreichischen Vorlande, wohl schwerlich als Hofschauspieler nach Innsbruck berufen. Des Fürsten verschwenderische Freigebigkeit und Prachtliebe machten seinen Hof zum gefeiertsten Anziehungspunkte für Edelleute und Künstler. Besonders prächtig ließ er 1653 ein Hoftheater bauen, „das, als eines der schönsten in Deutschland, mit so viel Maschinerien, Flugwerken und Scenerien versehen gewesen sein soll, daß man nach dem damaligen Geschmacke die seltensten Stücke aufführen konnte". Das war der Schauplatz des neuberufenen Künstlers in den drei Jahren von 1659—61. P. Bauer irrt, wenn er ihn schon 1655 an den großartigen Festlichkeiten zu Ehren der schwedischen Königin Christina bei ihrer Durchreise nach Rom „ohne Zweifel" Anteil nehmen läßt. Laurentius beruft sich bei dem schon erwähnten Bittgesuch um eine Konzipistenstelle 1661 auf seine durch drei Jahre treu geleisteten Dienste und nach 1661 ist von ihm nicht mehr die Rede.

Sein Benehmen unter den zahlreichen Sängern und Schauspielerinnen in der heiteren Innstadt scheint anfangs zurückhaltend gewesen zu sein. Trotz wiederholten Drängens seitens des Fürsten, an den Hof zu ziehen, blieb er doch ein ganzes Jahr lang in einem Privathause wohnen; schließlich mußte er aber zur Vermeidung der fürstlichen Ungnade dem Rate der Freunde und dem Wunsche des Erzherzogs willfahren. Wahrscheinlich wird mit der Übersiedlung an den Hof seine Erhebung zum Schauspieldirektor erfolgt sein, die der Ordenschronist P. Romuald ziemlich klar berichtet, und so war, nach derselben Quelle, des Miranten materielle Lage eine sichere und glückliche. Der Fürst beehrte ihn mit großer Huld und Gewogenheit, nannte ihn gewöhnlich „mein Martin", während er bei den Höflingen als „des Fürsten Augapfel" galt. Diese Angabe wird durch die Innsbrucker Rechnungsbücher einigermaßen bestätigt, indem daselbst einmal von einem Gnadengeld für den Komödianten Erwähnung geschieht, ebenso die Bezahlung der Medizinalien für Hanns Marthin gebucht steht und sonderbarerweise auch eine Strafmilderung wegen des gefangenen Hannsen Martins unterm 19. Juli 1660 sich vermerkt findet. Infolge seiner bevorzugten Stellung flog ihm aus der Künstlerschar eine ganze Menge sogenannter „Glücksfreunde", das heißt Schmeichler und Schmarotzer, zu. Besonders stand er bei dem „Weibervolke" in hohen Gnaden, „daß sich unterschiedliche um seine Gunst nicht wenig beworben, insonderheit eine mehr an Stolzheit als Herkunft edle Pfau, eine ebenso falsche Bubin als Dorilis selbst". Gegen die Ränke und Künste ihrer Schmeicheleien regte sich der Schalk in dem Dichter; er überschickt ihr in einem anscheinend ernsten Liebesbrief folgendes Gedicht, das er doppelspaltig schrieb:

„Glückselig wär' ich ja,
Wenn ich Dein Eigen wär',
Ach schönste Silvia!
Der ist glückselig sehr,
Den Deine Gunst bestrahlt,
Der wird mit Gold bemalt; —
Drum hast, o Schäferin,
Mein Herze, Lieb' und Sinn.

Würdest Du hassen mich,
Vor Leid müßt sterben ich.
O schändlich Krokodil,
Der Dich nicht lieben will.
Der liegt in Finsternuß,
Der an Dir hat Verdruß;
Bei mir noch Platz noch Statt
Ein andre Hirtin hat."

Digitized by Google

Der Mutwille kam dem Dichter teuer zu stehen: eifersüchtig und argwöhnisch, wie diese Silvia war, vielleicht auch mit ähnlichen Spielereien solcher Gelegenheitsgedichte bekannt, verband sie die Doppelspalte, las sie so, wie sie gemeint war, und verfolgte den Dichter fortan mit tödlichem Hasse, „tadelte höhnisch seine Sitten und rückte ihm seine niedrige Herkunft vor, aus der ihn nur des Fürsten große Gunst emporgehoben habe". Übrigens machte sich diese Dame nur selbst unglücklich, und das gab den ersten Akt zu dem Bekehrungsdrama unseres Schauspieldirektors. Ob mit dieser Verwicklung die oben erwähnte Kerkerhaft in Verbindung steht, läßt sich nur vermuten. Ähnliche Hofkabalen, deren Augenzeuge er war, weckten in ihm bessere und heilsamere Gedanken. Den ausschlaggebenden Höhe- und Wendepunkt bildete eine schwere Krankheit, die seinem ohnehin schon lange geschwächten Körper gefährlich zu werden drohte. Die bisherigen Freunde und häufigen Tischgenossen mieden den Kranken wie einen von der Pest Angesteckten, hielten, während er in größter Lebensgefahr schwebte, Tänze und Fastnachtsunterhaltungen ab, wobei sie sich in Spottreden über ihn ergingen, daß er nämlich nun auch, aber „mit dem mageren, beinrauschenden und kapriolschneidenden Lebensdieb einen Tanz vorhätte, welcher ihm nicht wohl belieben würde". Zum Unglück war der Herzog abwesend und der Hoftheatermeister hätte in seinem Elend verschmachten müssen, wenn nicht ein Priester und einige ihm sonst ferner stehende Damen sich seiner angenommen hätten. Da bemächtigte sich des armen, von den Ärzten aufgegebenen Kranken eine Art Verzweiflung. Jetzt erinnert er sich seiner früheren innigen Andacht zur allerseligsten Jungfrau, „der Zuflucht der Sünder und der Mutter der Barmherzigkeit". — „Mit diesen Gedanken", so erzählt er selbst, „entschlief Mirant jählings, und zwar also, daß die Herumstehenden vermeinten, er hätte seinen Lebenslauf nunmehr vollendet". Dann folgt in des Dichters Erzählung das berühmt und berüchtigt gewordene Kapitel „von des Miranten erschröcklichem und zugleich auch seltsamem, endlich aber auch trostreichem Einbildungstraum". Er wird vor Gottes Gericht gefordert, zur ewigen Verdammnis verurteilt und soll augenblicklich zur Hölle hinuntergestürzt werden. Da schreit er in höchster Betrübnis auf und bekennt laut seine Sünden. Und siehe! Es tritt durch vergoldete Wolken eine Königin — heller als die Sonne, wie die Morgenröte schön, nicht ungleich der Erscheinung der göttlichen Liebe, die er einst in seinem ersten Traum in Köln gesehen. Sie setzt sich auf einen goldenen Sessel nieder und scheint herzliches Mitleid mit dem Miranten zu haben. Ein vertrauliches Zwiegespräch hebt an, das der Kranke mit der Bitte schließt: „Ach du bei deinem Sohn höchst vermögende Maria, rette deinen Knecht und laß' ihn nicht ewig zu schanden werden!" Maria breitet ihren trost- und hilfreichen Schutzmantel über ihn und erwirbt ihm Begnadigung beim ewigen Richter, jedoch unter der Bedingung, daß er die gottlose Welt verlassen, Gott dienen und wegen seines bisherigen Lebenswandels Buße tun solle. Mit dem lauten Rufe: „Also schwöre und gelobe ich!" erwacht er voller Freuden und fühlt sich an Leib und Seele herzlich getröstet. — Was muß von dieser Traumerscheinung gehalten werden?

Darüber läßt uns der Dichter selbst nicht im Zweifel. In der kurzen Vorrede zu seiner wunderlichen Bekehrungsgeschichte sagt er: „Was den

Digitized by Google

Inhalt dieses Werkleins betrifft, ist zwar solcher in dem Grundwesen eine wahrhaftige Geschichte, jedoch verblümt und auf poetische Weis beschrieben, als da sind die Liebe Gottes, welche erschienen zu sein so scheinbar entworfen wird, wie auch die in der Krankheit erschienene Mutter Gottes als gehabte Gedanken in der Einbildung müssen verstanden werden: welches ein gemeiner Brauch bei den Poeten ist, ihre Gedanken durch Vorbildungen zu entwerfen." Übrigens hätte es dieser Erklärung zum richtigen Verständnisse nicht bedurft. Der Dichter führt in seinem wunderlichen Weg zur Einsamkeit sehr oft das bekannte „Trostbuch" des Philosophen Boethius an, das damals noch zum notwendigen Bestand der Schullektüre gehörte. Er hat daraus nicht bloß viele schöne Gedanken geschöpft, auch die äußere Form seines Büchleins lehnt sich häufig an die Einkleidung der berühmten Schrift des letzten Römers an. Dem Boethius erscheint in seinem Kerkerelend die Philosophie, die Göttin der Weisheit, als die ehrfurchtgebietende Gestalt einer hehren Matrone; ihr legt der gedrückte Unglückliche sein Schicksal dar mit Andeutung aller Umstände, die in einem eng gefaßten Bilde das ganze Leben des frommen Philosophen vor die Erinnerung führen, sie spendet ihrem Schützling aufrichtenden Trost. Die beiden Erscheinungen des Miranten — in Köln und Innsbruck — gleichen nach Inhalt und Form ihrem klassischen Vorbild und gestatten keine andere Deutung: es sind Phantasiebilder des Dichters.

Doch war diesmal die Tröstung des wunderlichen Traumbildes von Nachhaltigkeit. Der Schauspieler faßt den festen Vorsatz, nach seiner Wiedergenesung den Hof und die Welt zu verlassen. Beides gelingt ihm erst nach hartem Kampf zunächst mit seinem fürstlichen Gönner und dann mit einer Dame bei Hof, die er seine Braut nennt. Diese wichtigste Wegscheide seiner Wanderjahre bezeichnet er, gleichfalls nach des Boethius Vorbild, mit einem schwungvollen Gedichte, das er auch in Noten gesetzt hat:

Nach Hause zurücke
Mit besserem Glücke,
Das höfliche Prangen
Laff' ich dem Frauenzimmer
Und hab' immer
Nach der Einsamkeit Verlangen.
Kleiderpracht und Ehr'
Ich mir nicht begehr',
Viel lieber will schlechtlich mich betragen,
Als dumm alles wagen
Auf die Kleiderpracht,
So nur Schulden macht;
Hof, gute Nacht!

„Hof, gute Nacht!" das ist der Kehrreim des ernst gemeinten längeren Gedichtes. Über den traurigen Abschied wölbt sich tröstend — wieder in einem Traumgesicht — der Friedensbogen mit der strahlenden Buchstabeninschrift: iam lusum satis est, frangite barbiton, „das Spielen ist vorbei, — Schlagt die Laut' entzwei!" Das war das Wort Baldes in der nämlichen Lebenslage am Scheidewege.

Die weiteren Lebensschicksale des Miranten können rascher erzählt werden, zumal die Angaben der Selbstbiographie, im allegorisierenden Stile der Schäferpoesie abgefaßt, höchstens zu dunklen Vermutungen führen. In der Ordenschronik wird die Übergangszeit vom Weltleben zum Kloster kurz in den Satz zusammengefaßt: „Martin öffnete sein Herz auch mitten im

Digitized by Google

Weltgetümmel manchmal heiligen Gedanken über sein Seelenheil und widersetzte sich auch nicht der göttlichen Einsprechung, welche ihn zu einem ernsteren Lebensberufe einlud, und widmete sich dem geistlichen Stande und entsagte damit seiner bisherigen weltlichen Beschäftigung sowie einer Sunamitin, welche sehnsüchtig nach der Hochzeit mit ihm verlangte." Auf den geistlichen Stand, beziehungsweise auf sein erstes hl. Meßopfer bezieht sich ein hübsches Einladungsgedicht an einen uns unbekannten Freund „Demes":

Darumb, du amts-verwandte,
Du wertste Freunden Zahl,
Ihr herzlich wohl bekannte,
Ihr Hirten allzumal,
Kommt her aus grünen Auen
Und stiller Einsamkeit,
Das Freudenfest zu schauen,
So Gott mir zubereit.

Und du, getreue Seele,
Du unverfälschter Freund,
Dem Joch mich hoch befehle,
Dem meine Dienste seind;
Komm', segne mein Beginnen,
Den ersten Opfertag;
Ach, bleibe nicht von hinnen,
Sonst fühl' ich neuer Plag.

Das frendige Ereignis mag etwa 1663 oder 1664 gefeiert worden sein. Die kurze Frist bis zu seinem Eintritt ins Kloster scheint der Neugeweihte beim Grafen Karl Friedrich von Hohenembs als Hofkaplan geweilt zu haben; vielleicht hat er sich auch im gräflichen Schlosse auf die Priesterweihe vorbereitet. Wenigstens ist sein hochgefeierter, „weit berühmter, hochedler Hirt Klarefrid Sembrich zu Hohenfrag" nach der beliebten Spielerei der Buchstabenumstellung kein anderer als der Graf Karl Friedrich von Hohenembs. Daß die traurige Nachricht von dem unerwarteten Tode seines früheren Gönners, des sehr jungen Erzherzogs Karl Ferdinand, der gegen Ende des Jahres 1662 starb, die weltflüchtigen Gedanken des Miranten noch ernster stimmte, darf angenommen werden; wenigstens paßt das zu der lateinischen Totenklage, die der ehemalige „Komödiant" seinem geliebten Herrn im Stile Baldes gewidmet hat. Den letzten Anstoß zur Weltflucht schreibt der Mirant seinem Verkehr mit einem Einsiedler Theophilus oder Philotheus zu und man hat ihn selbst deshalb vorübergehend für einen Einsiedler gehalten. Doch gibt auch hier der Dichter wieder den Wink zur Deutung seiner Bildersprache, indem er erklärt, daß „durch den Irrgang zu Philotheus, dem Einsiedler, vorgeschattet werde, wie wunderlich Gott zu Zeiten diejenigen, die eines guten Willens, jedoch des Weges unerfahren sind, zu ihrem Zwecke verleite"; es sind also nach der ungezwungensten Erklärung schöne und greifbare bildliche Darstellungen seiner Gedanken und Erwägungen, die schließlich zur klaren Erkenntnis des Klosterberufes führen. Der entscheidende Schritt geschah am 10. August 1665. P. Laurentius, so hieß der Mirant von nun an, war 32 Jahre alt. Die Selbstschilderung seiner ersten Eindrücke und Schwierigkeiten und späteren Seligkeit im Kapuzinerkloster liest sich erbaulich, bringt indes wenig Neues zur Lebensbeschreibung bei.

Daß er bald ein musterhafter Mönch geworden, „an dem auch der Tadelsüchtigste nichts auszustellen gefunden", rühmt die Chronik. Ebenso berichtet sie, „daß P. Laurentius bezüglich der Kanzel, des Beichtstuhls und des Krankenbesuches immer bereitwillig und bis in sein hohes Alter, ohne Tadel sich verwenden ließ; jedoch alle ansehnlichen Ämter demütig ausschlug".

Digitized by Google

Gegen diese Demut verstößt es nicht, wenn sich der Dichter in Widmungen seiner Werke ein- oder das anderemal »capellanus« einer fürstlichen Person nennt; solche Unterschrift gehörte wie so vieles andere scheinbar Übertriebene zum Stile jener Zopfzeit. Weiterhin wissen die Ordensaufzeichnungen von der Haupttätigkeit des P. Laurentius zu erzählen, daß, wie er früher durch sein poetisches und musikalisches Talent in der Welt Geld und Ehre erworben, er nun seine Kunst zur Ehre Gottes, der seligsten Jungfrau und zum Heile der Seelen ausübte. Unter Werken der Buße also, des Seeleneifers und der geistlichen Muse ging das Leben des Dichters dahin und sein Tod war so poetisch wie sein Leben.

Am Tage vor seinem Hinscheiden ließ er sich ein sehr andächtiges, von ihm selbst verfaßtes Lied über die Himmelsfreuden unter Begleitung eines Saiteninstrumentes vorsingen als Zeichen seines nach dem Himmel sich sehnenden reinen Herzens. Am folgenden Tage starb er, mit den hl. Sterbesakramenten versehen, neben seinem Saiteninstrumente sitzend, als wollte er seinen Hingang mit Musik feiern, in dem stillen Kapuzinerkloster zu Konstanz. Er stand im 69. Lebensjahre. Das war der erbauliche und würdige Tod eines frommen Dichters. Denn daß P. Laurentius als ein geistlicher Liederdichter von Gottes Gnaden seinerzeit galt und noch gilt und gelten wird, davon sollen uns seine Werke vollauf überzeugen.

Seitdem der Eifer unserer besten Gelehrten eine deutsch-österreichische Literaturgeschichte zu schaffen begonnen hat, ist es eine wahre Lust und Freude, einen österreichischen Dichter der früheren Zeit genauer zu behandeln. Das Gefühl der Sicherheit, den reichen Sternenhimmel unserer Dichtergrößen richtig gruppiert und jedes Licht nach dem Grade seiner Helligkeit an der richtigen Stelle eingereiht zu wissen, läßt sich nicht genug schätzen.

So finden wir denn den P. Laurentius von Schnifis im Zeitalter der Gegenreformation unter den Vertretern des geistlichen Gesanges in jener Dichtergruppe genannt, die sich um P. Spe, den Sänger der Trutznachtigall, zu einem besonderen Sternbild zusammenreiht. Wir kennen somit die Zeitlage und ihre Strömung, wissen den näheren Zusammenhang der Literaturgattung und werden obendrein über die bodenständige Eigenart des geistlichen Volksgesanges in unseren Alpenländern unterrichtet. Die zwei bedeutendsten Pfleger desselben sind die Kapuziner P. Procopius von Salzburg und P. Laurentius von Schnifis in Vorarlberg. Damit fühlen wir uns sicher und beruhigt, in der Bewertung unseres Landsmanns weder zu hoch noch zu tief greifen zu können, und wir dürfen es wagen, das zu ergänzen, was unsere Literaturgeschichte unterlassen zu müssen bedauert, nämlich „auf den merkwürdigen Mann so genau einzugehen, als er es verdiente".

Auf eine Eigentümlichkeit der ersten mirantischen Schrift, der Selbstbiographie oder, wie der genaue Titel lautet: „Des Miranten, eines welt- und hochverirrten Hirtens nach der ruheseligen Einsamkeit wunderlicher Weg", ist bereits andeutungsweise aufmerksam gemacht worden: die Anlehnung an das „Trostbuch" des Philosophen Boethius. Ähnliche mehr oder minder starke Beeinflussungen von anderen Schriftstellern lassen sich auch bei den übrigen Werken des P. Laurentius nachweisen. In diesem Betracht gehört der Dichter zu den gesuchteren Beute-

Digitized by Google

ſtücken des modernen wiſſenſchaftlichen Literaturbetriebes, in dem die Quellenunterſuchungen als unentbehrliches Erfordernis der vielgerühmten „Methode gegenſeitiger Aufhellung“ gelten. Nur darf man nicht glauben, daß dieſer geiſtige Wechſelverkehr in der Literatur, das Verhältnis von Gläubiger und Schuldner, in billigen Grenzen gehalten, das Zeichen eines Makels an ſich trage. Ja, bei der immer mehr wachſenden Vertiefung unſerer literariſchen Kenntniſſe bis ins einzelnſte wird die Entdeckung fremder Spuren bei einem Schriftſteller zu den gewöhnlichen, nicht mehr der Berückſichtigung wert geachteten Erſcheinungen gehören und ſo die Hetzjagd darauf ihren Reiz verlieren. Nur einmal hat Wolfgang Menzel gerade in der Selbſtbiographie des Sängers aus dem Druſental eine ziemlich wörtliche Entlehnung aus den Gedichten des hl. Johannes vom Kreuz, und zwar ohne Angabe der Quelle, alſo mit Weglaſſung der Anführungszeichen, die jeden Diebſtahl rechtfertigen, nachweiſen können; aber ein ſo kleiner Raub wurde damals kaum für unerlaubt gehalten. Für unſere Schätzung hat dieſer Nachweis einen förderlichen und günſtigen Wert, weil dadurch die Bekanntſchaft des Dichters mit der ſpaniſchen Literatur ſicher bezeugt wird. Menzel will ſogar durch das Feuer, das mitunter die Verſe des Miranten durchglühe, an Calderon erinnert werden. So weit braucht man vielleicht doch nicht zu gehen. Im übrigen bekunden die mirantiſchen Büchlein, wie ſchon erwähnt, eine mehr als gewöhnliche Beleſenheit, ſo reich, wie ſie ſich bei einem Durchſchnittsgebildeten der damaligen Zeit nur ſelten finden mag. Sicher haben zu dem umfaſſenden Wiſſen des Mannes die eigenartigen Schickſale ſeines Lebens manches beigetragen. Daß er beiſpielsweiſe die italieniſchen Schriftwerke kennen lernte, erſcheint bei ſeinem Verkehr mit hervorragenden Künſtlern aus Italien während des Innsbrucker Aufenthaltes gar nicht auffallend. Auch das iſt nicht ſehr wunderbar, daß er ſich in der altklaſſiſchen Literatur mit allem dazugehörigen, dem damaligen Dichter unentbehrlichen mythologiſchen Beiwerk wohl bewandert zeigt; ſo gut ausgeſtattet war der Gemeinbeſitz aller Gebildeten jener Zeit. Bei Laurentius tritt das Außergewöhnliche hinzu, wie er ſich mehr und mehr in die hl. Väter und die asketiſchen Erbauungsſchriften einlas. Und gerade die Verſchmelzung von Chriſtlichem und Altheidniſchem — indem zumeiſt der Stoff aus religiöſen Quellen geſchöpft iſt, die Form aber eine ganz profanklaſſiſche Geſtalt annimmt, — bewirkt für uns Spätergeborene den Eindruck des Barocken, Geſuchten, Gekünſtelten, ein Gebrechen, das ſich als ein allgemeiner Fehler jenes ganzen Zeitabſchnittes der ſogenannten Renaiſſancedichtung auch in ihren letzten Ausläufern kennzeichnet; es iſt, um mit unſerem Dichter ſelbſt zu reden, die Unnatur der Allongeperücken. Aber wir meſſen den P. Laurentius nicht nach heutigem Maß. Die öſterreichiſche Literaturgeſchichte hat für die Charakteriſtik ſeiner Selbſtbiographie das richtige Maß mit dem bezeichnenden Ausdrucke gefunden, es ſei dies „eine Übertragung des Renaiſſanceromans auf das Erbauungsbuch“. Die Erbauung durch Förderung der Ehre Gottes und der ſeligſten Jungfrau und das Seelenheil ſeiner Mitmenſchen ſchwebten ja dem frommen Kapuzinerpater als Endzweck bei Abfaſſung all ſeiner Werke vor. Der Inhalt des Erſtlingswerkes iſt bei der Lebensſchilderung des Dichters ziemlich genau mitgeteilt worden.

Digitized by Google

Zu derselben Gattung des erbaulichen Renaissanceromanes gehörig und auch in Prosa abgefaßt wie der Bekehrungsweg ist die „Mirantische Waldschallmey oder Schul wahrer Weisheit, welche einem jungen Herrn und seinem Hofmeister, als sie aus fremden Ländern heimkehrend und in einem Wald irregeritten, von zwei Einsiedlern gehalten worden". Die Anlage des Büchleins stellt sich, kurz gefaßt, in folgender Weise dar. Der vornehme Jüngling Sophronius, Sohn des Prudentius und der Virtuosa, zieht mit seinem Hofmeister, dem Pastor Fidus, in die weite Welt, um im Leben und Treiben fremder Völker die wahre Weisheit kennen zu lernen. Auf dem Heimwege verirren sich die beiden Wanderer in einem Walde, werden aber von zwei vermeintlichen Zigeunerfrauen — es waren in Wirklichkeit die Wahrheit und die Redlichkeit — unverhofft zu einer Einsiedelei geführt; das ist die Schule der wahren Weisheit. Der Lehrmeister Bazholam — ein hebräisches Wort für „Weltverachter" — nimmt die Fremden freundlich auf und der Wahrheitssprecher „Alithinus" beginnt alsbald den Unterricht, in dem in Form von Predigten vielfach Satire an der Zeit und ihren Gebrechen geübt wird. So weit die Einleitung. Es werden nun zwölf Schultage der wahren Weisheit eingeschoben in der Art, daß der in Prosa vorgetragenen Belehrung Bazholams immer eine „Waldschallmey", das heißt ein Gedicht des Alithinus oder Veredicus, des Wahrheitssprechers, folgt, geradeso wie es Boethius in seinem „Trostbuch" als Muster ausgeführt hatte. Den Schluß bildet, anknüpfend an die Einleitung, die Heimkehr der nunmehr beglückten Reisenden und eine treuherzige Ermahnung des Pastor Fidus an alle betörten Weltkinder zum Streben nach wahrer Weisheit. Einleitung und Schluß dienen somit nur zur Umrahmung der zwölf Schultage in der Weisheitseinsiedelei. Die Ähnlichkeit dieser äußeren Einkleidung mit einem zwar älteren, aber damals noch wohlbekannten satirischen Drama drängt sich fast unabweisbar auf. Es ist das von Erzherzog Johann II. von Tirol gegen 1580 verfaßte Drama „Speculum vitae humanae" (Spiegel des menschlichen Lebens). Von den neun Akten des Stückes dienen der erste und letzte als Rahmenhandlung, die sieben mittleren stellen ebenso viele lebende Bilder über die Werke der Barmherzigkeit dar, die im ehelichen Leben am besten geübt werden könnten. Die Ehe nämlich hatte am Schlusse der Einleitung ein Einsiedler dem vornehmen Jüngling, der einen Lebensstand suchte, als das Beste angepriesen. Im Schlußakt erwählt sich der Jüngling unter den verschiedenen ihm empfohlenen Lebensgefährtinnen eine arme, aber sanfte Braut. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Mirant als Schauspieler in Innsbruck dieses berühmte Stück auf der Bühne sah, wohl selbst spielte, so daß er später dessen Anlage so geschickt zum Vorbild seiner „Waldschallmey" nehmen konnte. Die Nachahmung ist geistreich gemacht und verdient nicht den geringsten Tadel. Ähnlich hat ja noch in jüngster Zeit der so rasch berühmt gewordene E. Rostand für sein hübsches Lustspiel „Die Romantischen" Otto Ludwigs „Hanns Frei" benützt, von anderen Beispielen zu schweigen. Auch für den Inhalt der zwölf Schultage zur wahren Weisheit scheint des letzten Römers „philosophisches Trostbuch" manchen Stoff geliefert zu haben, wenigstens berühren sich vielfach die Gedanken; den frischen Ton der „Waldschallmeyen"

Digitized by Google

möge eine Probe veranschaulichen. Es schließt beispielshalber die Lehre des zweiten Schultages, daß die Wissenschaft noch nicht wahre Weisheit sei, also ab:

Die Welt zwar billig ehrt
Die, welche hochgelehrt
An Kunst und Wissenschaft;
Denn diese sind ein helles Licht,
Wodurch man nicht
Mit Blindheit leichtlich wird behafft.

Dieser Gedanke wird dann in mehreren Bildern anschaulich durchgeführt, um die Folgerung daraus zu ziehen:

So ist das alles doch
Kein' wahre Weisheit noch,
Als nur nach bloßem Schein,
Der falsch, gleich wie des Schatten Gold,
Dem niemand hold,
Als der vom Glanz betört allein.
O Gott, gib ihnen Kraft
Zu solcher Wissenschaft,
Die nur gericht' auf dich,
Die alle eitlen Künste weit,
Weit überschreit
Und alles Gute hab' in sich.

Den höchsten Ruhm des Dichters begründeten seine beiden Liederbüchlein: „Das Mirantische Flötlein" und „Die Mirantische Mayenpfeiff". Das letztere Werkchen, der Kaiserin Eleonore gewidmet, fand bei dem Kaiser Leopold so großes Gefallen, daß er den Verfasser mit einer feierlichen Dichterkrönungsurkunde ehrte. Ob die Krönung an dem bescheidenen Kapuziner mit all dem altgewohnten Pomp in Wirklichkeit vorgenommen wurde, wird nicht berichtet; das Recht dazu hätte ihm jedenfalls zugestanden.

Unter diesen Liederbüchlein darf man sich aber keine Zusammenstellung lyrischer Gedichte nach Art unserer heutigen Sammlungen denken, vielmehr zieht sich in beiden Werkchen je ein einheitlicher Gedanke hindurch in der Weise, daß er, in kleinere Teile zergliedert, in Form von Liedern oder allegorischen Romanzen sangbar ausgeführt wird. So entwickelt sich der Inhalt des „Flötleins" folgendermaßen: Clorinda (die Seele) wird von Daphnis (dem guten Hirten Christus) aus ihrem Sündenschlaf erweckt, geht in sich, überschaut ihr ganzes Leben voll Schande und Schuld und fällt darob in Verzweiflung, bis Daphnis ihr wieder Trost spendet. Noch lange bleibt sie schwer gedrückt. Da endlich erkennt sie, daß uns Gott gerade durch Leiden seine Liebe beweise. Nun gibt sie sich mit Freuden der strengsten Buße hin und wird dafür belohnt durch die Zusicherung des Daphnis, daß er sie liebe. Wieder fällt sie in eine, jedoch nur süße Not, indem sie sich von ihrem Hirten verlassen wähnt und ihn überall mit heißer Sehnsucht sucht, bis sie ihn von neuem findet und zum erstenmal in seiner ganzen strahlenden Schönheit erblickt. Diese kurz gedrängte Inhaltsangabe macht zur Genüge ersichtlich, daß das Ganze sachlich weiter nichts ist als die geläufige Askese des Reinigungs-, Erleuchtungs- und Einigungsweges, das bekannte goldene Büchlein von der Nachfolge Christi, mit der Bildersprache des Hohen Liedes in anschaulichen Szenen dargestellt. Der Einfluß von P. Spes „Trutznachtigall" liegt unverkennbar zu tage, nicht bloß in den Strophenformen, sondern auch im Ausdruck und in der Auffassung. Freilich obwaltet der große Unterschied, daß Spe nur aus innerem Triebe seine Lieder

Digitized by Google

singt, während, um modern zu sprechen, die Tendenz, die Rücksicht auf andere, als Belehrung und Besserung den Dichter des „Mirantischen Flötleins“ zum Sange bestimmte. Damit soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß sich in dem beliebten „Flötlein“ mit seinen sechs Auflagen nicht vollwertige Perlen echter Poesie fänden. Es hat der „Ermahnungslehre“ seines Herrn für die Wanderschaft durch die Welt alle Ehre gemacht:

Geh hin nach fremdem Land,
Hellklingendes Buß-Flötlein,
Sei mir ein treues Bötlein
An jeden Sünder-Stand!

Geh hin mit meiner Gunst
Zur Welt, die Sünden voll,
Und lehre sie die Kunst,
Wie man Buß wirken soll . . .

Ist das „Mirantische Flötlein“ die Poesie des geistlich asketischen Lebens, so kann das andere Büchlein, „Die Mirantische Mayenpfeiff“, als die Dichtung der Marienverehrung gelten. Dieselbe Einkleidung findet sich in beiden; hier in der „Mayenpfeiff“ ist es ein geistliches Liebesverhältnis zwischen dem Hirten Clorus (er vertritt die Seele) und der hl. Jungfrau. Diese erscheint dem Hirten zum Trost in den mannigfachsten sinnbildlichen Gestalten: als der personifizierte Frühling, als Paradies, als Lilie unter den Dornen, als die Blumenkönigin Rose, als Mundschenkin des Lebensweines, als Mai, Morgenstern, Morgenröte, Sonne, aber auch als Amazone, gewaffnet wie Bellona, als Jägerin u. s. w. Clorus weiht sich ganz ihrem Dienste, flieht um ihretwillen jede Sünde, wird aber von Sehnsucht verzehrt, sie zu sehen und zu hören so, wie sie in ihrer Herrlichkeit weilt. Gerade dieses Schlußlied, worin Clorus verlangt, „höchlich das allerholdseligste Angesicht der Mutter Gottes zu sehen“, hat es zur Berühmtheit gebracht:

Sonnenschön prächtige, — Überaus mächtige,
Himmlische Frau;
Welcher auf ewig ich — Knechtlich verbinde mich,
Billig mein Leben, — Alles beineben
Kindlich vertrau:
Für diese treu getane Pflicht
Nur zeige mir dein Angesicht! . . .

Das noch heute viel gesungene Kirchenlied: „Wunderschön prächtige, Hohe und mächtige . . .“ kann wohl nur eine Nachahmung dieses „Sonnenschön prächtige“ aus der „Mayenpfeiff“ sein; das Vorbild übertrifft an poetischer Schönheit weit die Nachbildung. Sonst wird leider bei den Liedern des Miranten der reine Genuß nicht selten gestört durch die Überwucherung des Lehrhaften, das zu Nutz und Frommen der Prediger, wie es schon auf dem erweiterten Titel heißt, in die Dichtungen eingestreut wurde. Immerhin beweist die „Mayenpfeiff“ ein doppeltes: einmal die kindlich fromme Verehrung des Sängers für die seligste Jungfrau, wie er es schon in einem seiner frühesten Lieder versichert:

Dir, Maria, will ich singen, — Bis ich werde fallen hin,
Bis die Gurgelsaiten springen — Und ein toter Schwan ich bin.

Sodann zeigt sich hier besonders die Begabung des Dichters, den rein gestimmten Ton eines Marienliedes zu treffen. Geschmacksverirrungen, die

Digitized by Google

die Zeit vererbend weiter wuchern ließ, verzeihen wir den einzelnen gern und wiederholen daher aus Überzeugung das Urteil unserer österreichischen Literaturgeschichte, daß P. Laurentius mit seinem sangbegabteren Ordensmitbruder Procopius von Salzburg den geistlichen Volksgesang unserer Alpenländer nicht unwürdig vertritt.

Die Titel der Mirantischen Schriften, mögen sie uns heute auch sonderbar vorkommen, hatten für den damaligen Geschmack kaum etwas Auffallendes, mit Ausnahme der „Maultrummel"; denn nur diese Buchaufschrift erklärt und rechtfertigt der Dichter selbst. „Es möcht sich einer oder der andere verwundern, warum ich dieses mein fünftes Traktätlein eine Maultrummel nenne. Diesen beliebe zu wissen, daß ich nunmehr so arm worden, daß ich weder Harfen, Lauten, Geigen, noch anderes fürnehmes Saitenspiel zu bezahlen vermöcht; dahero ich mit einer einfachen Maultrummel, welche ich im Auskehren meines nunmehr staubigen Hirns noch gefunden (Laurentius war damals 62 Jahre alt), aufziehen müssen, jedoch verhoffe ich, sie werde sich zu meinem Vorhaben nicht ungereimt schicken, wenn ich sie den bösen und guten Begierden vergleichen werde". Der Vergleich von Form und Stoff der Maultrommel einerseits und den guten und bösen Begierden andererseits wird dann weiter ausgeführt. Als drei Jahre später noch eine Fortsetzung des Büchleins unter dem Titel „Futter über die Maultrummel" erscheint, beruft sich der Dichter auf die erste Einleitung und entschuldigt sich noch weiter mit seiner „vielfältigen Umpäßlichkeit" und seinem „grauen Alter, das nur noch mehr ein papiernes Maultrummelfutter zusammengepappt" habe.

Der Inhalt beider Schriftchen läßt sich mit einem Wort als Sittenschilderung bezeichnen oder, vielleicht noch richtiger ausgedrückt, als Sittenpredigten über die menschlichen Leidenschaften, reimesweis, wie der beliebte Ausdruck lautete. Der Ton des Ganzen ist recht frisch gehalten, mitunter etwas kräftig und derb, wenigstens für die heutige Schätzung, Bilder und Vergleiche werden in reicher Fülle verwertet, dazu Beispiele aus Geschichte, Chronik und Legende zusammengetragen. Die in jener Zeit so viel und gern behandelte Satire auf alle Stände findet an Laurentius von Schnifis einen nicht ungeschickten Vertreter. Dabei war es dem Dichter bei seinen Elegien um wirkliche Besserung der gerügten Schäden zu tun; das beweist die Sorgfalt, womit er seine Ausführungen auch den gelehrten Kreisen durch Übertragung ins Lateinische zugänglich zu machten suchte, im ersten Werkchen durch einzelne Merkverse als Anmerkungen, im zweiten durch eine vollständige metrische lateinische Übersetzung. Eingelegte Kupferstiche, die zum Teil recht fein gearbeitet sind, veranschaulichen auch hier wie in den andern Mirantischen Werken in willkommener Weise den Text. Deshalb besonders sind diese Büchlein jetzt so sehr geschätzt. Viele der drastischen Schilderungen passen noch gut auf die modernen Verhältnisse, darin den Sittenpredigten Bertholds von Regensburg vergleichbar, die man ohne viele Änderungen auch heute noch als zeitgemäße Ermahnungen halten könnte.

Ein Buch des Kapuzinerdichters bleibt noch zu besprechen übrig, ein »opusculum posthumum«, zu dem die Druckerlaubnis einige Monate nach

Digitized by Google

dem Tode des Verfassers erteilt wurde: „Mirantische Wunderspiel der Welt". Das Schriftchen fehlt zwar in den gewöhnlichen Verzeichnissen der Mirantischen Bücher, es stammt aber sicher aus der Feder des Miranten, wenigstens der Hauptsache nach. Einige Zusätze, wohl nur Vervollständigungen und notwendige Ergänzungen, hat der Herausgeber beigefügt. Das eigenartige Büchlein führt gegen 20 verschiedene Spiele vor, wie Kegel-, Dam-, Brett-, Schach-, Karten-, Billardspiel u. s. w. und knüpft an jedes irgend eine nützliche Anwendung fürs praktische Leben oder gewinnt daraus eine religiöse Wahrheit. Im übrigen teilt die Schrift Licht und Schatten mit den anderen Dichtungen des unermüdlichen Sittenpredigers. Die Anregung dazu gab höchstwahrscheinlich des gleichzeitigen Dichters Harsdörfer berühmtes Buch: „Frauenzimmer Gesprächsspiele", das wegen seiner Beliebtheit seinen Verfasser unter den Pegnitzschäfern den Beinamen „der Spielende" eingebracht hat. Die ganze Gattung dieser Poesie mit ihrer geistlichen Deutung war schon in der mittelalterlichen Dichtung viel in Brauch.

Gödeke gibt noch in der 2. Auflage seines Grundrisses unter den Werken des P. Laurentius ein Buch an, ohne Druckort und Jahr, unter dem Titel „Marianische Einöd". Das Werkchen ist glücklicherweise ganz sicher unecht. Ob Gödeke, der nach einer frommen Sage der Germanisten jedes verzeichnete Buch in der Hand gehabt haben soll, das „Marianische" im Titel für „Mirantisch" verlesen und die weitläufige Aufschrift daraufhin nicht genauer angesehen hat oder wie es sonst gekommen sein mag, — leider schleppt sich sein Irrtum gerade auf sein Ansehen hin in der Überlieferung weiter. Das Mißverständnis löst sich wohl einfach. Es gibt ein Buch: „Schmerzhafte Marianische Einöde, allwo die irrende Polymnia (die menschliche Seele) durch das Echo eingelockt, die zwei liebreichsten, zumalen höchst bedrängten und zugleich leidenden Herzen als den leidenden Jesum und dessen mitleidende liebste Mutter Mariam singend betrachtet". Als Verfasser dieser Schrift wird der Konstanzer Kapuzinerpater Theobaldus genannt und gedruckt ist das Buch zu Konstanz 1699, also das Werk eines gleichzeitigen Konstanzer Mitbruders unseres Dichters. Dazu ist die „Einöd" äußerlich den Schriften des P. Laurentius täuschend nachgebildet, jedoch ein widerwärtiges Machwerk, so daß das Urteil nicht zu hart wäre: „Wie er sich räuspert u. s. w." Das Buch enthält überkünstelte Sinnbilder von den verbundenen Herzen Jesu und Mariä, die auf alle Art geprüft und gequält, zerrissen, auf dem Ambos zerhämmert, auf einem Schiffe fahrend an die Klippe geschleudert, unter die Presse gelegt werden u. s. w. Ja, der Nachahmer geht so weit, das Herz Mariä als Schwamm brauchen zu wollen, um sich von seinen Sünden zu reinigen. Der kurze Hinweis genügt zur Erwahrung dafür, bis zu welchem Grade von Geschmacklosigkeit sich die fromme Literatur des 17. Jahrhunderts verirren konnte, und zugleich als Beleg, wie die Eigenart des P. Laurentius nur ein wenig gesteigert zu werden braucht, um in Ungeschmack umzuschlagen. Der Dichter aus dem Drusental hatte Feingefühl genug, die Grenzen des Erlaubten wohl mitunter zu streifen, jedoch sie nie zu überschreiten. Darin liegt der tiefste Unterschied zwischen der Kunst und der Mache und so gereicht auch dieser Vergleich nur zum Lobe und Ruhme unseres gekrönten Sängers von Schnifis.

Digitized by Google

Über Sprache und Verskunst des Miranten müßte notwendig ein Wort beigefügt werden; allein eine fachwissenschaftliche Untersuchung paßt nicht für die Zwecke dieses Aufsatzes. Es mag daher die Bemerkung genügen, daß unseres Dichters Sprache und Versbau im wesentlichen auf P. Spes trefflichem Vorbild beruht, und darin liegt des Lobes genug.

Mit der literarischen Bewertung der Mirantischen Poesien erschöpft sich die Würdigung des Sängers nicht. Ganz in der Überlieferung der fahrenden Sänger des Mittelalters, nach der bekanntlich Dichter, Tonkünstler und Sänger erst ein Ganzes bildeten, hat Laurentius von Schnifis zu seinen Liedern auch Ton und Weise verfaßt und so beansprucht auch der Tonsetzer besondere Berücksichtigung.

Als allgemeines Urteil kann wohl ausgesprochen werden, daß der Mirant kein schlechter Tonsetzer war, und wer die Geschichte des geistlichen Liedes in dem schließenden 17. Jahrhundert schreibt, muß den Namen des P. Laurentius neben dem eines P. Martin von Cochem und P. Procopius aus Salzburg nennen. Gehört er auch jener Zeit an, in der nicht nur der altehrwürdige Gregorianische Choral, sondern auch der ernste, edle deutsche Kirchengesang mehr und mehr verdrängt wurde, und gibt er sich auch in seinen geistlichen Liedern als Kind seiner Zeit, das an Corners „Geistlicher Nachtigall" und an den Hirtenliedern eines Angelus Silesius Gefallen findet, so hat er doch eine Vertonung geschaffen, die wir heute noch schön nennen dürfen.

Die Mirantischen Lieder sind nicht für kirchlich gottesdienstliche Zwecke geschrieben, ein Umstand, der bei Beurteilung der Vertonungen nicht übersehen werden darf. Daß der Verfasser des „Mirantischen Flötleins" keine Kirchenlieder schaffen wollte, hebt er ausdrücklich in der Vorrede des Büchleins hervor. „Dieses Flötlein", heißt es da, „besteht in 30 Elegien, eine Elegie in 20 Gesetzlein, nicht zwar eigentlich zu singen, weilen sie zu lang sind; den Liebhabern der Musik aber zu Gefallen habe ich einer jeden Elegie ihre eigene Melodei beisetzen wollen". Ähnlich spricht er sich in der „Mayenpfeif" aus. Es läßt sich demnach mit dem Geschichtschreiber des Kirchenliedes mit Recht behaupten, daß Laurentius für die Entwicklung des Kirchenliedes ohne Bedeutung ist oder höchstens nur insoweit, als seine Lieder dem Kirchengesange in etwa geschadet haben; denn derartige geistliche Melodien mit ihrer Chromatik und Verschnörkelung machten nachweisbar ihren verderblichen Einfluß auf den altehrwürdigen Kirchengesang wohl fühlbar. Betrachtet man indes des Miranten musikalische Leistungen in sich als das, was sie sein wollen, nämlich geistliche Gesänge zur Unterhaltung und Erbauung im frommen häuslichen Kreise, so erscheint das Urteil Bäumkers doch zu hart, als wären „die geistlichen Melodien eines Laurentius von Schnifis wie die eines Procopius vielfach jeden Inhalts bare Phrase". Unter manchen freilich sonderbaren und unserem Ohre fremd klingenden Melodien finden sich auch ganz gefällige, ansprechende Weisen. So ist beispielsweise die Melodie zu dem „Sonnenschön prächtige" ebenso würdig wie die Weise zu seiner Nachbildung „Wunderschön prächtige", so wie sie in verschiedene kirchliche Liederbücher Aufnahme gefunden hat. Im großen ganzen sind die Melodien im „Mirantischen Flötlein" und in der „Mayenpfeif" selbständig, kernig, meist mehr herb als süßlich. Ob sie

Digitized by Google

eigentlich populär geworden, ist nicht bekannt. Sie treffen jedenfalls nicht immer den Volkston und dieser Mangel scheint auch empfunden worden zu sein, wenn anders eine Bemerkung im „Futter über die Maultrummel“ richtig gedeutet wird. Manche Unregelmäßigkeiten des musikalischen Satzes gehen auf Rechnung eines mitunter nicht ganz regelrechten Versbaues.

Laurentius war in der Musik mehr Kunstliebhaber als Künstler, der jedoch in seinen Melodien und Harmonien Talent beweist. Was der Dichter warm empfunden hat, das suchte er in Wort und Ton zu legen, mehr in der Absicht zu nützen als zu ergötzen, wie er selbst das Lob der Musik gesungen hat („Flötlein“ III, 7):

Was kann doch auf Erden
Geliebet mehr werden
Als süßer Gesang?
Was treibet vom Herzen
Behender die Schmerzen
Als lieblicher Klang?
Die Musik allein,
Die Tränen abwischet,
Die Herzen erfrischet,
Wann sonst nichts hilflich will sein.

Die Musik vertreibet,
Vertilget, verschreibet
Nach Thule das Leid;
Macht Hinkende springen,
Verzagende singen
Vor herzlicher Freud'.
Sie treibet die Feind',
Den Frieden zu schließen,
So daß sie oft müssen —
Gezwungen — werden gut Freund.

Laurentius lebt nur in der Nachbildung eines seiner Lieder, „Sonnenschön prächtige“, bei der Nachwelt in bleibendem Andenken fort. Wir, seine Landsleute, müssen ihm eine frischere Erinnerung unter unseren literarischen Gedenkbildern bewahren, weil er zu den wenigen gehört, die in einer für die katholischen Dichter schweren Zeit überzeugungsvoll ihre erhebenden Lieder sangen.

Nacht.

Von W. Kolch.

Mit leisen Schritten naht die stille Nacht
Und flicht sich Sterne in die dunklen Locken
Und schmückt mit schlummermüden Blumenglocken
Den keuschen Leib in seiner vollen Pracht.

Wohin ihr großes, ernstes Auge schaut,
Was sie berührt mit ihren schlanken Gliedern,
Das neigt sich ihr in seligem Erwidern
Und grüßt des Schlafes heißersehnte Braut.

Digitized by Google

Die moderne Denkmalpflege.

Von **Hans Tietze.**

In den letzten Jahrzehnten ist die Denkmalpflege in ein neues Stadium getreten und nimmt in höherem Maße als früher das Interesse des Publikums und der Behörden in Anspruch. Allerorten entstehen Vereine zum Schutze der Denkmale, Zeitschriften machen sich die Besprechung einschlägiger Fragen zur ausschließlichen Aufgabe, die Fachliteratur ist ins Ungeheuere gewachsen und ein eigener Tag für Denkmalpflege vereinigt in Deutschland jährlich die Führer der Bewegung. Auch die Behörden haben sich dieser allgemeinen Bewegung nicht entziehen können und in den meisten Staaten Europas sind eigene Denkmalschutzgesetze entweder schon geschaffen oder in Beratung gezogen. Der Grund für den kräftigen Aufschwung und die starke Ausbreitung der Idee ist der, daß sich die fundamentalen Anschauungen über das Wesen des Denkmals verändert haben und daß, wie wir des näheren erörtern werden, aus einer Angelegenheit der Gelehrten und Kunstliebhaber eine Sache des Volkes und der Menschheit geworden ist.

Auch unser Vaterland hat Anteil an der modernen Bewegung, von der wir sprechen. Unsere Denkmalbehörde, die k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale, war durch Jahrzehnte hindurch ein Musterinstitut auf dem Gebiete der Denkmalpflege und hat der neuen Entwicklung den Boden vorbereitet; auch bei uns ist eine gesetzliche Regelung all dieser Fragen in Vorbereitung; wie könnte sich auch ein Staat dieser Aufgabe entziehen, ohne den Anspruch zu verlieren, all seine Pflichten erfüllt zu haben? Denn wie der Mensch nicht von Brot allein lebt, so spräche ein Staat sich selbst das Urteil, der nur die Notdurft des Lebens, nicht aber auch die idealen Bedürfnisse befriedigen wollte.

Damit aber unsere Bewegung an Kraft gewinne, ist es notwendig, sie in möglichst weite Kreise zu tragen und ihr überall Freunde und Helfer zu werben; nur auf diese Weise kann sie zum Siege gelangen, denn solange diese breite Grundlage fehlt, würde auch ein weitgehendes Denkmalschutzgesetz ohne Wirkung bleiben. Der Wunsch, in bescheidener Weise zur Verbreitung der modernen Grundsätze der Denkmalpflege beizutragen, hat diese Zeilen entstehen lassen, die sich in erster Linie an den Priester wenden als an den „berufenen Konservator, Restaurator und Neubesteller kirchlicher Kunstwerke".

Unter Denkmal im ursprünglichen — und noch immer landläufigeren — Sinne versteht man jedes von Menschen errichtete Werk, das dazu dienen

Digitized by Google

soll, die Erinnerung an eine oder mehrere bestimmte Personen, an ein oder mehrere bestimmte Ereignisse bei der Nachwelt wach zu erhalten. Nicht nur Werke der bildenden Kunst können diese Aufgabe haben, auch „Schriftdenkmale" haben demselben Zwecke zu dienen, und daß sie dazu in nicht geringerem Maße taugen, wird uns ja schon durch des Horaz »monumentum aere perennius« ins Gedächtnis gerufen. Denkmalen in diesem Sinne begegnen wir seit den ältesten Zeiten und bei den meisten Völkern und auch das Alte Testament spricht zu wiederholten Malen von der Errichtung derartiger Erinnerungszeichen (z. B. Genesis XXXI, 45). Auch in der Gegenwart hat der Gebrauch solcher Denkmale nicht aufgehört, im Gegenteile, er hat — wie manche meinen — den Charakter einer wahren Manie angenommen. Um den Schutz solcher Monumente kann es sich bei der Bewegung, von der wir hier zu sprechen haben, nicht handeln, er ist Sache der Polizei und der Gerichte.

Seit dem achtzehnten, besonders aber seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts pflegt der Ausdruck Denkmal auch noch in einem andern Sinne gebraucht zu werden, der mit jener ursprünglichen Bedeutung zusammenhängt, dessen Fassung aber eine ziemlich schwankende und oft ungenaue ist. Die Denkmale, von denen wir zuerst sprachen, erinnern absichtlich an bestimmte Personen oder Ereignisse, sie sind zum Zwecke dieser Erinnerung von Personen oder Behörden, die an ihr ein Interesse haben, gesetzt worden und werden von ihnen geschützt und erhalten. Neben diesen aber gibt es viele andere Gegenstände, die dieselbe Aufgabe ungewollterweise erfüllen. Das Standbild Julius II., das Michelangelo in Bologna ausgeführt hat, ist zerstört, aber die neue Peterskirche, die jener große Papst zu bauen begonnen, die Stanzen, die er von Raffael malen ließ, sind Erinnerungen an ihn und ungewollte Denkmale unvergänglicher Art.

Viel zahlreicher noch sind jene Gegenstände, die nicht an einzelne Personen erinnern, sondern für bestimmte Phasen der historischen oder der Kunstentwicklung Zeugnis ablegen, und in diesem Sinne pflegen wir von Kunst- und historischen Denkmalen zu sprechen.

Denken wir zunächst an die historischen Denkmale, so erscheinen uns die durch sie vermittelten Erinnerungen und Eindrücke viel lebendiger und eindringlicher als das, was wir aus Büchern erfahren. Die Pyramiden waren Grabmale einzelner Könige; um einen einzigen zu verherrlichen, mußte ein ganzes Volk jahrzehntelang frohnden. Der Name des betreffenden Fürsten ist vergessen, oder ist er das nicht, so vermag er doch nur wenigen Fachgelehrten etwas zu sagen, eine bestimmte Vorstellung zu erwecken. Die Pyramiden aber stehen da als Denkmale der sozialen Struktur des Pharaonenreiches, des ausgebildeten Kastenwesens, das allein jene kolossalen Bauten ermöglichte. Wahrlich schon die Form der Pyramiden an sich scheint ein Bild von jenen Verhältnissen im Nillande zu geben, wo sich eine Schichte auf die andere lagerte, um in einem einzigen Punkte, dem König, den krönenden Abschluß zu finden. Ähnliche Lehren gibt uns das Kolosseum in Rom, dessen einstigen Glanz wir nur noch staunend ahnen können. Einen solchen Bau konnte nur ein Volk errichten, dem die ganze Welt dienstbar war, aber noch deutlicher sagt uns die stolze Ruine, daß diese Macht eine

Digitized by Google

hinfällige, dieser Prunk ein hohler war und deshalb zugrunde gehen mußte. Und denken wir weiter an die Katakomben, die uns von den grausamen Verfolgungen wie vom heroischen Glaubenseifer der ersten Christen berichten, an die gotischen Dome, die uns erzählen, daß unermüdlicher frommer Eifer vieler Generationen zusammengewirkt hat, um diese glorreichen Werke zu schaffen, an die Barockkirchen, die der mächtige Aufschwung des Katholizismus nach dem Tridentinum gebaut hat, — überall und immer ist der sinnfällige Eindruck, den uns das Denkmal gewährt, der tiefste und nachhaltigste.

Ebenso deutlich ist der Wert solcher Werke für die Kunstgeschichte, deren eigentlichen Gegenstand sie ja bilden; ohne sie wäre dieser ganzen Wissenschaft der Boden entzogen; denn was der Kunsthistoriker aus Beschreibungen oder Überlieferungen erschließen kann, bleibt dürr nnd unfruchtbar, solange es nicht durch die Denkmale erhärtet wird. Ohne diese bliebe uns also eine wichtige Seite der menschlichen Kultur, eine der edelsten Bestätigungen des menschlichen Geistes völlig unbekannt.

Deshalb haben auch die mannigfachen, zu Zwecken der Gesetzgebung gegebenen Definitionen des Ausdruckes Denkmal auf diese Bedeutung für Geschichte und Kunstgeschichte in verschiedener Weise Rücksicht genommen. So sagt das ungarische Gesetz von 1881: „Unter der Benennung ‚Kunstdenkmal' wird jede unter oder über der Erde befindliche Baulichkeit und deren Zubehör verstanden, die den Wert eines historischen oder künstlerischen Denkmals besitzt."

Eine andere Definition aus dem in mancher Hinsicht mustergiltigen hessischen Gesetz von 1902 nennt „Baudenkmal" jenes Bauwerk, „dessen Erhaltung wegen seiner Bedeutung für die Geschichte, insbesondere für die Kunstgeschichte, im öffentlichen Interesse liegt".

Diese Definitionen sind nicht zu wissenschaftlichen Zwecken erdacht sondern für den Gebrauch der Gesetzgebung zurecht gemacht worden; ihre Hauptschwäche liegt darin, daß sie als nähere Begriffsbestimmung die Berufung auf den historischen oder künstlerischen Wert des Gegenstandes annehmen, — Faktoren also, die unbestimmt und Schwankungen unterworfen sind. Präziser drückt sich der vom Präsidenten der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler, Freiherrn v. Helfert, ausgearbeitete Gesetzentwurf aus, der nur die einfachere Ermittlung der Wertlosigkeit des fraglichen Objekts ins Auge faßt: „Bauwerke öffentlichen, kirchlichen oder profanen Charakters oder Interesses, in was immer für einem Besitz sie sich befinden mögen, stehen unter dem Schutz des Gesetzes, insofern nicht nach dem Spruche der für solche Angelegenheiten berufenen Behörde die künstlerische oder geschichtliche Wertlosigkeit des Gegenstandes einen solchen Schutz entbehrlich macht."

Dadurch ist gleichzeitig die Art und Weise angegeben, die für die Feststellung des historischen und künstlerischen Wertes für wünschenswert gehalten wird, nämlich die Überprüfung und Beurteilung durch eine Behörde, deren Mitglieder die entsprechende geschichtliche und kunstgeschichtliche Vorbildung besitzen sollen. Auch hier ist also, wie in den früher zitierten Definitionen, das Hauptgewicht auf den historischen, bezw. kunsthistorischen Wert des Denkmals gelegt, und da dieser Standpunkt für die jetzige Betrachtung charakteristisch

Digitized by Google

ist, so möchten einige Worte über die Bedingungen seines Werdens am Platze sein.

Nicht alle Zeiten haben den Werken der Vergangenheit irgendwelches ästhetische Interesse entgegengebracht; zumeist galt nur die Kunst der jeweiligen Gegenwart für existenzberechtigt und sie beherrschte die Geister so völlig und ausschließlich, daß sie ein Gefallen an Werken früherer Kunstepochen absolut nicht aufkommen ließ. Die Gotik fand kein Gefallen an romanischen Werken, die Renaissance hatte für die Gotik nichts als Spott und Hohn, die Barocke hat die Werke früherer Periode abscheulich gefunden und deshalb nach Gutdünken umgewandelt und das XIX. Jahrhundert hat nicht minder grausam an den Werken der Barocke gehandelt. In die vereinzelten Fälle eines Interesses an den Werken der Vergangenheit läßt sich nur mühsam etwas der heutigen Denkmalpflege einigermaßen Entsprechendes hineininterpretieren. Erst in der Renaissance finden wir ein deutliches Interesse auch an einer anderen Kunst als der der eigenen Zeit, der Antike nämlich, und ihre Schätzung und Schützung bildet auch den Gegenstand des dem Raffael oder dem Baldassare Castiglione zugeschriebenen Briefes über die Antiken Roms, der gewöhnlich als das erste Dokument der Denkmalpflege angesehen wird. Aber hier wie in den Verordnungen einiger der folgenden Päpste (die wichtigste darunter ist das Breve Pauls III. vom 28. Nov. 1534) handelt es sich immer nur um die Schützung der Antike, weil man der Meinung war, hier seien Überreste einer absoluten und allgemein gültigen Kunst vorhanden, der die Gegenwart wohl nacheifern solle, die sie aber niemals erreichen könne; als Muster und nachahmenswerte Vorbilder erscheinen jene Reste alter Kunst schützenswert, ein Gedanke, der seltsamerweise in einem Erlaß des preußischen Kultusministers vom Mai 1904 abgeschwächt wieder auftaucht. Ein solches Interesse aber ist kein historisches, wir können es vielleicht richtiger ein ästhetisches nennen. Wo dieses nicht ausschließlich waltet — wie etwa in einem Briefe Petrarcas an Cola di Rienzi —, da spricht das stark ausgeprägte Selbstgefühl der Italiener, die sich als die natürlichen Erben und Nachkommen der alten, zur Zeit der Renaissance fanatisch bewunderten Römer betrachteten; was immer an diese erinnerte, schien der tiefsten Pietät wert zu sein.

Das Interesse an den alten Werken war also einerseits ein ästhetisches, anderseits aber ein nationales; beides aber waren nur zarte Ansätze und nicht stark genug, den Anforderungen der kräftigen gleichzeitigen Kunst Widerstand zu leisten, die, wo es ihr gut dünkte, skrupellos selbst mit jenen ehrwürdigen Überresten aufräumte; gerade einige der kunstliebendsten Familien der Zeit haben sich besonders energische Zerstörungen der antiken Bauten erlaubt und nicht ganz mit Unrecht entstand in Rom nach den Eingriffen der Barberini in das Kolosseum und ins Pantheon der boshafte Witz: *Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini*, — Was die Barbaren nicht taten, das taten die Barberini.

Auch aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert liegen vereinzelte, ähnlich motivierte Beweise eines Interesses an den Werken der Vergangenheit vor; in ein entscheidend neues Stadium aber tritt die Denkmalbetrachtung erst am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. In dreifacher

Digitized by Google

Beziehung hat da die Romantik befruchtend eingewirkt: durch die katholische Bewegung, die den schärfsten Gegensatz zu der „Aufklärung" am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bildete und die mit herzinniger Bewunderung und Andacht auf die tiefe Frömmigkeit des Mittelalters zurückblickte; durch den Aufschwung der nationalen Idee, die sich mit vollstem Interesse der Vergangenheit des eigenen Volkes zuwandte; endlich durch das Zunehmen und mächtige Anwachsen des historischen Sinnes. Dies letztere Motiv ist in gewisser Hinsicht von den beiden ersten abhängig, denn es läßt nur den Verstand auf dem Wege folgen, den Herz und Gemüt bereits eingeschlagen hatten. Auch sonst fließen sie vielfach in einander, doch mag im ganzen und großen in diesen Zeiten kurz nach den Napoleonischen Kriegen das nationale und das patriotische Moment überwogen haben; dies äußert sich auch dort, wo die Bewegung in gleichzeitigen Gesetzgebungen ihren Ausdruck fand. So geht das griechische Gesetz vom Mai 1834 vom Standpunkt aus, daß alle Denkmäler als von den Vorfahren herstammend nationales Gemeingut aller Hellenen seien, und das österreichische Hofkanzleidekret vom 28. Dezember 1818 schützt solche Kunst- und Literaturgegenstände, welche zum Ruhme und zur Zierde des Staates beitragen.

Einen besonderen Umfang und eine tiefgehende Bedeutung gewann die Bewegung in Frankreich, wo Männer wie Vitet, Montalembert, Chateaubriand, Viktor Hugo, Arcisse de Caumont an ihrer Spitze standen. Die französische Revolution hatte in ihrem fanatischen Hasse gegen alle Traditionen, gegen alle durch eine lange Vergangenheit geheiligten Institutionen ein furchtbares Vernichtungswerk geübt und um ihren Hasse gegen Kirche und Adel zu kühlen, in systematischer Weise den durch Jahrhunderte aufgehäuften Kunstbesitz des Landes so gründlich zerstört, daß uns auch heute trotz sorgfältigster, langjähriger Sammelarbeit viele wichtige Materialien zur Rekonstruktion seiner Kunstentwicklung fehlen. Um so lauter erhoben hier edle Anwälte der Vergangenheit ihre Stimme und nahmen den „Krieg gegen die Zerstörer" auf.

Ähnlich lagen die Verhältnisse auch in anderen Ländern Europas, besonders in Deutschland; auch dort war durch die Napoleonischen Kriege, wenn auch in nicht so systematischer Weise wie in Frankreich, dem Kunstbesitz schwerer Abbruch geschehen und dadurch der Boden für eine Reaktion vorbereitet. Den direkten Anlaß für diese bot zunächst die nationale Erhebung, die Ursache und zugleich Begleiterscheinung der Befreiungskriege war. Stärker als früher begannen die Deutschen sich als solche zu fühlen und vertieften sich in die Vergangenheit der Nation, um die dort verborgenen Schätze zu heben. Die Romantik trug nicht wenig zur Stärkung dieser Sinnesart bei; auch sie lockte die Gedanken ins Mittelalter zurück, in eine Zeit, deren schlichte Gläubigkeit das Unterpfand ihrer Größe gewesen zu sein schien. Begann man sich dem christlichen Mittelalter mit seiner Liebe und seiner Bewunderung zuzuwenden, so konnte die wissenschaftliche Forschung nicht umhin, sich mit diesem bisher vernachlässigten Gebiete zu beschäftigen. Da erst wurde man gewahr, wie viel unwiederbringlich verloren gegangen war, und mit doppeltem Eifer begann man sich der Überreste anzunehmen. Das

Digitized by Google

Charakteristische dieser Phase der Denkmalpflege ist also einerseits ein nationales anderseits ein wissenschaftliches Interesse.

Wiederum können die Grenzen zwischen diesen beiden nicht scharf gezogen werden und in den meisten Fällen haben wohl beide zusammengewirkt: ein Denkmal wurde um seiner Bedeutung in der Geschichte oder Kunstgeschichte einer Nation oder eines Staates willen geschützt.

Nach in einer anderen Beziehung haben jene beiden Faktoren zusammengewirkt: hing man mit andächtiger Bewunderung an den Werken des Mittelalters, so lag der Wunsch nahe, sie möglichst vollständig zu besitzen, und sah man in jener Zeit ein absolutes Ideal, so war man leicht versucht, auch den künstlerischen Ausdruck jener Zeit für unbedingt nachahmenswert zu halten. Ersteres führt zu dem Bestreben, „stilrein" zu restaurieren, letzteres zu dem fast ausschließlichen Vorherrschen der Gotik in der kirchlichen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Nur die erstere Erscheinung braucht uns hier zu beschäftigen, obwohl es von Nutzen ist, ihren Zusammenhang mit der retrospektiven Richtung der Kunst im neunzehnten Jahrhundert in Erinnerung zu behalten.

Das Bestreben, stilrein zu restaurieren, fand seine weitere Stütze an dem mächtig zunehmenden historischen Sinn, der seine Kenntnisse auch in die Praxis umsetzen wollte. Dieses Überschätzen der wissenschaftlichen Möglichkeiten steht in direktem Zusammenhang mit der intellektualistischen Richtung, die ein Kennzeichen des vergangenen, des neunzehnten Jahrhunderts war und das genaue Widerspiel des politischen Liberalismus jener Zeit bildet. Durch Wissenschaftlichkeit glaubte man alles erreichen zu können, und das Resultat dieser Vorstellung war, daß man mehr zerstörte als Elementarereignisse und Barbarenhände je vernichtet hatten.

Man übersah dabei, daß jede solche Restaurierung nur einem bestimmten Stand der Wissenschaft entsprechen kann, daß also ein Teil davon immer auf einer Hypothese beruhen wird. Die Erfahrung lehrt uns, daß noch nie eine solche Restaurierung durchgeführt worden ist, die nicht schon die nächste Generation mit ihren stark gewachsenen historischen Kenntnissen als lächerliche Spielerei empfunden und verhöhnt hätte. Dürfen wir uns anmaßen, klüger sein zu wollen als frühere Geschlechter? Werden unsere Restaurationen von der Nachwelt milder beurteilt werden? Bei jenen anscheinend so stilgerechten, nach allen Regeln der Archäologie durchgeführten Restaurationen bedachte man auch nicht, daß der Stil einer Zeit der getreue Ausdruck ihrer künstlerischen Gesinnung und ihrer gesamten Kultur ist. Die romanische oder gotische Kunst waren die künstlerische Gestaltung der Ideen ihrer Zeit und deshalb ein höchst lebendiger, lebenswahrer Organismus. Ahmte man aber im neunzehnten Jahrhundert romanische oder gotische Kunst nach, so blieb es doch immer moderne Kunst dieses Jahrhunderts, nur starr und unfrei, weil irgendein Lehrbuch das Walten der künstlerischen Begabung hemmte. Was ein berühmter Jurist der Gegenwart über die Erscheinungsformen des Rechtes sagt, mag füglich auch auf die Kunst Anwendung finden: „Gleichheit der Äußerung ist das Zeichen der Schwäche, die Kraft aber bewährt sich in der Mannigfaltigkeit der Äußerungsformen." Denn wahrhaftig nur ein Stümper

Digitized by Google

wird sich des Ausdrucks seiner Persönlichkeit ganz begeben können, ein Meister vermag sich beim besten Willen dem fremden Stil nicht völlig unterzuordnen. Als Schmidt gefragt wurde, ob das von ihm gebaute Wiener Rathaus gotisch sei, sagte er, er wisse das nicht. Und wirklich kann der herrliche Bau, bei allen Anklängen an die Gotik, den persönlichen Stil Schmidts nicht verleugnen. Das gilt wie von den selbständigen Werken auch von den Restaurationen; auch bei ihnen wird ein großer Künstler schwerlich ganz auf das eigene Schaffen verzichten und die Arbeiten der Mittelmäßigkeiten sind in ihrer Unfreiheit und Gedrücktheit wohl ein künstlerisches Denkmal, aber nur *ihrer* Zeit, die ihr künstlerisches Ideal verloren hatte und nun sklavisch auf eine stärkere Vergangenheit zurückblickte. In diesem Sinn also verdienen jene Restaurierungen ein gewisses ästhetisches Interesse und ein geübtes Auge kann leicht das Jahrzehnt bestimmen, in dem die Regotisierung (denn um diese handelt es sich in der Regel) erfolgte, — so genau hat das künstlerische Wollen des neunzehnten Jahrhunderts hier seinen Ausdruck gefunden. Aber es ist völlig verfehlt zu glauben, daß dadurch den alten Kunstwerken wirklich ein Dienst geleistet worden wäre: man hat Zubauten späterer Jahrhunderte einer eingebildeten Stilreinheit geopfert und das Resultat war, daß man die gotischen oder romanischen Teile nun mit Zutaten verquickt besaß, die ein nicht minder zweifelloser und echter Ausdruck des neunzehnten Jahrhunderts sind, wie jene entfernten Renaissance- oder Barockzubauten der Ausdruck des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts gewesen waren.

* * *

In mehrfacher Hinsicht ist es von Wichtigkeit, die ursprüngliche Idee der Denkmalpflege auf historischer, bezw. kunsthistorischer und nationaler Grundlage genauer ins Auge zu fassen. In erster Linie ist es schwer, die Gegenstände zu ermitteln, die für eine Nation oder einen Staat historische Bedeutung haben. Bei Monumenten ersten Ranges ist die Feststellung des historischen Wertes allerdings leicht, aber gerade bei diesen ist eine systematische Schätzung auf gesetzlichem Wege nicht so dringend, denn gerade über ihnen wacht ja die gesamte öffentliche Meinung, das wissenschaftliche Interesse der ganzen Welt. Viel schwieriger verhält es sich mit den zahlreichen Objekten minderen Ranges, die über Stadt und Land verstreut sind; alle entstammen sie einem lebendigen Kunstschaffen und keines wird daher dem andern völlig gleichen, alle werden also das Ihrige zur Erkenntnis der betreffenden Kunstrichtung beitragen. Und selbst, wo es sich etwa — bei kunstgewerblichen Erzeugnissen oder bei Bauten schablonenhaften Charakters — um viele gleiche Exemplare handelte, könnte doch noch immer die Quantität des Auftretens einen, wenn auch kleinen statistischen Wert im Interesse der Geschichte haben. Schon aus diesen Gründen müssen die historischen Wissenschaften die gesetzliche Schätzung aller Gegenstände anstreben, die bis zu einer gewissen Zeit, sagen wir vor mehr als hundert oder fünfzig Jahren, entstanden sind. Unter dieser Grenze, die natürlich eine schwimmende und besonders vom Wert der betreffenden Objekte abhängige ist, wird die Fülle der Gegenstände und ihr praktischer Gebrauchswert einen eigenen gesetzlichen Schutz überflüssig erscheinen

Digitized by Google

lassen; erst wenn der Gebrauchswert der Dinge geschwunden oder gemindert ist und wenn die Zeit ihre Reihen gelichtet und eine gewisse Auslese unter ihnen getroffen hat, wird sich ein solcher Schutz als notwendig erweisen. Denn tatsächlich liegt ein weiterer Ansporn zu möglichster Verallgemeinerung der Schutzmaßregeln in dem stetigen und rapiden Schwinden der Kunstgegenstände, deren Feinde ja so zahlreiche sind. Abgesehen von dem natürlichen Verfall, der keinem menschlichen Erzeugnis erspart bleiben kann, geht jährlich vieles durch Brand und andere Elementarereignisse zugrunde, vieles wird „verrestauriert" und das meiste, was findige Antiquitätenhändler leichtgläubigen Besitzern oder Verwaltern von Kunstgegenständen abschwatzen, ist dem öffentlichen Besitz so gut wie entzogen, da es von nun an in einem Salon oder einem Raritätenkabinett der Freude oder auch nur noch der Eitelkeit eines einzelnen Besitzers dienen muß.

Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn wir auch die zweite Bestimmung der älteren Denkmalpflege, das nationale oder staatliche Interesse, in den Bereich unserer Betrachtung ziehen. Auch hier erscheint nur bei Werken ersten Ranges, von denen wir früher sprachen, das Interesse der Nation oder des Staates zweifellos, bei den minderen scheint es nicht vorhanden zu sein. Das ist aber nicht der Fall; Nation oder Staat, aus lauter kleinen Gemeinschaften zusammengesetzt, haben ein Interesse an allem, was diesen von Wichtigkeit ist. Hier aber ist die Bedeutung des einzelnen Denkmals eine ungleich größere, da jedes an Wohl und Wehe der unmittelbaren Vorfahren erinnern kann, jedes ein Markstein in der Entwicklung der engeren Heimat sein mag; hier in der so verengerten Interessensphäre ist jede Kapelle, jedes Wegkreuz, ja jedes alte Haus ein Stück Heimat und ein Mal ihrer Geschichte. Auch auf diesem Wege gelangen wir wieder zu einer Berücksichtigung auch der kleinsten Objekte.

Zu diesen Resultaten also mußte folgerichtigerweise die Art der Denkmalpflege führen, die wir kurz die des neunzehnten Jahrhunderts nennen können, die einerseits auf der nationalen oder staatlichen Bedeutung, anderseits auf dem wissenschaftlichen Interesse der Gegenstände beruhte. Deutlich läßt sich aber schon jetzt erkennen, daß diese Grundlage, wenigstens in seiner Gänze, nicht auch für das zwanzigste Jahrhundert giltig sein kann und daß dessen Denkmalpflege, sowohl was die Zwecke als was die Betrachtungsweise anbelangt, eine Reaktion gegen die Auffassung des vergangenen Säkulums bedeuten wird.

Natürlich knüpfen die neuen Ideen zunächst unmittelbar an die alten Tendenzen an; schon bei diesen hatte die Entwicklung dahin geführt, daß der Schwerpunkt mehr und mehr in die kleineren Gemeinschaften, also in die Gemeinden gelegt wurde, in deren Existenz das betreffende Denkmal ja viel inniger verwoben sein konnte als in die der ganzen Nation. In dieser Sphäre aber verliert die wissenschaftliche Betrachtung ein Gutteil ihrer Berechtigung; denn für die einzelne Gemeinde ist es gleichgültig, ob ihr Denkmal in eine bestimmte wissenschaftliche Entwicklungsreihe eingegliedert werden kann oder nicht, ob es der Gotik, der Renaissance oder der Barocke angehört, hier walten ganz andere Gründe für die Pietät gegen das Denkmal vor. Die Kirche, in der Eltern und Voreltern getauft, getraut, eingesegnet

Digitized by Google

worden sind, das Rathaus, in dem die Väter sich in ernsten Zeiten zu gewichtiger Beratung versammelten, werden nicht aus wissenschaftlichen, sondern aus sittlichen und allgemein menschlichen Gründen der Gegenstand der Verehrung sein.

Auch die fortschreitende wissenschaftliche Kleinarbeit verrückt den ursprünglichen Wert des historischen Denkmals. Wenn für das ausgehende neunzehnte Jahrhundert jeder, auch der geringfügigste Gegenstand, als ein Glied im Werden der Nation und ihrer gegenwärtigen Kultur angesehen wurde, so ist jeder unentbehrlich und gewissermaßen allen anderen Gliedern der Entwicklung des Volkes gleichberechtigt. Auf diese Weise aber verliert er seine Bedeutung als Illustration einer bestimmten Periode; nicht daß er an einer bestimmten Stelle jener Entwicklung steht, sondern daß *er überhaupt an ihr Teil hat*, verleiht ihm jetzt seinen Wert.

Für die wissenschaftliche Anschauung der Dinge wie für ihre naive Betrachtung in der Gemeinde haben die Gegenstände also deshalb einen Wert, weil sie in die Vergangenheit zurückreichen, weil sie mit dem Leben und Sterben der Vorfahren verknüpft sind. Diese Bewertung der Dinge ist eine so neue, daß wir notwendigerweise einiges zu ihrer näheren Erläuterung anführen müssen.

Nicht Erinnerungen an freudige Ereignisse, glorreiche Tage der Vergangenheit allein sind es, die dem Denkmal den Wert verleihen; die Pietät, mit der eine Gemeinde ihre uralte Kirche hegt, mit der sie die Marktsäule als das Wahrzeichen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, ihre alten Wohnhäuser als die Belege erbgesessener bürgerlicher Wohlhabenheit betrachtet, sind durchaus nicht ausschließlich aus angenehmen Empfindungen zu erklären. Mit demselben pietätvollen Schauern sehen wir eine Burgruine an und selbst der flachste Rationalist wird nicht behaupten wollen, in diesem Gefühl spiele die Erleichterung mit, daß die gefahrvollen Raubritterzeiten nun vorüber sind. Unmöglich können es also nur für die Familie, die Gemeinde ꝛc. angenehme Erinnerungen, also egoistische Erwägungen im weiteren Sinne, sein, die diese Gefühle der Pietät gegen die Werke der Vergangenheit in uns erwecken.

Ein anderer Beweis für die durchaus selbstlose Art dieser Gefühle liegt darin, daß wir nicht nur den Denkmalen unserer engsten oder engeren Heimat gegenüber so empfinden, sondern daß auch die alten Bauten eines Nachbarorts ebenso auf uns wirken. Kann man hier noch das Band des gemeinsamen Vaterlands, der gemeinsamen Nationalität und Sprache als das egoistische Motiv unserer Pietät anführen, so entfällt auch dieses lose Band da, wo es sich um die Denkmale fremder, vielleicht feindlicher Völker handelt. Wenn wir durch die Straßen von Spoleto oder Amiens wandeln, so wirkt der Zauber der Vergangenheit nicht minder mächtig auf uns. Hier kann nur die gemeinsame Zugehörigkeit zur Menschheit, die Verwandtschaft aller Kinder Gottes unsere Ehrfurcht vor den Werken fremder, längst dahingegangener Menschen erklären. Deutlicher wird der Charakter dieser Pietät vielleicht, wenn wir unsere aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Gefühle bei der Betrachtung einer neuen und einer alten Kirche vergleichen; die religiösen Gefühle sind in beiden Fällen dieselben und auch die rein ästhetischen Eindrücke können wir als gleich annehmen. Trotzdem läßt selbst

Digitized by Google

die minder schöne alte Kirche Saiten in uns erklingen, die die prächtigste neue Kirche nicht berührt. Der Grund hievon kann kein anderer sein, als daß die erste Kirche eben alt ist und wir die Spuren des Alters wohl an ihr zu erkennen vermögen.

Dieser Wert, der in dem Eindruck des Alters liegt und auf den als eines der Grundprinzipien des modernen Denkmalkultus zuerst hingewiesen zu haben Alois Riegls Verdienst ist, wirkt am unmittelbarsten, da er einerseits keinerlei historische Kenntnisse, anderseits keinen wie immer gearteten Zusammenhang mit den Menschen voraussetzt, die das Werk geschaffen haben. Daß z. B. dieses Rathaus ein interessantes Beispiel für die innerösterreichische Spätgotik ist, daß jenes Madonnenbild von dem Maler so und so herrührt, wird selbst bei sehr entwickelter historischer Kultur eines Volkes immer nur eine ganz kleine Gruppe von Leuten interessieren und auch von diesen erst bei näherer Betrachtung oder Untersuchung des betreffenden Gegenstandes erkannt und gewürdigt werden. Daß die Vorfahren zur Zeit der Schweden hier zu Rate gesessen, daß jene Kugelspur aus der Franzosenzeit stammt, daß seit Generationen die Voreltern vor diesem Bild gebetet und gekniet haben, wird seinen Eindruck auf die Enkel und Urenkel dieser Menschen nicht verfehlen, wenn sie von jenen Tatsachen Kenntnis haben. Aber daß das ein altes Gebäude, ein altehrwürdiges Bild ist, kann jeder ohne besondere Kenntnis auf den ersten Blick erkennen, denn die Spuren, die die Zeit darauf hinterlassen hat, sind wahrnehmbar und der Gedanke, daß der Bau, das Bild innig mit Leid und Freud vieler menschlicher Generationen verknüpft ist, wird ein Gefühl der Andacht auch bei denen erwecken, denen nichts Näheres über jene menschlichen Schicksale bekannt ist. Dadurch werden die anderen Arten von Interesse an dem Denkmale ja nicht geschmälert und seine etwaige Bedeutung vom wissenschaftlichen, vom nationalen, vom lokalgeschichtlichen Standpunkt wird dadurch nicht geringer.

Haben wir somit einen ganz wesentlichen Teil des Wertes, den das Denkmal für uns hat, in das Alter verlegt, so muß notwendigerweise auch die Denkmalpflege einen anderen Charakter annehmen. Energischer und folgerichtiger werden die Bemühungen „stilgerechter" Restaurationen ad absurdum geführt, als es der Auffassung des neunzehnten Jahrhunderts selbst in ihren letzten Konsequenzen möglich war. Damals konnten solche Restaurationen nur verworfen werden, weil erstens die Unvollkommenheit alles menschlichen Wissens eine absolut getreue Nachbildung verhindert, eine spätere Korrektur aber unmöglich ist, zweitens weil auch unsere Künstler, die eine solche Arbeit durchführen, nicht imstande sind, den künstlerischen Charakter ihrer Zeit völlig zu verleugnen, daß also die Restaurationen den künstlerischen Charakter des neunzehnten oder zwanzigsten Jahrhunderts zeigen werden und nicht den der Entstehungszeit des restaurierten Werkes. Die moderne Denkmalpflege aber sagt außerdem: eine Restauration ist deshalb sinnlos, weil sie — und wäre sie noch so vorzüglich — gerade das, was wir als besonders wichtig am Denkmal erkannt haben, nicht besitzt, nämlich das Alter. Wenn also in Venedig der eingestürzte Campanile jetzt wieder errichtet wird, so ist das eine harmlose kunstgeschichtliche Spielerei, aber einen Denkmalswert hat dieses neue Bauwerk nicht. Es wird vielleicht eine hübsche Nachahmung des alten Turmes

Digitized by Google

sein, aber all die glorreichen und wehmütigen Erinnerungen, die sich an den Campanile knüpften und seinen eigentlichen Wert bildeten, sind mit ihm auf immer und ewig zusammengebrochen.

Gegen diese absolute Verwerfung sogenannter stilgerechter Restaurationen wird man einwenden können: es ließen sich Fälle denken, in denen eine Restauration auch ohne moderne Zutaten möglich wäre; es könne nämlich der Charakter des ursprünglichen Stils schon dadurch in voller Reinheit wiedergewonnen werden, daß Zubauten späterer Zeit entfernt würden; so würde man durch Wegschaffung der gotischen Zutaten aus einem romanischen, der barocken aus einem gotischen Bau das Denkmal wieder in seiner ursprünglich reinen Form besitzen. Solche Fälle sind sehr selten; frühere Zeiten haben an den Dingen kein historisches oder antiquarisches Interesse gehabt, sondern sie auf ihre Verwendbarkeit hin angesehen. Wenn also in gotischer Zeit ein romanischer Bau oder in der Barocke ein gotischer umgeändert wurde, so geschah dies, weil die Notwendigkeit einer Vergrößerung oder einer Umgestaltung vorlag, und dann wurde vom Alten schonungslos zerstört und weggenommen, was man nicht brauchen konnte, und die neuen Zutaten wurden fest mit dem alten Bestande verbunden. Doch selbst wenn in Ausnahmefällen eine solche Restauration durch bloßes säuberliches Wegnehmen möglich sein sollte, so wäre sie dennoch zu verwerfen. Denn auch jene weggenommenen Teile haben ja inzwischen ihren Alterswert und damit Anspruch auf Schonung erworben. Aber nicht nur das: sie sind mit dem ursprünglichen Bestand ein einziger Organismus geworden, der erst in seiner Gänze voll als Denkmal gewürdigt werden kann, da er uns durch den bloßen Augenschein sogleich kundtut, daß er in allen Generationen vor uns eine Rolle gespielt hat.

Denken wir uns eine ursprünglich romanische Kirche, die später in gotischer Zeit erweitert, im achtzehnten Jahrhundert barockisiert worden wäre. Was kann dieser Bau alles erzählen! Von den bescheidenen und gefährlichen Anfängen, als eine kleine Schar christlicher Ansiedler die Keime der Kultur in ein wildes, halb barbarisches Land trug, von den Früchten, die dieser Eifer so reichlich zeitigte, daß das erste Gotteshaus die Menge der Gläubigen nicht zu fassen vermochte und vergrößert werden mußte, von einer Gemeinde, die allen Stürmen und Anfeindungen Trotz bot und nach den Tagen der Reformation und nach Abwehr der Türkengefahr ihr Heiligtum auf das prunkvollste schmücken wollte, daß jede Zeit in ihrer Art, in ihrer Sprache zur Ehre des Höchsten das Allerbeste zu leisten versuchte. Und all das sollen wir aufgeben, um einige Architekturprofessoren, die einzigen, die es beurteilen können, durch eine nüchterne Stilreinheit zu erfreuen, die ja im Grunde nichts ist als eine Selbsttäuschung und das beschämende Eingeständnis, daß die sich so sehr bewundernde Gegenwart ihre eigene künstlerische Sprache nicht finden zu können glaubt und deshalb ängstlich nach Mustern der Vergangenheit schielt?

Welche Verwüstungen der Restaurierungseifer des neunzehnten Jahrhunderts angerichtet hat, läßt sich kaum ermessen und man müßte ein ganzes Buch schreiben, um die Verluste, die der Kunstbesitz unseres Vaterlandes dadurch erlitten hat, zu verzeichnen. Nur zwei besonders krasse Fälle seien

Digitized by Google

erwähnt, die zu ihrer Zeit viel von sich reden machten und in denen glücklicherweise der Angriff der Restaurierſüchtigen abgewieſen wurde.

Der erſte Fall betrifft das ſogenannte Rieſentor der Stephanskirche in Wien. Hier ſollte der angeblich ſpätere gotiſche Zubau entfernt werden, damit der urſprüngliche, unter dem Zubau vermutete romaniſche Beſtand in ſeiner Reinheit wieder hergeſtellt werde. Von der Fragwürdigkeit deſſen, was man unter der gotiſchen Schichte finden würde, können wir völlig abſehen. Sicher aber müßten Bauteile fallen, die doch nur wenig jünger und für jeden ein unabtrennbarer Teil des ehrwürdigen Domes geworden ſind.

Das andere Beiſpiel zitiere ich nach Riegls Broſchüre über den Denkmalkultus: „Vor acht Jahren wurde beſchloſſen, den noch gar nicht baufälligen barocken Chor der Pfarrkirche zu Altmünſter zu demolieren und durch einen gotiſchen zu erſetzen und ſo eine Stileinheit mit dem gotiſchen Langhaus herbeizuführen. Vor vier Jahren wurde, allerdings aus finanziellen Gründen, auf dieſe Herſtellung eines gotiſchen Chores von ſehr zweifelhaftem hiſtoriſchen Werte verzichtet. Heute ſind wohl alle Anhänger des alten und des neuen Syſtems darin einig, daß die Beſeitigung des Herberſtorfiſchen Chores, mit dem der denkwürdige Bewältiger der reformierten Bauern auch in künſtleriſcher Beziehung die Gegenreformation in Oberöſterreich eingeführt hat, eine unverzeihliche Verſündigung nicht allein gegen den Alterswert, ſondern auch gegen den hiſtoriſchen Wert geweſen wäre."

In beiden Fällen iſt die Reſtaurierung, d. h. die Zerſtörung aus Umſtänden ziemlich zufälliger Natur unterblieben; daraus ergibt ſich mit zwingender Notwendigkeit, daß die Entſcheidung über die Exiſtenz der betreffenden Denkmale unmöglich einzig und allein dem Gutdünken der direkt mit ihrer Verwaltung betrauten Perſonen überlaſſen ſein kann. Denn nicht nur jeder, der ſich mit den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften beſchäftigt, nicht nur die Gemeinde, der die Denkmale angehören, haben ein Intereſſe an ihrer Erhaltung, ſondern jeder Menſch.

Aber auf welche Weiſe können wir den Denkmalen einen Schutz angedeihen laſſen, der nicht, wie es ſich beim Reſtaurationsverfahren ereignet hat, den verderblichen Dienſtbefliſſenheiten falſcher Freunde gliche? Einen weſentlichen Wert des Denkmals haben wir im *Alter* gefunden, das ſich durch die Altersſpuren äußert. Demgemäß muß es eine der erſten Pflichten überlegter Denkmalpflege ſein, darauf zu ſehen, daß die Altersſpuren nicht ohne Not vernichtet werden; ſie ſind die ehrenvollen Wunden, die die Denkmale im Kampfe des Lebens davongetragen haben, und ſo wenig jemand die zerfetzte und zerſchliſſene Kriegsfahne eines Regiments ſchön ſäuberlich flicken und ausbeſſern wollen wird, ſo wenig ſollen wir die Zeitnarben der Denkmale mit einem Schönheitspflaſterchen verkleben.

Das Gefühl, das wir dem Denkmale gegenüber empfinden — ſagen wir: die Denkmalſtimmung — wächſt, je ſtärker die Altersſpuren wahrzunehmen ſind. Ein Haus, von dem nur ein paar Steine oder der Verputz abgebröckelt ſind, wird nicht denſelben Reiz auf uns ausüben wie eine ganz

Digitized by Google

zerfallene Ruine.*) Doch sind auch in dieser Hinsicht Grenzen gezogen: wenn die Reste der Ruine keine Spuren der einstigen Bestimmung mehr aufweisen, wenn wir also nichts vor uns haben als einen Steinhaufen, so wird der Alterseindruck wieder aufgehoben und der von Epheu und Moos durchwachsene Schutt wird den Eindruck eines Naturschauspiels machen; hier ist das Menschenwerk zu Staub geworden und die Natur tritt wieder in ihre Rechte, die der stolze Burgbau ihr einst geschmälert hatte.

Unter Altersspuren dürfen wir aber nicht jede Art von Verfall verstehen. Denn ein mit Absicht von Menschen zerstörtes, sogar ein durch plötzliche Elementarereignisse verletztes Bauwerk kann einen durchaus umgekehrten, einen trostlosen Eindruck machen, und das um so mehr, je weniger Zeit seit der Zerstörung verflossen ist. In solchen Fällen empfinden wir es schmerzhaft, daß ein gewaltsamer Eingriff in den natürlichen Lebensprozeß stattgefunden und den Verlauf der Entwicklung unterbrochen hat. Je weiter jene Verletzung zurückliegt, desto weniger macht sie sich geltend; die Zeit scheint auch diese Wunde liebend zu heilen und bei einer Ruine wird das stimmungstörende Bedauern, daß hier ein gewaltsamer Eingriff stattgefunden hat, sich nicht einstellen, auch wenn wir wissen, daß sie einst mit Feuer und Schwert gebrochen worden ist. Die Ruinen des Heidelberger Schlosses, das von den Franzosen im siebzehnten Jahrhundert zerstört worden ist, gehören zu den ehrwürdigsten und stimmungsvollsten Denkmalen der Welt und die Restaurierung, die vor wenigen Jahren an einem Trakt des Schlosses, dem Friedrichsbau, durchgeführt wurde, ist der schmählichste Schimpf, den eitle Restauratoren dem deutschen Volke angetan haben.

Im allgemeinen sind es also nur die Zeichen des natürlichen Verfalles, die uns als Altersspuren stimmungsvoll erscheinen; sie künstlich herbeizuführen, ist unmöglich, und gelänge es auch, so wäre es eine Fälschung in demselben Sinn, wie die „stilgerechten" Restaurationen es sind, und schon als solche sittlich verwerflich. Deshalb vermögen auch die künstlichen Ruinen, die einmal als Gartenschmuck so beliebt waren und für besonders stimmungsvoll und poetisch galten, auf uns Moderne keine Wirkung hervorzubringen.

Wenn wir aber auch nicht imstande sind, dem natürlichen Verfall der Dinge auf die Dauer Einhalt zu tun, so sind wir doch verpflichtet, alles, was den Verfall verzögern kann, durchzuführen und in Treue darüber zu wachen, daß das Dankmal nicht durch Elementarereignisse Schaden leide. Dabei wird immer darauf zu achten sein, daß durch die angebrachten Schutz- und Sicherungsvorrichtungen der allgemeine Eindruck des geschützten Denkmales nicht geschädigt werde. Schutzdächer über Malereien, die Wind und Wetter ausgesetzt sind, Vorsorge für regelmäßigen Wasserablauf, Trocken-

*) Die wissenschaftliche Bewertung ist allerdings genau umgekehrt; je genauer und unveränderter ein Bau die ursprüngliche Form erhalten hat, also je weniger Altersspuren er aufweist, desto lieber ist er ihr. Ein Land, das Hunderte von Burgruinen besitzt, wird sich den Luxus gestatten können, eine oder die andere auszubauen, um die einstige Benützung zu zeigen; mehr Wert als den einer wissenschaftlichen Spielerei hat aber ein solcher Bau nicht.

Digitized by Google

legung feuchter Bauteile usw. sind Beispiele solcher Maßregeln, die beliebig vermehrt werden können. Allerdings werden sich auch dadurch die Denkmale nicht für ewig erhalten lassen, aber für die Ewigkeit ist nichts bestimmt, was Menschen gebaut und gebildet haben. Erhalten werden ja auch die Denkmale nicht, die man gewaltsam restauriert, im Gegenteil, hier tritt vor der Zeit Neues an Stelle des Alten und es ist ein Irrtum, eins fürs andere zu nehmen, eine Fälschung, eins fürs andere zu setzen. Die Denkmale aber, die trotz der treuen Sorge um sie ihrer unvermeidlichen natürlichen Auflösung verfallen, dienen bis zu ihrem letzten Tage treu und unverfälscht ihrem Denkmalberuf, bedeutungsvolle und lehrreiche Zeugen der Vergangenheit zu sein, und legen noch fallend Zeugnis ab von der Nichtigkeit alles Irdischen und der Größe des Herrn, der Ewiges zu schaffen sich allein vorbehalten hat.

Jedoch all das zuletzt Vorgebrachte hat nur Anwendung auf Denkmale, die der Verwendung der Gegenwart entzogen sind und nur um ihres Denkmalwertes willen gehegt und gepflegt werden. Über diese wird sich leichter eine Einigung erzielen lassen, sie bilden aber eine verschwindend kleine Gruppe gegenüber denjenigen Denkmalen, die auch heute noch in Gebrauch sind. Bei diesen sind die Schwierigkeiten ungleich größer, denn dieser fortdauernde Gebrauch stellt eine Reihe von Forderungen, die zum Teile den Wünschen der Denkmalpflege direkt entgegenlaufen und die er diesen gegenüber mit der Rücksichtslosigkeit des Lebenden vertritt, und wie wir sogleich hinzufügen: mit Recht vertritt. Die Forderungen der Hygiene, des Verkehrs, der Sicherheitspolizei 2c. sind voll berechtigt und müssen befriedigt werden, können aber in vielen Fällen derart sein, daß ihre Durchführung den Charakter eines Denkmals schwer schädigen, vielleicht vernichten würde. Hier scheinen unversöhnliche Gegensätze zu bestehen; denn wo die anderen nach Reformen schreien, verlangt der Denkmalschutz die unveränderte Erhaltung. Aber eigentlich besteht auch diese Schwierigkeit mehr in der Theorie; in der Praxis lassen sich fast immer Mittel finden, daß jenen Anforderungen genug getan werden kann, ohne daß das Denkmal allzuschwer darunter leidet. Solche für alle Teile ersprießliche Kompromisse sind in zahlreichen Fällen schon geschlossen worden; aber damit solche friedliche Einigungen noch öfters geschehen und damit die Denkmalpflege dabei nicht immer die Rolle des geduldeten und von oben herab behandelten Aschenbrödels spiele, muß die Überzeugung eine viel mehr verbreitete sein, daß die Erhaltung der Denkmale nicht eine bloße gelehrte Spielerei sei, „eine gleichgültige Spezialität oder Altertumskrämerei", sondern daß jedes Volk, das sich ehrt und an seine Kraft und seine Bestimmung glaubt, ein Interesse an der Erhaltung dieser Zeugen seiner Vergangenheit habe. Wenn das der Fall sein wird, wird nicht immer sogleich der Ruf ertönen: „Fort mit dem alten Gerümpel!" und die Forderungen des modernen Lebens werden etwas bescheidener auftreten. Denn vielleicht sind wir allzu stolz auf unsere neuesten Errungenschaften und bringen ihnen voreilig Opfer, die dann nicht mehr gut gemacht werden können.

Im Jahre 1894 wurde in Salzburg trotz des energischen Einspruches der Zentralkommission und aller zur Wahrung der künstlerischen Interessen

Digitized by Google

Berufenen das Linzer Tor niedergerissen; die Geschichte der Demolierung ist so charakteristisch, daß sie Freiherr von Helfert in einem eigenen Büchlein (Eine Geschichte von Toren) ausführlich geschildert hat. Kaum aber war das Tor gefallen, sah man die Nutzlosigkeit des begangenen Gewaltaktes ein und dachte allen Ernstes an eine Wiederaufstellung des ganzen Torbaus, die aber natürlich ganz sinnlos gewesen wäre.

Damit solche Voreiligkeiten vermieden werden, ist es notwendig, daß die Ansprüche des modernen Lebens und die des Denkmalschutzes in billiger und gerechter Weise gegeneinander abgewogen werden; in den meisten Fällen werden von beiden Seiten Zugeständnisse gemacht werden, manchmal wird das Denkmal den Bedürfnissen der Gegenwart ganz geopfert werden müssen, manchmal aber wird seine ungeänderte Erhaltung so wichtig erscheinen, daß alle dagegen sprechenden Gründe werden verstummen müssen. Um aber eine solche gerechte Behandlung des Denkmales zu erzielen, ist es notwendig, daß nicht nur die Forderungen des täglichen Lebens, sondern auch die Ansprüche der Denkmalpflege ihre behördliche Vertretung haben, daß also überall, wie es schon in einigen Ländern Europas der Fall ist, alle diesbezüglichen Fragen durch ein Denkmalschutzgesetz geregelt werden. Wie dieses zu gestalten wäre und welches die Befugnisse der aus sachlich gebildeten Leuten zusammengesetzten Denkmalschutzbehörde wären, das ist hier um so weniger zu erörtern, als ein derartiger Gesetzentwurf so wie so einer Kommission des Herrenhauses zur Beratung übergeben ist.

Bei den Bauwerken, von denen wir zuletzt sprachen, wird deshalb eine Einigung im Wege eines beiderseitigen Kompromisses zu erhoffen sein, weil ja jenen Forderungen der Hygiene, des Verkehres ꝛc. das Äußere der Denkmale an sich in der Regel gleichgiltig ist; sie werden sich damit begnügen können, eine Reihe von Vorsichts- und Schutzmaßregeln anzubringen, gewisse sanitäre Einrichtungen durchzuführen. Anders ist es, wenn Gründe innerer Natur der ungeänderten Erhaltung des Alten widerstreben. Das ist in erster Linie bei Kirchen der Fall; denn wenn irgendwo, so müssen hier Gründe der Dezenz maßgebend sein und der Wunsch, das Haus Gottes immer aufs prächtigste und glänzendste geschmückt zu sehen, scheint alle Denkmalschutzbestrebungen im Keime ersticken zu müssen. Aber die Verdienste so vieler Geistlicher um Kunstwissenschaft und Denkmalpflege — ich brauche in Österreich allein nur Männer wie Atz, Fahrngruber, Graus, Neumann, Swoboda und Wichner zu nennen — beweisen, daß auch hier der Gegensatz kein unüberbrückbarer sein kann. Zunächst wird gegenüber dem übergroßen Restaurationseifer immer wieder zu betonen sein, daß nicht gotische oder romanische Bauformen die Hauptbedingung für eine würdige Stätte der Anbetung Gottes sind, daß, wie Graus einmal ausruft, die Kirche keine Institution des Mittelalters bis zum fünfzehnten Jahrhundert, sondern auch der späteren Zeit, kein Leichnam sei, den man nur mit dem Geschmack des vierzehnten Jahrhunderts bekleiden könne. Denn dieser Vertilgungskrieg gegen die barocke Kunst, in der die Hauptkirche der Christenheit, St. Peter in Rom, und alle die Ausgangspunkte der Gegenreformation gebaut sind, richtet Jahr für Jahr den schwersten Schaden unter dem Kunstbesitz unseres Vaterlandes an. Weiters führt der lebhafte und berechtigte Wunsch vieler Geistlichen

Digitized by Google

und vieler Frommen, in ihrer Kirche ein sichtbares Erinnerungszeichen an sich zu hinterlassen, leider zu oft dazu, daß das Alte nicht geschont, sondern aus der Kirche entfernt wird, ohne schadhaft oder indezent zu sein. Aber auch diese alten Altäre, Kelche, Paramente 2c. waren meist Stiftungen wohltätiger Menschen, die gehofft hatten, daß diese Dinge bis zu ihrer natürlichen Auflösung ihrer frommen Aufgabe würden dienen dürfen; die ganze Kirche mit ihrer Ausstattung verkörpert gleichsam die Summe von Frömmigkeit vieler Generationen. Und trotzdem kommt es vor, daß solche Gegenstände, nur weil sie einer momentan mißliebigen Kunstrichtung angehören, in der voreiligsten Weise entfernt und daß Dinge, die gestern noch zum Dienste des Herrn verwendet wurden, heute auf die Straße geworfen werden.

Trotz alledem muß das Alte fort, wenn es zu seinem heiligen Dienste nicht mehr geeignet zu sein scheint. Aber was tritt an seine Stelle! Die drängende Neuerungssucht veranlaßt Anschaffungen, ehe das notwendige Geld vorhanden ist, und die Folge davon ist, daß Fabrikswaren angeschafft wird, die in den ersten drei Monaten das Auge besticht, aber bald jämmerlich genug aussieht. Wer wissen will, was es damit für eine Bewandtnis hat, der lese in irgend einem Jahrgang einer der Zeitschriften für christliche Kunst nach. An Stelle der schönen alten barocken Kunstwerke treten Dinge, die nie einen Alterswert haben werden, weil sie nie einen Neuheitswert gehabt haben und weil sie nach ein paar Jahren so aussehen, daß sie aus der Kirche entfernt werden müssen. Es gibt eine Kirche in Österreich, die eine prachtvolle barocke Ausstattung besaß; vor ein paar Jahren wurden die alten Altäre, Kanzeln 2c. entfernt und, da nicht mehr Geld vorhanden war, eine gotische Einrichtung aus Fichtenholz angeschafft. In den heißen Sommern 1904 und 1905 ist alles kreuz und quer gesprungen und sieht heute schon eines Gotteshauses unwürdig aus. Ich spreche nur von einer Kirche, aber ich fürchte, daß sehr viele sich getroffen fühlen werden.

Hätte man sich damit begnügt, das Alte, das noch in sehr gutem Zustande war, zu erhalten, so hätte das viel weniger gekostet, und das Ersparte zusammenlegend hätte man bald, wenn etwas Neues gebraucht worden wäre, nicht modernen Schund, sondern ein gutes modernes Kunstwerk anschaffen können. Von diesem Verfahren hätte also die Denkmalpflege und die moderne christliche Kunst Vorteil gehabt, denn diese kann unmöglich gedeihen, wenn ihren Erzeugnissen infolge der Massenanschaffungen immer Fabrikswaren vorgezogen werden müssen.

In energischer Weise muß also die irrige Anschauung bekämpft werden, daß nur das Funkelnagelneue zum Schmuck der Kirchen diene; dem verderblichen Restaurierungs- und Neuanschaffungseifer, der von gewissenlosen Händlern und Agenten geschürt wird, muß die dringende Forderung entgegengestellt werden, daß den Kirchen ihr alter Schmuck, ihre alte Ausstattung erhalten bleibe.

Dazu kommt, daß durch das Wegschaffen der alten Einrichtungsgegenstände nicht nur die Kirchen verarmen, sondern diese Gegenstände selbst entwertet werden; denn sie gehören in den natürlichen Boden, in dem sie gewachsen sind, an die Orte, für die sie von Anfang an bestimmt waren und wo sie allein voll zur Geltung kommen können. Die alten Künstler

Digitized by Google

waren fast immer in der glücklichen Lage, die Stelle, wohin ihr Werk kommen sollte, genau zu kennen, und daher konnten sie sich in ihrem Schaffen danach richten, alle Umstände des Bestimmungsortes mit in Rechnung stellen und so ihrem Kunstwerk die allergrößte Wirkung verschaffen. All das entfällt natürlich, wenn das Kunstwerk von jenem Ort entfernt und in einen Museumsaal gebracht wird, in den es nicht paßt.

Manche meinen ja, durch dieses Preisgeben ihrer lokalen Kunstwerke die Wissenschaft zu fördern, in deren Interesse es gelegen sei, daß die Gegenstände an gewissen Zentren vereinigt würden; für einige Arten von Gegenständen ist das gewiß richtig, z. B. für prähistorische Scherben, die für den Laien zu wenig von der Form und dem Sinne der ursprünglichen Bestimmung erkennen lassen, um ein „Denkmalsgefühl" aufkommen zu lassen, und die auch erst mit einem großen Vergleichsmaterial vereinigt richtig verwertet werden können. Bei den meisten Dingen aber ist dank dem Hilfsmittel der Photographie ein solches körperliches Zusammenbringen überflüssig, bei vielen ist aber das Herausreißen aus dem Zusammenhang auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus schädlich. Die beiden Kunstperioden, die für Österreich am wichtigsten sind und aus denen die meisten Denkmale existieren, sind die Gotik und die Barocke; beide Stile aber sind außerordentlich dekorativ und gehen auf eine starke Gesamtwirkung aus. Auch die Wissenschaft wird deshalb die aus dem Zusammenhang gerissenen Denkmale nur halb würdigen können und sie dort aufsuchen müssen, wo sie noch den Intentionen ihrer Schöpfer entsprechend bewundert werden können.

Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, müßte das Interesse der Wissenschaft, d. h. einer verhältnismäßig kleinen Minorität, gegenüber den rein menschlichen Forderungen zurücktreten. Wer durch ein Riesenmuseum wie etwa das Nationalmuseum in München durchgegangen ist, der wird es begreiflich finden, daß man die Museen die Beinhäuser der Kunst genannt hat; Hunderte von gotischen Flügelaltären stehen dort nebeneinander und machen daher gar keinen Eindruck, sie ermüden nur; in den Dorfkirchen geblieben, aus denen die meisten stammen, wären sie für die ganze Gemeinde ein Kleinod und für jeden Menschen ein unschätzbarer, ehrwürdiger Gegenstand steter Erbauung geblieben. Oder wer die Bilder eines Rubens nur aus Museen kennt, kann den Eindruck nicht ermessen, den sie auf ihren prunkvollen Altären, in der berauschenden Pracht der Barockkirchen, aus denen sie genommen wurden, einst gemacht haben.

Wie nun ein Einrichtungsgegenstand für *eine* Stelle bestimmt ist und nur dort voll zur Geltung kommt, so ist auch jedes Bauwerk für eine bestimmte Umgebung geschaffen, die die Vorbedingung seiner künstlerischen Wirkung ist. Der alte Baumeister hat sein Werk der Umgebung eingefügt oder die umliegenden Gebäude haben sich dem Kunstwerk angepaßt, so daß alles zusammen ein einziger Organismus geworden ist. Erinnern wir uns der Art, wie die alten Domkirchen sich aus dem umliegenden Häusergewirr erheben, so daß es den Anschein hat, als hätten sich die kleinen Häuschen unter den Schutz der guten Mutter begeben und schmiegten sich recht nahe an sie an; der im neunzehnten Jahrhundert wiederholt gemachte Versuch, solche Dome freizulegen, hat jedesmal zu unglücklichen Resultaten geführt.

Digitized by Google

Sogar von jenem Eindruck enger Zusammengehörigkeit der Bürgerschaft mit ihrer Kirche abgesehen, war die Freilegung auch in rein künstlerischer Hinsicht kein Vorteil; durch das Zurücktreten der anderen Häuser verlieren wir den Maßstab für die Größe des Domes, und das Zurücktreten, zu dem uns der große Platz unwillkürlich nötigt, ermöglicht uns zwar einen säuberlichen Überblick über das Ganze, raubt uns aber den mächtigen Eindruck, den der Dom früher machte.

Natürlich handelt es sich nicht immer um so krasse Fälle, aber an Objekten minderen Ranges wiederholen sich ähnliche Verstümmelungen jeden Tag. Ein kleines Altwiener Haus, dessen Äußeres all die Traulichkeit des Innern, all den tüchtigen Bürgersinn der Bewohner widerspiegelt, wird von der daneben gebauten mächtigen Zinskaserne, von der alle guten Geister des Friedens und Familiensinnes gewichen zu sein scheinen, erdrückt, vernichtet, seines ganzen Reizes beraubt. Denn nicht nur die stolzen Monumentalbauten sind von ihren Erbauern mit einer bestimmten Umgebung in Übereinstimmung gebracht worden, auch jedes schlichte Bürgerhaus nimmt Rücksicht auf den Nachbarn; so fügt sich Haus an Haus zu den Plätzen und Straßen, die den künstlerischen Charakter einer Stadt bestimmen. Durch einen einzigen vordringlichen Neubau kann dieser Charakter vernichtet werden und damit wird Wertvolleres zerstört, als man glaubt. Denn dadurch wird wieder ein Band zerrissen, das ein Volk mit seiner Vergangenheit verbindet, wieder ein Anlaß geboten, sich pietätlos und undankbar über Elternart und Ahnensitte hinwegzusetzen. Wenn das Stadtbild aber einmal geschädigt ist, läßt sich das nie mehr gut machen und auch der neue Bau wird keinen Vorteil davon haben; denn er wird sich der alten Umgebung nicht einfügen und auch seinerseits keinen künstlerischen Eindruck machen können.

Wird es aber ein unbedingtes Erfordernis — etwa des Verkehres oder der Hygiene — sein, daß ein Haus falle und durch ein neues ersetzt werde, so wird die größte Mühe darauf verwendet werden müssen, daß der künstlerische Charakter der Straße oder des Platzes, daß das Stadtbild nach Möglichkeit geschont werde. Der Architekt wird versuchen müssen, seinen Neubau dem Charakter der alten Umgebung anzupassen; daß hiebei von uns nicht an sklavische Nachahmung und Fälschung eines historischen Stiles gedacht wird, braucht wohl nach all dem bisher Ausgeführten nicht besonders betont zu werden, denn sie wäre ja wieder nur eine antiquarische Spielerei. Aber bezüglich der Höhe und Farbe des Neubaues wird man gewisse Direktiven geben können und im übrigen wird eine freie künstlerische Anpassung Sache des Architekten sein, wodurch den Bedürfnissen des modernen Lebens und der modernen Kunst durchaus kein Abbruch geschehen muß. Im Gegenteil, die Nötigung, alte volkstümliche Motive in durchaus freier und unabhängiger Weise anwenden zu müssen, wird für die moderne Kunst nur gute Früchte tragen. Viele deutsche Städte — wie Hildesheim, Rothenburg a. d. Tauber, Lüneburg, Lübeck u. a. — haben Verfügungen in ihre Bauordnungen aufgenommen, daß kein Gebäude, wenigstens in gewissen Stadtteilen, aufgeführt werden darf, das das Stadtbild stört und verletzt, wobei das Gute und Schlechte der einzelnen Verordnungen hier füglich außeracht gelassen werden kann. Nirgends haben diese Verordnungen das wirtschaftliche Gedeihen

Digitized by Google

der betreffenden Städte gehemmt, im Gegenteil, mit dem alten Stadtbild haben sich jene Orte nicht nur den alten berechtigten Bürgerstolz und Bürgersinn gewahrt, sondern sich auch eine Sehenswürdigkeit erhalten, deren Vorteile auch in wirtschaftlicher Beziehung nicht ausbleiben. Mit Wehmut müssen wir dabei an die alten Wiener Plätze und Straßen denken, die Jahr für Jahr der Bauwut zum Opfer fallen; in den letzten Jahrzehnten ist unser künstlerischer Besitz in schrecklicher Weise zusammengeschrumpft.

Die Umgebung eines Baudenkmals kann durch andere Bauten charakterisiert sein, wie wir zuletzt besprochen haben; aber auch wo das nicht der Fall ist, bleibt es von seiner Umgebung abhängig. Denn auch mit der Natur und ihren Gebilden kann das Denkmal so enge verbunden sein, daß jede Veränderung jener es in seiner Wirkung schwer beeinträchtigen könnte. Es gibt Dorfkapellen, deren architektonischer Wert gleich Null ist; aber durch ihre Umgebung können sie einen bedeutenden Stimmungszauber erhalten. Vier mächtige Kastanienbäume beschatten z. B. das bescheidene Kirchlein — und nun bildet es den natürlichen Mittelpunkt des Ortes. Selbst wenn die Bewohner sich dessen nicht deutlich bewußt werden, so empfinden sie doch instinktiv, daß hier das Herz ihrer kleinen Gemeinde schlägt. Nehmt die Bäume fort und es bleibt ein Gebäude von sehr fragwürdigem Wert übrig, das vielleicht ein minimales Interesse für einen oder den andern Spezialforscher, aber keine sittliche Bedeutung für den Ort hat. — Oder nehmen wir an, eine Ruine auf einer Anhöhe locke viele Wanderer zu sich, ein Bildstock in einer Lichtung lade zu einer stillen Waldandacht ein — und ein spekulativer Kopf mache sich das zunutze und bringe an dem Gemäuer der Ruine, neben dem Wegkreuz ein Plakat mit fußhohen Buchstaben an, in denen er seine Kräuterschnäpse oder seine Fahrrad-Pneumatiks empfiehlt; wird da nicht der ganze Zauber gebrochen und müssen nicht alle guten Geister entsetzt die Flucht ergreifen?

Auch dies wird also zum Schutze des Denkmals gehören, daß es einerseits in seiner natürlichen Umgebung bleibe und daß diese anderseits, ob sie nun von menschlichen Werken oder von der Natur gebildet wird, vor Entstellung geschützt werde. Schon in anderem Zusammenhange haben wir davon gesprochen, daß eine Ruine sich gewissermaßen zur Natur zurückfinden, von dieser gütig wieder in ihren Schoß aufgenommen werden kann. Auch in dem zuletzt besprochenen Fall des Schutzes der Naturumgebung der Ruine mag es fraglich erscheinen, ob wir den Bau oder ob wir die Natu schützen wollen, und das führt uns zu der letzten Ausgestaltung des Denkmalschutzes: zum Naturdenkmal. Auch bezüglich des Schutzes der Naturdenkmale gibt es eine Phase der Auffassung und eine Art der Auslegung, die der historischen oder kunsthistorischen Würdigung der Denkmalpflege entsprechen würde; die naturhistorische. Wie wichtig diesbezüglich die Schützung gewisser Tier- und Pflanzenarten, die dem Aussterben nahe sind, die Erhaltung von Bäumen, die durch Größe oder absonderliche Gestalt auffallen, ist, wird kurz und interessant in der Schrift von Eigner: Der Schutz der Naturdenkmäler (Stuttgart, 1905) erörtert. Hier aber interessiert uns wie bei den historischen Denkmalen nur die allgemein menschliche Seite der Frage und

Digitized by Google

da sehen wir sie mit der allgemeinen Denkmalschutzbewegung enge zusammenhängen.

Denken wir uns in jenem stillen Waldtal, in dem wir vorhin die Ruine, den Bildstock schützen wollten, diese menschlichen Werke weg, so wird die andächtige oder weihevolle Stimmung, die es auch so in uns erwecken wird, durch ein aufdringliches Plakat, durch den Schlot einer Fabrik nicht weniger vernichtet werden. Auch viele andere Naturdenkmale können des Schutzes bedürftig sein, solche, die die Stimmung der Andacht, der Bewunderung von Gottes Allmacht in besonders hohem Maße zu erwecken geeignet erscheinen, solche, die unserm Bedürfnis nach Erholung und Erquickung in der Natur sehr förderlich sind, solche endlich, die durch ihre charakteristische Form gleichsam Wahrzeichen des Landes geworden sind. Für all diese Arten von Naturdenkmalen — es können reizende Täler oder wilde Schluchten, Wasserfälle oder interessante Felsenpartien, Baumriesen oder charakteristische Bergformen sein — ließen sich unzählige Beispiele aus unserem an Naturschönheiten so reichen Vaterlande anführen.

* * *

Das sind die Hauptzüge der modernen Denkmalpflege: überall und in jedem Zusammenhange Schonung und möglichste Erhaltung des Bestehenden, weil es alt und als solches in die Schicksale der Menschheit mitverwoben ist und Anspruch auf Pietät hat; Konservierung nicht nur der Denkmale selbst, sondern auch ihrer Umgebung, Schützung der menschlichen Werke und der Natur, der Kunst- und der Naturdenkmale. Die Zwecke der Denkmalpflege sind wohl auch wissenschaftliche, in viel höherem Maße aber sittliche, ihre Durchführung liegt also nicht nur im Interesse einiger weniger Gelehrten und Antiquitätenliebhaber, sondern im Interesse der ganzen Menschheit. Und da diese Überzeugung die Basis unserer ganzen modernen Denkmalbewegung ist, so sei sie nochmals in Kürze zum Ausdruck gebracht.

Alles, was Menschenwerk ist, ist für die Endlichkeit bestimmt, es ist Staub wie der Mensch selbst. Deshalb berühren uns die Spuren des natürlichen Verfalles als Zeichen der Vollendung eines göttlichen Willens, ihr Verbergen hinter modernem Tand wie eine Auflehnung gegen das Walten dieses Willens, wie eine jugendliche Maske, die einem ehrwürdigen Greisengesicht vorgebunden würde. Die Gründe, die im neunzehnten Jahrhundert für die Denkmalpflege gesprochen haben, gelten auch heute noch: auch jetzt noch vermögen wir durch die Betrachtung der Denkmale die wichtigsten Aufschlüsse für Geschichte und Kunstgeschichte zu erhalten, auch jetzt noch können wir durch sie erhebende und begeisternde Erinnerungen an große Tage unseres Vaterlandes, unserer Nation gewinnen, aber all das knüpft doch hauptsächlich an einzelne Denkmale von hervorragendem Rang an. Viel wichtiger ist die Wirkung, die die große Menge der Kunst- und Naturdenkmale dadurch ausübt, daß sie uns auf Schritt und Tritt umgibt. Durch sie werden wir erinnert, daß vor uns so viele Generationen gelebt und geliebt, geglaubt und gehofft haben, daß auch wir gleich jenen vom Angesicht der Erde werden verschwinden müssen, auf der wir nur Gäste sind. So schalten wir uns durch diese ehrfurchtsvolle Betrachtung

Digitized by Google

wieder in den Wechsel von Werden und Vergehen ein, der ein Kennzeichen aller irdischen Dinge ist.

Nicht nur dieser demütige Sinn ist die Frucht der Denkmalsbetrachtung, wie wir sie fördern möchten; auch unser Verhältnis zu den irdischen Dingen bekommt dadurch eine neue Gestaltung. Die wirtschaftliche Entwicklung und eine Reihe anderer Faktoren bringen es mit sich, daß alle Zusammenhänge mit der Vergangenheit gewaltsam erschüttert, daß alle Kulturen durcheinander gemischt werden. Im Gefolge eines Fortschrittes, dessen ethischer und allgemein kultureller Wert zumindest nicht außer Frage sind und dessen am meisten gepriesene Errungenschaften, die rein technischen, zum allergrößten Teile dazu dienen, die Bedürfnisse zu befriedigen, die sie erst geschaffen haben, — im Gefolge dieses Fortschrittes zieht auch die Tendenz einher, auf alles Frühere mit Mitleid oder Verachtung herabzublicken, alle Bande der Tradition, der Heimat usw. zu zerreißen. Je weniger wir uns dem Fortschritt, wo er Gutes bringt, entgegenstellen, umsomehr müssen wir darauf bestehen, daß die Grundlagen dieses Fortschrittes, unsere ganze Kultur nicht mutwillig und freventlich zerstört werde; wir wollen nicht wie die Landstreicher auf Erden sein, die ihre Heimat, die ihre Eltern nicht kennen. Nur durch das Schützen der Traditionen, durch das Forterben von Errungenschaften wird eine Kultur geschaffen. Diese abendländisch-christliche Kultur brauchen wir einem tollen Amerikanismus nicht zu opfern, der gleich dem Versucher die Schätze dieser Welt verspricht. Aber um uns diesem Einfluß entgegenstemmen zu können, müssen wir mit dem Reichtum, den wir unserer Kultur verdanken, so haushälterisch und pietätvoll wie möglich verfahren.

Und während wir unsere tausendjährige Kultur verteidigen, erinnert uns ihr täglicher und unaufhaltsamer Verfall an den, für den tausend Jahre wie ein Tag sind, der aller Zeit entrückt ist und dessen Werke wir eigentlich ehrfurchtsvoll verteidigen, wenn wir die Denkmale menschlicher Kunsttätigkeit, wenn wir die Denkmale der Natur schützen.

Du Handvoll Welt —.

Von Christoph Flaskamp.

Du Handvoll Welt — du meine kleine Erde,
Nein, ich bin größer, ich bin übergroß,
Hoch über deinem Nichts und deinem Werde
Und deinem Ende bin ich schrankenlos.

Ich weiß von Zeiten, wo du noch nicht warst,
Ich kenn' Aonen, wo du nicht mehr bist,
Du kleine Erde, die du mich gebarst,
Die meines Leibeslebens Mutter ist.

Digitized by Google

Simon Bolivar und die Gründung des Staates Bolivia.

Von Dr. Karl Bugelmann.

In der Geschichte des Unabhängigkeitskampfes des spanischen Südamerika leuchtet der Name Simon Bolivars mit unauslöschlichem Glanze. Ob die Motive seines Handelns nur in Freiheitsdrang und Vaterlandsliebe bestanden oder ob, wie seine Gegner behaupten, mehr als das die Triebfedern selbstsüchtigen Ehrgeizes sein Wollen beherrschten, möge hier dahingestellt bleiben. Diese schwierige psychologische Frage entzieht sich unserer Beurteilung schon deshalb, weil uns zu ihrer Beantwortung die ausreichenden Materialien fehlen; sie könnte aber auch sonst wohl bei der Würdigung des sittlichen Wertes der Persönlichkeit entscheidend in die Wagschale fallen, nicht aber bei der Beurteilung der historischen Bedeutung seines Wirkens. Nur diese letztere an der Hand eines wenig bekannten Dokuments zu erweisen, ist hier unsere Absicht, nur in dieser Richtung, nicht hinsichtlich Bolivars Lebensführung im ganzen, soll hier ein Urteil abgegeben werden. In der bezeichneten Begrenzung handelt es sich dann um ein Zweifaches: um Bolivars Führung im Unabhängigkeitskampfe selbst und um sein Eingreifen in die weitere politische Gestaltung der von Spanien getrennten südamerikanischen Länder. Gebührt Bolivar der Ruhm, zur Unabhängigkeit Südamerikas von Spanien das Größte geleistet zu haben, und wenn dies der Fall ist — in diesem Punkte gehen die Meinungen wohl kaum auseinander —, wird dieser Ruhm durch sein weiteres politisches Streben gehoben oder verdunkelt? Das ist die Frage, zu deren Lösung hier ein Beitrag geliefert werden soll.

Als Bolivar am 7. August 1813 zum ersten Male als Sieger in seiner Vaterstadt Caracas einzog, da begrüßte ihn die Stadt als den Befreier Venezuelas von spanischer Herrschaft mit dem Namen des „Libertador" und dieser Name ist ihm von da an geblieben als das leuchtendste Denkmal seiner historischen Rolle. Nur als ein Verfolgen dieser historischen Aufgabe, nicht als ein sachlich unmotivierter Ehrgeiz kann es erscheinen, wenn Bolivar nach der Befreiung Venezuelas seine Kreise immer weiter zog, denn die Unabhängigkeit Venezuelas von Spanien konnte erst feststehen mit der Zerstörung der spanischen Herrschaft im letzten Orte Südamerikas; es ist daher nur ein Zeichen des politischen Weitblicks Bolivars, daß er mitten in den Kämpfen um die Unabhängigkeit der einzelnen Landschaften von Spanien die große Idee der Vereinigung dieser Länder zu einem politischen Gemeinwesen aufwarf und in wechselnden Formen bis zu seinem Sturze unermüdlich verfocht. Mochten Bolivars unmittelbare Zentralisations-

Digitized by Google

bestrebungen immerhin überspannt sein, mochte der Kongreß der spanischen Länder Amerikas in Panama (22. Juni 1826) zunächst auch keine politischen Früchte zeitigen, — der große Gedanke einer Vereinigung des lateinischen Amerika hatte damit greifbare Gestalt gewonnen, der politischen Entwicklung dieser Länder auf dem Boden der heiß erstrittenen Unabhängigkeit waren damit weit in die Zukunft reichende Ziele gewiesen: es ist nicht allein der Gegensatz gegen den Feind in der letzten Vergangenheit, gegen Spanien, was in diesen Vereinigungsbestrebungen zu Tage tritt, deutlich offenbart sich hier auch der Selbständigkeitsgedanke dem Amerika des Nordens gegenüber. Der Süden des Kontinents sollte unabhängig werden, aber lateinisch bleiben.

War aber dies ein Leitstern von Bolivars Politik, so könnte man schon hierin eine wenigstens teilweise ausreichende Erklärung mancher seiner eigenartigen Verfassungspläne finden; stand man im großen auf dem Boden der Selbständigkeit den Vereinigten Staaten gegenüber, galt die enge Vereinigung des spanischen Amerika als das Hauptziel, dann konnte sich vor allem für die Ideen des nordamerikanischen Föderalismus von vorneherein wenig Raum in Bolivars Plänen finden. Mit dieser Abkehr von dem nordamerikanischen Muster lag aber auch die Möglichkeit nahe, zugleich für die republikanischen Institutionen eigenartige Formen zu suchen. Und so gelangen wir zu der auf den ersten Blick vielleicht überraschenden, aus den Verhältnissen des lateinischen Südamerika aber erklärlichen Erscheinung, daß in allen von Bolivar, dem „Washington des Südens", ausgehenden politischen Gestaltungen, von den verschiedenen Verfassungsberatungen für Kolumbien (auf den Kongressen in Angostura, Cucuta und Ocanna im Jahre 1819, 1821 und 1828) bis zu dem Verfassungsentwurfe für Bolivia (Bolivars eigenstem Werke im Jahre 1826), das Bestreben vorherrscht, autoritäre Gewalten zu schaffen, welche das nordamerikanische Verfassungsrecht nicht kennt.

Unter diesen politischen Gedanken spielt die lange dauernde, ja sogar lebenslängliche Präsidentschaft eine hervorragende Rolle, und hiemit ist wohl jener Punkt bezeichnet, welcher am meisten zur Angriffswaffe gegen Bolivar gedient und die Beschuldigung ehrgeizigen Strebens nach der „Monokratie" gestützt hat. Auch in diesem Punkte ist es wohl überflüssig, den geschilderten Vorwurf zu bekämpfen: für unser Problem ist nur entscheidend, ob das behauptete ehrgeizige Streben seine Rechtfertigung in den Verhältnissen Südamerikas fand, und dies entschlossen zu verneinen, wie es die Gegner Bolivars tun, scheint uns unmöglich. Wer heute die Geschichte Südamerikas seit Bolivars Tagen überblickt und wer dabei, durch das Schauspiel einer bunten Fülle innerer Krisen verwirrt, nach dem Faden ruhiger politischer Entwicklung vergeblich sucht, dem dürfte die Besorgnis Bolivars vor der Übertragung des nordamerikanischen Republikanismus auf den südamerikanischen Boden vielmehr nur als eine klare Voraussicht der Zukunft erscheinen. War die Lage der Verhältnisse aber so geartet, daß sie die Entwicklung eines monokratischen Elementes erheischte, dann duldet es wohl keinen Zweifel, daß Bolivar allein der Mann war, um eine solche Gewalt in seiner Person zu vereinigen.

Wie man indes hierüber urteilen möge, sicher ist, daß Bolivars politische Pläne nirgends so klar zu Tage treten können als in dem durch ihn zu politischem Eigendasein geweckten Staate Bolivia, welcher zur Kennzeichnung

Digitized by Google

der Geschichte seines Werdens aus Bolivars Namen seinen eigenen schuf. Die politischen Ziele, welchen Bolivar in letzter Linie zustrebte, können von ihm nirgends schärfer ins Auge gefaßt worden sein als auf dem politisch noch ungeackerten Boden dieses neuen Staates. Seine politischen Kundgebungen und Maßnahmen reichen daher für die historische Beurteilung weit über den engen Rahmen ihrer unmittelbaren territorialen Wirksamkeit hinaus; sie müssen insbesondere erkennen lassen, wie Bolivar von der Zukunft des republikanischen Gedankens in Südamerika, wie er von den Beziehungen der Einzelstaaten des lateinischen Amerika zu einander dachte.

Von allem, was in dieser Richtung vorhanden ist, kann nun nichts bedeutsamer sein als der Verfassungsentwurf, welchen Bolivar auf die Bitte der ersten konstituierenden Versammlung Bolivias dem verfassunggebenden Kongreß im Jahre 1826 vorlegte, und als das Begleitschreiben zu diesem Entwurf, in welchem Bolivar seine politischen Ideen in charakteristischer Weise darlegt. Diese Aktenstücke sind in der deutschen Literatur der Gegenwart kaum bekannt und sie sind sichtlich auch zur Zeit ihres Entstehens in Deutschland, im Gegensatz zu anderen Ländern, wenig gewürdigt worden; wir selbst sind zur Kenntnis des Textes des denkwürdigen Begleitschreibens erst in den letzten Jahren durch einen Zufall gelangt.*) Bei dieser Sachlage scheint es nicht ohne Interesse zu sein, dieses fast verschollene historische Dokument nach 80 Jahren weiterer Vergessenheit zu entreißen.

Der Eindruck, welchen Bolivars Sendschreiben macht, ist zwar gewiß kein durchwegs gewinnender; das übertreibende rhetorische Pathos dieser Kundgebung, welches auch das Phrasenhafte nicht verschmäht, wirkt vielfach befremdend, ja sogar hie und da abstoßend. Allein nicht auf die Verherrlichung eines Helden kommt es uns an; zur Beleuchtung von Bolivars Wesen und Zielen soll die Veröffentlichung dienen und in dieser Richtung wird sie kaum nutzlos sein. Und wer zu abstrahieren vermag, was südländisches Naturell diktiert hat, und mehr noch, was von der Absicht eingegeben ist, auf Südamerikaner zu wirken, der wird kaum leugnen können, daß neben all dem Beiwerk hier originelle und bedeutsame politische Gedanken zum Ausdruck gelangen.

*) Beim Suchen in alten Familienpapieren stießen wir vor einigen Jahren auf eine Abschrift von Bolivars Sendschreiben. Die sofort aufgetauchte Mutmaßung, hiemit eine jener Abschriften aus außerösterreichischen Zeitschriften gefunden zu haben, wie sie zur Zeit der Zensur in Österreich vielfach gemacht zu werden pflegten, wurde bestärkt, als sich trotz eifrigen Suchens in allen zugänglichen österreichischen Zeitschriften jener Zeit kein Abdruck fand. In dem „Österreichischen Beobachter", dem bekanntlich in Dingen der äußeren Politik sehr unterrichteten Organe Metternichs, kann man wohl Bolivars Laufbahn Schritt für Schritt verfolgen, der Wortlaut von Bolivars Sendschreiben an den bolivianischen Kongreß fand sich aber auch hier nicht. Dagegen fand sich in Nr. 318 (14. November) des Jahrgangs 1826 der „Allgemeinen Zeitung", welche in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für alle Freunde der Tagespolitik in Österreich die wichtigste Quelle der Belehrung war, ein Auszug, welcher über die Authentizität des vorliegenden Textes volle Gewißheit brachte; da im Jahrgange 1826 aber keine weitere Mitteilung des Textes vorkommt, so schien die Mutmaßung, daß die Abschrift seinerzeit der „Allgemeinen Zeitung" entnommen worden sei, eine irrtümliche zu sein. Gleichwohl war sie aller Wahrscheinlichkeit nach richtig. Die „Neuesten Staatsakten", auf welche wir durch den Leiter der Zentralbibliothek im Justizpalaste, Herrn Dr. Fischer-Colbrie, aufmerksam gemacht wurden, bringen nämlich in ihrem 7. Bande (13. Band des „Diplomatischen Archivs für die Zeit- und Staatengeschichte", Stuttgart 1827), S. 273 ff., den vollen Text, wie sie selbst berichten, aus der „Allgemeinen Zeitung", welche, wie wir uns nun selbst überzeugten, in der Beilage Nr. 92, 93, 94 vom 2., 3. und 4. April 1827 die vor einem halben Jahre auszugsweise gebrachte Mitteilung durch den Abdruck des vollen Textes ergänzt hat.

Digitized by Google

Simon Bolivar*) wurde am 24. Juli 1783 in Caracas, der Hauptstadt des damaligen Generalkapitanats von Venezuela, als Sohn einer reichen Kreolenfamilie geboren. Familienbeziehungen führten ihn bei seiner zu Studienzwecken nach Europa unternommenen Reise nach Spanien und von dort kehrte er, kaum zwanzigjährig, mit einer aus vornehmer spanischer Adelsfamilie gefreiten Gattin heim. Nach dem frühen Tode seiner Frau begab er sich schon 1804 wieder nach Paris, um erst nach jahrelangen Reisen über Nordamerika wieder in der Heimat einzutreffen (1809).**) Ob der Plan, die Führung im Kampfe gegen Spanien anzustreben, schon früher in ihm aufgetaucht war oder erst damals in ihm lebendig wurde, möge unerörtert bleiben; genug, als am 18. April 1810, unter dem Eindruck der Nachrichten von den französischen Siegen in Spanien, die erste selbständige Regierung für Venezuela in Caracas entstand, finden wir auch Bolivar als ihr Organ. Die Bildung dieser Junta erfolgte in der bekanntlich für die südamerikanische Bewegung charakteristischen Weise im Namen König Ferdinands III.; die Losreißung von Spanien ward erst später das Ziel der Bewegung. Von dieser interimistischen Regierung ward Bolivar nach London gesandt, um den Schutz der englischen Regierung gegen Frankreich und die Vermittlung derselben bei der spanischen Regentschaft zu erwirken; von dort kehrte er im Dezember 1810 zurück, indem er den Führer des verunglückten Aufstandes von 1806, Miranda, mit in die Heimat brachte.

Als der Nationalkongreß von Venezuela in der weiteren Entwicklung der Dinge am 5. Juli 1811 zur Proklamierung der förmlichen Unabhängigkeit Venezuelas von Spanien schritt und es nunmehr die Verteidigung der „Erstgeborenen der amerikanischen Freiheit" galt, da kämpfte Bolivar unter der Führung Mirandas, bis die übereilte Kapitulation dieses Generals (5. Juli 1812) dem Kampfe vorläufig ein Ende machte. Daß Bolivar im Unmut über die Preisgebung der venezuelanischen Sache durch Miranda die Auslieferung des unglücklichen Führers

*) Vorstehende Darstellung von Bolivars Lebensgang folgt im allgemeinen der Führung von Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts (Band III, 1858 und Band IV, 1860); gerne sei hiebei die Meisterschaft Gervinus' in der Beherrschung des historischen Stoffes anerkannt, — sich seinem Urteil über Bolivars politische Ziele anzuschließen, ist aber der Schreiber dieser Zeilen trotzdem vielfach nicht in der Lage. — Zur Ergänzung von Gervinus' Gesamtbild sind namentlich die historischen Einleitungen benützt worden, welche der unübertroffene Kenner Südamerikas, Wappäus, in seinem Handbuch der Geographie und Statistik des ehemaligen spanischen Mittel- und Südamerika (Band I, 3. Abt. von Stein und Hörschelmanns Handbuch, 7. Aufl., 1863—1870) den einzelnen Kapiteln einfügt. — Was die auf das innere politische Leben Südamerikas gerichteten Bestrebungen Bolivars betrifft, ist noch insbesondere zu verweisen auf den Aufsatz von H. A. Schumacher über die „Geschichte der Verfassung der Vereinigten Staaten von Kolumbien" (in der „Historischen Zeitschrift", 33. Band, S. 287 ff.); die politische Betätigung Bolivars in dem Verfassungsleben Kolumbiens, welche der Verfassungsgebung für Bolivia teils voraus, teils parallel geht, findet hier, losgelöst von der Kriegsgeschichte, eine dankenswerte Beleuchtung. Der Text von Bolivars Verfassungsentwurf ist in den „Neuesten Staatsakten", VII, 287—315 abgedruckt (nach Rivinus, Atlantis) und auszugsweise in Wölty, Staatenkunde (4. Teil von „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit"), Leipzig, 1838, S. 757 u. ff. Vgl. auch die Darstellung von „Bolivien in Wort und Bild" von M. J. von Bacano u. H. Mattis (Berlin, D. Reimer, 1906).

**) Nach Kottenkamp („Der Unabhängigkeitskampf der spanisch-amerikanischen Kolonien", Supplementband zu Münchs Allgemeiner Geschichte der neuesten Zeit, Stuttgart, 1838, Seite 199) wäre Bolivar im Jahre 1809 in seine Heimat mit der 1802 erheirateten Frau nach seit seiner Abreise ununterbrochener Abwesenheit zurückgekehrt, sich der Bewegung aber ursprünglich nur zögernd angeschlossen.

Digitized by Google

an die Spanier unterstützte, ist eine trübe Erscheinung in seinem Leben; für die Sache der Unabhängigkeit hatte diese Haltung Bolivars aber günstige Folgen, denn sie ermöglichte ihm die unbehinderte Entfernung nach Curacao, wo er versprengte Venezuelaner sammelte, um mit diesen zunächst nach Cartagena zu ziehen und sich der Unabhängigkeitsbewegung in Neu-Granada anzuschließen (Oktober 1812). Bolivar erhob damals die Fahne einer für verloren gehaltenen Sache und schlug, indem er allein das Panier der Unabhängigkeit Venezuelas auf fremdem Boden entrollte, sein Vermögen und seine Stellung in der Heimat unerschrocken in die Schanze. Er erwirkte sich von dem Kongreß in Neu-Granada die Anerkennung als Repräsentant Venezuelas und die Überlassung eines Häufleins von Bundestruppen; mit wenigen Hunderten begann er (Februar 1813) den Feldzug gegen Spanien und am 7. August 1813 rückte er mit seinen im unaufhaltsamen Zuge von Hunderten von Meilen zum Heere angeschwollenen Truppen als triumphierender Sieger in Caracas ein. Zwölf Jungfrauen zogen seinen Triumphwagen, der Stadtrat begrüßte ihn mit dem Titel des „Befreiers" und eine Notabeln-Versammlung wählte ihn nach dem vielbesungenen Siege von Araure am 2. Jänner 1814 zum Diktator für die Zeit des Krieges.

Allein Bolivars Glück war nicht von Dauer, der Sieg des Königs in Spanien über die Franzosen entflammte die Königlichen in Amerika zu neuen Anstrengungen, die „Patrioten" unter Bolivar wurden bei la Puérta (15. Juni 1814) von den durch Boves gesammelten Llaneros geschlagen,*) und als Bolivar flüchten mußte, wurde er von seinen abgefallenen Parteigängern, wie vor zwei Jahren Miranda, geächtet und abgesetzt (September). Venezuela war gefallen, nur Guerillabanden hielten die Sache der Patrioten aufrecht. Bolivar flüchtete abermals nach Neu-Granada und hier empfing ihn noch immer ungemindertes Vertrauen; er ward sogar zum Generalkapitän ernannt. Aber auch hier war ihm jetzt das Glück nicht hold, er konnte Cartagena nicht bezwingen und mußte, des Kommandos entledigt, das Land verlassen (Mai 1815), bevor noch das unter Morillos Führung in Südamerika gelandete spanische Restaurationsheer nach Neu-Granada gelangt war.

Bolivar begab sich zunächst nach Jamaika, von wo (Kingston) aus er eine Rechtfertigungsschrift in die Welt sandte, und wandte sich dann nach Hayti, wo er bei dem Präsidenten Pètion die freundlichste Aufnahme fand. Dieses Jahr des Exils hat in Bolivars Leben dauernde Eindrücke hinterlassen,

*) Bolivar konnte sich nicht behaupten, obwohl er den Kampf in der rücksichtslosesten Weise geführt hatte. Schon bei dem Zuge nach Caracas hatte er (am 15. Juni 1813) das berüchtigte Dekret von Trujillo erlassen, welches das Leben jedes im Kampfe gefangen genommenen Spaniers für verfallen erklärte, und dieses Dekret, welches anfangs mehr Drohung geblieben war, fand im Jänner 1814, zur Repressalie von Greueltaten der spanischen Parteigänger, mit der Hinrichtung aller spanischen Gefangenen in Caracas und la Guaira, 800 an der Zahl, seine blutige Verwirklichung. Diese grauenvollen Maßnahmen mochten für den Augenblick wirken, den Sieg auf die Dauer an Bolivars Fahnen zu fesseln, waren sie nicht imstande. Für die beiderseitige entsetzliche Art der Kampfesführung in diesem Kriege ist es aber bezeichnend, daß selbst ein so scharfer Beurteiler Bolivars, wie Gervinus, nicht umhin kann, zu berichten, daß das furchtbare Edikt von Trujillo während des Krieges allseits als eine Notwendigkeit galt, und daß er selbst sich zu einer entschiedenen Verurteilung des Blutediktes nicht entschließt; er erklärt vielmehr, daß der ungestüme Rachedurst von Bolivars Landsleuten diesem keine Wahl bei dem Schritte ließ, und daß Bolivar auch zu der Massenexekution im Jänner 1814 durch die heftige Forderung des Volkes genötigt wurde, nachdem der Austausch der Gefangenen wiederholt vergebens angeboten worden war.

Digitized by Google

die politische Richtung seiner späteren Zeit ist, wie wir sehen werden, durch die hier gemachten Beobachtungen vielfach bestimmt worden. Hier, in Hayit, gelang es Bolivar aber auch allmälich, eine Schar von Flüchtlingen um sich zu sammeln, die, nach manchen Eifersüchteleien, schließlich unter dem Einflusse seines opfermutigen Freundes Brion, eines reichen Kaufmannes holländischer Abkunft, seine Führerschaft anerkannten.

Am 7. Mai 1816 stach Bolivar mit einer von Brion ausgerüsteten Flottille in die See, um von der Insel Margarita aus den Boden Venezuelas zu erreichen; es war das dritte Mal, daß er als selbständiger Führer den Kampf gegen Spanien unternahm, und er tat es mit einer kleinen Schar, welche er später selbst mit den dreihundert Helden des Leonidas verglich. Der Erfolg, welchen er auf Venezuelas Boden suchte, blieb ihm aber jetzt lange versagt, ja, er mußte zunächst sogar nach Hayti zurück. Ende des Jahres stand er wohl wieder an der Spitze der Truppen, das Geschwader Brions lief im Frühjahr 1817 im Orinoco ein, er unterdrückte den Aufstand im eigenen Lager durch die Hinrichtung des Mulattenführers Piar (Oktober 1817) und stand im März 1818 nahe vor Caracas; er wurde aber hier vernichtend geschlagen und rettete mit Mühe das nackte Leben.

In diesem Moment des größten Unglücks schien sogar Bolivars Autorität im Heere tief erschüttert. Allein gerade in diesem kritischen Momente bewährte er jene Standhaftigkeit, welche ihn, wie einst Washington nach dem Rückzug über den Delaware, zum schließlichen Siege führte. Er eilte den Orinoco hinab nach Angostura, zog dort die in England geworbenen Hilfstruppen an sich und eröffnete den Kongreß, welcher eine neue Verfassung beschloß und ihm die Präsidentschaft der Republik und das Oberkommando des Heeres wieder übertrug (Februar 1819). So in seiner überragenden Stellung neu befestigt, wagte Bolivar jetzt, mitten in der Unsicherheit des Kampfes um Venezuela, abermals den Zug den Orinoco hinauf nach Neu-Granada, welcher den Umschwung in der Geschichte Südamerikas begründete.

Obwohl die wichtigsten Orte Venezuelas noch in den Händen der Spanier waren, brach Bolivar zur Zerstörung der spanischen Herrschaft in Neu-Granada auf und nach einem während der Regenzeit für unmöglich gehaltenen Marsche über die Anden zog er drei Monate später (10. August 1819) als Sieger in Bogota ein. Jetzt stand er, der flüchtige Besiegte des vorigen Sommers, mit einem Schlage auf den Höhen des Erfolges; die Vereinigung von Venezuela und Neu-Granada, nach der er, zum Unterschiede von vielen seiner Mitkämpfer, seit dem Beginne seiner Laufbahn als dem höchsten politischen Ziele gestrebt, war eine Tatsache, die provisorische Regierung von Neu-Granada nahm sie an, der Kongreß von Angostura verkündete die Verfassung der ungeteilten Republik Kolumbia (17. Dezember 1819) und huldigte Bolivar als dem Schöpfer des neuen Gesamtstaates, indem er der zu wählenden Hauptstadt den Namen Bolivars beizulegen beschloß.*)

Wohl war der Boden Venezuelas damit von den Spaniern noch keineswegs befreit, und selbst als die Revolution im spanischen Mutterlande

*) Zu der Schaffung dieser neuen Hauptstadt, welche dem ersten kolumbischen Kongreß vorbehalten war, scheint es nicht gekommen zu sein. Der Name Ciudad Bolivar ist aber Angostura, dem Sitz des Kongresses von 1819 und jetzt Vorort der Provinz Guayana, geblieben. (Vergl. Wappäus a. a. O. S. 489.)

Digitized by Google

(Januar 1820) die Zuversicht in den Reihen der Spanier Südamerikas schon heftig erschüttert hatte, sah sich Bolivar noch veranlaßt, das Verlangen des spanischen Oberbefehlshabers Morillo um einen sechsmonatlichen Waffenstillstand zu gewähren (25. November 1820). Allein die Dinge drängten zur Entscheidung. Der Waffenstillstand wurde im März 1821 gekündigt und nach dem Siege von Carabobo, dem amerikanischen Waterloo, zog Bolivar am 29. Juni 1821 wieder als Befreier in seiner Heimatstadt Caracas ein, welche er vor sieben Jahren als Flüchtling hatte verlassen müssen. Von nun an war der Stern Spaniens entschieden im Sinken, die Entwicklung gewann einen rascheren Gang und nahm einen Zug in das Große an.

Der Kongreß von Cucuta, die konstituierende Versammlung Kolumbiens, welche im Mai 1821 zusammentrat, griff Bolivars Hauptgedanken, die politische Einheit Kolumbiens, mit Entschiedenheit auf; und so sehr sich dieser Kongreß im übrigen allen Vorschlägen Bolivars gegenüber, welche als eine Verkümmerung der republikanischen Institutionen erschienen, ablehnend verhielt, so war doch auch für ihn Bolivar der selbstverständliche Führer und er stellte diesen daher (am 1. Oktober 1821) als Präsidenten an die Spitze der kolumbischen Republik.

Bolivar trug nun die Waffen sofort über die Grenzen Kolumbiens hinaus nach dem Süden, wo der Abfall von der spanischen Herrschaft noch nicht zum Siege durchgedrungen war. In Quito zunächst erlagen die Spanier den kolumbischen Truppen und die Vereinigung mit Kolumbien wurde proklamiert (29. Mai 1822). In Peru war die Unabhängigkeit wohl schon einen Monat nach der Schlacht von Carabobo ausgerufen worden (15. Juli 1821); als aber General Sucre mit kolumbischen Truppen zur Unterstützung der peruanischen Bewegung erschien, richtete der Kongreß zu Lima an Bolivar die förmliche Bitte um Übernahme des Oberbefehls (4. Mai 1823), und als Bolivar mit Zustimmung des kolumbischen Kongresses in Lima eintraf, ward er von dem Peruaner Kongreß sofort mit der höchsten militärischen und politischen Gewalt und wenige Monate darauf (20. Februar 1824) sogar mit der Diktatur bekleidet. Bolivar ergriff die Zügel und führte die Independenten nun zu den letzten entscheidenden Kämpfen gegen die Spanier, welche in Oberperu noch ihren Stützpunkt hatten. Am 6. August 1824 kam es nach einem vierzehntägigen Marsche durch die Kordilleren, welcher an Schrecken hinter dem Andenzuge von 1819 kaum zurückstand, auf dem Plateau von Oberperu zu der Schlacht von Junin, welche die Spanier zum Rückzuge zwang. Als die Spanier nach Monaten einen neuen Vorstoß machten, zerschellte ihr Heer in der Schlacht von Ayacucho (9. Dezember) an dem Widerstande des jetzt von Sucre befehligten Patriotenheeres, der Rest der spanischen Truppen kapitulierte und am 29. März 1825 zog Sucre in Potosi, der berühmten Minenstadt Hochperus, als Sieger ein. Die spanische Macht auf südamerikanischem Boden hatte mit diesem Augenblick im Wesen ihr Ende gefunden, die sechzehnjährigen Unabhängigkeitskämpfe waren zum siegreichen Ende gelangt.

Sofort nach dem Einzug in Potosi berief Sucre mit Bolivars Zustimmung eine Versammlung von Notabeln in den Vorort Oberperus (Chuquisaqua) ein und diese am 16. Juni 1825 zusammengetretene Versammlung rief die staatliche Selbständigkeit der Landschaften Hochperus mit dem Namen

Digitized by Google

des „Befreiers“ aus, dem sie zugleich die Präsidentschaft des neuen Staatswesens Bolivia antrug. Diese Beschlüsse, welche zu einer Zeit gefaßt wurden, als Bolivar sich noch nicht im Lande befand, atmen eine geradezu überschwengliche Bewunderung für den „Befreier“, für Sucre und das kolumbische Heer und überbieten sich für diese in kaum glaublichen Dankesbezeugungen.*) Als Bolivar am 19. Juli das Land betrat, hielt er einen förmlichen Triumphzug, und nachdem er die Unabhängigkeitsbeschlüsse der Versammlung genehmigt hatte, übernahm er mit der Präsidentschaft auch noch die ihm (am 26. November) übertragene Mission, dem konstituierenden Kongresse, welcher im nächsten Jahre zusammentreten sollte, einen Verfassungsentwurf vorzulegen. Als dieser konstituierende Kongreß sich im Frühjahr 1826 in Potosi versammelte, war Bolivar unter Zurücklassung Sucres als seines Stellvertreters schon nach Peru zurückgekehrt;**) am Tage des Zusammentritts der Versammlung (25. Mai 1826) übersandte er ihr aber den Entwurf der Verfassung***) mit einem Sendschreiben, welches wir hier im Wortlaute folgen lassen:

Gesetzgeber! Indem ich euch diesen Entwurf einer Konstitution für Bolivia übergebe, fühle ich mich von Besorgnis und Schüchternheit betroffen, da ich von meiner Unfähigkeit, Gesetze vorzuschreiben überzeugt bin. Wenn ich gedenke, daß die Weisheit aller Jahrhunderte nicht hinreichte, vollkommene Grundsätze aufzustellen, und daß der erleuchtetste Gesetzgeber die unmittelbare Ursache menschlichen Unglückes und sozusagen der Spott seines Berufs†) wird, was kann ich Soldat euch††) sagen, der geboren unter Sklaven und in den Wüsten seines Vaterlandes begraben, bloß kettenbeladene Völker und Kameraden sah, mit der Aufgabe, solche zu befreien? — Ich ein Gesetzgeber!!! — Die Besorgnis, euch zu betrügen, und die mir auferlegte Pflicht bekämpfen sich in meinem Innern. Ich weiß nicht, wer in diesem furchtbaren Kampfe mehr leiden möchte; ob ihr durch die Übel, die ihr von meinen Gesetzen befürchten müßt, oder ich durch die Schmach, zu welcher ihr mich durch euer Zutrauen verurteilt! Ich habe alle meine Kräfte gesammelt, um euch meine Meinung mitzuteilen, wie man freie Menschen nach den Grundsätzen kultivierter Nationen leiten muß, obschon die Lehren der Erfahrung bloß lange Zeiträume unglücklicher Ereignisse, von einigen Strahlen der Glückseligkeit unterbrochen, darbieten. Welchen Führern sollen wir in diesem finsteren Chaos von meist traurigen Beispielen folgen? Gesetzgeber! Eure Pflicht ruft euch auf, dem fürchterlichen Stoße zweier Ungeheuer zu widerstehen, die, unter sich im ewigen Kampfe, euch vereinigt angreifen werden! —

Die Tyrannei und die Anarchie bilden einen unermeßlichen Ozean der Unterdrückung, — der eine kleine Insel der Freiheit umgibt und mit der Kraft seiner Wellen und Stürme der letzteren ewigen Untergang droht. Betrachtet das Meer, welches ihr mit dem schwachen Fahrzeug durchschiffen wollet, dessen Steuermann so wenig Erfahrung hat.

Der Entwurf der Konstitution teilt Bolivia in vier politische Gerichtsbarkeiten ein und man hat noch eine weitere hinzugefügt, ohne die klassische Einteilung der andern zu verwickeln.†††)

*) Vergl. Beilage zur Allg. Zeitung vom 30. August 1826, Nr. 242.

**) Vergl. Allg. Zeitung vom 20. Mai 1826, Nr. 140.

***) Vergl. Allg. Zeitung vom 24. November 1826, Nr. 328.

†) In den Staatsakten heißt es „seines göttlichen Berufes“.

††) Ebenda heißt es „euch von dem Soldaten“.

†††) Das Wort „Gerichtsbarkeit“ steht hier zweifellos infolge einer unrichtigen Übersetzung an Stelle des Wortes „Gewalt“. Nach dem Verfassungsentwurf ruht die Souveränität im Volke und wird durch die

Digitized by Google

Die Gerichtsbarkeit der Wähler hat Befugnisse erhalten, die ihr bei andern Regierungen, welche sich unter die liberalsten rechnen, nicht zugestanden sind. Diese Befugnisse nähern sich in vieler Hinsicht dem Föderativsystem. Es schien mir nicht nur zuträglich und nützlich, sondern auch leicht, den unmittelbaren Repräsentanten des Volks die Vorrechte zuzugestehen, welche jeder Bürger der Departements, Provinzen und Kantone wünschen kann; denn nichts muß einem Bürger mehr am Herzen liegen, als die Erwählung seiner Gesetzgeber, Magistrate, Richter und Pfarrer. Die Wahlversammlungen jeder Provinz stellen ihre Bedürfnisse und Interessen vor und können sich über Verletzung der Gesetze und Mißbräuche der Magistrate beklagen. Ich wage mit einiger Gewißheit zu sagen, daß diese Repräsentation der Rechte teilhaftig wird, die den Staaten einer Föderation gebühren. So wird ein neues Gewicht gegen die vollziehende Gewalt in die Wage gelegt und die Regierung erhält mehr Garantien, Popularität und neue Ansprüche, unter den übrigen demokratischen mit Auszeichnung zu erscheinen.

Für jede zehn Bürger wird ein Wähler erlesen und so wird die Nation durch ihren zehnten Bürger repräsentiert. Man verlangt bloß Fähigkeiten und keinen Güterbesitz zu dieser ehrenvollen Verrichtung. Man muß seine Stimme schriftlich geben, mit dem Namen unterzeichnen und die Gesetze lesen können. Auch muß man eine Kunst oder ein Handwerk treiben, die ein ehrliches Auskommen sichern.

Die Ausschließungen sind bloß Folgen des Lasters, der Faulheit und der absoluten Ignoranz. Wissen und Rechtlichkeit, nicht Geld, ist zu diesem Ehrenamte nötig. — Der gesetzgebende Körper erhielt eine Zusammensetzung, durch die seine Teile die notwendige Harmonie gewannen. Er kann nicht durch einen willkürlichen Richter stets getrennt bleiben, wie oft mit zwei Kammern geschieht. Da hier eine dritte stattfindet, so wird ein zwischen den zwei Kammern erhobener Zwist durch diese entschieden und die Frage erhält durch sie genaue Prüfung und unparteiischen Spruch.

Auf diese Art bleibt kein nützliches Gesetz ohne Anwendung und muß wenigstens dreimal geprüft werden, ehe es durchfällt.

In allen Geschäften zwischen zwei streitenden Parteien wird ein dritter zur Entscheidung erwählt; warum sollte man in den wichtigsten Interessen der Gesellschaft dieses Mittel verachten? So werden die Kammern stets Rücksichten beobachten, die unumgänglich für die Einigkeit nötig sind, um leidenschaftslos bloß der Stimme der Weisheit zu folgen. Die neuern Kongresse (wird man sagen) bestanden bloß aus zwei Abteilungen. Dieses geschah, weil in England, welches stets zum Muster diente, der Adel und das Volk in zwei Kammern repräsentieren und wenn solches in Nordamerika ohne Adel geschah, so mag die Gewohnheit diese Nachahmung bewirkt haben.

Zwei beratschlagende Körper müssen ewig kämpfen, so wollte Sieyés bloß einen. Eine klassische Ungereimtheit!*)

---

verfassungsmäßigen Gewalten ausgeübt, u. zw. zerfällt die höchste Gewalt zur Ausübung dieser Souveränität in vier Zweige: die wählende, gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt. Bolivar will sonach an dieser Stelle seines Sendschreibens wahrscheinlich nichts anderes sagen, als daß sein Verfassungsentwurf die herkömmliche Trias der Gewalten (Gesetzgebung, Vollzug, Rechtsprechung) durch eine vierte (Wahlgewalt) vermehrt hat.

*) Bolivar hat hier offenbar die von Sieyés entworfene Verfassung des Konsulats (vom 24. Dezember 1799) im Auge. Der beratschlagende Körper war nach dieser Verfassung das aus 100 Mitgliedern bestehende Tribunat, welches die vom Staatsrate eingebrachten Gesetzentwürfe nur zu diskutieren hatte, während dem aus 300 Mitgliedern gebildeten gesetzgebenden Körper die Annahme oder Verwerfung, aber ohne Diskussion, zustand; Bolivar denkt sonach bei der aufgestellten Parallele wohl an das Tribunat, doch trifft die Parallele nur teilweise zu.

Digitized by Google

Die erste Kammer ist die der Tribunen und genießt das Recht, Gesetze für Finanzen, Friede und Krieg vorzuschlagen. Diese Kammer hat die unmittelbare Aufsicht über diejenigen Zweige, die die vollziehende Gewalt mit geringer Dazwischenkunft der gesetzgebenden verwaltet.

Die Senatoren leiten die Gesetzbücher und die geistlichen Verordnungen, sie bewachen die Tribunale und den Kultus. Dem Senate kommt es zu, Präfekten, Gouverneure und alle untergeordneten Richter zu wählen. Dieser schlägt ferner der Kammer der Zensoren die Glieder des höchsten Gerichtshofes, die Erzbischöfe, Bischöfe und Domherren vor. Dem Senate kommt alles zu, was zur Religion und den Gesetzen gehört.

Die Zensoren üben eine politische und moralische Gewalt aus, die eine Ähnlichkeit mit der des Areopags in Athen und der Zensoren zu Rom hat. Sie sind die Fiskale gegen die Regierung und haben die Beobachtung der Konstitution und der öffentlichen Verträge zu bewachen.

Unter ihren Schild habe ich die Nationalmeinung*) (judicio national) gestellt, um über die gute und schlechte Verwaltung der vollziehenden Gewalt zu unterscheiden. Die Zensoren haben die Moral, die Wissenschaften, Künste, den Unterricht und die Druckpresse zu beschützen. Die furchtbarste, aber auch die erhabenste Amtsverrichtung ist die der Zensoren; sie verurteilen zu ewiger Schmach die Usurpatoren der höchsten Gewalt und die Staatsverbrecher; sie bewilligen öffentliche Ehren den Verdiensten und Tugenden ausgezeichneter Bürger. Sie sind eidlich verpflichtet für den Ruhm, und so muß ihr Leben tadellos und unbefleckt sein. Das geringste Vergehen macht sie höchst schuldig. Diesen Priestern der Gerechtigkeit habe ich unsere heiligen Tafeln anvertraut; denn ihnen kommt es zu, diejenigen zu verfolgen, die es wagen wollten, sie zu entweihen.**)

Der Präsident in unserer Konstitution gleicht der Sonne, die vom Mittelpunkt aus das Weltgebäude belebt. Diese erste Autorität muß fortdauernd sein; denn in einem Systeme ohne Hierarchie wurde ein Punkt mehr nötig, um welchen die Magistrate und Bürger, die Menschen und die Dinge sich drehen. Gebt mir einen festen Punkt, sagte jener Weise, und ich werde die Erde bewegen; für Bolivia ist dieser Punkt sein lebenslänglicher Präsident.***)

---

*) Die Parentheſe „Iudicio national" zeigt, daß hier jener Anklagebeschluß gegen den Vizepräsidenten und die Staatssekretäre gemeint ist, welcher durch Art. XXIX und XXXIX des Verfassungsentwurfs den vereinigten Kammern anheimgegeben ist. Der Kammer der Zensoren steht das Recht der Anklage der bezeichneten Würdenträger zunächst vor dem Senate und im Falle der Ablehnung des Antrages durch diesen vor der Kammer der Tribunen zu. Stimmt die Kammer der Senatoren oder Tribunen dem Anklageantrage zu, so treten alle drei Kammern zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen und in dieser wird über das Iudicio national beschlossen; fällt dieses im Sinne der Anklage aus, so hat dies die Suspension der Funktionäre und die Verweisung der Angelegenheit an das oberste Justiztribunal zur Folge.

**) Die Dreiteilung des gesetzgebenden Körpers in drei Kammern ist eine der bedeutsamsten Eigentümlichkeiten von Bolivars Verfassungsentwurf. Alle drei Kammern (jede vorerst aus dreißig Mitgliedern bestehend) werden durch Wahl gebildet; sie unterscheiden sich vornehmlich durch die verschiedene Mandatsdauer (4 Jahre bei den Tribunen, 8 Jahre bei den Senatoren, Lebensdauer bei den Zensoren) und die verschiedenen Bedingungen des passiven Wahlrechtes (Alter von 25, 35, 40 Jahren u. s. w.). Die in dem Sendschreiben entwickelte Verteilung der Kompetenz enthält im Punkte der Gesetzgebung nur die Gliederung der Initiative. Der Gesetzgebungsantrag der Tribunen bedarf der Zustimmung der Senatoren, der Antrag der Senatoren jener der Zensoren, der Antrag der Zensoren jener des Senats; fehlt die Übereinstimmung dieser zwei Kammern, so wird der Beschluß der dritten, sonst nicht gehörten Kammer eingeholt und dieser schafft den Parlamentsbeschluß. In bestimmten Fällen vereinigen sich aber auch sämtliche Kammern zu gemeinsamer Beschlußfassung.

***) Die Lebenslänglichkeit des Präsidenten ist eine politische Idee, für welche Bolivar schon bei den Verfassungsplänen für Venezuela und Kolumbien eingetreten war; sie war aber an dem Widerstande der Kongresse von Angostura und Cucuta gescheitert, welche eine mehr als vierjährige Dauer des Präsidiums nicht

Digitized by Google

Auf diesen stützt sich die Ordnung, ohne daß er deswegen Bewegung hat: man schnitt ihm den Kopf ab, damit niemand seine Absichten fürchte, und man hat seine Hände gebunden, damit er niemandem schade. Der Präsident von Bolivia besitzt die Macht des nordamerikanischen, mit vorteilhaften Einschränkungen für das Volk. Seine Dauer ist die des Präsidenten von Hayti. Ich erteile dadurch Bolivia die vollziehende Gewalt derjenigen Republik, bei welcher unter allen in der Welt das demokratische Prinzip am meisten vorherrscht. Die Insel Hayti (man erlaube mir diese Abschweifung) befand sich in fortdauernder Insurrektion; nachdem man alle bekannten Regierungsformen versucht hatte, ward man gezwungen, seine Rettung bei dem erhabenen Petion zu suchen. Er besaß das allgemeine Zutrauen, und Haytis Schicksal wankte nicht mehr. Petion wurde zum lebenslänglichen Präsidenten erwählt, mit dem Vorrechte, seine Nachfolger zu wählen. Weder der Tod dieses großen Mannes noch die Nachfolge des neuen Präsidenten brachten dem Staate die geringste Gefahr, und alles ging unter dem würdigen Boyer in der Ruhe eines rechtmäßigen Reiches vorwärts.*) Dieses schien mir ein sprechender Beweis, daß ein lebenslänglicher Präsident mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu wählen, die erhabenste Eingebung in der republikanischen Ordnung sei. Der Präsident von Bolivia wird weniger gefährlich sein als der von Hayti, indem die Art der Nachfolge sicherer für das Staatswohl eingerichtet ist. Überdem ist der Präsident von Bolivia ohne allen Einfluß, — er ernennt weder die Magistrate noch die Richter, noch verleiht er geistliche Würden. Diese Einschränkung der Macht hat noch keine gut organisierte Regierung erlitten. Sie legt der Autorität des Chefs alle Hindernisse in den Weg, indem dieser das Volk immer durch diejenigen beherrscht sieht, die die ersten Würden bekleiden. Die Priester führen und leiten das Gewissen, die Richter befehlen über Eigentum, Ehre und Leben und die Magistrate über alle öffentlichen Verhandlungen. Da nun diese bloß dem Volke ihre Würden sowie ihre Ehre und Glücksgüter danken, so kann der Präsident nicht hoffen, sie in einen ehrgeizigen Plan zu verwickeln. Erwägt man die Hindernisse, die natürlich aus der allgemeinen Opposition erwachsen und die eine demokratische Regierung jeden Augenblick seiner Administration entgegenstellt, so kann man vollkommen überzeugt sein, daß die Usurpation der öffentlichen Macht mehr von dieser als von jeder anderen Regierungsform entfernt ist.

---

zugaben. Daß Bolivar diese Idee jetzt zur Verwirklichung brachte, ist sonach begreiflich; daß dieselbe aber vor allem anderen eine Ursache der Kurzlebigkeit des bolivianischen Kodex und des Sturzes von Bolivar war, dürfte ebenso wahrscheinlich sein.

*) Als Bolivar in den Wechselfällen des Revolutionskrieges zum zweiten Male von dem südamerikanischen Festlande hatte weichen müssen (Mai 1815), war Hayti seine Zufluchtsstätte gewesen, in welcher er mehr als ein Jahr verweilte, nämlich bis es ihm gelang, den vierten Zug zur Befreiung Venezuelas zu organisieren (Dezember 1816). Daß Haytis Schicksale in den Vorstellungen Bolivars eine große Rolle spielen, ist daher psychologisch wohl begreiflich; nur der lebhafte Hinweis auf diese Mulattenrepublik als ein Muster für den neuen bolivianischen Staat bleibt überraschend. Die Ereignisse, auf welche Bolivar hier anspielt, sind kurz folgende: In der Zeit von Bolivars Aufenthalt auf Hayti zerfiel die ehemals französische Westhälfte der Insel in den Negerstaat unter Kaiser Heinrich I. im Norden und die Mulattenrepublik unter dem Präsidenten Petion im Süden, welch letzterer der Republik am 2. Juni 1816 die von Bolivar erwähnte Verfassung gab. Am 27. März 1818 starb Petion; sein Nachfolger Boyer behauptete nicht nur die Selbständigkeit der Mulattenrepublik dem Negerstaate gegenüber, sondern vereinigte nach dem Tode des Negerkaisers (8. Oktober 1820) sogar beide Staaten zu einer einzigen Republik, welcher sich 1822 auch der spanische Teil der Insel anschloß. Zur Zeit von Bolivars in Rede stehender Proklamation regierte Boyer als lebenslänglicher Präsident nach der Verfassung vom 2. Juni 1816 über die ganze Insel. Boyer ward erst 1843 gestürzt und sein Sturz war das Signal zur abermaligen Trennung des ehemals spanischen vom französischen Teile der Insel.

Digitized by Google

Gesetzgeber! Die jetzige Freiheit ist unzerstörbar in Amerika. Man sehe die wilde Natur dieses Kontinents, die an und für sich die monarchische Ordnung verdrängt; Wüsten laden zur Unabhängigkeit ein. Hier gibt es weder hohen Adel noch hohe Geistlichkeit. Unsere Reichtümer waren immer unbedeutend, heute sind sie es noch mehr. Wiewohl die Kirche Einfluß hat, so ist sie weit entfernt, nach dem Oberbefehl zu trachten, und ist mit ihrer Erhaltung zufrieden. Ohne solche Stützen haben die Herrscher keine Dauer, und wenn einige Ehrgeizige Kaiserreiche zu errichten gedenken, so sagen ihnen Dessalines, Christoval, Iturbide, was sie zu hoffen haben.*)

Keine Macht ist schwerer zu erhalten als die eines neuen Fürsten. Bonaparte, Sieger über alle Armeen, konnte nicht über diesen Grundsatz triumphieren, der stärker als alle Reiche ist. Wenn der große Napoleon sich nicht gegen den Bund der Republikaner und Aristokraten erhalten konnte, wer wird in Amerika Monarchien gründen auf einem Grunde, wo die glänzenden Flammen der Freiheit brennen, die alle Bretter verzehren, aus denen man solche königliche Gerüste zusammensetzen möchte? Nein, Gesetzgeber! Fürchtet keine Bewerber um Kronen; diese würden auf ihren Häuptern nur dem hangenden Schwerte über dem Haupte des Damokles gleichen. Die neuen Fürsten, die sich so weit blenden lassen, um Throne auf den Trümmern der Freiheit zu bauen, errichten nur Grabgerüste für ihre Asche, die den künftigen Jahrhunderten zeigen werden, wie sie einfältigen Ehrgeiz der Freiheit und dem Ruhme vorzogen! Die konstitutionelle Beschränkung des Präsidenten von Bolivia ist die größte, die man bis jetzt kennt: kaum ernennt er die Diener für die Finanzen, für Krieg und Frieden, er befehligt die Armee. Dies ist seine ganze Amtsverrichtung. Die Verwaltung gehört ganz dem Ministerium an, welches den Zensoren verantwortlich und der Wachsamkeit der Gesetzgeber, Magistrate, Richter und Bürger unterworfen ist. Die Zollbeamten und Soldaten, die einzigen

*) Dessalines (1758 als Negersklave geboren) hatte sich schon an der ersten blutigen Erhebung der Farbigen Haytis gegen die Franzosen in den Neunziger-Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, welche mit der Gleichstellung der Farbigen und Weißen endigte (1798), in hervorragender Weise beteiligt. Bei der zweiten Erhebung (1803), welche zur gänzlichen Vertreibung der Weißen und zur vollständigen Lostrennung von Frankreich führte, war Dessalines der ausgesprochene Führer. Nach der Proklamierung der Unabhängigkeit Haytis trat er zunächst (Jänner 1804) als Generalgouverneur an die Spitze des neuen Staates, noch in demselben Jahre (8. Oktober) ließ er sich aber zum Kaiser (unter dem Namen Jakob I.) ausrufen und am 20. Mai 1805 gab er dem Staate eine monarchische Verfassung. Die Antwort war die von dem Neger Christophe und dem Mulatten Petion geleitete Empörung, in welcher er am 17. Oktober 1806 ermordet wurde.

Christophe (1767 als Negersklave geboren) hatte gleich Dessalines von Anfang an in der haytischen Erhebung gekämpft und war, wie wir soeben gesehen, mit Petion der Führer bei dem Sturze der durch Dessalines begründeten Monarchie; auch die Ermordung von Dessalines wird ihm zur Last gelegt. Gleichwohl schritt Christophe, nachdem er sich kaum mit Petion in die Herrschaft Haytis räumlich geteilt hatte (1808), in der ihm zugefallenen nördlichen Hälfte, dem Negerstaate, zur Wiederaufrichtung der Monarchie (1811); er herrschte wohl länger als Dessalines, am 8. Oktober 1820 fiel aber auch er einer siegreichen Empörung zum Opfer, indem er sich selbst erschoß, um der Gefangennehmung zu entgehen.

Mit Iturbides Beispiel weist Bolivar von Hayti weg auf das von nur teilweise verwandten Schicksalen heimgesuchte Mexiko hin.

Iturbide (1783 geboren) hatte in den mexikanischen Wirren von 1810 bis 1820 auf der Seite der Spanier gekämpft; als Befehlshaber des spanischen Heeres entfaltete er aber 1821 die Fahne der Unabhängigkeit, trat nach der Eroberung der Hauptstadt an die Spitze der provisorischen Regierung und ward 1822 auf den Kaiserthron erhoben. 1823 durch eine Militärrevolution entthront und von dem Kongreß nach Europa verbannt, ließ er sich 1824 von seinen Parteigängern zur Rückkehr nach Mexiko bestimmen; vor seiner Landung war aber die Verschwörung schon entdeckt und von dem Kongresse über ihn die Acht ausgesprochen worden, so daß dem Betreten des mexikanischen Bodens (16. Juli) sofort die Gefangennahme und nach drei Tagen schon die Hinrichtung folgte.

Digitized by Google

Agenten dieses Ministeriums, sind in der Tat nicht fähig, ihm die Volksgunst zu sichern, und so ist sein Einfluß völlig nichtig. Der Vizepräsident ist der beschränkteste Staatsbeamte, den man sich denken kann; er gehorcht zugleich der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt einer republikanischen Regierung. Von der ersten erhält er die Gesetze, von der anderen die Befehle und zwischen diesen zwei Schranken geht er auf einem schmalen Fußsteige, von Abgründen umgeben. Trotz mancher Unannehmlichkeit ist es doch besser so, als mit absoluter Macht zu befehlen; die konstitutionellen Schranken verweisen ihn auf das politische Gewissen und geben ihm die Hoffnung, stets einen Leitstern zu finden, der ihn zwischen den Klippen, die ihn umgeben, durchführt. Sie dienen als Stütze gegen die Gewalt unserer von fremden Interessen aufgeregten Leidenschaften. In Nordamerika hat man neuerlich beobachtet, daß der erste Minister dem Präsidenten zum Nachfolger dient.*) Nichts ist einer Republik zuträglicher als dieses Verfahren, daß immer ein erfahrener Mann an die Spitze des Staates kommt. Ein solcher beginnt seine Amtsverrichtungen als vollendeter Mann, mit dem Glanze der Popularität und mit bewährter Geschicklichkeit in der Ausübung seines Amtes. Ich ergriff diese Idee und stellte als Gesetz auf, was dort Gebrauch ist. Der Präsident der Republik ernennt den Vizepräsidenten, damit er den Staat regiere und ihm im Oberbefehle folge. Durch diese Maßregel werden die Wahlen vermieden, welche die größte Plage der Republiken sind, jene Anarchie, die Freude der Tyrannei und die nächste und schrecklichste Gefahr für die populären Verfassungen. Sie sind es, die sowohl in Monarchien als in Republiken die größten Krisen hervorbringen. Der Vizepräsident muß im höchsten Grade ein Ehrenmann sein; denn, wenn der erste Staatsbeamte nicht den rechtlichsten wählt, muß er ihn für seinen erbittertsten Feind ansehen und die geheimen Triebe seiner Ehrsucht fürchten. Dieser Vizepräsident muß alles anwenden, um durch wahre Verdienste das Vertrauen zu erlangen, dessen er für seine hohe Würde bedarf, in der Hoffnung der großen Nationalbelohnung des Oberbefehls.**) Der gesetzgebende Körper und das Volk müssen bei diesem Staatsbeamten alle Fähigkeiten und Talente voraussetzen und eine blinde Unterwerfung desselben unter die Gesetze der Freiheit erwarten. Da die Erbfolge ein monarchisches System verewigt und solche allgemein auf der Erde erhalten hat, wie viel nützlicher wird die angegebene Methode für die Erfolge des Vizepräsidenten werden! Was wären die Erbfürsten, wenn sie nach Verdienst und nicht durch den Zufall erwählt würden, und wenn sie statt in Untätigkeit und Unwissenheit zu verharren, sich an die Spitze der Verwaltung stellten? Sie wären ohne Zweifel aufgeklärt und könnten ihre Völker beglücken. Ja, Gesetzgeber! Die Monarchie, die die Welt regiert hat, gewann den allgemeinen Beifall durch das von ihr aufgestellte Erbrecht, das ihr Festigkeit, und durch die Einheit, die ihr Stärke gibt. Daher kommt es, daß ein verzärtelter, in Schmeicheleien und Leidenschaften erzogener Prinz, den ich die Ironie des Menschengeschlechtes nennen möchte, Völker beherrscht; denn er erhält die

*) Bolivar meint hier sichtlich Quincy Adams, welcher, 1824 gewählt, von 1825 bis 1829 die Präsidentschaft in den Vereinigten Staaten bekleidete. Adams war gleich allen seinen Vorgängern seit Washington vorher Staatssekretär gewesen, u. zw. unter dem Präsidenten Monroe (1817—1825); mit seiner Wahl schloß aber die von Bolivar gerühmte Praxis vorläufig ab, denn sein Nachfolger Jackson ward von der Gegenpartei, nämlich der demokratischen, u. zw., wie es hieß, gegen die Dynastie der Staatssekretäre auf den Präsidentenstuhl erhoben.

**) Unter der Nationalbelohnung des Oberbefehls versteht Bolivar hier offenbar die Bestätigung des Vizepräsidenten in der Nachfolge nach dem Präsidenten, welche durch Art. XXIX und XXXIX des Verfassungsentwurfs den vereinigten Kammern vorbehalten ist.

Digitized by Google

Ordnung der Dinge und die Unterwürfigkeit des Volkes mit fester Macht und beständiger Handlung. Seht, Gesetzgeber! daß sich diese großen Vorteile im lebenslänglichen Präsidenten und erblichen Vizepräsidenten vereinigen.

Die gerichtliche Gewalt, die ich vorschlage, besitzt völlige Unabhängigkeit in einem Grade wie sonst nirgends. Das Volk stellt die Kandidaten vor und die gesetzgebende Gewalt wählt daraus die Individuen für die Gerichtshöfe. Wenn die gerichtliche Macht nicht diesen Ursprung hat, so ist es unmöglich, daß sie sich in ihrer Reinheit erhalte und als Schutzwache der individuellen Rechte diene. Diese Rechte, Gesetzgeber, sind diejenigen, welche die Freiheit, die Gleichheit, Sicherheit und alle Bürgschaften der gesellschaftlichen Ordnung ausmachen. Die wahrhaft liberale Konstitution besteht in den Zivil- und Kriminal-Gesetzbüchern und die furchtbarste Tyrannei üben die Tribunale mit dem schrecklichen Werkzeuge der Gesetze aus. Gewöhnlich hat die vollziehende Gewalt bloß die öffentliche Sache in Verwahrung; die Tribunale hingegen verwalten das Eigentum oder die Dinge, die den Individuen angehören. Die gerichtliche Macht besitzt stets das Maß des Wohls und des Übels der Bürger, und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in der Republik stattfinden, so ist es diese Macht, die solche verteilte. Die politische Organisation ist nicht die wichtigste, wenn nur die bürgerliche vollkommen ist; die Gesetze müssen gewissenhaft beobachtet werden und unerbittlich wie das Schicksal sein. Es war wohl zu hoffen und den Ideen des Tages angemessen, daß wir die Anwendung der Folter zu gewaltsamen Geständnissen und die Verlängerung der Prozesse durch die verwirrten Labyrinte der Appellation usw. abschafften.*) —

Das Gebiet der Republik wird regiert durch Präfekten, Gouverneurs, Justizbeamte, Friedensrichter und Bürgermeister. Ich konnte mich nicht über die innere Einrichtung und Befugnisse dieser Ämter insbesondere auslassen, empfehle jedoch der ganzen Aufmerksamkeit des Kongresses die Verordnungen für die Departements und die Provinzen.

Erwägen Sie wohl, Gesetzgeber! Die Städte und Dörfer bilden den Staat und auf ihrem besonderen Wohle beruht das allgemeine.

Man kann nie zu viel Aufmerksamkeit auf die innere Ordnung der Departements richten. Dieser Punkt hat viele Vorzüge in der Verfassung und wurde dennoch am meisten verachtet.

Ich teile die bewaffnete Macht in vier Teile: Linientruppen, Seemacht, Nationalmiliz, Grenzzolltruppen. Die Armee muß die Grenze bewachen. Gott verhüte, daß sie je ihre Waffen gegen die Bürger gebrauche! Die Nationalmiliz ist hinlänglich, die innere Ordnung zu erhalten. Bolivia hat fast keine Küste, und so ist die Marine unnötig; beßungeachtet müssen wir einst das eine und das andere haben. Militärische Zollaufseher sind allen andern vorzuziehen, die alsbald unmoralisch und überflüssig werden, und so dient nichts besser der Republik, als ihre Grenzen durch Linientruppen und Militärzollbedienstete gegen den Krieg des Betruges zu bewachen.

Ich dachte, die Konstitution von Bolivia müsse zu Zeiten reformiert werden, so wie es der Gang der moralischen Welt erfordert. Die Art der Verbesserung habe ich so angedeutet, wie es mir am schicklichsten schien.**)

Die Verantwortlichkeit der Staatsdiener wird in dieser Konstitution aufs kräftigste behauptet. Ohne diese und ohne Einschränkungen ist der Staat

*) Der Verfassungsentwurf kennt einen Obersten Gerichtshof, Distriktsgerichte, Kantonsgerichte und außerdem Friedensrichter. Die in dem Sendschreiben behauptete Abschaffung der Appellation trifft insoweit zu, als die Kantonsgerichte bei Zivil-Streitsachen, welche nicht über zweihundert Taler an Wert betreffen ohne Appellation erkennen.

**) Der Antrag auf Verfassungsrevision war der Kammer der Tribunen anheimgegeben.

Digitized by Google

stets ein Chaos. Ich wage sogar darauf zu dringen, daß strenge und entscheidende Gesetze für diesen wichtigen Gegenstand verfaßt werden. Jeder spricht von Verantwortlichkeit, und sie bleibt bloß auf der Zunge. Die Magistrate, Richter und alle Staatsdiener mißbrauchen ihre Macht, weil keine gehörige Strenge sie in den Schranken hält, und die Bürger werden immer das Opfer der Mißbräuche. Ich werde ein Gesetz zu einer Art von jährlicher Verantwortung für die Staatsdiener vorschlagen. Ich glaube dadurch vollkommene Garantien aufgestellt zu haben.

Die bürgerliche Freiheit ist die wahre Freiheit, die übrigen sind Wortspiele oder von wenigem Einfluß auf die Bürger. Die persönliche Sicherheit ist garantiert, und so der Zweck der Gesellschaft, woraus alles übrige entspringt. Was das Eigentum anbelangt, so hängt es vom bürgerlichen Gesetze ab und die Bearbeitung desselben muß zum Wohl der Mitbürger zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ich habe das Gesetz der Gesetze, die Gleichheit, völlig unangetastet gelassen; ohne sie sterben alle Gesetze, Garantien, alle Rechte. Dieser müssen wir alles opfern. Zu ihren Füßen habe ich die von Schande bedeckte infame Sklaverei gelegt.

Gesetzgeber! Die Sklaverei ist ein Einbruch in alle Gesetze. Ein Gesetz, um sie zu erhalten, wäre das gottloseste. Was kann man für seine Erhaltung anführen? Seht dieses Verbrechen von allen Seiten an, und ich glaube nicht, daß ein einziger Bewohner von Bolivia so verdorben sein kann, die schrecklichste und ausgezeichnetste Schändung der menschlichen Würde rechtfertigen zu wollen.

Ein Mensch im Besitze eines andern Menschen! Der Mensch ein Eigentum! Das Bild Gottes an das Joch gebunden wie das Vieh! Man sage doch, wo sich die Ansprüche dieser Usurpatoren des Menschen befinden? Guinea hat sie nicht ausgestellt, das durch Brudermord verwüstete Afrika bietet bloß seine Verbrechen dar. Diese Trümmer jener afrikanischen Stämme sind einmal hieher verpflanzt, aber kein Gesetz und keine Macht ist fähig, den Besitz dieser Schlachtopfer als Eigentum zu rechtfertigen. Ein solches von allen Schrecken umgebenes Verbrechen übertragen, verlängern und verewigen wäre die schrecklichste Beschimpfung! Die Gründung eines Eigentumsrechtes auf die wildeste Schandtat kann man nicht begreifen, ohne alle Elemente des Rechtes umzuwerfen und ohne die völligste Verderbnis und Vertilgung aller Gefühle der Pflicht anzunehmen. Niemand kann den heiligen Grundsatz der Gleichheit brechen. Sollte da, wo Freiheit herrscht, die Sklaverei bestehen können? Solche Widersprüche wären eine größere Schmähung unserer Vernunft als unserer Gerechtigkeit, man würde uns mehr für blödsinnig als für Usurpatoren halten. Gäbe es keinen Gott, Beschützer der Unschuld und Freiheit, so zöge ich das Los eines großmütigen Löwen, der die Wüsten beherrscht, dem eines Sklaven in Diensten eines infamen Tyrannen vor, der seiner Verbrechen mitschuldig, den Zorn des Himmels reizt. Aber nein! Gott hat den Menschen für die Freiheit bestimmt und er schützt ihn auch in der Ausübung des freien Willens.*)

*) Art. X, 5, der Verfassungsurkunde erklärt alle diejenigen, welche bis zum Augenblicke der Verkündigung der Konstitution Sklaven waren, von diesem Augenblicke an als bleibend frei und als Bolivianer (mit Entschädigung der früheren Eigentümer nach einem Spezialgesetz): Das Bürgerrecht dürfte diesen Freigelassenen aber zunächst gleichwohl großenteils versagt geblieben sein, weil es nach Art. XIII, 4, allen fehlt, welche dem Willen eines andern in der Eigenschaft eines Hausbedienten (sirviente domestico) unterworfen sind. Immerhin ist Bolivar mit dieser Feststellung der Sklavenemanzipation in der Verfassung Bolivias jenem Prinzip treu geblieben, welches er zehn Jahre vorher (Juni 1816) bei seinem ersten Feldzuge von Haiti aus (nach einem Petion gegebenen Versprechen) bei dem Betreten des Bodens von Venezuela laut verkündet und sofort praktisch betätigt hatte. (Gervinus, a. a. O. Bd. III. S. 242).

Digitized by Google

Gesetzgeber! Ich werde einen Artikel andeuten, den ich, der Stimme meines Gewissens folgend, übergehen mußte.

Eine politische Konstitution muß keine Religionsgesetze vorschreiben; denn die besten Lehren über Grundgesetze dehnen sich bloß auf politische und Zivilgesetze aus, und da die Religion zu keinem dieser Rechte gehört, so findet sie auch nicht ihre Definition in der gesellschaftlichen Ordnung. Sie gehört der intellektuellen Moral an; die Religion beherrscht den Menschen in seinem Hause und in seinem Innern, und bloß sie hat das Recht, sein inneres Gewissen zu prüfen. Die Gesetze hingegen sehen die Außenseite der Dinge an und regieren außerhalb des Hauses der Bürger. Wenn wir diese Betrachtungen anwenden, kann dann wohl ein Staat das Gewissen der Bürger leiten und über die Befolgung der Religionsgesetze wachen, diese belohnen und bestrafen wollen, wo die Tribunale im Himmel sind und Gott der Richter ist? Bloß die Inquisition wäre fähig, ihn in dieser Welt zu ersetzen. Wird diese je mit ihrer Brandfackel wieder zurückkehren? Die Religion ist das Gesetz des Gewissens; jedes Gesetz über diesem würde die Religion vernichten, die Notwendigkeit an die Stelle der Pflicht setzen und dem Glauben, der die Grundlage der Religion ist, alles Verdienst rauben. Die heiligen Vorschriften und Dogmen sind nützlich, erheiternd und von methaphysischer Evidenz; wir müssen sie ausüben; aber diese Pflicht ist in der Moral und nicht in der Politik gegründet.

Welches sind andernteils in dieser Welt die Ansprüche des Menschen an die Religion? Solche sind im Himmel, dort belohnt das Tribunal und übt Gerechtigkeit nach dem Gesetzbuche des göttlichen Gesetzgebers. Dieses alles gehört zur göttlichen Gerichtsbarkeit und es scheint mir profan und gottlos, unsere Vorschriften mit den Geboten des Herrn zu vermischen. Es gebührt dem Gesetzgeber nicht, Strafen in Sachen der Religion vorzuschreiben; denn er muß Strafen für die Übertretung seiner Gesetze vorschreiben, weil diese sonst bloße Ratschläge wären; wo keine zeitlichen Strafen und Richter sind, die diese anwenden, hört das Gesetz auf, Gesetz zu sein. Die moralische Entwicklung des Menschen ist die erste Absicht des Gesetzgebers. Sobald diese Entwicklung erreicht ist, stützt der Mensch auch seine Moral auf die geoffenbarten Wahrheiten und übt in der Tat die Religion, die um so kräftiger ist, je mehr sie durch eigene Nachforschungen erworben wird.

Überdem sind die Familienväter zur religiösen Erziehung ihrer Kinder verpflichtet. Die geistlichen Hirten lehren die himmlische Wissenschaft. Das Beispiel der wahren Schüler Christi ist der sprechendste Ausdruck seiner göttlichen Moral; denn die Moral wird nicht anbefohlen und derjenige, der hier befiehlt, ist kein Meister dieser Moral, die nur Rat erteilt, aber keine Gewalt anwendet. Gott und seine Diener sind die Behörden der Religion, die durch ausschließlich geistliche Mittel und Organe wirkt, keineswegs aber der Nationalkörper, der die öffentliche Macht bloß auf zeitliche Dinge richtet.

Gesetzgeber! Welche edlen und erhabenen Betrachtungen müssen eure Seele erfüllen, wenn ihr die neue Nation von Bolivia ausgerufen seht!

Der Eintritt eines neuen Staats in die Gesellschaft der anderen ist ein Jubel fürs Menschengeschlecht; denn die große Familie der Völker vermehrt sich. Was müssen erst seine Begründer fühlen, welche Empfindungen müssen mich ergreifen, wenn ich mich dem berühmtesten der Staatengründer, dem Vater der Ewigen Stadt, gleichgestellt sehe! Dieser Ruhm gehört von Rechts wegen den Schöpfern der Nationen, die als ihre ersten Wohltäter unsterbliche Belohnung verdienten, und der meine hat überdem den Wert, rücksichtslos zu sein, da er nicht verdient ist. Wo ist der Staat, wo die Republik, die ich

Digitized by Google

gegründet hätte? Eure Mildtätigkeit, die mir eine Nation zueignet, ist allen meinen Verdiensten zuvorgekommen, und dadurch über alle Wohltaten erhaben, die man von Menschen erhalten kann. Meine Beschämung verdoppelt sich, wenn ich die Unermeßlichkeit eurer Belohnung betrachte; denn, nachdem ich selbst alle Talente, Tugenden und das Genie der größten Helden erschöpft hätte, wäre ich noch des Namens unwert, den ihr euch gabt, den meinen!!! Werde ich wohl von Dank sprechen können, da dieser doch nur schwach das Gefühl meiner Unwürdigkeit bei einer Güte ausdrücken dürfte, die, der des Schöpfers gleich, alle Grenzen übersteigt? Ja, Gott allein konnte diese Erde Bolivia nennen . . . .

Was wird wohl Bolivia sagen? Eine ungeheuchelte Freiheit, die bei der Begeisterung, als ihr sie erhieltet, nichts Höheres kannte, fand in der Heftigkeit der Gefühle keine angemessenere Huldigung, als den eigenen Namen abzulegen und den meinigen allen euren Geschlechtern zu erteilen. Diese Handlung, unerhört in der Geschichte der Jahrhunderte, ist es noch mehr in der Geschichte erhabener Entsagungen! — Dieser Zug wird in allen Zeiten, die noch in dem Willen des Ewigen liegen, beweisen, daß ihr sehnlichst wünschtet, in den Besitz eurer Rechte zu kommen, die politischen Tugenden zu üben, das Licht der Wissenschaften zu erlangen und mit echter Würde Menschen zu sein. Dieser Zug, ich wiederhole es, wird beweisen, daß ihr würdig gewesen seid die großen Segnungen des Himmels zu erhalten und die Souverainität des Volkes, die einzige rechtmäßige Autorität der Nationen.

Gesetzgeber! Ich preise euch glücklich, daß ihr dem Schicksale einer Nation vorsteht, die mit den Lorbeeren von Ayacucho gekrönt entstanden ist und die ihr glückliches Dasein unter den Grenzen, die eure Weisheit vorschreiben will, und bei der süßen Ruhe, die auf den Sturm des Krieges folgte, verewigen soll.

Bolivar. Lima, den 25. Mai 1826.

Die Worte Bolivars waren diesmal von vollem Erfolge begleitet. Was Bolivar in Angostura und Cucuta nicht gelungen war, gelang ihm jetzt in Potosi, wo er dem Lande mit seiner Botschaft zugleich die Anerkennung der Unabhängigkeit von Seite der beiden ehemaligen Herrschaftsländer, Peru und La Plata*), als Morgengabe brachte; sein Verfassungsentwurf wurde von dem bolivianischen Kongreß mit geringfügigen Änderungen angenommen und jene politischen Ideen, welche ihn seit Beginn seiner Laufbahn begleitet hatten, fanden hier endlich im Leben ihre feierliche Verwirklichung. Ja, es schien sogar, daß der Sieg dieser Ideen nicht auf Bolivia beschränkt bleiben sollte; es setzte eine mächtige Bewegung ein, welche die Verfassung Bolivias — den sogenannten codigo Boliviano — auch in den verwandten Ländern Südamerikas zur Annahme bringen wollte, und in Peru drang diese Bewegung sogar sofort (1826) durch.

In diesem Augenblicke stand Bolivar auf dem Höhepunkte seiner Macht. Er hatte die Zügel der Regierung in allen Einzelstaaten von Bolivia bis Kolumbien in der Hand; diese Macht, wie in Bolivia und Peru, auch in Kolumbien zu einer lebenslänglichen zu gestalten, stand mit der Einführung

*) Die Landschaft von Bolivia bildete unter dem Namen Caracas bis 1778 einen Bestandteil des Vize-Königreiches Peru, von da an einen Teil des Vize-Königreiches Buenos-Ayres. Vergl. Burzynski a. a. O. S. 684.

Digitized by Google

des codigo Boliviano in Aussicht und schon beschäftigten Bolivar die weiter greifenden Pläne, durch eine Anden-Konföderation die Verbindung dieser Staaten selbst zu einer dauernden zu machen.

Allein der Erfolg war kein bleibender; die innere Zerklüftung, welche das Leben der südamerikanischen Staaten seit der Losreißung von Spanien bis zur Gegenwart beherrscht, konnte auch durch Bolivars Persönlichkeit auf die Dauer nicht gebannt werden, im Gegenteile, sie fand, als der Krieg gegen Spanien beendet war, in dem Kampfe gegen Bolivars Führung ihren ersten bedeutsamen Ausdruck.

Bolivar befand sich noch in Peru, als in Venezuela eine Aufstandsbewegung ausbrach, welche rasch zur Lossagung von der Union mit Neu-Granada führte (7. Nov. 1826). Wohl gelang es ihm, bei seiner nunmehr beschleunigten Rückkehr den Sturm hier durch sein persönliches Eingreifen noch einmal zu beschwören. Er hielt am 10. Jänner 1827 zum drittenmale, vom Jubel umrauscht, in Caracas seinen Einzug und stellte den Frieden wieder her. In denselben Tagen brach aber auch schon der Aufstand in Peru aus, welcher die Wahl Bolivars zum Präsidenten und die Annahme der bolivianischen Verfassung rückgängig machte (1. Mai 1827). Und während sich das Jahr darauf auf dem in Ocaña zur vorzeitigen Verfassungsrevision versammelten Konvent (6. April 1828) die Anhänger Bolivars vergeblich bemühten, die Revision der Verfassung im Sinne des codigo Boliviano zu bewirken, wurden die Grundsätze des letzteren in Bolivia selbst (17. September) beseitigt, um der neuen Verfassung die Bahn freizumachen, welche bald darauf (1831) an die Stelle des codigo Boliviano trat. Bolivar war nicht mehr imstande, die Entwicklung aufzuhalten, obwohl er durch zwei Jahre auf Grund eines für Kolumbien oktroyierten organischen Dekrets die Gewalten in seiner Hand vereinigte. Venezuela erklärte 1829, Ecuador 1830 seine Unabhängkeit, der kolumbische Kongreß in Bogota, welcher die Unabhängigkeit Venezuelas anerkannte, nahm schließlich die Abdankung Bolivars an (29. April 1830). Wohl sollte er durch eine Gegenrevolution (August) noch einmal an die Spitze der Regierung kommen, der Tod machte aber (17. Dezember 1830) allen diesen Wirrnissen ein Ende.

Bolivar hat die Summe seines politischen Wirkens selbst gezogen, ohne sich über die Beschränktheit seiner Erfolge einer Täuschung hinzugeben. Bei der Niederlegung seiner Präsidentenstelle erklärte er laut, *die Unabhängigkeit sei das einzige Gut*, welches auf Kosten aller anderen erreicht worden sei. Allein dieses Selbstbekenntnis Bolivars kann unseres Erachtens nur schwer gegen ihn verwertet werden; es mag die Bedeutung der Unabhängigkeitsbewegung selbst in Zweifel stellen, für seinen politischen Scharfblick gibt es laut redendes Zeugnis. Die gesetzgeberischen Aktionen Bolivars sind gescheitert, in der Geschichte der politischen Ideen Südamerikas behaupten seine Entwürfe nichtsdestoweniger einen hervorragenden Platz.

Digitized by Google

Das jonische Element im Griechentum.

Eine Skizze von **Dr. Alois Wurm.**

Warum ging das griechische Volk zugrunde, — ein Volk von einer unvergleichlich leuchtenden Geistesherrlichkeit? Will man die richtige Antwort finden, so ist es nötig, weit zurück nach den Wurzeln zu graben. Denn diese liegen in der Eigenart des jonischen Stammes, und das Verhängnis war, daß dessen Einfluß in langsamem, Jahrhunderte währendem Prozeß das Wesen des mutterländischen Griechentums umgestaltete und verdarb. Betrachten wir zuerst die religiöse Differenz zwischen jonischer und festländischer Auffassung.

Es ist kein Zweifel mehr, daß die homerische Welt eine Schöpfung des jonischen Geistes ist. Nur wenige fremde — äolische — Elemente lassen sich darin noch feststellen. Das bedeutendste darunter ist die gewaltige, selbstmächtige Heldengestalt Achills. Zeus und die Moiren haben noch Züge fremden Wesens, sind aber in der Hauptsache schon durchaus jonisch behandelt. Zeus soll alles vermögen; aber in der Praxis unterliegt der Satz unzähligen Klauseln. Jede der feindlichen Parteien hat ihre Vertreter unter den Göttern. Man sucht für das, was man will, eben den geeigneten Patron. Die Moiren sind in solcher Entfernung gehalten, daß sie nicht zu beunruhigend wirken. Die Resignation erleichtert es dem Jonier, bald über jeden Unfall wegzukommen. Aber welch ein Gesamtschauspiel von Heiterkeit, Frische, Kraft, Anmut, Liebenswürdigkeit, ewiger Jugend bietet die homerische Götterwelt! Diese einzelnen Figuren in ihrer klaren, sicheren Besonderheit, ihrer schön stilisierten Eigenart; dieser erzürnte, blitzeschleudernde, olympererschütternde Zeus, diese ägisschütternde Pallas Athene, diese reizende Aphrodite, die nicht für das Werk der Waffen, sondern nur für das Werk der Liebe taugt, dieser Poseidon, der auf seinem Gespann über das Meer dahinrauscht, daß die Delphine ihre Köpfe über die Flut emporrecken und ihren Herrn geleiten, dieser hinkende Hephaistos, wie er am Feuer mit seinen Blasebälgen arbeitet, und alle die andern; dann das Leben der Götter, ihr Verkehr unter sich beim frohen Mahl, in Streit und heiterem Lachen, in ehelichen Nöten und mütterlichen Tröstungen; ihr Wandeln zu und mit den sterblichen Menschen, ihre Anfeuerung zum Streit, ihre Warnung, ihr Rat, ihre Hilfe, — kurz die ganze klare, heitere, liebenswürdige, leichte, abwechslungsreiche Welt des Göttlichen im Homerischen Epos ist die volle, reiche und sichere Gestaltung des jonischen Innenlebens.

Das Bild der griechischen Religion auf dem Mutterlande weist ganz andere Züge auf als das in Jonien. Sehen wir gleich, wie es etwa zur Zeit des Äschylus ausgestaltet war.

Digitized by Google

Wir sind in Athen. Athenisches Blut ist nicht rein jonisches Blut; es ist viel Blut von anderen griechischen Stämmen darin, die in Nord- und Mittelgriechenland festen Fuß gefaßt hatten. Man muß also damit rechnen, hier andere Volkseigenschaften anzutreffen als in Jonien. In der Tat, wenn wir den Geist der religiösen Welt Homers dem des Äschylus gegenüberstellen, — es ist ein geradezu abgrundtiefer Unterschied. Denn bei Äschylus ist das Innere der Religion durch und durch ethisch bestimmt, was bei Homer nicht im entferntesten der Fall war. Dike und Hybris, Rechttun und rücksichtsloses Überschreiten der den Sterblichen gesetzten Schranken sind bei dem attischen Dichter die beiden Endpunkte der Achse, um die sich alles dreht. Zeus ist der absolute Schützer des Rechtes und der Heiligkeit, unerbittlicher Rächer alles Unrechts. „Dem Guten hilft er, den Schlechten schlägt er.“ *) Darum wird Zeus — und das ist das zweite unterscheidende Merkmal — hoch über alle anderen Götter hinausgehoben. Hier ist Zeus in Wahrheit *παγκρατής*, allmächtig. **) Zeus wirbelt alles auf und ab. ***) Wenn er will, und erst wenn er will, wird alles vollendet. †) Mit Dutzenden von Stellen könnte man das belegen. Dieser ungeheuren, allwaltenden, Recht und Unrecht mit unbedingter Sicherheit vergeltenden Macht des höchsten Gottes entspricht dann auch eine völlige Unterwerfung seitens der Menschen. Damit ist gegeben, daß eine völlig veränderte Luft die ganze Welt des Äschylus durchdringt. Der Mensch lebt hier mit dem Bewußtsein, daß das Auge Gottes all sein Tun und Lassen verfolgt, ob es recht *(δίκαιον)* sei oder *ὕβρις*. Die heitere, leichte, lichte homerische Welt ist erdrückt von der Fülle schwer lastender Gedanken und Vorstellungen. An ihrer Statt finden sich auch die finsteren chthonischen Wesen ein, — das dritte Unterscheidungskennzeichen. Darunter die Erinnyen in ihrer ganzen nächtigen Furchtbarkeit.

Das ist eine andere Welt als die homerische. Sie stammt nicht aus Jonien, ist auch keine Weiterbildung jener. Sie ist wesentlich anders und ihre Heimat ist anderswo; sie ist auf dem Festland. Zum Glück ist man noch in der Lage, das auch wirklich festzustellen. Das verdanken wir Hesiod, den wir etwa zwei Jahrhunderte vor Äschylus anzusetzen haben. Der eigenartige Mann ist aus einer äolischen Familie hervorgegangen und in Böotien aufgewachsen. Sein Blut war nicht jonisch, seine Ideenwelt ist es auch nicht. Die religiöse Anschauung in seinen „Werken und Tagen“, wo er am meisten aus Eigenem spricht, ist genau so ethisch bestimmt wie die des Äschylus. Den Guten gedeiht alles, den Schlechten schickt der Kronide Zeus Vergeltung; das ist der Inhalt einer längeren Partie. ††) Auch dies hat Hesiod mit dem attischen Tragiker gemein, daß Zeus eine völlig dominierende Stellung im Götterkreis einnimmt; die anderen Götter treten ja, soweit Hesiod aus dem festländischen religiösen Volksempfinden spricht, fast völlig zurück. Aber auch seiner „Theogonie“ fühlt man leicht an, daß der klare, heitere homerische Geist trotz homerischer Form nicht vorliegt. Bald sieht man auch, daß hier die chthonischen Gottheiten eine ganz andere Rolle spielen, sowohl was Zahl als was Bedeutung betrifft, als bei Homer. Das Ganze stellt sich dar als

*) Hiket. 80 f., 403. **) Eum. 919. ***) Eum. 649. †) Hiket. 210, 90 f. ††) Werke und Tage 212—247.

Digitized by Google

ein Versuch, die einheimische Götterwelt mit der homerischen zu verschmelzen. Bei Hesiod liegt allerdings erst der Ausgangspunkt dieses Verschmelzungsprozesses vor. Dies ergibt sich aus der Beobachtung, daß die verschiedenen Elemente großenteils nur erst äußerlich miteinander verbunden sind. Besonders deutlich tritt das selbstverständlich da hervor, wo Hesiod nicht aus der künstlich-poetischen, sondern aus der natürlich-bodenständischen Tradition heraus dichtet, wie das in den „Werken und Tagen" der Fall ist, d. h. vor allem in dem zweifellos echten Rügelied an seinen Bruder Perses und der poetischen Anweisung zu Ackerbau und Schiffahrt. Aber auch von den späteren Eindichtungen haben der Pandoramythus sowie die Schilderung der fünf Weltalter eine stark ethische Note. Dasselbe läßt sich auch von vielen jener Teile der Theogonie sagen, die über das stark vorhandene genealogische Element hinaus episch gestaltet sind. Darnach wird man keine Befürchtung mehr hegen, es könnte die so bereitwillig und rasch erfolgende Herübernahme des epischen Maßes und Stiles und teilweise auch des Stoffes eine verhängnisvolle Preisgabe eigener hoher Werte im Gefolge gehabt haben. Allerdings, die homerischen Gottheiten des lichten Olympos haben sich auf dem Festland sehr bald und meist in der äußeren Gestalt, die Homer geschaffen, eingebürgert. Dafür war die griechische Empfänglichkeit groß genug. Allein damit war ihr innerer Charakter noch lange nicht übernommen. Der Zeus der Theogonie ist, trotzdem er sich überlisten läßt und die List selber nicht verschmäht, ein absoluter Gewaltherrscher, der mit dem diplomatischen Regenten des Olympos, dem Vater der Götter und Menschen, kaum die entfernteste Ähnlichkeit hat. Das Bild der anderen homerischen Götter ist bei Hesiod so wenig und so undeutlich ausgeführt, daß man auf einen Vergleich von vornherein verzichten muß.

Kehren wir nun zu Äschylus zurück! Da kann es uns nicht entgehen, daß zu den oben aufgewiesenen Zügen des hesiodischen Zeusbildes beim attischen Tragiker noch ein anderer tritt, der den strengen Charakter wesentlich mildert. Zeus hat Wohlwollen gegen die Menschen. Für alles kommt Hilfe von ihm.*) Er ist *σωτήρ*, Retter im höchsten, allumfassenden Sinn.**) An ihn wendet man sich daher mit festem Vertrauen auf Hilfe.***) Auch dem homerischen Zeus fehlte freilich diese Eigenschaft des inneren Wohlwollens. Sein Walten erfolgt, wo es nicht egoistische Motive bestimmten, aus rein willkürlichem Entschluß. Kein Zweifel, daß dieser milde Zug seine Wurzel in der ethischen Zeusauffassung des mutterländischen Hellenentums hat. Es findet sich ja der Zug des Wohlwollens auch bei Apollon und besonders bei Athene, und zwar nicht ohne die ethische Begründung. Wer den äschyleischen Apoll zum Schützer und Retter haben will, der muß reinen Herzens sein. Ebenso ist hier Athene keine kampflustige Streiterin für ihre Favoriten, sondern die hohe, starke Schützerin der frommen und gesetzestreuen athenischen Bürger. So sicher in diesem Auffassungskreis eine Arbeit derselben einheimischen Vorstellungs-, Gefühls- und Willenstendenz vorliegt, die Hesiod bestimmte, so gewiß bedeutet sie diesem gegenüber eine Milderung der strengen Gesamtauffassung und einen enormen Fortschritt in der Verschmelzung der beiden Welten. Ersteres ersieht

*) Hiket. 594. **) Eum. 559 f. ***) Ag. 160 ff.; Cho. 245.

Digitized by Google

man schon daraus, daß bei ihm die Blume des göttlichen Wohlwollens noch nicht aus der ja vorhandenen ethischen Wurzel emporgesproßt ist, — letzteres aus dem wirklichen Leben, das die homerischen Götter im Herzen des Atheners leben, wovon eben einige Andeutungen gegeben sind. Ganz besonders hell wird dies aber durch die Stellung beleuchtet, die Äschylus zu den Erinnyen und überhaupt zu den chthonischen Gottheiten einnimmt.

Hier können wir die Verschmelzungsarbeit in ihrem letzten Stadium vorsichgehen sehen. Die uralten furchtbaren Töchter der Nacht steigen noch einmal in ihrer ganzen äußeren und inneren Entsetzlichkeit empor. Die homerischen Erinnyen muten dagegen nur wie blutlose Schemen an. Wesentlich so wie Äschylus sie hier vorführt, nur noch grauenvoller, hatte sie der ethische Wille und das starke Hirn der einheimischen Hellenen ausgeboren. Allein die ganze seelische Organisation des atheniischen Volkes war dieser Sphäre des unsagbar Finstern, Unheimlichen, Entsetzlichen entwachsen. Die Tropfen jonischen Blutes in seinen Adern hatten vereint mit dem immerdar wirkenden jonischen Einfluß das Bedürfnis nach einer lichteren Welt, mochte sie auch ernst bleiben, geweckt. So waren die herben Züge der oberen Götter gemildert worden; so mußte denn auch der letzte Schritt getan werden; die entsetzlichen Wesen der Unterwelt mußten in die lichtere Welt eingegliedert werden. Dies Werk hat Äschylus in seinen Eumeniden getan. Die Töchter der Nacht bekommen denselben milden Zug des Wohlwollens, den wir bei Zeus und den anderen Göttern festgestellt haben. Dem Guten Segen, dem Schlechten Unsegen verleihen, das ist von nun an ihre Aufgabe. Man sieht, es ist wesentlich derselbe Kreis ethischer Wirksamkeit, für den Zeus, Athene, Apollon da sind. Und dieser ethische Drang hat einheimische, jenes Lichtbedürfnis jonische Wurzel. Aber ein Sichselbstaufgeben fand deshalb in keiner Weise statt. Denn der enchorische ethische Wille durchdrang alles bis ins Innerste.

Will man noch einen Beleg, so sehe man, was bei Äschylus aus dem homerischen Götterneide, der gar nicht wegdisputiert werden kann, geworden ist. Im jonischen Kreis verstand man darunter wirklich die Furcht seitens der Götter, es könnte ihre Macht durch eine zu große Menschenmacht geschmälert werden. Äschylus bildet das vollkommen ins Ethische um: die Götter schauen mit Besorgnis auf den Reichtum, die Macht der Menschen, weil er diesen leicht Anlaß zur Hybris, zum schrankenlosen Unrecht und darum zum Verderben wird. An der Macht der Menschen an sich nehmen sie so wenig Anstoß, daß sie auf den trefflichen Darius eine ungeheure Machtfülle häufen.*) Man beachte auch hier den Zug des göttlichen Wohlwollens: Gott will nicht, daß der Mensch in sein Verderben renne.

Oder: was ist bei Äschylus aus der homerischen Resignation geworden, dieser vortrefflichen Springstange, die über ernste Katastrophen so leicht hinweghalf? Die Resignation hat bei dem attischen Dichter nur mehr eine sehr geringe Bedeutung. Das Leben ist bei ihm zu sehr von der ethischen Anschauung umspannt. Der Tod ist ja unvermeidlich, ob man gut oder schlecht lebe. Aber mit dem Tod ist eben noch nicht alles fertig oder gleich; auch im Hades erreicht die Übeltäter noch Strafe.**) Zudem ist der Tod

*) Pers. 709. **) Hiket. 227 ff., 416.

Digitized by Google

für Äschylus nicht so furchtbar wie für den Jonier, weil er eben auch das Leben nicht so glühend liebt wie dieser. Die Danaiden achten ihre Ehre und Selbständigkeit höher als das Leben.*) Aber, was die Hauptsache ist, das große Leid ist für Äschylus fast durchwegs die Folge eines Unrechtes, sei es eines eigenen, sei es eines fremden. Der Gute darf dagegen auf endlichen Sieg und annehmbares Glück vertrauen.**) Es ist völlig klar, daß nach diesen Prinzipien die ganze Lebensgestaltung anders ausfallen muß, als dies bei Homer der Fall sein kann. Dessen Helden fehlt durchwegs die Selbstzucht, die eigene sittliche Lebensausgestaltung. Innerhalb eines ziemlich weiten und elastischen Rahmens herkömmlicher Sitte folgen sie ihren Trieben, und es ist ein Glück, daß diese häufig eines gewissen Adels nicht entbehren. Der äschyleische Mensch dagegen muß beständig damit rechnen, daß er das Rechte tue. Allerdings bietet ihm Äschylus dazu eben auch ein egoistisches Motiv, sein eigenes Wohl, das er damit begründet. Aber er hat doch unmittelbar mit dem Guten als einer Macht für sich zu tun; es tritt ihm als eine eigene sittliche Größe entgegen, der er sich im Namen der Götter zu beugen hat, und das macht eine ungeheuren Unterschied. Nicht triebmäßige, sondern bewußt willensmächtige sittliche Lebensgestaltung ist also die äschyleische Forderung gegenüber der homerischen Konzession.

Damit sind wir aber schon wesentlich in derselben Sphäre wie Sokrates. In der Tat ist der erste griechische Tragiker innerlich mit dem größten Weisen von Athen verwandt. Beide sind Naturen, die ihrem innersten Wesen nach ethisch gerichtet sind. Wie für Äschylus das Rechttun allererste Lebensnorm ist, so für Sokrates die feste, wahre Tüchtigkeit. Beide kennen nichts Häßlicheres als die Heuchelei, das Verbergen der eigenen selbstsüchtigen Absichten unter der Larve der Hingabe und Ergebenheit***) u. ä. Gemeinsam ist beiden auch der individualistische Zug ihrer Ethik. Jeder einzelne für sich ist verantwortlich dafür, daß er das Rechte tue. Zwischen dem einzelnen und der fordernden sittlichen Macht steht niemand und nichts, weder ein privates noch ein öffentliches Interesse. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Männern ist der, daß der eine, der ältere, die sittliche Macht beinahe selbstverständlich in den äußerlich überlieferten Normen verkörpert sieht, besonders in dem Dreigesetz der Ehrung der Götter, der staatlichen Gesetze, der Eltern†), Sokrates dagegen auch hier nach seiner innerlichen Weise die persönliche sittliche Überzeugung, wir würden sagen das Gewissen, als die entscheidende sittliche Macht betrachtet, wie er das den Vertretern der richterlichen Staatsgewalt gegenüber in unzweideutiger Weise kundgibt. Beider Weltanschauung ist aber durch und durch vom ethischen Standpunkt aus gewonnen und von ihm beherrscht. Das ist nun das Gleiche, was oben für Hesiod als das Bezeichnende gefunden worden ist. Der Kreis schließt sich also zusammen.

Inzwischen hatte das jonische Wesen in Kleinasien sich weiter entwickelt. Wir können dies bei den jonischen Lyrikern verfolgen.

Der Adel des homerischen Trieblebens wurde durch das Emporkommen von Trieben aus den unteren Klassen seiner ruhig schönen Vornehmheit beraubt. Man merkt es von ferne, daß man nicht mehr in der Zeit des

*) Hiket. 788. **) Eum. 535—39. ***) Ag. 788, 831 ff. †) Hiket. 704—9.

Digitized by Google

stolzen Ritterstandes sich befindet, sondern in der Blüteperiode des städtischen Bürgertums, wo der Reichtum der adelnde Stempel, wo das Verlangen nach Reichtum, Macht und Genuß zur ewig hastenden Gier wird und das Bewußtsein der Erfolglosigkeit dieses Strebens in den stärkeren Naturen pessimistischen Haß und in den schwächeren schlaffe Sentimentalität erzeugt, wo bei erloschenem Ehrgeiz die Ideale nur mehr heißen: Wein, Knabe oder Weib, — letztere nach jonischer Weise aufgefaßt. So versteht man das schmerzlich weiche Hinschwelgen eines Mimnermos aus Kolophon, den pessimistischen Grundton eines Simonides aus Samos, die leidenschaftliche Sinnlichkeit, die Hassesmacht, den zerfleischenden Spott des einzigartigen Archilochos aus Paros oder den rüden Scheltton des gereizten Hipponax aus Ephesus, schließlich auch den typischen Sänger von Wein und Liebe, Anakreon von Teos, Dichter von teilweise großartigem poetischen Wert, — aber als Menschen hätte sie Äschylus samt und sonders verurteilt. Sie mußten ihm zu wenig fromm und gerecht und vor allem zu wenig maßvoll sein. Sich selbst bescheiden, sich selbst beherrschen ist der ständige Refrain seiner Ethik, mußte es sein, weil ihm das rücksichtslose Sichaustobenlassen der Leidenschaft ὕβρις und damit das Verderben war. Ja, selbst seinen Zeitgenossen Simonides aus Keos — die oben Genannten fallen alle ungefähr in das Jahrhundert vor Äschylus — hätte er trotz seiner chorischen Gesänge auf die Götter in dorischer Mundart, wozu sich der geschmeidige Jonier bequemte, doch ebensowenig wie Pindar als verwandte Natur empfunden; der „griechische Voltaire" war seiner sittlichen Sphäre allzuweit entrückt. In Jonien durften eben im großen ganzen auch offiziell die Leidenschaften herrschen; die Sittlichkeit war hier nie eine absolut verpflichtende und zwingende Macht gewesen. Und wenn nur die Leidenschaften immer groß und stark gewesen wären! Aber es lag ein weicher Zug im jonischen Fleisch und der wurde zur schwächlichen Sentimentalität. Man kann sich nun vorstellen, wie all das in Athen wirkte; denn es kam natürlich nach Athen.

In der Tat, wenn wir den Mann ins Auge fassen, der den Wendepunkt einer neuen Zeit darstellt, Euripides, so wird sofort klar, was der jonische Einfluß für Athen bedeutete. Was bei Äschylus und Sophokles immer unterlag, das siegt bei Euripides: die maßlose Leidenschaft. Diese sieghafte Leidenschaft ist bei ihm die Rache. Sie kennt keine Grenzen; alle Mittel sind ihr gleich recht, wenn sie nur möglichst tiefe Wunden graben. Sie trifft den Schuldigen mit einer aufs raffinierteste berechnenden Perfidie, — man lese, mit welchem Behagen an seiner Erfindung Euripides in seiner Elektra die meuchelmörderische Tötung des Ägisthos durch Orestes erzählt! Sie trifft den Unschuldigen ebenso erbarmungslos, und wäre es eine wehrlose Frau wie Helena, wenn man damit auch dem Schuldigen — Menelaus im Orestes — einen Stich versetzen kann. Und allbekannt ist Medeens Rache, der nicht bloß die verhaßte Nebenbuhlerin mit ihrem Vater zum Opfer fällt, sondern auch die eigenen Kinder. Die Leidenschaft der Rache ist auf der ganzen Linie entbunden und dies in einer völlig bewußt prinzipiellen Weise. Die meisten Dramen des Dichters, die wir haben, sind entweder darauf aufgebaut oder sie spielt darin eine mehr oder minder bedeutende Nebenrolle. Man vergleiche nun etwa die Trachinierinnen von Sophokles, der ja darin

Digitized by Google

ein ähnliches Problem wie Euripides in der Medea behandelt. Wie edel und mild, wie entfernt von aller haßvollen Eifersucht ist Deianeira! Wirklich ein Adel vornehmster Gesinnung!

Vergleicht man nun mit der Rachegesinnung des Euripides jonische Dichter wie Archilochos und Hipponax, so ist es ganz überraschend, wie sie aus derselben leidenschaftlichen Glut heraus schaffen. Es ist die unauslöschliche Hassesglut. Dies Zusammentreffen kann nicht zufällig sein, und das um so weniger, als auch der andere jonische Zug, die Sentimentalität, das schlaffe Sichergehen in der Leidenschaft sich bei Euripides schon ganz bedenklich anmeldet, um immer ungesunder zu werden, was bereits Theokrit genugsam zeigen kann.

Den Abschied von Alkestis und Admetus gestaltet Euripides sentimental; bei Äschylus oder Sophokles ist derlei nicht zu finden; der vom Wahnsinn erwachte Herakles wird sentimental; Sophokles hätte seine Erschütterung anders gezeichnet; die meisten Klagelieder und Klageszenen sind sentimental: man fließt beinahe bis auf den letzten Rest in Weh und Ach dahin; dagegen verlieren die Personen bei den zwei andern Tragikern sich nie vollständig; den schlaffen passiven Schmerz der Medea, wie er im Anfang des Dramas geschildert wird, oder die Launen der liebessiechen Phädra und ähnliche Szenen hätte der wahre, gefühlstiefe Sophokles nie übers Herz gebracht. Dieses schlaffe Element ist spezifisch jonisch; man kann nicht einmal die äolischen Meliker dafür verantwortlich machen. Denn Alkaios und Sappho sind nichts weniger als sentimental. Mögen sie auch an der Entwicklung ins Hellenistische in etwa mitgewirkt haben, — der große, aber flache Strom, der die Stärke und ethische Kraft des mutterländischen Hellenentums allmählich ertränkte, ging von Jonien aus.

Aber er hatte nicht bloß die eine Quelle, die in den jonischen Dichtern aufgezeigt worden ist, sondern noch eine andere, die sophistische Bewegung. Daß sie im wesentlichen von Jonien ausging, ist klar. Die Hauptführer derselben, Protagoras aus Abdera, einer Pflanzstatt des jonischen Teos, Gorgias aus Leontini, das von Naxos aus gegründet worden, Prodikos aus Keos, tragen jonischen oder stark jonisierten Charakter. Ihr Wesen ist bekannt: Pflanzen mit breiten Blättern und grellfarbigen Blüten, aber die Stengel treibt das Wasser hin und her. Es fehlte diesen Leuten jeder feste Halt; denn sie wollten grundsätzlich von persönlicher Überzeugung nichts wissen, die doch der Kern alles echten Mannesweſens ist. Der Einfluß, den sie in Athen gewannen, war gleich anfangs bedeutend und wuchs immer mehr. Wie sehr Euripides' Dramen darunter leiden, ist bekannt. Selbst bei dem gesunden Sophokles haben sich einige sophistische Keime angesetzt. Und diese Flut wirkte nun weiter und umso verhängnisvoller, als sie die Jugend in ihre Wirbel zog. Denn gerade durch die Sophisten erhielt das bisherige Erziehungs- und Bildungssystem einen erschütternden Stoß. Die Sophistenschulen schossen aus dem Boden und sie waren es, die in der Hauptsache die eigentliche Geistesbildung der atheniſchen Jugend übernahmen. Die Dialoge Platons geben einige Proben von dem, was die Sophistik oft aus den talentiertesten Köpfen und Herzen machte. Zwar hatte sich der alte, ernste, ethische Geist nochmals in einer großartigen Erscheinung, in Sokrates, gesammelt, zwar wirkte er weiter in Platon und

Digitized by Google

verkörperte ſich am Ende der eigentlichen griechiſchen Geſchichte in der ehrfurchtgebietenden Geſtalt eines Demoſthenes, allein die Sophiſtik war durch äußeren Prunk und das prompte, praktiſche Organiſationstalent, womit ſie ihre Schulen errichtete und Schüler gewann, bald eine überwältigende Macht geworden. So wurde der beſte Teil des Volks des Sinnes für Wahrheit, Tüchtigkeit und Recht beraubt und der peloponneſiſche Krieg, der für den Sieg Athens ein Volk in feſtgewurzelter Stärke, Einheit, Selbſtzucht erfordert hätte, traf ein Volk, in dem die Wurzeln zu faulen begannen, das den Halt im eigenen Ich immer mehr und mehr verlor und daher jedem glänzenden Wahngebilde nachjagte; ein Volk, das der völlig entbundene Egoismus in hundert und in tauſend Intereſſenmonaden auseinanderfallen ließ. So kam die vorläufige Vernichtung Athens, das Vorſpiel für die Vernichtung Griechenlands. Hätte Athen geſiegt, ſo wäre Griechenland vorausſichtlich geeinigt, dann eine förmliche Großmacht geworden, es hätte ſich für den Moment rüſten können, wo es mit der anderen Großmacht zuſammenprallen mußte, und es wäre fraglich geweſen, ob es Rom unterlegen wäre. An Intelligenz, nicht bloß an wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher, ſondern auch an praktiſcher, organiſatoriſcher, militäriſcher, diplomatiſcher, hat es den Hellenen nie gefehlt. Wer nur ein Jahrhundert ihrer Geſchichte kennt, weiß für die folgenden, daß dies Volk nie durch Mangel an Intelligenz, ſondern nur durch Charaktermängel zugrunde gehen kann. Dieſe ausgenutzt, vermehrt, ſozuſagen ſyſtematiſch organiſiert zu haben, iſt die Schuld des Joniertums und dieſes trifft damit die Schuld am Untergange Griechenlands. Das haltloſe, verworrene Getriebe in Athen während des peloponneſiſchen Krieges — eine Frucht joniſcher Einwirkung — iſt nur ein Vorſpiel jener ungeheuren Indolenz mit ihren chroniſchen Zuckungen geweſen, wie ſie in der Philippiſchen Zeit einem dumpfen Banne gleich auf Hellas laſtete. Wäre Athen geſund geweſen an Geiſt und Willen, hätte es das Ideal ſeiner Propheten nicht aus dem Auge verloren, wäre es dem angeborenen ſtarken, wahren Charakter des mutterländiſchen Hellenentums getreu geblieben, dann mußte es ſiegen; denn das Mehr an Intelligenz war nicht auf Seite Spartas. So trifft denn Jonien die Schuld an der erſchütternden Kataſtrophe von Chäronea. Eine Erkenntnis, aus der die Völker lernen können.

Digitized by Google

Franz Rákóczy II.

Von Dr. Sigismund Freiherrn v. Bischoffshausen.

„Wir sehnen uns nach dem Kriege. Was er uns nützen wird, weiß Gott. Wir aber hoffen und hoffen, solange wir nicht sterben . . . . . Unser armer Herr schreibt vollauf nach allen Seiten."

Mikes aus Rodosto im September 1733.

Gegebene Verhältnisse hatten die Ungarn und das Haus Habsburg auf einander hingewiesen, wenn nicht angewiesen. Hatte der nötige Kontakt mit der westlichen Kultur und die auch aus ihr sich erklärenden verwandtschaftlichen Beziehungen der Arpaden schon in den Anjous ein auswärtiges, aber selbständiges Herrscherhaus ins Land gebracht, hatten die Ungarn im Jahre 1439 angesichts der drohenden Türkengefahr anstatt des schon gewählten, noch zu jungen Habsburgers Ladislaus den Nachbarkönig Wladislaw auf den Thron erhoben, so sprachen nach dem Unglücke von Mohacs alle diese Gründe, besonders aber der letztere für die Nachfolge der Habsburger. Auch für diese und ihre Erblande war es von großer Bedeutung, in dem benachbarten Königreiche zur Herrschaft zu gelangen und die Sicherung dieser Vormauer gegen die Türken selbst zu übernehmen. Mehrfache Verwandtschaft mit den Jagellonen, die eigentümliche Verquickung des Wahlkönigtums mit der Erbfolge, dabei vollkommen klare, von den Ständen beschworene Verträge lassen das Nachfolgerecht Ferdinands I. als unzweifelhaft erscheinen. Bezeichnend für den Widerstreit zwischen hypernationalen Empfindungen und gesunden Erwägungen bleibt es aber, daß der Gegner Ferdinands, Johann Zapolya, sich auf den ungiltigen Reichstagsbeschluß von 1505 berufen konnte: nach dem Aussterben der Jagellonen dürfe nur ein geborener Ungar, kein Ausländer mehr gewählt werden, und daß die Anhänger Ferdinands seine Wahl mit dem Hinweis bestätigten, nur er habe die Macht, das Land gegen die Türken zu schützen, daß ferner beim Regierungsantritte der Habsburger nur drei Städte in ihren Händen, das ganze übrige Land aber im Besitze der „nationalen" Partei war.

Die Habsburger übernahmen die Herrschaft in Ungarn unter Anerkennung der bestehenden Verfassung. Zwei Punkte derselben — die Geltung Ungarns als Wahlreich trotz Festhaltens an einer Dynastie und das Recht der Stände auf Insurrektion — waren geeignet, Stürme über das Land zu bringen. Die eben vollzogene Personalunion mit anderen Ländern führte unwillkürlich zu einer Realunion auf den Gebieten, wo der Herrscher aus eigener Machtvollkommenheit entscheiden konnte oder entscheiden zu können

Digitized by Google

glaubte. Sofort ergaben sich aber Reibungsflächen, welche bei Verfassungsbestimmungen wie die erwähnte gefährlich wurden, da es nicht bei dem blieb, was sich als unvermeidliche Folge der Gemeinsamkeit desselben Herrschers für Ungarn und andere Länder ergab. Nichtungarische Räte gewannen Einfluß in ungarischen Angelegenheiten, Ämter und Befehlshaberstellen wurden an Ausländer vergeben, die Palatinswürde war zeitweise außer Gebrauch, Steuern wurden ohne Reichstagsbeschluß aufgelegt. Offenbare Verstöße gegen die ungarische Verfassung geschahen. Den Fürsten und ihren Räten fehlte in der Zeit des werdenden Absolutismus das Verständnis für die verbrieften Rechte des Landes, es wurde mit Berufung auf die „absolute Gewalt" des Königs verordnet.

Sie ableugnen zu wollen, wäre nur eine Fortsetzung dieser Fehler. Die Verfassung mit ihren Rechten und Freiheiten war anerkannt worden, sie hätte also auch beobachtet werden sollen. Es kann uns heute nur als unverständlich erscheinen, warum im Wiener Frieden von 1608, dann im Linzer von 1645 und bei so vielen andern Gelegenheiten die Rechte der ungarischen Stände gewährleistet und die Abstellung der Beschwerden zugesagt, dann aber nur wenig davon ausgeführt wurde. Kein Wunder, daß die Ungarn an Versprechungen nicht mehr glaubten, auch als sie ernst gemeint waren. Der öfters vorgebrachte Grund, Ungarn sei ein von den Türken wiedereobertes Land und nach dem Rechte der Eroberung könne über dasselbe frei verfügt werden, kann von Seite des eigenen Königs, der darin die Gefühle der Nation teilen muß, doch nicht ernstlich geltend gemacht werden. Ebensowenig hatte die Erklärung, die Verfassung sei durch Aufstände verwirkt, angesichts ihres Wortlautes einen praktischen Wert, umsoweniger, als diesem Standpunkte infolge äußerer Schwäche, deren Augenblicke die Ungarn so gut zu benützen verstanden, wie aus Nachgiebigkeit immer wieder vergeben wurde.

Gewiß begingen auch die Ungarn ebenso große Fehler durch übertriebenene, ja unerfüllbare Forderungen und schon durch den bewaffneten Widerstand allein, der trotz der Goldenen Bulle Andreas II. bei einiger Besonnenheit kaum je als ein Recht in Anwendung kommen konnte. Gestützt auf diese Bestimmung betrachteten sich die überreizten Geister jedoch als Vorkämpfer einer heiligen Sache und empfanden es als gewisses Unrecht, wenn sie als Rebellen behandelt wurden. In diesem Wahne eines berechtigten Kampfes wurden mit den Türken und Franzosen und anderen Feinden des Königs hochverräterische Verbindungen angeknüpft, ja der Feind ins Land gerufen. Einen mächtigen Gärstoff lieferte dabei in der Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges der Protestantismus, der mit seinen Sitzen in Oberungarn und Siebenbürgen vielfach als der Hauptträger der Unruhen erscheint, während die katholischen Landesteile und Geschlechter den Habsburgern vielfach treu blieben. Ehrgeizige und selbstsüchtige Männer, welche die Hand nach dem Fürstenhut von Siebenbürgen oder selbst nach der Stephanskrone ausstreckten, schrieben die Sache der Freiheit, der politischen und der religiösen, auf ihre Fahne und sahen dann Bessergesinnte und das leicht bewegliche Volk ihr immer wieder folgen, wenn sie dieselbe zum Kampfe gegen die Deutschen und Österreicher entfalteten.

Digitized by Google

Aus allem dem ergaben sich die Wirren und Aufstände, welche sich an die Namen Zapolya, Bocskay, Bethlen, Rákóczy und endlich Zrinyi, Frangipani und Tököly knüpfen und welche 160 Jahre ungarischer Geschichte nach Mohács nahezu ausfüllen. Die von den Habsburgern übernommene Aufgabe, Ungarn gegen die Türken zu schirmen und wiederzuerobern, wurde dabei eben durch Ungarn in dem Maße vereitelt, daß der größere Teil des Landes während dieser Zeit türkische Provinz war.

Erst nach der Niederlage der Türken vor Wien und dem hiemit gebrochenen Tökölyschen Aufstand, mit der Wiedereinnahme der alten ungarischen Hauptstadt und dem Wiedervergeltungssiege, der am 12. August 1687 die türkische Macht auf demselben Felde von Mohács niederwarf, änderte sich die Lage. Am Tage nach dieser Schlacht beschied Kaiser Leopold die ungarischen Magnaten, mit denen er die Bedingungen der Pazifikation Ungarns vereinbart hatte, zu sich und übergab ihnen das heilige Kleinod des Landes, die St. Stephanskrone, die er in der ärgsten Türkengefahr als sein eigener Kronhüter im Schlafgemache verwahrt hatte. Er empfing von ihnen die Versicherung, daß sie als Erbkrone auf das Haupt seines Sohnes Josef gesetzt werden solle. Bald, im Oktober, folgte der denkwürdige Preßburger Reichstag, auf dem die ungarischen Stände durch Festsetzung der erblichen Sukzession des Hauses Habsburg und Verzicht auf das Recht der Insurrektion die beiden ihnen teuersten, aber bedenklichsten staatsrechtlichen Waffen zu den Füßen der Dynastie niederlegten. Dagegen gelobten Leopold und in seinem Krönungseide der neunjährige Josef die Einhaltung der ungarischen Verfassung.

Mit froher Hoffnung mußten damals alle in die Zukunft blicken: der Türke war besiegt, König und Nation hatten sich wiedergefunden! Schauen wir aber heute zurück, so ist manches ganz anders gekommen. Schon im zweiten Jahrzehnt nach dem Preßburger Reichstag sehen wir die Fahnen des Hochverrates und der Empörung in Ungarn und Siebenbürgen wieder wehen und in gerader Umkehr seiner Beschlüsse zur Absetzung der Habsburger und zum Aufstande schreiten.

Dieser Aufstand, der sich an den Namen des jüngeren Franz Rákóczy knüpft und im folgenden Jahrhundert in der Erhebung unter Kossuth ein Seitenstück findet, verlangt darum eine ganz andere Beurteilung als die früheren. Die Insurrektion der Jahre 1703—1711 ist dadurch umso denkwürdiger geworden, daß die jetzt in Ungarn herrschende Partei Rákóczy und seine Taten vor kurzem zum Gegenstande einer Nationalfeier gemacht hat.

Die Persönlichkeit Franz Rákóczys II. erklärt sich zunächst durch einen Blick auf seine Ahnenreihe. Dies ist gleichsam der Boden, dem er entsprossen ist. Schon Siegmund Rákóczy hatte sich als einer der ersten an der Erhebung Bocskays beteiligt und 1607 als dessen Nachfolger, allerdings nur für ein Jahr, den siebenbürgischen Fürstenstuhl bestiegen. Sein Sohn und sein Enkel sind die beiden Wahlfürsten Georg von Siebenbürgen. Georg I. war ein Kampfgenosse und Ratgeber Bethlen Gabors in der ersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges und wurde, als dessen Witwe Katharina von Brandenburg, welche in die katholische Kirche zurückgekehrt war, wegen ihrer österreichfreundlichen Richtung abdanken mußte, 1631 zum Fürsten gewählt. Von den unzufriedenen ungarischen Protestanten gerufen, nötigte er im

Digitized by Google

Bunde mit den Schweden und Franzosen mit Waffengewalt und durch einen Aufstand in Ungarn Kaiser Ferdinand III., im Linzer Frieden die politischen und religiösen Freiheiten der Ungarn anzuerkennen. Georg II. nahm an der Seite Karl X. Gustav von Schweden an dem Kampfe gegen Johann Kasimir von Polen teil, in der Hoffnung, die polnische Krone zu erlangen, nach der schon sein Vater getrachtet hatte, verlor jedoch bei diesen ehrgeizigen Plänen seine Armee und Thron und Leben.

Durch seine Witwe, die katholische Sophie Bathory, schien das Haus Rákóczy in eine andere Richtung gelenkt zu werden. Schon sein katholisches Bekenntnis, das er mit der Mutter teilte, genügte, daß Franz I., obwohl er noch zu Lebzeiten Georgs II. zum Nachfolger gewählt worden war, in Siebenbürgen niemals zur Herrschaft gelangte. Sophie gestattete die Besetzung der Rákóczyschen Schlösser durch kaiserliche Truppen und gewann so sehr die Gunst Leopolds I., daß dieser sich bei der Pforte um die Anerkennung Rákóczys als Fürsten von Siebenbürgen bewarb. Allein andere Einflüsse erwiesen sich als mächtiger als der der Mutter. Franz geriet in enge Verbindung mit den Führern der ungarischen Malkontenten, Wesselenyi und Zrinyi, und wurde durch seine Heirat mit des letzteren Tochter Helena an sie gekettet. Das Ziel war, für Zrinyi den ungarischen und für Rákóczy den siebenbürgischen Fürstenhut zu erringen. Während Franz die Kaiserlichen in Oberungarn mit Erfolg bekämpfte, wurde die Verschwörung verraten und Zrinyi und Frangipani hingerichtet. Nur auf die Fürbitte seiner Mutter wurde Franz gegen Zahlung von 40.000 Gulden und Aufnahme deutscher Besatzungen in seine Schlösser begnadigt. Er starb schon 1676.

Dieses Jahr ist zugleich das Geburtsjahr seines Sohnes Franz II., mit dem wir uns nun eingehender zu beschäftigen haben.

Franz II. wuchs unter einem ganz verschiedenen mütterlichen Einflusse wie sein Vater auf. Helena Zrinyi fühlte in sich das Blut ihres hingerichteten Vaters Peter Zrinyi und ihres mütterlichen Oheims Frangipani, den dasselbe Los getroffen hatte. Vorläufig machte sich noch der Einfluß der Großmutter Sophie Bathory geltend, welche dem Kaiser treu die Rákóczysche Festung Munkacs gegen Tököly verteidigte. Sophie hatte schon Niederlagen erlitten, als Tököly sie mit Friedensanträgen überraschte. Er verlangte die Hand der jungen Witwe Helena Zrinyi und versprach dafür, die Waffen niederzulegen. Von verschiedenen Seiten dazu bewogen, die Gelegenheit zur Beseitigung des Aufstandes zu ergreifen, willigte der Wiener Hof nach langem Zögern in diese Abmachung ein. Tököly, der sein Versprechen nicht ernst gemeint hatte, hielt sich jedoch nur einige Zeit ruhig, um im nächsten Jahre 1682 den Kampf mit Hilfe der Türken und erneuerter Kraft wiederzubeginnen. Der junge Rákóczy wurde nun auf den Streif- und Kriegszügen seines Stiefvaters in dessen Gefolge mitgeführt. Tököly war es bekanntlich, der 1683 die Türken vor Wien führte. Zwei Jahre später wurde er nach Entdeckung seiner Annäherungsversuche an den Kaiser von den Türken als ihr Gefangener weggeschleppt. Von da bis 1688 wußte Helena die Festung Munkacs gegen die Kaiserlichen mit soviel Erfolg zu verteidigen, daß der General Caraffa die Belagerung wiederholt aufgeben mußte. Endlich am 15. Januar gelang die Einnahme, worauf Helena mit ihren Kindern nach

Digitized by Google

Wien gebracht wurde. Diese heldenmütige Verteidigung hat Helena Zrinyi, die letzte ihres Stammes, zu einer Nationalheldin gemacht. 1691 gegen den von den Türken gefangenen General Heister ausgetauscht, teilte sie die Schicksale ihres zweiten Gatten, bis sie vor ihm im Jahre 1703 in Konstantinopel starb.

Kaiser Leopold übertrug dem Kardinal Kollonics die Ausübung der Vormundschaft über Franz Rákóczy. Der junge Magnat wurde den Jesuiten in Neuhaus und dann in Prag zur Erziehung übergeben. Durch die Heirat seiner einzigen, älteren Schwester Juliane mit dem kaiserlichen General Grafen Aspremont erhielt er allmählich größere Freiheit. Äußerlich wenigstens schien er auf alle Wünsche des Hofes einzugehen. Er vermied den Verkehr mit seinen Landsleuten, vertauschte die nationale Kleidung und Sprache mit der deutschen und wiederholte die Beteuerung: wenn er eine Rippe wüßte, die ihn zu den Ungarn zöge, würde er sie ausreißen und wegwerfen. So erzählt auch der ungarische Historiker und Jesuit Katona. Rákóczys Lobredner erweisen ihm einen zweifelhaften Dienst, wenn sie dies alles für wohlberechnete Verstellung auslegen. Er erhielt später die freie Verwaltung seiner Güter und die Erlaubnis zu einer längeren Reise ins Ausland, von wo er im Jahre 1699 die Landgräfin Karoline Amalie von Hessen-Warnfried als Gattin heimführte. Hatte er sich durch diesen selbständigen Schritt, den sein Vormund, der Kaiser, als vollendete Tatsache hinnehmen mußte und der wegen Gewinnung eines Anhanges im Reiche nicht gerne gesehen wurde, verdächtig gemacht, so folgte ihm das immer mehr begründete Mißtrauen des Hofes auf seine ungarischen Güter, wohin das Ehepaar sich nach Aufhebung der Vormundschaft begab, als neue Zerwürfnisse mit den Ungarn sich eingestellt hatten.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der ungarischen Verhältnisse seit dem Preßburger Reichstag. Das fortgesetzte Kriegsgetümmel war der Ausgestaltung des politischen Friedenswerkes von 1687 alles eher als günstig gewesen. Dabei erhoben die Ungarn ungerechte Vorwürfe gegen das Reformprojekt, das wenigstens auf dem Papiere zustandekam, und seinen Urheber, Kardinal Kollonics, der ihnen die Absichten des Hofes zu sehr zu fördern schien. Der unparteiische Beurteiler muß das Vernünftige seines Entwurfes, welcher vor allem in staatswirtschaftlicher Beziehung dem arg vernachlässigten Ungarn Abhilfe bringen wollte, nur anerkennen; so seine Vorschläge für eine bessere Verteilung der Steuern, zu denen nicht nur die Grundhörigen, sondern auch der Adel und die Geistlichkeit herangezogen werden sollten. Die Wahl der Einnehmer wollte auch er den Komitaten und Städten überlassen. Der Rückgang der militärischen Erfolge gegen die Türken, welche den Ungarn imponiert hatten, zwischen 1693 und 1696 ermunterte die immer noch vorhandene Unzufriedenheit. Der Stein kam ins Rollen, als 1696 dreizehn Gespanschaften Oberungarns das Verlangen stellten, durch Delegierte ihre Beschwerden vorlegen zu dürfen. Der dazwischenfallende große Sieg von Zenta hinderte nicht, daß die angekündigte Deputation im September 1698 mit wenig nachgiebigen Absichten in Wien erschien. Umsonst suchte die Reformpartei und an ihrer Spitze Kollonics die Delegierten zu der an sich gewiß wünschenswerten Besteuerung auch der Magnaten zu bestimmen; mit Recht erwiderten sie, daß diese nach der Verfassung bisher nur frei-

Digitized by Google

willige Subsidien beigetragen hätten und auch dies sowie die Steuern nur auf einem Reichstage bewilligt werden dürfe. Als die Opposition den Erfolg erzielte, daß Erzbischof Széchényi von Kalocsa einen Aufschub erreichte und in einer Audienz beim Kaiser sogar williges Gehör fand, hatte sie umsomehr den Mut, alle Vorschläge der Regierung abzulehnen. Die Regnikolardeputation wurde am 7. Oktober aufgelöst und gegen die Bestimmungen der Goldenen Bulle die Edelleute, welche als Einnehmer der Kontribution bestallt waren, ohne Verhör und Überweisung eines Vergehens als Geiseln in Gewahrsam genommen. Weiter wurde in Außerachtlassung der Verfassung und in Wiederholung des gleichen Vorganges von 1693 und 1696, nur mit Erhöhung der Steuersumme, eine Steuer von 4 Millionen ausgeschrieben und zum Teile auch den Magnaten und Edelleuten auferlegt. Die Folge war, daß selbst der Palatin Fürst Paul Eszterházy, der bisher der Reformpartei angehörte, durch eine scharfe Repräsentation gegen das Oktroi, das in der „Gefangenhaltung freier Edelleute" gipfelte, zur Opposition überging.

In falschem Vertrauen auf das trügerische Glück der Waffen, in Verkennung der Bauernunruhen, die ohnehin in Oberungarn und gerade auf Rákóczyschen Gütern ausgebrochen waren, hatte sich die Regierung neuerdings in bedenklicher Weise den Ungarn gegenüber ins Unrecht gesetzt. Es war ohnehin unter den obwaltenden Verhältnissen für die Regierung schwierig genug und teilweise unmöglich, in Übereinstimmung mit den ungarischen Gesetzen sogleich eine ungarische Finanzverwaltung, ungarische Gerichte und eine ungarische Militärverwaltung einzurichten. Daß sie Ungarn vielfach keine Befehlshaberstellen anvertraute, daß sie die „fremden" Soldaten nicht zurückrief, war mit Rücksicht auf den kaum beendeten Türkenkrieg und die noch herrschende Gärung begreiflich. Ebenso war es unvermeidlich, daß es bei Rückgabe der Güter an ihre früheren Besitzer nach Abzug der Türken zu Schwierigkeiten und Unzufriedenheit kam. Warum mußte die Regierung aber noch zu alledem die ungarische Eitelkeit verletzen, indem sie bei Abschluß des Karlowitzer Friedens trotz verbriefter Zusagen keinen Ungarn beizog und Ungarns gar nicht erwähnte, warum mußte sie einige jüngst zurückeroberte Komitate unter einem eigenen fremden Statthalter vereinigen, was ihrer Losreißung von Ungarn gleichsah? Und aus allen diesen Beschwerden ragte die eine hervor, daß der Reichstag nicht, wie es 1687 versprochen, alle drei Jahre, sondern gar nicht einberufen und dennoch geradezu drückende Steuern in einer der Verfassung nicht entsprechenden Verteilung auferlegt wurden.

Gewiß rechtfertigte dies alles nicht, daß die Ungarn wieder zu dem äußersten Mittel der Insurrektion griffen, auf das sie in Preßburg verzichtet hatten, und noch weniger, daß sie wieder hochverräterische Pläne mit dem auswärtigen Feinde zu spinnen begannen.

Durch seine Herkunft, den Bauernaufstand auf seinen Gütern, durch freie Reden über das Vorgehen des Hofes hatte sich Franz Rákóczy immer verdächtiger gemacht. Wir können nicht feststellen, ob er, wie behauptet wird, schon in Wien den Einflüsterungen des französischen Gesandten ausgesetzt war. Wahrscheinlicher ist es, daß Graf Nikolaus Bercsényi, der von da an wie sein böser Geist erscheint, ihn zum Eingreifen bestimmte.

Digitized by Google

Der blutige Sieg Eugens von Savoyen bei Zenta hatte die Macht der Türken gebrochen, von dieser Seite hatten die ungarischen Unzufriedenen von nun an keine Hilfe zu erwarten. Dafür hatte an der Schwelle des Jahrhunderts das gewaltige Ringen zwischen Habsburg und Bourbon von neuem begonnen, diesmal um den Besitz der spanischen Herrschaft. Auf Frankreich richtete darum der 24jährige Rákóczy seine Blicke. Am 1. September 1700 schrieb er seine erste Bitt- und Denkschrift an König Ludwig XIV. Er trat als Vorkämpfer seiner unterdrückten Nation auf, die auf ihn ihr Vertrauen setze. Die vom französischen Hofe verlangte Vollmacht der ungarischen Parteiführer vermochte er jedoch nicht beizubringen. Der Bote, den Rákóczy mit den Depeschen nach Versailles sandte, verriet ihn alsbald an den Wiener Hof. — Ludwig XIV. hatte Rákóczys Großvater, Zrinyi, unterstützt und nach dessen Hinrichtung dem Kaiser seine Befriedigung ausgesprochen „über die gerechte Strafe, welche so abscheuliche Verbrechen ereilte". Ebenso versprach er nun dem Enkel reichliche Geldhilfe und beteuerte nach der Entdeckung der Umtriebe „die Abneigung, die er jederzeit beweisen werde, die Rebellion von Untertanen gegen die rechtmäßige Autorität ihres Souveräns zu unterstützen". Rákóczy wurde am 15. April 1701 auf seiner Burg in Saros verhaftet und nach Wiener-Neustadt gebracht. Sein erstes Auftreten war somit von kurzer Dauer, es war, ebenso wie sein späteres, das eines Hochverräters an dem von der Nation anerkannten Könige und zugleich einer Marionette des französischen Herrschers.

Aus Gewissensbedenken, weil er den jungen Magnaten mehr für verraten als für einen Verräter hielt, hatte Leopold I. dessen Kopf geschont. Diese Nachsicht wurde durch die langjährigen Unruhen belohnt, die Leopold noch seinem Sohne zur Entwirrung hinterließ. Bevor Franz Rákóczy zu lebenslänglicher Haft nach Rottenburg in Tirol abgeführt werden sollte, saß er in dem noch heute nach ihm benannten Turme des Wiener-Neustädter Schlosses, der jetzigen Militärakademie. Die Aufsicht wurde jedoch so nachlässig gehandhabt, daß er schon anfangs November durch Bestechung seiner Hüter aus der Haft entkam.

Er wandte sich nach Polen. „Dort erleichterten", wie er später an Ludwig XIV. schrieb, „die Wohltaten des Königs (er erhielt zunächst 25.000 Livres) das Unglück seines Exils." „Die Dankbarkeit dafür sowie die Seufzer der ungarischen Nation bewogen ihn jedoch, den Krieg zu beginnen, ohne Waffen, ohne Truppen, ohne Geld." Wir hören nicht, daß die „bedrückte" Nation ihn gerufen hätte. Vorläufig gab es in Ungarn nur Kuruzzenaufstände, Unruhen von Bauern unter eigenen Häuptlingen und auch von Räuberbanden, wie die traurige wirtschaftliche Lage es mit sich brachte. Wie wenig dies mit staatsrechtlichen Beschwerden zu tun hatte, geht schon daraus hervor, daß der herkömmliche Träger derselben, der Adel, in Bekämpfung der Haufen gemeinsame Sache mit der Regierung machte. Gerade der Sieg, den derselbe Graf Alexander Károlyi, der nach wenigen Monaten auf Rákóczys Seite trat, am 7. Juni 1703 bei Dolha davontrug, wobei er nach eigenem Berichte „Rákóczysche Fahnen erbeutete," schien der Bewegung ein Ende zu machen. Rákóczy hatte begreiflicherweise gezögert, sich an die Spitze solcher Leute zu stellen. Allein sein Entschluß, der Retter

Digitized by Google

Ungarns gegen die Österreicher zu werden, stand einmal fest und mit ähnlicher Hartnäckigkeit wie sein Großvater, der wahnwitzige Feldzüge nicht aufgab, bis er von Armeen den letzten Mann verloren, begann er „unter den Auspizien eines großen Königs“ (Rákóczy an Ludwig XIV.) auch „ohne Truppen“ den Bürgerkrieg.

Am 16. Juni 1703 erschien er, nachdem er sich im Mai mit einigen Bauernführern verständigt hatte, auf ungarischem Boden. Hiemit änderte sich die Lage für den Adel. Hatte dieser bisher im Interesse seines Eigentums die Kuruzzen bekämpft, so mußte er nun, damit die Bewegung sich nicht gegen ihn kehre, entweder an den „Kuruzzenfürsten“ sich anschließen oder auf seine Güter sich zurückziehen. Hier wurde er von Rákóczy aufgesucht und ebenso wie deutsche Besatzungen zur Übergabe und zum Anschlusse gezwungen. Die Flucht und Auswanderung der Adeligen suchte der neue Führer durch das Verbot, sie ohne Geleitsbrief über die Grenze zu lassen, zu verhindern. Eine Stadt nach der andern fiel in seine Hände; einige wie Eperies und Unghvar hielten auch Monate hindurch stand. Auf diese Weise verstärkten sich Rákóczys Scharen, so daß er schon am 26. September 1703 nach Frankreich melden konnte, er habe alle Lande bis an die Donau in sein Interesse gezogen. Inzwischen gingen seine Boten auch weiter ins Ausland: an die polnischen Magnaten, an den Schwedenkönig, nach Berlin um Hilfe für die „gute Sache.“ Am 1. Jänner 1704 erschien sein in der Sprache Ciceros verfaßtes Manifest: »Recrudescunt Hungariae vulnera«: „Die alten Wunden der edlen ungarischen Nation brechen wieder auf“, „die verletzte ungarische Landesfreiheit verlangt die Anwendung des Eisens gegen die unselige Herrschaft des österreichischen Hauses.“ Einige Wochen später erließ er ein Religionsedikt, das die oberungarischen Protestanten, die eigentliche Stütze seiner Bewegung, für ihn begeistern sollte. Eine ähnliche Zusicherung der Religionsfreiheit, Versprechen der Amnestie und Nachlässe der drückenden Steuern kamen von Seite des Kaisers, aber leider zu spät. In einem Manifest vom 20. Juli suchte Rákóczy diese Versprechungen durch eigene zu überbieten.

Die Beschaffenheit seiner Truppen macht es erklärlich, daß der Insurgentenführer schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Kaiserlichen an die polnische Grenze gedrängt wurde, aber trotz dieser und anderer Schlappen machte er, da Ungarn infolge des Erbfolgekrieges von Truppen vielfach entblößt war, die vorhandenen mangelhaft ausgerüstet wurden und manche zum Feinde übergingen, immer wieder Fortschritte. Einige polnische Kompagnien waren die ersten regulären Truppen in den anwachsenden Haufen, später kamen Franzosen, namentlich Offiziere dazu, an Deutschen fehlte es auch nicht. Noch im Jahre 1705 berichtet der Vertreter Ludwigs XIV. im Lager Rákóczys, daß von der Gesamtzahl seiner Leute von 48.000 Mann nur auf 1400 Mann Kavallerie und 5380 Mann Infanterie zu rechnen sei. Die übrigen seien „nur geeignet, der Armee das Brot wegzuessen und Unordnung zu machen“. Es waren ungarische Bauern in ihrer bekannten fliegenden Tracht mit Sensen und ähnlichen Waffen ausgerüstet, darunter geradezu Räuberbanden. „Der Gedanke, daß bei regelmäßiger Zahlung von 30.000 Livres monatlich von Seiten Ludwigs XIV.“, so urteilt Klopp, „diese Armee zu sechs Siebenteln aus undisziplinierten

Digitized by Google

Haufen bestand, läßt das furchtbare Wesen der Freiheit erkennen, die Rákóczy über sein Vaterland gebracht hatte". Wenig anders stand es, als die Insurgenten nach Rákóczys Angaben auf 75.000 Mann anwuchsen und die Subsidien 50.000 Livres betrugen. Nichtsdestoweniger bildeten diese Scharen eine ernste Gefahr. Von Westen waren die Franzosen und der Kurfürst von Bayern im Anrücken, der letztere streifte schon bis Linz und traf augenscheinlich Vorkehrungen, um Wien zu bedrohen. Von Osten aber drangen die Haufen Rákóczys ebenfalls bis vor die Tore der Hauptstadt. In ihrer nächsten Nähe sahen die erschreckten Wiener Ortschaften in Flammen aufgehen. Unter anderem veranstalteten die Rebellen unter Károlyi am Geburtstage Leopolds, am 9. Juni, ein solches „Freudenfeuer" in der Gegend von Schwechat; auf persönliche Kränkung des Monarchen war es offenbar abgesehen, als sie in der kaiserlichen Menagerie die Tiger und Leoparden töteten. Die Bewohner der südlichen Vororte waren schon einmal mit Hab und Gut in die Stadt geflohen, bis die Hauptstadt mit Aufgebot aller Bewohner zwischen 18 und 60 Jahren ohne jeden Unterschied des Standes und Geschlechts rings mit einem Walle umgeben wurde, der für diesen Feind genügte. Als Mautschranke, die „Linien", blieb er bis in die neueste Zeit erhalten. Endlich war Feldmarschall Heister mit einem Korps von 7000 Mann gegen die Insurgenten aufgebrochen. Er brachte ihnen, während Forgacs mit seinen 18.000 Mann auf Sieg gehofft hatte, am 13. Juni 1704 bei Gyarmat eine Niederlage bei. 3000 Kuruzzen bedeckten das Schlachtfeld und der größte Teil löste sich in wilder Flucht auf. „Meine ganze Armee", so schreibt Rákóczy noch im August, „besteht nur aus 5000 Mann und man kann es nur der Gnade Gottes beimessen, daß die Deutschen die Frucht ihres Sieges nicht weiter verfolgt haben, wo es nur an ihnen lag, das ganze Land wieder zu nehmen". Daß dies nicht geschah, hatte er dem Umstande zu verdanken, daß die Kaiserlichen die Schwäche des Gegners nicht ahnten und durch das Landvolk darüber absichtlich getäuscht wurden. Auch die umherstreifenden Banden mochten auf eine überlegene Zahl schließen lassen. „Wir hielten Heister zum besten", belustigt sich der Insurgentenführer, „denn wenn er uns in Niederungarn aufsuchte, verwüsteten wir Mähren, und wenn er dahin eilte, plünderten wir Steiermark und einen Teil Niederösterreichs."

Die drohende Gefahr hatte Leopold I. umsomehr zu Unterhandlungen mit den aufständischen Ungarn bestimmt; sie wurden nach seinem Tode von Josef I., den die ungarische Patriotenpartei, an ihrer Spitze der Palatin Eszterházy, mit Jubel und freudigen Hoffnungen begrüßte, durch großmütige Anerbietungen von Amnestie neuerdings aufgenommen. Als Bevollmächtigter des Hofes erschien vor allem Erzbischof Széchényi von Kalocsa im Lager der Rebellen. Nur ungern hatte der Hof die ihm aufgenötigte Vermittlung der mit ihm verbündeten Seemächte angenommen. Die Haltung des Vertreters Hollands und noch mehr des englischen Gesandten Stepney war jedoch nicht ganz aufrichtig, da sie die Ungarn schonen wollten, in der Meinung, die Interessen des ungarischen Protestantismus wahren zu müssen. Auch dies hinderte den Kaiser, den dringenden Rat Eugens von Savoyen, der zu energischer Bekämpfung des Aufstandes riet, zu befolgen, was von Seiten seiner in diesem Punkte zweifelhaften Bundesgenossen gewiß nicht

Digitized by Google

geschehen wäre, wenn sie geahnt hätten, in welchem Grade Rákóczy im Dienste Frankreichs stand und daß sie damit nur die Geschäfte dieses gemeinsamen Feindes besorgten. Nichts konnte Rákóczy erwünschter sein, der an seiner Absicht, der Vernichtung der habsburgischen Herrschaft in Ungarn, festhielt und nur zum Scheine Verhandlungen führte.

Die von ihm gestellten Bedingungen und seine ganze Haltung durch diese Jahre zeigen, daß er nur Zeit zu neuer Rüstung gewinnen oder die Niederlage des Kaisers in dem großen Kriege abwarten wollte. Unerfüllbar war seine Bedingung, daß die Ungarn vor allem als unabhängige, kriegführende Macht anerkannt werden müßten; der zwischen ihnen und dem Kaiser abzuschließende Vertrag sollte gar von England, Holland, Schweden, Preußen und Polen bekräftigt werden! Ferner verlangte er die Aufhebung der Preßburger Beschlüsse von 1687; die übrigen Forderungen lassen sich mit Krones dahin zusammenfassen: ein selbständiges Ungarn mit einem habsburgischen Titularkönig. Während Rákóczy in einem Schreiben vom 8. Juli 1705 an Josef I. von Beteuerungen seiner reinen Absichten überfließt, schreibt er an demselben Tage an Ludwig XIV., daß der Friede nur gegen seinen Willen zustande kommen würde, und bekennt drei Wochen später an Vetes, daß er nur den Sieg seiner Waffen abwarte, um den Frieden zurückzuweisen und zur Wahl eines ungarischen Königs zu schreiten.

Selbst der nötigen Hilfsmittel entblößt, hoffte er sie stets von außen zu erhalten und sah sehnlichst einer Vernichtung der Habsburger durch ihre auswärtigen Feinde entgegen. Allein die wuchtigen Siege Eugens und Marlboroughs, von dem bei Höchstädt angefangen, ließen die letztere Hoffnung immer mehr zu schanden werden und was die erstere anging, nützten die fremden Bundesgenossen, vor allem Frankreich, die ungarische Insurrektion nur für ihren Zweck der Schwächung des Kaisers aus, ohne an die Erfüllung von Rákóczys Plänen zu denken. Rákóczy, welcher das eine wie das andere wohl wußte, war nicht der Mann, einen ehrgeizigen Plan deshalb fallen zu lassen. Umsonst schrieb ihm sein scharfblickender Agent Ladislaus Kökenyesdi von Vetes, wie sonst oft, im Mai 1706 aus Brüssel: „Lassen Euer Durchlaucht die Franzosen in Frieden und versöhnen Sie sich mit dem Wiener Hofe; ich halte es für ratsamer, den Versprechungen und Anträgen dieses Hofes Glauben zu schenken, als sicheres Verderben über das Vaterland zu bringen."

Inzwischen war es dem Insurgentenführer gelungen, seine persönliche Stellung den Aufständischen wie dem Auslande gegenüber zu befestigen. Er berief die Stände Siebenbürgens zu einem Landtage nach Weißenburg und wurde von ihnen, das heißt von den Erschienenen, am 6. Juli 1704 zum Fürsten gewählt. Da die siebenbürgischen Stände im Jahre 1690 die Herrschaft der Habsburger anerkannt hatten, waren die Beschlüsse dieses Landtages ebenso unrechtmäßig wie er selbst. Die Mehrzahl der Berechtigten war nicht gekommen; so fehlten hauptsächlich die Magnaten und die sächsischen Städte. Der Kern der Siebenbürger Sachsen stand ebenso wie die Serben, Slowaken und Ruthenen der Sache Rákóczys wenig freundlich gegenüber. Der sogenannte Landtag hatte die Wahl Rákóczys zum Fürsten eben voll-

Digitized by Google

ziehen können, als er beim Herannahen des kaiserlichen Feldmarschalls Rabutin auseinanderfliehen mußte.

Am 1. September 1705 sehen wir Rákóczy auf dem Höhepunkte seines Glückes. Rings vom Heere der Freiheit umgeben, versammelten sich seine Anhänger im Feldlager zu Szécsény, erklärten sich als „Konföderation der ungarischen Stände" und leisteten Franz Rákóczy, „dem fürstlichen Anführer des verbündeten Magyarentums," den Treuschwur. Der Eid, den Rákóczy selbst leistete, ist eine Kriegserklärung gegen das regierende Haus. Und zur selben Zeit wurden die Friedensunterhandlungen mit dem Hofe äußerlich aufrechterhalten! Die Konföderierten hatten ihn tatsächlich mit souveräner Gewalt bekleidet. Von nun an führte er den Titel: Franciscus II. Rákóczy, Dei gratia Transilvaniae princeps electus, partis regni Hungariae dominus ꝛc. Seit der Weißenburger Wahl hatte er sich mit einem Hofhalte umgeben. Im Jänner 1706 tagte ein Landtag der Konföderation in Miskolcz, bei dem ein schwedischer, brandenburgischer und französischer Gesandter anwesend waren. Frankreich verlangte jedoch seine Inthronisation in Siebenbürgen, bevor es ein formelles Bündnis mit dem „Fürsten" eingehen wollte. Es drängte Rákóczy umsomehr, dahin zu eilen, als die dem Kaiser treuen Stände seine Wahl am 2. August auf einem rechtmäßigen Landtage in Hermannstadt für ungiltig erklärt hatten und Rabutin wieder zu ihrem Schutze heranzog. Am 11. November 1705 trafen die Heere bei Zsibo zusammen und binnen einer Stunde hatte Rákóczy eine seiner schwersten Niederlagen erlitten. Die Huldigung des ihm anhängenden Teiles des siebenbürgischen Adels erfolgte erst am 1. April 1707 in Maros-Vasarhely. Der „Fürst" schied von hier in sehr trüber Stimmung, da die Adeligen durch den Beschluß, ihre Grundholden dürften nur mit ihrer Einwilligung an dem Kampfe in Ungarn teilnehmen, einen schlechten Beweis ihrer Anhänglichkeit gegeben hatten.

Eine andere, noch schwerere Bedingung hatte Rákóczy Frankreich gegenüber zu erfüllen: die förmliche Absetzungserklärung des Hauses Habsburg. Dafür hatten er und Graf Bercsényi dem Gesandten Ludwigs XIV. ihr Wort verpfändet, sie war von seinem „Senate", dem einen der ihm beigegebenen Ratskörper, anfangs Januar 1707 in Rosenau schon beschlossen worden. Strenges Geheimnis wurde aber bewahrt, da die Zustimmung der übrigen Anhänger keineswegs so leicht zu erreichen war. Was Rákóczy in seinen eigenen Aufzeichnungen als zufälliges Ergebnis aufflammender Parteileidenschaft hinstellt, erscheint nach den neueren Forschungen immer mehr als ein von langer Hand vorbereiteter Gewaltstreich, um den Widerstand der Zaghaften zu brechen. Der blutige, sogenannte Landtag von Ónod und der 31. Mai 1607 bilden die dunkelsten Flecken in dieser Geschichte. Von den beiden Vertretern des Turoczer Komitats, das sich über die Bedrückungen durch das Insurgentenheer beklagte und ein Rundschreiben an andere Gespanschaften erlassen hatte, wurde der eine in der Versammlung niedergehauen, der andere verwundet und nach Martern hingerichtet. Gegen 20 andere Edelleute wurden in Ketten gelegt und das Komitat zum abschreckenden Beispiele aufgelöst. Unter dem Schrecken, den dieses Exempel einflößte, und von den Scharen Rákóczys in der Stärke von 10.000 Mann

Digitized by Google

umgeben, sprach die Versammlung — es waren 30 Komitate vertreten — die Thronentsetzung des österreichischen Hauses aus. Es war der Höhepunkt der Bewegung, dem nur ein um so rascherer Verfall folgen konnte. Wie 142 Jahre später, wurde die Wahl des Königs dem nächsten Reichstage überlassen und damit das Unwahre der Situation nur schlecht verhüllt. Die fremden Kandidaten für die ungarische Krone, der Kurfürst von Bayern und der Kronprinz von Preußen, wollten davon nicht viel wissen und, wie Vetes berichtet, wagte Rákóczy seine eigene Kandidatur nicht aufzustellen, weil er des Erfolges zu unsicher war. Frankreich hatte Rákóczy durch diese Absage an den Kaiser nur noch mehr an sich gekettet, tat aber ebenso wenig wie früher.

Franz Rákóczy ging auf der abschüssigen Bahn weiter und konnte dabei die Entschuldigung nicht beanspruchen, daß er nicht gewarnt worden wäre. Sogleich nachdem Vetes von den Rosenauer Beschlüssen Kenntnis erhalten, erhob er seine Stimme, um von dem entscheidenden Schritte abzumahnen. „Ich bitte Euer Durchlaucht um Gottes willen", schrieb er am 17. März 1707, „lassen Sie sich nicht durch die französischen Praktiken täuschen; denn wenn Euer Durchlaucht alles getan haben werden, was der König (Ludwig XIV.) sub vanae gloriae praetextu vom Vaterlande und Euer Durchlaucht fordert, wird er nachher sich nicht viel um das Anbringen Euer Durchlaucht kümmern und Ihre gerechten Forderungen zu umgehen wissen." In offener, nachdrücklicher Sprache machte Vetes zugleich darauf aufmerksam, daß die Kriegslage so ungünstig sei, daß die Friedensbedingungen eher Frankreich vom Feinde vorgeschrieben werden dürften als umgekehrt. Ludwig XIV. sei gar nicht in der Lage, „die Ungarn von der Herrschaft des Wiener Hofes zu befreien oder ihre alten Freiheiten wieder herzustellen". Auch die eigenen Mittel Ungarns und Rákóczys seien ungenügend, um eine bescheidene Reform des ungarischen Staatswesens vorzunehmen, geschweige denn, um die Unabhängigkeit Ungarns zu erkämpfen. Unter diesen Umständen sei es „nicht rätlich, zu diesem Äußersten zu schreiten, selbst wenn es klar wäre, daß der König das Bündnis eingehen wolle". Nun sehe man aber, daß Ludwig XIV. dies gar nicht beabsichtige. „Gebe Gott, daß ich falsch prophezeie, aber ich bin überzeugt, daß Frankreich für das Wohl und zugunsten Euer Durchlaucht und des Vaterlandes nicht eine Stunde länger Krieg führen wird, als es sein eigener Nutzen erfordert . . . und zur Zeit der Friedensverhandlungen (selbst wenn es möglich wäre, daß die Ungarn bis dahin in Waffen bleiben,) wird wenig Erinnerung an die Armen bleiben". „Halten sich Euer Durchlaucht", rief Vetes warnend aus, „den Weg zum Frieden mit dem Hause Österreich offen und ergreifen Sie eine gute Gelegenheit". Frankreich beabsichtige ja nur Ungarn unversöhnlich mit dem Kaiser zu entzweien. Wie wir gesehen, verhallte die Warnung, und, wie wir noch sehen werden, erwies sich Vetes in allen Einzelheiten als ein guter Prophet. Ludwig XIV. schloß das Bündnis gar nicht ab, die Ungarn konnten den Kampf bis zum Frieden gar nicht aushalten und im Friedensschluß war von ihnen keine Rede.

Diese Erfahrungen mit Frankreich, dann weitere Niederlagen, wie die tödliche, welche Heister am 4. August 1708 den Insurgenten bei Trencsin

Digitized by Google

zufügte, bewogen immer mehr Adelige und deutsche wie auch ungarische Truppenteile zum Abfalle. Der Adel und die Gespanschaften wollten von Rákóczy ebensowenig wie früher vom Kaiser zu Steuern und Kriegsdienst herangezogen werden. Sie hatten an beiden schon über ihre Kräfte geleistet. Alle Maßregeln und Exekutionen Rákóczys konnten dagegen wenig helfen. Und was der „Verrat" ihm von seinem Heere übrig ließ, wurde in den Jahren 1709 und 1710 von der Pest schwer heimgesucht.

Immer enger schloß sich der Kreis der Anhänger um den Führer, immer größer wurde die Zahl jener, die den Frieden mit Wien suchten. Frankreich selbst drängte jetzt dazu, damit die ungarische Sache ihm bei den begonnenen Friedensunterhandlungen keine unnützen Verlegenheiten bereite. Bitter beklagt sich der Insurgentenführer nun selbst in einem Briefe an Vetes: daß man „nun, nachdem die Orange ausgesogen sei, die Schale wegwerfe". Ludwig XIV. genügte es vollkommen, daß Rákóczy dazu beigetragen, seinem Hause die spanische Erbschaft zu verschaffen. Umsonst wartete Rákóczy auf Hilfe von Seite der Türken, umsonst wollte er eine italienische Liga gegen den Kaiser bilden. Die Kaiserlichen, welche besser organisiert waren, seitdem der Hofkriegsrat den dringenden Vorstellungen Prinz Eugens Folge gegeben, machten beständige Fortschritte. Am 26. April 1711 fiel der letzte Waffenplatz Rákóczys, Kaschau, nach längerem Widerstande in ihre Hände. Rings im Lande wuchsen Jammer und Not. Nur die Unterwerfung unter den rechtmäßigen König konnte noch als Auskunftsmittel erscheinen.

Graf Károlyi unterhandelte erst im Namen des Führers, dann im eigenen mit dem kaiserlichen Feldmarschall Johann Graf Pálffy. Das Ergebnis war der sogenannte Szathmarer Friede, der am 1. Mai 1711 zustande kam. Darin wird dem „Fürsten Franz Rákóczy das Leben, ungestörter Besitz seines Vermögens und freier Aufenthalt im Lande", also die vollste Amnestie, zugesichert, wenn er wenigstens binnen drei Wochen den Huldigungseid leiste; ebenso gewährte der Kaiser „gleiche Gnade an Leben und Gut" allen Ungarn und Siebenbürgern; er versprach ferner, die Rechte beider Länder heilig und unverletzlich zu achten und auf dem nächsten Reichstage etwaige Beschwerden entgegenzunehmen. Rákóczy war schon vorher auf den Rat seiner Freunde nach Polen gegangen und weigerte sich, die ihm angebotene Gnade anzunehmen.

Er sollte den Boden seiner Heimat nicht mehr betreten. Kaum acht Jahre hatte er in Ungarn verlebt, der Rest seines Lebens gehörte dem selbstgewählten Exil. Die Tätigkeit Franz Rákóczys in diesen 24 Jahren läßt sich treffend mit den Worten zusammenfassen, welche der getreue Kämmerer Mikes noch im September 1733 aus der Türkei schrieb: „Wir sehnen uns ungemein nach dem Kriege. Was er uns nützen wird, weiß Gott. Wir aber hoffen und hoffen, solange wir nicht sterben . . . . . Unser armer Herr tut mit der Feder, was er kann. Er schreibt vollauf nach allen Seiten." Jede Konstellation der europäischen Politik wollte dieser Fürst ohne Land, ohne Armee und ohne berechtigten Titel für seine Pläne ausnützen, denen er um keinen Preis entsagte, die er unausgesetzt durch Agenten und Briefe betrieb. Einen greifbaren Erfolg hatten diese Bemühungen des nicht zu Enttäuschenden nicht. Ein kurzer Überblick ist jedoch hier notwendig, damit

Digitized by Google

wir unserer Aufgabe getreu den Charakter und die Bedeutung dieses Mannes möglichst genau erfassen.

Ungefähr ein Jahr verbrachte Rákóczy in Polen und dann ein weiteres in Danzig. Er hatte während dieser Zeit Zusammenkünfte mit einem seiner unzuverlässigen Gönner, dem Zaren, und richtete Memoriale an die holländischen Generalstaaten, in denen er seine und der Ungarn Sache als eine protestantische hinstellte; auch könnte die Unzufriedenheit in seinem Vaterlande wieder zu einem Kriege der Türken mit dem Kaiser führen, was sie als dessen Alliierte doch nicht wünschen könnten. Die Sache sollte darum in den Friedensunterhandlungen in Utrecht die nötige Berücksichtigung finden. Daneben begann er die Annäherung an den Kaiser allmählich für das Beste zu halten und wünschte den Prinzen Eugen dafür zu gewinnen. Er bemerkte jedoch, daß er Siebenbürgen nicht entsagt habe, und verlangte, daß ihm die Rückgabe seiner Güter sowie die der Familien Zrinyi und Frangipani im Utrechter Frieden zugesichert würde. Bald rechnete er aber wieder auf Zeichen von Unzufriedenheit, die in Ungarn bemerkbar wurden.

Den sichersten Schutz und Unterhalt konnte der Ruhelose in Frankreich erhoffen. Nach seiner nicht unbegründeten Meinung hatte er Anspruch auf die Dankbarkeit Ludwigs XIV. Hier war auch der fruchtbringendste Boden für seine Pläne, besonders solange der Friede noch nicht geschlossen war. Im Januar 1713 erschien er, ein umso unwillkommenerer Gast, als er manche andere mitbrachte, in Versailles. Das Gnadenbrot, das in einer Jahresrente von 100.000 Livres bestand, war ausgiebig. Der Graf von Saros, wie sich Rákóczy nach seinem ungarischen Besitze zu nennen begann, wurde vom Sonnenkönig jedoch bald nur wie ein Höfling behandelt. Der baldige Abschluß des Utrechter Friedens war für ihn ein bitteres Erlebnis. Der Glockenklang, der ihn am 22. Mai in Paris verkündete, war, wie Krones sagt, das Grabgeläute für Rákóczys Hoffnungen, allein nur für andere als seine Ohren, dessen Hoffnungen nur an seinem eigenen Grabgeläute ihren Endpunkt fanden. Noch in demselben Jahre dachte er an die Bildung einer Liga gegen den Kaiser, welcher der Papst, Savoyen, Venedig und England angehören und Frankreich nicht ferne stehen sollte; dabei vernachlässigte er nicht den Briefwechsel mit dem Zaren und Polen und unterhielt den Verkehr mit den Gesinnungsgenossen in Ungarn. Rákóczy wechselte seinen Aufenthalt in der Umgebung der französischen Hauptstadt; längere Zeit führte er ein fromm-beschauliches Leben in der Nähe der Kamaldulenser in Grosbois. Fromme Ergebung und Entsagung spricht aus den Briefen dieser Zeit und doch blieb er seinen Gedanken treu. Mit fieberhafter Aufmerksamkeit verfolgte er von hier aus den 1714 begonnenen Krieg der Pforte mit Venedig und später mit dem Kaiser, der seinen Plänen wieder eine andere Richtung gab.

Im Sommer 1717 erhielt Rákóczy den Antrag der Pforte, in ihrem Lande Aufenthalt zu nehmen. Gerne verließ er Frankreich, das seinen Erwartungen nicht entsprochen hatte. In der Türkei, wo ein Teil der ungarischen Emigranten schon lebte und nun auch andere sich einfanden, wurde er glänzend aufgenommen, doch fand er wenig mehr zu tun. Nach den Verlusten von Peterwardein, Temesvár und Belgrad mußte die Pforte

Digitized by Google

an den Frieden denken. Es fehlte nicht viel, so wären Rákóczy und sein Anhang im Passarowitzer Frieden an Österreich ausgeliefert worden. In dem Friedensvertrage vom 21. Juli 1718 übernahm die Pforte nur die Verpflichtung, Rákóczy und seine Genossen an sicheren Orten zu internieren. Schon am 16. August mußte er mit 40 Emigranten Adrianopel verlassen. Auch die Frankenstadt von Stambul mußten sie auf Veranlassung des österreichischen Gesandten bald räumen. Im April 1720 langte Rákóczy in Rodosto am Marmarameere an, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. An äußerlichen Ehrenbezeugungen und an Geld ließ es die Pforte nicht fehlen. Die fast klösterliche Lebensweise, die der Graf von Saros wieder annahm, bildete nur die Oberfläche, unter der er seine Bestrebungen weiterführte. Es genügt an den Brief vom 22. Mai 1722 an den Herzog von Orleans zu erinnern, in welchem er von neuem Luftschlösser baut und Frankreich seinen Plan, im Vereine mit dem Zaren einen Krieg in Ungarn zu entfachen, in sonderbaren Windungen der Gedanken und Worte als höchst hoffnungsreich hinzustellen versucht. Wie wenig entsprach dies der Wirklichkeit, in der die Ungarn zu derselben Zeit die pragmatische Sanktion annahmen! Die Pest, der 1725 unter andern Graf Bercsényi erlag, lichtete seine Umgebung. Aber so traurig und einsam sich sein Leben auch gestaltete, jede in Europa aufsteigende politische Wetterwolke, jedes Zeichen einer Unruhe in Ungarn erfüllte ihn mit neuer Hoffnung, das Spiel wieder beginnen zu können. Mit den Ausdrücken frommster Ergebenheit verband er die Überzeugung, daß, „wenn Gottes Ratschlüsse es gestatten, daß sich ein Krieg in Europa entzünde, es seine Pflicht sei, sich zu opfern, für die Befreiung seines Volkes von offenkundiger Usurpation", wie er die habsburgische Herrschaft in Ungarn nannte. 1733 war der große Krieg zwischen Frankreich und Österreich gekommen, nach dem er sich sehnte. Umsonst suchte er aber die Pforte zu einem Angriffskriege gegen den Kaiser zu reizen, umsonst bat er, an den Türken verzweifelnd, ihn wenigstens nach Frankreich zu entlassen. Krankheit erfaßte ihn und im Schmerze über seine Enttäuschungen wie über das Verhalten seines Sohnes Josef starb er in Rodosto. „Franz II. Rákóczy, Wahlfürst von Siebenbürgen, Herr von Teilen des Königreiches Ungarn . . . fand hier, was er im Leben nicht gekannt, die Ruhe im Herrn am 8. April 1735 im 59. Jahre seines Lebens", lautete die Grabschrift in der katholischen Kirche zu Galata.

Noch ein Blick auf die Schicksale der letzten Rákóczy. Die beiden Söhne Franz II., welche unter der Aufsicht des Kaisers erzogen wurden, sollten mit Marchesaten in Sizilien versorgt werden. Der jüngere, Georg, entwich 1727 aus Wien und erschien bei seinem Vater in Rodosto. Allein die Lebensweise seines Vaters behagte ihm wenig, so daß er sich schon nach einigen Monaten nach Paris begab. Er verscholl oder starb im Jahre 1732. Auch der ältere Sohn, Joseph, entkam mit Hinterlassung von Schulden aus Wien und trieb sich als „Erbprinz von Siebenbürgen" in Italien herum, mit der Entführung der Frau eines kaiserlichen Offiziers und anderen Abenteurern beschäftigt, während sein sterbender Vater ihn sehnlichst zu sehen wünschte. Sein Erscheinen bei der ungarischen Emigration in der Türkei — „Spät, aber doch endlich ist Joseph Rákóczy angekommen"

Digitized by Google

schreibt Mikes am 6. Dezember 1736 — belebte deren Hoffnungen. Als die Pforte im nächsten Jahre in den Krieg mit Österreich geriet, suchte sie den Sohn und Erben Rákóczys auszuspielen. Sie stattete ihn als Fürst von Siebenbürgen mit orientalischer Pracht aus und in einem Manifeste belehrte Joseph die Ungarn, daß er das Elend seiner geliebten Nation nicht länger mit ansehen könne und sich entschlossen habe, sich für ihre Freiheit aufzuopfern. Allein der Name Rákóczy verfing nicht mehr. Der Erfolg war so gering, daß Mikes „Gott dankt, daß niemand kam, der etwas tauge", denn „die, welche kamen, wären nur dem Galgen entlaufen". Die Türken ermatteten in ihrem Interesse, der junge Mann, welcher im eigenen Kreise so wenig Freunde zu gewinnen wußte, daß er in steter Angst lebte, seine Umgebung wolle den vom Kaiser auf seinen Kopf gesetzten hohen Preis verdienen, erkrankte und schon am 10. Oktober 1738 beschloß, bevor er noch ungarischen Boden betreten, der letzte Rákóczy sein unrühmliches Dasein.

„Der einmal in die Gärung gebrachte Ungar ist seines Temperamentes nicht mehr mächtig; ich habe hievon eine Menge Beweise unter dem Militär über die Charaktere dieser Nation während meiner Dienstjahre gesammelt . . . . . Mir scheint, der Hang zur Verräterei setzt sich in dem Geblüte so fest, daß er auf Generationen übergeht. Die Söhne wollen das an ihrem Vater vermeintlich begangene Unrecht rächen und das ohnehin erhitzte Geblüt führt sie auf den Punkt ihrer eigenen Vernichtung." In diesen Worten, die Prinz Eugen von Savoyen an den Feldmarschall Pálffy schrieb, liegt großenteils die Erklärung der Lebensgeschicke, die wir hier geschildert haben. Auf diesem Wege wurden die beiden Söhne Franz Rákóczys II., die Prinz Eugen bei seinen Worten zunächst im Auge hatte, zu Abenteurern. Ihr Vater steht zwischen ihnen und seinen immerhin größeren Ahnen. Um auch nur zur Bedeutung seiner Großväter zu gelangen, besaß er kaum die Fähigkeiten, fehlten die äußeren Verhältnisse, genügte schon die kurze Zeitspanne nicht, die er von seinem Leben auf Ungarns Boden verbrachte.

Seine Blutsverwandtschaft mit den Größen der vorhergehenden Aufstände, der Name Rákóczy, der schon ein Jahrhundert vor ihm mit fast allen Wirren in Ungarn verknüpft war, der Umstand, daß er durch fast 40 Jahre als Abgott in jedem unzufriedenen Ungarherzen lebte, die äußerlichen Erfolge, welche ihm die Lähmung der kaiserlichen Macht durch den spanischen Erfolgekrieg verschaffte, die Gloriole des Märtyrers, welche die von ihm selbst gewählte Verbannung und ihre traurigen Schicksale um sein Haupt wanden, von ihm verfaßte und gefärbte, in ganz Europa in starker Auflage verbreitete Memoiren, ein ungarisches und protestantisches Literatentum, das seine Geschichte im Banne eigener Gefühle schrieb: dies alles hat aus Franz Rákóczy einen ungarischen Nationalhelden und aus seinem Leben und Tun eine Legende gemacht. Halten wir uns aber die beglaubigten Tatsachen der Geschichte vor Augen, so fragen wir uns umsonst, worin die große Bedeutung dieses Mannes und gar die Verdienste um seine Nation liegen sollen.

Er selbst verglich sich irgendwo mit Wilhelm III. von Oranien. Wir wollen dessen größeren Schauplatz und größeres Glück nicht in Anschlag bringen und auch zugeben, daß den Engländern vielleicht zu sehr milbernde

Digitized by Google

Umstande zugebilligt wurden, die gerechten Beschwerden der Ungarn hingegen oft zu wenig berücksichtigt wurden. So begründet diese aber waren, vor den Beschlüssen von 1687, welche auf den bewaffneten Widerstand verzichteten und das Haus Habsburg als Erbdynastie anerkannten, mußte auch Rákóczy sich beugen. Und verstand er es, von dieser klaren Rechtsfrage abzusehen, so mußte er sich, bevor er einen solchen Kampf begann, erst jene andere Frage beantworten, welche wir oben seinen Vertrauten Betes in so trefflicher Weise erörtern sahen: ob er über die Mittel verfüge, die einen Erfolg versprechen. Denn fehlten sie, so konnte er nur Verderben und Not über sein Vaterland bringen. Ob ihm dieser Vorwurf erspart werden kann, darüber mögen die hier erzählten Tatsachen entscheiden.

War es etwa eine Abhilfe gegen die Beschwerde über die „fremden" Truppen, daß nun neben ihnen noch Rákóczys undisziplinierte Soldaten dem Lande Jahre hindurch zur Last fielen und oft nach Räuberart in ihm hausten? War dies die Abhilfe gegen den Steuerdruck der „Wiener" Regierung, daß nun Rákóczy, wo er nur konnte, noch schwerere Kontributionen einheben mußte, über welche die Klagen bald ebenso laut wurden? War die Finanznot durch die von ihm in Zwangskurs gesetzte Kupfermünze geringer geworden? War dem Lande damit gedient, daß nach aller Türkennot, allen Kriegen und Aufständen die alten Wunden noch ein Jahrzehnt länger bluteten und zahllose neue geschlagen wurden? „Wer vermöchte zu beschreiben oder vorzuzählen, wie viel Schäden und Verwüstungen die Kuruzzen in Siebenbürgen anrichteten? . . . Nicht in fünfzig Jahren könnte man dem Kaiser so viel Steuer zahlen", ruft der Siebenbürger Cserei aus. Über die Stimmung in einer der Städte Ungarns berichtet die Eperieser Stadtchronik schon im Jahre 1705: „Das Elend hat noch keine Not über diese arme Stadt; es soll aus der Stadt ein Marktflecken, ja wohl gar ein Dorff werden." Die Not und das Räuberunwesen auf dem flachen Lande nahmen überhand. Rákóczy selbst mußte etwas wie Schuldbewußtsein beschleichen, wenn er z. B. Ende Oktober 1710 auf seinem Zug gegen Unghvar Scharen vertriebener Edelfrauen aus den unteren Gegenden begegnete, ihre von Kälte zitternden Kinder auf den Wägen sah, die sich mühsam durch den zähen Kot fortbewegten. Dem Eperieser Blutgericht, von dem so viel Aufsehens gemacht wird, stand das Ónoder Blutbad gegenüber, der Verhaftung der ungarischen Kontributoren vor dem Aufstande die von Rákóczy eigenmächtig vorgenommenen. Schon 1706 war er auf dem Wege der Verzweiflungsmaßregeln so weit gekommen, daß er den Befehl erließ, die Städte Eperies, Zeben, Bartfeld, Leutschau und Käsmark zu schleifen und niederzubrennen.

Die Leiden, welche Franz Rákóczy mit unbarmherziger Konsequenz über sein Vaterland brachte und ihm noch zu bringen bereit war, sind der schlagendste Beweis für eigene ehrgeizige Pläne. Dahin kam auf der abschüssigen Bahn der Mann, der viele vortreffliche Eigenschaften besaß, dem aber der Blick des Staatsmannes und die wahre Größe fehlten, um mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und sich in Unabänderliches zu fügen. Der Herzog von St. Simon entwirft in seinen Memoiren ein sehr günstiges Bild von Rákóczys Persönlichkeit und fügt dann bei: „Er war ein sehr

Digitized by Google

guter, liebenswürdiger und sanfter Mensch; lernte man ihn aber näher kennen, so verwunderte man sich darüber, wie er nur irgendwann der Führer eines großen Anhanges werden und so viel Lärm in der Welt machen konnte." Sein früherer vertrauter Agent Betes urteilt: „Rákóczy handelte wie ein Blinder; ein Blinder von dieser Sorte, ist er fähig, der Chef einer Partei zu sein? Er kann es nur sein bei Blinden seines Schlages." Rákóczy bestätigte dies selbst, als er in späteren Jahren schrieb: „Ich war damals (1702) 26 Jahre alt, ohne Militärkenntnisse und äußerst oberflächlich unterrichtet über die politischen und geschichtlichen Angelegenheiten. Ich verstand wohl die Fehler und Mängel zu erkennen, doch wußte ich schwerlich, sie zu verbessern. Ich bekenne daher, ich war ein Blinder, der Blinde befehligte." Noch hervorstechender als sein Ehrgeiz war eben sein blinder Starrsinn. Ohne unter den obwaltenden Verhältnissen je eine annehmbare Bürgschaft für einen Erfolg zu haben, hat er seinem Plane, Ungarn von der Herrschaft der Österreicher zu befreien, alles bis auf sein Familienleben — seine Gemahlin war schon zu Beginn der Insurrektion in Wien und dann nach kurzem Beisammensein in Paris geblieben, wo sie 1723 starb — und bis zum letzten Atemzug geopfert. Der Mangel an den nötigen Hilfsmitteln, die beständige Ausbeutung seiner Person durch die fremden Mächte für ihre Pläne, nichts vermochte den unheilbaren Träumer zu ernüchtern. Noch in der Verbannung stellte er Forderungen, als ob er an der Spitze einer Armee stünde.

Bei ruhiger Überlegung war auch damals die Lösung der ungarischen Frage nur auf dem Wege zu erhoffen, der mit den Preßburger Beschlüssen von 1687 schon betreten worden war. Kein billig Urteilender vermochte an dem guten Willen eines Herrschers, wie Leopold I. es gewesen, zu zweifeln, die den Ungarn in Preßburg 1687 gegebenen Versprechen zu erfüllen, und Rákóczy konnte es beim Beginne seiner Tätigkeit an dem Erzbischof Széchényi sehen, daß eine ernste Darlegung der Beschwerden nicht erfolglos war, wenn sie unmittelbar vor den Monarchen gebracht wurden. Und wie ungerecht ist das Lob, das für Rákóczy ertönt, weil sein Tun dem revolutionären Geiste der Nation schmeichelt, so erfolglos es auch war, so viel Unsegen es auch über das Land gebracht hat. Waren etwa der Feldmarschall Johann Pálffy, der den Szathmarer Traktat im Namen des Kaisers beschwor, der Palatin Paul Eszterházy, der Rákóczy und seine Anhänger so eindringlich beschwor, „nicht mehr auf das offenbare Verderben des Vaterlandes auszugehen, wenn nur ein Funke christlicher Gesinnung oder guten ungarischen Blutes in ihnen sei", die zwölf Bischöfe, die 79 Magnaten, die Vertreter der 13 Freistädte, welche alsbald gegen die Önoder Thronentsetzung protestierten, waren die Stände, welche der kaiserlichen Einberufung zum Landtage von 1708 nach Preßburg folgten, nicht auch warmfühlende Magyaren? Die Preßburger Postulate konnten den eifrigsten Autonomisten befriedigen. Wie viel Segen hätte Franz Rákóczy über sein Vaterland bringen können, wenn er, gestützt auf seinen Namen und Besitz, im Vereine mit solchen Männern nicht bloß 10, sondern noch dazu 20 oder 30 Jahre, welche er in der Verbannung vertrauerte, mit friedlicher Ausdauer an Abstellung der Beschwerden und Heilung der Wunden gearbeitet hätte! Heute

Digitized by Google

noch würde wohl sein Geschlecht, zu dem die Nation mit Stolz und Dank aufblicken müßte, unter den ersten des Landes blühen.

Sein Platz wäre umsomehr an der Seite dieser königstreuen Männer gewesen, als der jüngere Franz Rákóczy, wie sein Vater, Katholik war. Um den Aufstand in Szene zu setzen, mußte er größtenteils die protestantische Politik seiner Großväter im In- und Auslande aufnehmen. Nach dem Berichte des französischen Gesandten waren fast alle seine Hofbeamten und Staatsräte Protestanten und, wie er selbst erzählt, neun Zehntel seiner Soldaten Kalvinisten. Dieser Umstand ist bei Beurteilung der ungarischen Aufstände nicht aus dem Auge zu lassen. Aber nicht bloß äußerlich hing der Insurgentenführer der katholischen Kirche an, er zeichnete sich durch Religiösität aus, glaubte sie aber mit den Wegen vereinigen zu können, die er wandelte, auch als Papst Klemens XI. trotz seiner politischen Hinneigung zu Frankreich und Rákóczys Versuchen am Stephanstage 1707 in einem Breve die Onoder Beschlüsse verurteilte und die geistlichen Anhänger der Insurrektion mit kanonischen Strafen bedrohte und nach einem neuerlichen Breve vom 17. August 1708 ein Bischof und andere Würdenträger deshalb abgesetzt wurden. Wie Rákóczy selbst gesteht, hielt der Klerus der Kirche, der er angehörte, im allgemeinen unentwegt zum Kaiser. Ein „treuer Sohn" der Kirche kann er nicht genannt werden; denn die Ideen des contrat social, der kündbaren Untertanenpflicht, sind doch niemals katholische gewesen.

Da Rákóczys Bewegung sich auf die Protestanten stützte, ist es erklärlich, daß sie nach dem Zeugnisse von Krones „dem Protestantismus in den deutschen Vororten des oberungarischen Berglandes zur Vorherrschaft verhalf", „die Szészényer Beschlüsse an den Interessen des katholischen Klerus empfindlich rüttelten" und „der Katholizismus in seinen Hauptträgern, den Jesuiten, allgemach das Feld räumte". Es ist eine Verdrehung der historischen Wahrheit, deshalb, weil Rákóczy Katholik war, die Jesuiten als seine Helfershelfer hinzustellen. Die Triumphpforte, die sie errichteten und mit Lobsprüchen auf seine Weisheit verzierten, um ihn bei seinem Einzuge in Klausenburg zu beschwichtigen, ist kein Beweis gegenüber den Opfern, mit denen sie überall durch Verlust ihrer Güter und Vertreibung aus dem Lande ihr Eintreten für das rechtmäßige Herrscherhaus bezahlten. Nachher erschienen sie, um wieder mit Krones zu reden, „dem Hofe als die Märtyrer des beendigten Bürgerkrieges".

Nicht drei Wochen, sondern vier Jahre wurde nach dem Szatmarer Frieden gewartet, bis der ungarische Reichstag durch das Gesetz von 1715 Franz Rákóczy und einige andere wegen Nichtannahme der Amnestie als „öffentliche Feinde ihres gesetzmäßigen Königs und des Vaterlandes, Hochverräter und Umstürzler der wahren Freiheit" verurteilte. Die zahlreichen Aktenstücke, welche die Forschung zutage förderte, haben Rákóczys Tun und Absichten seitdem in noch helleres Licht gesetzt. Nach ihren Aufschlüssen wie nach den Grundbegriffen, auf welchen die staatliche Ordnung ruht, mußte dieses von Ungarn gesprochene Urteil als ein endgiltiges erscheinen, das einer Abänderung nicht bedarf.

Digitized by Google

Das deutsche Kunstgewerbe.

Von A. Reichert.

Der Zug nach Wahrheit, der jetzt durch alle Winkel der Welt, durch alle Beziehungen des Lebens fährt, hat auch ein Gebiet erobert, in das er einst nur bedingungsweise eintreten durfte: die Kunst. Und die Schönheitssehnsucht des modernen Menschen mit den feinen Nerven und geschulten Sinnen ist's nicht mehr zufrieden, die Schönheit in einem abgegrenzten Bezirk zu suchen, fast mit der Aufschrift „Nur hier ist Schönheit zu finden", sondern sie will sie überall, in allen Beziehungen, im Kleinen und im Großen. Sie soll kein Feiertagsidol mehr sein, sondern die Göttin jedweden Tages, und sie wird dadurch nicht entweiht, nicht herabgezogen, sondern der Tag, das Kleine, — das, was früher als klein angesehen wurde, — wächst an ihr und bekommt durch sie seine große und heilige Bedeutung. Früher setzte man Wahrheit und Schönheit, Kunst und Leben in einen Gegensatz; heute sieht man, daß sie berufen sind, ineinander aufzugehen, daß die Wahrheit schön und die echte Schönheit wahr ist, daß die Kunst Leben und das Leben eine Kunst sein soll.

Und die ersehnte Einheit von Schönheit und Wahrheit muß sich am besten in einem Gebiete manifestieren, wo Kunst und Leben augenfällig aufeinandertreffen: im Kunstgewerbe.

Was in früheren Jahrhunderten, zu den glücklichsten Zeiten fröhlicher Kunst und reichen Lebens, schon auf die natürlichste Weise zum Ausdruck kam, die Wechselwirkung, die gegenseitige Belebung und Beseelung von Kunst und Handwerk, soll wieder aufleben. Der moderne Mensch verlangt darnach. Nicht aus Reflexion, nicht aus Laune, sondern aus der Zeit und ihren Menschen heraus ist die neue Bewegung im deutschen Kunstgewerbe geboren. Aber diese Bewegung ist ein Erwachen nach langem Schlaf, ein Aufleben wie in einer Gräberstadt. Eine Zeit der Starre, der Reglosigkeit liegt hinter dem deutschen Kunstgewerbe. Die Blüte, um deren Entfaltung das Kunstgewerbe ringt, ist nicht in der glücklichen Reflexionslosigkeit des natürlichen Werdens entstanden, — man hat sie ins Sein gezwungen, weil man nicht ohne sie leben konnte, und muß nun erst das Erdreich suchen, in dem diese Blume ihre Wurzeln schlagen kann. Man muß viele Jahrzehnte zurückgehen, ehe man die Bedingungen findet, die dem neuen deutschen Kunstgewerbe in seinem Ringen um sich selbst zur Seite stehen können, die es stützen und ihm von ihrer Kraft mitteilen.

Wie in jeder eingreifenden Bewegung mehrere und zumeist zwei Richtungen nebeneinander hergehen, so auch im neuen deutschen Kunstgewerbe. Man möchte sie mit den beiden oft mißbrauchten und doch meistens in mehr

Digitized by Google

oder weniger weitem Sinn zutreffenden Schlagworten des Realismus und Idealismus bezeichnen oder — und das dürfte besser den spezifischen Fall treffen — eine internationale und eine nationale Seite der Bewegung unterscheiden. Noch gehen diese beiden Richtungen nebeneinander her, wenn nicht auseinander; später werden sie sicherlich ineinander aufgegangen sein.

Die realistische oder internationale Seite der Bewegung wird in erster Linie von Van der Velde in Weimar vertreten. Er knüpft an keinen vorhandenen Stil an, sondern schafft ganz allein aus praktischen Erwägungen heraus. Er verlangt von den Erzeugnissen des Kunstgewerbes, daß sie aus dem Begriff der Nützlichkeit, der Hygiene und der praktischen Form konstruiert, daß aus der Idee des Gegenstandes seine Form abgeleitet werden soll. Ein Utilitarismus der Ästhetik, dem in seiner Bedingungslosigkeit ein Verkennen des Menschen und seiner Bedürfnisse zugrunde liegt. Gewiß ist eine innerlich wahre Form auch immer schön; sie besitzt die reine, klare, unverkennbare und jeden ehrlich empfindenden Menschen ansprechende Schönheit des Wahren. Aber der Mensch, und zumal der feiner organisierte Mensch, verlangt von den Dingen seiner Umgebung mehr als die Schönheit der Nützlichkeit, der Hygiene und praktischen Form, die nur die Grundlage seines körperlichen und seelischen Wohlseins gibt. Er verlangt außer dieser noch einen Überschuß an erfreuenden, wohltuenden Momenten, die über den praktischen Nutzen hinaus zum ästhetischen Gefühl, zum Herzen oder zum Verstande sprechen. Ein Purismus, wie ihn Van der Veldes Theorie gibt, muß alles schmückende Spiel des Künstlers und des Menschen, der Kunst und des Lebens negieren. Der Mensch ist aber nicht so ganz und ausschließlich auf Nützlichkeit basiert, wie Van der Velde meint. Im Gegenteil, ein fröhlicher Mensch gibt lieber ein Gran Nützlichkeit, Hygiene und praktische Form hin, ehe er einen Scherz für das Auge, einen muntern Schmuck, eine kleine überflüssige und doch im Leben so nötige Freude entbehren mag. Van der Velde und die den seinen verwandten Ideen sind nötig, um mit dem Wust von schnörkelndem Kleinkram aufzuräumen, der zu keines Menschen Freude und zu aller Belästigung und Unbehagen sich im Hausrat breit machte. Diese Ideen bilden den gesunden Kern aller Bestrebungen auf dem Gebiet angewandter Kunst. Sie sind die Grundlage der weiteren Entwicklung des Kunstgewerbes, und weil sie für das Kunstgewerbe jedes Landes gelten, in das Kunstgewerbe jedes Landes hineingetragen werden müssen, soweit sie nicht schon darin herrschen, sind sie international. Ebenso international wie das Bedürfnis nach Licht, Luft und Wasser im Leben.

Die Van der Velde nicht durchaus entgegengesetzte, aber doch von ihm abweichende Richtung ist die nationale Schultze-Naumburgs, der fast sklavisch alte, in Deutschland eingebürgerte Formen nachbildet, um dem spezifisch Deutschen im modernen Kunstgewerbe seinen gebührenden Raum zu schaffen. Dieses spezifisch Deutsche der aus der Vergangenheit geholten Formen widerstreitet aber oft der von Van der Velde geforderten Nützlichkeit, Hygiene und praktischen Form. Das Empire ist vielfach starr und hemmend, der Biedermeierstil schwerfällig. Dem Wesen des modernen Menschen entspricht weder das eine noch das andere unbedingt, ebenso wie weder Empire noch Biedermeierstil spezifisch deutsch sind. Aber das deutsche Kunst-

Digitized by Google

gewerbe findet an beiden einen vollkommenen Anknüpfungspunkt. Ein ganz aus der Moderne heraus gebornes Kunstgewerbe kann auf das stark in der Vergangenheit wurzelnde Gefühl des Deutschen nicht befriedigend wirken. Es ist daher natürlich und verständig, daß das moderne Kunstgewerbe da aufbaut, wo es die passendste Grundlage findet, daß es als Fortsetzung dessen erscheint, was des Weiterführens im modernen Sinn wert und fähig ist: der Formen des Empire und Biedermeier, der letzten in Deutschland vorkommenden Formen, die noch Selbständigkeit und künstlerischen Gehalt aufweisen.

Erst vor zehn Jahren entschlossen sich einige wahr und fein empfindende Künstler, ihre Kräfte an die Neubelebung des deutschen Kunstgewerbes zu setzen. Und mit wie viel gedankenloser Unnatur, mit wieviel Häßlichkeit ist schon aufgeräumt! Daß die Kunst — und als angewandte Kunst das Kunstgewerbe — in erster Linie wahr sein soll, erscheint schon in weiteren Kreisen gar nicht mehr als eine so überspannte, ja unmögliche Forderung, als die sie zuerst betrachtet wurde. Der Blick für das Schöne ist weiter geworden. Nicht nur das seit alters her für schön Gehaltene, auch anderes, Neues, wird als schön empfunden. Man sieht jetzt, daß ein Haus, ein Möbelstück ihren Schönheitsgehalt in sich selbst tragen, in dem Maße, als sie ihre Bestimmung erfüllen, nicht in verlogenem Putz und nicht in kleinlichen, ganz äußerlichen und mit dem Gegenstande selbst gar keine inneren Beziehungen unterhaltenden Schmuckformen. Man sieht auch, daß im Material selbst eine hohe Schönheit liegt, selbst in den bisher verachteten billigeren Holz- und Steinarten, und sieht die besondere Schönheit, die darin liegt, daß man diese billigeren Holz- und Steinarten in stolzer Wahrheitsliebe zur Schau stellt und sie von dem Besitzer und seinen Lebensverhältnissen zeugen läßt. Überhaupt sollen alle Gegenstände eine ganz bestimmte Beziehung zu ihrem Eigentümer unterhalten, sollen nicht Gegenstände an sich, sondern *seine* Gegenstände, sollen allein für *ihn* berechnet sein. Denn dadurch werden sie zu mehr als Stein oder Holz, mehr als käuflicher Ware, werden sie mit persönlichstem Leben durchtränkt, beseelt, — für den Beschauer sowohl, der nun von den Gegenständen auf den Besitzer schließen kann, wie für den Besitzer selbst, dem alle Gegenstände seiner Umgebung von sich und seinem Leben, seinen individuellen Bedürfnissen und Neigungen sprechen, dem sie alle eng mit sich verwachsen sind.

Am erfreulichsten sind die Erscheinungen des deutschen Kunstgewerbes da, wo sie nicht aus einer Theorie, sondern aus einer mitten in ihrer Zeit stehenden und dabei dankbar sich der Vergangenheit erfreuenden starken, wahren, fröhlichen und phantasiebegabten Künstlernatur herausgeboren sind. Da sieht man wunderbar fein gedachte Dinge, Dinge, in dem internationale Zweckmäßigkeit mit echt deutscher Eigenart und aus der Konstruktion sich ergebenden künstlerischen Zierformen vereinigt ist. Denn die Dekoration, das spezifisch künstlerische Element, soll in dem modernem Kunstgewerbe nicht vergessen, nur auf eine andere Grundlage soll sie gestellt werden. Nicht wie früher soll das dekorative Moment das konstruktive verdecken, sondern es in seiner Eigenart betonen und über sich selbst hinausführen, es aus der Notwendigkeit zur Freiheit steigern — wie die Kunst das Leben.

Digitized by Google

Zur Erinnerung an Franz Dingelstedt.

Von **A. Trabert.**

Hab' ich denn mit offenen Augen geträumt oder ist es Wirklichkeit und Wahrheit, daß jüngst in den Zeitungen zu lesen war, es werde demnächst zu Ehren des „Kosmopolitischen Nachtwächters", zur wohlverdienten Verherrlichung meines vaterländischen Dichters Franz Dingelstedt, eine glänzende Jubiläumsfeier in Szene gesetzt werden?*)

Sei dem, wie ihm wolle, ich will in der mir Herz und Seele erfüllenden Liebe für Dingelstedt, die mein Stolz ist, unerschütterlich an die Wahrheit des Gelesenen glauben, und wenn das Jubelfest so, wie es mein „Kosmopolitischer Nachtwächter" verdient, gefeiert wird, so soll dabei, will's Gott, auch der Obolus nicht fehlen, den ich beizusteuern entschlossen bin.

Den Namen „Kosmopolitischer Nachtwächter" hat sich Franz Dingelstedt, der mit gutem Rechte hochgefeierte Dichter des Hessenlandes, nicht selbst gegeben. Er hat so nur eine von ihm herausgegebene Zeitschrift genannt, die er einst als hessenkasselscher Gymnasiallehrer in der Haupt- und Residenzstadt meines einstigen Vaterländchens Kurhessen redigiert hat. Als Redakteur dieser Zeitschrift zog er sich die Ungnade des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Ersten und leider auch Letzten, der sich selbst nur einen Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nannte, in so hohem Grade zu, daß sich sein Landesherr — ob mit Recht oder Unrecht, untersuchen wir hier nicht — veranlaßt fühlte, ihn aus der vorwiegend protestantischen Stadt Kassel in die katholische Provinzialhauptstadt Fulda zu versetzen. Der Kurfürst ging dabei von der Meinung aus, der katholische Klerus der Stadt Fulda werde wohl das Zeug dazu haben, dem Protestanten Franz Dingelstedt die religionsfeindliche Verhetzungslust, in welcher er sich in Kassel gar nicht selten versucht hatte, recht gründlich auszutreiben. Blinder Parteihaß, Bosheit und Unverstand, denen jede Art religiöser Verhetzung ein besonderes Vergnügen bereitet, nannten zwar die Versetzung Dingelstedts in bitterem Grimm einen Akt brutaler Tyrannei des Kurfürsten, ich aber protestiere gegen diese Verlästerung und nenne den Kurfürsten mit allem mir möglichen Nachdruck jedwedem Widerspruch gegenüber einen der edelsten Männer, die Gottes Gnade jemals auf einen Thron berufen hat.

---

*) Franz Dingelstedt ist geboren im oberhessischem Dorfe Halsdorf am 30. Jänner 1814 und gestorben (als Freiherr von Dingelstedt) am 15. Mai 1881 in Wien.

Digitized by Google

Ich will einen Ausspruch des Kurfürsten anführen als Beweis, daß ich mit dieser meiner Behauptung im Rechte bin.

„Wissen Sie", sagte einst der von einem Stärkeren — ich darf wohl sagen: gewaltsam und rechtswidrig — entthronte Kurfürst zu mir, „wann meine lieben Hessen berechtigt, ja wohl auch verpflichtet gewesen wären, gegen mich zu revoltieren? Das war damals", setzte er gleich selbst hinzu, „als ich mich gegen meine Regentenpflicht so schwer verging, daß ich mich durch eine morganatische Heirat aus dem Konzert der Großmächte ausschloß und so die Vernichtung Kurhessens durch die widerrechtliche Gewalt des Stärkeren, der obendrein auch noch mein Blutsverwandter war, möglich machte."

Kann der ein brutaler Tyrann genannt werden, der so spricht? —

Als Dingelstedt strafweise an das Fuldaer Gymnasium versetzt wurde, war ich daselbst Schüler der Untertertia und behielt ihn durch die nächsten drei Jahre, die ich in Obertertia und in Unter- und Obersekunda zuzubringen hatte, als Professor für französische Sprache, deutsche Literatur und Weltgeschichte. Daß er ein besonders eifriger, in jeder Beziehung untadelhafter Lehrer gewesen wäre, kann ich, obschon ich seinem Unterrichte ungeheuer viel zu verdanken habe, leider nicht sagen. Als er z. B. eines Tages in die Klasse kam, um nach der bestehenden Ordnung französische Grammatik mit uns durchzunehmen, fragte er: „Habt Ihr Lektüre bei Euch?" Die Antwort mußte „Nein" lauten, denn wir alle hatten vorschriftsmäßig nur unsere französische Grammatik mitgebracht. Dingelstedt darauf: „Dann treibt, was Ihr wollt!" Dann stützte er seinen linken Ellbogen auf das Katheder, bedeckte die Augen mit der Hand, wie jemand, der einen recht tiefen Schlaf zu tun gedenkt, und obgleich wir Schüler kicherten und lachten, ja obschon der eine oder andere von uns gar bald sehr vernehmbar flüsterte: „Er hat Katzenjammer!" verblieb unser Herr Professor in dieser Stellung ganz unbeweglich und schweigend, bis die Glocke des Schulpedellen das Ende der Stunde verkündete; dann erhob er sich und verschwand.

Und doch konnte Dingelstedt, wie ich schon angedeutet habe, in so ausgezeichnet wirksamer Weise unterrichten wie kein zweiter. Er mußte nur wollen. Obschon er z. B. von den deutschen Aufsätzen, die ich im Laufe der drei Jahre an ihn abliefern mußte, nur drei oder vier korrigierte und bei dreien seine Korrekturen in der Schulstunde auch gründlich mit mir durchsprach, so habe ich dabei mehr gelernt als bei anderen, gar nicht untüchtigen Lehrern in derselben Zeit.

Von zweien meiner Aufsätze, welche Dingelstedt eingehend mit mir durchgesprochen hat, erinnere ich mich noch der aufgegebenen Themata: „Leichenrede auf ein welk vom Baume fallendes Lindenblatt" hieß das eine, „Rede Rostoptschins nach dem Brande von Moskau" das andere Thema. Man ersehe daraus auch gleich den poetischen Charakter, den Dingelstedt den Aufgaben, die er uns gab, zu verleihen wußte.

Noch größer aber als das ganz außerordentliche Können dieses Mannes waren seine Unarten. Ich will diese an einigen wenigen Beispielen beleuchten. Als er mich einst griechische Geschichte examinierte, hatte ich die Unterschiede zwischen den Verfassungen Athens und Spartas zu demonstrieren. Wenn Dingelstedt examinierte, sprach er bei den Antworten des Schülers gern mit.

Digitized by Google

Und dabei verlor er einst mir gegenüber — ich finde im Augenblick keine mildere und doch richtige Bezeichnung dafür — das entsetzliche Wort: „Religion und was dergleichen Borniertheiten mehr sind".

Kann hiernach noch jemand zu behaupten wagen, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen habe sich in der strafweisen Versetzung Franz Dingelstedts von Kassel nach Fulda eines schändlichen Verbrechens schuldig gemacht?

„Religion ist Borniertheit!" — darf in einem christlichen Staate eine solche Doktrin der studierenden Jugend eingebrillt werden, einerlei ob es aus gedankenlosem Leichtsinn oder aus bewußter Bosheit, aus Gottlosigkeit oder Gotteshaß versucht wird?

Aber freilich! Es war auch bei den katholischen Einwohnern meiner Vaterstadt Fulda nicht alles so, wie es hätte sein sollen. Hatte ich doch während meiner in Fulda verlebten Gymnasialzeit, in welcher mir das zitierte Wort Dingelstedts auf die Nerven fiel, einen Religionslehrer Namens Schell, der sein Amt, seine „Professur", wie er es immer selbst nannte, nur dadurch erlangt hatte, daß es ihm gelungen war, seinen hochwürdigen Bischof, wenn auch nur für sehr kurze Zeit, so zu täuschen, daß der in ihm ein eminentes Talent zu sehen glaubte, ihn zum Priester weihte und in das Lehramt einführte; so wurde ich der Schüler eines Menschen, den ich bald in seinem heuchlerischen Wesen so sehr durchschaute, daß mir in meinem ganzen Leben nie ein Mensch so sehr zuwider war wie dieser Pseudopriester.

Dieser mein famoser „Professor" hatte die Gewohnheit, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit seinen Schülern mit möglichstem Pathos ein Poesie sein sollendes Machwerk vorzudeklamieren und als vom Schriftsteller Kotzebue herrührend zu bezeichnen.

Diese Verse, die uns Respekt vor Schells Belesenheit auf dem Gebiete der deutschen Literatur einflößen sollten, lauteten wie folgt:

Wenn die Tiere jeder Art
Nur der holde Frühling paart,
Ist der Mensch in seinem Leben
Einem Stachel preisgegeben,
Dessen Name Wollust ist,
Der an seinem Dasein frißt
Und ihm öfters schon als Knabe
Gift in süßem Honig beut
Und den Weg zu seinem Grabe
Trügerisch mit Rosen streut.

Um uns Schülern auch mit seiner Vertrautheit auf dem Gebiete der altklassischen Literatur der Griechen zu imponieren, hatte er einst zu einem ganz unbedeutenden, jedem A-B-C-Schützen verständlichen Ausspruche noch die Worte hinzugefügt: „In ganz demselben Sinn sagte ja auch schon der große altgriechische Tragöde Euripides: »Hamarthemai theleksai therainai«". Der gelehrte Professor hätte mit ganz gleichem Recht das „Zitat" einem Chinesen in den Mund legen können; wir verstanden aber genug wirkliches Griechisch, so daß ich es wagen durfte, zu fragen: „Bitte sehr, Herr Professor, wie heißt Ihr Zitat aus Euripides?"

Schell erschrak und zauderte, das Zitat zu wiederholen. Da rief ich spöttisch, um seinen Unsinn gleichsam festzunageln: »Hamarthemai theleksai therainai!« Seit jener Zeit hieß Schell, der später zum Rongetum abfiel und ein Weib nahm, nur noch der „Herr Professor Hamarthemai"

Digitized by Google

und seine Frau „die Madame Therainai". — Doch nun zurück zum Kosmopolitischen Nachtwächter!

Daß Dingelstedt in ausgezeichneter Weise unterrichten konnte, habe ich bereits gesagt. Zum Schulmeister aber war er nicht geboren. Das eben hatte auch die kurhessische Regierung erkannt und daher ist der vielfach laut gewordene Verdacht, daß sie den Kosmopolitischen Nachtwächter in kleinstaatlicher Engherzigkeit verfolge, unberechtigt. Tadeln kann man höchstens, daß der schon in Kassel mißliebig gewordene Schulmeister höherer Ordnung in die kleine katholische Stadt Fulda verbannt wurde, wo er jedenfalls noch weit weniger am Platze war als in Kassel. Denn abgesehen von den protestantischen adeligen Stiftsdamen, mit denen er in Fulda täglich zu verkehren pflegte, stieß er dort überall auf Gegensätze. Schon sein ausgeprägt norddeutsches Wesen, das sich später gründlich geändert haben muß, fiel auf, noch mehr aber sein häufiges Umhervagieren mit der zwar sehr häßlichen, aber geistreichen Stiftsdame Fräulein von Seckendorf. Der Fuldaer Philister, der das, was er Umhervagieren nannte, mit ansah, war sofort versucht, den Herrn Gymnasialprofessor für einen sehr entbehrlichen Bummler zu halten. Mitunter kam Dingelstedt auch noch ins Gerede durch diesen oder jenen burschikosen Streich, den er sich erlaubte. Ich erzähle diejenigen, die ich selbst mit angesehen und mitangehört habe.

In Fulda lebte ein Seifensieder namens Herbst. Die Frau desselben hielt sich Hühner, die sie gern auf die Straße laufen ließ. Eines Tages nun sah ich den riesenlangen Professor Dingelstedt, der damals dünn wie ein Bleistift war, mit der drei Käse hohen Zwerggestalt seines Freundes, unserem Mathematiklehrer Hartmann, langsamen Schrittes die Straße hinansteigen, in welcher der Hahn der Frau Herbst gravitätisch mit seinen Hühnern spazieren ging. Frau Herbst stand am offenen Fenster und betrachtete wohlgefällig ihren in hundert Farben schimmernden Rufer der Nacht. Dingelstedt aber, anstatt den Hahn als Kollegen des „Nachtwächters" freundlich zu begrüßen, gab ihm mit seinem Spazierstöckchen einen leichten Schlag auf den Schwanz. Aber da klang's, den Angstruf des Hahnes laut übertönend, mit scharfer Stimme aus dem Fenster: „Das also sind Deine Kunststücke, Du langer Strick? Hast Du Bummler, Du niederhessischer Hungerleider, nichts Besseres zu tun?" — „Hörst Du, Kleiner," sagte Dingelstedt zu Hartmann, „wie die Alte da Dich schimpft?" Und noch lauter als vorher erscholl es aus dem Fenster: „Nein, Dich, Dich mein' ich; Dich, den langen Esel!"

Dingelstedt aber ließ sich durch so etwas den Humor nicht verderben. Noch am selben Tage, aber erst spät nach Mitternacht, so daß ich eigentlich „am folgenden Tag" sagen müßte, passierte Folgendes:

Meinem Elternhaus gegenüber wohnte ein Küfer, der ein riesengroßes Bierfaß für eine Brauerei vollendet hatte, das hochaufgerichtet und mondbeglänzt auf der Straße stand. Ich, der ich nie ein Kämmerlein für mich hatte und meine Schularbeiten meist erst dann machen konnte, wenn Eltern und Geschwister schon schliefen, wachte noch und ließ mich vom Mondschein ans offene Fenster locken. Da kommen Dingelstedt und sein Freund Hartmann an dem Fasse vorbei. Ein Griff und ein Ruck

Digitized by Google

Dingelstedts und der kleine Mathematik-Professor Hartmann saß oben auf dem Fasse. Etwas Affenartigeres als das Professorlein da oben, diesen Knirps mit seinem fratzigen Gesichte, habe ich nie gesehen! Der Kleine sprang und rutschte oben auf dem Fasse ängstlich hin und her, streckte die Arme aus und bat jammernd, ihn wieder auf die Mutter Erde zu setzen. Dingelstedt jedoch stand mit verschränkten Armen vor ihm und lachte. Er hatte durchaus keine Lust, sich den ergötzlichen Anblick abzukürzen. Da ging oben beim Küfer ein Fenster auf und es gab einen Monolog nach dem Muster der Frau Herbst, der diesmal mit den Worten schloß: „Aber wartet nur! Ich schicke gleich meine Gesellen heraus, die Euch alten Gassenbuben den Heimweg zeigen sollen."

Dingelstedt hob nun den Kleinen wieder vom Faß herunter und zog laut lachend mit ihm weiter.

Auf Streiche dieser Art verfällt man zumeist nur dann, wenn man in Lebensverhältnisse gerät, die einen nicht befriedigen, und wenn man sich darum gedrungen fühlt, seinem gewaltsam zurückgehaltenen Unmute, seinem unterdrückten inneren Groll einmal Luft zu machen.

Nichts aber spricht meines Erachtens so sehr für die Richtigkeit dieser meiner Bemerkung wie das folgende kleine Ereignis, das ich hier getreu wiedergebe: Ich hatte einen Mitschüler, der nicht gerade dumm, aber sehr langsam im Begreifen und unerhört unbeholfen in seinen Antworten war, für die er nur sehr schwer das rechte Wort fand und, je länger er darnach suchte, desto verwirrter und geradezu konfuser wurde. Nur eine geduldige Führung des Examinierenden konnte ihn leicht das Rechte finden lassen. Für eine solche Hilfeleistung war jedoch Professor Dingelstedt nie zu haben. Der hatte vielmehr die sehr böse Gewohnheit, den Unglücklichen ganze Viertelstunden lang stumm anzustarren, wobei aus jeder Fiber seines Angesichtes der giftigste Hohn sprühte, so daß derjenige, der diesem Giftsprudel ausgesetzt war, rettungslos in die vollständigste Verwirrung und Verzweiflung geriet. So kam es, daß er einst an den betreffenden Schüler, der vergeblich nach Worten suchte, die höhnische Frage richtete: „Ein dummer Bauer hatte zwei Kühe. Die eine Kuh war auf der Weide, die andere befand sich im Stalle. Wie viel Ochsen sind das?" Ich denke, mit dieser Frage hat sich Dingelstedt selbst charakterisiert. Sie zeigte eben nur wieder den Unmut und Groll darüber, daß er sich in ein Joch geschmiedet fühlte, von dem er wähnte, es nimmer und nie zerbrechen zu können. Das für unmöglich Gehaltene gelang ihm später doch. Noch mehr: das Glück war ihm so günstig, ihn an die Hoftheater zu München und Weimar und zuletzt an das Hofoperntheater und Burgtheater zu Wien als Direktor zu bringen, wo er sich vor den Augen der ganzen gebildeten Welt zum wahrhaft genialen Dramaturgen emporraffte, der, mit seinem Schicksal jetzt versöhnt, zweifellos an das unselige Wort, daß Religion eine Borniertheit sei, nie wieder gedacht hat.

Vergessen auch wir es! Und halten auch wir Franz Dingelstedts, des Freiherrn von Dingelstedt ruhmreiches Andenken für jetzt und immer in Ehren!

Digitized by Google

Des Mönches wunderbares Buch.

Frei nach dem Englischen des Amerikaners **Thomas Bailey Aldrich**
wiedergegeben von **Alluna Vagl.**

Der Bruder Hieronymus
Empfand ob jugendlicher Schuld
Gar tiefe Reu'. „Wenn einst ich sterb'",
Sinnt er, „taucht meine arme Seel'
Nach grauser Fahrt durchs dunkle All
Gewiß ins ewige Feuermeer!
Dort bleibt dem bangen Blick entrückt
Des Heilands mildes Angesicht
Und seiner Mutter süßes Bild,
Wie sie dem Sohn zu Füßen thront.
Ach, allzu kurze Spanne Zeit
Beut mir das Alter zum Bereu'n
Und Sühnen, was mein Lenz verbrach!"
So klagte Hieronymus
An einem Abend im April
In seiner Zelle Einsamkeit.
Kaum traf der Glocke Ton sein Ohr,
Die in den Chor die Mönche rief.
Doch stand er auf, denn ihm oblag
Die Speisung des bedürftigen Volks
Allabendlich im Klosterhof.
Stets war ihm dies ein traut Geschäft,
Heut' aber schien es ihm recht hart:
„Ist das für mich ein würdiges Amt,
Zu speisen hungrig Bettelvolk!
Gibt es nichts Höheres denn zu tun,
Ein stolzes, reines, schönes Werk,
Das über meinen Tod hinaus
Bestünd' und dauernd Gutes wirkt'?"
Da fiel des Klosters Schatz ihm ein,
Die alten Bücher, goldverziert
Und durch bewegter Zeiten Flucht
Bewahrt in heiliger Mauern Hut.
Nicht Heidengrimm noch Ketzerhaß
Zerstörte dieses teure Gut.
Dem Mönche schienen sie nicht stumm;
Nein, Helden, Heilige, Märtyrer,
Was sie erzählten, waren ihm
Die staubigen Bände altersgrau,
Verwahrt in eichner Bücherei. —
Zu diesem still entlegnen Raum
Lenkt er bedächtig seinen Schritt
Im flackernden Laternenschein;
Beugt dort sich in des Lichtes Kreis
Auf einen großen, schweren Band.
Des' Schrift umgab in farbigem Glast
Ein Kranz von Bildern: Engelein,
Umstrahlt vom Schein des Amethysts,
Blutzeugen, voll ergeb'nen Muts
Auf glühendem Holzstoß; weiter dann
Evangelisten, ernsten Blicks,
Der Büßerin sonniges Lockenhaar.
Dort aus der Worte Zeil' entflog
Ein buntes, fremdes Vögelein,
Hier rankten Blüten sich am Rand
In holder Wirrnis, — Rosen rot'
Und weiße, Tulpen und Aglei
Und Anemonen. Leben haucht
Des Mönchs Entzücken ob der Pracht
Des Bildschmucks toter Farbe ein;
Der Lenzwind, der die Stirn ihm streicht
Durchs Fenster, bringt den Duft dazu.
Der Bruder rief: „O Jungfrau mild,
Wer solches einstmals hat gemalt,
Hat wohl den Himmel sich verdient,
War auch von Schwachheit voll sein Sinn!
Gewiß war Gott ihm gnädig! Herr,
Mich drängt's zu solcher Künstlertat.
Kein Mönch, soweit ein Münster steht,
Schreibt so getreulich ab wie ich,
Malt Initialen auch so schön.
Ja, diesem Werk will ich mich weih'n

Digitized by Google

Zu meinem Heil. Nun rasch daran.
Auf glatte Blätter schreib' ich fein
Die Offenbarung Sankt Johanns.
Und wirk' ich so in frommer Hast,
Mag ich der Sünden werden frei."

Ohn' Aufschub macht er sich bereit.
Vom Morgenrot zum Abendschein
Sitzt er gebeugt, reiht Wort an Wort
Mit unaufhaltsam zähem Fleiß.
Er setzt nicht aus, nur zum Gebet,
Des Nachts wohl auch; doch Ungeduld
Raubt ihm den Schlaf, er harret wach
Aufs neugeborene Sonnenlicht, —
Nicht Ruhe gönnt sein Vorsatz ihm,
Wie einem, den der grimme Tod,
Eh' er das heiß ersehnte Ziel
Erreicht, zum letzten Schlafe heischt.
Zuweilen trifft des muntern Bachs
Gemurmel fernher doch sein Ohr,
Durchs Fenstergitter grüßend winkt
Und nickt ein blühender Geisblattzweig
Und meldet, daß nun Sommer sei.
Auf grünem Stuhl im Ulmenbaum
Ein Vöglein singt, des Waldes Abt,
Gar fromme Psalmen, — hoch auf horcht
Der Mönch, versteht's und lächelt froh.
Solang' der Sommer Segen wob,
Sah er voll Lust das Werk gedeih'n.
Langlockige Engel malt geschickt
Sein Pinsel, Bilderschmuck entsteht
Auf jedem Blatt des neuen Buchs.
Der armen Leute dacht' er kaum,
Die ihn vermissen jeden Tag.
Mahnt aber sein Gewissen ihn,
Beruhigt er es: „Meine Sorg'
Ist Seelenspeise, Leiber nicht
Will ich fortan betreuen!" Doch
Oft stiehlt ein hungrig Antlitz sich
Vor seines Geistes Aug' und trübt
Mit leisem Dauern ihm den Blick.

Da kam ins Land viel Ungemach:
Das Korn ward faul, es gab kein Brod,
Vom grünen Bergland nieder sank
Giftschwang'rer Dunst, Odem des Tods,
Der schwer und feucht die Flur umspann.
Drauf kam das Siechtum, grüngefleckt,
Das furchtbare Gespenst der Pest.
Es löschte heller Augen Licht,
Es trennte Herzen, die sich kaum
Gefunden, ohne Mitleid. Weh',
Verzweiflung, Elend allerorts!
Das stille Tal füllt Gram und Harm
Und unstillbarer Jammerlaut.
Der Gatte flieht die Gattin, weit
Entweichen Mütter, lassen Haus
Und Kind im Stich' und laufen blind
Durch öde Gassen, irr vor Schmerz.
Verblendet Bauernvolk erstürmt' —
So arg verkehrte Angst den Sinn —
Schloß Cragwood auf dem nahen Berg,
Erbrach den Keller, raste wild
In Trunkenheit. Und schwerer stets
Hing überm Land das Leichentuch
Des giftigen Nebels; kaum durchbrach
Bei Tag den Kampf ein dürftiger Schein,
Der Mond verbarg des Nachts sich ganz.
Als wär im Weh' sein Licht versiegt.
Zu zwei und zwei entsandt' der Abt
Die Mönche ins geprüfte Land
Für Kranke zum ersehnten Trost,
Für Tote zum Geleit ins Grab.
Der Bruder Hieronymus
Verblieb allein im leeren Haus:
„Mag werden, was da will, ich muß
Vollenden, bald ist's nun geschehn!"
Er zieht vors Pult den hohen Stuhl
Und geht mit zager Scheu ans Werk,
Das hehre Bildnis Sankt Johanns
Zu malen als sein Meisterstück.
Mit frommer Sorgfalt zeichnet er
Das Haupt, legt's an in zartem Ton, —
Da plötzlich, hilf, allmächtiger Gott!
Nicht des Apostels mild Gesicht,
Ein Totenschädel blickt ihn an.
Mit lautem Schrei springt er empor:
„Treibst an mich so zu meiner Pflicht?"
Ruft er, „weil ich mein Herz verschloß.
Ob Du auch laut mich mahntest, Herr!
Der Du des Menschen Denken kennst,
Du weißt, wohin mein Trachten ging:
Dein Wort den sündigen Seelen lieb
Zu machen durch der Bilder Zier.
Nun bleib', obgleich dem Ende nah,

Digitized by Google

Doch unbeschlossen dieses Werk!
Ich laß es gern und folge Dir,
Dem galiläischen Fischer gleich,
Der freudig seine Netze ließ
Und Jesu folgte, seinem Herrn!"
Er schloß mit ehrfürchtiger Hand
Und schweigend sein kostbares Buch;
In die Kapuze das Gesicht
Verhüllt, ging er hinaus ins Land,
Ins heimgesuchte. Freude war
Im Himmel wohl an diesem Tag
Ob dieses Mönchs Entsagung, mehr
Als über neunzig Fromme, die
Der Neigung Macht niemals verspürt.
Was er auf seinem Weg gebracht
An Trost den Herzen leidensmüd,
Wie er das Elend Schritt für Schritt
Mühsam auf allen Pfaden fand, —
Das steht verzeichnet in dem Buch,
Das einst am großen Löhnungstag
Zu Gottes Ehr' verlesen wird.
Die Wochen floh'n, es kam der Tag,
Da wieder frei die Sonne schien;
Das Siechtum schwand, die Angst entschwand
In Dorf und Stadt ertönte hell
Von allen Türmen Glockenklang:
Die Pest ist aus, Gott sei gelobt.
Und überall erschallt in Lust
Musik zu Tanz und heitrem Spiel,
Im Jubel wird die Nacht zum Tag.
Doch weh', die Krankheit faßt zuletzt
Noch Bruder Hieronymus.
Er wankt durch die erlöste Stadt,
Durchs winterlich entblößte Land,
Ein bleicher Schatten, klosterwärts.
Auch da herrscht Schweigen feierlich
In manchem einst bewohnten Raum!
Von denen, die in langem Zug
Gewandert ins geprüfte Land,
Kaum zwanzig kamen heil zurück.
Die Lippen im Gebet bewegt,
Ersteigt der Mönch mit bangem Blick,
Wie ein gebannter Kirchhofsgeist,
Die Stufen zu der Bücherei.
Nur noch ein letztes Mal will er
Betrachten sein geliebtes Buch.
Da liegt es offen auf dem Pult, —
Schloß er's nicht zu, als er's verließ?
Er tritt heran, er steht erstaunt:
Es hatte eine Engelshand
Vollendet, was nicht fertig war!
Nach seinem Plan war's ausgeführt;
Am letzten Blatte „FINIS" stand
In Gold gemalt. Kein Menschenkind
Hätt' es so schön zustand' gebracht,
Selbst Bilfrid nicht, der fromme Mann,
In hoher Kunst bewandert, nicht
Der kundige Schreiber Ethelwold,
Nicht Durhams Bischof, der in Gold
Die ganzen Evangelien schrieb
(Ein Schatz, den England stolz bewahrt).
Der Mönch erstarrt, nicht sprach er mehr.
Am letzten Wort hing fest sein Blick
Und seine müde Seel' entfloh
Dem Elend dieser sündigen Welt;
Des Klosters Glocken riefen laut
Zur Feier der Geburt des Herrn. —

Wirrsal des Krieges, die seither
Die Länder plagte, Reiche schied,
Hat auch des Bruders Werk verweht,
Sein seltsam wunderbares Buch.
Doch wenn auch nichts davon verblieben, —
Vergebens hat er nicht geschrieben.

Digitized by Google

Umschau.

Grenzen des Schauspiels. Daß es Grenzen der Kunst gibt, wissen wir. Der Kunst im allgemeinen sowie der einzelnen Künste im besonderen. Wir wissen, daß dem Maler die Ausdehnung im Raume, dem Bildhauer die Beschränkung auf die Fläche und beiden das zeitliche Nacheinander versagt ist. Allmählich fangen wir sogar an zu begreifen, daß auch der Musiker nicht hexen kann, daß es auch in der Musik Grenzen gibt, die man nicht ungestraft überschreitet. Wir fangen endlich an zu begreifen, daß man wohl Gefühls-, aber nicht Verstandesprobleme in Töne setzen kann. Nur vom Dramatiker verlangen wir Unmögliches, denn beim Drama wissen wir nichts von einer Grenze oder wollen nichts davon wissen. Es soll die heterogensten Elemente in sich vereinen, soll naturwahr bis zum letzten I-Tüpfelchen und doch poetisch sein, soll Spannung, dramatische Höhepunkte und einen Schluß, der gegen das Vorhergegangene nicht abfällt, besitzen, soll — ja was soll es denn nicht?

Und doch hat das Drama genau so seine Grenzen wie jede andere Kunstgattung. Ja, vielleicht sind die Grenzen bei keiner anderen so eng gezogen als gerade beim Drama. Daß wir diese Grenzen erreicht haben, daß wir uns an ihnen wundreiben, beweist der Stillstand der dramatischen Produktion, beweist, daß die letzten Jahre kein großes, einwandfreies dramatisches Werk hervorbrachten. Deutlich fühlen wir, daß, was gestern noch umjubelt wurde, nicht einmal Kraft genug besaß, sich bis heute zu halten. Und in unserem Groll und unserer Unzufriedenheit sind wir ungerecht geworden, haben vergessen, daß wir es waren, die dem Dichter gestern zujubelten und ihm den Weg zeigten. So kam es, daß wir nichts mehr wissen wollen von Sudermanns glatter Theatertechnik, nichts von den mehr lyrisch aufgebauten Dramen Gerhard Hauptmanns. Aber ebensowenig können wir uns darüber täuschen, daß uns auch die Klassiker nicht mehr das sein können, was sie ihrer Zeit waren. So tasten wir herum, fühlen deutlich, daß uns das Alte nicht alles bieten kann, fühlen aber auch, daß uns das Neue unbefriedigt läßt. Dieses am meisten. Warum, wissen die meisten von uns freilich nicht. Nur aus der ablehnenden Art, wie sich Publikum und Kritik dem Großteil der neuen Stücke gegenüber verhalten, und aus dem zögernden Schwanken unserer Bühnendichter sehen wir, daß es gärt im Kreise der Schaffenden, Genießenden und Beurteilenden.

Als vor Jahresfrist Schnitzlers „Einsamer Weg" durch die Berliner zur Aufführung gelangte, da lobte die Kritik einmütig die feine Zeichnung der einzelnen Gestalten, tadelte aber die geringe dramatische Handlung und das Fehlen jeder Spannung und bemerkte ganz richtig, daß Schnitzlers Stück eigentlich eine dramatische Novelle, aber kein Drama sei. Was aber die Kritik, oder besser gesagt, die Kritiker nicht bemerkten, das war, daß die Technik des Schnitzlerschen Stückes das Ende des Dramas überhaupt bedeutet. Und trotzdem wäre es ungerecht, dem Dichter

Digitized by Google

einen Vorwurf daraus zu machen. Denn er hat nur die Forderungen erfüllt, die man im Streben nach fortschreitender Entwicklung an das Drama gestellt hatte. Wenn dies zum Ruin des Dramas und Schauspieles überhaupt führt, so liegt die Schuld an diesen Forderungen nicht an dem, der sie befolgt.

Schon die erste dieser Forderungen, die Naturwahrheit, ist unerfüllbar. Immer und jederzeit wird der Dichter nur einen Teil der Wirklichkeit und diesen nur von einer Seite darstellen können. Man muß bedenken, welche Menge von Vorgängen und Handlungen zwischen denen des Dramas liegt. Was muß Hamlet in der zwischen dem zweiten und dritten Akte liegenden Zeit erfahren, geschaut und erkannt haben, daß er selbst Ophelia, an die er doch glaubte, verstößt, was muß zwischen den beiden Brüdern Stockmann („Volksfeind") außer den Vorgängen auf der Bühne vorgefallen sein, ehe es zum gänzlichen Bruche im letzten Akt kommen kann! Doch das Gesetz des Raumes und der Zeit zwingt den Dichter, nur die wichtigsten und ausschlaggebenden Dinge in den Bereich der Darstellung zu ziehen, ebenso wie es ihn zwingt, uns nur ein Bild des wirklichen Gesprächs im dramatischen Dialog zu geben. Im Leben sprechen die Menschen nicht nur über die große Hauptsache, die sie bewegt, sondern werden fortwährend durch tausend Kleinigkeiten unterbrochen, während der Hauptgegenstand selbst oft unausgesprochen bleibt und nur in Geberden, im Mienenspiel zum Ausdruck kommt. Darum ist auch jede Liebesszene, und mag sie vom Dichter noch so meisterlich gedacht sein, unwahr. In solchen Momenten pflegen die Menschen überhaupt keine Worte zu sprechen, weder große noch kleine. Die wahre Liebesszene müßte pantomimisch dargestellt werden. Welcher Dichter aber hat die Bescheidenheit und den Mut, den poetischesten Teil seines Werkes nur in Regiebemerkungen anzudeuten und die Ausführung dem Darsteller zu überlassen? Aber nicht nur in diesem Falle wird die Bühnendarstellung die psychologische Wahrheit unmöglich machen und umgekehrt. Ganz besonders was den Gefühlsausdruck betrifft, werden wir uns zum Kompromiß oder, wie es in der Handwerkssprache heißt, zur Konvention herbeilassen müssen. Denn in dem Maße, als der Dichter seine Gestalten psychologisch vergeistigt, in dem Maße, als er ihre Seele bloßlegt, in dem Maße werden sie an Plastik und Farbe verlieren, sie werden dem Zuseher im Gegensatze zur beabsichtigten Wirkung blutleer und konstruiert erscheinen. Ebenso klar ist es, daß durch die tiefer gehende psychologische Zeichnung der einzelnen Gestalten die Handlung des Dramas aufgehalten wird, denn es werden so und so viele Gespräche zu deren Charakterisierung notwendig, die für den Gang der Handlung eigentlich belanglos sind, ja nur hemmend auf ihn einwirken. Was aber schwer in die Wagschale fällt, ist, daß die Gefühlsäußerungen der heutigen Menschen naturgemäß andere sind als die ihrer Vorfahren. Ja noch mehr: in vielen Fällen und zwar gerade in den Momenten höchsten Affektes, in höchster Lust und furchtbarster Seelenpein, kurz für unsere tiefsten und heiligsten Gefühle wird uns, wie schon erwähnt, ein starker, nach außen hin erkennbarer Ausdruck — und nur ein solcher kann für die künstlerische Wiedergabe in Betracht kommen — überhaupt fehlen. Man vergleiche nur den alten Miller, Meister Anton und Akademiedirektor Wegrath („Der einsame Weg") beim Tode der Tochter; während Miller mit dem Ausrufe „O Jesus!" an seiner Tochter Leiche zusammenbricht, läßt Hebbel seinen Meister Anton nur den Ausspruch tun: „Ich verstehe die Welt nicht mehr." Und Wegrath wendet sich überhaupt nur stumm schmerzlich ab, als er den Tod seiner Tochter erfährt.

Digitized by Google

Damit sind wir aber nicht nur an der Grenze des Dramas, sondern an der der Darstellungsmöglichkeit und damit an der des Schauspiels überhaupt angelangt. Denn nicht nur vom dramatischen Dichter, auch vom Schauspieler verlangen wir Unmögliches, indem wir Forderungen an seine Kunst stellen, deren Erfüllung schon deshalb unmöglich ist, weil sie sich selbst widersprechen. Der Grundsatz, daß jeder Vorzug einen Nachteil in sich schließt, daß jedes Licht naturgemäß Schatten verursacht, sollte uns lehren, daß kein Darsteller, und wäre es auch der genialste, imstande ist, einerseits jedes psychologische, sprachliche und wenn möglich noch epigrammatische Detail herauszuziselieren und anderseits eine gewaltige, aus einem Guß geschaffene Leistung zu bieten. Das hieße vom Aquarellisten verlangen, er solle sein Bildchen als Freskogemälde ausführen, oder vom Bildhauer, er solle eine Kolossalstatue mit denselben feinen Äderchen und Fältchen versehen wie eine Nippes-Figur.

Und darum wird unser Drama immer mehr verfallen, wenn wir nicht rechtzeitig einsehen, daß es nicht alles kann. Vor allem eines nicht: die Wirklichkeit ersetzen. Das Grundwort des Wortes Schauspiel heißt Spiel. Und Spiel, wenn auch ernstes, d. h. festliches Ereignis, soll es auch immer bleiben. Ein Schimmer von Schönheit und Glanz soll es wieder umgeben. Wieder wie einst soll der Dichter, nicht der Nachzeichner, den Hauptanteil am dramatischen Schaffen haben. Und wieder soll sich in der Anordnung der Handlung das Ineinandergreifen und Sichverschlingen der Schicksalsfäden widerspiegeln. Statt auf das Äußere der Vorgänge soll des Dichters Blick wieder in den innern Zusammenhang der Dinge dringen und sein Ohr der Stimme des Weltgeistes lauschen; der Dichter soll selbst wieder zum Schöpfer werden, der, ein Halbgott, das Walten der Verkettungen, die die Menschen Schicksal oder Vorsehung nennen, erfaßt und zusammengedrängt, gewissermaßen im Extrakt, wiedergibt.

Dazu gehört aber vor allem, daß die andern, die Schauenden und Hörenden, mitarbeiten, daß der Phantasie des Dichters die der Genießenden gegenüberstehe; daß das Volk des Dichters Sprache verstehe und von ihm nicht verlange, er möge sklavisch treu die Wirklichkeit nachahmen, — nicht die grandiose Wirklichkeit des Weltganzen, sondern die kleinliche, alltägliche, wie Hinz und Kunz sie sehen. Und wieder wird jenes Übereinkommen zwischen Publikum und Dichter bestehen müssen, das wir mit einem häßlichen Handwerksworte Konvention nennen, das aber ungleich mehr ist als ein bloßer Vertrag zwischen Gebenden und Nehmenden. Denn jede Kunst, ganz besonders aber die des Schauspiels, beruht auf diesem Übereinkommen.

Karl M. Brischar.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien

Digitized by Google

Arbeitsteilung und Werkvereinigung beim Betriebe der Wissenschaft.

Vortrag, gehalten bei der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien, am 4. Mai 1907.

Von **Otto Willmann.**

Das Thema, zu dessen Behandlung mich Ihr ehrendes Vertrauen berufen hat, gehört der Wissenschaftslehre an, aber die Ausdrücke zu dessen Bezeichnung: Arbeitsteilung, Werkvereinigung, Betrieb, sind der Wirtschaftslehre, der Nationalökonomie, entlehnt. Damit erscheint auf den ersten Blick das Ideale in das Materielle niedergezogen, aber näher betrachtet liegen in den Begriffen: Arbeit, Werk, Betrieb auch ideale Momente. Betrieb ist das lateinische studium, das griechische πραγμάτεια, und die Worte bezeichnen ebensowohl die den geistigen Dingen zugewandte Bemühung wie die Bearbeitung materieller. Mag man bei Werk zunächst an das mit der Hand Gewirkte denken, so spricht man doch auch von einem Lebenswerke, nennt man die Schöpfungen des Künstlers, des Dichters, des Gelehrten deren Werk, kann Aristoteles von der Tugend als dem dem Menschen eigenen Werke reden. Nicht weniger reicht die Arbeit in das ideale Gebiet hinein: die Kopfarbeit hat die führende Stelle, alle Arbeit hat ein sittliches Moment. Die materiellen Güter der Wirtschaft sind mit geistigen Gütern durchsetzt, teils mit Eigenschaften der Person, wie Fleiß, Gewissenhaftigkeit, teils mit Werten überpersönlicher Art: mit Aufgaben, Normen, Vorbildern, Ideen. Diese dem Nationalökonomen im Gedächtnisse zu erhalten, ist nützlich und notwendig, aber auch für die Betrachtung der Forschungsarbeit ist es förderlich, daran zu erinnern, daß sie ebenfalls Güter erarbeitet und verarbeitet, welche sich über die Person, ja über Generationen hinaus erstrecken.

Von der Wirtschaftslehre wurde die Arbeit zunächst nach Seiten ihrer Teilung untersucht; erst Roscher hat den Ausdruck: Werkvereinigung geprägt, der ergänzend auf die endgiltige Wiederverknüpfung des Geteilten hinweist. Eine weitere Ergänzung hat Theodor Petermann, der Dirigent der (soziologischen) Geheftiftung in Dresden, hinzugefügt: die Werkfortsetzung; die geteilte Arbeit muß sich nicht nur zusammenschließen, sondern auch an das schon Erarbeitete anlagern, wie es im Evangelium heißt: „Andere haben gearbeitet und ihr seid in ihre Arbeit eingetreten" (Joh. 4, 38).

Wie in der Wirtschaft, so zieht auch im Betriebe der Wissenschaft die Teilung der Arbeit zunächst die Aufmerksamkeit auf sich, zumal in unserer

Digitized by Google

Zeit, wo die Maxime, im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln, zu so reichen Ergebnissen geführt hat. Die Spezialisierung der Forschung, die Zerlegung des Kreises der Wissenschaft in Sektoren charakterisiert deren heutigen Betrieb. Wir müssen auf ältere Zeiten zurückgreifen, um das ergänzende Moment, das Streben nach Werkvereinigung, anzutreffen. Ein solches tritt uns zunächst im 17. Jahrhundert entgegen, wo man es sich angelegen sein ließ, die Wissensgebiete, die das vorangegangene 16. angebaut hatte, zu einem orbis doctrinae zusammenzufassen. Das ist die Zeit der Polyhistorie, der Polymathie, der Pansophie, der Gelehrtenrepublik. Es wiederholt sich da eine Abfolge, wie sie schon das Altertum zeigt; in der alexandrinisch-römischen Zeit ist auch das Streben lebendig, die damals sich schon verselbständigenden Wissensgebiete abgestuft zusammenzuordnen, um eine ἐγκύκλιος παιδεία, eine allgemeine Bildung zu gewinnen, eine Werkvereinigung des Wissens, an welche die Erinnerung durch unser Wort Enzyklopädie erhalten geblieben ist. Greifen wir aber noch weiter zurück auf die Anfänge unserer Wissenschaft bei den Griechen, so erscheint nicht die Teilung, sondern die Einheit als das Ursprüngliche. Was Pythagoras Philosophie nannte, war Forschung, Wissenschaft überhaupt und das Stammwort von φιλοσοφία: σοφία, Weisheit, bezeichnet universales Wissen, oder wie die gangbare Definition lautet: der göttlichen und der menschlichen Dinge Erkenntnis. Hier bedurfte es keiner Werkvereinigung, sondern die Werkeinheit galt als das Ursprüngliche und bleibend Vorgezeichnete, die Wissenschaft als den Wissenschaften vorausgehend im Sinne jener Anschauung der Alten, daß überhaupt das Ganze vor den Teilen ist, zwar nicht aktuell, aber ideell, als das vorwaltende, maßgebende Prinzip.

Heute ist man geneigt, solche Anschauungen als altertümliche, sublime, aber nicht zu realisierende Ideale der Geschichte zuzuweisen. Auch die so viel näher liegenden enzyklopädischen Bestrebungen haben keinen Reiz mehr; ein Polyhistor zu sein, ist für den heutigen Gelehrten kein Gegenstand des Ehrgeizes; ja das Wort „Gelehrter" selbst hat etwas von seinem Vollklange eingebüßt, man will lieber Mann der Wissenschaft, Forscher heißen; tiefdringende exakte Forschung gilt mehr als in die Breite und Weite gehende Gelehrsamkeit. Was heute der wissenschaftlichen Arbeitsteilung einigermaßen die Wage hält, sind Institutionen aus früherer Zeit: einerseits die Akademie der Wissenschaften, welche der Periode der Polyhistorie entstammt, andererseits die Universität, die als universitas litterarum die Sektoren des Wissens zusammenfaßt, ein Erbe aus dem Mittelalter, welches darin die Form für den Betrieb der antik-christlichen Wissenschaft gefunden hatte. Institute dieser Art können aber zunächst nur den Rahmen der wissenschaftlichen Werkvereinigung abgeben; sie fördern diese selbst erst, wenn sie den Forschern Antrieb gewähren, über die Teilgebiete des Wissens hinauszublicken und das Ganze der Wissenschaft als solches ins Auge zu fassen. Dann erst vermögen sie Quellen von Selbstverständigungen, Reflexionen, Überzeugungen zu werden, welche die Einzelarbeit übergreifen und ein wissenschaftliches Gemeinbewußtsein tragen könnten. Die grundlegende Überzeugung kann keine andere sein, als daß es überhaupt ein Wissen gebe, und dies nicht bloß in dem subjektiven Sinne von Bildung, Gelehrsamkeit, sondern auch in dem objek-

Digitized by Google

tiven von Wissenskapital, Kenntnisschatz, wie dies ja unser Wort: Wissenschaft ausdrückt, welches das lateinische scibile, das griechische ἐπιστητόν einbegreift. Erst damit ist ja ein Wissenswerk gegeben, und die Forderung von dessen Fortsetzung ist Gegenstand einer weiteren Überzeugung: was der einzelne ist, erarbeitet, ist nur Zuwachs zu dem schon Vorhandenen und gering gegen das, was schon da war; die Wissenschaft wächst wie ein Baum, der Jahresringe anlegt, organisch nach eigenem Gesetze.

Reflexionen der Art sind als gelegentliche Antwort auf die Fragen: Was soll dein Tun und Treiben? Wofür bemühst du dich? keinem ernsteren Forscher fremdartig; sie können und sollten aber bis an die Schwelle der Wissenschaftslehre leiten; weit genug geführt, gäben sie auf einen eigenen Forschungsbezirk Ausblick. Das Treibende dabei ist der Gedanke des Objekts der Forschung und des Wissens. Ist es das unabsehbare Gebiet des bunten und wechselnden Vielerlei von Erscheinungen, das uns als Wirklichkeit umgibt? Den Ausgangspunkt des Forschens bildet dieses gewiß, aber doch nicht den Schlußpunkt. Was wir forschend erkennen wollen, ist das Einheitliche im Vielen, der Bestand im Wechsel, das Wesen in der Erscheinung, die Wahrheit im Wirklichen. Und warum wenden wir lebenslange Mühe auf diese Aufgabe? Doch nicht allein, um uns Mittel der Kultur zur Dienstbarmachung der Natur, zur Ausnützung der Dinge zu beschaffen, sondern weil ein Drang dazu in unserer Natur liegt, in unserem Wesen, in unserer Bestimmung, in unserer Hinordnung auf Einheit, Wesenheit, Bestand, Wahrheit.

Dringen aber solche Reflexionen bis hierher vor, so ziehen sie auch das Wahlverwandte des älteren Denkens an sich. Mag der Name „Wissenschaftslehre" neu sein, — er rührt von Fichte her, — ihr Bestand ist so alt wie die Lehren vom Denken und Sein: die Dialektik, die Logik, die Metaphysik. Diese stellen auch einen Baum mit Jahresringen dar, und ihre Anfänge bieten gerade das, was die Reflexionen über Werkvereinigung suchen: die Anschauung der ursprünglichen Werkeinheit, der ideellen Einheit der Wissenschaft vor ihren Teilen, den Einzelwissenschaften. Es sind sublime, aber keineswegs veraltete Gedanken, wie sie sich in den Namen und Prädikaten der Philosophie als Weisheitsstreben, als Wahrheitslehre, als Prinzipienwissenschaft, als Vollendung unserer Geistnatur u. a. erhalten haben.

So erschließt sich ein zentrales Wissensgebiet nicht als bloße Forderung, sondern ebensowohl als Erbgut der Vergangenheit. Wenn man aber etwa nur einen Teil davon, die Denklehre, die Logik gelten lassen wollte, so hieße das, das Zentrum wieder in Sektoren zerfällen, die Werkvereinigung wieder in Arbeitsteilung umschlagen lassen. Die Lehre vom Denken und die Lehre vom Sein sind untrennbar, denn ohne Realgehalt wären unsere Gedanken leer; die Denkgebilde, mit denen die Logik zu tun hat, die Inhalte des Forschens und Wissens haben so gewiß eine Daseinsform, so gewiß sie ihr Gesetz in sich tragen, dem sich unser Denken konformieren muß, wenn es wahr sein soll. Sie sind organisch, wie es diese großen Gebilde sind, zu denen sie sich zusammenfügen: die Wissensgebiete, zuhöchst die Wissenschaft. Lehrt uns die Logik, den Denkgebilden nachzugehen, wodurch sie Methodenlehre, d. i. Lehre von den Denkwegen wird, so weist sie uns auch auf die Anfänge des Weges hin, die Prinzipien, die ἀρχαί.

Digitized by Google

Methoden ohne Prinzipien sind Wanderungen ohne Ausgangs- und Zielpunkt. Die Prinzipien aber sind Gegenstand eines unentbehrlichen Wissensgebietes: der „ersten Philosophie", wie es Aristoteles, — der Metaphysik, wie es seine Schüler nannten. Die Prinzipienlehre würde aber nicht erste Philosophie heißen können, wenn sie nichts von dem ersten Prinzip, von welchem Einheit und Wesenheit, Bestand und Wahrheit stammen, also von den göttlichen Dingen, zu lehren hätte.

So etwa würde sich das Denken über die Werkvereinigung des Wissensbetriebes gestalten, wenn es seinen innern Impulsen folgte, aber es ist eine traurige Tatsache, daß die heutige Anarchie in dem philosophischen Gebiete solche Impulse nicht aufkommen läßt oder sogleich in ihre Wirbel zieht. Das Zentrum, in dem sich die Werkvereinigung vollziehen sollte, ist nicht nur zerfällt, sondern zerrissen. Zwischen Logik und Metaphysik klafft ein Spalt. Eine Denklehre möchte man behalten, aber eine Seinslehre gilt als überlebt. Der große Kant hat ja der Metaphysik ein Ende gemacht und der Apostel des Positivismus, Comte, hat sie als den Larvenzustand der exakten Wissenschaft aufgezeigt. Der Nachlaß der verstorbenen Metaphysik ist verzettelt worden: der eine hat sich daraus die Atome gekauft, ein anderer die Energien, ein dritter den Entwicklungsbegriff, fast alle haben sich aus dem Begriffe der Einheit ein All-Eines zugeschnitten und stolzieren damit monistisch drapiert herum. Dem entsprechend ist hergerichtet, was man als Logik beizubehalten wünscht, eine Methodenlehre ohne Prinzipien, eine Denklehre ohne organische Denkinhalte, wohl oder übel einer der modernen Wissenschaften ans Schlepptau gegeben, den Fachbedürfnissen und dem Tagesgebrauche angepaßt. Der Gedanke, daß es auch bei diesen Dingen eine Werkfortsetzung geben sollte, ist ganz abhanden gekommen.

Es ist eine der größten Seltsamkeiten des widerspruchsvollen modernen Wesens, daß man sich bei der Einzelforschung der größten Exaktheit befleißigt: der empirischen bei der Beobachtung, der mathematischen, wo immer Größenbestimmungen in Betracht kommen, der historischen bei geschichtlichen Materien, — daß man aber, wenn es sich um Prinzipien handelt, der Willkür Tür und Tor öffnet. „Exakt" ist die Übersetzung des griechischen ἀκριβής, und Aristoteles hat sehr exakt über die ἀκρίβεια gesprochen, über die Grade ihrer Anwendbarkeit, über ihre Geltung für das Kleine wie für das Große; er nennt aber auch die Weisheit, d. i. die erste Philosophie, die exakteste der Wissenschaft (Eth. Nic. VII, 7), kennt also auch eine metaphysische Exaktheit. Eine solche ist der Neuzeit verloren gegangen, als man im 17. Jahrhundert die mathematische Exaktheit einseitig bevorzugte. Zu derselben Zeit reißt die Verwirrung der Terminologie in der Philosophie ein, wie das Eucken in seiner „Geschichte der philosophischen Terminologie" rückhaltslos dargestellt hat, und in dem terminologischen Babel ist die metaphysische Exaktheit vollends untergegangen. Die Abfolge der wechselnden Bedeutungen eines philosophischen Kunstwortes stellt eine förmliche Leidensgeschichte des damit bezeichneten Begriffes dar. Wie viel Sorgfalt verwendet man dagegen auf die Terminologie der Fachwissenschaften! Was bei der geteilten Arbeit als Gewissenspflicht gilt, hat für die Werkvereinigung keine Geltung, als ob für die peripherischen Wissensgebiete andere Gesetze gälten als für das zentrale.

Digitized by Google

Aber damit nicht genug der Seltsamkeiten! In den Teilgebieten hält man auf Anschluß des Neuen an das Alte, also auf Werkfortsetzung; für die Philosophie dagegen hat Kant die Parole ausgegeben, man könne alle früheren Versuche, eine Metaphysik zustande zubringen, als ungeschehen betrachten, und Fichte hat in jeder seiner immer neuen Bearbeitungen der Wissenschaftslehre erklärt, nun habe er endlich die richtige gefunden. Derartiges wagt man heute wohl nicht mehr, aber man preist beide Philosophen als bahnbrechende Denker und wird nicht müde, neue und neue Versuche zu machen. In den Einzelwissenschaften gilt also das Gesetz der Jahresringe, in der Zentralzone gilt das Schaffen aus freier Hand, das Gesetz der „Umkippungen", wie Kant gelegentlich seine Denkanläufe nannte.

Hier mag uns die Wirtschaftslehre ein Kriterium an die Hand geben. Was würde man zu einem Großbetriebe sagen, bei dem in der Zentrale ganz andere Geschäftsgepflogenheiten herrschen als in den Filialen und Zweiggeschäften, unterschieden wie Labilität und Stabilität, Willkürtreiben und besonnene Sorgfalt? Merkwürdigerweise hat gerade die wunderliche Meinung, daß dem Ganzen am besten gedient werde, wenn man die Einzelnen nach ihrer Willkür vorgehen läßt, die Wirtschaftslehre lange beherrscht. Es ist die allbekannte Theorie von Adam Smith, daß die Gesellschaft am besten gedeiht, wenn sie jeden schrankenlos seinen Egoismus betätigen läßt; also daß die autonome Arbeitsteilung von selbst sich zu einer harmonischen Werkvereinigung zusammensetzen werde, etwa nach dem Dichterworte: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten." Aber Smiths Rosen sind arg in Dornen ausgewachsen und in seinem Garten hat böses Unkraut Wurzel geschlagen. Heute hat die Nationalökonomie diese Irrlehre überwunden, dank dem tieferen Einblick in die menschliche Natur, der noch andere Triebkräfte als den Egoismus gezeigt hat, und dank der historischen Ansicht, welche die Werkfortsetzung eingeschärft hat, die solche Atomisierung der Arbeit als Widersinn erkennen läßt. Aber diese Irrlehre ist dem modernen Wesen zu kongenial, der Autonomismus und Individualismus liegen wie Imponderabilien zu sehr in der Luft, als daß jene nicht nachwirken sollte. Man liebt es, die sittliche Welt sich aus autonomen Tugendproduzenten zusammengesetzt zu denken, wie sich Smith seine nation of shopkeepers konstruiert hatte; auf die Sittlichkeit als Privatsache weist ja Kants kategorischer, autonomer Imperativ hin, und von den heutigen Übermenschlein hat ja jeder sein eigenes „Pflichtenhemd", wie Nietzsche es gut ausdrückt, höchst eigenen Gespinstes und Zuschnittes. Auch in der ungemessenen Spezialisierung der Forschung mit Geringachtung der zentralen Prinzipien liegt etwas von dieser Zeitkrankheit. Sie erscheint im Gebiete des Wissens als Verbindung von rüstiger Einzelarbeit mit lähmenden Vorurteilen: dem Agnostizismus, Phänomenalismus, Solipsismus, also mit den Meinungen: wir erkennen nicht das Wesen der Dinge; wir müssen uns beschränken, Gesetze für Erscheinungen zu registrieren; in dem, was wir wissen, wissen wir nur uns. Nun, wenn wir nicht mehr Wesentliches und Unwesentliches unterscheiden können, dann lohnt überhaupt kein Unterscheiden mehr; wenn wir nur Gesetze des Scheins herausbringen, so sind das Scheingesetze, die den Namen Gesetze nicht verdienen, weil sie nichts setzen; wenn wir in allem Wissen nur uns finden,

Digitized by Google

so tun wir besser, ganz in unserem intellektuellen Schneckenhause zu bleiben. Solche Perversitäten entspringen einem Irrtriebe der Erkenntniskraft; sie sind es aber, welche bei so vielen verhindern, daß jene Ansätze zu Reflexionen über die Einheit des Wissenswerkes die Schwelle der Wissenschaftslehre überschreiten; sie wirken zentrifugal und lassen schließlich das Zentrum ganz aus den Augen verlieren und die Werkvereinigung preisgeben. Solche Irrtümer sind, um ein antikes Bild zu gebrauchen, die Lamien, welche der Wissenschaft das Blut aussaugen, oder mit modernem Gleichnisse, die Bazillen, welche ihr die Schwindsucht bringen. Man kann auf seine Gesundheit viel sündigen, aber die Andauer der untergrabenden Kräfte rafft sie schließlich dahin: alle Entfaltung in die vielgeteilte Breite kann den Zerfall und damit schließlich den Verfall der Wissenschaft nicht aufhalten, wenn ihre zentralen Prinzipien das Opfer des Irrtums geworden sind und die Frage unbeantwortet bleibt: hat denn alles Forschen und geistige Arbeiten noch irgend einen Sinn? liegt denn Verstand darin, wenn in den Dingen kein Verstand liegt, ja es gar keine Dinge gibt?

Es könnte scheinen, daß damit zu schwarz gemalt würde, allein es wird nur ein besonderer Gesichtspunkt auf eine Krise angewandt, deren Bestehen tieferblickende Männer nicht leugnen. Es ist weniger die Zerreißung der Wissenschaft, die sie signalisieren, als das Schwanken ihrer Basis, also ein seismometrischer Warnungsruf. So sagt Rudolf Eucken in seiner Schrift: „Geistige Strömungen" 1904[3] im Vorworte: „Die Grundüberzeugung (des Buches) ist die Überzeugung von der Unsicherheit des Bodens, auf dem unser ganzes Kulturleben und mit ihm auch unsere wissenschaftliche Arbeit steht, die Überzeugung, daß dieses Leben nicht nur einzelne Probleme in Hülle und Fülle enthalte, sondern daß es auch als Ganzes einer energischen Revision und einer gründlichen Erneuerung bedürfe . . . Wir empfinden schwere Unwahrheiten, Phrasen, wo wir Wirklichkeiten, — Steine, wo wir Brot suchen . . . So erhebt sich immer dringender das Verlangen nach Klärung wie nach Befestigung, so wird auch die Philosophie immer zwingender zur Arbeit an diesen Lebensfragen aufgerufen." Friedrich Paulsen bezeichnet in seinem „System der Ethik" I, 149 als „tiefsten und letzten Grund den Mangel an einem Ideal, an einem herrschenden, die Gemüter erhebenden, die Willen begeisternden, die Vielen zur Einheit des Strebens führenden Ideal". So lauten die Klagen, wird aber die geforderte energische Revision irgend in Angriff genommen, das vermißte Ideal auf Grund der Ideen, von denen die Menschheit bislang gelebt hat, hingestellt, so erfolgt Achselzucken oder gar Schelten über solche Rückständigkeit. Man beschwichtigt sich durch einen Lethetrunk aus denselben Philosophen Kant, Fichte, Comte, deren Scheidewasser das Leiden hervorgerufen. Wir werden so an das Wort des Livius erinnert: Ad tempora, quibus nec vitia nostra nec remedia pati possumus perventum est. Wir sind bei Zeiten angelangt, in denen wir weder unsere Verkehrtheiten noch die Heilmittel dagegen ertragen können.

Das Heilmittel gegen den Zerfall der Wissenschaft kann aber nur eine Philosophie gewähren, welche zur Werkvereinigung dadurch befähigt ist, daß sie die ursprüngliche Werkeinheit, die Idee, daß die Wissenschaft vor den Wissenschaften ist, niemals preisgegeben hat, eine Prinzipienlehre, die auch

Digitized by Google

von dem ersten Prinzip, der höchsten Ursache und dem letzten Zwecke, dem A und Ω der Welt und des Menschenwesens, zu lehren weiß und dies in Werkfortsetzung von den Anfängen der Spekulation an ausführt: die antikchristliche Philosophie, die perennis philosophia. Sie ist uns wiedergegeben, dank jener lehrenden Weisheit, die aus der Enzyklika Aeterni Patris spricht, dem Weckrufe des großen Papstes, nach welchem unsere Gesellschaft ihren Namen führt; aber sie ist uns auch wiedergegeben vermöge der von allen Seiten antwortenden Regungen des christlich-spekulativen Geistes. Sie hat ihre Pflege gefunden in den Stätten, welche schon die erstehende christliche Philosophie großgezogen haben, in den Anstalten zur Bildung des Klerus, des säkularen wie des regularen.

An den theologischen Fakultäten wird sie gelehrt und bei uns geht die Wiener Hochschule den anderen vorbildlich voran. Aber auch in den Priesterseminarien findet sie bei uns, in Deutschland und allerwärts sorgfältige Pflege. Die Orden bleiben hinter ihren ruhmreichen Traditionen nicht zurück. Wo die gelehrten Vorschulen noch den katholischen Typus haben, wie in Belgien, der Schweiz, Amerika, wird schon in diesen auf philosophische Schulung Bedacht genommen. In Österreich ist Propädeutik wenigstens als Fach erhalten geblieben und kann ein gedeihlicher Betrieb derselben erhofft werden. Dem in der Lehrerwelt sich regenden philosophischen Interesse läßt sich mit Umsicht entgegenkommen; anderwärts sind philosophische Kurse versucht worden, die den in manchen Ordensschulen gangbaren Namen Philosophat erneuert haben.

Gehalten an die Aufgabe, den Zug zur Spezialisierung der Wissenschaft durch Geltendmachen ihrer Einheit in der Prinzipienlehre zu kompensieren, sind das höchst bescheidene Anfänge, und es gilt auch hier: die Ernte ist groß, aber der Schnitter sind wenig. Allein an der Aufgabe der Werkvereinigung hat sich von je und auf den verschiedensten Gebieten das katholische Wesen vermöge seiner wurzelhaften Einheit bewährt, und hier wie bei so vielen anderen Aufgaben haben wir einen nicht gering zu schätzenden Bundesgenossen: den Ernst der Zeit, der unerbittlich mit aller Halbheit und den inneren Widersprüchen aufräumt. Er kann dem heiligen Ernst unserer Sache nur förderlich sein.

Digitized by Google

Pius X. und Frankreich.

Von Universitätsprofessor Dr. E. Eichmann in Prag.

In Frankreich ist am 9. Dezember 1905 eine Ehescheidung größten Stils vollzogen worden: die Trennung von Staat und Kirche. Man stellt ja das Verhältnis von Kirche und Staat gerne unter dem Bilde einer Ehe dar, um die Gemeinsamkeit der Interessen, die beiderseitigen Rechte und Pflichten, die Harmonie beider Gewalten zum Ausdruck zu bringen. Die Trennung ist erfolgt durch einen einseitigen Machtspruch des Staates, unter rücksichtsloser Mißachtung eines völkerrechtlichen Vertrages, des Konkordates von 1801, und in einer Form, welche der vielgerühmten französischen Urbanität und Vornehmheit gerade kein günstiges Zeugnis auszustellen vermag. Durch den Gewaltakt ist über die katholische Kirche Frankreichs eine schwere Prüfung hereingebrochen, welche naturgemäß das Oberhaupt der Gesamtkirche und alle Teile und Glieder derselben in schmerzliche Mitleidenschaft gezogen hat.

Das einzige Erhebende und Tröstliche in der Tragödie, die sich unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der ganzen Welt abspielt, ist die bewundernswerte Disziplin, mit welcher Bischöfe und Klerus sich dem Urteil und den Weisungen des hl. Stuhles unterworfen und so die Hoffnungen jener zu schanden gemacht haben, welche mit einer Spaltung in der Kirche Frankreichs gerechnet hatten.

Pius X. hat durch die Enzyklika „Vehementer" vom 11. Februar 1906 das französische Trennungsgesetz verworfen; er hat durch eine zweite Enzyklika „Gravissimo" vom 10. August 1906 die Kultvereine insbesondere verurteilt und den französischen Katholiken verboten, sich dem Trennungsgesetze irgendwie zu unterwerfen. In der erstgenannten Enzyklika hat der Papst seinen ablehnenden Standpunkt in zusammenfassender Weise also begründet:

Das Gesetz versündigt sich an Gottes Majestät, indem es erklärt, die Republik habe mit keinem religiösen Kultus etwas zu tun; es versündigt sich gegen Natur- und Völkerrecht und an der Heiligkeit der Verträge; es widerspricht der gottgegebenen Verfassung der Kirche, ihren tiefinnersten Prinzipien und ihrer Freiheit; es nimmt der Kirche ihr Eigentum und beschränkt ihre Eigentumsfähigkeit; es behandelt die Person des Papstes und den Hl. Stuhl in unwürdiger Weise und ist eine tiefe Kränkung für die Bischöfe, den Klerus und das katholische Volk.

Digitized by Google

In seiner Allokution vom 21. Februar 1906 hat Pius X. sich in noch schärferer Weise ausgesprochen und besonders hervorgehoben, daß die Bestimmungen des Gesetzes geeignet seien, kirchlichen Spaltungen Vorschub zu leisten.

Das ist in Kürze der Standpunkt des Papstes. Über seine Haltung haben viele unter uns, Freunde und Feinde der Kirche, den Kopf geschüttelt: „Pius ist kein Diplomat," sagen die einen; „er ist ein Intransigent," sagen die andern. Die einen wie die anderen tun dem Papste unrecht. Die einen, weil sie nicht bedenken, daß alles „Diplomatisieren" dort aufhören muß, wo Prinzipien der Kirchenverfassung in Frage gestellt sind; die andern, weil sie die Haltung des Papstes nur von ihrem Standpunkte aus beurteilen, statt sich in die Auffassung und Situation des Kirchenoberhauptes hineinzudenken. Wer ein sachgemäßes Urteil über das Verhalten Pius X. gegenüber der Kirchenpolitik Frankreichs gewinnen will, muß sich vorerst mit der betreffenden französischen Gesetzgebung und mit den Grundlagen der katholischen Kirchenverfassung völlig vertraut gemacht haben; erst dann, wenn er die „Trennung" samt ihren Konsequenzen im Lichte der gottgegebenen Verfassung der Kirche betrachtet, wird der Standpunkt Pius X. seine befriedigende Erklärung finden.

Nach den angegebenen Gesichtspunkten soll im Folgenden vorgegangen werden. Ich lege die offiziellen Aktenstücke zugrunde, welche ich hier der Übersichtlichkeit wegen zusammenstelle:

Das Gesetz vom 9. Dezember 1905 über die Trennung der Kirchen vom Staate; zu dem Gesetze ergingen Ausführungsverordnungen vom 29. Dezember 1905, 19. Januar 1906 und 16. März 1906;*)

das Gesetz vom 2. Januar 1907 über die öffentliche Ausübung der Kulte;**)

eine offizielle römische Darstellung der der Trennung vorhergehenden Ereignisse bis zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Vatikan und der Republik samt den hierauf bezüglichen Aktenstücken wurde im Sommer 1904 veröffentlicht in dem Publikationsorgan des Hl. Stuhles, Acta Sanctae Sedis XXXVII., p. 36—80 (24 Aktenstücke); eine zweite, ausführlichere Darstellung mit 47 Aktenstücken Ende 1905 in demselben Organ XXXVIII., Beilage, 268 Seiten; hiezu sind noch zu vergleichen die Allokution Pius X. vom 14. November 1904***) und vom 27. März 1905.†)

Von den päpstlichen Kundgebungen kommen in Betracht: die Enzyklika „Vehementer" vom 11. Februar 1906;††)

---

*) Den französischen Text des Trennungsgesetzes und der Ausführungsverordnungen findet man in „Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht", 3. Folge, XVI. 370 ff., auch separat Tübingen, Mohr. „Archiv für kath. Kirchenrecht", 86. Bd., 221 ff.

**) Text in „Analecta Ecclesiastica" XV., fasc. 1. (Januar 1907), 37.

***) Archiv, 85. Bd., 108 ff; Acta S. Sedis XXXVII., 301 ss.

†) Acta S. Sedis XXXVII., 559 ss.

††) Acta S. Sedis XXXIX., 3 ss; Archiv, 86. Bd., 329 ff.

Digitized by Google

die Allokution vom 21. Februar 1906;*)
die Enzyklika „Gravissimo" vom 10. August 1906;**)
die Enzyklika „Une fois encore" vom 6. Januar 1907.***)

I.

Von Wichtigkeit ist zunächst die Vorgeschichte und unmittelbare Veranlassung der Trennung.

Nach der großen Revolution hatte Bonaparte die Kirche in Frankreich wieder hergestellt. Zwischen der französischen Regierung und Papst Pius VII. war am 15. Juli 1801 ein Konkordat abgeschlossen worden, in dessen Artikel 4 der Regierung das wichtige Recht zugestanden wurde, die Bischöfe in Frankreich zu ernennen. Alle Metropolitan-, Bischofs- und Pfarrkirchen, welche in der großen Revolution für Staatseigentum erklärt worden waren, wurden den Bischöfen zur Verfügung gestellt; über das Eigentum an denselben sagt das Konkordat nichts. In Art. 13 versprach der Papst für sich und seine Nachfolger, die Besitzer von veräußerten Kirchengütern im ruhigen Besitz zu belassen und die Eigentumsfrage nicht aufzuwerfen. Dafür verpflichtete sich die Regierung in Art. 14 den Bischöfen und Pfarrern einen angemessenen Gehalt zu sichern.

Im folgenden Jahre, am 8. April 1802, wurde ein Staatsgesetz erlassen, die sog. organischen Artikel, durch welche die Staatshoheitsrechte über die Kirche, wie Placet und Appel comme d' abus wieder aufgerichtet wurden. Den Bischöfen wurde verboten, ihre Diözesen ohne Erlaubnis der Regierung zu verlassen, eine Bestimmung, welche den freien Verkehr der Bischöfe mit Rom verhindern, bezw. ihn unter die Kontrolle der Regierung stellen sollte;

*) Acta S. Sedis XXXIX., 30 ss; Archiv, 86. Bd., 339 ff.

**) Acta S. Sedis XXXIX., 385 ss; Archiv, 87. Bd., 108 ff.

***) Acta S. Sedis XL., 3 ss; Archiv, 87. Bd., 305 ff. — Die Literatur ist bereits eine sehr umfangreiche. Ich muß hier auf die Angaben in „Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht", 3. Folge, XVI. 137, 351; XVII. 144 ff. verweisen, wo die neueste Literatur verzeichnet ist. Eine sehr gute Orientierung mit reichlichen Literaturangaben und sämtlichen oben angeführten Aktenstücken bietet Sägmüller, Die Trennung von Kirche und Staat. Mit 13 Beilagen, enthaltend offizielle Aktenstücke über die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich, Mainz, 1907. H. Gruber, S. J., in den Stimmen aus Maria-Laach 1906, 426—41. Hist.-pol. Blätter, 135. Bd. (1905), S. 835 ff., 136. Bd. (1905), S. 151 ff., S. 270 ff., 760 ff., 138. Bd. (1906), S. 386 ff., 684 ff., 928 ff., 139. Bd. (1907), S. 55 ff., 221 ff., 451 ff. Paul Sabatier, Zur Trennung der Kirchen vom Staate. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Berlin, 1907. Fournier, A propos de la séparation des églises et de l' état. IVe édit. Paris, 1906. J. Eymard-Duvernay, Commentaire pratique de la loi du 9. décembre 1905 et du règlement d' administration publique du 16. mars 1906 sur la séparation des églises et de l' état dans leur application au culte catholique. Paris, 1906. Abbé Joseph Brugerette, Die Lehren der Niederlage oder das Ende eines Katholizismus. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen v. L. Fahrland. Stuttgart, 1907.

Digitized by Google

bekanntlich hat die Bestimmung unmittelbar vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Regierung und dem Vatikan eine Rolle gespielt, als der Papst die Bischöfe von Laval und Dijon zur Verantwortung nach Rom vorlud. Titel IV der organischen Artikel betrifft die Zirkumskription der 10 Erzbistümer und 50 Bistümer und der Pfarreien sowie die Staatsgehälter der Kultusdiener. Die Kultusgebäude werden zwar als Eigentum der Nation erklärt, aber den Bischöfen zur freien Verfügung überlassen. Der Verwaltung des kirchlichen Vermögens dienen die „öffentlichen Kultusanstalten", welche von Staats wegen mit juristischer Persönlichkeit ausgestattet sind und demnach als solche Rechte erwerben und Verbindlichkeiten eingehen können. Die wichtigste „öffentliche Kultusanstalt" ist die „fabrique", d. i. die lokale Kirche (Kathedrale, Pfarrkirche) als Vermögenssubjekt und Anstalt des öffentlichen Rechts; das Gotteshausvermögen oder Kirchenstiftungsgut wird verwaltet vom Kirchen- oder Fabrikrat, einer Behörde, welche aus dem Pfarrer, dem Bürgermeister und 5, bezw. (in Sprengeln über 5000 Seelen) 9 Laienältesten besteht. Zu den öffentlichen Kultusanstalten gehören ferner das bischöfliche Tafelgut, (also die Vermögensmasse, aus welcher der Bischof einen Teil seiner Einkünfte bezieht), das Kapitels-, Seminar- und Pfarrgut und die Diözesanhilfskasse (Emeritenfond). Rechtlichen Bestand hatten diese Kultusanstalten, wie später des näheren gezeigt werden soll, bis zum 9. Dezember 1906.

Pius VII. hat die organischen Artikel nicht als unverbindlich erklärt, obwohl sie mit grundlegenden Bestimmungen des Konkordats in Widerspruch standen; er beschränkte sich darauf, in einer Allokution vom 24. Mai 1802 die Erwartung auszusprechen, daß sie eine zeitgemäße und notwendige Ab- und Umänderung erfahren möchten.

Konkordat und organische Artikel bildeten also die Grundlage des bisher in Frankreich geltenden partikulären Kirchen- und Staatskirchenrechts; auf ihnen beruhte die öffentlich-rechtliche Stellung der katholischen Kirche.

Die nun folgende Periode etwa bis zum Beginn dieses Jahrhunderts ist für unsern Zweck nur insofern von Bedeutung, als das große Ereignis des Jahres 1905 sich vorbereitet. Eine Umwälzung, wie sie durch das Trennungsgesetz hervorgerufen wurde, vollzieht sich selbstverständlich nicht plötzlich und unvermittelt. Hätte eine Regierung einen Schritt von solcher Tragweite unternehmen, einen Bruch mit einer fast 2000jährigen Vergangenheit wagen können, wenn auch nur die einfache Mehrheit des Volkes treu zu den religiösen Überlieferungen der Väter stehen würde? Kirchen- und Christentum sind in Frankreich längst nicht mehr von der Überzeugung des Volkes getragen; die allgemeine Atmosphäre ist Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit gegen Kirche und Christentum. Und so bewahrheitet sich eben wieder einmal das Wort Iherings: „Der Geist der Zeit und der Geist des Volks ist auch der Geist des Rechts". Die „Trennung" wäre hinausgeschoben worden, wenn gewisse Vorkommnisse sich nicht ereignet haben würden; aber keine Diplomatie hätte sie auf die Dauer aufgehalten.

Schon Mirabeau hatte in der großen Revolution verkündet: „Die notwendige Bedingung für das Gedeihen der neuen Freiheit ist die Dekatholisierung Frankreichs". Das war ein Vermächtnis für künftige Ge-

Digitized by Google

schlechter. Seit der Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts rekrutieren sich die höchsten Beamten der Republik aus dem Freimaurertum, dessen Antagonismus gegen Kirche und Christentum zur Genüge bekannt ist. Und wenn im Zeitalter der dritten Republik die radikalen und sozialistischen Parteien die völlige Verweltlichung des staatlichen Lebens, die Erlösung des Staates von der Kirche in ihrem Programm führten, so wissen wir jetzt, daß damit mehr gewollt als gesagt war. Es handelte sich ihnen nicht darum, jeden der beiden Teile auf eigene Füße zu stellen, seine eigenen Wege gehen zu lassen. Sie wollten wohl den Staat erlösen von der Kirche, aber nicht die Kirche vom Staate. Sie wollten den einen Teil, die Kirche, noch mehr unter den Willen des Staates beugen, sie demütigen, sie unschädlich machen. „Die Combisten", sagt der Pariser Korrespondent der Münchener „Allgem. Zeitung",*) „haben den Kulturkampf stets als einen Krieg aufgefaßt, in dem man den Gegner zu Boden drücken muß." So war es ja zu allen Zeiten um den „Liberalismus" und die „Toleranz" des Freidenkertums beschaffen: das Freidenkertum will nur Freiheit für sich, aber Zwang und Vormundschaft für andere. Man will zwar die Welt glauben machen, der Kampf gelte nur dem „Klerikalismus", nicht der Religion und Kirche.**) Solche Phrasen kennt man; sie sind ein Buschwerk, hinter welchem Gauner sich zu verstecken pflegen. Ein Kenner der Verhältnisse, A. Ehrhard, hat das Ziel der jüngsten französischen Kirchenpolitik treffend dahin charakterisiert:***) „Was heute mit allen Mitteln in Frankreich erstrebt wird, das ist . . . die volle Auswirkung der geistigen Säkularisation, die gänzliche Verweltlichung des staatlichen Lebens und durch dessen beherrschenden Einfluß die Ausschaltung des religiösen Lebens auch aus dem Kommunal- und Familienleben, ja, wenn es möglich ist, die Bannung des Christentums aus der Seele eines jeden französischen Bürgers." Und Ernst Troeltsch, Professor der protestantischen Theologie in Heidelberg,†) spricht von dem Trennungsgesetz als einem Kampfgesetz.

Freilich ist auch nicht zu verkennen, daß die französischen Katholiken selbst für die gegenwärtige Lage mit die Verantwortung zu tragen haben. Sie haben, wie wiederum Ehrhard a. a. O. (S. 79) konstatiert, „die praktische

---

*) Nr. 598 vom 26. Dezember 1906.

**) Zur Charakteristik des französischen Antiklerikalismus vgl. die Schrift von Emile Faguet, L'Anticléricalisme. Paris, 1906. Hist.-pol. Blätter, 138. Bd. (1906). S. 684 ff.

***) Katholisches Christentum und moderne Kultur, S. 80.

†) Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten. Akadem. Rede. Heidelberg, 1906. S. 19.

„das von einer gegen das Christentum skeptischen oder feindlichen Gesellschaft getragen ist und nicht der Anerkennung der religiösen Gewissensmächte, sondern der Repression des der Demokratie gefährlich gewordenen Katholizismus dient. . . Es war das unverhüllt in seinem ersten Entwurf; aber auch in seiner sehr gemilderten endgiltigen Gestalt . . . ist es noch drakonisch genug. Es stellt die Kirchen unter das Gesetz der Privatvereine und gesteht ihnen nicht einmal die Vorrechte der Associations

Digitized by Google

Trennung von Religion und moderner Kultur selbst durchgeführt, statt an der Herstellung einer harmonischen Verbindung zwischen der Religion und den berechtigten kulturellen Forderungen der Jetztzeit energisch und erfolgreich zu arbeiten". Ein weltfremd erzogener Klerus ist nicht imstande, Fühlung mit der modernen Welt zu halten; er ist geneigt, in der modernen Kultur nichts als Satanswerk zu erblicken, und er tröstet sich gar zu leicht mit dem Bibelwort: „Zwischen uns und euch ist eine große Kluft"; er zieht sich mit den Getreuen in einen Isolierschmollwinkel, auf ein Eiland zurück, von wo keine Brücke zur modernen Welt- und Lebensauffassung mehr hinüberführt. *) Geradezu verhängnisvoll für den Katholizismus in Frankreich wurde aber der Kampf gegen die Republik und die demokratischen Freiheiten, welcher im Namen der Religion geführt wurde. Und schließlich waren ja auch die Leo Taxil- und Dreyfußaffäre gewiß nicht geeignet, der von den Gegnern so genannten „klerikalen" Partei Lorbeeren einzubringen.

Der Beginn der Feindseligkeiten fällt noch in die letzten Jahre der Regierung Leos XIII. Der Papst hatte den französischen Katholiken empfohlen, sich nicht mit den Feinden der Republik zu verbünden oder gar zu identifizieren; sie sollten sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellen und sich der Republik anschließen. Die Warnung des Papstes vor solcher Verquickung von Religion und Politik hat leider nicht allseitige Beachtung gefunden. Die Partei der „Ralliierten" blieb zu schwach, und die Gegner trauten auch der raschen „Bekehrung" nicht. Die Unversöhnlichen aber fuhren fort, die Republik im Namen der Religion zu bekämpfen. Die Republik fühlte sich durch den „Klerikalismus" in ihrer Existenz bedroht. »Le cléricalisme c'est l'ennemi.« Der langersehnte Vorwand war gefunden, der Kirche den Krieg anzusagen. Es begann die sog. sukzessive Laisierung, die Verweltlichung des Staatswesens: die Begünstigung der Zivilehe und Ehescheidung, die Entfernung der Kruzifixe aus den Schulen und Gerichtssälen, die Unterdrückung des kongregationistischen Unterrichtes, die Verbannung der Ordensgenossenschaften sind als derartige Maßnahmen zu erwähnen. **) Es folgte der Streit

---

d' utilité publique, wie z. B. den Wohltätigkeitsvereinen usw., zu. Es nimmt ihnen das Recht, Vermächtnisse und Stiftungen anzunehmen, Schulen und Krankenhäuser und Ähnliches zu unterhalten, beschränkt ihnen die Ansammlung von Reservefonds und Zinskapital auf lächerlich geringe Summen, unterwirft sie einer äußerst eingehenden Polizeikontrolle in der Vermögensverwaltung und in der Überwachung der Predigt, beschränkt ihnen jedes Auftreten nach außen außerhalb des Kultusgebäudes, konfisziert das in der großen Revolution schon einmal konfiszierte Kircheneigentum noch einmal als Staatseigentum und erschwert . . gerade der katholischen Kirche durch die Forderung einer rein laienhaften Organisation der Kultvereine die Behauptung ihres kanonischen Rechts".

*) Man vergleiche die Schriften von H. Hemmer, prêtre du clergé de Paris, Politique religieuse et séparation. Paris, 1905. p. 30 ss. Sabatier a. a. O. S. 9 und Brugerette, die Lehren der Niederlage; die beiden letztgenannten Schriftsteller sind allerdings von Einseitigkeit nicht freizusprechen.

**) Vgl. Acta S. Sedis XXXVIII, Beil. p. 9—43.

Digitized by Google

wegen der Bischofsernennungen.*) Die Regierung schlug dem Papst selbstverständlich nur republikanisch gesinnte Geistliche als Bischöfe vor; ob ihre Kandidaten die vom kanonischen Recht geforderte besondere Würdigkeit aufweisen konnten, das schien die Regierung nicht sonderlich zu kümmern. Der Papst hingegen bestand auf seinem Recht, ungeeignete Kandidaten zurückzuweisen. So verschärfte sich der Gegensatz immer mehr. Dann kam der Besuch des Präsidenten Loubet am italienischen Königshof und die Protestnote des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val an die katholischen Mächte am 28. April 1904.**) Die Note wurde als ein unerhörtes Attentat gegen die Würde der Nation empfunden oder doch als solches ausgegeben. Die Regierung antwortete mit der Abberufung des französischen Botschafters beim Vatikan (21. Mai 1904). Die Vorladung der Bischöfe von Laval und Dijon nach Rom zur Verantwortung ***) — nach Art. 20 der organischen Artikel durften sie ihre Diözesen ohne Erlaubnis der Regierung nicht verlassen — führte dann zum völligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Regierung und der Kurie am 30. Juli 1904.†)

Nach völkerrechtlichen Usancen bedeutet das den Krieg, die Eröffnung der Feindseligkeiten.

Der damalige Minister Emil Combes, ein ehemaliger katholischer Theologe, legte schon Ende Oktober 1904 der Kammer den Entwurf eines Trennungsgesetzes vor, welches den Charakter eines wahren Unterdrückungsgesetzes an sich trug. Combes' Lage war indessen aus anderen Gründen unhaltbar geworden; erst seinem Nachfolger Bienvenu Martin war es beschieden, das Trennungsgesetz in wesentlich milderer Form am 9. Februar 1905 der Kammer vorzulegen. Die Milderungen sind auf den Einfluß des Kommissionsmitgliedes, des Sozialisten und jetzigen Kultusministers Briand zurückzuführen. Man spricht deswegen viel von dem „Liberalismus" des Herrn Briand. Wie es um diesen Liberalismus beschaffen ist, werden wir ja noch sehen. Der Ruhm „liberaler" Gesinnung wird dort leicht errungen, wo das „écrasez l'infâme" das eigentliche Ziel der herrschenden Parteien geworden ist. Wenn Briand heute erklärt, er habe nichts dagegen einzuwenden, daß außer dem Bürgermeister auch der Pfarrer einen Kirchenschlüssel habe, so besingt eine gewisse Presse morgen seinen „Liberalismus" in den höchsten Tönen.

Mit einer Hast, die bei einem Gesetzentwurf von solcher Tragweite gewiß nicht angezeigt war, wurde der Entwurf in Kammer und Senat durchgepeitscht. Am 8. Juli 1905 wurde das Gesetz in der Kammer mit 341 gegen 233 Stimmen, am 7. Dezember 1905 im Senat mit 179 gegen 103 Stimmen angenommen, am 9. Dezember 1905 vom Präsidenten und den Ministern unterzeichnet und am 11. Dezember publiziert. Die „Trennung" von Staat und Kirche war vollzogen.

---

*) Ebenda p. 73—104. Hiezu Wirtz im Archiv, 85. Bd., 85 ff., 209 ff.

**) Acta S. Sedis XXXVIII, Beil. p. 105—116.

***) Ebenda p. 117—126.

†) Ebenda p. 269. Dokument XLVII.

Digitized by Google

II.

Die unversöhnliche Haltung Pius X. gegenüber dem Trennungsgesetz wird verständlich, wenn wir die zwei Leitsätze ins Auge fassen, welche dem Gesetze das charakteristische Gepräge geben. Dies sind 1. das Prinzip der grundsätzlichen Trennung von Staat und Kirche, der Laisierung des Staates samt ihren Konsequenzen: Unterdrückung des Kultusbudgets und der öffentlichen Kultusanstalten; 2. die neue Organisation, welche der Kirche durch das Gesetz von Staats wegen aufgenötigt werden soll, nämlich die Organisation in Kultusgenossenschaften oder Kultvereinen (associations cultuelles). Diese beiden Maßnahmen werden näher darzustellen und vom kirchlichen Standpunkt aus zu beleuchten sein.

Zunächst also das System der Trennung von Staat und Kirche oder die Laisierung des Staatswesens. Nach diesem System betrachtet der Staat die Kirche wie alle Religionsgenossenschaften als private Vereine und unterwirft sie dem allgemeinen Vereinsrecht. Er gewährt allen Religionsgesellschaften freie Ausübung ihres Kultes und den entsprechenden staatlichen Schutz; aber er gewährt keiner Religionsgesellschaft Vorrechte und gibt keine Dotationen zu kirchlichen Zwecken. Und wie der Staat den Religionsgesellschaften keinerlei Vergünstigungen einräumt, so nimmt er auch — wenigstens verlangt das die Konsequenz — keinerlei Rechte über sie in Anspruch als diejenigen, welche er im Interesse der öffentlichen Ordnung über alle anderen Vereine beansprucht; er überläßt es ihnen, innerhalb der Normen des allgemeinen Vereinsrechtes ihre Verfassung selbst zu bestimmen. *) Diese Konsequenz hat allerdings das französische Trennungsgesetz, wie sich gleich zeigen wird, nicht gezogen.

In Titel I sind zwei Grundsätze aufgestellt: 1. Die Republik garantiert die Gewissensfreiheit; sie gewährleistet die freie Ausübung der Kulte unter den einzigen Beschränkungen, die im Interesse der öffentlichen Ordnung durch das Gesetz selbst verfügt werden. 2. Die Republik anerkennt, besoldet und unterstützt keinen Kult. Vom 1. Januar 1906 an werden die Kultusbudgets (Staats-, Departements- und Gemeindekultusbudgets) unterdrückt. Da die Republik keinen öffentlichen Kult mehr anerkennt, so werden die bisherigen öffentlichen Kultusanstalten aufgehoben; sie haben nur provisorisch ihre Tätigkeit fortzusetzen, bis die neue Organisation durchgeführt sein wird. An ihre Stelle treten Verbände von Privatpersonen, die associations cultuelles, die Kultvereine. Spätestens bis zum Ablauf eines Jahres nach Erlaß des Gesetzes, also am 9. Dezember 1906, sollen die bisherigen Kultusanstalten ihr Ende erreichen. Wenn bis zu diesem Zeitpunkte sich kein Kultverein gebildet haben wird, an welchen das Vermögen der Kultusanstalt übertragen werden kann, so wird dasselbe den Gemeindeanstalten, welche innerhalb des betreffenden Bezirkes gelegen sind, für Armenpflege und Wohltätigkeit überwiesen werden.

---

*) P. Hinschius, Allg. Darstellung der Verhältnisse von Staat und Kirche (in Marquardsen, Hdbch. des öfftl. Rechts I. 1) S. 221.

Digitized by Google

Der völligen Laisierung des Staates entspricht es, wenn in Art. 28 des Gesetzes verboten wird, irgend ein religiöses Abzeichen oder Sinnbild an öffentlichen Bauten und Orten anzubringen, außer an Kirchen, auf Kirchhöfen, an Grabmälern, in Museen und Ausstellungen; wenn ferner in Art. 30 angeordnet wird, daß Religionsunterricht an Kinder im schulpflichtigen Alter, welche die öffentlichen Schulen besuchen, nur außerhalb der Schulstunden erteilt werden darf.

Das also ist die „Erlösung des Staates von der Kirche", die Verweltlichung des Staatswesens, die „nationale Apostasie" Frankreichs.

Wie ist nun vom kirchlichen Standpunkt aus die „Trennung von Staat und Kirche" zu beurteilen?

Die Trennung von Staat und Kirche als allgemein durchzuführendes System ist vom Hl. Stuhl wiederholt verworfen worden: so in Satz 55 des Syllabus; ferner von Leo XIII. in seiner bekannten Enzyklika „Immortale Dei" vom 1. November 1885, wo es heißt: „Schon die Vernunft gebietet einem jeden, Gott einen heiligen und religiösen Dienst zu weihen; denn in seiner Hand stehen wir, von ihm sind wir ausgegangen, zu ihm sollen wir wieder zurückkehren. Dasselbe Gesetz gilt auch für die bürgerliche Gesellschaft. Denn auch in der Gesellschaft geeint sind die Menschen ebenso in Gottes Gewalt wie der einzelne. Und hat der einzelne Gott zu danken, so nicht minder auch die Gesellschaft, die durch ihn entstanden ist, die sein allmächtiger Wille schirmt und erhält, dessen Barmherzigkeit einen überfließenden Schatz von Gütern ihr gespendet hat. Wie es darum für einen jeden Sünde wäre, seine Pflichten Gott gegenüber zu vernachlässigen, und es unsere unerläßliche Aufgabe ist, unser Gemüt ganz von der Religion durchdringen zu lassen und auch durch unsern Wandel Zeugnis von ihr zu geben, ebenso wäre es auch von seiten der Staaten ein Frevel, wollten sie sich derart gebaren, als ob es gar keinen Gott gäbe, oder die Religionsangelegenheiten als einen ihnen ganz fremden Gegenstand von sich weisen." Ähnlich spricht sich auch Pius X. in seiner Enzyklika »Vehementer« aus. In der Tat müssen wir nicht bloß als Christen, nein, auch als Staatsbürger, als Patrioten und Menschenfreunde alles Interesse daran haben, daß das Staatswesen nicht entchristlicht werde. Auch die staatliche und gesellschaftliche Ordnung muß Gottes Majestät und die Gottesrechte anerkennen. Sie muß es sogar um ihrer selbst willen tun, wenn sie ihren Bestand, ihre Autorität sichern will. Man nenne uns eine Weltanschauung, welche eindringlicher die Achtung vor jeder „bestehenden Gewalt", vor Gesetz und Recht predigt als das Christentum! Und lehrt nicht die Geschichte hundert- und tausendfach, daß der Abfall von den ewigen Wahrheiten und sittlichen Forderungen des Christentums schließlich doch immer wieder die Worte der hl. Schrift bestätigt: „Die Sünde macht die Völker elend"? Nur der oberflächliche Hurrapatriot kann sich durch den äußeren Glanz, den Kultur und Wohlfahrt um sich breiten, über den inneren Zerfall eines Volkes hinwegtäuschen, welchem der Sinn für die ewigen Wahrheiten und sittlichen Forderungen des Christentums entschwunden ist.

Es ist ein Beweis von Kurzsichtigkeit, wenn zuweilen auch wohlmeinende Katholiken sich für die Losung „freie Kirche im freien Staat" ausgesprochen haben. Welche „Freiheit" die Kirche durch die „Trennung" gewinnt, zeigt

Digitized by Google

zur Genüge das französische Gesetz; ihre Bewegungsfreiheit ist jetzt weit mehr eingeengt und unter staatliche Kontrolle gestellt als ehedem. Und ist etwa die Staatssouveränität über die Religionsgesellschaften dort aufgegeben worden, wo, wie in Nordamerika und Belgien, die Trennung schon seit längerer Zeit durchgeführt ist? Heinrich Singer*) hat es mit Recht als einen großen Irrtum bezeichnet, „wenn man den vollständigen religiösen Indifferentismus der Staatsgewalt als eine sichere Bürgschaft für die kirchliche Freiheit, ja auch nur für die Gewissensfreiheit des einzelnen betrachtet. Nirgends ist die Kirche mehr der Gefahr einer schonungslosen und blutigen Verfolgung ausgesetzt als in dem religiös indifferenten Staate, wenn eine radikale Majorität, welche sich jeder Rücksicht auf die Gewissensfreiheit in ihrem gewalttätigen Fanatismus für entbunden hält, den eklatantesten Beweis erbringt, daß — nach Gefficken bekanntem Ausspruch — ‚die Demokratie an sich nichts mit wahrer Freiheit zu tun hat!'" **)

Das System der Trennung ist aber auch von finanziellen Gesichtspunkten aus zu würdigen. Die Kirchengüter, welche im Jahre 1789 in Frankreich für Staatsgut erklärt wurden, werden nach ihrem damaligen Werte auf 15 Milliarden Franken geschätzt; nach ihrem heutigen Werte würden sie ein jährliches Einkommen von ca. 250 Millionen Franken abwerfen. Das jährliche Kultusbudget betrug nun aber bloß 40 bis 45 Millionen Franken; es war tatsächlich eine Staatsschuld an die Kirche, es wurde geleistet in Erfüllung einer Rechtspflicht, welche der Staat auf Grund der Säkularisation im Konkordat und in den organischen Artikeln übernommen hatte. Nun ist auch das Kultusbudget unterdrückt, den Departements und den Gemeinden sogar verboten worden, Ausgaben zu kirchlichen Zwecken in das Kultusbudget einzustellen. Aber noch nicht genug. Durch Art. 7 des Gesetzes wird das Vermögen der kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten den „öffentlichen oder öffentlichnützlichen Anstalten" überwiesen; den Wert dieser Güter berechnet man auf 400 Millionen Franken. In Art. 5 wird das Vermögen kirchlicher Stiftungen, die aus der Zeit vor dem Erlaß der organischen Artikel stammen — zum größeren Teil waren dies Stiftungen für Seelenmessen — dem Staate zugesprochen; man berechnet dieses Vermögen auf 25 bis 30 Millionen Franken. Konnte der Papst eine solch enorme Beraubung der Kirche stillschweigend hinnehmen?

Die bloße „Trennung" vom Staate wäre indessen für die Kirche noch zu ertragen. Aber unerträglich ist es, wenn der Staat der Kirche eine Verfassung aufdrängen will, die ihr von Haus aus fremd ist. Das ist zugleich illiberal und inkonsequent: wenn schon einmal die Trennung durchgeführt werden soll, dann darf der Staat auch keine weiteren Rechte über die Kirche in Anspruch nehmen, als diejenigen,

*) Zur Frage des staatlichen Oberaufsichtsrechts. Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht V., S. 60 ff., VIII., S. 30 ff., S. 34 A.

**) Zur Beurteilung der Trennung von Kirche und Staat vergl. Sägmüller a. a. O. S. 10 ff; dort ist weitere Literatur angegeben. Hiezu jetzt Kahl in „Systematische Rechtswissenschaft" (Kultur der Gegenwart, II. Teil, 8 Abteilung.) S. 285 ff.

Digitized by Google

welche ihm im Interesse der öffentlichen Ordnung über die übrigen Vereine zukommen; er soll es dann auch den Religionsgesellschaften überlassen, ihre Verfassung selbst zu bestimmen, er soll sie dann auch ihre eigenen Wege gehen lassen.

Wie wir gesehen haben, macht das Gesetz, um mit Briand zu reden, „tabula rasa mit der bisherigen kirchlichen Organisation". Aber es geht noch erheblich darüber hinaus. An die Stelle der aufgelösten Organisation hat nämlich eine andere, vom Staate vorgeschriebene Organisation zu treten, welche der Verfassung der katholischen Kirche durchaus widerspricht: nämlich Kultusgenossenschaften oder Kultvereine, die sich wieder zu Bezirksverbänden mit zentraler Verwaltung und Oberleitung (Diözesen) zusammenschließen dürfen und so, wenn sie wollen, die bisherige Organisation in Pfarreien und Bistümer wiederherstellen können. Daß hierin die Gefahr schismatischer Gemeindebildungen liegt, ist ohneweiteres ersichtlich. Nicht der Hierarchie ist die Umgrenzung der Pfarreien und Bistümer und die innere Organisation der Kultusverbände und -vereine anheimgegeben — von der Hierarchie ist in dem ganzen Gesetze mit keiner Silbe die Rede —, sondern — und darin steckt der Pferdefuß — den freien Vereinbarungen der Kultusgenossen, der Laien. Die Kultvereine werden als juristische Personen des Privatrechts die Eigentümer und Herren des kirchlichen Vermögens; sie werden darüber befinden, ob und welche Ausgaben für den Gottesdienst und für den Unterhalt des Geistlichen zu machen sind; sie werden in finanzieller Hinsicht durch die staatlichen Behörden beaufsichtigt. Kirchliche Reservefonds dürfen nur bis zu einer „lächerlich geringen Höhe" gebildet werden.

Und wie die Konstituierung der Kultusverbände und -vereine, so ist auch deren Auflösung völlig in den Willen der Mitglieder gestellt. In gewissen Fällen können sogar die Gerichte die Auflösung des Vereines oder Verbandes aussprechen.

Wenn schon einmal, von juristischen Erwägungen aus, die Organisation von Kultusgenossenschaften für unumgänglich gehalten wurde, so hätte die Konsequenz gefordert, dieselben einfach dem allgemeinen Vereinsgesetz vom 1. Juli 1901*) zu unterstellen. Das französische Vereinsrecht kennt drei Arten von Vereinigungen: die association simple, welcher keine juristische Persönlichkeit zukommt; die association déclarée, welche etwa den „eingetragenen Vereinen" des deutschen Rechts entspricht und als juristische Person des Privatrechts mit autonomer Verwaltung anerkannt ist; und die association d'utilité publique (als gemeinnützig anerkannte Vereinigung) mit den Rechten einer öffentlichen juristischen Person, aber unter der Aufsicht des Staates. Das Trennungsgesetz behandelt die Kultvereine als eine besondere, neue Art von Vereinen, welche mit den associations déclarées die Eigenschaft als juristische Personen des Privatrechtes und mit den associations d'utilité publique die Unterwerfung unter die besondere Staatsaufsicht gemeinsam haben; es schafft also gerade für die religiösen Vereinigungen einen odiosen Ausnahmezustand.

*) Den Text des Gesetzes in deutscher Übertragung bietet H. Gruber S. J. in den Stimmen aus Maria-Laach, 62. Bd., S. 483 ff.

Digitized by Google

Was aber den unbeugsamen Widerspruch des Papstes gegen die Kultvereine, wie sie das französische Trennungsgesetz vorsieht, herausfordern mußte, war der Umstand, daß dieselben mit der Verfassung der katholischen Kirche in vollem Widerspruch stehen. Derartige Kirchengemeinden als juristische Personen, als selbständige Träger von kirchlichen Jurisdiktionsrechten kennt wohl die protestantische und die israelitische Religionsgesellschaft, mit der Verfassung der katholischen Kirche aber sind sie unverträglich. Warum, das sagt uns Pius X. in seiner Enzyklika »Vehementer«: „Sie verstoßen gegen die Verfassung, welche Christus selbst der Kirche gegeben hat. Denn die hl. Schrift verkündet und die von den Vätern überlieferte Lehre bestätigt es, daß die Kirche, der mystische Leib Christi, durch die Autorität von Hirten und Lehrern verwaltet wird, also eine Gesellschaft von Menschen ist, in welcher einige, die mit der vollkommenen Gewalt zu leiten, zu lehren und zu richten ausgestattet sind, den übrigen vorstehen. Diese Gesellschaft ist also, ihrem Wesen und ihrer Art nach, eine ungleiche; sie umfaßt eine doppelte Personenreihe, Hirten und Herde, d. h. solche, welche die verschiedenen Stufen der Hierarchie einnehmen, und die große Menge der Gläubigen; aber diese beiden Personenreihen sind derart unter sich verschieden, daß nur in der Hierarchie Recht und Gewalt ruht, die in der Gemeinschaft Vereinigten zu leiten und zu regieren; Pflicht der großen Menge ist es, sich leiten zu lassen und gehorsam der Führung der Vorgesetzten zu folgen."

Pius X. erhebt demnach Widerspruch gegen die Verwischung dieses Fundamentalsatzes der Kirchenverfassung, gegen die Aufrichtung des Laienregimentes in der Kirche, gegen die Übertragung der demokratischen Prinzipien in die Verfassung der Kirche. Ähnlich spricht sich der Papst gegen die Kultvereine in der Enzyklika „Gravissimo" und in der jüngsten Enzyklika vom 6. Januar dieses Jahres aus; er verwirft in dem letzterwähnten Erlaß nochmals besagte Vereine, denen vom Gesetze eine Organisation zugedacht sei, welche direkt gegen die wesentliche Verfassung der Kirche verstoße; das Gesetz weise ihnen Aufgaben zu, welche der Hierarchie ausschließlich zukommen, sie seien außerdem der kirchlichen Amtsgewalt entrückt und der staatlichen Gerichtsbarkeit unterstellt. „Das sind die Gründe", sagt der Papst, „welche uns bewogen haben, diese Kultvereine zu verwerfen trotz der materiellen Opfer, welche die Verwerfung mit sich brachte."

Die Hierarchie kommt demnach in diesen Kultvereinen mit keinem Wort zur Geltung. »De hierarchia vero silentium est.« Die Pfarrgemeinde ist alles, der Pfarrer ist nichts, der Bischof erst recht nichts und der Papst ist für die Regierung überhaupt nicht vorhanden. Hat doch Briand am 28. Dezember 1906 im Senat erklärt, man könne keine katholische Hierarchie zulassen, die unter Aufsicht einer auswärtigen Macht stünde; er werde sich mit Rom in keine Besprechung einlassen, denn das monarchische Papsttum und die demokratische Republik seien miteinander unvereinbar. Das sagt einer der höchsten Beamten der Republik, die mit dem absoluten Selbstherrscher aller Reußen eine Allianz geschlossen hat!

Auch in anderen als kirchlichen Kreisen scheint man allmählich einzusehen, daß es, wie ich oben sagte, illiberal und inkonsequent ist, der Kirche eine

Digitized by Google

Verfassung aufnötigen zu wollen, die ihren tiefinnersten Prinzipien widerspricht. Der ehemalige Ministerpräsident und Urheber des Trennungsgesetzes Emil Combes schreibt in der „Neuen Freien Presse", Nr. 15229 vom 13. Januar 1907:

„Die Schöpfer des Gesetzes stürzen diese als göttlich angesehene Organisation um, indem sie . . . sich den Anschein geben, ihre Texte derselben anpassen zu wollen. Anstatt sich zur Bildung ihrer Kultusvereine an die Initiative von oben zu wenden, rufen sie die Initiative der einfachen Laien an, als ob in der katholischen Lehre die Laien durch ihre Initiative jene ihrer Seelsorger zu ersetzen vermöchten. Anstatt dem Seelenhirten und zuvörderst dem obersten Hirten die Sorge für die Organisation ihrer Vereine zu überlassen, machen sie die Hirten von der Herde abhängig. Die Herde soll den Hirten führen. Die Herde wird den Hirten über die fetten Weiden und die reichen Gründe ihrer Mensa hinwandeln lassen. Die Herde wird die Güter verwalten, wobei sie gelegentlich, so oft sie eben die Lust anwandelt, dem Hirten den Brotkorb hoch hängt . . .

So entspricht denn — wir meinen es dargetan zu haben — die Weigerung Pius X., der Organisation der vom 1905er Gesetze vorgeschriebenen Kultusvereine beizustimmen, dem Bewußtsein seiner Pflichten gegen die Kirche. Es ist kindisch, diese Weigerung als Eigensinn zu bezeichnen und dem Charakter des Mannes aufs Kerbholz zu schreiben, wenn dieser Mann selbst von einer oberen unabänderlichen und unwiderstehlichen Lehre beherrscht und geleitet wird."

So Herr Combes. Nur schade, daß er so spät erst zur Erkenntnis kommt. Nicht mit Unrecht hat Briand dem Exminister entgegengehalten, daß dessen Gesetzentwurf ja auch Kultusgenossenschaften in Aussicht genommen und sogar noch strengere Bestimmungen enthalten habe als das jetzige Gesetz, wie z. B. die, daß er die Bildung von Kultusverbänden über die Grenzen eines Departements hinaus verbot und so die Ausdehnung der Diözesen willkürlich bestimmte. (Vgl. „Neue Freie Presse" Nr. 15234 vom 18. Januar 1907.)

Protestantischerseits hat kein Geringerer als Dr. Kuyper, der ehemalige Ministerpräsident der Niederlande und gegenwärtige Theologieprofessor an der Freien Universität in Amsterdam, in einem Brief an den Pastor der reformierten Kirche Frankreichs, Lacheret, nachgewiesen, „daß die Organisation der Kultusvereinigungen, die durch das französische Gesetz geschaffen wird, im förmlichen Gegensatz steht zum Begriffe einer von Gott eingesetzten Kirche". *)

Man hat nun dem Papste entgegengehalten, er verweigere den Franzosen, was er den Deutschen gestatte. Es ist richtig, daß die Gesetzgebung verschiedener deutscher Bundesstaaten das Institut der katholischen Pfarrgemeinde kennt; auch dem österreichischen Recht ist sie nicht fremd. Aber die Kirchengemeinden des deutschen Rechts unterscheiden sich doch ganz wesentlich von den französischen Kultvereinen. Sie wollen nicht der Aufrichtung des Laienregiments in der Kirche dienen; sie wollen lediglich für die Besteuerung der Pfarrgenossen die rechtliche Grundlage bieten und der Pfarrgemeinde

*) Graf de Mun in der „Reichspost" v. 17. März 1907. Vgl. „Köln. Volkszeitung" v. 7. April. 1907.

Digitized by Google

einen gewissen Einfluß auf die Kirchen*vermögens*verwaltung einräumen; sie erkennen die kirchliche Hierarchie und ihre Rechte durchaus an. So z. B. das vielberufene preußische Gesetz vom 20. Juni 1875 über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden, das preußische Gesetz vom 14. Juli 1905 betr. die Erhebung von Kirchensteuern in den katholischen Kirchengemeinden und Gesamtverbänden, und die Gesetze vom 21. und 23. März 1906. Alle diese Gesetze wollen nicht eine neue, vom Belieben der katholischen Laien abhängige Organisation schaffen, lehnen sich vielmehr einfach an die vorhandene Organisation an; sie wollen den von den bisherigen Pfarreien bezw. Diözesen umschlossenen Personenverbänden nicht das Kirchenregiment übertragen, sondern lediglich „eine *Mitwirkung* bei der Besorgung der kirchlichen *Vermögens*angelegenheiten, insbesondere bei der Vermögensverwaltung sichern" (Motivenbericht zu dem Ges. v. 20. Juni 1875); sie wollen die *Form* der Verwaltung und die Formation der Verwaltungsorgane regeln, das Recht der Besteuerung der Kirchengemeindemitglieder in einer vom Staate anerkannten und mit der Erzwingbarkeit des Rechts ausgestatteten Form zur gesetzlichen Anerkennung bringen. In den §§ 47 ff. des Gesetzes vom 20. Juni 1875 werden „die den vorgesetzten Kirchenbehörden gesetzlich zustehenden Rechte der Aufsicht und der Einwilligung zu bestimmten Handlungen der Verwaltung" ausdrücklich, mit gewissen Einschränkungen allerdings, anerkannt; nach § 1, Abs. 3 des Gesetzes vom 14. Juli 1905 bedürfen Steuerbeschlüsse der Kirchengemeinden der Genehmigung der (staatlichen und) bischöflichen Aufsichtsbehörde. Die preußischen Bischöfe haben kein Bedenken getragen, an der durch das Gesetz angeordneten Verwaltung teilzunehmen, ihre durch dasselbe anerkannten Befugnisse auszuüben und die Gläubigen zur Vornahme und Annahme der durch das Gesetz vorgeschriebenen Wahlen zu veranlassen. Und wie die Blätter berichten, haben ja auch die bayerischen Bischöfe dem ministeriellen Entwurf einer neuen Kirchengemeindeordnung im Prinzip zugestimmt.*) Die Erkenntnis bricht sich eben immer mehr Bahn, daß eine stärkere Heranziehung der Laien zu kirchlichen Aufgaben nur wünschenswert sein kann. Allein wo immer eine Verwendung von Laien zur Erfüllung kirchlicher Obliegenheiten (Laien als Religionslehrer, Vermögensverwalter, Räte im kirchlichen Gericht) Platz greift, hat es zu geschehen in Unterordnung unter die durch die Kirchenverfassung bestellten Organe. Bischöfe und Pfarrer müssen die Herren ihrer Kultverbände verbleiben, sie dürfen nicht, wie es das französische Gesetz vorsieht, zu abhängigen Dienern dieser Verbände degradiert werden. Pius X. hat in der Enzyklika »Gravissimo« keinen Zweifel darüber gelassen, daß er solche Kultvereine, aber auch nur solche zu tolerieren bereit sei, welche die göttliche Verfassung der Kirche, die unwandelbaren Rechte des Papstes und der Bischöfe und deren Befugnisse hinsichtlich des Kirchengutes, insbesondere der Gotteshäuser, zur gebührenden Geltung kommen lassen würden; aber er konnte nicht gestatten, daß man die Herde über den Hirten stelle.

*) Vgl. auch Trid. sess. XXII. c. 9 de ref. Über das Aufsteigen des Laientums in der katholischen Kirche vgl. *Hist.-pol. Blätter*, 139. Bd. (1907), S. 432 ff., 674 ff.

Digitized by Google

III.

Entsprechend dem päpstlichen Verbot (Enzyklika »Gravissimo«) traten derartige Kultvereine nirgends ins Leben. Diesen Fall hat Art. 9 des Trennungsgesetzes vorgesehen, welcher bestimmt: „Fehlt es an einem Verein, der die Güter einer öffentlichen Kultusanstalt übernimmt, so werden diese Güter durch Regierungserlaß den Gemeindeanstalten für Armenpflege und Wohltätigkeit überwiesen, die innerhalb des beteiligten kirchlichen Bezirkes gelegen sind." Folgerichtig überweist das Gesetz vom 2. Januar 1907 die erzbischöflichen und bischöflichen Paläste, Pfarrhäuser und Seminargebäude den Eigentümern, nämlich dem Staat, den Departements und den Gemeinden zur freien Verfügung. Die Bischöfe mußten infolgedessen ihre Paläste, die Pfarrer ihre Pfarrhäuser, die Seminarprofessoren und Alumnen die Seminargebäude räumen. Ferner bestimmt das Gesetz, daß die Güter der bisherigen Kultusanstalten den örtlichen Wohltätigkeitsanstalten zufallen sollen. Das Kirchenvermögen, welches auf diese Weise am 2. Januar d. J. dem Stiftungszweck entfremdet worden ist, repräsentiert einen Wert von 400 bis 600 Millionen Franken. In der Gottesdienstfrage dagegen sah sich die Republik genötigt, Konzessionen zu machen. Nach dem Trennungsgesetz hätte sie an Orten, wo keine Kultvereine sich gebildet hatten, die Kirchen schließen können und folgerichtig auch schließen müssen. Das Gesetz vom 2. Januar d. J. bestimmt jedoch, daß die Kirchen den Gläubigen geöffnet bleiben sollen. Der unentgeltliche Gebrauch derselben *kann* ihnen vom Präfekten bezw. dem Maire (Bürgermeister) eingeräumt werden, und zwar an Kultvereine, welche sich nach Art. 18 und 19 des Trennungsgesetzes, oder — und hierin liegt die Konzession — an Vereine, die sich nach dem allgemeinen Vereinsgesetze vom 1. Juli 1901 gebildet haben würden, oder an Kultusdiener, deren Namen der Behörde angezeigt worden ist. Man hat also in diesem Punkte wenigstens die Rückkehr zum allgemeinen Vereinsgesetze gefunden.

Eine weitere Konzession enthält das neue Versammlungsgesetz vom 9. März 1907. Versammlungen jeglicher Art sollen keiner polizeilichen Anmeldung oder Genehmigung mehr bedürfen. Das Gesetz ermöglicht also, daß die gottesdienstlichen Zusammenkünfte, deren Anmeldung von den Geistlichen verweigert wurde, auch ohne vorherige Anzeige stattfinden können.

Wir sehen, daß die Republik bereits den Weg der Konzessionen hat betreten müssen: ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft.

Endlich sollen noch die Kirchenpachtverträge*) erwähnt werden.

Art. 13 des Trennungsgesetzes sagt:

„Die zur öffentlichen Kultusausübung dienenden Gebäude sowie die beweglichen Gegenstände, die sie enthalten, werden den öffentlichen Kultusanstalten, sodann den Vereinen, die sie zu ersetzen berufen sind und denen das Vermögen dieser Anstalten . . . überwiesen ist, unentgeltlich zur Verfügung gelassen". . . . „Die öffentlichen Kultusanstalten, sodann die nießbrauchenden Vereine sind gehalten, für die Ausbesserungen aller Art sowie für die Versicherungskosten und andere Lasten aufzukommen, die auf den Gebäuden und ihren beweglichen Gegenständen haften".

*) Die Pachtformulare bei Sägmüller a. a. O. S. CXXXIV.

Digitized by Google

In gewissen Fällen kann der Nießbrauch durch Erlaß des Staatsrats, außerhalb derselben nur durch Gesetz entzogen werden. Nach einer Verordnung Briands sollte in den Pachtverträgen der an der Kirche angestellte Geistliche verpflichtet werden, die große Baulast zu übernehmen. Die Verträge sollten ferner die Bestimmung enthalten, daß keine Ausländer und keine Mitglieder aufgelöster Kongregationen angestellt werden dürfen. Auf beide Bedingungen glaubte man kirchlicherseits nicht eingehen zu können. Die Übernahme der großen Kirchenbaulast müßte in der Tat den Geistlichen erdrücken. Was dagegen die Anstellung von Ausländern betrifft, so könnten die kirchlichen Behörden wohl das verlangte Zugeständnis machen; in den Staatskirchengesetzen fast aller Staaten findet sich diese Bestimmung und auch bei uns ist die österreichische Staatsbürgerschaft Voraussetzung für Erlangung eines Kirchenamtes. Anders verhält es sich mit dem Verbot der Anstellung von Ordensgeistlichen. Woher sollen die Bischöfe die Priester nehmen, nachdem die Seminarien zur Zeit geschlossen sind und also für die nächste Zeit kein Nachwuchs an Weltpriestern zu erwarten ist? Die Gefahr, daß auf diese Weise die aufgelösten Kongregationen wieder aufleben möchten, „zum Nachteil des Weltklerus", wie der Minister Briand in seiner Senatsrede vom 19. Februar d. J. meinte, ist ein Gespenst. Es ist doch selbstverständlich, daß die Anstellung von Ordensgeistlichen als Pfarrer nur ausnahmsweise, bei Mangel an Weltgeistlichen, erfolgen wird. Auch wird immer nur ein Ordensgeistlicher als Pfarrer angestellt; da aber zur Bildung einer Genossenschaft mindestens zwei oder drei Mitglieder gehören, so wirkt die Befürchtung ebenso erheiternd wie die plötzlich erwachte Liebe für den Weltklerus.

An diesen Schwierigkeiten sind nun die Verhandlungen zwischen dem Präfekten des Seinedepartements und dem Erzbischof von Paris vorläufig zum Stillstand gekommen.

Auch das Gesetz vom 2. Januar 1907 ist von Pius X. verworfen worden durch die Enzyklika vom 6. Januar 1907, die, in französischer Sprache abgefaßt, mit den Worten „Une fois encore" beginnt. In Hinsicht auf die Kirchengüter, sagt der Papst, sei das Gesetz ein Raubgesetz und in Hinsicht auf die Ausübung des Kultes habe es die Anarchie organisiert, indem es die Einräumung und Entziehung des Besitzrechtes an den Kultusgebäuden in das Ermessen der Behörden stelle; es könnte jetzt so viele verschiedene Situationen hinsichtlich der Ausübung des Kultes geben, als es in Frankreich Gemeinden gebe; die Pfarrer seien der Willkür der Gemeindebehörden preisgegeben; auf der einen Seite werden ihnen die größten Lasten auferlegt, auf der anderen Seite die Einnahmequellen in der grausamsten Weise versperrt.

IV.

Es hat bekanntlich auch unter den Katholiken nicht an solchen gefehlt, welche dem Papste Unversöhnlichkeit und Eigensinn vorwerfen, zumal seitdem bekannt geworden ist, daß die Majorität der französischen Bischöfe sich für einen loyalen Versuch mit den Kultvereinen ausgesprochen hatte. Zur Nachgiebigkeit rieten die „Soumissionisten", eine Gruppe katholischer Männer, an

Digitized by Google

deren Spitze der nunmehr verstorbene Brunetière, Graf d'Haussonville, der Marquis de Vogüé, Georges Goyau und andere sich stellten:*) alles Männer, deren Namen auch außerhalb Frankreichs des besten Klangs sich erfreuen und welchen man keineswegs, wie es leider geschehen ist, Schwäche oder Verrat oder sonstige unedle Beweggründe unterschieben darf.**) Eine Gruppe von französischen Katholiken hat eine anonyme Bittschrift an Pius X.***) gerichtet und ihn beschworen, er möge gestatten, daß die französischen Katholiken sich die Vorteile des Gesetzes zu nutze machen; er möge die Nachteile und Verluste in Erwägung ziehen, welche seine unversöhnliche Haltung im Gefolge haben müsse. Auf die Frage, ob diese Vorwürfe und Auffassungen berechtigt sind, haben die vorstehenden Ausführungen, wie ich hoffe, die Antwort gegeben. Nützlichkeitserwägungen müssen dort zurücktreten, wo es sich um Wahrung grundlegender Prinzipien handelt. Gewissermaßen als Resumee des Gesagten mögen aber doch noch die Worte hier Platz finden, mit welchen Combes den Papst gegen diese Vorwürfe in Schutz genommen hat. In der „Neuen Freien Presse" Nr. 15222 vom 6. Januar 1907 schreibt Combes:

„Nein, Pius X. handelt nicht wie ein Starrkopf. Er handelt wie ein Papst im Bewußtsein seines Amtes und auch im Bewußtsein der Fundamentallehre, deren Bewahrung ihm übertragen ist. Seine Unversöhnlichkeit ist nicht die Unversöhnlichkeit eines Menschen, sie ist die Unversöhnlichkeit einer Lehre, und diese Lehre zu entstellen oder zu verschweigen, ist diesem Menschen nicht erlaubt. Er hält es mit Fug und Recht für Pflicht und Ehrensache, sie von der Höhe seiner päpstlichen Kanzel herab zu verkünden, wenn er sich nicht in Sachen des katholischen Unterrichts einer wirklichen Pflichtvergessenheit schuldig machen will".

Auch an solchen hat es nicht gefehlt, welche hinter der Haltung des Papstes irgend welche politische Hintergedanken witterten. Das Senatsmitglied Lecomte hat beispielsweise in einer Rede am 27. Dezember 1906 im Senate gesagt, daß der Papst durch seine Intransigenz eine kräftige Verfolgung der Kirche habe veranlassen wollen. Die Gelehrten und die Politiker sind eben immer noch nicht ausgestorben, welche sich einen Papst ohne politische Hintergedanken nun einmal nicht denken können. Man wird gerade dem jetzigen Papste, der seine Abneigung gegen das Politisieren schon wiederholt zum Ausdruck gebracht hat, die Entrüstung nachfühlen, mit welcher er in der Enzyklika „Gravissimo" gegen solche Verdächtigungen sich verwahrt: „Wir erklären diese und andere ähnliche Vorwürfe mit unserer ganzen Entrüstung

*) Näheres bei Sägmüller S. 38 ff; ebenda S. 41, A. 1, sind sämtliche 23 Unterzeichner der an die versammelten französischen Bischöfe gerichteten Bittschrift (Ende März 1906) genannt.

**) Sie wurden sogar als verkappte Freimaurer bezeichnet. In seinem Antwortschreiben an die 23 sagt der streitbare Bischof Turinaz von Nancy, daß der Teufel durch seine Vertreter, die Freimaurer, zur Annahme des Gesetzes rate. Ich meine, daß man den Standpunkt der 23 mißbilligen kann, ohne ihre optima fides anzutasten.

***) Supplique d' un groupe de catholiques français au Pape Pie X. Paris, 1906 (als Broschüre erschienen).

Digitized by Google

als Falschheit." In der Allokution vom 15. April 1907 hat Pius X. auch den Vorwurf abgewiesen, als ob er sich in seiner Haltung gegenüber Frankreich von einer Feindseligkeit gegen die republikanische Staatsform habe leiten lassen.

Es ist ferner darauf hingewiesen worden, daß doch die französischen Protestanten sich mit dem Gesetz ohne besondere Schwierigkeiten abgefunden hätten. Das konnten sie, weil schon die politische Klugheit ihnen gebot, „sich auf die Seite der Demokratie gegen den Katholizismus zu stellen",*) und dem letzteren galt ja doch eigentlich das Kampfgesetz. Daß ein solches Verhalten aber sehr würdevoll war, wird niemand behaupten wollen. „De Standaard", das Hauptorgan der niederländischen Protestanten, liest sogar den französischen Glaubensgenossen darob in wenig schmeichelhafter Weise den Text, indem es schreibt:**)

„In Frankreich geht es los. Statt ehrlich und offen die Selbständigkeit der Kirche anzuerkennen und ihr die kirchlichen Gebäude ins Eigentum zu geben, hat das Trennungsgesetz den Besitz der Kirchen von einer Art selbständiger Vereine abhängig machen wollen, wogegen der geistliche Charakter einer jeden Kirche sich wehren wird. Von katholischer Seite sah man von der Bildung solcher Vereine ab und gab lieber jeden materiellen Vorteil preis, als daß man die geistige Selbständigkeit der Kirche opferte. Darauf sagte die Regierung: Gut, in diesem Falle nehmen wir von den Kirchen Besitz; Ihr könnet Euch darin versammeln, wie sonst können allerlei Versammlungen abgehalten werden; Ihr müsset jedoch dem Gesetze des Jahres 1871 Genüge leisten. Im Hause eines Fremden würde dann der Gottesdienst wie eine Art öffentliche Versammlung abgehalten werden müssen, jedoch in der Weise, daß der Kirche jeder rechtliche Anspruch versagt wäre. Hiefür bedanken sich aber die Katholiken. Lieber opfern sie alles, als daß sie die Selbständigkeit verlieren. Man will den Gottesdienst in seiner Kirche halten, ein öffentliches Gebäude aber, worin man als ein Fremder aus Gnade geduldet wird, ist keine Kirche. Es wird also ein harter Kampf. Es muß jedoch anerkannt werden, daß die Kirche für ein hohes sittliches Recht kämpft. Zu unserem Bedauern können wir es nicht verhehlen, daß die katholische Kirche einen höheren Standpunkt einnimmt als die Protestanten, die sich in allem dem Gesetz fügten. Das scheint praktisch und friedliebend, ist aber charakterlos."

* * *

Ich komme demnach zu dem Ergebnis, daß Pius X. gegenüber Frankreich füglich keine andere Haltung einnehmen konnte, als er tatsächlich eingenommen hat. Es sollte dankend anerkannt werden, daß er den geraden, ehrlichen und entschiedenen Weg gegangen ist; daß er mit sich und seiner Stellung als Oberhaupt der Kirche kein unwürdiges Spiel treiben und sich nicht von der Mitwirkung ausschließen lassen wollte, wo man ihn vor allem hätte hören müssen; daß er gegen den Versuch inkompetenter Faktoren, der Kirche eine Verfassung aufzudrängen, die ihr von Hause aus fremd ist, pflichtmäßig Einspruch erhoben hat. Mit voller Zuversicht kann Pius X., wie er in der

*) Troeltsch a. a. O. S. 45, A. 16.

**) Nach der „Reichspost" vom 19. Dezember 1906.

Digitized by Google

Enzyklika „Une fois encore" sagt, das Urteil der Geschichte anrufen. „Wir erwarten ohne Furcht den Wahrspruch der Geschichte. Sie wird sagen, daß wir die Augen unbeweglich auf die Verteidigung der höheren Rechte Gottes gerichtet, nicht die weltliche Gewalt demütigen, nicht eine Regierungsform bekämpfen, sondern das unantastbare Werk unseres Herrn und Meisters Jesus Christus wahren wollten."

Die Lage der Kirche in Frankreich ist allerdings durch diese Stellungnahme des Hl. Stuhles eine recht schwierige geworden. Allein darob kleinmütigen Gedanken Raum zu geben, hieße an der göttlichen Vorsehung verzweifeln. Die Kirche hat schon schwerere Krisen und Prüfungen überstanden als diejenige, welche sie gegenwärtig in Frankreich zu überwinden hat. In Unglück und Not zeigt sich die strafende, aber auch die führende und heilende Hand Gottes. Wenn auch die gläubigen Katholiken das Ihrige tun, wenn insbesondere Episkopat und Klerus einig und treu zusammenhalten, dann wird die Republik der Kirche wenigstens die Freiheit zurückgeben müssen, sich nach ihren Gesetzen und Bedürfnissen einzurichten. Idealer Sinn, Begeisterung für die hohe, heilige Sache und die Überzeugung von ihrem ewigen Werte mögen die Opfer versüßen, welche jetzt gebracht werden müssen! „Die Liebe überwindet alles."

Welches wird aber dann die nächste und wichtigste Aufgabe der französischen Katholiken sein? Wie die Verhältnisse liegen, kann das nächste Ziel unmöglich dahin gehen, durch Organisation einer katholischen Partei die politische Macht an sich zu reißen. Vielmehr: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!" und „Das Reich Gottes ist in euerem Innern". Kern und Stern aller Bemühungen muß es sein, das Christentum Christi in den Seelen wieder aufzurichten, christliche Überzeugung und Gesinnung wieder in die Herzen zu pflanzen, das religiöse Leben zu verjüngen und zu vertiefen. Suchet zuerst das Reich Gottes! Instaurate omnia in Christo! Alles übrige stellt sich dann von selber ein.

Digitized by Google

Wirtschaftliche Faktoren in Dalmatien.

Von **Ferdinand Artmann.**

Wenn wir älteren österreichischen Kulturvölker es für unsere Pflicht halten, Stellung zu nehmen zu den von der Regierung vorbereiteten besonderen wirtschaftlichen Maßnahmen zur Hebung Dalmatiens und unsere Intelligenz und unsere Energie in den Dienst der Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens dieser unserer südlichsten Provinz zu stellen, so müssen wir vor allem rein Tatsächliches objektiv untersuchen. Nur so werden wir zu einer richtigen Auffassung der sonst fast unverständlichen Retardierung in der Entwicklung des Landes gelangen und nur auf diesem Wege wird auch eine dauernde Besserung erreicht werden.

Es dürfte demnach von jedem, der ein einigermaßen geschultes historisches und soziales Denken besitzt, und von jedem, der weder den einseitigen Standpunkt tendenziöser Ausfälle gegen die Regierung einnimmt, noch die Schuld an dem wirtschaftlichen Notstande des Landes ausschließlich in einer geringeren Eignung der dalmatinischen Bevölkerung zu westeuropäischer Kulturarbeit sucht, nur als wünschenswert empfunden werden, wenn wiederholt zu kritischer Untersuchung des Tatsächlichen eine Anregung gegeben wird.

Die Geschichte eines Landes, das seit Jahrzehnten genau in demselben Verwaltungsverhältnisse zur Krone steht wie die übrigen Kronländer, kann unmöglich von einer einzigen Seite aus gemacht worden sein. Es widerspricht auch für jeden mit den speziellen Verhältnissen nicht Vertrauten aller historischen Lehre, daß eine fast 100jährige Regierung durch ein Kulturvolk nicht eine Reihe zweckmäßiger Maßnahmen getroffen hätte oder daß in dem Heere von Regierungsbeamten, welche im Verwaltungsdienste Dalmatiens gestanden haben, nicht eine Reihe tüchtiger Männer gewirkt hätten. Meines Erachtens liegt der Fehler, den wir bisher, zumal in den ersten 80 Jahren unserer Regierung, in Dalmatien gemacht haben, vorzüglich darin, daß wir das Land zu lange unter strategischen Gesichtspunkten regierten und daß seitens der leitenden Faktoren das Land zu wenig verstanden und zu wenig Mühe aufgewandt wurde, um es durch eine entsprechende Erforschung auf seine natürlichen und sozialen Bedingungen hin kennen zu lernen, daß in antiquierte Wirtschaftsformen nicht beizeiten modernisierend eingegriffen wurde. Wir haben es versäumt, zur Zeit, als alle politischen Bedingungen vorhanden waren, die staatsrechtliche Stellung des Landes unzweifelhaft festzulegen. Wir haben versäumt, dem Lande die zu seiner Entwicklung erforderlichen Kommunikationen zu geben, mit Energie die wirtschaftliche Entwicklung dort durch Staatsinitiative zu fördern, wo das Volk selbst in seiner immer

Digitized by Google

größer werdenden wirtschaftlichen Not nicht vorwärts kam, d. h. das Volk durch eine intensive westeuropäische Erziehung und überlegte Unterstützung zur Lösung wirtschaftlicher Leistungen auf seiner eigenen Scholle zu befähigen; andererseits das Land dorthin zu steuern, wo es bereits einmal gestanden war und vermöge seiner geographischen Lage hin gravitiert: zum Transitlande in dem westlichen Balkan.

Es hat uns die Erkenntnis gefehlt, daß sich Dalmatien weder wirtschaftlich noch sozial so regieren läßt wie unsere älteren Kronländer, welche aus einer untereinander ähnlichen historischen Entwicklung heraus das »self government« in der Besorgung der internen Verwaltung bedungen haben.

Die Regierung hat sich wohl im allgemeinen immer mehr gegen die Forderungen der einzelnen Länder an die Staatshilfe zu wehren gehabt, als daß sie in die Lage gekommen wäre, die Initiative zur wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Kronländer selbst zu ergreifen. Die Regierung hat diesen Standpunkt im Prinzipe auch Dalmatien gegenüber gewahrt, welches in der jüngeren Geschichte durch seine exponierte Lage ein begehrenswertes Objekt im Kampfe um die Vorherrschaft in der Adria und hierdurch in seiner wirtschaftlichen Entwicklung nachteiligen Einflüssen ausgesetzt war.

Es hätte seitens der ersten Governatore einer hohen Auffassung ihrer kulturellen Mission bedurft, um dieses Land wirtschaftlich langsam, wenn auch mitunter gegen den Willen und über das Verständnis der Bevölkerung hinaus zu entwickeln, um es später mit Beruhigung auf jene wirtschaftliche Selbständigkeit zu setzen, auf welcher das konstitutionelle Prinzip basiert. Man hat Dalmatien vielfach durch Generale regieren lassen, wozu jedenfalls die exponierte Lage des Landes einen zwingenden Anlaß gegeben hat; nichtsdestoweniger ist es bedauerlich, daß man die ersten Interessen des Landes nicht in wirtschaftlich besser geschulte Hände legen konnte. Sicherlich hätte ein politisch kluger Kopf, ein rühriger, dem praktischen Erwerbsleben näher stehender Mann, der auf landesüblichen Opanken das Land durchlaufen hätte, diesem wirtschaftlich bessere Dienste geleistet als so mancher militärische Vertreter der Krone, der ähnlich den venezianischen Generalprovveditori von Zeit zu Zeit repräsentative Fahrten längs der Küste unternahm.

Man hat noch bis in die jüngere Zeit vor allem unter strategischen Gesichtspunkten regiert, andererseits war der Landtag zu sehr durch den inneren politischen Kampf absorbiert, um einen entsprechend kräftigen Impuls zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes aus sich heraus zu geben. Man hat auch da und dort seitens der Regierung direkt eingegriffen, und in dem Maße mehr, als die Überzeugung der Notwendigkeit solcher staatlicher Eingriffe allgemeiner geworden ist, — und hat sich seitens der Regierung und ihrer Organe bemüht, wirtschaftlich Nützliches zu leisten. Die letzten Jahre weisen eine Reihe solcher Maßnahmen, wenn auch noch in bescheidenerem Umfange, auf.

Es ist hier, wo so vieles Ungünstige in zumeist sehr allgemeiner Form über den dalmatinischen Verwaltungsdienst in jüngster Zeit gesagt wurde, am Platze, ein Wort für die Organe der dalmatinischen Landesregierung einzulegen. Ich schicke voraus, daß der Dienst der exekutiven Außenorgane der Landesregierung ein sehr schwieriger ist, der weniger eine gelehrte Vor-

Digitized by Google

bildung als gesunden Menschenverstand und eine gewisse Lebenserfahrung bedingt, und daß die Verwendung sehr junger, gerade von den Schulbänken kommender Leute häufig mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Ich selbst habe aber auf meinen vielen Wegen sowohl in Istrien als auch in Dalmatien wiederholt Gelegenheit gehabt, mit Vertretern der Landesregierung zu verkehren, und habe wiederholt Männer gefunden, die nicht »ex offo«, sondern aus ihrer eigensten Initiative und aus einer größeren Auffassung ihrer Mission heraus sich bemühten, wirkliche Kulturarbeit zu leisten, Männer, die vielmehr angestrebt haben, als die Regierung eigentlich von ihnen verlangt hat, Männer, die darunter gelitten haben, daß weder die Regierung selbst ihr Wirken vollauf würdigte, noch die Bevölkerung von ihren besten Intentionen Gebrauch machen wollte.

Es darf nicht vergessen werden, daß bei aller Anerkennung des guten Willens der dermaligen Regierung, in Dalmatien wirtschaftlich einzugreifen, eine solche Maßnahme aussichtslos wäre, wenn nicht seit Jahren von den verschiedenen Organen der Landesregierung in Dalmatien die nötigen Vorarbeiten gemacht worden wären. Mehr oder weniger sind all die agrarischen Maßnahmen, die das heutige Programm der Regierung ausmachen und der Gegenstand so mancher Kommentare geworden sind, in dem im Jahre 1897 von Regierungsrat Professor Johann von Zotti, dem Landeskulturinspektor in Dalmatien, herausgegebenen „Progetto di un Programma di Azione per promuovere l'agricoltura in Dalmazia" prinzipiell enthalten.

Ich greife diese Enunziation eines dalmatinischen Landesbeamten deshalb speziell heraus, weil sie meines Wissens die einzig publik gewordene ist und als eine Sammlung wohlüberlegter Reformvorschläge angesehen werden muß.

Man hat mitunter vom grünen Tisch aus Wanderlehrer mit Missionen betraut, ohne der intellektuellen und finanziellen Aufnahmsfähigkeit des Landes Rechnung zu tragen, Missionen, die nur mit größeren Mitteln durchführbar gewesen wären, ohne aber diese Mittel zur Verfügung zu stellen, und hat dadurch nur die eigenen Organe bei der Landbevölkerung diskreditiert.

Es hat sich also in solchen Fällen nicht um den Mangel an gutem Willen, von Staats wegen einzugreifen, gehandelt, sondern um den Mangel an richtigem Verständnis der Verhältnisse des Landes und des Möglichen.

Ich möchte, um das Gesagte an einem Beispiele verständlicher zu machen, einen hierfür bezeichnenden Fall herausgreifen, zu welchem die immer mehr sinkenden Olivenkulturen des österreichischen Litorales Anlaß gegeben haben. Das Interesse der Regierung war hier umsomehr am Platze, als es sich um eine Kultur handelt, die zumal im Süden des Landes eines der wichtigsten Subsistenz-Mittel der Bevölkerung bildet. *)

Die schwere finanzielle Krise, welche durch die Phylloxera hereingebrochen war, hatte auch zur Folge, daß, nachdem der Preis für gewöhnlich erzeugtes dalmatinisches Öl sowie dessen Absatzfähigkeit konstant zurückgingen, seitens der Bevölkerung den Olivenbäumen weniger Kulturarbeit zukam und die Pflanzen immer mehr unter allerhand Schädlingen zu leiden hatten. Es

*) Vgl. F. Artmann, Vorschläge zur Hebung der heimischen Olivenöl-Produktion. Wien, Fromme, 1907.

Digitized by Google

gab also der effektiven Gründe für die Vernachlässigung der Kultur zwei: erstens solche finanzieller Natur und zweitens technische, insoferne vielfach der zwischen den Oliven gepflanzte Wein zugrunde gegangen ist und man eine Arbeit, die früher beiden Kulturen zugute kam, bei den gedrückten Ölpreisen für die Olive allein nicht aufwenden kann und will.

Was der Ölbauer demnach vorzüglich benötigte, war, durch ein verbessertes Ölgewinnungsverfahren und durch kommerzielle Assoziierung das Rendement der Olivenproduktion zu heben, um auf diesem Wege die Mittel zu einer verbesserten Kultur zu beschaffen. Man hat aber vor allem versucht, durch empfohlene Kulturmaßregeln zu helfen, und hat hierin mitunter eine wenig glückliche Hand gehabt. So wurden z. B. Jahre hindurch aus Pisa die sogenannten Tagliatori Pisanoti für das Litorale verschrieben. Diese Leute haben den Baumschnitt, der sich in Toskana für die dort zumeist hoch- und schwachwüchsigen Oliven herausgebildet hatte, auf die holzreichen, mehr gedrungenen Formen unseres Karstbodens angewendet. Man hat zum Entsetzen der Bauern den größten Teil des Holzes heruntergeworfen, also einen schweren Regenerierungsschnitt auf einem verarmten, die Regenerierung der Pflanzen sehr erschwerenden Boden durchgeführt, mit anderen Worten, die Leute auf Jahre hinaus um einen großen Teil der Ernte gebracht.

Bei der nicht sonderlich ausgesprochenen Disposition der dalmatinischen Landbevölkerung zur Anwendung verbesserter Kulturmaßregeln und bei dem geringen Vertrauen, das diese Leute jedermann entgegenbringen, wurden solche Maßnahmen für andere, sorgfältiger erwogene verhängnisvoll.

Um zu verstehen, warum im allgemeinen eine Reihe wirklich gut gedachter und mit Sorgfalt eingeleiteter Regierungsmaßnahmen, zumal solcher, die auf ein gemeinsames Zusammengehen der Interessenten gerichtet waren, nicht den entsprechenden Erfolg mit sich brachten, muß man die Gründe in der Eigenart der Bevölkerung und in deren Wirtschaftsformen suchen. Es muß ferner speziell darauf hingewiesen werden, daß die zweifache finanzielle Katastrophe der letzten Dezennien, d. i. das Zugrundegehen der Segelflotten und die Phylloxerierung der Weinländer, schwere Wunden in die wirtschaftliche Kraft des Volkes riß und durch die Untergrabung der wirtschaftlichen Position der zumeist italianisierten signorilen Familien in einer Zeit der Erlahmung der nationalen Arbeit mit vermehrter Vehemenz einen nationalen Kampf zwischen ihnen und den aufstrebenden Slaven auslöste, der durch Jahre lähmend auf die Leistungsfähigkeit des Volkes wirkte.

Ich will versuchen, an der Hand bestimmter Momente der Geschichte zu zeigen, wie gewisse, der Entwicklung des Landes ungünstige Faktoren geworden sind. Das sind die verschiedene Entwicklung des Landes bis zur österreichischen Herrschaft, das Anwachsen der Geschlechterherrschaft, beides Vorläufer des nationalen Kampfes der letzten Dezennien und der Befehdungen der Fraktionen untereinander, die bis in die letzte Zeit prädominierende Betätigung auf merkantilistischem Gebiete und die damit zusammenhängende primitive Art landwirtschaftlicher Exploitierung des Landes; endlich der Rückstand in der Entwicklung des Volkskreditwesens.

Wenn man die Geschichte des Landes bis auf das Verschwinden des byzantinischen Einflusses in dem alten Illyrien, also etwa bis 1000 n. Ch.

Digitized by Google

zurückverfolgt, so ist dieselbe, bis auf eine kurze nationale Herrschaft, ein Aufeinanderfolgen verschiedener fremder Regierungen, welche aber stets nur einen Teil des heutigen Dalmatiens unter eine einheitliche Regierung bringen, während es einzelne Gebiete (zumal Ragusa und das Narenta-Gebiet) häufig verstanden haben, sich durch spezielle Übereinkommen mit den jeweiligen Beherrschern des Landes oder durch die Unterstellung unter eine rivalisierende Macht eine relative Selbständigkeit zu wahren, und dadurch einen von dem übrigen Lande verschiedenen Entwicklungsweg gegangen sind.

Die Verschmelzung der verschiedenen Bezirke Dalmatiens, zumal einzelner Inselgruppen zu dem heutigen Königreiche Dalmatien ist erst bei der zweiten Inkorporierung in die österreichische Krone durchgeführt worden.

Selbst während der Regierungsdauer der einzelnen fremden Mächte in vorösterreichischer Zeit ist je nach deren Bedeutung das Gebiet bald gewachsen, bald vermindert worden, so daß sich wiederholt zwei Mächte in das heutige Dalmatien geteilt haben. Auch zur Zeit der venezianischen Herrschaft, die den einzigen Ruhepunkt in der neueren vorösterreichischen Geschichte des Landes bedeutet und eine gewisse konstante wirtschaftliche Entwicklung begünstigte, sind je nach der Bedeutung Venedigs und seiner übrigen Engagements Verschiebungen in der Zusammengehörigkeit der einzelnen Landesteile vor sich gegangen.

Die nachteiligen Folgen solcher fortwährender Verschiebungen des Besitzes auf die einheitliche Entwicklung des Landes wurden durch den Umstand verschärft, daß es sich nicht um die Aufeinanderfolge der Regierung kulturell gleichhochstehender Völker handelt, die sich gewissermaßen in der wirtschaftlichen Erschließung des Landes ablösen, sondern es ist das Land bald einem kulturell hochstehenden Volke, wie den Venezianern, bald dem Einflusse morgenländischer Regierungsweise unterstellt gewesen, so daß in der letzteren Zeit das meiste, was bereits an Kultur in das Land hinausgetragen war, wieder in den engen Raum weniger fester Städte zurückgedrängt wird. So kommt es, daß länger als in anderen europäischen Ländern kulturelles Leben nicht dauernd über die Stadtgebiete hinauskommt und daß das Verständnis der stammesgleichen Bevölkerung fortwährend gestört wurde. An diesem Übelstande leidet Dalmatien heute noch.

So ist es auch begreiflich, daß es zu einer ausgesprochenen Vorherrschaft einzelner Geschlechter kam und daß es solchen durch hervorragende Leistungen um das Gemeinwesen oder durch geschickte Abmachungen gelang, sich und ihrer Sippe besondere soziale oder wirtschaftliche Vorteile zu sichern. In dem sich fortwährend verändernden Bilde der Herrschaft im Lande bleiben die Geschlechter das Dauernde.

Speziell war es die Republik Ragusa, der es bis Ende des 18. Jahrhunderts gelungen war, unter allen Drangsalen sich stets als ein republikanisches Gemeinwesen durch besondere Privilegien selbständig zu erhalten und sich durch geschickte politische Sonderabkommen vorübergehend eine geradezu blühende Entwicklung zu verschaffen.

Das Prädominieren alter Geschlechter im politischen Leben des Landes, welches bis in die neueste Geschichte anhält, ist demnach nicht lediglich auf die mit der venezianischen Regierung zusammenhängende Privilegierung des

Digitized by Google

italienischen oder italianisierten Elementes zurückzuführen, sondern ist eine Folge der Notwehr der in steter fremder Abhängigkeit stehenden kleinen dalmatinischen Gemeinwesen um ihre politische und materielle Existenz, während in der häufig italienischen Färbung derselben wohl vor allem die Konsequenz der längsten Periode ungestörter kultureller Entwicklung unter venezianischer Herrschaft zu sehen ist. Es ist also in dem heutigen Cliquenwesen zum Teile ein Herübertragen alter Begriffe und der verschiedenen wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Gebiete zu sehen, von dem zu hoffen ist, daß es in dem Maße an Schärfe verliert, als ein einheitlicher wirtschaftlicher Sanierungsgedanke zwingendere gemeinsame Interessen schafft und es der Regierung gelingt, die verschiedenen Elemente in diesen Dienst zu stellen und den österreichischen Reichsgedanken zu popularisieren.

Der auch heute noch in manchen Köpfen in Dalmatien lebende Gedanke einer Trennung in ein südliches und ein nördliches Dalmatien ist auf die lange Sonderstellung der südlichen Gebiete zurückzuführen und findet in der allernächsten Nähe, d. i. in Italien, eine Analogie, wo erst das verallgemeinte Wiederaufblühen des wirtschaftlichen Lebens diese alten Gegensätze einer verschiedenen historischen Vergangenheit auszugleichen beginnt. In Dalmatien liegt die Sache insoferne günstiger, als der Rassenunterschied zwischen den Süd- und Nordländern nicht so deutlich ausgeprägt ist wie zwischen den Süd- und Norditalienern. Die letzteren haben bekanntlich einen starken germanischen Einschlag. Hingegen spielt das verschiedene Glaubensbekenntnis der Kroaten und Serben eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Wenn man sich einerseits die vielfach schwierigen Vegetationsbedingungen in Dalmatien in Erinnerung bringt, andererseits die lange Küstenentwicklung ins Auge faßt, die an und für sich die Bevölkerung auf den Seeerwerb drängt, und in letzter Linie dem Umstande Rechnung trägt, daß die unruhige geschichtliche Entwicklung des Landes dem Ausbreiten der kultivierten Elemente in das Innere des Landes bis in die österreichische Geschichte hinein hinderlich war, so erscheint es als notwendige Folge, daß die Intelligenz Dalmatiens von jeher ihre Erwerbsquelle vorzüglich im Seehandel gesucht hat, sei es im Anschlusse an den westbalkanischen Transithandel, sei es in erster Linie in der Verfrachtung internationalen Gutes, welches Geschäft eine von der beschränkten Produktion des eigenen Landes unabhängige und unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit bot.

Ebenso war es naheliegend, daß der solcherart gemachte Erwerb immer wieder in den Dienst des Seehandels gestellt und nur zum allergeringsten Teile zur Meliorierung der Urproduktion verwendet wurde. Daraus ergibt sich die untergeordnete Bedeutung, welche man dieser Produktion seitens der Intelligenz des Landes beimaß und der Fähigkeit des Kolonen, des ungebildeten Bauern überließ.

Dieses dem Volke im Blute liegende besondere Verständnis für kommerzielle und zumal Seehandels-Aktionen wird auch richtunggebend für die allgemeine wirtschaftliche Auffassung. Der Dalmatiner will rasch verdienen. Er will den Effekt seiner Leistungen und Kombinationen in kurzer Zeit sehen. Für solche Geschäfte ist er bereit, jedes Opfer zu bringen, und sehr gut verwendbar.

Digitized by Google

Es fällt demnach sehr schwer, gerade die mobilen, die unternehmenden Köpfe an das mit modernem, westeuropäischen wirtschaftlichen Arbeiten notwendig verbundene schrittweise Verfolgen eines weiten Zieles im Wege kleiner Erfolge zu gewöhnen. — Hiezu kommt, daß man vielfach versucht, Unternehmungsarten, wie sie in jungen, überseeischen Ländern gesehen wurden, auf die Durchführung von Aktionen im eigenen, beschränkten Lande anzuwenden, und lieber resigniert, als sich in eine scheinbar beengende Auffassung zu finden. Darunter haben eine Reihe guter Projekte in Dalmatien zu leiden gehabt.

Es liegt in der zumeist von einzelnen oder familienweise betriebenen freifahrtigen Segelschiffahrt, in dem damit verbundenen Abjagen von Frachten ein gewisses unsoziables Moment, ein rücksichtsloses Arbeiten auf eigene Faust, das auch heute noch lebendig und der in Dalmatien so sehr notwendigen genossenschaftlichen Idee feindlich ist.

Wir haben Dalmatien im Jahre 1814 als ein uns in seinen Lebensformen fremdes Land mit antiquierten venezianischen Kulturformen übernommen, ohne recht zu wissen, wie diese Kulturansätze modernisiert weiter zu entwickeln wären, ohne auf jenem großzügigen Ansatz des französischen Zivilgouverneurs, v. Dandolo, zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes weiter zu bauen, ohne in dem Lande selbst die nötigen Kommunikationen herzustellen, ohne das Land durch gute Verkehrsmittel uns näher zu bringen und ohne die alten Handelswege nach dem Balkan neu zu eröffnen. — In dieses hauptsächlich aus den Erträgen der Schiffahrt, der Wein- und Ölproduktion und der Weidewirtschaft lebende Land schlagen nun kurz hintereinander zwei schwere Katastrophen ein.

Die erste wird verursacht durch den rasch sich entwickelnden allgemeinen Übergang der Schiffahrt zum Dampfbetriebe, begünstigt durch die Eröffnung des Suez-Kanals, wodurch das ganze Frachtgeschäft nach Indien und dem äußersten Osten für die Segelschiffahrt verloren geht. Zum Teile ist man sich der unbezwinglichen Konkurrenz durch die Dampfschiffahrt nicht bewußt, man rechnet darauf, daß sich dieselbe für den überseeischen Dienst nicht bewähren werde. Zum Teile ist es ein Moment finanzieller Natur, welches die Akkomodierung an die neuen Bedingungen erschwert. Bisher konnte die Segelschiffahrt mit relativ kleinen Kapitalien betrieben werden, während das Engagement an der Dampfschiffahrt größere Kapitalien und eine veränderte Organisation des kommerziellen Dienstes verlangt. Die mit immer größerem Tonnengehalte gebauten, rasch laufenden Dampfschiffe ziehen das Frachtgut immer mehr an sich, so daß die Segelfahrzeuge kaum mehr Fracht oder nur zu so gedrückten Raten finden, daß nicht einmal die Navigationskosten gedeckt werden. In den achtziger Jahren liegt im „Sacchetto" in Fiume ein großer Teil der dalmatinischen Segelflotte, dicht zusammengedrängt Schiff an Schiff. Es kommt so weit, daß man jene Schiffe, die nicht nach der Levante verkäuflich sind oder wegen ihres Alters keine Versicherung mehr finden, zum Holzwerte verkauft. Es gehen viele große und kleine Vermögen verloren und Rheder, Kapitän und Seemann werden brotlos. Die Einnahmsquellen werden auf den Erwerb im Lande und auf die aus der Auswanderung zufließenden Gelder beschränkt. In diese ohnehin prekäre Situation fällt nun die Phylloxera, die

Digitized by Google

Weingärten devastierend. Es treten eine Reihe bisher im Lande unbekannter Erkrankungen der Rebe auf, die Jahr für Jahr einen vermehrten Aufwand an Arbeit und Geld beanspruchen.

Wie entwickelt sich nun das wirtschaftliche Leben unter dieser doppelten Katastrophe?

Die Signoria kennt nur den großzügigen Handel zur See und Reste eines veralteten Gewerbes. Die Seefischerei kommt durch die Konkurrenz der von den Italienern bis nah an die Küste betriebenen Raubfischerei nicht über den Zustand einer gerade nur den Bedürfnissen des Landes dienenden kleinen Küstenfischerei hinaus. Der Bau größerer Schiffe ist fast vollständig eingegangen und es findet sich nur mehr vereinzelt ein sehr unbedeutender Bootbau (Curzola als wichtigste Erzeugungsstätte). Von der einzigen wirklichen Ressource des Landes zur Zeit dieses Notstandes, der Landwirtschaft, versteht man nicht viel und hat auch wenig Interesse dafür, vor allem anderen aber kein Geld, um den schweren Kampf gegen die Phylloxera zu führen und um das immer hinderlicher werdende System der Kolonenwirtschaft in Selbstbewirtschaftung umzuwandeln; die Hilfen des Staates und des Landes aber kommen nur sehr langsam nach.

Der Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion im Lande steht weit unter der Rente, welche beziehbar wäre. Große Strecken Landes sind vollkommen unkultiviert oder geben nur eine ärmliche, unsichere Weide. Das Land leidet an Wassermangel und längs der Flußläufe an Versumpfung. Große Flächen sind derartig karstig, daß eine Kultur überhaupt unmöglich ist, soferne dieselben nicht aufgeforstet werden. Mangelnder Futterbau gestattet nur die Zucht kleiner Herden eines erbärmlichen Schlages Vieh, das sich Jahr für Jahr den Winter hindurchhungern muß. Die Futterernte und die Ergiebigkeit der Weiden ist fast ausschließlich Sache des Zufalls. Die Düngerproduktion der großen Schafherden kommt für den landwirtschaftlichen Betrieb fast gar nicht in Frage und die Produktion von Viehdünger ist, da die Stallfütterung ganz unbedeutend ist, vollkommen unzureichend. Die Produktion an Getreide deckt weitaus nicht die lokalen Bedürfnisse. Die Bevölkerungszunahme ist sehr stark und das Volk vielfach unterernährt und dadurch vielerorts schwer an Malaria leidend. Die Wiederaufforstung nimmt nur langsam zu. Ein Ertrag aus den jungen Forsten besteht demnach nicht, doch muß im Interesse derselben vielfach ein Ziegenhaltungsverbot erlassen werden, wodurch gerade der ärmste Mann schwer betroffen wird. Die Kellerwirtschaft war bis in die letzten Jahre sehr mangelhaft, ebenso ist die Olivenöl-Produktion zum allergrößten Teile unglaublich rückständig; dem Lande gehen auf diese Weise jährlich Millionen verloren.

Das Gewerbe, das schon in den letzten Jahren venezianischer Regierung keinen Fortschritt mehr machte, zumal das Kunstgewerbe, sinkt immer mehr herab. Man ist zu sehr zurückgeblieben gegenüber den anderen Ländern, in denen mittlerweile auf allen Gebieten eine Großindustrie entstand. Die Kreditwirtschaft ist ganz ungeordnet und unfruchtbar.

Digitized by Google

Man stand, möchte ich sagen, fremd vor den Verhältnissen des eigenen Landes, auf dessen bescheidene Produktionsbedingungen die altgewohnten, kommerziellen Begriffe keine Anwendung finden können. Alte Wege des Erwerbes haben sich überlebt und man hat noch nicht gelernt, neue zu gehen. Dazu leidet das Land an den immer versprochenen und immer nicht durchgeführten großen Verbesserungen des Kommunikationswesens.

Eingeengt von allen Seiten und auf ein minimales Lebensniveau reduziert, drängt die Intelligenz zum Kampfe gegen den Staat, um endlich die Durchführung jener Verkehrsverbesserungen zu erzwingen, die als eine unbedingte Notwendigkeit, als der erste Schritt zu einem Wiederaufblühen des wirtschaftlichen Lebens angesehen werden. Man wendet sich den akademischen Berufen, dem politischen Leben und dem Staatsdienste zu und damit von dem praktischen Erwerbsleben ab. Neben dem alten Kampfe des slavischen gegen das italienische Element bekämpfen sich die slavischen Fraktionen untereinander, solcherart das Wenige, was durch ein geeinigtes Vorgehen zu leisten wäre, hemmend.

Es tritt ein Zustand gebundener Volkskraft, eine förmliche Anämie nationaler fruchtbarer Arbeit ein. Neben der überwiegend zu findenden Verbitterung und Resignation, neben einem fatalistischen Zuwarten, daß durch Kräfte von auswärts das Land entdeckt und erweckt werden müsse, flackern da und dort phantastische Ideen von großen Unternehmungen, von ungeheueren Gewinnen auf, die ein Hindernis zäher, klarsichtiger Kulturarbeit und auch ein Hindernis für die Aktionen der Regierung werden. Geschäfte mit 50, 100, 200 Prozent werden projektiert. Man trägt sich nur allzu leicht mit exotischen kommerziellen und wirtschaftlichen Begriffen. Riesengroße Pläne, welche die glühende Sommersonne des Landes begünstigt, werden geschmiedet, Pläne, die selbst in den großzügigsten überseeischen Ländern kaum realisierbar wären. Ich erinnere nur an das erst in der jüngsten Zeit veröffentlichte Seeschiffahrtsprojekt von Gopčević und dessen kalifornischen Vettern, welches die gesamte österreichische Seeschiffahrt monopolisieren, hiezu ein Kapital von 250 Millionen Kronen aufbringen und, weil Seine Exzellenz Dr. Fokt auf dieses Projekt nicht reagierte, unter amerikanischer Flagge segeln und den Lloyd binnen 6 Monaten zur Liquidation bringen will. Gewiß ist das die Äußerung eines einzelnen, die nicht ernst genommen werden kann. Es ist das aber eine Note jener gefährlichen Musik, die man im Interesse Dalmatiens unter allen Umständen vermeiden sollte; nicht nur im Interesse des Kredites dalmatinischer Aktionen, sondern vor allem im Interesse der Bevölkerung.

Man hört in Dalmatien seitens dieser so häufig den Wunsch, den Großhandel als ein sich an der Arbeit des Produzenten nutzlos bereicherndes Zwischenglied auszuschalten, um womöglich direkt an den Konsum heranzutreten. Man hat wenig Geduld, vor allem mit sich selbst. Fast überall in Dalmatien fehlen Kellereien und die Möglichkeit, auch nur einjährige Weine gut geschult in den Handel zu bringen, und doch sucht man mancherorts das Heil in einem schwunghaften Detailhandel. Man erwartet für gesund erzeugtes dalmatinisches Olivenöl denselben Preis, der für höchstwertige zarte französische Öle gezahlt wird, kommt solcherart mit

Digitized by Google

der ganzen Meliorierungsaktion nicht vorwärts und findet leider auch immer wieder gefällige Experten, welche diese übertriebenen Ansprüche encouragieren. Jeder, der solchen Bestrebungen ruhige und praktische Erwägungen entgegenstellt, macht sich mißliebig. Es besteht eine solche Geldnot, ein solches Bedürfnis, die wirtschaftliche Lage wieder zu heben, daß man leicht über das Ziel hinausschießt und gute Ideen im Lande und bei der Regierung diskreditiert.

* * *

Ich habe mich bemüht, in dem Vorstehenden ein objektives Bild des allgemeinen sozialen Zustandes zu geben, wie er Ende des vergangenen Jahrhunderts in Dalmatien bestand und wie er auf das wirtschaftliche Leben einwirkte. Ich möchte noch kurz einige Momente erwähnen, die für die Produktion und die Entwicklung des Landes von höchster Bedeutung sind und in welchen inzwischen bereits Ansätze zu einer durchgreifenden Besserung gemacht wurden.

Schulbildung. Ich fühle mich nicht berufen, Ausführliches hierüber mitzuteilen, und überlasse das einer maßgebenderen Seite. Ich will nur daran erinnern, daß selbst in dem litoralen Gebiete Dalmatiens gut ein Drittel der Bevölkerung Analphabeten sind und daß es an fachlicher Ausbildung fast ganz gefehlt hat. Bezüglich dieser ist in den letzten Dezennien teils durch Vermehrung von landwirtschaftlichen Schulen, teils durch einen vermehrten landwirtschaftlichen Wanderlehrerdienst, teils durch Errichtung von Musterwirtschaften manches geschehen. Eine fachliche Gewerbeausbildung hat bis vor kurzem überhaupt nicht bestanden. Auch darin ist eine Besserung eingetreten durch Einsetzung ambulanter Instruktoren. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an das humane Werk eines Mitgliedes des Kaiserhauses, welches es sich zur Aufgabe gemacht hat, die fast vergessene, berühmte Spitzenindustrie in Dalmatien wieder aufzugreifen, und so Anstoß gegeben hat zur Wiederbelebung einer alten Hausindustrie. Die Erkenntnis der besonderen Rückständigkeit in der Elementarschulbildung findet ihren Ausdruck in dem aktuellen Regierungsprogramme durch eine jährliche Subvention von K 300.000. Auch sind Lehrerbildungsanstalten 2c. vorgesehen. Es wird also hoffentlich die junge Generation im Lande selbst eine leicht zugängliche, allgemeine und fachliche Bildung finden und dadurch ihre Arbeitskraft in den Dienst moderner Mittel stellen können.

Kredit. Es ist von jedem, der über Dalmatien geschrieben hat, auf die große Armut und auf den Mangel einer gut organisierten Kreditwirtschaft hingewiesen und das hierdurch verschuldete Wuchersystem in schärfster Weise gerügt worden. Am schwersten wird hievon die landwirtschaftliche Bevölkerung betroffen. Der Hypothekarkredit ist sehr teuer und mitunter auch schwer erhaltbar und es besteht durch die vielerorts notleidend gewordenen Kulturen eine Überlastung des Grundbesitzes. Das heißt also, daß, insolange nicht eine wesentliche Verbesserung der Bodenproduktion eintreten wird, die Beschaffung der für Investierungen notwendigen Mittel großenteils durch Hypothekardarlehen nicht möglich sein wird, daß also mit den gedachten Meliorierungen auch die nötigen Kredite flüssig zu machen sein werden. Ob das nun in Form eines Landesanlehens unter Garantie der Regierung oder durch dieselbe

Digitized by Google

direkt geschieht, ist nebensächlich, aber man wird diese Frage so oder so ehestens lösen müssen.

Am drückendsten jedoch sind die Formen, unter denen *Personalkredit* gegeben wird. Ich meine hier nicht nur den mitunter exorbitant hohen Zinsfuß, sondern mehr noch die indirekten Verpflichtungen, welche meist an die Gewährung eines solchen geknüpft werden. Die einschneidendste unter diesen ist die Verpflichtung, die Ernte dieser oder jener Kultur oder den Nutzen aus einer bestimmten Viehzucht zu in vorhinein festgesetzten Preisen an den Gläubiger abzutreten oder ihm ein Vorkaufsrecht einzuräumen, sowie die Leistungen, welche für die Stundung von Kapital oder Zins verlangt werden. Das Ganze wird in einer Form gemacht, die den Schuldner unter normalen Verhältnissen überhaupt nicht mehr aus der Hand des Gläubigers läßt und ihm im besten Falle aus dem Erträgnisse seiner Arbeit nur die elendeste Lebensführung ermöglicht. Es ist ausgeschlossen, daß eine solche finanzielle Beschwerung des Landwirtes eine Verbesserung in der landwirtschaftlichen Produktion zuließe. Ganz im allgemeinen ist die Form der Geldgewährung durch derartig damit verbundene Repressalien die denkbar unfruchtbarste, da sie jede wirkliche Entwicklung selbst des fleißigsten Schuldners ausschließt. Auch das Vorgehen der wenigen Finanzinstitute kann nicht als liberal bezeichnet werden. Es kommt dadurch zu keiner Schaffung von Mehrwerten, sondern lediglich zu einer Kommassierung der kärglichen Einnahmen des Landes in wenige *unfruchtbare* Hände.

Ganz ähnlich wie überall unter solchen Verhältnissen ist der Bauer so sehr an diesen Druck gewöhnt, daß er sich eher von seinem eigenen Landsmanne das letzte Huhn aus dem Topfe holen läßt, als eine von außen kommende, bestgemeinte Hilfe anzunehmen. Gewohnt, von Seinesgleichen in der rücksichtslosesten Weise ausgebeutet zu werden, ist seine Auffassung jedem Fremden gegenüber, sei er nun ein einzelner oder ein Regierungsvertreter, die des absoluten Mißtrauens. Man zeige aber von Seite der Regierung, daß dieser das Wohl des kleinen Mannes am Herzen liegt, daß man ihm wirklich dauernd helfen wolle, man verliere nicht durch Mißerfolge Hoffnung und Willen und man wird diese Leute auf immer für sich gewinnen. Wie das Volk geartet ist, herrscht geradezu ein instinktives Verständnis dafür, daß derjenige, der Geld besitzt, es in der rücksichtslosesten Weise fruktifiziert.

Ein Dalmatiner, der um Haus und Hof gebracht wurde, wird eventuelle überseeische Ersparnisse nach seiner Heimkehr genau in derselben engherzigen, unverständigen Weise verwenden. Das Ideal der meisten derer, die hinausgehen, ist, so viel zu erwerben, um nach der Heimkehr den väterlichen Besitz zu entschulden oder wieder zu erwerben und den Überschuß nicht zu einer wirklichen Verbesserung des ersteren zu verwenden, sondern sich sodann auf Kosten ihrer Landsleute auf demselben Wege zu bereichern, auf dem sie selbst verarmten.

So sehr die Leute im Auslande zusammenhalten, ebensowenig sind sie in ihrem eigenen Lande assoziabler Natur. Ich zitiere als Beispiel für die erstere Behauptung das mir bekannte Faktum, daß in New York, wo die dalmatinischen Auswanderer großenteils in den Docks Verwendung finden, sie sich zu förmlichen Wirtschaftsgenossenschaften zusammentun. Sie

Digitized by Google

beziehen ein gemeinsames bescheidenes Quartier in einer der Vorstädte. Der Einkauf der Lebensmittel geschieht für gemeinsame Rechnung; einer, zumeist der jüngste, übernimmt die Besorgung des Haushaltes, und falls ein Mitglied arbeitslos oder krank wird, wird es vorderhand auf Generalunkosten erhalten. Es ist denselben Leuten aber leider nicht recht verständlich, daß dieselben Interessen, die sie im Auslande zusammengehalten haben, auch den Zusammenschluß der Schwachen im eigenen Lande erfordern und daß selbst der Fruktifizierung des draußen mühsam Erworbenen sich größere Chancen eröffnen würden, wenn der einzelne nicht zur Verarmung, sondern zur wirtschaftlichen Entwicklung seiner Genossen beitrüge.

Hier wird sich für die verallgemeinerte Elementar- und Fachschulbildung ein vorzügliches Betätigungsgebiet ergeben. Ein Land, welchem es so sehr an mittleren Vermögen fehlt wie Dalmatien, ist geradezu prädestiniert, das Assoziationswesen im weitesten, auch im produktiven Sinne zu seiner sukzessiven wirtschaftlichen Stärkung aufzunehmen. Diese Erkenntnis leitet schon seit Jahren die maßgebenden Faktoren der Regierung und es wird in immer kräftigerer Weise auf die Errichtung von Erwerbs-, Wirtschafts- und Produktivgenossenschaften hingearbeitet.

Eine Reihe von Erfolgen durch Gründungen von Raiffeisen- und Schulze-Delitzsch-Kassen ist bereits erreicht worden und erst vor kurzem wurde durch die Einflußnahme des Ackerbauministeriums eine Zentral-Genossenschaft in Spalato gegründet.

Ob man mit dieser Form der Akkumulierung kleiner Einlagen bei der großen Armut der Bevölkerung das Auskommen finden wird, ist fast bestimmt zu verneinen und ich bin der Meinung, daß die so beschaffbaren Mittel unbedingt eine ausgiebige Ergänzung finden müssen, um das Kreditbedürfnis der nächsten Dezennien in loyaler Weise zu befriedigen, wie überhaupt die beabsichtigten agrarischen Operationen eine großzügige Regelung des agraren Kredites unbedingt voraussetzen. Professor von Zotti schlägt für Gebiete, wo zufolge der großen Armut der Bevölkerung auf genossenschaftliche Einlagen nicht gerechnet werden kann, wo aber gerade die höchste Geldnot und der schwerste Wucher zu finden sind, die Errichtung von Bezirkskredit- oder Bezirksunterstützungskassen vor. (Ein Analogon hierfür besteht in Bosnien und in der Herzegowina.)

Gedacht ist an Einschüsse des Landes in diese Kassen; der Vorschuß an einzelne soll 200 Kronen jährlich nicht übersteigen. Diese Vorschüsse sollen vor allem zur Bestreitung der notwendigen landwirtschaftlichen Betriebsmittel dienen, doch denkt v. Zotti auch an die Ablösung wucherischer Schulden. Sosehr der letzte Gedanke auch human und empfehlenswert ist, glaube ich doch, daß die Tätigkeit solcher Kassen nur als ein vorübergehender Zustand zur Schaffung eines vom Staate garantierten Agrarkredit-Institutes aufgefaßt werden könne.

Ich möchte hier einer der wichtigsten, die Reorganisierung des Agrarkredites bedingenden agrarischen Operationen gedenken: der Umwandlung des Kolonensystems und der Aufteilung des Gemeindelandes zu dessen intensiverer Nutzung.

Digitized by Google

Es ist bereits der Versuch gemacht worden, gewisse Erscheinungen des heutigen Wirtschaftslebens in Dalmatien als eine notwendige Folge der Geschichte abzuleiten. Ich habe speziell darauf hingewiesen, daß die merkantilistische Betätigung der Intelligenz des Landes zu allen Zeiten den Betrieb der Urproduktion in der primitivsten und kapitalsärmsten Weise belassen hat und daß das Wissen und die fachliche Bildung nicht über die engsten Grenzen hinausgekommen ist.

Soweit nicht ein freier Bauernstand oder selbstbewirtschaftete, größere Grundbesitze bestehen, ist das vorwiegende Arbeitssystem das der Kolonenwirtschaft, d. i. im Wege von Erbbewirtschaftungsverträgen. Die Form solcher kann als bekannt vorausgesetzt werden. Speziell hervorzuheben wäre nur, daß für größere Investierungen auch der Grundherr in Kontribution gesetzt wird und daß der Kolone ein Anrecht auf neue Meliorationen gewinnt. Es sind dann über dem Lande nicht nur zwei Willen, sondern auch zwei Herren. Ist der Kolone ein tüchtiger und strebsamer Mann, so geht die Sache an, endigt aber zuweilen, bei der vielfachen Verschuldung des Grundherrn, in dessen Depossedierung. Andererseits ist ein untüchtiger Kolone ein direktes Hindernis für jede Verbesserung. Im Interesse der Hebung der landwirtschaftlichen Produktion muß in erster Linie auf die Ablösung solcher alten Rechte in dem einen oder dem anderen Sinne gesehen werden.

Eine weitere fundamentale Frage ist die Aufteilung des Gemeinlandes, die Kommassierung des Privatbesitzes, die Durchführung der vielfach gedachten Meliorierungen und die sich zum Teile daran schließende Schaffung von Wassergenossenschaften 2c. 2c.

Die genannten wirtschaftlichen Krisen und die starke Bevölkerungszunahme haben Anstoß gegeben, daß der robuste und arbeitswillige Mann des Volkes einen vorübergehenden Erwerb „in Übersee" sucht, so daß es heute allüberall im Lande an Arbeitern fehlt. Die Leute sind seit Jahrzehnten so ziemlich in allen überseeischen Gebieten zu finden: in der internationalen Handelsmarine, in überseeischen Docks, als Fischer am unteren Mississippi, als Pflanzer in den Südseeländern, als Feldarbeiter und Kopalgräber in Australien und in Neuseeland, als Arbeiter bei überseeischen Bahn- und Wasserbauten, als Kolonisten in den La Platastaaten, als Salpetergräber in Chile, als Kautschuckpicker in Bolivia 2c. Es kann als bekannt gelten, daß sich diese Leute fast ausnahmslos eines sehr guten Rufes erfreuen. Ihre Arbeitstüchtigkeit und Anstelligkeit ist anerkannt und sie gelten als scharfe Konkurrenten überall dort, wo Geld zu verdienen ist.

Ein prägnanter Ausdruck für diese Auffassung ist das noch erinnerliche Einwanderungsverbot in Australien gegen Dalmatiner. Man hat es in diesem sozialistisch regierten Lande seitens der einheimischen Arbeiter sehr unangenehm empfunden, daß diese Leute zu allem zu brauchen, arbeitswillig und bescheiden in ihren Forderungen sind.

Diese Leute wären zurückzurufen und die junge Generation ist von der Auswanderung zurückzuhalten, indem man ihr behilflich ist, im eigenen Lande verbesserte Erwerbsbedingungen zu finden. Dieser Teil der Aktion zur

Digitized by Google

Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens in Dalmatien dürfte wohl der schwierigste werden.

Wir haben in Dalmatien eine stattliche Reihe von Männern, die eine vorzügliche Begabung auf wirtschaftlichem Gebiete gezeigt und kommerzielle und industrielle Leistungen aufzuweisen haben, die weit über das Mittelmaß ihrer Umgebung hinausreichen. In dem dalmatinischen Volke steckt mehr an Fähigkeiten und mehr an Tüchtigkeit, als ihm heute zum Teile selbst bewußt sein mag. Ist es doch eine allgemeine Regel, daß nicht nur die Individuen, sondern auch Nationen oder Stämme sich selbst in ihren vollen Mitteln erst im Erfolge kennen lernen.

Wenn sich die Dalmatiner erst an die wirtschaftliche Wiedereroberung ihres Landes gemacht haben werden und alle ihre Fähigkeiten und Arbeitskraft ausschließlich in diesen Dienst stellen, so werden sie sich selbst und andere davon überzeugen, was sie wert sind.

Ich möchte hier mit wenigen Worten auf ein Moment kraftvoller wirtschaftlicher Selbstentwicklungsfähigkeit hinweisen, welches in diesem Volke steckt und auf das wir stolz sein können. Es ist dies das Wiedererstehen einer österreichischen freien Seeschiffahrt aus den Resten der in der zusammengebrochenen Segelschiffahrt verloren gegangenen Kapitalien.

Es war in den letzten Jahren des rapiden Eingehens dieses Gewerbes die Initiative weniger Männer, die durch das Zusammentragen kleiner Kapitalien ihrer Familien und Freunde damit begannen, einige alte englische Dampfschiffe anzukaufen und neuerdings ihre erprobte Seetüchtigkeit und merkantile Geschicklichkeit zu verwerten. Der Ausgangspunkt dieser neu erstandenen „freien" Dampfschiffahrt war Lussin, dem später andere Orte folgten; die Pioniere dieser neuen österreichischen Handelsschiffahrt waren Cosulich, Gerolimich, Martinolich, Premuda u. a. Die ersten Schiffe wurden im Wege von Karaten — in der Höhe von K 4000 bis K 10.000, je nach dem Werte des Schiffes, — angekauft.

Die Führer der Schiffe, der größte Teil der Bemannung, die kommerziellen Leiter, die Agenten in Triest, London, Hamburg, New-York, Bombay, Sidney, Valparaiso ꝛc. waren Lussinianer. Man könnte sagen, es sei die ganze Körperschaft eine einzige Familie. Die außerordentliche Tüchtigkeit und die sich durch die großen überseeischen Kriege in den letzten zwei Dezennien ergebende günstige Konstellation haben eine geradezu ungeahnt rasche Entwicklung dieser österreichischen oder besser gesagt „Lussinianer" Seeschiffahrt ermöglicht. Die alte freifahrtige Gesellschaft „Fratelli Cosulich" ist heute zur Itineraire-Aktien-Dampfschiffahrtgesellschaft „Vereinigte österreichische Dampfschiffahrts-Aktiengesellschaft, vormals Fratelli Cosulich und Austro-Americana" umgewandelt worden, ein Unternehmen, welches nahe an 30 Millionen Kronen repräsentiert und unseren Verkehr nach Zentral- und Nordamerika geschaffen hat.

Heute erklärt sich die Regierung bereit, durch außerordentliche Maßnahmen und Kredite in die wirtschaftliche Entwicklung des Landes energisch einzugreifen; alles kann aber diese weder finanziell noch intellektuell tun. Soll das wirtschaftliche Leben in Dalmatien wieder aufblühen, so muß das Volk

Digitized by Google

selbst dazu seine besten Kräfte in den Dienst stellen. Die politischen Interessen der einzelnen Fraktionen müssen gegen den großen allgemeinen wirtschaftlichen Gedanken zurücktreten und es wird Sache der intellektuellen Führer des Landes sein, die besten Kräfte dem positiven Erwerbsleben des Landes zuzuführen.

Es sind zwei Dinge, die in Dalmatien zu leisten sind. Das erste ist die bessere Erschließung des eigenen Landes und die bessere Utilisierung der Volkskraft, das zweite die Erschließung des westlichen Balkans über Dalmatien. Das ist eine Reichsaktion, die an die Mitarbeit des gesamten österreichischen Volkes appelliert. Den an den Einbruchsstationen sitzenden Dalmatinern wird aber auch hierin die erste Aufgabe zufallen, an die sie ein geschichtliches Anrecht und für die sie eine geschichtliche Verpflichtung besitzen, und sie werden zu dieser Aufgabe in erster Linie dadurch beitragen, daß sie den österreichischen Reichsgedanken voll in sich lebendig werden lassen.

Die Regierung soll beweisen, daß es ihr mit der Hebung dieses Landes ernst ist, daß sie sich bewußt ist, hier ein großes Stück Kulturarbeit leisten zu können, welches sie nur schrittweise mit zäher Energie und Überzeugungstreue zu Ende führen kann.

Wohl dem . . .

Von José Schneider-Arno.

Wohl dem, der in der Taten Drange
Des Zweifels Stachel nie empfunden,
Der nie mit tränennasser Wange
Durchwacht die schlafgeweihten Stunden.

Der nie mit bangen Zukunftsfragen
Sich selbst gequält und Seinesgleichen,
Der nie durch bitt're Schicksalsklagen
Mit Gott die Rechnung wollt' begleichen.

Wohl ihm, der auf den stillen Bahnen
Des Lebens echten Wert genießt,
Dem in der Wahrheit heiligem Ahnen
Des Daseins Strom in Ruhe fließt.

Er richte niemals die vermessen,
Die, Opfer finsterer Gewalt,
Um dieses Lebens Wert zu messen,
Ihr Glück mit Tränen schwer gezahlt!

Digitized by Google

Großstadt und Seelsorge.*)

Von **Dr. Heinrich Swoboda.**

Wer sich über Zahl und Wachstum der Großstädte einleitend, aber anschaulich unterrichten will, sehe in Hickmanns statistischem Taschenatlas die Tafeln 25 und 46 etwas genauer an. Dort findet man von London, der größten Stadt der Welt, bis zur kleinsten der Großstädte, Szegedin in Österreich-Ungarn an 280 Städte, die 100.000 Einwohner und darüber zählen, also Anspruch auf den Titel einer Großstadt erheben. Von ihnen haben die europäischen Großstädte, ohne die russischen, allein eine Gesamtbevölkerung von zirka 50 Millionen Menschen.

Besonders die erste Tafel wird das Interesse eines jeden erregen, da sie von den 92 größten Städten der Welt das mitunter ungeheuere Wachstum in den letzten 50—100 Jahren vor Augen führt. Vielen wird das Bild neu sein, niemand aber kann die Fülle großer Perspektiven verkennen, die sich für das materielle und die verschiedensten geistigen Gebiete eröffnen.

Darum wird uns aber auch das Verständnis des Problems, das wir zu erfassen gedenken, naturgemäß vorerst durch die Genesis der Großstädte, ihr Prinzip und ihre Entwicklung hindurchführen müssen.

Zunächst fällt es auf, daß das rein numerische Charakteristikon „mehr als 100.000 Einwohner" den Titel der Großstadt begründe. Eine Großstadt ist also keineswegs die besondere Art einer politischen Dominante, oder eines wirtschaftlich in sich abgeschlossenen Organismus. Ihre Bürger wohnen loser und lockerer beisammen als jemals oder irgendwo anders. Großstadt ist zunächst nur ein Zahlenbegriff. Hinter dieser Äußerlichkeit der Terminologie verbirgt sich aber eine tiefere Erkenntnis, nämlich jene, „daß der alte Stadtbegriff sinnlos geworden und daß man heute die Wohnorte nur nach der Größe der Bevölkerung unterscheiden kann". So schließt Doktor Bücher in seinem Werke „Über die Entstehung der Volkswirtschaft" seine Untersuchung über das Werden der modernen Großstädte ab. Vergegenwärtigen wir uns zunächst diesen Entwicklungsgang kurz, zum größtenteile Dr. Büchers Ausführungen folgend.

Die modernen Großstädte unterscheiden sich wesentlich von den antiken. Mag Babylon auch sieben- oder achtmal so groß wie das heutige Berlin gewesen sein, so kann man es doch mit keiner unserer Großstädte vergleichen. Es fehlten

*) Der nachfolgende Aufsatz bildet den ersten Teil eines im Verlage von Fr. Pustet im Herbste dieses Jahres erscheinenden Werkes: „Gedanken über großstädtische Seelsorge".

Digitized by Google

die zusammenhängenden Straßennetze, dagegen hatte es ummauerte Territorien mit zahlreichen größeren und kleineren Häusergruppen, zwischen denen Felder und Gärten, Weiden und Fruchtbaumhaine sich ausdehnten, so daß Babylon schon drei Tage in der Hand des Feindes war, und ein Teil der Stadt, nach Versicherung des Aristoteles, noch nichts davon wußte. Wieder anders gestalteten sich die Königstädte Ägyptens, die mit ihrem König erwuchsen und starben. Hingegen war bei den Griechen in der Polis zugleich die Politik eingeschlossen, aber die Bürger kannten einander persönlich, — ein doppelter, scharfer Unterschied gegen das moderne Großstadtwesen. Und doch sind nach diesen alten Stadtstaaten die Idealgebilde vom Staate, welche Plato und Aristoteles überliefern, in ihren wesentlichen Zügen geformt. „Das nationale Hellenentum hat keine Großstädte hervorgebracht."

Das wurde im Römerreich anders, wo nur die Städte eine öffentlich-rechtliche Stellung hatten und das Land ihr Gebiet bildete. Rom ist die erste Großstadt der Welt, nicht als Industriestätte, sondern als ein glänzendes Zentrum antiker Kultur, das seine Saugwurzeln in allen Provinzen hatte. »Epitome mundi«. „In der Hauptsache lebte die Bevölkerung Roms wie diejenige Athens" (aber in noch größerem Maßstab) „von ihrem Herrscherberufe. Die Reichen zogen unmittelbar aus ihren Ämtern Vermögen; die Ärmeren, zur Zeit Cäsars schon 600.000 Proletarier, wurden auf Staatskosten mit ‚Brot und Spielen' versorgt." Aber Rom war nicht nur der Magen, es war auch das Haupt und Herz des Riesenleibes. Und noch erinnert, wie Hartel in seiner Rektoratsrede ausführte, eines der modernsten Schlagworte daran, daß die „Zivilisation" für die ganze damalige Kulturwelt in der Teilnahme am Bürgerrechte dieser Stadt bestand.

Für unser spezielles Thema berührt es ganz eigenartig, daß in dieser ersten Großstadt der Welt, die zur Zeit Neros auf eine Million Einwohner geschätzt wird, der erste Papst den Grundstein zur Kirche legte. Also auch im altrömischen Sinne galt diese providentielle Tat urbi et orbi.

Während des germanisch-romanischen Mittelalters weist die Gliederung der Niederlassungen auf eine soziale Ordnung zurück, in welcher die Städte eine ganz andere Rolle spielten als im Altertum. Der „Bürger" war in erster Linie Gewerbetreibender, Handwerker, aber nur im kleinen Kreise eben seiner Stadt. Die mittelalterliche Stadt — nicht Großstadt — ist das natürliche Produkt der inneren wirtschaftlichen Entwicklung des Landes und des Austausches zwischen Bürgern und Bauern. Letztere wurden nicht von der Stadt verschlungen, sondern hatten ihre eigene soziale und politische Stellung. Besonders günstige Bedingungen des Aufblühens herrschten in den Bischofsstädten. Aber alle mittelalterlichen Städte hatten eine gegen moderne Begriffe sehr niedrige Bevölkerungszahl, wofür Dr. Bücher eine Übersicht gibt, deren Höchstzahl für Lübeck 22.000 bildet. Nürnberg erreichte in der Mitte des 15. Jahrhunderts nur 2000, Dresden und Leipzig zirka 4000 Einwohner.

Während sich diese alten Städte mehr individuell entwickeln konnten, will der moderne Staat keine selbständigen Sondergewalten dulden. Als äußeres Symbol hiefür fallen die absondernden Stadtmauern, die auch durch die Sicherheit im Innern und die moderne Bewaffnung überflüssig werden.

Digitized by Google

Sonst nähert sich die Anlage der Straßen wieder der altrömischen Regelmäßigkeit, nur herrscht nicht mehr wie in Rom die Stadt über das Reich, sondern das Reich über die Stadt und über die Großstädte. Letztere verdankten ihr Entstehen der hochausgebildeten modernen Großindustrie und der außerordentlichen Vermehrung und Vervollkommnung der Verkehrsmittel. Ihr Absatzgebiet ist die ganze Welt. Wohl entstehen auch durch die Ausbreitung der gesamten nationalen Produktion halbstädtische Fabriks- und Hausindustriebezirke, aber in manchen ungünstiger gelegenen alten Städten verkümmerte wieder die industrielle oder Handelstätigkeit und sie sanken auf die Stufe von Dörfern herunter. Das Aufschnellen der begünstigten Orte wird übrigens auch durch eine, vorher nie möglich gewesene Umsiedelung der Menschen gefördert, denn mit der Einführung der Arbeitsteilung fielen gleichzeitig die alten Städteprivilegien und das Gebundensein an die Scholle. Beide mittelalterlichen Grundsätze wurden durch die Gewerbefreiheit und Freizügigkeit abgelöst. Das Atomisieren der Gesellschaftsstruktur im Zeitalter des Subjektivismus und Individualismus beginnt. Für die numerisch wachsenden Großstädte besteht die Grenze ihres Wachstums nur mehr in der Grenze der Erwerbsmöglichkeit. An diesen einzelnen Orten häuft sich die Bevölkerung, die überdies seit der Mitte des 18. Jahrhunderts unter dem „Druck einer ununterbrochenen Volksvermehrung" steht.

Aber die moderne Entwicklung kam rasch und stürmisch. „Vor hundert Jahren hatte im Gebiete des jetzigen Deutschen Reiches nur eine Stadt mehr als 100.000 Einwohner (Berlin), und Hamburg erreichte knapp diese Zahl. Um 1850 war die Zahl der Städte mit 100.000 Einwohnern in Deutschland erst auf 5 gestiegen, 1870 gab es ihrer 8 und nun geht es mit Riesenschritten vorwärts: 1880: 15, 1890: 26, 1900: 33 und 1905: 41," so daß gegenwärtig in Deutschland jeder fünfte Mensch ein Großstadtbewohner ist.

In Großbritannien, Frankreich, Italien, Belgien verlief die Bewegung noch rascher, besonders aber in Amerika. In England leben „nicht weniger als 32 Prozent der Bevölkerung in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern — und nur noch 28% in ländlichen Distrikten"!

Jedes Reisehandbuch belehrt darüber, daß die enorme Einwohnerzahl Londons von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende desselben sich geradezu verdoppelte.

Die organische Art dieses Wachstums, auf welche Dr. Bücher ein so großes Gewicht legt, scheint uns aber auch ein anorganisches Element zu enthalten. Das harmonisch entwickelte Kleingewerbe der mittelalterlichen Stadt suchte und fand seinen Absatz im direkten Verkehr des städtischen Marktes und der umliegenden Landbewohner. „Die moderne Stadt dagegen produziert vermittelst einer einseitig entwickelten Großindustrie für den gesamten nationalen, ja oft für den internationalen Markt. Ihr Erwerbsspielraum hat zur Zeit noch keine Grenze." Der vollen politischen Autonomie mittelalterlicher Städte steht die Unterwerfung der modernen Städte unter die Oberleitung des Staates mit „übertragenem Wirkungskreis" gegenüber. Aber „kein Zwang einer äußeren Gewalt hat sie geschaffen; die Hunderttausende, welche ihre Steinhäuser und Asphaltstraßen füllen, sie oder ihre

Digitized by Google

nächsten Vorfahren sind freiwillig hereingekommen, getrieben in der Hauptsache von wirtschaftlichen Motiven; jeder kann die Stadt verlassen, wann er will. Aber ihre Mauern werden darum nicht leer, ihre Wohnungen veröden nicht; von Jahr zu Jahr müssen vielmehr Hunderte neuer ‚Mietkasernen' errichtet werden, um die Menge zu fassen, die ihrer Anziehungskraft folgt, wie von magischer Gewalt getrieben. Und noch vermag niemand ein Ende dieses Wachstums abzusehen."

Wenn aber Dr. Bücher abschließend von diesem „neuen Typus, dem keine frühere Städteform in unserem Kulturkreis gleicht", behauptet, daß diese Städte kraft der sozialen Auslese „das Höchste, was die Nation an geistiger und wirtschaftlicher Energie aufzuweisen vermag, in sich vereinigen", — so entsteht für den Pastoraltheologen die etwas unmoderne Frage, ob diese höchste geistige Energie auch hinsichtlich der Seelsorge eben jener Großstädte gepriesen werden könne.

Die Frage ist umso berechtigter, wenn nicht wir, sondern unser begeisterter Autor der „unliebsamen Begleiterscheinungen, welche der Umschichtung unserer Bevölkerung, wie jeder großen Umwälzung zu eigen sind", gedenken muß. Büchers Endergebnis, daß „die moderne Stadt, die Stadt der freigewählten Arbeit, eine höhere Form des sozialen Daseins bedeutet als alle früheren Städteformen, die griechische Polis nicht ausgenommen", scheint uns auch keineswegs absolute Giltigkeit zu haben. Gerade sein letztes Wort von der „wahrhaft sozialen Kulturentwicklung" klänge mehr wie eine Frage, wenn die Palästra ihrer Arbeit nicht auch die Hochblüte der ars artium, wie einer der größten Päpste die Seelsorge nannte, einschließen würde.

Oder bilden die Lebensbedingungen der Großstadt schon an sich ein prinzipielles Hindernis der Seelsorge? Mit dieser Frage beginnt eigentlich unser Problem. Fassen wir die bisher gefundenen Beziehungen zwischen Großstadt und Pastoration zunächst ganz allgemein zusammen.

Unsere historische Skizze zeigte, daß die moderne Großstadt sich auf die Anhäufung oder Zusammendrängung großer Menschenmassen an einem Punkte gründe, deren Tätigkeit wohl industrielle Produktion, aber nicht im selben Grade auch Konsumtion ist. Der gesellschaftlichen Struktur nach sind Interessengruppen und -schichten vorhanden, aber ohne architektonische Verbindung; sie haben den Aufbau des Sandhaufens. Diese relativ rasche und enorme Erhöhung der Menschenzahl an einem Ort mag eine Erschwerung und Vermehrung, kann aber an sich keine prinzipielle Verhinderung der Seelsorge sein. Hier wird es sich also wesentlich um die Einteilung der großen Menschenmasse in seelsorgliche Distrikte von zweckrichtiger Größe und entsprechender Organisierung handeln. Damit nennen wir die wichtigste aller Vorfragen bezüglich der Seelsorge in solchen Städten.

In der lokalen Näherung der zu Pastorierenden liegt gegenüber der Landseelsorge mit ihren weiten Distanzen sogar eine bedeutende Erleichterung, also ein relativer Vorzug der Stadtseelsorge, der leider dadurch wieder wettgemacht wird, daß die so nahe beisammen Wohnenden einander oft ganz unnatürlich entfremdet sind. Nirgends kann man so allein, so unbeobachtet sein als im Menschenmeer einer Großstadt. Dort fehlt also diese moralische

Digitized by Google

Mitkontrolle Aller und des Einzelnen, die in kleinen Gemeinden von selbst, und ohne odios zu sein, wirksam wird; aber um so klarer ergibt sich daraus die Notwendigkeit des seelsorglichen Kontaktes zwischen dem Geistlichen und den Pfarrkindern.

Eine fast unüberwindliche Schwierigkeit bringen viel eher die Nichtwohnenden, die oft oder stets Wohnung Wechselnden, die Zuzügler und bald wieder Abreisenden, kurz die Legion der modernen Stadtnomaden. Das Prinzip der Freizügigkeit erschwert also in dieser Richtung die Seelsorge fast bis zur Preisgebung. Zum Glück ist im Vergleich zu den Seßhaften jener Prozentsatz ein niedriger, und außerdem kann bis zu einem gewissen Grade durch verschiedene seelsorgliche oder auch administrative Einrichtungen, wie sie manchenorts schon bestehen, den üblen Folgen des Herumwanderns entgegengearbeitet werden. Nach dieser Richtung hin wird sich also das Problem der großstädtischen Seelsorge zu spezifizieren haben, aber für unmöglich darf seine Lösung nicht erklärt werden.

Auf diesem lockeren Gerölle baut sich natürlich die Bevölkerung der Großstadt nicht auf, sondern ihre zahlreichste und, wie wir am Entwicklungsbild sahen, wichtigste Schichte wird in den Regionen der Industrie und des Handels zu suchen sein. Kann aber diesen gegenüber die Seelsorge von vornherein für unmöglich oder gar überflüssig erklärt werden? Man hat sich vielfach daran gewöhnt, im Arbeiter, besonders im „organisierten" Arbeiter, einen Feind Gottes zu sehen. Aber das ist grundfalsch. Es gibt blühende Arbeiterpfarreien, und zwar nicht nur in England. Die Wahrheit ist vielmehr, daß zur selben Zeit, als die internationale Sozialdemokratie sich zu organisieren begann, die einzig ausreichende und — soweit jene Organisierung kirchenfeindlich ist — auch wirksamste Gegenorganisation, die der pfarrlichen Seelsorge, zumeist gerade an den gefährdeten Punkten aufhörte zu wirken und ausgebaut zu werden.

Lassen wir uns auch von den zahlreichen kaufmännischen Kongregationen belehren, daß die kommerzielle Tätigkeit, so sehr sie von den Schätzen, welche Rost und Motten verschmähen, abzieht, doch mit der vernünftigen Sorge um das eigene Seelenleben und Seelenheil vereinbar ist. Nur muß auch hier der einzelne darauf aufmerksam gemacht werden, weil die nervenanspannenden Aufregungen vielleicht mehr als die Ermüdung des Arbeitens intensiv alle Sinne gefangen halten. Wir stehen damit bei einer nicht zu unterschätzenden Schwierigkeit, welche eigentlich von der — Nervosität des Großstädters gebildet wird. Wenn für die Zunahme an körperlichen Erkrankungen (trotz aller Abnahme der Sterblichkeitsziffer) ein moderner Heidelberger Arzt den „seltenen Verkehr des Städters mit der freien Natur" mitverantwortlich macht, wie vielmehr muß erst der Seelenarzt mit einer gesteigerten, mimosenhaft empfindlichen Nervosität rechnen? Außer diesen und ähnlichen Umständen werden die gehäuften Vergnügungen, besonders wo sie sich der Lastersphäre nähern, dem Seelsorger gerade in der Stadt die Pflicht gesteigerter und verdoppelter Aufmerksamkeit auferlegen. Die seelsorgliche Prophylaxe, der Kampf mit den Vorbedingungen des Lasters und, was vielleicht noch wichtiger ist, mit den indifferenten Vorstadien des Lasters, wird zu einem Charakteristikon der großstädtischen Seelsorge in einem höheren Grade als auf dem Lande

Digitized by Google

werden müssen. Wenn die Jugendfürsorge schon in Landgemeinden wichtig ist, wie sehr wird sie es in der Großstadt sein!

Diese Gefahren greifen aber auch in die oberen Schichten der Bevölkerung über. Wir besprechen hier nicht im einzelnen die Klassen der Intelligenz, des materiellen Besitzes, der Vorzüge und Ansprüche adeliger Geburt. Die seelsorgliche Schwierigkeit liegt auch nicht in der Existenz dieser Schichten, sondern in der Gleichzeitigkeit, im Nebeneinander so vieler in der Behandlungsart zu unterscheidender Bevölkerungsschichten. Wie ist es möglich, daß hier der Seelsorger Allen — Alles wird? Verlangt unser Problem nicht ein Anpassungsvermögen, — kein nachgiebiges, sondern ein führendes, — das Menschenkräfte übersteigt?

Das omnibus omnia darf keine Verwirrung der Begriffe stiften. Der Zweck der Seelsorge ist ein rein übernatürlicher, ihre Mittel aber sind übernatürliche und zugleich natürliche. Der Seelsorger soll den Bauern gegenüber nicht verbauern und im Salon nicht aufhören, ein Apostel zu sein. Ebenso sind — trotz aller charitativen Hilfen, materieller und moralischer Prophylaxe, führender Ideen und Schönheit der kirchlichen Erscheinung — die Interessen der Seelsorge nicht industrielle oder kaufmännische, nicht gesellschaftliche oder an sich wissenschaftlich künstlerische. Ihr Zweck ist, das übernatürliche Tugendleben, und zwar *Aller*, zu stärken oder sie dazu heranzurufen, sie sucht den zum Bösen geneigten Willen aufzurichten, die Sünden des Reumütigen, aber nur dieses, zu tilgen, und das alles auf Grund jener klaren katholischen Lehre und subjektiven Überzeugung, die der Heiland seiner Kirche zur Verwaltung und Hütung und Förderung übergeben hat.

Bei der ausführenden Seelsorge, insbesondere bei der eigentlichen Seelenführung müssen freilich auch auf Seite des Seelenhirten menschliche Erfahrung und umsichtige Geschicklichkeit, Eifer, Wissen und lautere Gesinnung mitarbeiten und im Zusammenwirken aller jener menschlichen und göttlichen Faktoren, des Gotteswortes und jener äußeren sichtbaren Akte, mit denen Gott selbst die Gnadenspendung verbindet, besteht die Seelsorge. Ihr Objekt ist „die bis ans Ende der Zeiten durch das Priestertum geübte Tätigkeit Christi und seiner, in innigster Einheit mit ihm verbundenen Kirche zum Heile der Seelen".

Die Idee der Seeelsorge an sich betrachtet, faßt also die mannigfaltigste Vielheit zwischen dem Höchsten und dem Irdischen in lebendigster Einheit zusammen, eine Zweck- und Wahrheitsidee, die an geistiger Schönheit, aber auch an ethischem und kulturellem Wert nicht übertroffen werden kann.

Woher nun die gerade in den größten Kulturzentren anwachsende Entfremdung des Einzelnen und der Massen gegenüber den Ideen von Religion, Kirche, Seelsorge, übernatürlichem Leben? Liegt die Schuld vielleicht auf Seite der letzteren? Sind ihre Ideale nur weltfremde täuschende Worte? Steht die Religion innerhalb oder außerhalb des Kulturkreises, wenn sie sich über denselben erhebt, oder *muß* die Seelsorge jener Kirche, die den Modernismus ablehnt, den Seelen moderner Menschen gegenüber versagen?

Verweilen wir bei dieser Frage um so mehr, als gerade die der Kirche Entfremdeten so rasch bereit sind, die weltgeschichtlich einzig dastehende Organisation der katholischen Kirche mit huldigenden Worten anzuerkennen. Dabei hält man

Digitized by Google

es für ausgeschlossen, daß gerade diese kirchliche Organisation dort, wo sie ihre feinsten Wurzeln einsenken sollte, in ihrer Wirksamkeit gehemmt sein könne. Letztere Frage wird, soweit es die städtischen Kulturzentren betrifft, unser Thema bilden, darum müssen wir zuerst die Zwischenfrage beantworten.

Wenn also die Entfremdung aus dem Prinzip der Großstadt heraus nicht begründet werden kann, liegt sie vielleicht im Wesen der Seelsorge?

So wie von einem hohen Berg aus der weite Raum fühlbarer geworden, aber zugleich besiegt und überwunden vor uns liegt und wir die tausendjährige Schönheit der Natur in einem Augenblick genießen, wie dann alles Gewirre in der Niederung, von diesem höchsten Gesichtspunkt betrachtet, geordneter erscheint und an Schönheit gewinnt, ebenso ist der hohe pastorale Standpunkt der Kirche nicht schönheitsfeindlich, nicht kulturwidrig, nicht weltfremd.

Über Zeit und Raum im Geist und in der Wahrheit sich erhebend erkennt der erdwärts Blickende eine ungeahnte Ordnung im Gewirr aller Kultur. Er sieht deutlicher, wo Licht und Schatten ist, aber der höhere Standpunkt hindert ihn nicht, im wahren Kulturfortschritt, allerdings nur in diesem, auch ein Werk des heiligen Geistes zu sehen. Warum soll die Erde nicht noch Milliarden von Kilometern vielleicht schienenloser Eisenbahnen erhalten, wenn ihr dies zum Segen gereicht, — oder das Luftschiff sicherer lenkbar gemacht werde als die Gedanken der Menschen es sind? Möge die Wissenschaft doch nur alle Sternenbahnen wandeln und mit allen Lichtstrahlen ins Innere der Dinge eindringen oder die Mechanik der Seelenkräfte experimentell, aber auch exakt feststellen! Die Kunst soll nur Gottes Schöpfung wiederholen und dabei über den geheimnisvollen Widerspruch nachdenken, daß sie die Natur übertreffen könne und doch stets hinter derselben zurückbleiben müsse. Oder wenn, wie ein reinigendes Gewitter, der wirtschaftliche Krieg tobt oder über wogenden, ringenden Nebeln der Sonnenaufgang des sozialen Friedens leuchtet, oder das Chaos politischer und nationaler Interessen leidenschaftlich oder friedlich sich löst, — das Alles ist vom Standpunkt der Kirche aus nicht gleichgiltig, noch weniger hassenswert. Es sind für sie sogar wichtige Bedingungen, Begleiterscheinungen, Früchte oder Hindernisse ihrer Versorgung der Seelen mit den übernatürlichen Gütern. Wir vermengen hier nicht oder versöhnen nicht, was prinzipiell getrennt sein will und muß.

Gewiß ebensoweit, als die übernatürliche Ordnung in ihrer Vollendung über der natürlichen stehen muß, auf der sie doch ruht, ebenso hoch ragt über alle irdische Vollendung und Schönheit jene Idee und jene Tätigkeit empor, die die Seelen mit Gott verbindet. Hat aber diese Wahrheit den Heiland gehindert, als Jerusalem mit seiner Schönheit, seiner helleniſtischen Kultur und seinem herandrängenden nationalen Unglück vor ihm lag, über das verlorene Volk und über die herrliche Stadt Tränen zu weinen, für sie zu arbeiten und zu sterben? — Oder war vielleicht, um die Geschichte der Sklaverei nicht ganz zu wiederholen, jene Ungerechtigkeit dem Arbeiterpapste Leo XIII. gleichgiltig, mit der in der aufgeklärtesten Zeit eine moderne Sklaverei eingerichtet werden sollte? Hat er nicht, unbeirrt um seine Freundschaft mit den Großen der Erde, gerecht und glänzend dargetan, daß die richtige Sorge um Leben und Leib nicht ohne — Seelsorge möglich ist?

Digitized by Google

Daß aber diese natürlichen und übernatürlichen Interessen untrennbar sind wie Voraussetzung und Vollendung, möchten wir auf den drei großen Kulturgebieten der Kunst, des sozialen Lebens und der Wissenschaft untersuchen.

Die Kunst ist für diese Wirkungen das empfindsamste Gebiet. Im selben motu proprio, in dem Pius X. die großartige Kunstform des altchristlichen Chorales preist und als die eigentliche kirchliche Gesangsform einschärft, hat er zugleich das große Wort, das er bald darauf auf alle Gebiete der Kunst ausdehnte, daß auch die moderne Kunst prinzipiell liturgisch zulässig sei, wenn sie sich nur den allgemeinen, von ihm klargestellten Normen füge. Und wenn das die Kunst nur tun wollte! Es wäre zu ihrem eigenen Segen. Weil nämlich bei der Kunst die Form entscheidet, muß man auf ihrem Gebiete am raschesten und anschaulichsten den Beweis finden, daß die Vollendung des Natürlichen durch die übernatürliche Ordnung erfolge.

So sind anerkanntermaßen die Aufgaben, welche die Religion der Kunst stellt, unter allen die monumentalsten. Die Formen, welche die Kirche von der Architektur und noch zarter und ausdrucksvoller von der figuralen Kunst verlangt, zwingen den Künstler zur tiefsten seelischen Erfassung des Problems und drängen zu völlig ausgereiften, zu den erhabensten, verständlichsten, volkstümlichsten und doch strahlendsten Formen, mit einem Wort zur höchsten Kunst. Nur auf dem Wege durch das Heiligtum wird auch die moderne Kunst ihre eigene Größe und Vollendung finden. Wir erleben gerade gegenwärtig die verschiedensten Proben für jene Behauptung, richtiger Erfahrung, die bei der Tempelkunst heidnischer Völker beginnt. Und zwar spreche ich hiebei nicht von einer äußeren materiellen Förderung der Kunst durch kirchliche Aufträge, sondern von der inneren und darum wahren Förderung. Gerade hierin hat aber die konsequenteste und lebensvollste aller christlichen Religionen, die katholische, an Einfluß und Erfolg die übrigen christlichen Denominationen unvergleichlich übertroffen. Das lehrt jede Kunstgeschichte.

Man kann ruhig den Grundsatz aufstellen: Je mehr das durch die Seelsorge vermittelte praktisch-katholische Leben blühte, desto mehr blühte auch die eigentliche hohe Kunst. Man denke sich doch, um den Beweis zu vollenden, welch ein intensives Kunstleben gerade in den größten Städten wieder beginnen würde, wenn, wie in alter Zeit, die Kirchenbaubewegung gleichen Schritt mit der Entwicklung unserer Städte halten würde. Ein Parlamentsbau und ein Rathaus ist zu wenig, und 10 und 20 Theater in den Stadtbezirken ersetzen nicht die Höhe und Fülle der Kunstanregung durch ebensoviel Kirchenbauten. Wie anders sieht das Stadtbild der alten Bezirke Wiens gegenüber dem der modernsten, überaus öden Vorstädte aus! Jener alte gesunde Reichtum an Kultbauten stand eben im normalen Verhältnis zum Bedürfnis der Kunst, die durch diese äußere und innerlichste Berührung mit dem Übernatürlichen ihre naturgemäße Blüte fand und finden wird.

Weniger nach außen hin ersichtlich, weil durch die tatsächlichen Verhältnisse verschleiert, gilt ein Gleiches vom sozialen Gebiete. Und doch lebt es in der Überzeugung aller, — man fürchtet förmlich, einen Gemeinplatz mit

Digitized by Google

der Behauptung zu bringen, — daß ein glückliches, ideales Zeitalter im selben Moment sich verwirkliche, sobald die Lehren des Christentums von der Gerechtigkeit, Liebe, Mäßigkeit und Autorität überall, d. h. bei den Besitzenden und Besitzlosen, beim Arbeitsgeber und Arbeitsnehmer befolgt werden. Aber in Wirklichkeit steht wie ein dräuender dunkler Berg, dessen Gipfel Wetterwolken drücken, das Massenelend vor uns; wie vor dem Ausbruch des Unwetters die Berge näher geschoben erscheinen, droht jenes heranrückende Unheil täglich, uns zu verschlingen. Aber bei jenem Naturphänomen fehlt es nur am rechten Licht, am natürlichen klaren Sonnenschein. Gilt das auch vom sozialen Gebiete? Mangelt auch hier nur die rechte Vermittlung des Lichtes?

Sprechen wir ohne Bild.

In einem sozialdemokratischen Viertel von Wien, dort wo vor kurzem eine der größten Pfarren der Welt war und sich jetzt eine neue große Kirche erhebt, entspann sich folgendes Gespräch: „Hochwürden, wie tun Sie sich hier bei den Sozialdemokraten? Wohl etwas schwer?“ Antwort: „O, nein! Das sind gute Menschen, die nur niemals mit einem Geistlichen verkehrt haben; wenn sie nun sehen, daß wir es ehrlich meinen und daß es nicht so ist, wie ihre Führer sagen, bekommen sie Vertrauen. Wir kommen sehr gut mit ihnen aus.“ Und ich überzeugte mich bald aufs schlagendste von der Richtigkeit dieser Worte: Am ersten Karfreitag nach der Einweihung jener Kirche war es unmöglich, durch die Menschenmenge, welche abends bei der Kreuzwegandacht die Kirche füllte, hindurch zu kommen. Im Arbeiterviertel! Ich mußte wieder zurück und um die Kirche herum in die Sakristei gehen.

In einem anderen der verlassensten Wiener Bezirke hat man die Beobachtung gemacht, daß nach der Eröffnung der neuen Kirche verbissene Sozialisten, die dort gewohnt hatten, ihre Wohnung wechselten, da sie den Einfluß der Seelsorge auf ihre Familie — fürchteten.

So wenig dieser Effekt wünschenswert erscheint, ist er bezeichnend genug. Kann es anders sein, als daß man jenen Führern nachgeht und von ihnen beinflußt wird, die den persönlichen Kontakt suchen? Und gerade wenn sich der Seelsorger bei diesen Verlassenen nicht zeigt, lernen sie, im trüben Licht ihrer Presse seine Gestalt hassen. Wenn aber auch hier die Perle des Evangeliums zu finden ist, allerdings nur von dem, der sie sucht, wenn auch hier das Sonnenlicht leuchtet und wärmt, ja wenn vielleicht grade der Lichthunger der Enterbten diese zu Maßlosigkeiten gestachelt hat, ein Licht- und Lufthunger der Seelen, der heute ebenso groß ist, wie zu den Zeiten der römischen Weltbeherrscher, als die Apostel und ihre Schüler den Armen das Evangelium verkündeten, — warum sind wir von jenem idealen christlichen Gemeindeleben so weit entfernt, welches so unwiderstehlich anziehend ist, daß es sogar die Sozialisten und Kommunisten für sich reklamieren? Wenn sie es mißverstehen konnten, müssen sie es auch verstehen können, da der Irrtum hier scharf umschrieben ist und da die Lehre Christi, die das Eigentum schützt, durchaus keine Stütze des Mammonismus ist.

Es muß irgendwo ein Schädling sich verbergen, der die Wurzel der pastoralen Tätigkeit selbst der eifrigsten Priester annagt oder vielleicht sogar es hindert, daß sich überhaupt Wurzeln bilden und einsenken können.

Digitized by Google

Und dabei war und ist das Christentum weder zur Zeit der Imperatoren noch später eine Religion der Sklaven. Die Monumente und die Schriftsteller bezeugen, daß es schon bei seinem ersten Auftreten bis in den Kaiserpalast und in die römische Aristokratie eindrang und dort wie bei den Armen und Bedrückten mächtig wirkte. Das praktische Christentum, also das Ziel aller Seelsorge hat den Eigentumsbegriff nicht angetastet und gerade deshalb den sozialen Ausgleich in Jerusalem und Rom in den christlichen Gemeinden gebracht. Und zwar trat es nicht nur im ersten, sondern ebenso in den folgenden Jahrhunderten geradezu als Städtereligion auf. Warum findet es nun in unseren Großstädten so wenig seine Heimat, daß es zum modernen „Paganismus" zu werden droht und man sich wenigstens in vielen Ländern des Kontinents ohneweiters gewöhnt hat, von dem gläubigen Landvolk im Gegensatz zum aufgeklärten Städter zu sprechen? Und doch hat dieses uralte Christentum allein das Zusammenleben der Vielen in idealer Vollendung einstens ermöglicht.

Allerdings war das keine mechanische, äußerliche Vollendung. So wie das Öl die Mechanik der Maschine nicht erhöht oder verbessert, sondern nur ihre Bewegung erleichtert, ebenso wirkt das Christentum im sozialen Organismus; aber noch weit innerlicher, und zwar nicht nur auf die Massen, sondern vor allem individuell muß die Salbung dieses Öles angreifen. Mit anderen Worten: das soziale Wirken des Christentums ist von der richtigen und intensiven pastoralen Tätigkeit wie der Erfolg von der Vorbedingung abhängig.

Und so kommen wir wieder auf das Axiom zurück, daß die besten Christen, in denen nämlich jenes heilige Öl innerlich — nicht bloß äußerlich — wirkt, die besten Menschen wären. Soweit es auf die Charakterbildung, den Gerechtigkeitssinn, die Verträglichkeit und Gewissenhaftigkeit, kurz auf solche Eigenschaften ankommt, die wir in eigener Gewalt haben, müßten wir die besten Herren und die besten Arbeiter, die besten Regenten und die besten Soldaten und die besten Beamten sein oder werden. Und da alle Konflikte auf menschliche Leidenschaften zurückgehen, ergibt sich der weitere Schluß ohne utopische Perspektiven von selbst. Andererseit hat, um e contrario die Frage zu beleuchten, selbst die puritanische Sonntagsruhe den wirtschaftlichen Aufschwung Englands und Londons, der größten aller Weltstädte, nicht gehindert. Schadet es den dortigen Universitätsstädten und ihren Studien, daß der Rektor das Recht hat, über liederliche Frauenspersonen die Stadtverweisung auszusprechen, oder daß die Studenten, die „freien Musensöhne", unter vielleicht mechanischer Kontrolle ihre religiösen Pflichten zu erfüllen angehalten werden? Und als vor kurzem ein berühmter Lehrer der Medizin einen tragischen Tod gefunden und der Verdacht des Selbstmordes auftauchte, hat nicht sein wissenschaftlicher Mitarbeiter vielleicht unfreiwillig unser Thema bestätigt mit den entscheidenden Worten, daß jener „einen Selbstmord verübte, sei wegen seiner religiösen Gesinnung völlig ausgeschlossen"?

Die Tüchtigkeit sachlicher Forschung kann allerdings naturgemäß nicht vom übernatürlichen Gnadenleben oder von der religiösen Überzeugung, soweit mehr als Pflichteifer dazu nötig ist, abhängen. Noch weniger als man sagen

Digitized by Google

kann, daß der frömmere Künstler auch der genialere ist, kann man den Astronomen oder Historiker nach der Erfüllung seiner Christenpflicht wissenschaftlich beurteilen. Ohneweiters ist zuzugeben, daß der Einfluß, den die Religion auf die Kunst nimmt, sich viel rascher selbstveranschaulicht als jener auf die Wissenschaft, denn bei der Forschung handelt es sich um den Wissensinhalt und im Zeitalter der Spezialforschung häufig um einen, der mit der Religion nichts Gemeinsames hat. Dieser positiven Erforschungsarbeit gegenüber wäre das vielzitierte Wort Friedrichs von Schlegel:

Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern,

in seinem zweiten Satz ebenso wissenschaftlich unhaltbar, als der erste Satz an sich schon dogmatisch schief steht. Wo aber zwischen Glauben und Wissen eine inhaltliche Berührung stattfindet, kann kein wahrer Widerspruch, wohl aber muß eine innere, wechselseitige Förderung bestehen, wie jeder wirklich Voraussetzungslose leicht erfahren kann, sobald er beide Gebiete mit Einsicht, nicht dilettantisch studiert. Und dort, wo die naheste innere Berührung erfolgt wie zwischen Metaphysik und Religion, zwischen Pädagogik und Katechese, verhalten sie sich wie Wegweiser und Weg. Naturgemäß bleibt der Wegweiser auf seinem Platz, — Christus aber ist der *Weg*, weil er *die* Wahrheit, *das* Leben ist.

Wir haben hier gar nicht nach der äußeren Förderung des Wissens zu fragen. Dafür könnte man wohl mit der kirchlichen Gründung der Universitäten allein, dem Wirken alter und neuer Klöster, dem Aufblühen der theologischen Wissenschaften und mit dem Namen älterer und neuerer gläubiger Gelehrter allbekannte Hinweise wiederholen. Lassen wir die praktischen Amerikaner eine Darstellung katholischer Kulturarbeit in ihrer 15bändigen catholic encyclopedia verwirklichen. Unsere Frage geht vielmehr dahin, ob der *pastorale* Standpunkt auch der modernen geistigen Elite gegenüber eine Rolle zu spielen berufen ist.

Gewiß besteht kein subjektives seelsorgliches Bedürfnis bei allen jenen, die den Glauben an die Übernatur verloren haben. Damit ist aber letzterer nicht als überflüssig erwiesen. Beschränken wir uns wegen der Fülle des Materiales darauf, unsere Frage durch zwei andere Fragen zu beantworten, zunächst, ob auch der Gelehrte, der Erfinder, der Schriftsteller, der Geniale den Kampf des Lebens, das Unzulängliche und Unbegreifliche desselben fühle. Gewiß ja, und gerade der Geniale leidet nicht nur persönlich, sondern tiefer als der Durchschnittsmensch, denn er fühlt das Leid der Menschheit mit. Kann er aber, abgesehen von positiven Gründen, keinen wissenschaftlich zwingenden Grund aufweisen, Kraft und Trost der Religion abzulehnen, und sind Hochgeistigkeit und Schöngeistigkeit keine Panacee, — was soll in der äußersten Krisis, wo auch der geistige Heros gegenüber der Logik des Revolvers keine Antwort mehr findet, ihm Halt bieten können? Und wenn der genialste Mann Hand an sich legte, würde dadurch der Schaden der Wissenschaft nur empfindlicher, das Maß seiner Verantwortlichkeit und damit das des Frevels vielleicht größer, aber sicher der Beweis bis zur Evidenz gesteigert, daß die Philosophie des Lebens in der Theologie des Schmerzes besteht.

Digitized by Google

Eine kräftigere Apologie der Seelsorge und speziell der katholischen kann es nicht geben als den ziffernmäßigen Beweis, daß dort, wo die ungehinderte katholische Seelsorge auf die Menschen einwirkt, der Selbstmord auf ein Minimum reduziert erscheint. Sogar die nationale Disposition zum Selbstmord wird dadurch überwunden.*)

Wer die Kirche nicht nur in ihrer historischen Bedeutung, sondern auch in ihrer aktuellen Befähigung kennt, wird ihr auch bei der Betreuung hochstehender Seelen den Wert des Kulturfaktors und in der Seelenkultur aller den höchsten, heiligsten und darum tiefeingreifendsten Einfluß nicht absprechen. Die Seelsorge hat niemals Polizeidienste zu supplieren, — dadurch würde sie sofort unwirksam, — aber gewiß ist sie ein höheres, innerlich wirksames Mittel zum Gemeinwohl und ihre überragenden und überdauernden Motive können durch keine anderen gleichwertig ersetzt werden.

Nur darf die Religion nicht ausschließlich als ein poetischer Kulturfaktor aufgefaßt oder empfunden werden. Ein weitverbreitetes, schier unausrottbares und ebenso schädigendes Mißverständnis hat bereits die öffentliche Wertschätzung der Religion und der sie vermittelnden Seelsorge sowie die subjektivste Auffassung des Einzelnen beeinflußt. Es ist Mode geworden, von den „religiösen Gefühlen", ihrer Schonung und ihrem Wert zu sprechen, wobei aber eigentlich die Religion als solche, ihr öffentlicher Schutz und ihre Schätzung gemeint sind. Vielleicht hat niemand bisher dieser Auffassung widersprochen, obwohl sie, allgemein rezipiert, ein Verhängnis bedeuten würde. Denn damit wäre die Religion in ihrem Wesen verkannt und zur Wirkungslosigkeit verurteilt. So gefühlvoll die Scheu vor den „religiösen Gefühlen" anmutet, erschiene damit die Kirche auf eine Wolke, nicht auf einen Fels gegründet. Nur psychologische Falschmünzer können diesen einseitigen Ausdruck geprägt und in Kurs gesetzt haben. Denn Religion ist mit allem Nachdruck und fundamental auch Verstandessache, männliche Überzeugung, Erfordernis und Inhalt des logischen, wissenschaftlichen Denkens; das Übernatürliche ist nicht identisch mit dem Unerkennbaren.**) Ebenso ist die Religion Willenssache, Läuterung und Zielbestimmung des Willens, untrennbar von Charakterbildung. Die göttlichen Gnaden sind keine Gefühle. Man lasse sich doch durch einzelne weichliche, pseudoaszetische Schriften und besonders französische Andachtsbildchen nicht irreführen, die mit religiösen Gefühlchen aus der seligen Schäferzeit arbeiten. Die süßlichen Produkte einer angeblich „kirchlichen" Fabrikskunst der letzten Zeit sind sogar der beste Beweis für die gleichzeitige falsche, schwächliche Auffassung der Aszese. Jene Gefühle aber, die in Wirklichkeit mit zum Wesen wahrer Religiosität gehören, ohne daß

*) Vgl. Rost, Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung. Köln, 1895. H. A. Krose, Ursachen der Selbstmordhäufigkeit. Freiburg, 1906. Wir haben zu diesen genauen und objektiven Studien nur das hinzuzufügen, daß dort, wo sie übereinstimmend den Zusammenhang zwischen Selbstmordhäufigkeit und Religionsbekenntnis darlegen, statt „Konfession" richtiger und deutlicher „Seelsorge" gesagt werden sollte.

**) Vgl. Vandervelde-Pernerdorfer, Alkohol, Religion, Kunst. S. 125—131.

Digitized by Google

letztere sich in ihnen erschöpft, haben nichts Sentimentales. An diesem Reichtum der Seele ist nichts Phantastisches und nichts Fanatisches, ihre Stimmung ist harmonisch. Harmonisch aber muß jenes Gefühl sein, weil es „aus allen Deinen Kräften" hervorgeht, also auch aus dem Verstand und dem Willen, von denen es daher nicht getrennt werden darf.

Das Christentum ist nicht Weichlichkeit, sondern die Weihe des Menschentums. Eine der glänzendsten modernen Apologien führt in mehreren Bänden den einen Grundgedanken durch: „Zuerst Mensch, — dann Christ — und so ein ganzer Mensch."

Die kirchliche Seelsorge zielt also — um zusammenzufassen — auf diese übernatürlichen und die untrennbar damit verbundenen natürlichen Wirkungen der Gnade ab.

Mit Recht hat das modernste, entchristlichte Frankreich die Statue des heiligen Vinzenz von Paul, des größten Seelsorgers, den Paris je hatte, des einzigen, der die Revolution hätte aufhalten können, vielleicht wider Willen im Pantheon belassen. Der wahre, selbstlose Seelsorger gehört zu den Großen seiner Nation, deren größter Wohltäter er ist, weil er die Vorbedingung aller Wohltaten, die Gottes- und Nächstenliebe, lehrt und übt, weil er die Heiligkeit nicht nur der Seele, sondern auch des Leibes predigt. Niemand erkennt und betont so scharf den Wert der einzelnen unsterblichen Seele als eben der Seelsorger. Er vollbringt das eucharistische Opfer und darum kann er den täglich nötigen Opfergeist nähren und ihn darum mit Erfolg lehren. Und ohne diese Schätzung des Einzelnen und ohne Hingabe für die Gesamtheit, d. h. ohne Opfer, geschieht nichts Großes auf Erden. Der Rausch des Ideales verraucht, das tägliche Ideal, das Ideal im Straßenstaub des Lebens muß geübt werden.

Darum ist das Instaurare omnia, das Pius X. als seine Devise verkündete, ein Programm des Göttlichen und ein Programm der Menschheit. Die über die bloße Natursphäre hinausreichende Bedeutung des Menschen verkündet und veranschaulicht das Papsttum wie keine andere Institution auf Erden schon durch seine Existenz.

Aber die Päpste haben auch in ihrer Art aktive Seelsorge geübt und gerade die Großstädte sind von dieser großzügigsten Seelsorge mehr, als man glauben möchte, berührt worden. Sehen wir uns nur jene Dezennien des 19. Jahrhunderts an, während welcher sich die rapide Entwicklung der Großstädte vollzog. Es sind die Pontifikat Pius IX. und Leo XIII. Fast scheint es, daß man in den größten Städten gegenwärtig, ohne es beabsichtigt zu haben, mehr vom Papst hört und weiß als vom eigenen Pfarrer, den Hunderte und Hunderttausende dort nicht kennen und der auch seinerseits seine Schäflein nicht mehr kennen kann. Gerade an den Residenzen des Journalismus erfährt man rasch das Wichtigste der päpstlichen Aktionen und Rundschreiben. Zeigt sich nicht gegenwärtig das seelsorgliche Eingreifen des Papstes in Frankreich, d. h. in Paris, das international ausgreift, wie die Auseinandersetzungen von Combes sogar in der — Wiener Presse bezeugen? Ein Novum in der Kirchengeschichte.

Aber mit den Namen der letzten Päpste haben wir nicht einen zufälligen kirchlichen Zeitenhintergrund für unsere Frage, sondern wir stehen damit auch vor dem Wirken der ersten und obersten Seelsorger.

Digitized by Google

Am Wesen der Kirche ändern auch die größten Päpste nichts, wie es ebensowenig anginge, ein Pontifikat gegen das andere auszuspielen. Aber die Lebensäußerungen der Kirche können verschiedene sein und müssen schon wegen der autoritativen und feinfühligen Verfassung das Gepräge der einflußvollsten Persönlichkeit annehmen. Und welcher Persönlichkeiten! Im großen Sturmjahr der jugendliche, tatkräftige Pius und bald darauf der Beginn seines Kampfes mit dem Liberalismus. Und als der Denkfehler des Liberalismus sich dem scheinbar entgegengesetzten Sozialismus vererbte, ragte in die Abendröte des Jahrhunderts die beherrschende und richtende Prophetengestalt Leos empor.

Soweit es gegenwärtig möglich ist, diese bedeutsamen Pontifikate zu charakterisieren, scheint sich wie von selbst die Tätigkeit Pius IX. im Lichte der beiden Dogmatisierungen zu entschleiern, die am Anfang und auf der Höhe seines Pontifikates stehen: Immaculata Conceptio und die Irrtumslosigkeit des Papstes in Glaubens- und Sittenlehren. Beide Dogmen, die Vielen unerhört klangen, sind für jeden Wissenden nur exakte, logische Folgerungen des Glaubens, dessen Gefüge sie nach oben und nach innen fein und unbeugsam scharf und fest ausbauen.

Da aber Viele gerade in diesen beiden Dogmen empfindliche Hindernisse der Seelsorge für unsere Zeit sehen wollten, sei ihr innerer Zusammenhang kurz erörtert. Das eine derselben spricht die erste Voraussetzung der Erlösung aus, das andere deren letzte Konsequenz. Ein idealer, kristallener Festigungsprozeß, der dem Auflösungsstreben des Liberalismus vorauseilte und entgegenarbeitete. Damit hat sich ein starker Ring von innerer Kraft und Autorität geschlossen und mit der marianischen Idee eine zarte Weihe empfangen. Mögen Leute, welche Kristallisierung und Verknöcherung verwechseln, der Meinung sein, daß ein Erstarrungsprozeß sich vollendet habe, so muß es selbst dem Rationalisten klar sein, daß durch diese formelle innere Festigung und Vereinheitlichung, wenn sie auch tatsächlich vorher bestand, die Kirche anschaulichst als ein uneinnehmbares Reich dastehe. Vom seelsorglichen Standpunkt aus verdient es aber womöglich noch mehr Beachtung, daß in keinem Dogma bisher die Stellung des Papstes als des obersten Hirten und Lehrers, also als Seelsorger, so energisch wie bei der Begründung und Definierung der Unfehlbarkeit ausgesprochen wurde.

Aber der indirekte Zusammenhang mit der Seelsorge ist ebenfalls unverkennbar.

Inhaltlich betonen beide Dogmen die Makellosigkeit. Eines hebt die Natur der Gottesmutter über die Sünde empor und zeigt so Ausgangspunkt, Mittel und Zweck aller Pastoration in idealster Steigerung. Das andere erhebt die Lehrtätigkeit des obersten Hirten über die Gefahr des Irrtums und sichert so nicht nur dem absterbenden Gallikanismus, sondern jedem kirchlichen Separatismus gegenüber die Grundlage einheitlich geordneter Seelenführung über die ganze Welt hin. Und weil beide Dogmen an die übrigen innig anschließen, heißt eines von ihnen herausnehmen so viel als das ganze Gefüge des religiösen Lehrgebäudes zerstören. In dieser scharfen Prägung und Gliederung uralter Glaubenssätze scheint aber auch ein moralisches Spiegelbild des exakten, mechanischen Fortschrittes, wie er den gleichzeitigen

Digitized by Google

Verlauf des Jahrhunderts auszeichnet, gegeben, aber eines Fortschrittes an innerer Festigkeit und Klarheit, an zartestem und genauestem Ineinandergreifen der Kräfte, Lehrsätze und praktischen Lebensnormen. Niemand sollte das früher erkennen als jene, die in der Kirche nur ein historisches Gebilde, in ihrer Tätigkeit nur ein Mechanisieren der „religiösen Gefühle" sehen wollen.

Allein die Kirche ist keine Maschine. Ebensowenig als es eine mechanische Umschaltung war, daß derselbe Papst, der durch ein Unrecht, das immer Unrecht bleiben wird, die weltliche Machtstellung verlor, gleichzeitig die denkbar festeste Kodifizierung seiner höchsten Souveränität durch die klare Ausprägung des Primates erlangte. Und damit ist nicht nur ein sogenannter papa politico, sondern jeder Papst, das Papsttum als solches, ein Machtfaktor im höchsten Sinn, nicht international, sondern übernational geworden.

Die Glorie dieser objektiven Macht über die Seelen ist eine Folge des inneren klaren, vom heiligen Geist belebten Gefüges und als solche trat sie unter Leo XIII. noch deutlicher hinaus ans Licht der Welt. Die Zeiten Innocenz III. schienen in sublimerer Form wiedergekommen.

Während auf dem Gebiete der Naturerforschung die Wunder des Lichtes und seiner Strahlen durch neue Entdeckungen vermehrt wurden und die Menschen daran gingen, sich ohne die alten verrosteten Eisendrähte zu verständigen, fand sich plötzlich die Welt, auch die ungläubige, zu ihrer eigenen Verwunderung im Banne einer weitausblickenden, religiösen und doch diplomatisierenden, politisch überaus feinfühligen, weil intellektuellen Macht, deren Lichtstrahlen alles durchdrangen. Diese überlegenen großen Aktionen Leos waren nicht direkte Seelsorge, aber es war eine Sorge um die Geistesbewegung der Gegenwart, als dieser Papst das philosophische Genie eines Thomas von Aquin pries. Ebensoweit war es von direkter Seelsorge entfernt, als derselbe Papst das vatikanische Archiv erschloß und die Akten der Vergangenheit zum Zentrum der modernen Geschichtsforschung machte, denn wer Licht verbreitet, hat das Licht nicht zu scheuen. Damit bereitete Leo eine wissenschaftlich neu begründete Zukunftstellung der Kirche vor, ebenso weittragend, wie die erste Weltausstellung für kirchliche Kunst im Vatikan ein vorher nie geschautes und bei keinem anderen Souverän auch nur mögliches Bild der Huldigung einer ganzen Kulturwelt aufrollte, selbst jener Gebiete, die sich erst der Kultur erschließen. Derselbe, der als Papst niemals außer den vatikanischen Mauern seine segnende Hand erhoben, wurde von mehr Menschen aufgesucht als jemals einer seiner Vorgänger, ja der Gewaltigste seiner Zeitgenossen, der Kanzler aus Eisen, kapitulierte vor ihm. Liegt in all dem pastorale Arbeit? Wenn auch nur vorbereitend und oft auf weiten Umwegen, so doch überragend wie ein Pyramidenbau über dem Hirtenzelt, das in seinem Schatten steht. Pius hat mehr auf die Gläubigen gewirkt, Leo auch auf die Ungläubigen. Und als der Telegraph die einzelnen Phasen des Patriarchentodes, den Leo starb, der Welt zutrug, nahmen alle Kulturmenschen, Gläubige und Gleichgiltige, Philosophen und Arbeiter, Landleute und zeitungsgierige Städter in Spannung Anteil. Vor der Bahre Leos hat die Welt sich gewundert, wie sehr sie katholisch sei, wenngleich das große Licht nur die Augen traf und nicht überall bis ins Herz eindrang. Pius hatte unter

Digitized by Google

Sturm und Widerspruch den modernen Menschen, also auch den „Gottsuchern" deutlich gemacht, „wo Gott sei"; Leo hat gezeigt, daß das unnahbare Licht dieses Gottes auf alle Höhen und in alle Tiefen der Menschheit seine Strahlen sende.

Ein solches Licht kann nicht erlöschen, es mußte sich in ein brennendes Feuer umsetzen, subjektives Licht werden und alle zu ergreifen suchen. Licht vom Himmel wäre zu wenig, wenn es nicht auch ein Licht von der Erde aus wäre, das bis zum Himmel emporbrennnt. Darin besteht die seelsorgliche Aufgabe der Kirche, in jede einzelne Seele dies Feuer zu verbreiten, das zu bringen Christus selbst gekommmen war. Diesem Licht dient aller Glanz und alle Macht der Kirche, ihre Rechtsformen, ihre Politik und Diplomatie, ihre Würde und ihre Arbeit, ihre Ausbreitung und selbst ihre Verfolgung.

Und in diesem Lichte ist auch das Programmwort zu verstehen, das der Nachfolger jener beiden großen Päpste, Pius X., in seinem ersten Hirtenschreiben vom 4. Oktober 1903 an die gespannt wartende katholische Welt gerichtet: Instaurare omnia in Christo!

Nicht mehr und nicht weniger als ein Apostel-Zitat. — Und ausdrücklich erklärt der Papst gleichzeitig, daß er „nichts anderes sein will als ein Diener Gottes". In einem Rundschreiben vom 11. Juni 1905 betont er neuerdings, daß das immer die Devise der Kirche gewesen, was er besonders in unseren bedrängten Tagen zu seiner eigenen gemacht. „Alles erneuern, nicht irgendwie, sondern in Christus; alles, was himmlisch und irdisch ist, also was zur göttlichen Mission der Kirche gehört, die Führung der Seelen zu Gott, aber auch, was von selbst aus jener göttlichen Sendung folgt: die ganze christliche Zivilisation in der Gesamtheit aller und eines jeden einzelnen ihrer Elemente. Daher müssen alle schweren Unordnungen, welche das Antichristentum verursacht, zurückgewiesen und bekämpft werden. Jesus Christus ist wieder in die Familie, in die Schule, in die Gesellschaft zurückzuführen; das Prinzip der menschlichen Autorität muß wieder als das Abbild der göttlichen anerkannt und eingesetzt werden, kräftig und herzlich müssen die Interessen des Volkes, insbesondere der Arbeiter und Ackerbauer, gewahrt werden, indem man nicht nur in ihre Herzen die Religion einpflanzt, den einzigen Quell des Trostes in den Bedrängnissen des Lebens, sondern indem man ihre Tränen trocknet, ihr Elend versüßt, ihre wirtschaftliche Lage mit guter Versorgung bessert. Deshalb muß man sich Mühe geben, daß nur gerechte Gesetze geschaffen und ungerechte beseitigt werden; man verteidige schließlich und stütze in allem mit wahrhaft katholischem Herzen die Rechte Gottes und die nicht minder heiligen der Kirche". So spricht mit einem wahren Erlöserherzen der Papst, der die Kirche „ispiratrice e fautrice primissima di civiltà" nennt. Das ist das Programm instaurare omnia. Seitdem sind jene einfachen, sozusagen selbstverständlichen Worte, die manchem wie eine Enttäuschung klangen, viel zitiert und kommentiert worden.

Neuestens hat sich ein eigenes Buch damit beschäftigt, aus der bisherigen Tätigkeit des Pfarrers von Salzano, des späteren Bischofs von

Digitized by Google

Mantua und Patriarchen von Venedig festzustellen, wie Pius X. diese Worte aufgefaßt wissen wolle.*)

So dankenswert und interessant jene Ausführungen sind, war es doch schon den Römern am Tage der Wahl klar, daß nun ein „papa pastorale" käme. Bald gewahrte man die unbeugsame Willenskraft und den praktischen Blick des Predigers im Vatikan und jenes instaurare bekam eine Kraft und Bedeutung, so groß, wie sie von dem, der es zum erstenmal niederschrieb, intendiert worden war. Wieder war es das Wort eines Weltapostels geworden. Nichts berührt sich auch innerlicher und naturgemäßer als ein altchristliches Motto mit der modernen Zeit.

So einfach und scheinbar wenig modern die Worte aus dem Epheserbriefe klingen, liegt doch darin ein autoritatives Betonen der allgemeinen Seelenerneuerung, der Verinnerlichung, richtiger Subjektivierung des Christentums, wie sie vorher in unserer Zeit nie so klar, direkt und entschieden ausgesprochen wurde. Gewiß ist damit auch eine Art providentielle Weiterführung oder Ergänzung der beiden vorhergegangenen Pontifikate gegeben. Die Gedankenlosen und Formalisten aber sagen, auf den politischen und diplomatischen Papst sei nun ein religiöser gefolgt.

Richtig ist es zu sagen, daß derjenige, der „Alles in Christo erneuern" will, von den Errungenschaften Leos und Pius' nichts preisgibt, wenn er zum Kollektiverfolg den Individualerfolg hinzufügt und wenn er die objektive Glaubensklarheit und das Reich der Gnade nunmehr subjektivieren und verlebendigen will. Nicht das betonen wir, daß er aus dem Volke hervorgegangen und, wie durch Jahrhunderte keiner seiner Vorgänger, in der seelsorglichen Praxis und in der praktischen Charitas herangewachsen, zur Würde des Ersten unter allen Menschen emporgestiegen ist, sondern daß er Gottes Diener nur dann sein zu können glaubet, wenn er Allen in ihrer Gesamtheit und jedem Einzelnen in lebendiger Gnadenberührung dient. Darum wird von der Regierung Pius X. an der seelsorglichen Arbeit eine erneute Aufmerksamkeit gewidmet werden. Der päpstliche Titel Servus Servorum Dei ist nicht nur kirchengeschichtlich denkwürdig und will nicht nur heute wie ehedem die getrennten Brüder einigen, sondern er entspricht geradezu dem Wesen der Kirche, die nicht Gottes Kirche wäre — denn Gott bedarf an sich keiner Kirche —, wenn sie nicht auch den Menschen diente. Und das tut sie durch die Seelsorge. Das ist ihr einziges, ältestes und modernstes Mittel. Das verkündet Pius X. urbi et orbi.

Die Kirche hat auch den Großstädten gegenüber kein anderes Programm als das instaurare omnia in Christo.

Die moderne Zeit liebt das zweckoffenbarende, einfache, weil verinnerlichte Wesen und seinen ungesuchten, echten Ausdruck. Auch darum ist jenes Papstwort modern. Ein so überaus modernes Wort, weil es den Zweck alles Sacerdotiums ohne Umschweife und erschöpfend zusammenfaßt. — Seine apostolische Einfachheit wirkt ergreifend, weil es an Alle gerichtet, keinen anderen Effekt sucht, als eben Allen in tiefster Seele zu nützen. Niemals wurde so viel von der Seele gesprochen wie heute. Und in letzter Zeit

*) Alex. Hoch, Papst Pius X. Ein Bild kirchlicher Reformtätigkeit. Leipzig, 1907

Digitized by Google

hörten wir eine erschütternde Klage über die „fortschreitende seelische Verarmung der modernen Menschheit“ führen. Während wir durch Entdeckungen und Erfindungen die Natur beherrschen, haben wir unsere Seele verloren, ihren natürlichen und übernatürlichen Reichtum bis zur Verständnislosigkeit eingebüßt. Diese höchsten Schätze will Pius der Welt wiedergeben.

Sein Wort reduziert aber auch zugleich die modernen Reformirrtümer auf ihren Wahrheitsgehalt, den sie haben oder haben sollten. Was will die ganze Skala von Frenssen bis Fogazzaro, vom dogmenlosesten Christus bis zum ersten Anklingen des Laienprimates, von „der stillen Sehnsucht nach Einheit“, die neuestens der Protestant Frühauf bekennt, und dem aus der orthodoxen Kirche ausgestoßenen Tolstoi, dessen „Göttliches“ und „Menschliches“ kaum mehr einen Wesensunterschied zeigt? — Von allen geht ein Schrei nach Verlebendigung und Verinnerlichung des Christentums, also nach Seelsorge, aus, den man der modernen Zeit nicht zutrauen würde, wenn er nicht ebenso mißverstanden als echt wäre. Eine Sorge um die Seelen geht durch die Welt. Jener Seelsorger aber, der in der ältesten Großstadt als parochus mundi wirkt, der von Christus über die eine Herde als der eine Hirt gesetzt ist, empfindet sie mit, spricht sie einfach, wahr, erschöpfend und kraftvoll aus und beweist dadurch siegreich seine Sendung urbi et orbi.

Der Begriff des orbis ist unveränderlich, es ändert sich nur die Ausbreitung der Kirche, die vor keiner Landesgrenze mehr zurückweicht. Aber der Singular urbi, der nicht nur wegen des Wortspieles betont wird, bedarf vielleicht einer Bemerkung. Die Stadt Rom ist im katholischen Sinn die Hauptstadt der Welt, aber Weltstadt ist sie nicht mehr allein. Die Formel stammt aus jener Zeit, wo die Kulturwelt nur ein Zentrum hatte, — jetzt hat sie deren viele. Ebensoviele als es Großstädte gibt, deren geistige und materielle Interessen sich über die ganze Welt hinspannen. Sie haben das Recht, Beachtung zu fordern. Darum muß Petrus in jede dieser Städte kommen, soll das urbi et orbi eine wahre Segensformel sein. Darum wäre es unmodern, an der großstädtischen Seelsorge zu verzweifeln, — im Gegenteil, sie wird erst beginnen. Suchen wir zunächst ein Bild der Seelsorge, wie sie in diesen Intelligenz- und Kulturzentren tatsächlich geübt wird, in ebensovielen Momentphotographien festzuhalten und sie dann abschließend mit dem Idealbild großstädtischer Seelsorge zu vergleichen.

Digitized by Google

Farbenharmonie.

Von **Adolf Mayer.**

„Die Ästhetik sucht das Wesen des künstlerisch Schönen in seiner unbewußten Vernunftmäßigkeit."
Helmholtz.

Über die Ursache der Harmonie der Töne sind durch Hermann Helmholtz und andere grundlegende Forschungen angestellt worden. Es sind die Klänge mit gemeinschaftlichen Obertönen, die unserem Ohre den Eindruck des Harmonischen gewähren, und um gleiche Obertöne zu geben und keine Schwebungen zu verursachen, die das Ohr beleidigen, müssen die Grundtöne hinsichtlich ihrer Schwingungszahlen in einfachen mathematischen Verhältnissen stehen. Die Oktave steht bekanntlich zum Grundtone in dem Verhältnis, daß ihre Schwingungszahl die doppelte ist; die Quinte hat anderthalbmal so viel Schwingungen wie der Grundton u. s. w.

Dergleichen einfache Beziehungen lassen uns bei den Farben zunächst im Stiche. Allererst umschließt die Skala des sichtbaren Lichts — die meisten physikalisch analogen Strahlen machen ja bekanntlich keinen Eindruck auf das Auge — nur eben eine Oktave. Schon dadurch ist die Gelegenheit zu einer harmonischen Übereinstimmung auf Grund eines einfachen mathematischen Gesetzes äußerst beschränkt. Von einer völligen Analogie kann schon deshalb nicht die Rede sein, obschon es auch hier auffällig ist, daß gerade mit der Vollendung der Oktave der Farbeneindruck der höheren Oktave, des Violett, sich dem der niedern, des Feuerrot, schon merklich nähert und nur noch die Farbennuance des Purpur zwischen sich läßt. Sodann reduziert sich das ganze Sehen der Farbe auf nur drei diskrete Wahrnehmungsarten, — wie Thomas Young, ein seiner Zeit weit vorausgeeilter Denker, der auch den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen fand, schon vor hundert Jahren entdeckte, — auf die Wahrnehmung des Roten, Grünen, Violetten, aus denen sich die ganze bunte Farbenwelt zusammensetzt. Auch ist diese von der Fachwissenschaft adoptierte Annahme nicht öde Theorie, nicht bloß das Resultat vorgenommener Analyse, sondern es ist durch die praktische Erfahrung vollständig erhärtet, daß man durch die richtige Zusammenmischung von drei Grundfarben alle wie auch immer gefärbten Bilder erzeugen kann. Man denke nur an die Photographien der Ölgemälde alter Meister nach dem Dreiplattensystem. Endlich ist das Auge gar nicht imstande, wie das Ohr mit den zusammengesetzten Klängen tut, eine Mischfarbe in seine einzelnen Bestandteile aufzulösen. An eine ganz einfache Analogie zwischen der Ursache des harmonischen Gefühls in der Farben- und in der Tonwelt kann also schon nicht mehr gedacht werden; denn in der letzteren wird, im Gegensatze zu der Zurückführung des Farbigen auf drei Elemente, die Wahrnehmung durch eine wahre, ausgedehnte Nervenklaviatur vermittelt, in welcher für die

Digitized by Google

besondere Perzeption der Töne vieler Oktaven reichlich Gelegenheit gegeben ist.

Der physiologische Apparat des Ohres ist also, was die Höhe des Tones angeht, sehr viel vollkommener konstruiert als der des Auges in der analogen Richtung. Der Sehapparat zeichnet sich aber wieder durch ganz andere Vorteile aus, vor allem durch die Möglichkeit, aus dem erhaltenen Bilde die Abstände der leuchtenden Körper schätzen zu können, und durch die Projektion eines Bildes, das der wirklichen Außenwelt jedenfalls ähnlich ist; denn wir sind fortwährend der Gefahr ausgesetzt, das eine mit dem andern zu verwechseln.

Für das Ohr ist die Tonhöhe beinahe alles. Für das Auge ist die Farbe nur eine orientierende Zutat. Auf einer einzigen Tonhöhe läßt sich nicht das einfachste Lied konstruieren. Das Minimum der Töne für die Erzeugung eines solchen ist drei, und das dreitönige Lied ist noch immer (zwar nicht ganz wörtlich, aber doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch) verzweifelt monoton. Dagegen geben uns ungefärbte Photographien, Stiche und Zeichnungen schon einen sehr vollkommenen Eindruck des zugrundeliegenden Kunstwerkes; und Mondscheinlandschaften ohne Farbe können reizvoll sein, wenn auch dieser Reiz rascher erschöpft ist als der einer farbigen Landschaft.

Der Vergleichspunkt muß also, wenn überhaupt, ganz wo anders gesucht werden; wie mir dünkt, zwar in derselben Richtung, nur etwas tiefer.

In derselben Richtung; denn auch ich will versuchen, in der Farbenwelt auf die Natur zurückzugehen, auf die Natur, die uns überhaupt das Maß aller Dinge ist, die auch die Ursache ist, daß eine mechanisch richtige Konstruktion als schön erscheint, weil sie den natürlichen, auf Festigkeit konstruierten Dingen aus der organischen Welt dadurch unwillkürlich ähnlich wird.

In derselben Richtung, nur tiefer; denn in der Welt der Töne ist das mathematische Gesetz das näherliegende, dieses aber seinerseits wieder erklärlich durch die von der Natur gegebenen Umstände.

Ehe wir aber näher auf das Natürliche in der Welt der Farben eingehen und das, was wir hier nur angedeutet, im einzelnen nachzuweisen versuchen, sei mir eine Bemerkung erlaubt, wodurch der soeben besprochene so sehr viel größere Reichtum der Welt des Klanges an Tönen verschiedener Höhe gegenüber der Armut der Farbenwelt in dieser Richtung biologisch erklärt werden kann. Es genügt für diesen Zweck sogar die Aufstellung einer einzigen Frage: Was bliebe von der Welt des Klanges denn übrig, wenn die ganze Natur auf einen Ton gestimmt wäre? Sie wäre vergleichbar der Sprache eines Taubstummen oder der Rhythmik des Telegraphengeräusches. Nur Tonstärke und unregelmäßige Aufeinanderfolge blieben zurück, während das optische Bild noch beinahe ungeschwächt in seiner Wirksamkeit ist, wenn auch die belebende Färbung wegfällt. Und doch war es seinerzeit, da dies alles im Werden begriffen war, biologisch die Aufgabe für den wehrlosen Menschen, in der Dunkelheit und aus dem Dickicht die Stimme des Wolfes zu unterscheiden von der des treuen Hundes, da in solcher Lage die Gefahr schon drohte oder die Rettung sich ankündigte, ehe der Urheber mit dem Auge gesehen werden konnte. Klangfarbe wird man vielleicht sagen, und

Digitized by Google

daß dieses Merkmal noch übrig bliebe zur Unterscheidung: aber damit würde man einen Irrtum begangen haben, da Klangfarbe — obschon das Wort nicht völlig analog gebildet ist und nicht sein kann, da eben die Analogie bei der Vergleichung des Reichs der Farben und Töne fortwährend im Stiche läßt — eben zum Teil auch auf der Höhe des Tones beruht, allerdings nicht auf der Höhe des Grundtones und des dadurch bestimmten Kollektivklanges, sondern der Nebentöne, die eben den Charakter eines Klanges ausmachen. Fällt also die verschiedene Tonhöhe weg, so schwindet auch notwendig die Klangfarbe und es bliebe nichts übrig als das Laut oder Leise, das Anschwellen und das Abschwellen und dann überhaupt der Rhythmus der Aufeinanderfolge, kurz die Akzentuierung.

Die Tonwelt würde sich dann, wie gesagt, beschränken auf eine farblose Sprache, wie die, welche der Morsesche Telegraph redet und die uns gar nichts sagen würde, wenn hier nicht schon aus dem bloßen Rhythmus die Elemente einer Kunstsprache zusammengestellt wären, die der Eingeweihte allerdings versteht, die aber ihres abstrakten Charakters wegen auch für ihn viel langsamer redet als die der Natur nachgebildete oder vielmehr noch ganz natürliche des Telephons, daher es denn nicht wunder nehmen kann, daß das letztere, wo es irgend verwendet werden konnte, bald die Herrschaft gewann.

Wie könnten aber auf diese farblose Weise die vielen Klänge in der organischen Natur, die instinktiv hervorgebracht und instinktiv verstanden werden, eine charakteristische, vor Mißverständnis schützende Bildung erlangen? Das Wutgebrüll des Raubtieres, das die Herdentiere erzittern macht, wie könnte es genugsam unterschieden werden von dem Freudengewieher des Hengstes, wenn er die Stute erblickt? Die Warnungsrufe der Alten, wie wären sie genügend zu unterscheiden von den Koselauten der Jungen und der Jüngsten? Das Ohr der Tiere mußte differenziert werden zu einer Empfindlichkeit*), die viele Oktaven von Tönen umfaßt, und diese Differenzierung hat bei dem Menschen wohl noch entschieden zugenommen, da der Mensch erst recht auf die Beherrschung verschiedener Tonhöhen angewiesen war. Die Klangfarbe ward benützt zur Wortbildung aus verschieden gefärbten Buchstaben; die Tonhöhe verwendet zur Gestaltung der befehlenden, bestätigenden, fragenden Form die Dissonanz und das chromatische Hinübergleiten, auch hier wieder anlehnend an die instinktive Natur zur Äußerung des Schmerzes und des Unwillens; und wenn in der späteren Kultur durch allerlei abstrakte Hilfsmittel auch ein Höhepunkt in diese Evolution gekommen ist und die Sprache der Hochgebildeten viele jener sinnlichen Hilfsmittel eher verschmäht als fördert, so hat doch eine besondere Kunst, die offenbar von der menschlichen Sprache abzweigt, sich gerade der Tonhöhe als Mittel zu ihrer Wirkung bemächtigt und benutzt wesentlich diese sowohl in der Melodie als im Akkorde als mächtiges Stimmungsmittel für das Gemüt. Und auch in der lyrischen Poesie und in der Rhetorik spielt noch die Tongebung neben dem abstrakt übermittelten Inhalt der Rede ein

*) Im Märchen hübsch angedeutet, indem die sieben jungen Geißlein ihre Mutter an der Stimme erkennen und der Wolf erst Kreide fressen muß, um seine Stimme der der alten Geis ähnlich zu machen.

Digitized by Google

gerade wieder in der Neuzeit mehr und mehr gewürdigtes Hilfsmittel zu nahezu demselben Zwecke.

Es wird aber hohe Zeit, daß wir auf unser eigentliches Thema kommen, zu der Farbenharmonie und ihrer Erklärung. Es wurde schon angedeutet, daß wir auch hier zu der Natur der Dinge zurückkehren müssen, ich meine damit zu der Farbenerfahrung im praktischen Leben, zu dem Federkleid der Vögel, zu dem Haarkleid der Tiere, zu Haut- und Haarfarbe des Menschen, zu den Blumenfarben und dann zu denen der Landschaft. Wir vertreten damit in keiner Weise die Behauptung, daß einfache physikalische Gesetze nicht auch mitwirkten. Gewiß ist, daß satte Komplementärfarben nebeneinander niemals als harmonisch empfunden werden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie beim langen Betrachten sich gegenseitig derart steigern, daß es geradezu schmerzt, auf sie hinzublicken.*) In der Akustik läßt uns hier wieder jeder Vergleich im Stiche, schon weil es dort bloß ein Nacheinander und nicht auch ein Nebeneinander gibt, da sich das Gleichzeitige zu einem Akkorde oder gar zu einem einheitlich empfundenen Klange vermischt.

Eine andere, rein physikalische Regel scheint es zu sein, daß sich die dicht nebeneinander liegenden Farbentöne, also z. B. Violett und Purpur, Orange und Feuerrot, ja selbst Gelb und Grün, Grün und Blau schlecht miteinander vertragen und hierzu gibt es ja auch ein akustisches Analogon, des immer Falschklingens der halbtönigen und noch kleineren Intervalle. Besser stimmen jedenfalls unter den satten Farben die vollen, auf der Erregung ganz anderer Nerven beruhenden Intervalle, also Rot und Blau, Rot und Gelb, Gelb und Blau**), die ja auch auf den Flaggenfarben eine sehr große Rolle spielen, während, wenn Rot und Grün auf einer Flagge vereinigt ist, es gewöhnlich durch das neutrale Weiß geschieden wird. Violett kommt wohl nur aus dem Grunde hierbei nicht oder wenig vor, weil die technische Darstellung des entsprechenden Farbstoffes schwieriger ist oder war. Unter den vielen bekannteren Flaggen leistet sich nur die Türkei zur Handelsflagge Rot und Grün unmittelbar nebeneinander und das ist offenbar nicht durch den Geschmack diktiert, sondern durch den Fanatismus, der das Grün des Propheten neben die schon vorhandene rote Kriegsflagge setzen wollte. Nahe nebeneinander liegende Farben (Gelb neben Grün) kommen nur in den Flaggen zweier exotischer Mächte: Brasilien und Bolivia vor, bei denen die Auswahl origineller Zusammenstellungen schon wesentlich erschwert war. Sonst stimmen alle bekannteren Flaggen mit der hier angegebenen Regel.

Warum die näher bei einander liegenden Farbentöne sich schlecht vertragen, ist aber rein physikalisch einstweilen nicht zu erklären, während in

*) Dies im Widerspruche zu Goethe, der die Komplementärfarben oder, wie er sie nennt, Kontrastfarben (geforderte Farben) geradezu harmonisch nennt. Was in diesem Aufsatze besser stimmend oder wohltuend genannt wird, nennt G. charakteristisch. S. R. Magnus: „Göthe als Naturforscher", p. 213. Das eigentlich Harmonische sind uns aber Farben derselben Brechbarkeit, aber von verschiedener Sättigung.

**) An bestimmte mathematische Verhältnisse kann hier aber auch nicht gedacht werden. Selbst die Wellenlängen der Komplementärfarben stehen im ungleichen Verhältnisse von 1:1,19 bis 1:1,33.

Digitized by Google

der Akustik die Differenz mit Erfolg auf die große Anzahl von Schwebungen zurückgeführt worden ist, die unser Ohr ebenso beleidigen, wie eine helleuchtende, flackernde oder zuckende Flamme unserem Auge wehe tut. Zu solchen Obertönen ist aber in der Farbenwelt gar keine Gelegenheit, schon aus dem Grunde, weil ja alle Farben kaum eine Oktave umfassen. Deswegen müssen wir schon anläßlich dieses Punktes bei der Natur in die Lehre gehen und da sehen wir denn sowohl im Federkleide der Vögel und im Haarkleide der Säugetiere als auch in der Landschaft allerdings alle möglichen nahe beieinander liegenden Farbentöne, aber es sind meistens nicht Nuancen in der Richtung einer kleineren oder größeren Wellenlänge, sondern kleinere oder größere Sättigungen einer und derselben Farbe, also Vermischungen der Farbe mit Weiß oder Schwarz, aber nicht mit den benachbarten Farben des Spektrums.

Das natürliche Kleid eines Tieres ist meist braun, gelb oder grau, bei manchen Vögeln auch von einem lebhaften Grün. Nach der Bauchseite zu wird dann die Farbe beinahe regelmäßig heller, aber diese Helligkeit beruht eben auf der Zumischung von Weiß und nicht auf einer anderen Farbennuance. Hat das Tier noch andere Farben, so sind ihm dieselben gewöhnlich in ganz kecken Tupfen oder Streifen aufgesetzt und nicht aus einer ähnlichen Farbenmischung gewählt, sondern aus einer ganz anderen Gegend der Palette, obwohl auch wohl niemals genau komplementär, selbst nicht bei den bunten Papageien. Die hellere Bauchfarbe, die durch das ganze Tierreich verfolgt werden kann, wird wohl ihre physiologischen Ursachen haben, zum Teil auch durch die Mitwirkung des Lichts bei der Pigmententwicklung zu erklären sein, da das Licht eben vorzugsweise den derberen Rücken trifft. Sie hat aber auch biologisch einen guten Sinn. Gerade weil die Bauchseite des Körpers, die Innenseite der Extremitäten dem Lichte gewöhnlich abgekehrt sind und die Farbe der Tiere vielfach den Zweck hat, dieselben in dem ihnen natürlichen Medium vor Verfolgern oder Verfolgten zu verbergen, so ist der Vorteil der größeren natürlichen Dunkelfärbung der stärker beleuchteten Partien augenscheinlich. Die Gegensätze von Licht und Schatten werden dadurch gedämpft und das Tier, das auch nach bloßer Ausgleichung seiner Farbe mit dem umgebenden Medium noch an der Form erkannt werden könnte, ist, wenn Licht und Schatten neutralisiert wird, durch diese scheinbare Einbuße seiner plastischen Gestalt vor Erkennung geschützt und dadurch im Kampf ums Dasein bevorteilt. Es handelt sich also um Schutzfärbung (Mimikry).

Diese natürliche Farbenabstufung des Tierkleides wird nicht ohne Glück von der modernen Mode namentlich bei Damenkostümen nachgeahmt. Hellere Westchen unter dunkleren Jäckchen u. dgl., aber immer dieselbe Farbe, nur verschieden gesättigt, wie ja auch in der dem Körper angepaßten sich ververjüngenden Tüpfelung oder Streifung des Stoffes ein Anlehnen an die gleiche Natur nicht zu verkennen ist, während das Karrierte des Kleiderstoffes, aus Schottland importiert, nur den Stempel des Technischen trägt und das Organische gleich seinen eigenen Linien unbarmherzig durchkreuzt. Es ist diese moderne Behandlung der Bekleidungsstoffe also ein sich Anlehnen an die Natur auch in Bezug auf die Farbengebung, die uns schon durch die lange Gewöhnung als harmonisch erscheint, und wir haben diese Richtung

Digitized by Google

wohl den in neuerer Zeit dahin gerichteten Studien, auch der besseren Kenntnis der Tiere in zoologischen Gärten zu danken, während wir früher auf der Stufe standen, auf welcher der Orientale noch jetzt steht: sich in dem Kleidergeschmack von der Natur nach Kräften abzuwenden und auch zur Bekleidung die Farben zu verwenden, die an sich auf die Sinne den stärksten Eindruck machen.

Auch für die Farbentönung der Landschaft herrscht, wenn wir den Gesetzmäßigkeiten in der Natur weiter zu folgen versuchen, eine ähnliche Regel wie für das Kleid der Tiere.

Das Grün der Pflanzenwelt ist zunächst so ziemlich ein und dasselbe, da derselbe Farbstoff mit ganz bestimmten optischen Eigenschaften in allem pflanzlichen Gewebe dieser Färbung vorkommt und nur durch die Beimischung von Gelb, Blau und Rot nicht unbedeutend modifiziert wird. Ein und dasselbe Gewächs hat aber meist über seine ganze Fläche nur eine Nuance von Grün. Die Zweigspitzen sind nur weniger mit Farbe gesättigt. Oder derselbe Unterschied der Sättigung wird zustande gebracht durch Behaarung, die meist selbst farblos ist, oder durch weiße Reflexe, die sich dem Grün beimischen, am meisten aber durch verschiedene Beleuchtung, wodurch verschiedene Sättigung mit dem gleichfalls neutralen Schwarz hervorgerufen wird. Das alles finden wir schön, weil es im Organismus begründet ist. Wie entzückend ist es, wenn der Sonnenstrahl das junge Buchengrün durchleuchtet und uns diese Abstufungen derselben Farbe zu genießen gibt! Und die edle Kastanie sucht mit ihren hellen Blüten diesen Beleuchtungseffekt nachzuahmen und gibt uns so auch an Regentagen helle Lichter zu genießen, wie sie sonst nur die Sonne zu erzeugen vermag. Dies wird wiederum bewirkt durch verschiedene Sättigung eines und desselben Grüns und mit nichten durch Nuancierung desselben nach dem Blauen oder dem Gelben zu. So helfen sich nur schlechte Maler, die oft das Hellgrüne mit einer geblichen Nuance und das Tiefgrüne mit einer bläulichen andeuten.*)

Zeigen die jüngsten Sprossen, wie bei der Eiche und der Walnuß, wirklich durch Beimischung von Rot eine andere Nuance von Grün, so ist diese Beimischung meist so different, daß keine Verstimmung des Auges, wie sie zu nahe beieinander liegende aber spektroskopisch verschiedene Farben erzeugen, zustandekommt. Nur das Moos ist gelbgrün, ist aber von Natur stark beschattet, so daß die Differenz nicht wirksam wird, und der junge Roggen hat wohl dem Wiesengrün gegenüber einen Stich ins Bläuliche. Aber in der großen Landschaft verschwinden diese Differenzen. Sie bleiben

*) Ich ziele hiermit nicht auf den verbreiteten und schon von Helmholtz richtig gedeuteten Malertrick, für sehr große Helle überhaupt das Gelb und für Düsterheit das Blau zu bevorzugen. Dies läßt sich sehr wohl verteidigen, ja, ist gar nicht zu vermeiden, da man die große Helle auf der Leinwand überhaupt nicht zurückgeben kann und so von der Eigenschaft des Gelben Vorteil zieht, in der Helligkeit besonders stark zu leuchten. Wird hierdurch die Illusion größerer Helle wirklich erreicht, so wirkt die Disharmonie, soweit sie in diesem Falle theoretisch überhaupt noch vorhanden ist, nicht mehr störend. Sie wird durch Überlegung aufgehoben. Die Dissonanz wird gleichsam gelöst.

Digitized by Google

nur erhalten und treten aufdringlich in den Vordergrund auf unseren künstlichen Ackerfeldern und werden dort auch wohl sicher als unharmonisch empfunden. Blaugrüne Disteln und ähnlich gefärbte Koniferen gehören auf die Düne, wo sie von selbst niemals mit dem reinen Grün in einen unangenehmen Kontrast geraten. Kommt aber in die große Landschaft durch die Luftperspektive (infolge der Beugung der starken brechbaren Strahlen) ein entschieden bläulicher Hintergrund, so ist derselbe, da er meist durch eine entfernt liegende Gebirgskette hervorgebracht wird, schon so abweichend nuanciert, daß die Färbung nicht mehr als eine nahe angrenzende und darum schreiende Differenz empfunden wird, und zugleich wirkt die geringere Sättigung der „blauen Ferne" beschwichtigend in derselben Richtung. Wird uns ausnahmsweise der Hintergrund durch eine ungewöhnliche Aufklärung der Luft (z. B. bei drohendem Gewitter) nahe gerückt, so wird auch in der Tat die Empfindung des Schönen gestört, und diese Differenz kann das unangenehme Gefühl, welches in einem solchen Augenblicke die elektrische Spannung in uns erzeugt, bedeutend verstärken.

Hiermit erscheint nun völlig in Übereinstimmung, daß blaugrüner Anstrich, wie er bei der Billigkeit der Chromfarbe so häufig beliebt wird, als abscheulich empfunden wird an dem Holzwerk von Häusern, die in Gärten gelegen sind, oder irgendwie vom Pflanzengrün sich abheben. Ebenso garstig ist der Niederschlag der Bordeaux-Brühe, die zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten gebraucht wird. Die blaugrüne Farbe der Kupfersalze kontrastiert unangenehm mit dem Pflanzengrün. Dagegen ist sie — und zwar in der seegrünen Nuance — wohl angebracht an Booten, Strandgebäuden, Badeanstalten, da das Wasser wohl häufig grün, aber nicht rein grün, sondern aus der rein blauen Wasserfarbe mit gelblichen Schlammteilen gemischt ist und die Differenzen nur bei den reinen Spektralfarben stark gefühlt werden. Wenn aber ein ungeschickter Maler wegen der geringen Haltbarkeit des organischen Saftgrüns Chrom zur Wiedergabe der Pflanzenfarbe benutzt, statt, wie erfahrene tun, die Farbe genau nach der Empfindung des Auges aus Blau und Kadmiumgelb zusammenzumischen, so tut dies dem Auge des Beschauers entschieden wehe.

In der Herbstlandschaft kontrastieren die bräunlichen und rötlichen Töne ganz gut mit dem Grün, da diese Farben nicht nahe aneinandergrenzen, und die Schönheit des Effektes erhebt uns über die Melancholie der Stimmung des baldigen Vergehens. Gerade umgekehrt im Frühling. Die gelbgrünen Sprenkelungen im Walde sind an sich unschön und werden nur gerne ertragen in dem erhebenden Gefühl des Werdens, aus welchem Grunde man auch dem jungen Wein seine anfängliche Herbigkeit verzeiht. Gerade deshalb ist es aber eine Geschmacksverirrung der Landschaftsgärtner, durch gelbe Baumvarietäten die Sommerlandschaft zu beleben. Dies Gelbgrün kann nie das helle Sattgrün des Sonnenglanzes ersetzen.

Übrigens ist wohl, wie schon angedeutet, kein Zweifel, daß gelegentliche Farbendifferenzen, wie z. B. die zwischen Gelbgrün und Blaugrün, gemildert, wiewohl nicht ganz beseitigt werden, wenn eine der beiden weit von der Sättigung entfernt ist, wie es ja in der Natur meist der Fall ist. Dasselbe gilt noch in höherem Grade für das Erträglichwerden von Komplementär-

Digitized by Google

farben. Blumen mit Gelb und Lila*), die häufig sind, werden ganz hübsch gefunden. Lila ist eben ein ungesättigtes Violett. Aber noch etwas ganz anderes macht sich bei diesen Erwägungen geltend, nämlich, daß Farbendifferenzen unter Umständen ganz gut ertragen werden. Ein Kostüm in Feuerrot mit einem Hut in Purpur ist fürchterlich; aber wenn zwei Personen mit Kostümen in den beiden Farben zusammensitzen, ist die Differenz schon erträglich, und ein Korb voll bunter Ostereier beleidigt unser Auge wenig, obgleich er auch nicht gerade schön gefunden wird. Offenbar ist hier die stillschweigende Überlegung des Dauerns oder Nichdauerns mit im Spiele. Aus einem ähnlichen Grunde tut uns auch das buntscheckige Bild eines Jahrmarktes oder selbst der heterogenen Architektur des Kremls in Moskau nicht wehe. Im letzteren Falle wird eben die Vereinigung ganz widersprechender Kulturen unter dem allmächtigen Zepter des Zaren dadurch zur Anschauung gebracht, was versöhnend wirkt. Überhaupt ist die Färbung von Dingen, die nicht organisch zusammengehören, die gleichsam kaleidoskopisch durcheinander purzeln, ziemlich gleichgültig. Aber die Idee, daß man in dem vorhin gewählten Beispiele das nicht zusammenpassende Kostüm nun immer sehen muß, oder auch nur, daß die betreffende Dame es an sich sehen kann, wirkt ästhetisch verstimmend.

Daher ist es auch auf dem Bilde anders als in der Wirklichkeit und hieraus kann ein Argument gezogen werden gegen jeden plumpen Naturalismus. Auf dem Bilde bleiben eben zwei nebeneinander gruppierte Personen in Ewigkeit nebeneinander. Man kann sich nicht mit dem Gedanken trösten: die Differenz wird nicht lange dauern, die Dissonanz wird sich auflösen; man kann auch nicht wegsehen, denn die Bilder sind eben dazu da, um gesehen zu werden. Und warum sollte sich der Maler den Vorteil entgehen lassen, gleichzeitig mit anderen Momenten auch durch die Farbenharmonie seiner Schöpfung zu wirken? Ist doch die Kunst ganz eigentlich der Schein einer schöneren Welt, gewiß so wahrscheinlich wie möglich, aber nicht so wahrscheinlich, daß die Schönheit darüber verschwindet.

Es gab freilich eine Zeit, wo man das nicht begriff. Nicht bloß das naturalistische, falsche Raisonement, auch der Mangel an Farbengefühl trug hieran die Schuld. Cornelius war wahrlich kein Naturalist und auch seine Farbengebung war es in keiner Weise. Aber dieser große und idealistische Zeichner entbehrte beinahe ganz des Farbengefühls und so wurden die Helden und Heiligen auf seinen Fresken abwechselnd mit roten, blauen, grünen Röcklein begabt, — in rein mechanischer Periodizität. Die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war eigentlich noch blind in dieser Richtung. Erst dann wurde die Entdeckung der Farbenharmonie als einer Hauptquelle des

*) Wie denn zwischen diesen beiden Farben chemische Beziehungen zu bestehen scheinen, da sie so oft bei einander und in einander übergehend gefunden werden. So bei Viola tricolor, bei Iris, bei Melanpygrum-Arten, bei der Kartoffelblüte, bei der Passionsblume und in vielen anderen Fällen. Ebenso bestehen Beziehungen zwischen Cyanblau und Rosa (Vergißmeinnicht, Kornblume u. a. Fälle) in der Pflanzenwelt.

Digitized by Google

Genusses wieder gemacht und die alten Koloristen kamen auch in dieser Beziehung wieder zu Ehren.

Freilich erscheinen die Bilder bei diesen häufig geradezu auf eine Farbe gestimmt (was durch eine gleichförmige Untermalung erreicht wird), so bei Rembrandt auf Goldgelb, das so wirkungsvoll ist im Kontrast zu dem Amsterdamschen blaugrauen Stadtdufte; bei Rubens auf eine etwas bläuliche Fleischfarbe; bei Paul Veronese auf Violett. Das ist aber nur Gesamtstimmung; im einzelnen weichen dann sehr wohl kontrastierende Töne von dem Grundtone ab, so daß zusammen etwas sehr Harmonisches entsteht, das man wohl gar, nicht ohne einige Übertreibung, eine Farbensymphonie zu nennen pflegt.

Übrigens sind aus schon angedeuteten Gründen die Ansprüche an Farbenharmonie an einem organisierten Wesen größer als in der Landschaft oder gar am Minerale. Das Farbenchaos einer Kraterwand ist uns z. B. etwas ganz Willkürliches und wird nirgends als Vorbild dienen. Auch bei der Möblierung eines Zimmers, das in manchen Stücken der natürlichen Landschaft nachgebildet ist, machen wir geringere Ansprüche an Farbenharmonie als bei der Bekleidung eines Menschen.

Auch auf einem ganz anderen Wahrnehmungsgebiete herrschen Verhältnisse, die zu ähnlichen Resultaten führen können und uns überall auf die Natur verweisen. Ich meine den Gegensatz vom Klaren zum Trüben. Das Klare wird von uns bevorzugt, da es uns angenehmer und nützlicher ist. Die klare Quelle liefert besseres Trinkwasser als die trübe. Getrübte Bäche und Flüsse deuten Überflutungen und Zerstörungen an; desgleichen ein trüber Himmel schlechtes Wetter. Auch noch für die Wahl unserer zivilisierten Getränke gilt lange dasselbe, nämlich, daß der klare Trunk vorzuziehen sei. Die undurchsichtige Milch dient nur für den Säugling, der noch nicht seine Augen zur Beurteilung der Speise gebraucht, und das trübe Lichtenhainer Bier wird aus Holzgefäßen getrunken, um seine widerlichen optischen Eigenschaften zu verbergen.

Nun sind aber die optischen Eigenschaften aller klaren Medien die, daß tiefer oder weniger tief gesättigte Farbe, je nach der Schicht, die der Strahl durchdrang, ehe er in unser Auge gelangen konnte, nebeneinander im ergötzlichen Spiele auf das Gesichtsfeld zu liegen kommt. Höchstens wird durch die geringe Trübe, die auch im Klaren meist vorhanden ist, die eigentümliche Farbe in den verschiedenen Sättigungsgraden durch ein diffuses (durch Beugung der Lichtwellen entstandenes) Blau — dasselbe Blau, das, damals unerklärt, Goethe in seiner Farbenlehre einführte — auf angenehme Weise abgewechselt. Das wirklich Trübe gibt dagegen eine sehr wenig gesättigte und gleichmäßig über das ganze Gesichtsfeld ausgedehnte Farbe, die außerdem gewöhnlich etwas schmutzig ist; denn das Schmutzige entsteht eben durch Mischung mehrerer Farben und in einer trüben Mischung haben wir es wenigstens mit zwei Medien zu tun, die im allgemeinen auch verschiedene Farben haben werden.

Wir sehen immer mehr bei dieser Analyse, wie auch hier — und so ist es bekanntlich in allen ästhetischen Dingen — ein Physiologisches mit kompliziert Psychologischem zusammentrifft und auch zusammen über das Endresultat entscheidet.

Digitized by Google

Wie wenig durch das Physikalisch-Physiologische allein das ästhetische Urteil gegeben ist, ergibt sich vielleicht am deutlichsten aus der einfachen Tatsache, die wir täglich im gewöhnlichen Leben wahrzunehmen Gelegenheit haben, daß ein falsch interpretiertes optisches Bild sofort einem andern Urteile unterliegt, sobald der Irrtum verbessert ist. Wir meinen in einem Spiegel einen Sprung zu sehen und das ist in unseren Augen entschieden eine Verunzierung, bis wir entdecken, daß der scheinbare Sprung der Reflex von einem Drahte oder von etwas dergleichen ist. Oder ein neues Kostüm zeigt einen häßlichen Fleck, bis sich ergibt, daß die vermeintliche Verunreinigung der Schatten ist eines bisher unbeachteten Objektes. Das optische Bild, der rein physiologische Eindruck auf unseren Sinn ist in beiden Fällen gleichgeblieben und könnte, wenn Schön und Häßlich einfach physikalisch-physiologisch wäre, nur einerlei Beurteilung erfahren. Da nun aber diese Beurteilung sofort eine andere wird mit der verbesserten Einsicht in die Gründe der Erscheinung, so muß eben diese Einsicht, also etwas Psychologisches, bei der Bildung der komplizierteren Empfindungen beteiligt sein. Mit anderen Worten, es steckt in diesen Empfindungen schon ein Stück Beurteilung. Die von der Seele aufgenommenen Bilder sind vielfach noch mehrdeutig, da die Welt des optischen Scheins kleiner ist als die der Wirklichkeit, und ein und dasselbe Bild macht auf uns den Eindruck — nicht des Schönen oder des Häßlichen, aber doch den — des ungetrübten Schönen oder des getrübten je nach der Interpretation, die, wie gesagt, schon intellektueller Natur ist.

Wir sahen eben, wie die trüben blaugrauen Nebel der Niederlande einen Heißhunger nach Sonnengold*) erzeugen. Hiervon hat Rembrandt Vorteil gezogen und man könnte sogar vermuten, daß die holländische Vorliebe für das sonst wenig in Ansehen stehende Orange nicht bloß ganz allein aus der Wappenfarbe seines Herrscherhauses zu erklären sei. Ähnlich entspringt offenbar die Farbe des Propheten aus dem Lechzen nach dem Oasengrün der arabischen Wüstenbewohner und das rote Brusttuch des Schwarzwälder Bauern einer Vorliebe für diese lustigste aller Farben nach der Sättigung des Auges an Waldes- und Wiesengrün, wie denn überhaupt in der grünen Landschaft ein einziger roter Fleck oft Wunder tut. Er wirkt wie ein Trompetenstoß in allzu einförmiger Musik. Es muß aber bei einem einzigen kleinen Flecken bleiben, einem lustigen Feuerlein im Walde, einem roten Hut einer zur Staffage dienenden Figur, um nicht die allzu lebhaften Kontraste des Komplementären hervorzurufen. Auch daß im Märchen jenes Mägdlein im Walde, daß dem Wolfe begegnet, als Rotkäppchen bezeichnet wird, ist aus demselben Gesichtspunkte erklärlich. Das in Übereinstimmung mit der Umgebung gefärbte Jägergewand verdankt dagegen seine Wahl gleich wie die Kakiuniform des afrikanischen Soldaten nicht einem ästhetischen Urteile, sondern ebenso wie die Hauptfarbe des Haar- und Federkleides der Raubtiere dem praktischen Bedürfnis, solange wie möglich unerkannt bleiben zu können. Wenn daher die Methode des Jägers umschlägt von der List zur Gewalt

*) Daher auch noch neuerdings im Museum Soisseau zu Amsterdam zur Beleuchtung des Treppenhauses angewendet.

Digitized by Google

und der verschwiegene Pirschgang ersetzt wird durch die laute Parforcejagd, dann tritt aus ästhetischem Bedürfnis wieder das schreiende Rot des Jagdfracks in sein Recht, das zusammen mit dem Bellen der Rüden, dem Hussassa und dem Jägerhorn über die grüne Fläche dahinsaust, dem gejagten Wild zum vernichtenden Schrecken, der Jagdgesellschaft zur grausamen Potenzierung ihres Selbstgefühles, genau so wie einst die roten Uniformen der Engländer in den Kriegen gegen die Indianer ihnen selbst zur Freude, den Naturkindern aber zum verdoppelten Schrecken gereichten.

Im übrigen sind auch Soldatenuniformen nicht aus der Ästhetik in Bezug auf den Menschenkörper zu erklären, sondern als wandelnde und reitende Flaggen. Der Landsknecht trug eben die Farbe seines Herrn und hatte im übrigen kein Recht auf wohlerwogene Harmonien. Doch mag dabei das Vorherrschen des Blau zumal bei der Kavallerie (blaue Husaren) zu der guten Übereinstimmung mit der vorherrschend rotbraunen Pferdefarbe in Beziehung stehen, wie auch der Fuhrmannskittel blau gefärbt ist und der Hausknecht, der die Pferde schirrt, gerne mit einer blauen Schürze begabt wird.

Vielleicht auch, daß unsere deutsche Landschaft, in der das Gelblichgrüne so unerbittlich vorherrscht, von einem Wüstenbewohner von erquickender Idealität gefunden wird; für unser Auge verdient sie jedenfalls den Tadel der Maler des vorigen Jahrhunderts, die aus dem violett angehauchten Italien zurückkehrend sie gerne als Spinat mit Eiern bezeichneten, und ich erachte es als kein Vorrecht der ganz Modernen, daß sie gerade in diesem Punkte am Naturalismus festzuhalten pflegen, während sie doch im übrigen ganz anderen und oft geradezu mystischen oder symbolischen Passionen huldigen.

Es gibt eine Anzahl von berühmten Farbenpaaren, die als wohltuend immer wiederkehren, so Gold mit Purpur als Schmuck der Fürsten und der fürstlichen Baldachine. Diese und andere berühmte Farbenzusammenstellungen können leicht nach der „Windrose“ der Spektralfarben, die jetzt angenommen wird, analysiert werden.*)

(purpur)

violett — rot

indigo — orange (goldgelb)

cyanblau — gelb

blaugrün — grüngelb

(grün)

*) Früher pflegte man dieselbe vereinfacht und nur mit sechs Farben im Dreieck geordnet vorzustellen. Es kommt dies auf dasselbe hinaus. Wesentlich ist nur, daß die erfahrungsgemäß komplementären Farben einander gegenüberstehen.

Digitized by Google

Purpur liegt zwischen Rot und Violett, bis zum Goldgelb sind also zwei Farbentöne zu passieren. Sehr schön steht auch Gold zu Russischgrün. Abstand in dem Farbenkreis $^5/_{16}$. Schön ist auch grüner Samt mit braunem Pelz verbrämt; ungefähr derselbe Abstand.

Eine prachtvoll wirkende Zusammenstellung ist das Eichenbraun unserer Stubentüren, der Möbel und des Getäfels zu dem gedämpften Blau einer Tapete. Braun ist ein Rot oder Gelb mit Schwarz gedunkelt, das gedämpfte Blau Indigo mit Weiß gedämpft, also wieder zwei Farbentöne des Kreises weiter. Einen ähnlichen Effekt macht auch auf den japanischen Vasen das Blau zum Schokolodenbraunen oder Pompejiroten.

Orangen heben sich prachtvoll ab vom blauen Delfter-Porzellan, welches einem gedämpften Indigo nahe kommt. Wieder liegen zwei Farbentöne dazwischen. Ist das Blau ein Kornblumenblau, dann ist der Gegensatz schon zu stark, dann kommt schon die beinahe unerträgliche Steigerung des nahezu Komplementären.

„Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n." Grün und Orange stehen $^2/_8$ bis $^5/_{16}$ des Kreises auseinander. Ehrlich gesagt, die goldgelbe Zitrone macht im grünen Laub einen noch viel besseren Effekt: Abstand $^2/_8$. Rosa und Himmelblau machen zusammen einen schönen Gegensatz; der Grund auch wohl, daß blau-äugigen Kindern die Rosakleider schön stehen. Rosa ist abgeblaßter Purpur; Abstand zu Blau $^2/_8$ bis $^5/_{15}$.

Als allgemeine Regel würde sich ergeben: Komplementärfarben wirken zu stark und blenden. Eine Reklameplatte mit Orangeschrift auf Blau macht geradezu Augenschmerzen. Eine Kombination etwas näher zusammen, wie Rot zu Zyanblau oder zu Grüngelb wirkt frisch, aber ist für starke Nerven berechnet und daher ein wenig bäuerisch. Am besten wirkt im allgemeinen eine Entfernung von $^2/_8$ des Kreises. Und was dicht bei einander liegt, wirkt geradezu ekelerregend, so, wie schon erwähnt, giftgrüne Fensterläden zu grünen Bäumen; während dieselbe blaugrüne Farbe neben ähnlich (nur ungesättigt) gefärbtem Wasser, also als Anstrich für Boote und Badeanstalten, ganz gut ertragen wird. Wir haben ja hievon schon vorhin geredet.

Es erscheint schwierig, das gleiche Prinzip auf Blumen anzuwenden. Denn Blumen gibt es ja schöne in allen Farben und viele sind rot und dem Grünen nahezu komplementär, das ja in allen Fällen die Folie abgibt. Aber hat man denn niemals gesehen, wie verschieden das Grün ist, wenigstens im einzelnen, wenn auch nicht in der landschaftlichen Gesamtwirkung? So haben die tiefroten Pelargoniums (gewöhnlich Geranium genannt) das Rot auch im Blatte, das besonders im halbwelken Zustande an den Blatträndern zum Vorschein tritt, oder mit dem Grün zusammen dunkle Ringe bildet. Dies ist eine Erscheinung ganz analog der, daß, wie die Gärtner behaupten, bei gefüllten Varietäten diese Eigenschaft am Geschmacke des Saftes zu erkennen ist. Wie hier bestimmte, wenigstens mit der Zunge erkennbare Bestandteile die Monstrosität, Staubfäden in Blumenblätter umzuwandeln, bewirken, so geht also in den stark gefärbten Varietäten der Blumenfarbstoff durch den ganzen Organismus. So wird durch das tiefe Rot das Grün des Blattes verändert, so daß es nicht mehr komplementär oder

Digitized by Google

nahezu komplementär ist, sondern, da die blauen Spektralteile durch die roten neutralisiert werden, ein dunkles Grüngelb oder die Olivenfarbe erreicht wird, das mit dem Hochrot nur $^3/_8$ auseinandersteht und einen ganz guten Eindruck macht. Ähnlich mag es sich auf der anderen Seite des Spektrums mit dem Violetten verhalten.

Übrigens ist das reine Rot in der unveränderten Natur als Blütenfarbe selten und wird nur durch die Züchtung in unseren Gärten vergrößert und gehäuft, nicht so sehr aus dem Gefühl für das Schöne, sondern aus einer Art von Protzentum, das im halbgebildeten Menschen noch so stark ist, daß er Blumen so groß wie möglich, so gefüllt wie möglich und so bunt wie möglich verlangt, wogegen aber dann mit wachsender Geschmackskultur eine Reaktion sich geltend zu machen anfängt. Nach einer Bemerkung des amerikanischen Züchters Burbank wird die rote Blütenfarbe durch alkalische Bodenreaktion begünstigt und diese ist eine Ausnahme, wenigstens in Ländern mit großem Regenfalle, wo das Pflanzengrün zu üppigster Entwicklung gelangt.

Blumenfarben, die dem Grün ganz nahe stehen, sind selten und machen dann auch keinen günstigen Eindruck. Die ganz grünen Blüten des Tulpenbaumes und der Küchenschelle (Helleborus) werden meistens ganz übersehen. Auch gelbgrüne Blumen gibt es sehr wenige und sie werden, da eben das Auge an andere Gegensätze gewöhnt ist, trotz zierlicher Form nicht für schön gehalten, wie z. B. die Wolfsmilch. Blaugrün kommt so gut wie gar nicht vor und wirkt, wenn bei der Hortensia durch künstliche Färbung erreicht, nur als Kuriosität. Die weitverbreiteten gelben und blauen Blumen sind dagegen schon auf dem richtigen Abstand der Farbenskala; denn das Gelb ist beinahe immer ein kräftiges Goldgelb und die Blattfarbe in diesem Falle, zumal bei gelbblühenden Schmetterlingsblütigen, von tiefem Grün.

So fügt sich auch die Blumenwelt im allgemeinen der gegebenen Regel, wobei aber nicht zu vergessen ist, erstens: daß es sich eben nur um eine Regel handelt, von der Bastarde und Kunstprodukte eine Ausnahme machen. Dasselbe gilt ja auch für die Form. Die grellen Zinerarien, bei denen die Kultur die leuchtende Farbenfläche unbillig vergrößert hat, finde ich wenigstens durchaus nicht schön, ebensowenig wie die gelbe Azalia mollis, an der man im Frühling mehr Blüten als Blätter sieht, oder die modernen Ziersträucher von goldgelbem Blatt. Ebenso sind bekanntlich Sträuße, dicht gepreßt mit bunter Blüte an bunter Blüte, unschön und werden mit Recht bäuerisch genannt. In ihnen fehlt das in der Natur vermittelnde Grün infolge der aufdringlichen Häufung des Farbigen. Sie sind freilich auch noch aus einem anderen Grunde unschön, weil die Gestalt des Zweiges in seiner natürlichen Architektur nicht zur Geltung kommt. — Zweitens: was sich für Blumen schickt, schickt sich nicht für jede Übertragung. Bei der Bekleidung des Menschen z. B. muß nicht bloß auf die Harmonie der Kleiderfarben unter sich, sondern auch auf eine leidliche Übereinstimmung mit Gesichtsfarbe, Augen- und Haarfarbe geachtet werden. Von Grün kann man bei der Toilette überhaupt nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen, da es dem blaßgelblichen Teint der Stadtdamen zu nahe steht.

Digitized by Google

Trotzdem ist es, meine ich, im allgemeinen nicht zu verkennen, daß sich unser Geschmack nach der Gewohnheit gerichtet hat. Aber nicht bloß die Übereinstimmung mit dem Erfreulichen in der Natur, auch der Abscheu vor dem Fürchterlichen mag in manchen Fällen gewirkt haben. Zwar die Erregung des Gemüts durch das Rot, eine Erscheinung, die durch viele Erfahrungen aus der Tier- und Menschenwelt bestätigt wird, von der Wut des Stieres und des Truthahnes bis zur Liebhaberei der Revolutionäre für die rote Fahne, mag wohl mit der Blutfarbe zusammenhängen, ist aber mehr Kampflust als Abscheu. Sogar in Nervenanstalten hat man versucht, Vorteile von dieser spezifischen Reaktion zu erlangen. Abscheu wird mehr erweckt durch undurchsichtiges (ungesättigtes) Rot, wodurch das Blut allzu deutlich nachgeahmt wird, und durch allerlei Schmutzfarben, die eben an den Schmutz und den Kot erinnern und durch Beimischung von Grau zu den eigentlichen Farben erreicht werden.*) Das Grau aber hat sich schon seit langem den Titel des Scheußlichen zugezogen. Ich meine, aus solchen Beispielen sei deutlich zu erkennen, daß, wie sich unser Geschmack in seinen positiven Äußerungen, dem sogenannten Gefallen, nach der normalen Natur gerichtet haben muß, er in seinen negativen Äußerungen, dem Mißfallen, und in der äußersten Steigerung desselben, dem Ekel, sich nach den abnormen oder geradezu gefährlichen Naturerscheinungen orientiert haben wird. Die Instinkte lehren uns bekanntlich das Gesunde aufsuchen und das Gefährliche fliehen, ein Resultat, das vermutlich auf dem Wege der natürlichen Züchtung erlangt wurde. Gerade unser ästhetisches Empfinden ist aber in hohem Grade instinktiv, in seinem Ursprunge sogar ganz und gar, und nur zu Zeiten der höheren intellektuellen Entwicklung der Menschheit von Überlegungen und vom Beispiele beeinflußt. Nun ist das Welke von Natur mißfarbig, die natürlichen Entleerungen braun, wie das ungesunde Wasser leicht trübe. Warum? Ja, zum Teil aus demselben einfachen Grunde, warum der Schmutz eben schwarz ist. In einer Ansammlung vieler ungleichartiger, nicht zusammengehörender Teilchen von aller möglichen Färbung neutralisieren sich alle lebhaften Farbentöne und es resultiert ein dunkles Ungefärbtes, ein undefinierbares Braun oder sogar das Scheusal in der Farbenwelt, das Grau.

Allbekannt ist ja die Orientierung unseres Geruchs nach dem für die Gesundheit Zuträglichen. Aber auch für das Gesichtsorgan ist, obwohl nicht so in erster Linie, ein Gleiches wohl nachweisbar. Der blaugrüne Schimmel,

*) Man beachte überall die Variation der Farbe in drei Richtungen, was selbst in Lehrbüchern der Physik nicht immer deutlich dargestellt wird: 1. In der Richtung der Brechbarkeit oder des Farbentons; dem Rot ist hier der Purpur und das Orange benachbart. 2. In der Richtung der Reinheit; Zumischung von Grau; dem Rot ist hier das Ziegelrot benachbart, das schon Übergang zu einer Schmutzfarbe ist. 3. In der Richtung der Sättigung; Zumischung von Weiß oder Schwarz; dem Rot ist benachbart Fleischfarbig und andererseits Rotbraun. Allerdings ist die zweite Kategorie insofern mit der Zumischung von Weiß identisch, als Grau bei starker Beleuchtung selbst in Weiß übergeht. Trotzdem ist für unseren Zweck die zweite Kategorie aufrecht zu erhalten, da dieselbe für mittlere Beleuchtungsstärken Geltung hat. Bei sehr starkem Licht erscheint Ziegelrot allerdings als fleischfarbig.

Digitized by Google

der so übel kontrastiert zu dem Grün des frischen Krautes, spielt hierbei jedenfalls eine große Rolle.

So kann schon eine einzige Farbe Mißfallen erregen. Nicht bloß, daß das Gelbgrün und das Giftgrün schon an sich weniger beliebt sind als das Rot, sondern hauptsächlich gilt dies Verdikt natürlich für die Schmutzfarben. Sodann sind manche Farben unbeliebt an einem ganz bestimmten Ort, aber noch ganz unabhängig von dem Zusammenwirken mit anderen Farben, so z. B. eine blaue Speise, während als Servicefarbe das Blau bevorzugt ist, da von ihm alle Speisen sich in wohltuenden Kontrasten abheben.

Dann ist auch zu dem gleichen Zwecke des sogenannten Verschießens von gefärbten Geweben zu gedenken, wodurch freilich in der Hauptsache nur eine Farbe gebleicht, also der Gesamtfarbenton weniger gesättigt wird, und die weniger gesättigten Töne werden ja in Kontrast zu den gesättigteren aus schon angedeuteten Gründen im allgemeinen nicht als unschön empfunden. Aber es ist zu berücksichtigen, daß dadurch Nebenfarben und meist schon vorhandene, aber bedeckte Beschmutzung infolge der geschwächten Hauptfarbe mehr zur Geltung kommen, so daß doch eben im allgemeinen Farbennuancen in der spektralischen Richtung oder graue Töne erreicht werden, die disharmonisch oder an und für sich widerlich wirken.

Auch die Tatsache, daß die Zusammenstellung von Gelb und Rot im allgemeinen weniger beliebt ist als andere Zusammenstellungen von demselben Grade der Verwandtschaft, mag mit dem Umstande zusammenhängen, daß man dadurch an Blut mit Eiter erinnert wird. Kam durch solche Reminiszenzen das Gelb ein wenig in Mißkredit und zeigte sich das Rot mehr als Farbe der noch rohen Instinkte des Kindes*) und des Wilden und dient sie daher in der Kultur mehr wie die Mütze des Stationschefs, um Aufmerksamkeit zu erregen als um des Geschmackes willen, so ist das Blau die edle Farbe der Humanität. Sie erinnert an nichts Gewöhnliches und Gemeines. Keine unserer Speisen ist, wie schon gesagt, so gefärbt und man hätte daher der Kunstbutter keinen schwereren Schlag zufügen können, als ihr diese, wie einst im Reichstag aus agrarischer Malice vorgeschlagen wurde, für Nahrungsmittel unmögliche Farbe zu oktroyieren. Aber der Himmel und die fernen Gebirge, der klare Strom sind so gefärbt und so wurde das Blau natürlich die Farbe der Romantik, die nach der blauen Blume auf die Suche ging, und Ludwig II. von Bayern legte den höchsten Wert auf den Besitz eines Vogels von völlig blauem Gefieder. Fade wird aber das vornehme Blau, wenn es durch viel Weiß seine Sättigung verliert, und die derbe Müllerstochter zieht wenigstens das Grün, das dem blühenden Teint des Jägers so prächtig zu Gesicht steht, dem bestaubten Blaugrau des Gesellen ihres Vaters bei weitem vor. Das Violett ist in Substanz zu wenig verbreitet, um eine große volkstümliche Rolle zu spielen. Nur von alten Damen wird es als noch leidlich farbige Halbtrauer bevorzugt. Aber der Purpur, der sich schon wieder dem Rot nähert, beherrscht die Welt.

*) Hierfür hat Frau Gnauck-Kühne ein treffendes Beispiel als Gradmesser der Bildung von Fabrikarbeiterinnen angeführt (Arbeiterinnenfrage. 1905).

Digitized by Google

Heinrich Hansjakob.

Von B. Brentano.

Kräftig und imposant erhebt sich auf quadratischem Unterbau der achteckige Turm des Freiburger Münsters, um sich als schlanke, rotleuchtende Pyramide von herrlicher durchbrochener Steinarbeit dem Himmel entgegenzurecken und den Wanderer, von welcher Seite er sich der Stadt auch nähern mag, weit über das fruchtbare Dreisamtal hinweg willkommen zu heißen. Hat der Ankömmling dann, diesem lockenden Gruße folgeleistend, die alte Hauptstadt des Breisgaues betreten und vom Bahnhofe her ein paar moderne Vorstadtgassen durchschritten, von dem leisen Rauschen der Dreisam, die in offenen Rinnen die Straßen durchströmt, begleitet, so sieht er sich nach kurzer Zeit auf dem Franziskanerplatz und bleibt wohl, angeheimelt durch die poesievolle altertümliche Umgebung, ein Weilchen in stiller Betrachtung stehen. An dem Sandsteinbild des „Schwarzen Berthold" vorbei fliegt sein Blick zum schönen gotischen Turm der St. Martinskirche hinauf, schweift dann zur Seite zu den Fresken des alten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Rathauses, schleicht sich in dessen stillen, wie im Märchenschlaf liegenden Hof, in dem das Brünnlein an grünumsponnener Mauer so geheimnisvoll von vergangenen Zeiten murmelt, und wendet sich schließlich dem friedlichen Pfarrhause dort hinter der Kirche zu, das ihn mit blitzenden, weinumrankten Fenstern freundlich zu grüßen scheint. Jetzt tritt ein hochgewachsener alter Herr aus dem Hause, um rüstigen Schrittes über den menschenleeren Platz zu schreiten und in einem der schmalen Nebengäßchen zu verschwinden. Nach dem großen Hut mit breiter, geschwungener Krempe, der das volle Gesicht mit den scharfblickenden, von einer Brille beschützten Augen und dichten Brauen, der derben Nase, dem energischen und doch gutmütigen Munde und dem kräftigen Kinn beschattet, könnte man ihn für einen Künstler halten, — doch das priesterliche Gewand läßt in ihm den Geistlichen erkennen. Alles in allem eine Erscheinung, die Sympathie und Interesse erweckt und zu der Frage veranlaßt: „Wer ist der Mann?" — Die Antwort lautet: „Hansjakob ist's, der Stadtpfarrer zu St. Martin!" Und nur wenige Frager wird es geben, denen diese Antwort ein leerer Klang wäre, ist doch Hansjakob, der Volksdichter, weit über die Grenzen seines Pfarrsprengels, weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt und hat sich doch schon mancher seiner Leser zuweilen gewünscht, ihn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Nur noch wenige Wochen und Heinrich Hansjakob feiert seinen 70. Geburtstag, — an Körper wohl leider schon seit Jahren von mancherlei

Digitized by Google

Plagen heimgesucht, an Geist und Wesen aber noch ganz der, der er immer war, der „echte Haslacher", wie er selbst ihn in seinen Kindheits- und Heimatserinnerungen gezeichnet hat: „Jeder Haslacher hat, wenn ich trivial reden soll, ein böses Maul, aber ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges Herz." Und er, der nach seiner eigenen Aussage der Ansicht ist, „daß das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen es verdiente, aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden", da das Wirken und Kämpfen jeder Menschenseele einen wertvollen Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte bilde, wird wohl gestatten, daß wir auf sein bisheriges Leben und Wirken, das sich von dem eines „armseligsten Menschen" doch recht merklich abhebt, einen kurzen Rückblick werfen.

Am 19. August 1837 als Sohn eines Bäckermeisters in dem idyllischen alten Schwarzwaldstädtchen Haslach an der Kinzig geboren, wuchs Heinrich Hansjakob als echtes Kind des Volkes unter Handwerksleuten und Bauern auf und lernte schon als Knabe manches Original kennen, das ihm zu seinen späteren Veröffentlichungen Modell stehen mußte. An seiner Heimat und allem, was zu ihr Bezug hat, hängt er mit geradezu schwärmerischer Liebe, die sich fast in jedem Wort seiner Jugenderinnerungen *) sowie in den meisten seiner andern Werke verrät. Das liebliche Kinzigtal mit seinen üppigen Matten, dem klaren Bergfluß und dem von stolzen Tannen und Buchen gekrönten Bergkranz, das gemütliche alte Städtchen mit dem „silbernen" Kirchturm, dem Rathaus am Marktplatz und dem „ehrwürdigen" Straßenpflaster stehen unauslöschlich in seinem Gedächtnis und werden immer wieder gern aufgesucht, während den Menschen, die „unter dem Schutze des silbernen Kirchturmes in den Häusern, an den Straßen und Bächen der Heimat" gewohnt haben, auch nach ihrem Tode ein sicheres Plätzchen in seinem Herzen erhalten bleibt. Neben den Eltern — dem tüchtigen und kreuzbraven Bäcker und späteren Gastwirt und seiner heiteren, fleißigen Gattin — steht an erster Stelle die Großmutter mütterlicherseits, die Hansjakob „so recht eigentlich die irdische Muttergottes" nennen möchte und die jede Liebkosung und jedes Geschenk mit dem freundlichen Mahnruf begleitete: „Büble, sei au brav!" um dem Enkel dann von dem längst verstorbenen Großvater, der sich vom armen Hausierer zum wohlhabenden Kaufmann heraufgearbeitet hatte, als Muster der Bravheit zu erzählen. Des „Büble" Sinn aber stand mehr als nach diesen Erzählungen nach Großmutters „Schnitztrog" voll gedörrten Obstes, in den er zum Schluß einen Griff tun durfte. — Für die Schwestern, „drei zank- und denunziationssüchtige, rechthaberische kleine Weibsbilder", hatte der Knabe keine besondere Sympathie, umso größer war seine Freundschaft für die alte „Lenebas", eine Großtante, die seiner Jugend ein „heiliger, lebendiger Schutzengel" war und ihn in ihrer schlichten Frömmigkeit zu Gottesfurcht und Gotteserkenntnis anleitete. Sehr nahe standen seinem Herzen auch die Dienstboten im Vaterhause: Hugo, der Knecht, der ihn die Liebe zu den Tieren lehrte, Sepp, der Bäckerjunge und Vorleser der herrlichsten Rittergeschichten, und Luitgarde, die Magd, die ihn im Stiefelputzen und Kleiderbürsten unterwies. Dann kamen die Nachbarn an

*) Aus meiner Jugendzeit. Heidelberg, Weiß, 1880.

Digitized by Google

die Reihe, unter denen es „eine solche Fülle von Individualität und Originalität“ gab, daß der Knabe sich unbewußt angezogen fühlte, lange bevor er sich ein Urteil über die einzelnen Charaktere bilden konnte. Auch an gleichalterigen Kameraden, an „Mitseligen im Kinderhimmel“, fehlte es dem Sohne des angesehenen Bäckermeisters natürlich nicht. Viele von ihnen leben noch als Grundbesitzer oder Werkstätteninhaber im alten Heimatsstädtchen, und ihrer aller gedenkt der greise Stadtpfarrer zu St. Martin in treuem, von leiser Wehmut durchzogenem Erinnern als der Zeugen seines Kinderglücks, zu dessen Erhöhung alles und jedes — „von Gottes Sonne herab bis zum Wurm im Staube“ — beitragen mußte. In fröhlichen Spielen, die durch manche althergebrachte Festsitte der Haslacher besonderen Reiz erhielten, schwand die Kinderzeit dahin, so wolkenlos sonnig, daß der kleine Heinrich die erwachsenen Leute nicht begreifen konnte, die an trüben Winter- oder Regentagen erleichtert aufatmeten, wenn das Ende des „trübseligen Tages“ herbeigekommen war. Für ihn gab es keine trübseligen Tage: die ausgiebigen Prügelstrafen in Haus und Schule — denn „ohne Prügel ist es unmöglich, einen geborenen, echten Haslacher zu erziehen“ — wurden als etwas Selbstverständliches mit Resignation ertragen und auch der Schatten, den das Stillsitzen in der Schule in das bisher so ungebundene Knabendasein warf, wich schnell vor dem Sonnenglanz all der interessanten Erlebnisse in Feld und Wald, auf der Gasse, im Taubenschlag oder auf dem väterlichen Heuboden. — Wenn Hansjakob auf seine Kindererinnerungen zu sprechen kommt, geht ihm das Herz auf. Jede Kleinigkeit ist ihm im Gedächtnis geblieben und wird mit Liebe und leiser Wehmut wiedererzählt, wobei er sich keine Gelegenheit entgehen läßt, um in seinem bekannten Haß gegen alle Errungenschaften der Kultur die Kinder von heute zu bedauern, die mit Spielsachen überschüttet, mit Schularbeiten überbürdet werden und seiner Meinung nach weder so glücklich noch so gesund sein können wie die wilde Schar der Haslacher Buben, die sich ihr armseliges Spielzeug selbst fabrizierten oder erbettelten, dafür aber frei durch Feld und Flur streifen, Kühe hüten, Äpfel stehlen, Vogelfang betreiben durften.

„Ich schwärme für meine Knabenjahre“, erklärt er, „und es vergeht kein Tag, ohne daß ich an dieselben zurückdenke. Mit unwiderstehlicher Macht aber überwältigt mich dieses Denken, so oft ich in die Heimat komme, wo Natur und Menschen, Häuser und Steine mir verkünden, daß in ihnen einst alle meine Gedanken und Empfindungen aufgingen in den freudigseligen Tagen der Kindheit und daß in dieser kleinen Welt mein irdisch Paradies gestanden ist.“ (Aus meiner Jugendzeit, S. 286.)

Die Pforten dieses Paradieses schlossen sich mit dem „weißen Sonntag“ 1851, dem Tage der ersten hl. Kommunion, „den der Herr für die armen Kinder gemacht hat zur ausschließlichen Freude für sie, ehe der Jugendhimmel sich ganz verschließt und die Welt ihre kalten Fangarme nach ihnen ausstreckt“. Wenige Tage darauf erfolgte der Austritt aus der Schule und aufjauchzend in törichter Freude legten der „Beckephilipple“, wie Hansjakob nach seinem Vater im Städtchen genannt wurde, und seine Altersgenossen die Kinderzeit zu Grabe, um nur allzubald zu erfahren, „daß die Erde außerhalb des Paradieses Dornen und Disteln trägt“. — Die meisten der Kameraden

Digitized by Google

kamen zu Haslacher Handwerkern in die Lehre und wußten bald von Mühe und Arbeit in der Werkstatt zu erzählen. Auch Hansjakob wurde Lehrling in der Backstube seines Vaters und hatte „Hunderte von Halbbatzenlaibchen und Vierpfündern nach der Gewichtstaxe zu normieren", fand diese Arbeit aber durchaus nicht nach seinem Geschmack und stieß dem älteren Lehrbuben gegenüber oft den Stoßseufzer aus: „Wenn i no a mal wißt, was i wäre muaß, denn das Bache isch mir in der Säl' z'wider!" Auch die Eltern waren über die Zukunft ihres Ältesten noch im unklaren, da der Vater das Bäckergewerbe ein lumpiges Handwerk nannte und dem Sohne gern ein besseres gegönnt hätte.

Als zehnjähriger Knabe war Hansjakob auf einige Monate nach Freiburg zu Verwandten gegeben worden, da die Großmutter für ihn eine bessere Bildung wünschte, als in der Haslacher Volksschule zu erwerben war; doch das Heimweh des Knaben und seine geringen Fortschritte in der Schule hatten die Eltern veranlaßt, ihn bald wieder nach Hause zu nehmen. Jetzt erinnerte sich der junge Bäckerlehrling der Studenten, die er in Freiburg gesehen hatte, ihrer bunten Kappen und der mächtigen Bierkrüge, hinter denen sie in den Wirtshäusern gesessen hatten, und es stieg der Wunsch in ihm auf, auch so ein Student zu werden. Zunächst vertraute er sich der Großmtuter an, die dem Plane sofort zustimmte und den Enkel schon als Geistlichen vor sich sah, denn „studieren und Geistlicher werden war damals in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen identisch". Die Mutter wurde eingeweiht und bald hatten die beiden Frauen den Vater so weit gebracht, daß er versprach, in nächster Zeit den Oberlehrer um Rat zu fragen und dessen Meinung über Heinrichs Fähigkeiten als ausschlaggebend zu betrachten. Diese Meinung lautete kurz und bündig: der Bub' sei zum Studieren zu dumm! Die Mutter aber ließ nicht mehr nach; nun sollte der Vater den Kaplan bitten, dem Knaben lateinischen Unterricht zu erteilen, dann mußte es sich ja herausstellen, ob das Urteil des Oberlehrers begründet war oder nicht. Der Kaplan, ein freundlicher junger Mann, der sich bald seines Schülers Liebe und Vertrauen zu sichern wußte, war gern zum Unterrichten bereit; der Vetter Fruchthändler mußte die nötigen Bücher aus Offenburg mitbringen und der „Beckephilipple" verkündete stolz jedem, der ihm in die Nähe kam: „Ich derf jez schtudiere!"

In allerliebster Detailmalerei schildert Hansjakob in dem zweiten Teil seiner Jugenderinnerungen *) die Stunden, die er beim Kaplan zugebracht, lernend oder, wenn sein Lehrer nicht gleich Zeit für ihn hatte, auf dem Balkon des Pfarrhauses liegend und in Gottes weite Welt hineinträumend. „Stolz wie ein König auf seines Schlosses Zinnen stund ich jeweils auf meinem Balkon, denn unten zog die Grabengasse hin und auf ihr wandelten Haslacher, jung und alt. Wenn sie nun zu mir aufschauten, meinte ich, jedermann müsse mich beneiden um mein Latein und mein Studium." Damals ahnte er nicht, daß dieses selbe Latein ihm noch bittere Tränen auspressen sollte.

*) Aus meiner Studienzeit. Heidelberg, Weiß, 1884.

Digitized by Google

Die Vorbereitungen fürs Gymnasium, damals Lyzeum genannt, waren beendet und nach längerem Schwanken entschieden die Eltern sich, ihren Heinrich nach Rastatt zu schicken, wo er bei einem Jugendfreunde des Vaters, dem Schuhmacher Braun, wohnen sollte. Leichten Herzens verließ der angehende Student das Vaterhaus, den verehrten Lehrer und die tannengrünen Berge der Heimat, um in Begleitung der Mutter der Fremde zuzueilen. Am 1. Oktober 1852 fand die Aufnahmeprüfung, die nur in einer schriftlichen Lateinaufgabe bestand, statt und — Hansjakob war Unterquartaner des Rastatter Lyzeums. Sein anfänglicher Jubel über diesen Erfolg verwandelte sich schnell genug in herben Kummer, als er schon nach wenigen Tagen erkannte, wie ungenügend seine Vorbildung in allen Fächern außer dem Lateinischen war, und als er sich von den Mitschülern auslachen, von den Lehrern verspotten und schlecht behandeln lassen mußte. Manch bitteres, aber berechtigtes Wort über die Herzlosigkeit der Professoren gegen den verschüchterten, von Heimweh geplagten Bauernknaben, der es trotz eifrigen Lernens keinem recht machen konnte, entströmt der Feder Hansjakobs, wenn er von jenen ersten Studienjahren erzählt; mit umso größerer Verehrung und Dankbarkeit gedenkt er der Lehrer, die durch Milde und Gerechtigkeit ihm die Qual der Schulstunden zu mildern verstanden. Zu seinen Freunden und Vertrauten, bei denen er das Heimweh vergaß, hatte er gleich nach seiner Ankunft die Schusterbuben seines Hausherrn erwählt; allmählich befreundete er sich dann auch mit einigen Schulkameraden, die jedoch keinen günstigen Einfluß auf ihn ausübten und ihn öfter als notwendig zu einem Gang ins Wirtshaus verleiteten. So bildete er sich früh zum Kneipgenie aus und holte sich sogar in den ersten Sommerferien daheim, als der Vater schwerkrank darniederlag, einmal einen solchen Rausch, daß die empörte Großmutter ihn den jüngeren Geschwistern als „Lump und Schandpfahl der Familie" vorstellte. Auch das Rauchen gewöhnte er sich früh an und betrieb es so unsinnig, daß sich bald hochgradige Nervosität und Schlaflosigkeit einstellten. „So sündigt die Jugend auf ihre Gesundheit und das Alter muß die Sünden büßen!" ruft Hansjakob wehmütig aus, „heut wäre Rauchen mein Tod und Bier kann ich seit vielen Jahren keinen Tropfen mehr trinken". Damals sei das Bier aber auch noch echter altgermanischer Stoff gewesen und nicht so „heillos fabriziert" wie jetzt. „Wenn heute ein gesunder Mann vier Vierteln von dem Höllengebräu trinkt, wie es dermalen im Reich vielfach gemacht wird, so ist er berauscht — vom Gift. Deswegen würde ich im Reichstag unter allen Umständen gegen das Trunksuchtsgesetz stimmen, solange nicht das Reichsgesundheitsamt für menschliches Bier gesorgt hat". (Aus meiner Studienzeit, S. 115.) Einige Seiten weiter kommt er wieder auf den edlen Gerstensaft zu sprechen und erklärt ihn für das Lebenselement der Süddeutschen, aus dem ihre Gemütlichkeit entspringe. „Wenn man uns Süddeutschen das Bier nähme, dann würden bei uns die Reichsschwärmer, die Poeten, die Komponisten, die gemäßigten Bürger und die Landtagsabgeordneten aussterben, es gäbe bei uns dann lauter Menschen ohne Gemüt und mit purem Verstand. Dann würden wir denken, philosophieren, schweigen und rechnen. Unser Herz würde vergletschert und unsere Zunge würde hart reden wie Stein . . . Der Süddeutsche ist vom Bier so viel

Digitized by Google

abhängig, daß er selbst Rattengift zu sich nimmt, wenn es nur den Namen ‚Bier' trägt".

Im Dezember 1857 fanden sich alle die alten Haslacher Spielgenossen bei der Rekrutenaushebung in Wolfach wieder. Die meisten waren schon als Handwerksburschen draußen in der Welt gewesen und hatten den Kampf ums Dasein in dieser oder jener Gestalt kennen gelernt; „welch ein Riesenunterschied zwischen den Freuden des Kindes am ersten Kommuniontage und den Rekrutenfreuden! Und doch liegen nur sechs flüchtige Jahre dazwischen." Hansjakob wurde wegen großer Kurzsichtigkeit für bleibend untauglich erklärt. Dieses Übel hinderte ihn auch zwei Jahr später, als während des französisch-österreichischen Krieges Baden mobil machte und das Regiment Benedek in Rastatt Offiziersaspiranten annahm, bei den Österreichern einzutreten, für deren Wesen und Uniform er viel Sympathie hatte. „Was mich mit allen Österreichern ganz besonders verband, war die Harmonie des gleichen leichten Sinnes, der in hohem Grade dem austrischen Wesen eigen ist und den man bei den Österreichern deutscher Zunge überall, selbst in der Politik, nachweisen kann. Ich hätte jedenfalls das Zeug zu einem echten Österreicher gehabt!" (A. a. O. S. 159.)

Trotz des lustigen Studentenlebens ging es nach den ersten schwierigen Jahren in der Schule immer besser und besser vorwärts, denn das langwierige Leiden des Vaters und die der Familie daraus erwachsenden pekuniären Sorgen ließen den Jüngling den festen Vorsatz fassen: „Du mußt in der Schule etwas leisten und darfst keine Schulden machen!" Als Dritter unter fünfzehn Glücklichen bestand Hansjakob 1859 die Matura, ohne sich noch für einen bestimmten Beruf entschlossen zu haben. Mutter und Großmutter hatten zwar nicht den Wunsch, wohl aber die Hoffnung, ihn als Geistlichen zu sehen, aufgegeben, und jeder, dem er auf die Frage der Berufswahl antwortete: „Ich werde Pfarrer!" nahm das als schlechten Witz auf. Und gerade dieser allgemeine Zweifel wars, was ihn in einer Art von Trotz bewog, sich nun wirklich dem theologischen Studium zu widmen. Ein zweiter Grund war der Wunsch, der Mutter, die seit des Vaters Erkrankung nichts als Leid und Sorgen zu tragen hatte, eine Freude zu machen. Höhere, religiöse Gründe bestanden nicht, denn mit der Religion des lebensfrohen Studenten sah es schlimm aus, wenn er auch — dank den Samenkörnlein, die die „Lenebas" in das Kinderherz gesät hatte, — nie aufgehört hatte zu beten.

So suchte Hansjakob denn um Aufnahme ins erzbischöfliche Konvikt zu Freiburg an und ward gegen geringes Entgelt in die Zahl der Konviktoren eingeschrieben. Doch schon die ersten Tage im Konvikt ließen ihn seinen Entschluß bereuen. Der plötzliche Übergang von ungebundener Freiheit zum Zwange des streng geregelten Anstaltslebens, die geistlichen Exerzitien, die gleich am ersten Tage unter Leitung des berühmten Kapuzinerpaters Florentini begannen, das frühe Aufstehen, das fortwährende Beisammensein mit nicht immer sympathischen Kollegen — „das waren lauter Dinge, die mit meinem seitherigen Tun und Treiben im schreiendsten Widerspruch stunden," erklärt Hansjakob (a. a. O. S. 218); „wenn ich einen Grund finden soll, warum ich das alles, wenn auch unter Anwendung aller meiner Willenskraft, mitmachte, so war es abermals ein gewisser Eigensinn. Ich wollte nicht aus-

Digitized by Google

gelacht werden, daß ich so bald meinem Vorhaben untreu geworden wäre." Aber obgleich ihm das Konviktleben an und für sich verhaßt war und blieb, erkennt er gern dessen Lichtseiten an, zu denen vor allem das geregelte Studium gehöre. „In solch einem Konvikt wird derart zum Studium angehalten, daß es oft mehr dem sogenannten ‚Ochsen' sich nähert."

Hansjakob hatte sich auf der Universität als studiosus theologiae et philologiae immatrikulieren lassen und besuchte die Vorlesungen mit Eifer und Genuß. Da der Studienplan für Theologen genau vorgeschrieben war, hatte er im ersten Semester Kirchengeschichte, Einleitung in die Schriften des Alten Testamentes, Exegese der Apostelgeschichte, Erklärung der Psalmen und Enzyklopädie der Theologie zu hören. Die liebsten und interessantesten unter diesen Vorlesungen waren ihm die des „Exegesen-Maier", des damaligen Dekans der Fakultät, Dr. Adalbert Maier, denn was der „sprach und erklärte, war die Logik und Klarheit selbst". Zu seinen sonstigen Lieblingsprofessoren gehörten der berühmte Konvertit und Historiker Gfrörer und der Philologe Baumstark, dessen Vorlesungen über „Literatur der griechischen Poesie" dem für das klassische Altertum schwärmenden Jüngling besonders zusagten. Nur schwer aber konnte er sich mit den monotonen und unverständlichen Vorträgen des Hofrats Sengler über „praktische Philosophie" abfinden. „Ich wurde ein mittlerer Dreißiger, bis ich wieder einmal versuchte, Philosophie zu studieren," gesteht der Verfasser der „Studienzeit" offen, „aber jetzt erst als Fünfziger treibe ich diese ebenso oft mißbrauchte als mißverstandene Wissenschaft mit klarem Erkennen und Verstehen. Philosophie, deutsche, moderne, sollte jeder gebildete Christenmensch bis ans Ende seines Lebens studieren und verfolgen. Sie wäre ihm der lichteste Beweis von der Wahrheit des Christentums. Wenn man liest, wie diese Herren Philosophen mit der Stange im Nebel herumfahren und, wenn sie das Christentum niedergerissen zu haben glauben, doch immer wieder zu demselben zurückkehren, wenn sie etwas Vernünftiges behaupten wollen, so freut man sich doppelt seines christlichen Glaubens."

Bezeichnend für Hansjakobs damalige Sinnesart und ein Beweis seines ehrlichen, offenen Charakters ist die folgende Episode: Dem Konviktsdirektor, dem späteren Bischof Kübel, war hinterbracht worden, daß der einstige Rastatter Lyzeist seinen eigenen Äußerungen nach gar keinen Glauben habe. Vom Direktor hierüber befragt, erklärte Hansjakob die Meldung für wahr und fügte hinzu, er habe geglaubt, das Konvikt sei nicht nur dazu da, um fromme, religiös wohl unterrichtete Studenten aufzunehmen, sondern auch glaubensarme und religiös schlecht unterrichtete, zu denen er eben gehöre; er könne dem Direktor aber das feierliche Versprechen geben, daß er nicht heucheln werde. Er wolle nur das zweite Jahr der Theologie, die Dogmatik, abwarten und wenn er dann nicht zum Glauben käme, die Anstalt unbedingt verlassen. Der Direktor wußte diese Offenheit zu schätzen und zeigte von diesem Tage an ein besonderes Wohlwollen für den jungen Zweifler, dem er es oft genug anmerkte, wie ihn der Gedanke an den Austritt aus dem Konvikt verfolgte, zumal als der Frühling kam und der an das freie Herumstreifen in Gottes schöner Natur Gewöhnte verstimmt und melancholisch im engen Konviktgarten umherwandelte.

Digitized by Google

Im Wintersemester 1860/61 begannen für Hansjakob die Vorlesungen über katholische Dogmatik von Professor Wörter. Ruhig, einfach und klar, alle Phrasen vermeidend, trug dieser Theologe die Dogmatik vor, und nachdem Hansjakob ihm zwei Semester zugehört hatte, war er ein überzeugungsvoller, positiv gläubiger Mensch geworden. Jetzt erst kam ihm die richtige Vorstellung von der Person des Heilands, vom Erlösungswerk und von den Sakramenten und zum erstenmal in seinem Leben konnte er mit vollem Verständnis beichten und kommunizieren. Nun wurde ihm das Priestertum zum Ideal und sein sanguinisches Temperament riß ihn zu wahrer Schwärmerei für seinen zukünftigen Beruf hin; das Konviktleben wurde von ihm zwar auch jetzt noch drückend empfunden, aber als notwendiger Übergang geduldig ertragen.

Großen Genuß bereiteten ihm die originellen und klassisch populären Vorlesungen über christliche Pädagogik von Alban Stolz, der in seiner urwüchsigen Eigenart mit dem Hansjakob der späteren Jahre soviel Gemeinsames hat. Ist es nicht, als spreche Hansjakob von sich selbst, wenn er sagt: „Alban Stolz hatte viele Feinde, weil er zu jenen Menschen gehörte, die stets sagen und schreiben, wie sie denken. Wer aber das Glück gehabt hat, diesen Mann näher kennen zu lernen und in seine kindliche Seele zu schauen, der wird ihn lieben und verehren von ganzem Herzen!" Und wie er die Werke seines einstigen Lehrers all denen empfiehlt, die „den inneren Alban Stolz in seiner ganzen Religiosität und Poesie" bewundern und als Schriftsteller von Gottes Gnaden erkennen wollen, so empfehlen heute seine eigenen Verehrer die Hansjakobschen Schriften als einen Schatz, in dem die vielen köstlichen Eigenschaften und Eigenarten des Verfassers als helle Edelsteine erstrahlen.

Unter eifrigem Studium, das zu Zeiten ohne jede Rücksicht auf die Gesundheit betrieben wurde, gingen die Universitätsjahre zu Ende und frohen Herzens verließ der junge Theologe zu Anfang August 1862 das Konvikt, um nach kurzem Aufenthalt in der Heimatsstadt hinaufzuziehen in den Schwarzwald, ins Priesterseminar der Diözese Freiburg, das in der stattlichen ehemaligen Benediktinerabtei St. Peter untergebracht ist. Anfänglich lehnte sich sein Freiheitsgefühl stärker noch als im Konvikt gegen die klösterliche Lebensweise und vor allem gegen den Mangel an Bewegung im Freien auf, doch allmählich fand er Gefallen an der Ruhe und Abgeschiedenheit, die zu dem elegischen Grundton in seinem Charakter paßten und ihn nach seinem eigenen Geständnis heute noch anziehen, während er sich nie mehr entschließen könnte, ins Konvikt zurückzukehren.

Am 6. August 1863 fand in Gegenwart der überglücklichen Mutter und der schon in den Siebzigern stehenden Großmutter, die die Reise nach St. Peter nicht gescheut hatten, die Priesterweihe statt und am 9. desselben Monats feierte der lange blasse Neupriester die erste heilige Messe in der heimatlichen Pfarrkirche. „Wenn ich je wieder auf die Welt und zum Priestertum käme," meint Hansjakob, „so würde ich ganz gewiß nie mehr meine Primiz öffentlich und in der Heimat abhalten. Denn eine solche Feier ist mit so vielen Äußerlichkeiten verbunden, daß ein junger Mensch am Tag selbst nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Man ist ein wahres Schlachtopfer der Freude seiner Verwandten und des eigenen Hochgefühls seiner neuen

Digitized by Google

Würde. Wenn ich an jene Tage zurückdenke, so fühle ich am besten, wie kindlich und kindisch eigentlich noch ein Mensch von 25 Jahren ist, selbst wenn er zwölf Jahre studiert hat."

Noch einmal kehrte Hansjakob auf einige Wochen — diesmal als Gast des Direktors Kübel — ins Freiburger Konvikt zurück, um sich auf das philologische Staatsexamen vorzubereiten, das er im November 1863 in Karlsruhe als vierter unter zwölf Kandidaten bestand. Nach dreimonatlichem Urlaub, den er zur Kräftigung seiner Gesundheit nehmen mußte, begann dann seine „Praxis in Kirche, Schule und Welt": er trat eine Lehrstelle am Gymnasium zu Donaueschingen an, die er bereits im nächsten Jahr mit der eines Vorstandes der höheren Bürgerschule in Waldshut vertauschte. Hier gab er zum erstenmal seiner Neigung zur Schriftstellerei ernstlicher nach, nachdem er schon im Konvikt satirische Artikel für eine Kneipzeitung geliefert und sich damit manch schwere Feindschaft zugezogen hatte. Er veröffentlichte eine Schrift über „Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald",*) die wegen ihres katholischen Inhalts das Mißfallen des Ministers Jolly erregte und des Verfassers Degradierung zum untersten Lehrer der Anstalt zur Folge hatte, worauf Hansjakob um seine Entlassung ansuchte. Eine andere Arbeit aus derselben Zeit, die historische Abhandlung „Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit ihrer Stadt",**) trug ihm die Doktorwürde bei der philosophischen Fakultät in Tübingen ein. Außer einigen weiteren historischen Broschüren entstand damals auch ein heute vergessenes Schriftchen gegen den Impfzwang, gegen den Hansjakob auch in seinen sonstigen Werken bei jeder Gelegenheit wettert, indem er die Hoffnung ausspricht, es werde noch die Zeit kommen, „in der man allgemein darüber lachen wird, daß es eine Periode gab, welche von jedem Deutschen, wenn er irgendwie Vater und Mutter verließ und in der Welt sich umsehen mußte, einen Impfschein verlangte".

Im November 1869 wurde Hansjakob zum Pfarrer von Hagnau am Bodensee ernannt, doch bevor er diese Stelle antrat, mußte er im Mai 1870 ins — Gefängnis wandern; eine Rede, die er in einer katholischen Volksversammlung gehalten und in der er sich allzu freimütig über den badischen Kulturkampf und den Minister Jolly geäußert hatte, war mit der Verurteilung zu einmonatlicher Festungshaft beantwortet worden. In dem humoristisch geschriebenen Büchlein „Auf der Festung. Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen",***) schildert Hansjakob seine Gefühle und kleinen Erlebnisse während der Haftzeit, die er in Rastatt verbrachte und die ihn zu „bessern" nicht imstande war, wie sich bald zeigen sollte: als Abgeordneter des badischen Landtages, in den er 1871 von den Bauern des unteren Kinzigtales gewählt worden war, berichtete er im Mai 1872 in einer Volksversammlung über seine Tätigkeit in der Kammer. Hierbei soll er —

*) Erschienen bei Zimmermann in Waldshut (1867) und bei Herder in Freiburg (1896).

**) Zürich, Wörl, 1867.

***) Mainz, Kirchheim, 1870.

Digitized by Google

er selbst bestreitet es energisch — zwei staatliche Beamte beleidigt haben. Die Folge war eine abermalige Verurteilung, diesmal zu sechswöchentlicher Gefängnisstrafe, die in Radolfzell verbüßt werden mußte. Auch diese Gefangenschaft gab ihm Anlaß zu einem neuen Buch, in dem aber der Humor hinter der Bitterkeit verschwindet, mit der ihn das Gefühl, ungerechter Weise verurteilt zu sein, erfüllte. Es ist erst kürzlich eine Neuauflage des Werkes erschienen*) und in der Vorrede dazu erklärt sich Hansjakob selbst „nicht wenig erstaunt über den verbitterten und bissigen Ton, der darin herrscht". Um seine Gefängniserinnerungen zu verstehen, habe er zurückdenken müssen „an jene wilde Zeit des schärfsten Kulturkampfes, in welchem auf beiden Seiten mit der größten Erbitterung gestritten wurde". Er habe sich seine damals stürmische Jugendkraft, an die der alte müde Mann kaum mehr glauben könne, vergegenwärtigen müssen, um zu begreifen, wie er das alles habe niederschreiben können. Der Leser aber begreift es recht gut, wenn er von den Ungerechtigkeiten hört, denen der Gefangene während jener Wochen ausgesetzt war: andere Häftlinge durften ohne Schwierigkeiten Besuche empfangen, — der „ultramontane Streithahn" nur ganz ausnahmsweise; andere Häftlinge wurden auf einige Tage in die Heimat beurlaubt, wenn sie zwingende Gründe anführen konnten, — der Pfarrer von Hagnau durfte nicht heim, um den zur Firmung in das Dorf kommenden Bischof zu begrüßen; sein Gesuch um diese Beurlaubung wurde ebenso kurz und bündig abgewiesen wie ein anderes um die Erlaubnis, quälender nervöser Kopfschmerzen wegen im Freien spazieren und ein paarmal wöchentlich im See baden zu dürfen; seine Briefe mußten eine Zensur passieren und wurden zuweilen wegen lächerlicher Kleinigkeiten nicht befördert. Aber Hansjakobs heiterer Sinn half ihm auch über jene Zeit hinüber und mitten in seinen Ausfällen gegen den Liberalismus, diesen „Totengräber jeder Nation", in boshaften Bemerkungen über die moderne Kultur, die ihm die Zerstörerin von Poesie und guten Sitten ist, tiefsinnigen Betrachtungen über Religion, Geschichte, Literatur blitzt auch in diesem Buche der erquickende, etwas polternde Humor auf, ohne den er eben nicht der rechte Hansjakob wäre.

Bald nach Abbüßung der Haft veröffentlichte Hansjakob unter dem Pseudonym Hans am See einige politisch-religiöse Flugschriften gegen den Liberalismus, deren scharfer Ton noch die Verbitterung verrät, in die die Hetzereien und Verfolgungen der Gegner ihn versetzt hatten; dann folgten mehrere Reisebeschreibungen als Früchte der genußreichen Reisen, die in den Jahren 1874—1879 das ländlich einsame Leben in Hagnau unterbrachen und deren Schilderungen den Leser nicht nur mit den bereisten Ländern, sondern auch mit der Geschichte einzelner Ortschaften und ihrer Bewohner bekannt machen, da historische Untersuchungen zu Hansjakobs Liebhabereien gehören. Besondern Reiz erhalten diese wie alle spätern Reiseschilderungen dadurch, daß der Verfasser nicht nur als objektiver Berichterstatter auftritt, sondern in amüsantester Weise immer wieder auf sich selbst und die eigenen Erlebnisse zu sprechen kommt, daneben aber auch jede interessante Begegnung,

*) Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. Stuttgart, Bonz, 1907; in erster Auflage erschienen bei Kirchheim in Mainz, 1873.

Digitized by Google

jedes Zusammentreffen mit einem Original — und zum Entdecken und Beschreiben von Originalen hat er, wie jedes einzelne seiner Werke verrät, eine besondere Befähigung — einer Schilderung würdigt. Daß diese oft bis ins kleinste Detail gehenden Schilderungen niemals ermüden oder langweilen, liegt an der prächtigen, zwanglos natürlichen und witzigen Art des Erzählers, die den zuweilen recht holperigen Stil völlig vergessen läßt. — Weniger ausführlich als über seine großen Reisen durch Frankreich, Italien und die Niederlande berichtet Hansjakob über einige Kreuz- und Querzüge durch Deutschland und Österreich, das er dreimal — 1869, 1886 und 1900 — besucht hat und von dem er am eingehendsten im zweiten Bande der „Dürren Blätter“*), einer Sammlung von Aufsätzen verschiedener Art, plaudert. Mit Dankbarkeit gedenkt er hier des freundlichen Empfanges, der ihm in dem „Klosterpalast“ Mölk zuteil geworden; unvergeßlich sind ihm die Stunden, die er dort verleben durfte, wie ein Fürst in einem prächtigen Salon mit wunderbarer Fernsicht wohnend. An Dürnstein, Göttweih, Traismauer und Tulln vorbei ging es dann auf der Donau hinab nach Klosterneuburg, „der Königin unter den reichen Stiften Österreichs“; doch konnte der Reisende sich nicht entschließen, die Augustiner-Chorherrn aufzusuchen, weil er immer gehört habe, „sie seien gar vornehme Herren“, und mit solchen habe er nicht gerne zu tun. — In Wien verbrachte er sechs Tage, Kirchen und Museen besuchend, die neuen Monumentalbauten, unter denen er das Reichsratsgebäude dem Rathause vorzieht, bewundernd und des Abends im Prater das Volksleben, das ihn immer und überall anzieht, beobachtend. In Wien lernte er auch den bekannten Satiriker Sebastian Brunner kennen, der bei den Dominikanern wohnte. Hansjakob hatte bei seiner ersten Anfrage erfahren, der Herr Prälat weile grade in der Sommerfrische, komme aber öfters in die Stadt. Zwei Tage später klopfte es mächtig an die Tür seines Hotelzimmers und auf sein „Wer da“? rief draußen eine tiefe Baßstimme: „Sind Sie der Hansjakob?“ — „Jawohl!“ — „Dann bin ich der Sebastian Brunner!“ Im nächsten Augenblick standen sich zwei Männer gegenüber, in deren Wesensart sich manches Verwandte entdecken läßt und die daher schnell Gefallen aneinander fanden; gehörte doch auch Brunner „zu den immer rarer werdenden Männern, die von der Leber wegreden und in allem das Kind beim rechten Namen nennen, ob dieser Name gefällt oder mißfällt, beliebt macht oder nicht“. (Dürre Blätter II., 272.) — Den Beschluß der Rundreise durch Österreich machten Brünn und Prag, das Hansjakob an Schönheit der Lage und der Stadt selbst hoch über Heidelberg stellt.

Viele Jahre hindurch fehlen die Reisebeschreibungen in der langen Liste der Schriften Hansjakobs, 1902 aber erschien „Verlassene Wege“**), Tagebuchblätter über eine im Sommer 1900 unternommene Wagenfahrt durch den Schwarzwald. Die Wahl des Titels erklärt der Verfasser damit, daß er auf Landstraßen reiste, die jetzt, seit die Eisenbahn die Gegend durchziehe, einsam und verlassen daliegen. Da er, um der Unruhe der Wirtshäuser

*) Heidelberg, Weiß, 1889.

**) Stuttgart, Bonz, 1902.

Digitized by Google

aus dem Wege zu gehen, häufig bei ihm befreundeten Pfarrern Einkehr hielt, weiß er in dem Buche viel von den Geistlichen jenes Gebietes zu erzählen; außerdem spricht er gerade hier so ziemlich über alles und jedes: über Volkstrachten, -sitten und -mundarten, über die gute alte und die böse neue Zeit mit ihren Fehlern und Vorzügen, über Natur und Poesie, Religion und Menschenherz, Industrie, Börsengeschäfte, Militärverhältnisse — und nicht zu vergessen: über die „Wibervölker" und ihre geistige Untergeordnetheit; trifft er einmal ein weibliches Wesen, das ihm einfach und natürlich entgegenkommt, keine Neugier verrät, Tüchtiges zu leisten imstande ist, so erkennt er mit einem gewissen Staunen diese Eigenschaften an, versäumt aber nicht, dem Geschlecht im allgemeinen einen boshaften Hieb zu versetzen, jedoch in einer Art und Weise, daß ihm sicherlich keine seiner zahlreichen Leserinnen deswegen grollt. — In dasselbe Jahre fiel auch die dritte Reise nach Österreich, die hauptsächlich Kremsmünster und St. Florian galt und in dem Buch „Letzte Fahrten"*) beschrieben ist. Hansjakob vertieft sich hier in die geschichtliche Vergangenheit dieser Stifte, die ihm durch Größe und Reichtum gewaltig imponieren, berührt ferner in freimütigster Weise die kirchlichen und politischen Verhältnisse Österreichs, die Sprachenfrage, die Los von Rom-Bewegung u. a. Das Buch klingt in Wehmut aus: der sonst so heitere Verfasser sagt sich, daß dies wohl seine letzte Eisenbahnfahrt gewesen, — die nächste große Reise werde ihn in die Ewigkeit führen, und je eher er sie antreten dürfe, umso lieber werde es ihm sein.

Wie die vielen Reisen, die zum Teil gesundheitshalber unternommen werden mußten, für angenehme Abwechslung im Leben Hansjakobs sorgten, so trugen die politischen Verhältnisse und seine Teilnahme daran auch nach den Haftstrafen in unerquicklicher Weise dazu bei, sein Dasein vor Einförmigkeit zu bewahren. Ein Tagebuch meist politischen Inhalts,**) das vom 14. November 1877 bis zum 6. Mai 1878 reicht, weiß genug davon zu erzählen. Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses hatten Hansjakob nach Karlsruhe gerufen; auf der Tagesordnung stand das Examengesetz für die katholischen Geistlichen, von denen der Staat seit dem Jahre 1867 die Maturitätsprüfung forderte, während die Kirchenbehörde ihnen verbot, sich dieser Prüfung zu unterziehen. Um dem daraus entstandenen Priestermangel abzuhelfen und in Erwägung des Umstandes, daß die Kirche schon viel wichtigere Zugeständnisse habe machen müssen, trat Hansjakob in einer Rede vom 25. Jänner 1878 für Nachgeben und Versöhnung ein. Dadurch hatte er sich von seiner Partei getrennt und wurde nun von ihr als Abtrünniger behandelt. Die Verunglimpfungen und Verdächtigungen, mit denen seine bisherigen Parteigenossen ihn verfolgten, schmerzten ihn umso tiefer, als er sich bewußt war, nur das Beste gewollt zu haben. — Nach dem stillen, weltfernen Hagnau zurückgekehrt, ruht er von den Stürmen des Kampfes aus, dessen Nachhall in Zeitungsartikeln und Flugschriften zu ihm dringt, ohne ihn aufzuregen. Wieder sind es Tagebuchblätter, die uns von seinen Erlebnissen, und diesmal

*) Ebd., 1902.

**) In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Heidelberg, Weiß, 1878.

Digitized by Google

vor allem von seinem Fühlen und Denken Nachricht geben und die er ein Jahrzehnt später im zweiten Bande der bereits erwähnten „Dürren Blätter" der Öffentlichkeit übergab. „Fest entschlossen, einmal die Welt und den Gang der Dinge in Deutschland aus der Vogelperspektive anzuschauen", fühlte er sich so „agitationsmüde", daß — er nicht einmal mehr für eine Agitation gegen den Impfzwang zu gewinnen war, zu der ein Gegner desselben ihn bewegen wollte! Er überließ sich ganz der auf seine angegriffenen Nerven wohltätig einwirkenden Ruhe des Landlebens, bei schönem Wetter weite Spaziergänge in die Umgegend unternehmend, an Regentagen vom Fenster aus auf den Bodensee hinausträumend, den Umgang mit „gebildeten oder sogenannten gescheiten Leuten" als aufregend meidend, dafür aber gerne zu gemütlichem Geplauder mit den Leuten seines Dorfes bereit; ein Gespräch mit dem Bäcker, Müller, Schreiner des Ortes oder dem im Walde getroffenen Maulwurfsfänger konnte ihm für einen ganzen Abend Stoff zum Nachdenken und Träumen liefern, wenn sein Kopf- und Augenleiden Lesen oder Schreiben unmöglich machte. Leise, fast wohltuende Melancholie durchzieht diese Tagebuchblätter und gibt den gedanken- und gemütvollen Betrachtungen über die kleinen Vorkommnisse des Alltagslebens einen eigenen Reiz.

Im Jahre 1880 erschien der erste Teil der mehrfach zitierten Erinnerungen aus der Jugendzeit, die, was Poesie und Humor betrifft, zu den besten Werken Hansjakobs gezählt werden müssen; der zweite Teil folgte erst vier Jahre später. In der Zwischenzeit war Hansjakob, der 1881 aus dem badischen Landtage ausgetreten war, als Schriftsteller insofern nicht müßig, als er den vertraulichen Umgang mit seinen Pfarrkindern dazu benutzte, Material für zukünftige Arbeiten zu sammeln.

Der August 1884 brachte Hansjakob die Berufung auf seine jetzige Stelle, die Stadtpfarre zu St. Martin in Freiburg. Trotz des größeren amtlichen Wirkungskreises und des zunehmenden Nervenleidens, das zu Zeiten in Angstgefühl und Zwangsvorstellungen ausartete und ihn im Winter 1894 bewog, einen dreimonatlichen Aufenthalt in der Nervenanstalt Illenau zu nehmen*), ruhte seine Feder hier weniger als je. Zu den bisher gepflegten Gebieten der Schriftstellerei gesellten sich drei neue: die Dorferzählung, der historische Roman und die Theologie, welch letztere durch eine achtbändige Predigtensammlung vertreten ist. In den meisten dieser Kanzelreden, die in origineller Weise unter Beibehaltung des Bibeltextes der Gegenwart angepaßt sind, zeigt sich Hansjakob als echter Volksprediger, der seine Zuhörer kennt und auf sie zu wirken weiß.

Nach wie vor lieferte jedes Erlebnis Stoff zu Aufzeichnungen in Tagebuchform**), jede Familienerinnerung Gelegenheit zu gemütvollen Rückblicken auf die Herkunft der Eltern und Großeltern***), jede wichtigere Frage, die

*) Vgl. „Aus kranken Tagen." Heidelberg, Weiß, 1894.

**) „Im Paradies," Ebd., 1897. — „Abendläuten." Stuttgart, Bonz, 1899. — „In der Karthause," Ebd., 1900.

***) „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin." Ebd., 1898. — „Meine Madonna." Ebd., 1903.

Digitized by Google

die Allgemeinheit bewegte, Anlaß zu Flugschriften*), in denen der alte Kampfgeist sich oft noch recht bemerkbar regt, und jeder Aufenthalt an historischer Stätte Grund zu geschichtlichen Untersuchungen.**) So gut ihm diese bisweilen gelingen, so wenig ist der historische Roman das richtige Feld für Hansjakobs Schriftstellertalent. Dem „Leutnant von Hasle“***) und dem „steinernen Mann von Hasle“†) kann trotz mancher gelungenen Partien nur ein mittelmäßiger literarischer Wert zugestanden werden. Übrigens sagt der Verfasser selbst in der Einleitung zum „Leutnant“, er nenne sein Werk nur „Erzählung“ und nicht „Roman“, da ihm eine Kunstleistung, wie ein solcher es sei, fernstehe.

Hansjakobs ureigentlichstes Gebiet — das, auf dem er, ohne es zugeben zu wollen, ein Dichter und Künstler ist, dem er sich verhältnismäßig spät zugewendet hat und das dennoch am meisten dazu beigetragen hat, ihm einen weitverbreiteten Leserkreis zu verschaffen, — ist die Dorfgeschichte und die Charakterskizze aus dem Bauernleben. Die hierher gehörenden Werke „Wilde Kirschen“ (Heidelberg, Weiß, 1888), „Schneeballen“ (Ebd., 1892/93), „Bauernblut“ (Ebd., 1896), „Waldleute“ (Stuttgart, Bonz, 1897) und „Erzbauern“ (Ebd., 1898), Sammlungen kürzerer Erzählungen und Skizzen, übertreffen an Beobachtungsgabe, Charakterisierungskunst, Darstellungskraft und gesunder Einfachheit nicht nur alles, was Hansjakob sonst geschrieben, sondern auch die Werke der meisten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete. Während von diesen die einen das Denken und Handeln des Dorfbewohners idealisieren, die andern übertrieben realistisch darstellen, diese nur die Licht-, jene nur die Schattenseiten des Bauernlebens schildern, finden wir in Hansjakobs Schriften Idealismus und Realismus in erfreulicher Weise vereinigt: er zeichnet seine Leute genau so wie sie sind, streng nach der Natur, ohne etwas zu verschweigen oder zu beschönigen, — sind doch all seine Gestalten nicht erfunden, sondern haben, wie er des öfteren betont, gelebt und geleibt so wie er sie darstellt; aber er hat die beneidenswerte Gabe, daß ihn vor allem solche Charaktere anziehen, an denen das Licht den Schatten verdrängt, und daß er den immerhin vorhandenen Fehlern einen humoristischen Anstrich zu verleihen versteht. Seine heiße Liebe zu dem Volke, aus dem er hervorgegangen, macht es ihm möglich, alles, was er von ihm zu erzählen weiß, mit leise verklärendem Schimmer zu umgeben, ohne dabei je unwahr zu werden.

Wie in all seinen Werken tritt auch in den Dorfskizzen des Verfassers eigene Persönlichkeit nie ganz in den Hintergrund, — dazu ist sie viel zu scharf ausgeprägt. Immer wieder wird der Gang der Erzählung oder der Schilderung durch subjektive Betrachtungen, die oft vom Hundertsten ins Tausendste gehen, und durch satirische oder bitterböse Angriffe gegen alles, was dem Schreiber

*) „Rede über Einführung religiöser Orden in Baden“. Freiburg, Herder, 1889. — „Der Sozialdemokrat kommt!“ Ebd., 1891. — „Der Kapuziner kommt.“ Ebd., 1902.

**) „St. Martin als Kloster und Pfarrei.“ Ebd., 1890. — „Der schwarze Berthold.“ Ebd., 1891.

***) Heidelberg, Weiß, 1895.

†) Stuttgart, Bonz, 1897.

Digitized by Google

„in der Säl' z'wider" ist, unterbrochen. Aber die „Schlenkerer", wie er selbst diese Abschweifungen nennt, gehören nun einmal so sehr zu seiner Schreibweise, daß man ein Buch Hansjakobs ohne sie sich gar nicht vorstellen kann — und auch gar nicht wünscht. Auch die sonstigen Stilunebenheiten, die ihm vorgeworfen werden und die er selbst gern zugibt, — häufige Wiederholungen, Widersprüche, Mißachtung jeder Kunstform, grammatische Schnitzer — vergißt der Leser bald über der künstlerischen Wirkung des Ganzen. Hansjakob selbst protzt gern ein wenig mit seinem „bäuerischen Stil" und meint, die Hauptsache sei doch, daß man verstehe, was er sagen will, und das sei bisher noch immer der Fall gewesen.

Unter den vielen Geistlichen, die sich in hervorragender Weise mit dem Schreiben von Volkserzählungen befaßt haben, war Hansjakob lange der einzige katholische. Umso befremdlicher ist es, daß er in katholischen Kreisen viel später anerkannt wurde als in protestantischen, in denen er schon seit vielen Jahren zahlreiche Verehrer und — trotz seiner Nichtachtung der „Wibervölker", die übrigens in den letzten Jahren etwas geschwunden zu sein scheint, — Verehrerinnen zählt. Hoffentlich wird die billige Volksausgabe seiner Erzählungen, die gegenwärtig bei Bonz in Stuttgart erscheint, das Ihre dazu beitragen, ihm nah und fern stets neue Freunde zu verschaffen.

Hansjakobs in den „Letzten Fahrten" ausgesprochene Vermutung, daß die nächste Reise wohl zur Ewigkeit führen werde, hat sich Gottlob nicht erfüllt: drei stattliche Bände aus den letzten Jahren — „Sommerfahrten"*), „Alpenrosen mit Dornen"**) und „Sonnige Tage"***) — berichten im alten Ton von einigen weiteren Reisen, unter denen der Ausflug „ins Land, in dem die Alpen im Schneefeld glühen und die Rosen auf Felsen blühen, in dem die Wasser rauschen und die Hirten jauchzen, ins Land der Telle und Winkelriede — ins schöne, freie Schweizerland" am genußreichsten gewesen zu sein scheint. Eine Eigentümlichkeit Hansjakobs, die man an ihm nicht missen möchte, sind die originellen, bald lustigen, bald wehmütigen Geleitworte, die er seinen Büchern mitgibt und in denen er gewöhnlich erklärt, was ihn zum Schreiben des Buches veranlaßt und wie er zu dem Titel gekommen. So heißt es im Vorwort zu den „Alpenrosen": „Die echten und rechten Alpenrosen, deren mein Geschreibsel nicht würdig ist, haben bekanntlich keine Dornen, wohl aber meine unechten. Die Dornen sind die ‚Schlenkerer' und die spitzigen Vergleiche und Anspielungen, die ich in dem Buche mache und die Freund und Feind bisweilen stechen, ritzen und reizen werden." Er kennt sich gut, der alte Stadtpfarrer von St. Martin! Das beweist er auch in dem Nachruf, den er die Leser seiner „Karthause" zu sprechen bittet, falls das Buch sein letztes sein sollte: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe! Aber er war im Grunde genommen ein törichter, närrischer Mann; er ist meist gegen den Strom geschwommen, hat stets seine eigene Meinung und eine Haslacher Zunge gehabt; er hat allezeit geschrieben und geredet, wie es ihm ums Herz war; er konnte nicht schmeicheln und nicht

*) Stuttgart, Bonz, 1904.
**) Ebd., 1905.
***) Ebd., 1906.

Digitized by Google

kriechen. Solche Leute passen aber nicht in diese Welt. Möge es diesem kuriosen Heiligen darum in einer andern Welt besser ergehen!" Er hat diesem verfrühten „Nachruf" zuzufügen vergessen: „Er hatte ein naives, kindliches Gemüt trotz aller scheinbaren Rauheit, ein echtes Dichterherz und einen immer wieder durchbrechenden heiteren Sinn." Zur Freude aller, die den „kuriosen Heiligen" ins Herz geschlossen haben, — und derer sind nicht wenige, — erwies er sich in jenen Zeilen wieder als schlechter Prophet: wenn die Nerven auch oft rebellieren, ihn zu zeitweiliger Untätigkeit zwingen und ihm einen Teil seines knorrigen und knurrigen Humors rauben und wenn der Ruf nach dem Sensenmann in seiner Seele auch immer lauter ertönt und in seinen Werken nachhallt, so blickt er doch immer noch mit denselben muntern, herzergründenden und herzerfreuenden Augen ins Leben und der „wilde Waisenknabe", wie er seinen Drang zum Schriftstellern nennt, wird ihm — so Gott will — noch manchmal die Feder in die Hand drücken.

Bitte.

Von Severin Mair.

Herr, Gott, zu dem ich bete,
Ich bitte dich nur eins,
Nur um ein bißchen warmen
Und hellen Sonnenscheins!

Daß, wenn in trüben Tagen
Umdunkelt sich die Welt,
Doch nur ein kleiner Schimmer
In meine Stube fällt.

Daß, wenn in rauhen Stürmen
Mein armes Herz sich härmt,
Doch nur ein Hauch von Milde
Den kalten Busen wärmt.

Ich brauche, Herr, nicht Schätze,
Nicht Gold und Edelstein,
Ich brauche nur ein bißchen,
Ein bißchen Sonnenschein.

Und trübt sich einst mein Auge,
Wird meine Wange fahl,
Schick' mir, o Herr, noch einen,
Noch einen Sonnenstrahl!

Digitized by Google

Über die kathol.-literarische Gesellschaft „Vlast“ in Böhmen.

Von Philipp Johann Konečný.

An der Neubelebung und kulturellen Entwicklung des böhmischen Volkes arbeiteten in der ersten Zeit alle Faktoren Hand in Hand. Der katholische Klerus war die beste Stütze der weltlichen Führer, als den ihn Palacký oft und nachdrücklich rühmte. Um die nötige Einheit der Intelligenz zu wahren, legten sich die Laien die größte Vorsicht inbetreff ihrer sittlich-religiösen Äußerungen auf. Von Jungmann, dem großen böhmischen Philologen, ist bekannt, daß seine „Zápisky“, in welchen voltairesche Ansichten niedergelegt sind, erst nach seinem Tode gedruckt wurden, um den Klerus, die Konservativen und den Adel von der nationalen Einheit nicht abzustoßen. Der bekannte Laie und Dichter F. Lad. Čelakovský übertrug die Schrift des hl. Augustinus „De civitate Dei“ ins Böhmische, nicht des Buchhändlerhonorares wegen, sondern weil diese Schrift des hl. Kirchenlehrers mit den persönlichen Gesinnungen des Dichters übereinstimmte. Es wird deshalb diese erste Periode der neubelebten böhmischen Literatur „die jungfräuliche“ genannt.

Aber bald sollte es anders werden. Schon in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts schoß der Liberalismus in der böhmischen Intelligenz in die Halme und als der päpstliche »Syllabus errorum« veröffentlicht und später die Unfehlbarkeit des Papstes definiert wurde, da wurde in Zeitungen wie „Národní Listy“ und in Zeitschriften so stark zum Alarm geblasen und auf die hussitische Vergangenheit des böhmischen Volkes so nachdrücklich hingewiesen, daß auch solche böhmische Priester, die ihr ganzes Leben im Dienste der nationalen Einheit gestanden und große Opfer an Geld und Zeit für das Vaterland gebracht hatten, persönlich gegen die neue antikirchliche Strömung auftreten mußten, wie der Vyšehrader Propst Štulc, oder andere dagegen zu kämpfen veranlaßten, wie der Budweiser Bischof Jirsík den Theologie-Professor Dr. Lenz, späteren Vyšehrader Propst und Amtsnachfolger Šulcs. Da der Kampf immer hitziger wurde, war der Klerus gezwungen, sich im „Čech“ eine selbständige politische Zeitung zu gründen, womit die bisherige „Einheit“ auch äußerlich aufgegeben war.

Damit war aber für das katholische Volk nicht viel getan: die böhmischen Zeitschriften waren ja auch fast alle mehr oder weniger im antikirchlichen Geiste gehalten und wir brauchten notwendig eine katholische Zeitschrift zur Belehrung des Volkes und zur Verteidigung der katholischen Sache. Das Wagnis der Herausgabe einer solchen nahm ein kränklicher junger Geistlicher auf sich, der bis jetzt nicht einmal als Schriftsteller in der Öffentlichkeit bekannt war: Thomas Škrdle.

Digitized by Google

Trotz aller Schwierigkeiten führte Škrdle den Gedanken aus, einen Verein und eine Vereinszeitschrift zu gründen, deren Name „Vlast“ (Vaterland) war. Die erste Vollversammlung des neuen Vereins bestand aus etwa 20 Mitgliedern. Bald darauf, im Oktober 1884, erschien die erste Nummer der „Vlast“. Zum ersten Präses des Vereines wurde Peter Kopal, Chefredakteur des „Cech“, gewählt.

Was für einen Eindruck diese Tatsache im gegnerischen Lager hervorrief, hat vor einiger Zeit ein guter Kenner in „Naše Listy“ folgendermaßen geschildert: „Wo immer bei uns ein Gegner der katholischen Kirche war, mochte er nun Jungtscheche, Sozialist, Freimaurer oder Fortschrittler heißen, alle wurden höchst unangenehm überrascht, als die „Vlast“ ins Leben trat. Nehmen wir nur die gegnerischen Zeitschriften aus jener Zeit zur Hand, so begegnen wir überall Artikeln, die über und gegen die „Vlast“ geschrieben waren. So verschiedenartig ihre feindliche Stellungnahme war, in einem Punkte waren sie alle einstimmig: diese klerikale Aktion darf nicht unterschätzt werden; sie wird dem Volke (sollte wohl heißen: dem Liberalismus) gefährlich werden.“ Und sie haben sich nicht geirrt: der ungläubige, kirchenfeindliche Liberalismus erhielt in der „Vlast“ einen abgesagten Gegner, der viel zur Aufklärung und Scheidung der Geister beigetragen hat.

Aber kehren wir nochmals zur Gründung der „Vlast“ zurück! Škrdle mußte vor allem für die Gesellschaft Mitglieder sammeln und er tat dies unermüdlich. In acht Jahren bereiste er fast ganz Böhmen und Mähren und sammelte unter dem böhmischen Klerus zahlreiche Mitglieder. Im Jahre 1890 gewann er deren so viele, daß sich eine Einnahme von über 4800 Kronen ergab. Ganze Vikariate traten bei, indem sich die einzelnen Mitglieder verbindlich machten, in 10 Jahren 100 Kronen für die „Vlast“ beizusteuern und außerdem die Zeitschrift zu abonnieren; andere wieder unterstützten das Unternehmen, indem sie jährlich 4 Kronen als Beitrittsgebühr entrichteten; dafür erhielten alle diese Mitglieder die Zeitschrift um 2 Kronen jährlich billiger. Im Jahre 1889 und in den folgenden fünf Jahren erreichte die „Vlast“ den Höhepunkt ihrer Entwicklung, und zwar nicht nur bei der Zeitschrift, die jährlich zwölf starke Oktavhefte brachte, sondern auch im Vereine selbst.

Bis zu dem genannten Jahre war der Ausschuß zumeist aus Angehörigen des Weltklerus zusammengesetzt, ausgenommen den zweiten Präses, Mergel, der dem Kreuzherrenorden angehörte; die Zeitschrift selbst war mehr belletristisch als apologetisch. Allmählich trat darin eine Änderung ein. Der Regularklerus beteiligte sich nun stärker an den Ausschußwahlen; der neue Präses Th. Dr. Rudolf Horský, damals noch Kaplan in Dunětice bei Prag, widmete sich ganz und gar dem Unternehmen und brachte in die Ausschußsitzungen neues, reges Leben, das sich in der Vereinsentwicklung nach verschiedenen Richtungen sowie in der Vervollkommnung der Zeitschrift kundgab. Über Anregung des Jesuiten P. Jos. Svoboda wurde bei der „Vlast“ der „Historický kroužek“ zur Erforschung der Kirchen- und Landesgeschichte Böhmens gegründet; zumal die sogenannte „Katholische Reformation“ Böhmens und der „Hussitismus“ sollten eingehend studiert und von den antikatholischen Geschichtslügen gesäubert werden. Zu diesem Zwecke wurden

Digitized by Google

für den „Historický kroužek" selbständige Statuten ausgearbeitet und der „Kroužek" als eine Sektion der „Vlast" mit selbständigem Ausschuß und einer Jahresdotation aus der Vereinskassa versehen, was bis heute besteht.*) Zahlreiche Geschichtslügen und Entstellungen wurden durch die fleißigen „Kroužekmänner" beleuchtet und richtiggestellt, zumal die reformatorische Missionsarbeit der Jesuiten in Böhmen und Mähren.

Im Jahre 1889 wurde bei der Zeitschrit „Vlast" eine wissenschaftliche Beilage eingeführt, und zwar so, daß jeder Nummer der „Vlast" ein Extrabogen beigelegt und auf demselben ein beliebiges Thema gründlich behandelt werden sollte. Es sollten aus dieser Beilage mit der Zeit Ergänzungsbroschüren entstehen, in welchen wichtige Tagesfragen in gediegenen Monographien behandelt würden, ähnlich den Ergänzungsheften der „Stimmen aus Maria Laach". Als erste Arbeit erschien darin meine Studie: „Wie schreibt Professor Dr. Masaryk von katholischem Glauben und Wissen?" Diese Einführung gewann dem „Vlast" viele neue Mitglieder und Abonnenten.

Um diese Zeit bildeten sich im Schoße der Gesellschaft eine pädagogische und eine soziale Sektion.

Die erstere hatte zum Obmanne Franz Pohunek, der sich als Kritiker in der „Vlast" einen geachteten Namen erworben hatte. Diese Sektion sollte gegen die Bestrebungen der liberalen und realistisch-fortschrittlichen Lehrerschaft Front machen und die christliche Schule verteidigen. Sie wirkte in beiden Richtungen mit Vorträgen und gediegenen Aufsätzen in der Vereinsschrift „Vychovatel". Auch diese Sektion hatte einen selbständigen Ausschuß und ein eigenes Organ und bekam jährlich von der „Vlast" eine entsprechende Dotation. Später löste sich zwar die Sektion auf, aber an ihre Stelle trat der Verein der böhmischen Katecheten, welcher beim „Vychovatel" eine katechetische Beilage schuf, die den Katecheten Emanuel Zák zum Redakteur gewann. Auch die böhmischen Lehrer aus den Laienkreisen haben sich um die „Vlast" gruppiert und ihre „Jednota" gegründet, die von der Gesellschaft moralisch und materiell unterstützt wird. Diese „Jednota" wirkt in dem Sinne der erwähnten pädagogischen Sektion und hat zu ihrem Organ eben den „Vychovatel", neben dem sie auch eine Sammlung („Vzdelavací četba") von kleinen Schriften zur Belehrung und Erhaltung der christlichen Schule und Familie in mehreren Heftchen jährlich herausgibt. Nicht unerwähnt bleibe auch die Mitwirkung der „Vlast" bei der Gründung des Vereines der „Freunde der christlichen Schule", welchem es schließlich gelungen ist, die Schulbrüder des hl. Johannes de la Salle nach Bubenč bei Prag in ein eigenes Haus zu bringen, wo sie mit Hilfe der genannten Schulfreunde nun eine ersprießliche Tätigkeit entwickeln und bereits eine gut besuchte Volksschule und ein Pensionat mit mehreren Kursen haben, zu welchen noch eine Knabenbürgerschule und ein Pädagogium hinzukommen dürften.

---

*) Über diese Sektion vgl. den Aufsatz „Der ‚historische Cirkel' in Prag" im Allg. Literaturblatt, I. (1892), S. 266 f. u. 300 ff.

Digitized by Google

Wie überall, so hat auch in Böhmen der antichristliche Sozialismus, Demokratismus und Anarchismus unter der verhetzten Arbeiterklasse Verbreitung gefunden. Nicht einmal der nationale Gedanke, der im böhmischen Volke so stark und mächtig wirkt, daß mit ihm alle Parteien rechnen müssen, wurde von den böhmischen Sozialdemokraten respektiert. „Zář Červánky“ und „Právo lidu“ beschimpfen nicht nur den Klerus Tag für Tag in der unflätigsten Weise; sie entstellen auch die Lehren der Kirche und kämpfen systematisch gegen das Christentum und gegen jede Religion überhaupt mit den giftigsten Waffen. Ihre „Bibliothek der Ketzer“ sagt schon mit dem bloßen Titel genug! Gegen diese Gefahr wurde bei der „Vlast“ die soziale Sektion gegründet und der Leitung Dr. Horský's und Thomas Jirouseks anvertraut. Die soziale Zeitung entstand nach und nach. Zuerst schrieben einzelne Mitglieder Artikel für die Sonntags-Beilage des „Čech“; dann konstituierte sich ein Ausschuß, der ein eigenes Organ, „Dělnické Listy“, später „Naše Listy“ genannt, gründete, das jede Woche einmal erschien; auch eine Dotation wurde ihnen seitens des „Vlast“ gewährt. Als Hauptredakteure sind Dr. Horský und Jirousek tätig, die das Blatt in vorzüglicher Weise leiten. Die Hauptaufgabe der sozialen Sektion bestand darin, eine kräftige Organisation unter den christlichen Arbeitern ins Leben zu rufen, was durch Vorträge — deren schon über 500 gehalten wurden —, Kurse, Abhandlungen und Gründung von Zweigvereinen im ganzen Lande erreicht werden sollte. Daß diese Aufgabe zum großen Teile gelungen ist, verdankt man dem unermüdlichen Fleiße der beiden Führer, die als gesuchte Redner überall weckend eingriffen und nach und nach eine starke katholische (christlich-soziale) Partei ins Leben riefen.

Alle diese verschiedenen Sektionen haben ihre selbständige Organisation, ihre eigene Presse und Aktionsdotation, gehören aber zur Gesellschaft „Vlast“ wie die Kinder zur Mutter, müssen vom Ausschuß der Gesellschaft ein Mitglied in ihren Ausschuß aufnehmen und in der jährlichen Vollversammlung der „Vlast“ durch Delegierte öffentlich von ihrer Wirksamkeit, den Empfängen und Einnahmen Rechenschaft ablegen. Der Präses der ganzen Gesellschaft ist auch das Haupt der einzelnen Sektionen, der Kassier der Gesellschaft hat die Oberaufsicht über die Geldgebarung der Sektionen; sonst aber werden die Sektionen in ihrem freien Wirken gemäß ihren Statuten von dem Genossenschafts-Präsidium nicht gemeistert: überall herrscht Freiheit und Einigkeit.

Nebst all dieser vielfältigen Sektionswirksamkeit wurde aber der Zeitschrift „Vlast“ die größte Aufmerksamkeit und Arbeit zugewendet, und zwar nicht ohne Erfolg. Der apologetische Teil gewann in der Zeitschrift bald die Oberhand. Ihre Artikel betreffen die verschiedensten Wissenszweige, zeigen aber durchgehend die Tendenz, die christlichen Ideen zu propagieren. Die Gegner ignorierten diese Arbeiten keineswegs. Man kann sagen, daß vielleicht gegen keine katholische Revue so lange, von so vielen Seiten und mit solcher Vehemenz gekämpft wurde wie gegen die „Vlast“. — Eine Bücherkommission hat die Aufgabe, ein Verzeichnis lesenswerter Publikationen zusammenzustellen, zum Teile bereits erfüllt. Eine Gelegenheit, gegen die „Vlast“ feindlich vorzugehen, ergab sich, als Dr. Hromádko in Wien einige

Digitized by Google

Stichproben aus den Werken des gefeierten Schriftstellers Joh. Neruda in der „Vlast“ wegen ihrer Gemeinheit (wider den Papst Pius IX., wider St. Ignatius von Loyola usw.) brandmarkte. Sofort wurde eine Proklamation der Schriftsteller Böhmens gegen die „klerikale“ Zeitschrift verfaßt und die Öffentlichkeit so gegen die „Vlast“ eingenommen, daß Škrdle von den Stadtvätern aus der Gemeinde Žižkaberg verwiesen wurde; die Gesellschaftslokalitäten wurden von dem Hauseigentümer sofort gekündigt und bevor noch die Übersiedlung bewerkstelligt werden konnte, demonstrierte „die Gasse“ durch Steinwürfe und Hanbarufe.

Mit großer Wehmut spricht Škrdle darüber. Er sagt: „Ich gründete zwei St. Vinzenz von Paul-Konferenzen am Žižkaberg, gründete unentgeltliche Suppenanstalten für die Armen, in denen täglich 150 Portionen an Bedürftige verabreicht werden konnten, und dafür wurde mir der soeben beschriebene Steinlohn zuteil; ich mußte wie ein Verbrecher vom Žižkaberge wegziehen, von dem Žižkaberge, dem ich nur Gutes getan, — am Žižkaberge, wo der ganze Pöbel Prags seine Schlupfwinkel hat, dort durfte ich nicht wohnen!“ Škrdle wurde im Dominikanerkloster in der Altstadt liebreich aufgenommen. Trotz all dieser Schwierigkeiten entwickelte sich das Werk immer mehr und mehr. Einzelne der Zeitschriften wiesen über 4000 Abonnenten auf; neue, wirkliche und unterstützende Mitglieder traten zahlreich bei. Auch der „Fond für katholische Schriftsteller“, der begabte Talente in ihren Studien, verdiente Autoren in Krankheitsfällen zu unterstützen hat, entwickelte sich hoffnungsvoll, und da alle Genossenschaftsorgane und -Sektionen finanziell prosperierten, faßte man den Gedanken, ein eigenes Heim zu erwerben. Dies ist denn auch geschehen; der Verein besitzt heute eine Vereins-Buchdruckerei, ohne daß dadurch ein Stillstand in der wissenschaftlichen Entwicklung, im literarischen oder Vereinsleben eingetreten wäre. Das beweist die weitere rasche Gründung der Preß-Liga, die die erste unter allen ähnlichen Unternehmungen Österreichs ist und den Zweck hat, sachliche Widerlegung der gegen die katholische Kirche in Österreich gerichteten Preßlügen zu bieten und Geistlichen wie Laien, welche in ihrer Ehre angegriffen werden, Rat und unentgeltliche Rechtsvertretung zu gewähren. Auch für die Arbeiter leistet die soziale Sektion Vorzügliches durch Stellenvermittlung.

Die literarische Sektion referiert über neue Werke, widerlegt in der „Vlast“ falsche Ansichten und widmet ihre Aufmerksamkeit verschiedenen literarischen Begebnissen. In ihren Sitzungen tragen die Mitglieder Referate, die einer Diskussion unterzogen werden, vor und erweitern so die Kenntnisse der andern und der Leser, wenn solche Referate in der „Vlast“ oder „Naše Listy“ gedruckt erscheinen. Über Anregung des Pfarrers Hálek wurde in jüngster Zeit die größte Aufmerksamkeit den „Bahnmissionen“ gewidmet, im Vorjahre wurden von denselben mehr als 160 Mädchen, die nach Wien zogen, um sich einen Dienstposten zu schaffen, mit Rat und Tat unterstützt.

Seit zwei Jahren wird auch eine periodische Sammlung von apologetischen Schriften, „Obrana viry“ genannt, zu 1 K jährlich, herausgegeben, in welchen der Protestantismus und der Hussitismus sachlich und volkstümlich beleuchtet werden. Es ist dies ein Unternehmen, welches nicht genug gewürdigt werden kann. Einzelne Publikationen wurden sogar

Digitized by Google

von der liberalen Presse den „profanen" Broschüren, die die Neuhussiten und Protestanten herausgeben, vorgezogen.

Seit ihrer Gründung hat die Gesellschaft der Verbreitung guter Bücher allen Fleiß und große Geldopfer zugewendet; jährlich wurden in verschiedenen Orten Volksbüchereien gegründet. In neuester Zeit hat Škrdle einen selbstständigen Verein zur Errichtung katholischer Volksbibliotheken ins Leben gerufen, der ein gutes Gedeihen nimmt. Auch der Kalender-Literatur wurde nicht vergessen; zu dem „sozialen" und dem „Kleinen Kalender" ist ein Lehrerkalender hinzugekommen.

Zur massenhaften Verbreitung unter dem Volke sind die „Svatovaclavské hlasy" (kleine Broschürchen), die verschiedene Tagesthemata beleuchten und nur einige Heller kosten, eingeführt worden.

So kann sich die „Vlast", was Organisation und Arbeitsleistungen betrifft, den besten ähnlichen Erscheinungen in unserem Vaterlande und vielleicht auch weit außer demselben zur Seite stellen. Was Wunder, daß sie so viele Freunde und so viele Gegner gefunden hat? Zu den Freunden rechneten wir zumal den seligen Papst Leo XIII., der durch seinen Staatssekretär Kardinal Rampolla der Gesellschaft öfters seine Zufriedenheit bekannt gab, seine Aufmunterung und seinen Segen zukommen ließ; dazu rechnen wir alle Bischöfe Böhmens und Mährens, verschiedene kirchliche Würdenträger, hauptsächlich aber den Kurat- und Regularklerus wie auch viele gut gesinnte Laien und zahlreiche Mitglieder des Adels.

Wachstum.

Von Richard v. Kralik.

Mein ganzes Sein ist umgewandelt,
Doch hab' ich nichts getan, gehandelt.
Ich blieb zu Haus, ein müder Wand'rer,
Und doch ward ich zu Haus ein andrer.

Es wächst und blüht die ganze Welt;
Bin ich's allein, der innehält?
O süße Lust! Ich schaue still,
Wie meine Seele wachsen will.

Digitized by Google

Das Sakristei-Inventar und der Bibliothekskatalog des Dominikanerkonventes in Eger vom Jahre 1474.

Von Rich. Balel.

Im Juli 1474 hatte der professor theologiae und Provinzial der sächsischen Dominikanerordensprovinz frater Andreas (Conntis?) auf eine Beschwerde und über eine Aufforderung des Rates der Stadt Eger von Erfurt aus den pater frater Ulrich faber (Schmied), licentiatus theologiae, prior des Dominikanerklosters in Leipzig, beauftragt, mit einigen Brüdern schleunigst nach Eger zu ziehen und den dortigen Dominikanerkonvent zu visitieren. Bei diesem Besuche wurde, weil der Egerer Stadtrat es verlangte, ein Inventar aufgenommen, das erhalten blieb und heute im Egerer städtischen Archiv, Act. fasc. 491, liegt. Es besteht aus 3 Teilen: dem Verzeichnisse der Almosen und Abgaben, die das Kloster jährlich bezog, dem Inventar der Sakristei und dem Bücherkatalog. Jeder der drei Teile ist auf einem getrennten Halbbogen halbbrüchig, in Abbreviaturen geschrieben.

Der erste Teil ist für die Orts-, Familien- und Konventsgeschichte nicht ohne Bedeutung, während die beiden anderen der Beachtung weiterer Kreise sicher sein dürfen. Bieten sie doch ein Bildchen aus dem kirchlichen Leben und aus der Kulturgeschichte am Ausgange des Mittelalters, das besonders der Kirchenhistoriker und der Liturgiker nicht ungern betrachten werden, und je kleiner das Steinchen ist, das der Bücherkatalog zum Ausbau der Bibliographie und der Bibliothekswissenschaft liefert, desto größer dürfte die Teilnahme sein, die der Kundige ihm zuwenden wird.

Das erste Verzeichnis beginnt:

„Anno Domini M°cccc° lxxiiii in die sancti Bartholomei Ich Bruder vlrich smid prior des Klosters tzw leiptzk vnd eyn vnwirdiger vicarius des Erwirdigen meisters Bruder andreas provincial der provintzen saxonie Byn ich sunderlich gesant von ym mit voller macht in unser kloster tzw eger prediger ordens das tzw reformiren mit solcher macht als er gegenwertig wer von anbringung vnd begerung des Ersamen rates der Ersamen stat tzw Eger Also auff dy vorgenanten tzeyt hatt der Ersam vorgenant rat yn geschrifft ym tzw antworten Jerlich tzwganck das man Nent ewig almusen oder jar rent In der vorberurten tzeit ist gewesen des vorbestimpten klosters tzw eger der wirdig h Bruder Niclas spanmulner prior er hat vns bericht vnd vnderweist als her nach geschriben stet".

Nun werden die Jahreszinse in Geld und Naturalien aufgezählt. —

In dem folgenden Sakristeiinventar ist das „Item", mit welchem die Handschrift die Angabe jedes Inventarstückes einleitet, durch einen Gedankenstrich ersetzt und eine notwendig erscheinende Erklärung oder Bemerkung in Klammern eingereiht.

„Dise Beschreibung ist beschehen Anno Domini M° cccc° lxxiiii

Digitized by Google

Sibentzehen kelch vorgult vnd drey silberen all mit paten — ein silberen groß krewtz — eyn monstrantz vorgult (bis) an den fuß — iii (drei) silberen krewtz, i hewbt (Haupt) von den XI tausent mertyrn vnd iii monstrantz und iii krewtz küpperen — ii (zwei) Silberen ampullen (Kännchen) — i pacifical silberen — i kasel (Meßgewand) Rot mit röcken (Dalmatiken) — iii Rot samat kasel vnd i plawe (blaue) — ii gulden kasel auff rot vnd ii seiden — Grüen tamast kasel mit ii Rocken — i weyß kasel Tamast mit ii Rocken — vii (sieben) seyden kasel — i gulden korkap (Pluviale) auff rot vnd ii seyden — i alt rot samat kasel vnd ii rock all mit vmbral (humerale) vnd alben — lxi (61) kasel gemeyner seyden vnd sunst schlecht dye haben nicht alle vmbral (Man sah also das humerale als zur Kasel, nicht zur Alba gehörig an.) — i gestiket krewtz mit perlen vnd korallen vnd vbergelten steren (vergoldeten Sternen) vber 1 kasel (War dies kostbare Schmuckstück so eingerichtet, daß es über oder auf jeder Festkasel getragen werden konnte?) mit eynem vmbral mit perlen gestigket (Es verfügten also auch ärmere Kirchen über Humeralien mit Paruren.) — xxxi (31) alter (altar) tücher — vnder den vorgeschriben umbralen seind viii (8) mit perlen gestiket — ix (9) meß pucher vnd eynes mit den ewangelien und Epistelen — i Behemisch meßpuch — i Singpuch an (ohne) ewangelien vnd Epistelen — ii New Salter (Psalter) vnd ii alte — ii Gradual ii antiphonarium i wintertayl und i Summertail — ii lectionary i wintertail vnd i Summer tayl — Collectarium Notularum versicularum — martirilogium cum constitutionibus — i votisal i Salter — v (5) Taffelen (Kästchen) mit heyltum (Reliquien) dye man auff dye altar setzt — iii Taffelen mit fromcken (Weihegeschenken) — v (5) Schlechte (alte) taffelen — iiii Groß lewchter — vi (6) lewchter — viii (8) — ii kleyner alle tynen — xv (15) par ampull vnd ii kannen"

Um 1520 hat eine andere Hand die inzwischen zugewachsenen Paramente verzeichnet:

„— ein kelch von xxviii (28) lo (lot?) mit der paten — zway nue (neue) pacifical — i tamasthken weisse kasel mit dryn gestickten creüz — ii par Seyden Zendel (?) rok eins (ein Paar) mit vergulten knopf — drey par arras (?) rök i par rot i par grün vnd i par plob mit zendelen Schilten — ii rote kasel von . . . roten tuch"

Auffälligerweise wird weder ein ciborium noch ein thuribulum erwähnt. —

Das Bücherverzeichnis zerfällt seiner Anordnung nach in 2 Teile. Im ersten werden die Titel der Werke neben einander in fortlaufenden Zeilen, aber in 11 Absätzen angeführt, die durch leichte Linien von einander geschieden sind; im zweiten sind die Titel unter einander, auf jeder Zeile der Titel nur eines Werkes, geschrieben. Die meisten der 11 Absätze und alle Titelangaben des zweiten Teiles beginnen mit dem Apostroph „Item". Die nachstehende Abschrift unterdrückt das „Item", faßt den zweiten Teil in einem, dem zwölften, Absatz zusammen und trennt die Titel durch Gedankenstriche. Die wenigen Unterscheidungszeichen der Handschrift sind beibehalten. Erklärungen, die erreichbar waren, stehen in Klammern, Selbstverständliches wie z. B. Decretum et decretales, liber sextus, Clementinae, oder die Thomasschriften de sensu et sensato, de anima u. s. w., oder Unbekanntes blieb ohne Note.

„iiii (4) Bucher der gantz Biblien — Concordantie minores — Mametrectus (Ein von dem Minoriten Johannes Marchesinus um 1300 verfaßtes Lehrbuch für junge Kleriker, diese für das Verständnis der hl. Schrift und des kanonischen Stundengebetes vorzubereiten. Nach Du Cange „Mammothreptus", „der mit Muttermilch Genährte". Zuerst gedruckt 1470 in Mainz.) — prophete maiores glosati — libri

Digitized by Google

salomonis — Cronica martini (Martinus Polonus, † 1278. Seine berühmte „Chronica" erschien das erstemal gedruckt in Turin 1477.) — Ysayas Glosatus — Scolasticam historiam et libellum Sermonum habet pater michael hawßner (ein damaliger Konventuale des Egerer Klosters.) —

Rupertus holkot super libros sapientie (Rupert oder Robert Holkot, Dominikanerschriftsteller des 14. Jahrh.) — Job et paulus Glosati, — libri salomonis glosati — psalterium, Apocalipsis, Johannes Glosati — Voragine super quatuor dicta prophetarum (der bekannte Dominikaner und Erzbischof von Genua, Jacobus de Voragine) — postilla Christoffori super Johannem et lucam — Tractatus in canticum canticorum —

Katholikon, (Ein Werk des Dominikaners Joannes Balbus de Janua, † 1286; es stellt unter dem Titel Summa seu Catholicon einen Auszug aus älteren Glossarien dar.) — psalterium, Mathaeus, lucas Johannes Glosati — Gorra super Mathaeum, (Wohl der Dominikaner Nicolaus von Gorran, † 1295, der neben anderem Kommentare zur hl. Schrift und Sermones de tempore et de sanctis geschrieben hat.) — Beatus thomas super lucam et Johannem, — distinctiones super Marcum et epistolas pauli —

postille super ewangelia — Item super ewangelia et epistolas — Gorra super apostolum, — Canonice epistole — postilla quadragesimalis — Apokalipsis glosatus simul (?) postille super ewangelia —

Petrus lombardi super apostolum, — Postille super epistolas eiusdem, — Omelie per annum, — postille super epistolas ad titum, — Acta apostolorum cum glosa — Canticum glosatum, — Bernhardus super missus est — Epistole pauli —

Jacobus de voragine per annum de tempore — dinckelspuhel de tempore (Nicolaus von Dinkelsbühl, der gefeierte Rektor der Wiener Universität anfangs des 15. Jahrh.; hier sind es seine sermones de tempore.) — Jordanus de tempore, Estivale (Wohl Jordanus Saxo, † 1237, nach dem hl. Dominikus der erste Ordensgeneral der Dominikaner.) Jordani de tempore pars hyemalis, — Sermones Socc (Oder Sotti? oder ein Schreibfehler, richtig Scoti?) — Item Sermones estivalis —

Sermones fratris Nicolai esculonis, — postille per annum — Collecta maurity, — Item proprietates rerum — Collecta francisci duplex, — Sensata super epistolas —

Sermones Custodi — Sermones Nicolaici — Item Cintillarius, — Mendicus, — Sibitonis (Sibiconis?) Rabimoyses — Sermones duplices de tempore —

Sermones beati thome, — peregrinus, — Amicus Elucidarius, — latini Sermones, — Aurea lingua (!) — Quadruplices sermones, —

Duplices sermones, — Quadragesimale, — Jacobus de voragine, — Summa confessorum, — Quadragesimale — voragine Quadragesimale, — Officium misse, — Quadragesimale —

Vocabularius, Jacobus de voragine cum quatuor primis libris.

Decretum et decretales — liber Sextus — Clementine — Tabula Martiniani (Richtig tabula Martiniana decreti, auch margarita decreti genannt, von Martinus Polonus geschrieben, das erstemal 1481 in Nürnberg gedruckt.) — flores virtutum — questiones ex decreto — Summa confessionum raymundi (Raimund Lullus?) — Summa Gaufredi (Der Kanonist Goffredo von Trani?) — Summa pisani (Rainer a Pisis?) Summa vtilis — Summa Johannis maior minor et media (Nider Johannes?) — Suffragia Monachorum — Summa wilhelmi — Ordo indiciarius

Digitized by Google

magistri theodeici — quadragesimale et quaestiones super summas — liber quartus summarum cum constitutionibus — petrus de taretasia super quartam summarum (Petrus de Tarentasia, der Dominikaner-Kardinal und nachmalige Papst Innocenz V.) — constitutiones — lectionaria super tertiam et quartam summarum — Item super quartam summarum — textus summarum — omnes partes beati thome — Summa contra gentiles — Tabula super partes beati thome — Questiones B. thome de virtute — Theologice veritates — Excerpta prime partis B. thome — Boetius de consolacione philosophie — B. thomas super Boetium — de fratrum vita christiana — de essentia et veritate — Beatus augustinus de spiritu et anima — Speculum celigiosorum — lumen anime — Summa septem viciorum — Tractatus de virtutibus — Similitudines rerum — vitas patrum — Summa virtutum — Rationabile divinorum — distinctiones — liber figurarum — vitas fratrum predicatorum — liber de animabus — Casus Sumarii Juris metrice — liber Gore — Nicolaus de lira contra iudeos — ambrosius de officiis — Expositio reverendi magistri humberti super regulam B. augustini (Humbert de Romanis, der fünfte Ordensgeneral der Dominikaner, † 1274). — Commune Sanctorum — discipulus de tempore de sanctis (Ein weit verbreitetes Predigtwerk des Johannes Herolt, eines deutschen Dominikaners in der ersten Hälfte des 15. Jahrh.) — Sermones de sanctis — Sermones de tempore et de sanctis — Sermones de tempore Et passionale sanctorum — passionale sanctorum per annum — Sermones de sanctis — Passionale — Excerpta Jacobi de voragine — auctoritates sanctorum — Evangelistę sine titulo — legenda sancti thome — Sermones de sanctis — Discursus alani (Alanus de Rupe?) — Sermones de tempore et de sanctis — Sermones de sanctis — auctoritates sanctorum — liber exemplorum — Exempla divisa — Exempla — liber Exemplorum — Miracula B. virginis — Gesta romanorum — dicta Salutis — de anima — B. thomas Super methaphysicam — de sensu et sensato — Medicinale — liber grammatice et rethorice — vocabularius — Brito (Wilhelm Brito, † 1356, ?) — Vocabularius — Hugwicio Huguccio, † 1210, ?) — herbarius — tulius de senectute — rethoricale — Summa clxxxi (181)"

Darunter steht von einer anderen Feder mit anderer Tinte etwa um 1520 geschrieben: „Mer lxxxxiiii." Es hatte also die Bücherei seit 1474 einen Zuwachs von 94 Werken erfahren.

Das Verzeichnis nennt 163 Werke und gibt als Summe 181 an. Es dürften mit dieser Zahl die volumina bestimmt sein.

Da 1474 die Druckkunst kaum 25 Jahre für Bücherherstellung verwertet wurde, so werden die meisten der im voranstehenden Kataloge verzeichneten Werke Handschriften gewesen sein. Bei einigen ist es erwiesen, daß sie erst nach 1474 das erstemal im Druck erschienen sind. Die jetzige Bibliothek des Dominikanerkonventes besitzt nach dem anfangs des 19. Jahrh. angelegten Katalog 74 Wiegendrucke aus der Zeit von 1456—1500; keiner derselben wird in dem hier veröffentlichten Verzeichnisse genannt. Überhaupt besitzt die Bibliothek von diesem urkundlich ältesten Bestande nicht ein einziges Stück mehr. Die Geschichte des Konventes und Klosters erklärt diese bedauerliche Tatsache hinlänglich.

Der Egerer Konvent besteht seit seiner Gründung im Jahre 1296 ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage.

Digitized by Google

Wie man die Toten ehrt.

Volkskundliche Skizze aus dem Oberinntale.

Von Prof. **R. F. Kaindl.**

Seit der Steinzeit, zumindestens seitdem der Mensch geschliffene Steinwerkzeuge zu fertigen verstand, sind uns mannigfaltige Denkmäler bekannt, mit denen die Hinterbliebenen ihre Toten ehrten und ihr Andenken wachzuerhalten suchten. Diese Pietät gegen die Toten hat mitunter recht absonderliche Gestalten angenommen, indem sie mit Massenmorden, ja, selbst mit Menschenfresserei verbunden war; Grabhügel, mitunter von großem Umfange, Steinkammern, Felsengräber, Pyramiden, allerlei Steinsetzungen und ähnliche Erinnerungszeichen der mannigfaltigsten Art ersann der Mensch zum Kultus seiner Toten. Gegenwärtig hat wenigstens unter den kultivierten Völkern wie in anderen Beziehungen so auch in der Ehrung der Toten eine eintönige Gleichmäßigkeit um sich gegriffen. Nur hie und da begegnen uns noch Gebräuche, die wegen ihres lokalen Charakters unser Interesse erregen. Dies ist im hohen Grade auch im Oberinntal der Fall.

Von den hier üblichen Denkmälern zur Erinnerung an Verstorbene sind in weiteren Kreisen die „Marterln" bekannt geworden; weil diese zumeist an den Gehwegen und Fahrstraßen angebracht sind, fallen sie auch den auf dem Zweirad und im Automobil Dahinsausenden ins Auge. Auch hat die unbeabsichtigte Komik, die manche dieser Marterl in ihrer Inschrift bieten, sie zum beliebten Sammelobjekt Berufener und Unberufener gemacht. Es dürfte daher den Lesern bekannt sein, daß die „Marterln" auf Säulen, Kreuzen, Bäumen, Felsen u. dgl. befestigte Tafeln sind, welche oft die Abbildung des Unglücksfalles oder doch des Verunglückten, ferner die sonstigen auf Grabmälern üblichen Angaben, besonders auch die Ursache des Todes, endlich nicht selten auch einige entsprechende Verse und eine Gebetserinnerung enthalten. Es wird genügen, hier einige Beispiele zu bringen. Hierzu seien einige Marterl aus dem Paznauntale gewählt, jener romantischen Schlucht, die sich unterhalb des berühmten Trisannaviaduktes in das Oberinntal öffnet. Dieses wilde Tal forderte viele Opfer. Schon etwa eine Viertelstunde oberhalb der genannten Brücke sehen wir an der Felswand neben dem engen Wege, unter dem tief unten der wilde Bach dahinbraust, ein Kruzifix befestigt und daneben zwei Tafeln. Auf der einen ist oben das Auge Gottes sichtbar, darunter das Bildnis eines knienden Mädchens. Die Inschrift lautet: „Christliche Erinnerung zum Gebete für die ehrsame Jungfrau Josefa Sailer, welche hier an dieser Stelle durch einen unglücklichen Fall ihr Leben endete. V(ater) U(nser), A(ve) Maria." Die andere Tafel zeigt das Bildnis eines betenden Mannes und folgende Worte: „Christliche Erinnerung an den ehrsamen Jüngling Heinrich Rudiger, welcher am 20. Februar 1854 in Kappl (im

Digitized by Google

Paznauntale) geboren und am 3. Februar 1887 allhier durch einen Herzschlag sein Leben endete; im nämlichen Augenblicke kam der hochw. Herr (der Name des Pfarrers ist wahrscheinlich absichtlich ausgekratzt) hinzu und leistete ihm noch den letzten Beistand. Herr gib ihm die ewige Ruhe. Vat. uns. Av. M." Ungefähr eine halbe Stunde aufwärts vor der Brücke in See ist wieder eine solche Unglücksstelle. Da sind in der Nähe einer Kapelle sogar drei Marterl angebracht, zwei davon an demselben Baume. Das eine stellt einen knienden Mann dar; es ist der „ehrsame Gregor Sch . . . , Lehrer", der hier im Jahre 1862 verunglückte. Das andere zeigt über dem Brustbild eines Mannes folgende Worte: „Christliches Andenken an den Herrn Josef Ostrein, Gutsbesitzer zu Glittstein, welcher am 15. Oktober 1889 unweit dieser Stelle durch einen Felssturz dem irdischen Leben entrückt ist. Wanderer, wer du auch seiest, gedenke im frommen Gebete des Abgeschiedenen, der ein gottgläubiger Christ, ein tugendhafter Hausvater, ein Vorbild und Führer der Seinen auf dem Pfade der Wahrheit und Gerechtigkeit, durch Gottes Ratschluß so jäh seine Tage beschloß. Beweint von Gattin und Kindern, betrauert von seiner Gemeinde, lebt der Verewigte im Angedenken dieses Tales fort. Friede seiner Asche." Auf dem dritten Marterl ist wieder ein kniender Mann abgebildet. Und drunter ist zu lesen:

„An einem schönen Frühlingsmorgen,
Wo sich der Mensch des Lebens freut,
Ruft mich der Vater leise
Jenseits in die Ewigkeit.
Das Schicksal liegt in seinen Händen,
Drum halte dich jede Stunde bereit,
Daß er dich unter dem Kreuze finde,
Wo er für's Heil der Menschen starb.

Christliche Erinnerung an den ehrsamen Johann Wolf, welcher am 24. April 1866 im 65. Jahre seines Alters durch einen Fall von einem Baume verunglückte. R. I. P., V. U., A. M." Schließlich sei nur noch aus See selbst ein Marterl beschrieben, das in der Nähe des Gasthauses steht. Das Bild stellt eine Berglandschaft mit einem Wildbache vor; neben diesem kniet ein Knabe. Die Inschrift lautet: „Christliche Erinnerung zum Gebete für den Knaben Silvester Zangerl, welcher am 12. Jänner 1872 geboren und am 24. Mai 1883 durch einen Fall beim ‚Hieten' (Viehhüten) in ein besseres Jenseits abberufen wurde. R. I. P.

Lebt wohl ihr Teueren alle,
Da ich von Euch mußt gehen;
Wir werden einst uns alle
Im Himmel wiedersehen."

Der Knabe hat ganz offenbar in dem Wildbache seinen Tod gefunden. Auf einem anderen Marterl sieht man z. B. die Brücke, von welcher der Verstorbene herabfiel; noch auf einem anderen ist dargestellt, wie der Rock eines Mädchens an einer Altarkerze sich entzündet u. dgl. m. Auch ein unglücklicher Böllerschuß wird auf einer Gedächtnistafel als Todesursache genannt.

Wenn nun aber zumeist die Anschauung verbreitet ist, daß die Marterln mit ihren Bildern und Versen etwas ganz Absonderliches sind, daß derartige

Digitized by Google

„Tafeln" nur an Unglücksstätten aufgestellt werden, so ist dies ein großer Irrtum. Wer die Kirchen und Friedhöfe dieser Gebirgsorte aufsucht, wird finden, daß an den Kirchenmauern und Grabkreuzen ganz ähnliche Tafeln befestigt sind. Auch auf diesen findet man die Bilder der Verstorbenen, und zwar sind, wenn das Grab mehrere Verstorbene einschließt, in vielen Fällen alle auf der Tafel abgebildet. Porträtähnlichkeit ist in den allerseltensten Fällen vorhanden; interessant sind aber die Bilder, weil sie in sehr vielen Fällen uns die alte Tracht vor Augen führen, die im Verschwinden begriffen ist. Die Frauen werden stets durch ihre Mütze gekennzeichnet, Jungfrauen durch einen Blumenkranz im Haar; „unschuldige" Kinder werden oft im Wickelpolster gezeichnet. Die meisten Verstorbenen werden kniend mit zum Gebete gefalteten Händen dargestellt. Neben ihnen erscheint oft die Gestalt eines Engels. Beliebt ist auch das Motiv, daß den verstorbenen Eltern ihre früher verstorbenen Kinder entgegenkommen, um sie in den Himmel zu leiten. Auf manchen Tafeln erscheinen nur Heiligenbilder. Bilder und Inschriften sind zumeist in verschließbaren Kästchen aus Eisenblech angebracht, die an den Kreuzen oder Mauern befestigt sind. Das bunt gemalte Bild nimmt gewöhnlich die Rückwand ein; darunter und auf der Innenseite des Türchens ist die Inschrift gemalt. Reicht der eine Deckel nicht aus, so können auch mehrere angebracht werden, die sich wie die Blätter eines Buches öffnen. Auf die Außenseite des Türleins wird ein Kreuz, ein Totenkopf oder ein Heiligenbild gemalt. Die Grabkreuze sind zumeist aus Eisen, reich verziert und vergoldet. In ihrer Nähe sind Weihbrunnkesselchen befestigt, aus denen die Besucher der Gräber diese zu besprengen pflegen. Wie ähnlich diese Tafeln auf den Kirchhöfen den Marterln sind, lehrt uns z. B. folgendes Beispiel aus Ladis am Inn. Da sehen wir einen knienden Knaben abgebildet; neben ihm steht ein Engel, der mit der Hand aufwärts zeigt; über ihnen ist das Auge Gottes sichtbar. Darunter steht: „O Maria, Hilfe der Christen, bitt für den hier ruhenden Siegmund Hann, welcher nach einem unglücklichen Fall vom Kirchturm und Empfang der heiligen Ölung am 19. November 1887 selig im Herrn verschieden ist, alt 13½ Jahre." Dann folgen die Verse:

„Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
Bist du auch jung und morgenrot,
Du weißt nicht, an welchem Tag
Dein Herz nicht wieder schlagen mag.
Drum Leser, halte dich bereit
Zum Rufe Gottes allezeit,
Bis daß der Engel kommt und spricht:
Mein Kind, hier ist dein Bleiben nicht. R. I. P."

Der Verdienste und der guten Eigenschaften des Verstorbenen wird in diesen Friedhofversen geradeso wie auf den Marterln oft gedacht. So ist ebenfalls in Ladis auf dem Grabe des 1868 verstorbenen Mesners und Organisten folgendes zu lesen:

„Als schönes Beispiel für die Jugend
Ging er stets mit Fleiß und Tugend
Auf einer segens-, hoffnungsvollen Bahn
Im Garten der Erziehung stets voran."

Digitized by Google

In vielen dieser Inschriften wird der Verstorbene sprechend angeführt. Er bittet in der Regel um Fürbitte und Gebet, z. B.:

„Ich bitte Euch, liebe Mutter, Dochter und Geschwisterte,
Wenn Jesus in der hl. Hostie auf eurer Zunge schwebt,
Durch den die ganze Schöpfung lebt,
Wollt ihr an die armen Seelen denken
Und mir ein Ave Maria schenken." (Ladis 1896.)

In anderen Friedhofversen richtet der Tote an den Vorübergehenden die Mahnung, die Vergänglichkeit des Lebens nicht zu vergessen:

„Wir waren, wo Ihr seid,
Jetzt schließt das Grab uns ein,
Ihr werdet, wo wir sind,
In kurzer Zeit auch sein." (Ebenda 1891.)

Einen ähnlichen Gedanken enthalten die folgenden Verse:

„O schaudervolle Ewigkeit,
O kurze Lebensstunde,
Die Jahre meiner Wanderschaft
Sind jetzt schon verschwunden.
Jetzt lieg ich hier und muß verwesen:
Was ihr seid, bin ich gewesen,
Was ich bin, das werdet ihr,
Geht nicht vorbei und betet mir." (See 1897.)

In anderen Inschriften tröstet der Tote die Hinterbliebenen:

„Ach weine nicht, gutes Waisenherz,
Schau nur vom Grabe himmelwärts,
Denn oben glänzt nach Schmerz und Tod
Des bessern Lebens Morgenrot." (Ebenda 1899.)

Oder:

„Trauert nicht, daß wir von Euch geschieden,
Wir werden uns bald wiedersehn;
Gönnt uns des Himmels Frieden,
Den wir für Euch erflehn." (Ebenda 1897.)

Interessant sind Verse der folgenden Art:

„Ich leg nun meine Baurschaft ab,
Und gehe zu meinem Gott,
Er hat mich heißen kommen,
Drum schickt er mir den Tod.
Der Tod tut niemand schonen,
Sei er arm oder reich,
Hat einer eine Krone,
Sieht doch dem Bettler gleich." (Ebenda 1892.)

Oder:

„Ich leg mein Handwerk nieder,
Und geh zu meinem Gott,
Er hat mich heißen kommen
Und schickte mir den Tod." (Landeck 1901.)

Digitized by Google

Sehr oft reden die Hinterbliebenen den Toten an.

„Zu früh bist Du uns hingeschieden,
Und umsonst war unser Flehen.
Ruhe sanft in Gottes Frieden,
Bis wir uns jenseits wiedersehen." (Stanz 1879.)

Oder:

„Ruhe von den vielen Sorgen
Aus in dieser stillen Gruft,
Bis der Auferstehungsmorgen
Dich zu ewigem Leben ruft." (Ebenda 1869.)

Ebenso:

„O ruhet sanft im kühlen Schoß der Erde
Und bittet dort für uns bei Gott,
Daß uns auch einstens allen werde
Nach diesem Leben ein guter Tod.
O ruhet sanft, o ruht im Frieden,
Eltern, stets von uns beweint,
Auf ewig sind wir nicht geschieden,
Wir werden einst mit euch vereint." (Landeck 1893.)

Oft werden in diesen Anreden die Tugenden des Verstorbenen gepriesen:

„Reich an Mitleid und Erbarmen
Schlug ein sanftes Menschenherz,
Vater warst du vieler Armen,
Die jetzt seufzen himmelwärts.
Du wirst Trost und Gnade finden
Dieses bürgt das göttlich Wort,
Almos'n löschet aus die Sünden
Und trägt Zinsen ewig dort." (Ebenda 1897.)

Oder:

„O teurer Vater, der ihr mit treuen Sorgen
Für das Wohl eurer Kinder waret,
Der ihr zeitlebens an jedem Morgen
Auf uns habt geschauet usw." (Gries 1865.)

Ebenso:

„Fromm und edel war sein Leben,
Christlich war er stets gesinnt,
Möge Gott ihm jenseits geben,
Was er redlich hat verdient." (Ebenda 1902.)

Sehr oft sind in den Friedhofversen allgemeine Gedanken ausgesprochen:

„O Ruhestatt der Müden,
Nimm nach vollbrachtem Lauf
Sie in den stillen Frieden
Der heiligen Grabnacht auf." (Landeck.)

„Die in ihren Lebenstagen
Kreuz und Leiden fromm ertragen,
Können sanft und selig sterben,
Um das Himmelreich zu erben. (Gries 1894.)

Digitized by Google

„Ach auch die Zeit entschwindet
Und alles mit der Zeit,
Nur den, der überwindet,
Lohnt einst die Ewigkeit." (Stanz 1866.)
„Kein Kind je vergelten kann,
Was seine Eltern ihm getan;
Und wer sie ehret bis zum Grab,
Der zahlt nur alte Schulden ab." (Ladis 1890.)
„Was Gott tut, das ist wohlgetan,
Kommt es uns auch schmerzlich an,
Dulden ist des Christen Pflicht,
Ewig trennt der Tod ja nicht." (Ebenda 1884.)

Wie der letzte Vers an eine bekannte Redensart anknüpft, so finden sich auch wohlbekannte Kunstdichtungen verwendet. So ist die bekannte Stelle aus der „Glocke" in folgender Grabschrift benutzt:

„Von dem Turme schwer und bang
Tönt der Glocke Grabgesang,
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Diesen Wanderer auf dem letzten Wege.
Betend sprech ich: Herr, erbarm dich mein,
Mir auch läutet dies Glöckelein." (Ebenda 1885.)

Neben der Aufstellung eines Marterls und der Errichtung des in der angegebenen Weise ausgestatteten Kirchhofkreuzes tritt mitunter auch noch eine andere Art der Ehrung des Toten ein. Statt der schlichten Darstellung auf den Holz- oder Blechtafeln werden zum Andenken desselben mitunter prächtige Kirchenfenster mit Glasmalerei hergestellt, die selbstverständlich auch neben Heiligenbildern den Namen oder auch das Bild des Verstorbenen aufweisen. Solche Fenster besitzt z. B. die Kirche in Landeck. Ein rundes großes Fenster weist um ein Christusbild folgende Umschrift auf: „Dem frommen Andenken des Anton Schuler, Schmiedmeister in Landeck, gest. 28. März 1822. Aus Dankbarkeit errichtet von Joseph Schwarzmann." Ein anderes Fenster ist dem Andenken des Quirin Pöll († 1862) gewidmet; auf demselben sieht man auch das Bild des Verstorbenen. Ein drittes Fenster ist für einen Dr. Alois Fischer, geboren zu Landeck 1796, späteren Statthalter von Oberösterreich, Tiroler Landtags- und Reichsratsabgeordneten, errichtet worden. Ähnliche Glasfenster gibt es noch mehrere.

Eine vierte Art der Ehrung des Toten besteht darin, daß man Heiligenbilder, wie man sie in Gebetbücher einzulegen pflegt, auf der Rückseite mit dem Namen und den Sterbedaten des Toten, mit Versen usw. bedruckt und diese an Verwandte, Freunde und Bekannte verteilt. Dem Fremden kommen diese Gaben selten zu Gesicht.*) Deshalb mögen zwei derselben hier beschrieben werden. Das Blatt zeigt auf der Vorderseite das Bildnis Jesu mit der Dornenkrone und der Unterschrift „Ecce Homo". Auf der anderen Seite oben eine Miniaturphotographie (Brustbild) eines alten Mannes. Darunter: „Christliche Gebets-

*) Ich verdanke die Mitteilung der im folgenden beschriebenen Stücke dem Frl. Anna Müller, Inhaberin der Pension „Edelweiß" in Bruggen bei Landeck.

Digitized by Google

erinnerung an den Herrn Alois Lenz, Gastwirt und Gutsbesitzer in Graf. Geboren in Ischgl am 7. Juni 1815, war derselbe durch 15 Jahre Lehrer und Organist und später durch 16 Jahre Gemeindevorsteher in Galtür und starb in Graf am 13. August 1888, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, eines gottseligen Todes. Dankbaren Herzens trauern um ihren innigstgeliebten Vater die hinterbliebene Gattin und Kinder. R. I. P. Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. Von nun an, spricht der Geist, sollen sie ruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke folgen ihnen nach. Apoc. 14. 13."

Und ein anderes. Das Bild stellt Jesus dar, wie er sein Schäfchen findet. Unterschrift: Congratulamini mihi, quia inveni ovem meam, quae perierat. Auf der anderen Seite: „Christliche Erinnerung zum Gebete für die abgeschiedene Seele der Frau Maria-Anna Haueis, Witwe des k. k. Bezirkshauptmannschafts-Secretärs zu Landeck Nikolaus Wachter, welche am 27. Jänner 1878, 50 Jahre alt, nach Empfang der hh. Sterbsakramente mit gänzlicher Ergebung in den Willen Gottes, tief betrauert von acht Waisen, selig entschlief. R. I. P.

Wie schmerzlich ist's, wenn aus der Kinder Mitte
Der Tod die beste Mutter plötzlich reißt,
Wenn unbeweglich für jede Bitte
Acht vaterlose Kinder ganz verwaist!
Doch nicht der blinde Tod hat das verbrochen,
Er hat's auf höheren Befehl getan,
Das Todesurteil hat Gott selbst gesprochen,
O beten wir des Höchsten Ratschluß an!

Wie die aufgehende Sonne an Gottes hohem Himmel, so ist das Beispiel eines guten Weibes zur Zierde ihres Hauses. Sirach 26., 21."

Hervorgehoben muß ferner werden, daß auch Toten, die in der Fremde verschieden sind und dort beerdigt wurden, im Heimatsorte Erinnerungstafeln gesetzt werden. Vor allem werden den auf fernen Schlachtfeldern gefallenen Söhnen in der Heimat Denkmäler gesetzt. Mitunter sind es nur einfache, an der Kirchenwand befestigte Tafeln, aber auch kapellenartige Bauten werden errichtet, so z. B. auf dem Friedhofe zu Landeck zu Ehren der im Jahre 1866 gefallenen Krieger.

Schließlich ist noch eine Art der Ehrung der Toten zu besprechen, die uns etwas gruslig vorkommt. Da die Friedhöfe bei den Kirchen gewöhnlich sehr klein angelegt sind, so mußten die Gräber nach einer geringen Anzahl von Jahren umgegraben und wieder benützt werden. Die Gebeine, die ausgegraben wurden, bewahrte man in den Beinhäusern auf. Vor allem erfreute sich der Schädel des Verstorbenen besonderer Pietät. Man malte auf die Stirne den Namen des Verstorbenen und sein Todesjahr; um diese Aufschrift wurde auch ein Kränzlein gezeichnet. So liegen auch jetzt noch in Gries in dem zu einer Kapelle umgewandelten Beinhause rechts und links vom Altare zwei Schädel in eigens dazu angefertigten Ständern. Diese stellen ein auf vier Säulen ruhendes Dächlein dar mit den Buchstaben R. I. P. auf der Giebelseite. Ein ähnlicher Brauch ist übrigens auch z. B. in Hallstatt (Oberösterreich) üblich.

Digitized by Google

Am Abgrund.

Novelle von **Franz Wichmann.**

Wie durch ein Wunder war ich entronnen.

Noch immer tönte das Geheul der ſchwarzen Teufel in meinen Ohren. So ſicher glaubten wir, ſie eingekreiſt zu haben, und dennoch hatten ſie unſere Reihen durchbrochen.

Wie ein grauſiger Fiebertraum zogen die Bilder des Entſetzens noch einmal an meiner Seele vorüber: die knatternde Salve aus dem undurchdringlichen Dornbuſch, die aufbäumenden und ſich überſtürzenden Pferde, die Kiris, die auf die Häupter der Verwundeten niederſchmetterten, der Leutnant, durch beide Schenkel geſchoſſen, ſich eine Revolverkugel in die Schläfe jagend, um dem Martertod unter den wilden Beſtien zu entgehen, und dann das Mark und Bein erſchütternde Siegesgebrüll der Herero, mit dem ſie über die Leichen der Unſeren hinwegſprangen.

Mich, der ſich als Arzt ein wenig hinter der Schützenkette gehalten, ſahen ſie nicht. Und während ich im Geſtrüpp kauerte, ſchnitt ſolch ein hölliſcher nackter Rieſe dicht neben mir einem Gefallenen das Herz aus dem Leibe. Ich hätte mich auf ihn ſtürzen und ihm die blutige Beute entreißen können, durch deren Genuß er ſeinen Mut zu mehren glaubte, aber der Selbſterhaltungstrieb ſiegte. Was nützte es, mich für die Toten zu opfern, wo die Lebenden meiner Dienſte ſo dringend bedurften!

Den Atem hielt ich an, bis der ſchwarze Dämon verſchwunden war, bis Siegsgeſchrei, Viehgebrüll und Hundegebell in der Ferne verhallten. Dann ſchlich ich mich vorſichtig aus meinem Verſteck. Aber kein Lebender war mehr zu finden. Starr, kalt und völlig ausgezogen lagen die braven Kameraden da. Mir graute auf dem gräßlichen Leichenfeld; ich mußte ſuchen, allein gegen Süden zu unſeren nächſten Truppenteilen mich zurückzufinden. Das war ein ſchwerer Leidensweg, denn auch mein treues Pferd hatte der Feind als Beute mit fortgeführt.

Als die glühende Sonnenſcheibe immer tiefer gegen den Horizont ſank, wußte ich ſchon, daß ich die Richtung verloren. Allein und verirrt in der fürchterlichen Wüſte, — es war eine lähmende, niederſchlagende Vorſtellung. Hunger und Durſt quälten mich, meine Kräfte ſchwanden immer mehr. Wohl war ich noch mit Proviant verſehen, aber die verdorrte Zunge brachte keinen Biſſen hinab. Waſſer, Waſſer! Nie im Leben hatte ich empfunden, welch ein Begriff in dieſem armſelig kleinen Worte lag. Den Herrn am Kreuze hatten ſie, da er vor Durſt verſchmachtete, mit Eſſig und bitterer Galle getränkt. An den grauſamen Hohn ſeiner Peiniger mußte ich denken, wenn ich auf die braunen und grünen Lachen blickte, die meiner Qualen zu

Digitized by Google

spotten schienen. Wie giftige Schlangenaugen funkelten sie hie und da im heißen Lichtstrahl der Tropensonne auf; sie waren es, in denen das hohläugige Gespenst des Typhus lauerte, aus denen man sich den sicheren Tod trank.

Allmählich begannen meine Schritte zu taumeln. In meinem Gehirn siedete es von fieberheißen Gedanken, Phantasie und Wahrheit; allerlei irre Traumbilder und Erinnerungen brodelten mir im Kopfe, als sei er ein glutumloderter Hexenkessel.

Mit einem Male merkte ich, daß ich nicht mehr ging. Ich saß oder lag, doch wie ich an den Boden gekommen, wußte ich nicht. Obwohl ich es in meinem Fleische bohren und wühlen fühlte, hatte ich nicht mehr die Kraft, mich zu erheben. Und schließlich erschien mir das Dorngestrüpp wie weicher Flaum. Ich glaubte wieder als Student zu Würzburg im köstlichen Daunenbett zu liegen. Vor meinem Fenster sangen die Vögel und rauschten die Wellen des Mains. Dann sah ich mich an der langen Kneiptafel, ein Glas voll schäumenden Bieres in der Hand. Und vor mir stand mein Freund, der lange Mediziner Rudolf Achtermann, mit seinem wohlgepflegten, pechschwarzen Vollbart. Der lustigste der Kommilitonen war's und mein liebster Gefährte. Ganz deutlich sah ich ihn, aber wie ich ihm die Hand zum Gruße reichen wollte, war die Erscheinung zerflossen, entschwunden, wie mir's im Leben mit ihm gegangen war.

Zehn Jahre waren es her, daß wir nach feuchtfröhlicher Studentenzeit am lieblichen Mainufer Würzburgs Abschied nahmen, er, um in München seine Praxis zu eröffnen, ich, um in Leipzig mein Examen zu machen. Nie mehr hatte ich ihn wiedergesehen, nie mehr von ihm gehört. Vom Briefschreiben waren wir beide keine Freunde gewesen, und als ich ihm nach langer Zeit einmal in lustiger Laune eine Postkarte geschickt, war sie nach einigen Wochen als unbestellbar zurückgekommen.

Wie ich so des Verschollenen dachte, lebten die alten frohen Zeiten wieder auf und aufs neue trat seine gespenstige Erscheinung an meine Seite. Wir wanderten durchs rebenumkränzte, lachende Frankenland. Ausgelassen, lustig waren wir, in jeder Schenke ward eingekehrt, den Wein zu kosten, nach jedem schönen Mädchen haschten wir, es zu küssen. Die Wiesen dufteten, die Wälder rauschten, kristallene Bäche murmelten und vorüberziehende Wanderburschen sangen ein munteres Lied. O seliger Traum von deutschem Heimatszauber in der furchtbaren Sandwüste Afrikas!

Immerfort tönte der Gesang in meinen Ohren, oder war es das Heulen der Raubtiere, das aus dem Dorngestrüpp am Waterberge herüberscholl? Gleichviel, ich lebte ganz in meinem Traume und plötzlich hub ich selbst mit schriller, heiserer Stimme zu singen an:

„Einsiedelmann ist nicht zu Haus,
Dieweil es Zeit zu mähen.
Ich seh' ihn auf der Halde draus
Bei einer Schnitt'rin stehen.
Verfahr'ner Schüler Stoßgebet
Heißt: Herr, gib uns zu trinken!
Doch wer bei schöner Schnitt'rin steht,
Dem mag man lange — — —"

Digitized by Google

Ich brach jäh ab. Entsetzen lähmte meine Zunge. Was für eine Gestalt war das! Hatte der heilige Veit von Staffelstein das übermütige Trinklied Scheffels übelgenommen und war zürnend von seinem Berge herabgestiegen? Wo war der lustige Gefährte an meiner Seite geblieben? Heiland und Erlöser, der Mann, der sich da über mich beugte, trug ja seine Züge! Es war nicht der Einsiedler vom Berge und dennoch umhüllte ihn wie einen Klausner härenes Gewand. Ein Strick, an dem Kreuz und Rosenkranz hingen, gürtete seine Lenden. War es der Tod, der aus einer der höllischen Giftlachen in ernster Mönchsgestalt heraufgestiegen, um mich zu holen?

Mein Geist kämpfte zwischen Traum und Wachen, der Verstand rang verzweifelt mit den düsteren Phantasien, die ihn wie scheues Nachtgevögel, gleich Eulen und Fledermäusen umflatterten. Ja, das mußte es sein. Die grauenvollen Szenen des blutigen Gefechtes, Durst, Hunger, das Übermaß der Leiden und Entbehrungen hatten mir die Sinne geraubt, ich war wahnsinnig geworden.

Ein glutatmender Windstoß jagte über die sandige Steppe und doch erschauderte ich bei der furchtbaren Gewißheit wie unter dem Griffe einer eiskalten Hand. An allen Gliedern zitternd fuhr ich aus dem Dorngestrüpp empor, in das ich mich gebettet.

Nein, das war keine Geisterhand, die mich hielt, damit ich nicht wieder zurückfiel, das war wirklich Rudolf, dessen schwarzer Bart in mein Gesicht wehte, das war seine Stimme, die tröstend, beruhigend auf mich einsprach. Und jetzt erschien mir die Wirklichkeit als die tollste Fieberphantasie, die die Giftdünste dieser unheilschwangeren Erde ausbrüten konnten.

Da fühlte ich, wie frisches, köstliches Wasser meinen Gaumen kühlte. Der Ordensbruder flößte es mir aus seiner Trinkflasche ein, und nie im Leben hatte der edelste Wein mich so gelabt. Stärkend und belebend badete es auch meine von Schweiß, Staub und Pulverdampf trüben Augen rein und ich erkannte, was ich nicht fassen konnte. Rudolf Achtermann stand vor mir, im Ordensgewand der Trappisten, deren Missionären wir schon öfter auf unseren Streifzügen begegnet waren.

„Nicht wahr, da staunst Du, Richard?“ sagte er mit seiner tiefen, volltönenden Stimme. „Ich habe Dich gleich erkannt. Die heilige Jungfrau hat mich Dir zum Retter gesandt. Diese Nacht vielleicht noch wärst Du verschmachtet, wenn nicht der Weg nach unserer Station Himmelsstern mich zufällig durch diese Öde geführt hätte.“

Obwohl ich an seiner Leiblichkeit nicht mehr zweifeln konnte, starrte ich ihn immer noch sprachlos an wie einen irren Geist.

Da zuckte ein mildes Lächeln um den Mund des Bruders. „Ja, ja, der Herr hat mich noch nicht mit Wundmalen gesegnet, in die Du Deine Finger legen könntest, ungläubiger Thomas, darum zweifelst Du — —“

Endlich kehrte mir die Sprache wieder. „Wie ist es möglich, daß ich Dich hier wiederfinde — — und so —“ stotterte ich.

Digitized by Google

„Es ist eben der alte Rudolf nicht mehr. P. Cölestinus hat einen neuen Menschen angezogen, um den alten, unwürdigen zu vergessen."

„Aber ich begreife nicht, wie — —"

„Du würdest es, wärst du am Abgrund gestanden wie ich und hättest schaudernd in seine finstere Tiefe geblickt."

Ich wähnte zu verstehen. „Du schwebtest in Todesgefahr und der Himmel hat Dich durch ein Wunder gerettet?"

„Gefahr des Leibes war es nicht, nein, Schlimmeres, der seelische Tod, der Abgrund ewiger Verdammnis, die mir drohten", antwortete er, in sich selbst erschaudernd bei der Erinnerung. „Du sollst alles wissen, aber nicht jetzt, nicht hier, erst mußt Du Dich von den überstandenen Leiden erholen. Meine Station erreiche ich heute doch nicht mehr, so wenig wie Du Deine Kameraden, und ich denke, dort drüben am Buschwald wird sich schon ein Lagerplatz für uns finden."

Er ergriff meinen Arm und führte mich, einem kranken Kinde gleich, durch die steinige Wildnis, so sanft und sorgsam, wie nur einer es kann, der sich dem Dienst der ewigen Liebe geweiht.

Während wir langsam das Dornenfeld durchquerten, schilderte ich ihm die Schrecken des heutigen Tages und wie meine Phantasie, seine Gegenwart ahnend, mit der Blitzesschnelle des Traums mich weit in unsere Jugendzeit zurückgeführt hatte.

Er hörte mir aufmerksam zu, doch immer mit jenem stillzufriedenen Lächeln, das erhaben ist über alle Leiden und Freuden der Welt und in dem sich schon ein Abglanz der unbewegten Ewigkeit spiegelt.

Erst als ich geendet, erfuhr ich, aus welchem Grunde P. Cölestinus des Weges gekommen. Die Hereros hatten die Farm Jägersberg in unserem Rücken überfallen, geplündert und niedergebrannt. Von einem durch die Missionäre zum Christentum bekehrten Witboi-Knaben, der auf der Farm gedient und dem Gemetzel entronnen, war die Kunde nach Himmelsstern gekommen und Rudolf war für den Fall, daß es noch ein Werk der Barmherzigkeit zu üben gäbe, nach der stundenweit entfernten Trümmerstätte gesandt worden. Wirklich hatte er den Farmer mit vom Kiri zerschmettertem Schädel noch lebend gefunden und ihm in der Todesstunde die letzten heiligen Tröstungen der Kirche reichen können, während die übrigen, Frau, Kinder und Gesinde, erschlagen unter den verkohlten Balken lagen.

Kein Wort der Anklage, des Zorns oder gar des Hasses und der Beschimpfung, wie sie bei uns gegen die grausamen Feinde üblich waren, kam bei der schauerlichen Schilderung über seine Lippen. „Sie sind arme, irregeführte Menschen, die, im Finstern wandelnd, den Heiland noch nicht kennen," schloß er wie entschuldigend seine Mitteilungen, und ich, als Militärarzt schon halb zum rauhen Krieger geworden, mußte ihn in tiefster Seele bewundern.

Endlich hatten wir unser Ziel erreicht und einen geeigneten Lagerplatz gefunden. Jetzt, da mein glühender Durst gelöscht war, konnte ich auch meinen Hunger stillen, und während ich aß, zündete der Pater einen rasch aus dürrem Gras, zähen Pflanzenstengeln und dornigem Buschwerk zusammengeworfenen Haufen an, um die giftigen Insekten zu verscheuchen.

Digitized by Google

„Wird uns das Feuer nicht verraten?“ fragte ich bei dem Anblick etwas beängstigt.

Er schüttelte den Kopf. „Fürchte nichts. Der Herr, der Dich hierher geführt, wird weiter helfen. An meiner Seite stehst Du in seinem und des Klosters Schutz.“

„Und den sollten diese wilden Teufel respektieren?“ fragte ich ungläubig.

„Solange unser Orden hier im Lande weilt, ist noch keinem meiner Brüder und Schwestern ein Haar gekrümmt worden; sie wissen, daß wir friedliche Eroberer sind, die selbst ihre Feinde lieben.“

Er setzte sich, als das Feuer hell aufloderte, neben mich in das hohe Gras, zog ein Stück hartes Brot aus seiner Kutte und genoß einiges Obst dazu, das im Garten der Station gezogen war. Die Konserven, die ich ihm anbot, verschmähte er.

„Wir essen kein Fleisch,“ sagte er, „und seit Jahren habe ich mich davon entwöhnt.“

Ich lehnte mich an den Stamm des Baumes in meinem Rücken und sah ihm fest in das bärtige, gesunde, doch von Mühe und Arbeit etwas hagere Gesicht.

„Verzeih', daß ich meine Neugier nicht länger bezwingen kann. Was trieb Dich, Deinen Beruf aufzugeben, warum hast Du die Heimat verlassen?“

„Das letztere könnte ich auch Dich fragen.“

„Da ist die Antwort schnell gegeben. Du weißt ja, daß ich schon auf der Universität die Absicht hatte, meine medizinischen Kenntnisse einmal im Dienst des Vaterlandes dem Heere zu widmen. Gleich nach bestandenem Examen trat ich in die Armee. Zwei Leutnants meines Regiments gingen bei Ausbruch des Aufstandes mit nach Afrika — und ihr Beispiel verlockte mich. Hier, wo es Wunden und Krankheiten in Fülle gab, konnte ich meinen Beruf besser betätigen als daheim im friedlichen Vaterlande. Familienbande fesselten mich ja nicht, ich war frei und ungebunden.“

„Ungebunden!“ Die Wiederholung des Wortes klang so seltsam im Munde des Mönchs, daß ich ihn betroffen ansah.

„Was sagst Du?“

Er antwortete nicht und blickte starr in die qualmende Glut des Feuers. Das Knattern des brennenden Holzes mischte sich mit jenen unheimlich unerklärlichen Lauten der Nacht, die bisweilen von den verdämmernden Höhen des Waterbergs herüberdrangen. Sonst störte nichts das tiefe Schweigen. Regungslos hingen die Blätter an ihren Stielen, ein weißlicher Dunst, zu aschfarbenen Nebeln sich verdichtend, quoll aus dem feuchten Boden und schwebte in lautloser Stille über uns. Dann brach mit fahlem, gespenstigem Lichte der Mond durch die wallenden Schleier und blickte wie ein stumm harrender Zuschauer in schweigender Erwartung auf uns nieder.

Das Auge des Trappisten schweifte vom trüben Schein des irdischen Feuers empor zum reinen Lichte des himmlischen Gestirns. „Ungebunden,“ begann er plötzlich, wie mit sich selbst redend, in schwerem, feierlichem Tone, „ungebunden von allem Irdischen kann der Mensch wohl nur dann sich nennen, wenn er allein dem Dienste Gottes sich weiht. Wer noch auf Glück und Freuden dieser Welt hofft, der ist unfrei.“

Digitized by Google

„Du mußt Furchtbares erfahren haben," sagte ich, „daß Du so sprechen kannst."

„Furchtbares, ja," nickte er. „Was sind die Schlachten, die ihr mit blutigen Waffen schlagt, gegen die Kämpfe, die der Mensch mit dem Dämon in seinem Innern zu bestehen hat! Bald, nachdem wir uns in Würzburg getrennt, haben sie für mich begonnen. Mein Kleid verbietet es, Dir auszumalen, was ich damals fühlte. Wir haben ja beide in jugendlichem Übermut mit manchem Mädchen gescherzt, aber was ich für Elly Braun empfand, war etwas anderes. Im ersten Jahre meiner Münchener Praxis war's. Auf einem Maskenball lernte ich sie kennen. Einem Blitzstrahl gleich entflammte sie die Leidenschaft in mir. Sie war ein ehrbar tugendhaftes Bürgerkind und schön wie der Morgenstern, wenn er aus den Wellen des Meeres taucht. Den ganzen Abend tanzte ich allein mit ihr und bald merkte ich, daß sie meine Empfindungen teilte. Als ich für sie und ihre Mutter den Wagen heranrief, als wir uns am Schlage die Hand zum Abschied reichten, da offenbarte der eine kurze, warme Druck uns das ganze Geheimnis. Wir waren für einander geschaffen, wir mußten uns immer lieben. Selig, ihr Bild im Herzen, kehrte ich heim. Es war bei mir, wenn ich einschlummerte und erwachte, es begleitete mich durch die Straßen und wandelte mit mir in den buschigen Anlagen der Isarauen, die ich täglich, wenn meine Sprechstunden vorüber waren, zu einem längeren Spaziergang aufsuchte.

Da war es auch, wo ich sie wiedersah.

An der Seite eines etwas stutzerhaft gekleideten jungen Mannes schritt sie, ohne mich auf meiner von dichtem Gebüsch verborgenen Bank zu bemerken, plaudernd ganz nahe an mir vorüber. Ob es ein Bruder, ein Verwandter war? — Der Gedanke ließ mir keine Ruhe. Ich sprang auf und folgte in einiger Entfernung dem Paare. An der Wittelsbacherbrücke sah ich Ellys Begleiter einen Trambahnwagen besteigen. Sie sah ihm einen Augenblick nach, dann schritt sie über die Straße, um durch die jenseitigen Anlagen ihren Weg zur Frauenhoferbrücke fortzusetzen.

Schon an der nächsten Wegbiegung stand ich neben ihr. Sie schien leicht zu erschrecken, doch bald röteten sich die erblaßten Wangen wieder.

„Ich habe Sie schon vorhin gesehen," bemerkte ich, „doch mochte ich nicht stören, da Sie Gesellschaft hatten."

„Es war Herr Alban Fortner. — Der Sohn vom Kompagnon meines Vaters," fügte sie etwas verlegen hinzu.

Die Eifersucht, die sich in mir geregt, wollte noch nicht schweigen. „Es scheint, Sie sind recht gut mit ihm bekannt?"

Ein Schatten glitt über ihr liebliches Gesicht. „Ich soll ihn sogar heiraten," sagte sie leise.

Wenig fehlte und ich hätte laut aufgeschrieen in ohnmächtiger Wut.

„Und Sie, Sie lieben ihn?" stieß ich, mich mühsam bezwingend, mit verhaltenem Atem hervor.

Sie sah mich mit ihren kindlichen, wundervollen Augen beinahe erschrocken an.

Digitized by Google

„Das weiß ich nicht," antwortete sie ganz naiv, „erst seit ich Sie kenne, habe ich darüber nachgedacht."

„Aber Sie glauben es?"

„Nein," entgegnete sie diesmal offen und ohne Zögern. Doch verlegen setzte sie schnell wie mildernd hinzu: „Eigentlich nicht."

„Aber Fräulein Braun, wenn es so steht, wer kann Sie zwingen?" Ich hatte ihre leise bebende Hand, die sie mir nicht entzog, ergriffen und führte das Mädchen zur nächsten, in den Weiden des Ufers halb versteckten Bank.

„Es ist der Wunsch meiner Eltern. Man soll Vater und Mutter lieben."

„Aber doch nicht mehr als sich selbst."

Sie schüttelte den Kopf zu meinem egoistischen Einwurf. „Mein Vater ist Herrn Fortner zu großem Danke von früher her verpflichtet und auch geschäftlich von ihm abhängig. Es ist zwar noch nicht ausgesprochen worden, da wir beide noch sehr jung sind, aber Alban gilt schon lange als mein heimlich Verlobter. Wäre er nicht neulich auf der Geschäftsreise nach Wien begriffen gewesen, so hätten Sie ihn schon auf dem Balle kennen gelernt."

Mir war es, als erstarre alles in mir, als wandle sich das warme Blut meiner Adern in frostiges Eis.

„Um Gottes willen, was haben Sie?" fragte das schöne Mädchen plötzlich. „Sie werden ja ganz blaß. Sie sind doch nicht unwohl?"

„Ich, — nein, — es geht schon vorüber. — Aber gestatten Sie mir eine Frage, — wenn Sie nun fühlten, daß Sie einen andern liebten, — wahrhaft, — innig, — fürs ganze Leben, — würden Sie auch dann —?"

Jetzt erblaßte auch sie, ein Zittern lief über den zarten Körper und sie schlug die Augen mit den langen Seidenwimpern zu Boden. Als sie endlich wieder aufblickte, sah ich an dem schmerzlich ernsten Ausdruck ihres Gesichts, daß sie mich verstanden hatte.

„Würden Sie nicht dem Zuge Ihres Herzens folgen?" ergänzte ich, immer deutlicher werdend, meine Frage.

„Solange Alban lebt, — darf ich es nicht; — nur wenn er unerwartet stürbe, wenn ich frei und selbständig wählen dürfte — — —"

„Dann, Fräulein Elly — — dann —" rief ich außer mir und wollte von neuem ihre Hand ergreifen, als sie errötend stockte.

Doch diesmal, einer scheuen Taube gleich aufflatternd, wich sie vor mir zurück. „Fragen Sie nicht weiter, — ich muß nun gehen, — das Beste ist, — wir sehen uns niemals wieder — — —"

Ihr flehender Blick entwaffnete mich. Passanten näherten sich und da sie in heftiger Erregung rasch davoneilte, wagte ich ihr nicht zu folgen.

Der Erzähler schwieg, tief Atem holend, und stützte das bärtige Haupt auf die gebräunte Hand.

„Du bist wirklich nicht mehr mit ihr zusammengetroffen?" fragte ich nach einer Weile.

„So — wie an jenem Tage nicht wieder. Wohl sah ich sie noch öfter mit Vater oder Mutter auf der Straße, aus dem Konzert oder Theater kommend, aber fast immer war der junge Fortner dabei. Sie schien mir auszuweichen und ich mochte sie nicht ansprechen, um nicht mich und sie

Digitized by Google

unnütz zu quälen. O, ich habe viel gelitten in jener Zeit, da ich noch der Welt und ihren vergänglichen Freuden ergeben war! Ein zweiter Tantalus, sah ich vor mir die blinkende Quelle, die labenden Früchte und verschmachtete im Durst nach dem Glück."

„Armer Freund", sagte ich tief ergriffen.

„Nein," wehrte er ab und über seine Züge verbreitete sich wieder jene überirdische, heitere Helle, die wie der Wiederschein einer unsichtbaren Sonne ihn verklärend umleuchtete, „nein, bemitleide mich nicht. Es ist ja überwunden, was ich Dir schildere, und wem Gottes Gnadensonne lächelt, der freut sich der Martern, die ihn in seine Vaterarme getrieben. Laß mich zu Ende kommen. Eines Tages verbreitete sich in der Stadt die Kunde von einem schweren Eisenbahnunglück, das in nächster Nähe, nur wenige Stationen entfernt, sich ereignet hatte. Ein Schnellzug war in voller Fahrt auf einen Güterzug gestoßen, entgleist und die hohe Böschung hinabgestürzt. Fast alle Passagiere sollten tot oder schwer verwundet sein. Ein Hilfszug mit Sanitätspersonal war sogleich nach der Schreckensstätte abgegangen und wie mir meine Haushälterin berichtete, waren bereits vor einer Stunde die ersten Opfer der Katastrophe eingetroffen.

Ich wollte eben ausgehen, um nähere Erkundigungen einzuziehen, als die Glocke heftig gezogen wurde und der Diener einer Herrschaft in der nahen Maistraße meinen ärztlichen Beistand verlangte. Obwohl ich den Namen nicht verstanden hatte, war ich auf der Stelle bereit mitzugehen und erst auf dem Wege erfuhr ich, daß es sich um ein Opfer des Bahnunfalls handelte. Man hatte den Schwerverwundeten, der mit dem Hilfszuge eingetroffen, sogleich in seine Wohnung geschafft und da der Hausarzt verreist war, wurde zu mir, als dem zunächst wohnenden Doktor, geschickt.

Wenige Minuten später standen wir bereits vor dem großen, eleganten Hause — und als ich den Namen auf dem Türschilde las, fuhr ich betroffen zurück.

„Ist das Ihre Herrschaft," fragte ich in höchster Bestürzung.

„Ich stehe bei dem alten Herrn Fortner im Dienst", lautete die Antwort, „aber es handelt sich um den jungen."

„Herr Alban Fortner, nicht wahr?"

„Ja, er ist auf einer Geschäftsreise begriffen gewesen und war eben auf der Heimfahrt. Wir erwarteten ihn am Nachmittag zurück, statt dessen haben ihn die Krankenträger ins Haus gebracht."

Ich kann Dir das Gefühl nicht beschreiben, mit dem ich die breite, teppichbelegte Treppe zum ersten Stocke emporstieg. Zu meinem Nebenbuhler, dem vorbestimmten Bräutigam Ellys, war ich gerufen und meine Kunst sollte ihn vom Tode retten! In meiner Seele aber hallten die letzten Worte des geliebten Mädchens wieder. Wenn Alban Fortner tot wäre, würde sie mein sein. Unser Fleisch, das die Erbsünde vergiftet hat, ist schwach. Der Gedanke, den sie unschuldig und ahnungslos ausgesprochen, fraß wie höllisches Feuer in meinem Innern, mit jedem Schritte wühlte und bohrte der Wurm sich tiefer. In meiner sündigen Verblendung hätte ich den Himmel bitten mögen, meine Hilfe unwirksam sein, den Verwundeten sterben zu lassen.

Digitized by Google

Erst als ich vor dem totenbleichen, leise wimmernden und stöhnenden Manne stand, als mich seine Angehörigen klagend und jammernd umringten, kam ich wieder zu mir und tat, was ich tun mußte. Ich wandte meine ganze Kunst an, die Schmerzen des Unglücklichen zu lindern und eine mögliche Heilung einzuleiten.

Alban Fortner war furchtbar verletzt und es erschien mir als ein Glück, daß er noch nicht zur Besinnung, zum Bewußtsein seiner Leiden gelangt war. Splitter von Eisen und Holz waren ihm in den Unterleib gedrungen, und erst nach stundenlanger Arbeit gelang es mir, sie zu entfernen, die immer wieder beginnende Blutung zu stillen und einen festen Verband anzulegen.

Jeden Augenblick hatte ich erwartet, Elly eintreten zu sehen, doch sie war nicht gekommen. Erst im Fortgehen erfuhr ich aus einem Gespräch des alten Fortner mit ihrem rasch herbeigeeilten Vater, daß das junge Mädchen zur Zeit auf Besuch bei Verwandten in Wien weilte. Man wollte sie telegraphisch benachrichtigen, doch war vor dem nächsten Abend ihre Rückkehr kaum zu erwarten.

Am andern Morgen traf ich den Verletzten noch immer bewußtlos in den schweren Delirien des Wundfiebers. Ich sah, daß seine Rettung mehr bei Gott als in meiner Hand stand und meine ärztliche Kunst vermochte einstweilen nichts zu helfen. Als ich am Nachmittag wiederkam, hatte ich vorher ein Fläschchen mit Morphium zu mir gesteckt und meine Vermutung bestätigte sich. Der junge Fortner war endlich zur Besinnung gekommen und litt entsetzlich. Sein Vater, der, mit der Krankenschwester allein im Zimmer, seine Qualen nicht länger mit ansehen konnte, beschwor mich, vor allem die unerträglichen Schmerzen des Unglücklichen zu lindern. Meine ärztliche Pflicht gebot das Gleiche, doch ehe ich die nötigen Schritte tun konnte, ward der alte Herr durch einen Geschäftsbesuch, der ihn dringend zu sprechen wünschte, abgerufen. Da die Karbolwatte ausgegangen war und der Diener auf mein wiederholtes Rufen nicht erschien, mußte ich auch die Schwester fortschicken, um von der ziemlich entfernten Apotheke das Fehlende zu holen.

Kaum hatte ich, mit dem Leidenden ganz allein geblieben, ihm die erste geringe Dosis Morphium beigebracht, so begann das Gift seine wohltätige Wirkung zu üben. Die im Paroxismus des Schmerzes weit und starr geöffneten Augen schlossen sich, der zuckende Körper kam zur Ruhe und schwer atmend, in halber Betäubung lag der Unglückliche vor mir.

Wie ich beobachtend in sein fahles Gesicht blickte, erschien es mir fast wie das eines Sterbenden und die finsteren Gedanken von gestern schlichen sich aufs neue in meine Seele. Wenn Elly in wenigen Stunden eintraf, konnte sie ihn tot und mich statt seiner finden. „In Deiner Hand liegt es, euch beide glücklich zu machen," raunte mir der höllische Versucher zu und barg seine mörderischen Einflüsterungen unter der Maske heuchlerischen Mitleids. Daß Fortner am Leben blieb, war ja so gut wie ausgeschlossen. Warum sollte ich ihn länger leiden lassen? Ja, ein Werk der Barmherzigkeit war es, seine Qualen zu enden. Noch eine Dosis Morphium wie die erste, und er erwachte nicht mehr. Kein Mensch konnte mir nachweisen, was ich tun wollte.

Digitized by Google

Mit solchen Sophismen die letzten Regungen des Gewissens beschwichtigend, streckte ich die Hand nach dem verhängnisvollen Fläschchen aus, das ich auf den Tisch neben dem Bette gestellt hatte. Da — was war das! — Wie ein Schlag vor die Stirne traf es mich, — der Arm zitterte, ein Schauder lief mir durch Mark und Bein und meine Knie drohten zu brechen.

Aus dem Nebenzimmer, durch die dünne Wand, tönte deutlich eine Kinderstimme — ich erkannte sie wieder, — es war das kleine Mädchen, das ich gestern weinend im Krankenzimmer gesehen, — Albans jüngstes Schwesterlein. Das Kind betete, — betete für ihren unglücklichen Bruder.

„Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!“ klang es wie die Posaune des jüngsten Gerichts an mein Ohr.

Das Glas mit dem Morphium entfiel meiner bebenden Hand und rollte klirrend zu Boden. Es war mir, als dringe das kalte Richtschwert des Henkers, dem man den Mörder übergeben, durch meinen Hals. Schwarze Nacht, von blauen und gelben Schwefelflammen durchzüngelt, wogte vor meinen Augen und ich sank in die Kniee.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder!“ stotterte ich, selbst noch bleicher als der Unglückliche vor mir auf dem Lager. Und wieder lauschte ich in unnennbarem Entsetzen.

Vom nahen Kapuzinerkloster herüber klang ernst und feierlich das Aveläuten. Mein Blick fiel durch das Fenster. Das goldene Kreuz auf dem grauen, stillen Kirchlein war von roter Glut umflossen, die letzten Strahlen der Abendsonne durchtränkten die Luft mit schimmerndem Purpur und in einer plötzlichen Vision glaubte ich Golgatha und das heilige Blut des Erlösers fließen zu sehen. Ein schlichter Vers, den dem Kinde die Mutter gelehrt, fiel mir ein:

„Siehst Du ihn auf Dornenpfaden
Mit der schweren Kreuzeslast,
So vergiß die Rosenpfade,
Die Du schon gewandelt hast,“

und wie ich ihn vor mich hinflüsterte, gingen mir die Augen völlig auf. Schaudernd blickte ich in die schwarze Tiefe meiner Seele. Dicht am Rande des Abgrunds war ich gestanden. Ein Schritt noch — und ich lag als Mörder in ewiger Verdammnis begraben.

Jetzt wogte die flammende Glut der Abendröte auch durch das Fenster herein, gleich der heißen Liebe des Menschensohnes, die mich im letzten Momente gerettet, und im Nebenzimmer klang wieder die Stimme des betenden Kindes: „Vergib uns unsere Schulden, so wie wir vergeben unseren Schuldigern.“

Meine bebenden Lippen wollten es nachstammeln, — da öffnete sich die Tür und die Schwester trat wieder ein. Schnell griff ich nach dem Morphiumglas und stellte es auf den Tisch zurück. Der Kranke war eingeschlummert, — das schien ein gutes Zeichen zu sein, und im stillen dankte ich Gott für diese Gnade. Um seine Vergebung zu erlangen, war ich entschlossen, den Dornenpfad zu gehen, den uns der Heiland gewiesen. Nur

Digitized by Google

wenn es mir gelang, den Unglücklichen mit des Himmels Hilfe zu retten, konnte ich wieder ruhig werden. Mein Leben aber sollte fortan der Reue und Buße im Dienste der ewigen Liebe gewidmet sein.

Nach kurzer Zeit erschien auch der alte Fortner wieder und an seiner Seite Elly, die soeben von der Bahn eingetroffen war. Mich bemerkend fuhr sie erblassend zurück, faßte sich aber und warf mir einen bittenden Blick zu. Ich verstand, daß ich sie nicht kennen sollte, und fast freudig legte ich mir selbst das erste Martyrium auf, sie kühl und höflich wie eine Fremde zu behandeln. So blieb es auch, wenn wir uns am Schmerzenslager Albans wieder trafen, doch zum Glück geschah es nicht oft und niemals waren wir allein.

Schlaflos waren die Nächte, die ich damals verbrachte. Um mich selbst zu kasteien, betete ich voll Inbrunst für das Leben dessen, den ich hatte morden wollen — und unser Herr erhörte mich in seiner Gnade. Nur als ein Wunder konnte ich es betrachten, daß Alban Fortner nach mondelangem Leidenslager völlig genas. Seine Angehörigen schrieben es meiner Kunst, meinen unablässigen Bemühungen zu, den Unglücklichen zu retten.

Ich hätte ein berühmter, vielbegehrter Arzt werden können, aber ich wurde Trappist. Das hatte ich mir schon in der ersten Nacht nach jener furchtbaren Versuchung gelobt und nur die Wiederherstellung oder den Tod Albans abgewartet, ehe ich meinen Entschluß zur Ausführung brachte. Der Orden, der so viele strenge und ernste Büßer in sich vereint, nahm den Reuigen liebend auf. In einem seiner Klöster am Rhein widmete ich mich mit ernstem Eifer zugleich dem Studium der Theologie und konnte schon nach kurzer Zeit die heiligen Weihen empfangen. Pater Cöleſtinus nannte mich nun die Welt und bald erfüllte sich auch mein Wunsch, als Glaubensbote hinausziehen zu dürfen in ferne Welten und den armen Heiden das Licht des Evangeliums zu bringen.

Es war auf der Reise hierher, als ich noch einmal München berührte. Die anderen Missionsbrüder, die mit mir über das Meer fuhren, sollte ich erst in Hamburg treffen, und allein schritt ich durch die Straßen zum Bahnhof. Da mir noch Zeit blieb, trat ich in die letzte Kirche, an der ich vorüberkam, um in der Stadt, wo mir das wahre Heil widerfahren war, Gott noch einmal für die Rettung meiner Seele zu danken.

Aber seine Wege sind unerforschlich und ich ahnte nicht, warum er mich diesen geführt. Es war die letzte schwere Prüfung, die mir zur Strafe für meine Sünden auferlegt ward, und der heiligen Jungfrau sei Dank, ich habe sie bestanden.

Als ich in Andacht versunken auf den Knieen lag, betrat ein Hochzeitszug das Gotteshaus.

Es waren Alban Fortner und Elly, seine Braut, mit ihren Verwandten. Ihr weißes Kleid streifte mich, aber ich sah nicht auf und blieb in dem fremdartigen Gewande unerkannt.

Um mich selbst auf die Probe zu stellen, hielt ich aus, trat hinter einen Pfeiler und sah, wie sie gesenkten Blickes mit ihm vor dem Altare die Ringe wechselte. Ich war fest geblieben, denn nur Gott war noch in

Digitized by Google

meinem Herzen. Ehe die Zeremonie ganz beendet war, verließ ich die Kirche. Möge sie mich vergessen haben und glücklich geworden sein!"

„Wie Du es geworden zu sein scheinst," sagte ich, aufs tiefste ergriffen.

Er blickte wieder auf das allmählich erlöschende Feuer. In senkrechter Säule, wie Abels Opferbrand, stieg sein letzter Rauch wallend zu Gottes Riesenaltar empor und mit ihm wandten sich die Augen des Trappisten dem nächtlichen Himmel zu.

„Ich bin es, — dem da droben sei Dank! Darf ich doch glauben, daß er mir verziehen. Wie viele Beweise seiner Gnade und Güte hat er mir nicht gegeben, seit ich hier bin! Auch den, daß ich heute der Retter eines lieben, alten Freundes werden durfte."

Ich war zu bewegt, um antworten zu können, schweigend nur drückte ich Pater Cölestinus die von harter Arbeit rauhe Hand.

Das Feuer war in sich zusammengesunken, der Mond hinter den dunklen Rand der Höhen hinabgetaucht. Aber an Stelle der fahlen Dunstschleier, die anfangs den Himmel bedeckt, blickten die tausend goldenen Augen des Jenseits mit stillem, versöhnendem Glanze auf uns nieder und predigten das Evangelium der ewigen Liebe.

Vier Bretter.

Von Jos. Stibitz.

Zu einem Tischler war einst mein Gang,
Der munter sich ein Liedel sang . . .
„Lieber Tischler, was machst du hier?"
„Mein Gott! Ich hoble der Bretter vier."
„Sind denn der Bretter vier genug?"
„Der Bretter vier sind wohl genug
Zu einer kleinen Wiege."

Und wieder ich den Tischler fand,
Wie er traurig bei seiner Arbeit stand . . .
„Lieber Tischler, was machst du hier?"
„Mein Gott! Ich nagle der Bretter vier."
„Der Bretter vier, sind das genug?"
„Der Bretter viere sind genug,
Genug zu einem Sarge."

Digitized by Google

Umschau.

Wiener Frühjahrsausstellungen 1907. Eine Beobachtung, die der Besucher aller Gemäldeausstellungen der letzten Jahre machen konnte, drängt sich ihm auch heuer auf: das Portrait und die Landschaft in allen Arten der Auffassung und Ausführung herrschen vor, während die Allegorie und das Phantasiebild fast gänzlich fehlen. Es ist, als mangele es den modernen Künstlern an Gedanken und Einfällen; was sie uns bieten, sind Ausschnitte aus dem Leben, Kopien der Natur, deren Wert nur in Stimmung und in Technik, nicht auch in dem Sujet des Bildes liegt. Der moderne Maler sucht nur noch nach „Motiven", nicht nach „Ideen". Am schärfsten tritt dies im Künstlerhause zutage. Hier ist die Idee von der Malkunst ganz vernachlässigt worden und hat sich — aber auch nur in einzelnen Fällen — zur Plastik geflüchtet, um hie und da wirklich schöne Verkörperung zu finden. Genannt seien in dieser Hinsicht Otto Königs hübsche und in ihrer Zusammenstellung von Naturmuschel und Kunstwerk originelle Bronzen „Auf zum Licht" und „Überraschung", Charpentiers „Wohltätigkeit" und Schwerdtners ergreifendes „Grabdenkmal", das zum Unterschiede von den üblichen Grabmonumenten statt der trauernden Frauengestalt einen in Schmerz zusammengebrochenen Jüngling zeigt. Unter den übrigen Kunstwerken des Skulpturensaales fällt außer einigen charakteristischen Porträtbüsten — darunter Richard von Kraliks wohlgelungener Kopf von Franz Schwathe — Max Kleins in zweifarbigem Marmor ausgeführtes „Mädchen am Felsen" ebenso angenehm auf wie Benks ganz allerliebste Kinderköpfchen, bei denen man den harten und kalten Marmor für weiches, rosiges Kinderfleisch zu halten versucht ist. Von bewundernswerter Feinheit sind Lengsfelds Elfenbeinplaketten, voll lebenswarmen Humors Hackstocks „Duett" — ein mit dem auf seiner Hand sitzenden Vogel um die Wette pfeifender Knabe — und Hertels „Ziehender Musikant". Fremd mutet den Deutschen Charpentiers „Eva" an, die nur die Nacktheit und die Schlange, nach der sie sich eben bückt, mit der naiven Bewohnerin des Paradieses gemein hat: Haltung und Ausdruck des zur Seite gewendeten Kopfes sind die einer modernen, in allen Koketterien geübten Pariserin.

Unter den Gemälden gibt es wenig Eigenartiges, aber viel des Schönen und Tüchtigen und gar manches, was der Beschauer lieb gewinnen muß. Als solches möchte ich vor allem ein auf den ersten Blick fast unscheinbares Bild nennen, das sich dem, der es bemerkt hat, ins Herz stiehlt: es ist des Düsseldorfers Max Volkhart „Abendsonne". Das Bildchen läßt sich schwer beschreiben, denn es ist eigentlich gar nichts darauf zu sehen: eine altmodische, offen stehende Tür, durch die man im Nebenzimmer einen ebenso altmodischen Schrank erblickt; auf dem Fußboden des sonst leicht dämmerigen Raumes ein leuchtender Sonnenfleck, den die untergehende Sonne durch ein unsichtbares Fenster hereinzaubert. Also auch nur ein „Motiv" ohne „Idee", aber

Digitized by Google

so voller Stimmung, ja man möchte sagen, voller Seele! Dies Interieur, dessen Stille man förmlich sieht, atmet einen solchen Frieden, daß es den Beschauer wie Sehnsucht nach diesen Räumen überkommt und daß er sich unwillkürlich ein paar stillglückliche, gute Menschen als Bewohner hineindenkt. Unter den übrigen Interieurs verdient Pflügls „Piaristenkirche in Wien", die ebenso wie Propsts „Motiv aus Schloß Kreuzenstein" und Köpfs „Stiftskirche zu Klosterneuburg" leise an Meister Alt gemahnt, Erwähnung. An Porträts herrscht diesmal ein Überfluß, der fast ermüdend wirkt, denn ist die Persönlichkeit des Porträtierten an und für sich nicht besonders charakteristisch oder vom Maler nicht in vollendet künstlerischer Weise aufgefaßt und herausgearbeitet, so läßt das Bild kalt. Zu den ansprechendsten dieser Art möchte ich Krestins, Angelis, Joanowitsch' und Ferraris Arbeiten zählen, die eine bewundernswerte Kraft der Wesenswiedergabe verraten. Auch Adolf Karpelus' Ölgemälde „Meine Mutter" fesselt stark, sowohl durch seine Lebenswahrheit als durch den Kontrast zwischen der Gestalt der alten Dame mit dem mächtigen Blumenstrauß im Vordergrunde und dem jungen Frühlingsgrün des Waldes hinter ihr.

Unter den Landschaftern behaupten immer noch die alten Bekannten Suppantschitsch, Darnaut, Schaeffer, Adolf Kaufman und Kasparides den ersten Platz, wenngleich in des letzteren Werken eine gewisse Manieriertheit immer deutlicher zutage tritt. Von besonders dekorativer Wirkung ist sein „Stiller Herbstabend": eine Gruppe leuchtend goldgelber Bäume mit gleichfarbiger Wasserspiegelung, die scharf mit ihren im grünen Schatten stehenden Nachbarn des andern Ufers kontrastieren; einzelne dunkelrot gefärbte Sträucher tragen zur Erhöhung der Farbenpracht bei. Mit ähnlichen Lichteffekten arbeitet Jungnickel, der in seinem „Buchenwald" grelles Hellgrün aufleuchten läßt. Vornehm wirkt Robert Ruß in seinem sonnigen, an eine südliche Landschaft gemahnenden „Dürnstein an der Donau". Das malerische Dürnstein hat auch Kasimir zu einem stimmungsvollen Bildchen Modell gestanden, während Klosterneuburg durch Max v. Pooſch und Anton Karlinsky ein paar interessant beleuchtete und wirkungsvoll herausgearbeitete Motive geliefert hat. Der Orientmaler Mielich, der sich durch die sachverständige Aufnahme der Wandgemälde in dem von Professor Musil entdeckten Wüstenschloß Kusejr 'Amra einen Namen gemacht hat, ist durch zwei Nilbilder vertreten, die in Farbenton und Stimmung gleich vorzüglich erscheinen. Eine der anheimelndsten Landschaften ist Brunners „Weg ins Dorf": ein Wiesenabhang, an dessen Fuß sich der einsame Fußpfad hinzieht, füllt fast den ganzen Rahmen und läßt rechts nur wenig beschatteten Bäumen, im Hintergrunde einer hell beleuchteten Kirchturmspitze Raum. Die Ruhe und der Frieden der Gegend sind vorzüglich zum Ausdruck gebracht, ohne sentimental zu wirken. — Im Charakterbilde leistet Larwin in seinen „Blumenweibern" sowie in den „Branntweinern" Vorzügliches; Eichhorns „Ausdruckstudie" wirkt trotz der künstlerischen Ausführung durch die Häßlichkeit des Sujets abstoßend und läßt bedauern, daß der Maler kein würdigeres Objekt für sein Können gewählt hat.

Obgleich die diesmalige Ausstellung des Künstlerhauses den Vorzug vor den früheren hat, etwas weniger stark beschickt und somit auch weniger ermüdend zu sein, weist der Katalog immer noch über 500 Nummern auf, — eine Zahl, die ein gründliches Eingehen auf die ausgestellten Kunstwerke unmöglich macht und nur einzelnes herauszugreifen gestattet. Die Sezession dagegen ist ihrer Gewohnheit, wenig an Zahl zu bieten, auch diesmal treu geblieben, man müßte aber einer ihrer fanatischesten Anhänger sein, wollte man behaupten, daß dies Wenige durchweg gut sei. Gleich der

Digitized by Google

erste Saal, der dem Pariser Charles Cottet reserviert wurde, macht einen etwas deprimierenden Eindruck: wohin das Auge blickt, düstere Motive, dumpfe Farblosigkeit, keine Luft, keine Sonne, kein Leben; eine Monotonie in all den vielen Bildern, die dem Beschauer ein Vertiefen in das einzelne — oder wenigstens in mehr als eines — quälend macht; eine Vorliebe für Wiederholungen, die fast komisch wirkt: man denke sich z. B. die altertümliche „Kirche von Segovia" erst bei Tages-, dann bei Abend- und schließlich ein drittes Mal bei Nachtbeleuchtung, jedesmal von ein und demselben Punkte gesehen, in ein und derselben Art wiedergegeben und — mit genau den gleichen Schattenflächen, mögen sie nun vom Mondlicht, von der Mittags- oder der Abendsonne herrühren! Man fühlt sich zu glauben versucht, der Maler habe die einmal angefertigte Zeichnung mehrmals durchgepaust und dann hübsch sorgfältig in der gewünschen Farbenschattierung koloriert. — Düster und einförmig wirkt auch der Belgier Henri Evenepoel, dessen Gemälde den größten Teil eines benachbarten Saales füllen und Respekt einflößen vor der Produktionskraft des jung verstorbenen Malers. Auch in den anderen Sälen vermißt man zum Teil die Farbenfreudigkeit und Lichtfülle, die sonst bei den Sezessionisten zu finden war; sie sind nicht mehr so „verrückt", wie der Laie sie gern nannte, aber auch nicht mehr so originell und genial. An einem sensationellen »clou«, der fast in jeder früheren Ausstellung vorhanden war und das Publikum zu hitzigen Debatten pro und contra anregte, fehlt es gänzlich, — kurz der Glanz der Sezession ist in schnellem Bleichen begriffen. Der schäumende junge Most ist ausgegoren und hat sich in recht mittelmäßigen Wein verwandelt.

Erfreulich fallen drei Porträts von Rudolf Bacher auf; die vom hellen Hintergrunde plastisch sich abhebenden Gestalten sind fast unheimlich lebensvoll und scheinen dem Beschauer nicht nur das Aussehen des Porträtierten, sondern auch sein Wesen und Denken zu übermitteln. Frisch und voller Poesie ist Roesch in seiner „blühenden Wiese" und der „Landschaft bei Genf", von bewundernswerter Feinheit in seiner „Kirche Maria am Gestade". Artur Kampf, mit dem man sich nicht auf den ersten Blick befreundet, bringt in seinem „Schnitter" ein Kunstwerk, das des liebevollen Hineinversenkens wert ist; ebenso fordern Ludwig Sigmundts Landschaften auf, daß man sich ernsthaft mit ihnen beschäftige. Köstlichen Humor weiß der phantasievolle Maximilian Liebenwein in seine Grotesken zu legen; in dem „verrufenen Weiher" gesellt sich dazu eine wohltuende Gemütlichkeit: wie behaglich kauern die seltsamen Sumpfweiblein am Ufer, wie bequem hat das eine von ihnen seine breiten grünen Schwimmfüße aufgestützt — man hört sie förmlich aufklatschen! — und wie friedlich und harmlos liegt weit im Hintergrunde das mittelalterliche Städtchen! — Unter dem jüngsten Nachwuchs haben sich mir zwei Namen eingeprägt: Alfred Milan nimmt durch fleißige Arbeit und ernstes Wollen für sich ein; René Stengels „Bahnhofstraße" — ein durch blauviolette Nacht zu einigen in der Ferne aufblitzenden Lichtern führender Landweg — ist genial empfunden und wiedergegeben; auch seine beiden kleineren Arbeiten „Im Frühling" und „Plafondskizze", verraten ein schönes Können, das von der Zukunft manches erwarten läßt. — Der letzte Saal ist Ferdinand Schmutzers prächtigen Radierungen eingeräumt und gibt willkommene Gelegenheit, des Meisters Kunst zu bewundern.

Die Originalität in der Raumausgestaltung, durch die die Sezession sich sonst auszuzeichnen pflegte, ist diesmal im Hagenbund zu finden, in den überhaupt so manche Tugend der Sezessionisten aus deren Blütezeit übergesiedelt ist, — freilich auch manche Unart. Als solche fällt z. B. die kapriziöse Numerierung der Aus-

Digitized by Google

stellungsobjekte auf, die immer wieder ein suchendes Blättern im Katalog notwendig macht. Dieser selbst ist apart, aber nicht gerade geschmackvoll ausgestattet. Die Säle sind nicht mit Nummern, sondern je nach Ausgestaltung und Inhalt mit Namen bezeichnet, was die Orientierung auch nicht erleichtert, zumal es zwei „Schwarz-Weiß-" und zwei „Varia"-Säle gibt. Mit Ausnahme des freundlichen Majolikasaales (in dem auch mehrere der bekannten Grotesken des alten Messerschmidt Platz gefunden haben) und des geräumigen Porträtsaales erscheinen die einzelnen Gemächer etwas zu klein bemessen, was störend fühlbar wird, sobald die Malart ein weiteres Zurücktreten des Beschauers erfordert. So kommen z. B. in den „Vier Jahreszeiten" Junks und Baars farbenbunte Pointillierungen nicht zu rechter Geltung. Anderseits muß anerkannt werden, daß die feinen Zeichnungen von Wilke und Svabinský, die zartfarbigen Monotypien Konopas, die originellen Weiß- auf Schwarz-Zeichnungen Simays, der mit wenigen charakteristischen Strichen ein Bildchen hinzaubert, durch die Intimität des Raumes ebenso an Reiz gewinnen wie Roths kunstvolle Radierungen, Hollitzers humorsprudelnde „Karikaturen" und Leflers und Urbans entzückende Aquarelle, Illustrationen zu dem Volks- und Kinderliederbuch „Kling-Klang-Gloria". — Ein kühl und feierlich wirkender Raum enthält „Fragmente aus einem Mausoleum", nämlich eine Pietà, Christus- und Engelstudien vom Bildhauer Josef Heu, — recht tüchtige, aber unpersönliche und daher kalt lassende Arbeiten. — Im Porträtsaal nimmt Ludvik Kuba, mit dessen Farbenauftrag sich zu befreunden nicht jedem leicht fällt, den meisten Raum ein. Mehrfach vertreten ist auch Ferdinand Graf, der in seinen Gesichtern ohne echtes Leben, in den Akten hölzern erscheint, aber durch die eigentümlichen, leuchtenden und doch nichtgrellen Farben stark zu fesseln weiß. Ganz prächtig ist in dieser Beziehung sein sonnig grünes Gartenbild mit den „Kindern des Herrn P." im Vordergrunde. Alexander Goltz hat mit dem Bilde des „Fräulein Mary Mell als Fanny Willoughly" ein schönes, von eigenem Zauber übergossenes Stück gebracht. In Dorsch und Kühl begrüßen wir sympathische Bekannte vom Vorjahr (vergl. Kultur VII, S. 236, 238). — In dem einen Varia-Saal fesseln hauptsächlich Bauriedls in Farbe und Stimmung vornehme Aquarelle die Aufmerksamkeit, während der andere durch Sichulskis galizische Typen und Landschaften, in farbenkräftigem und breitstrichigem Pastell ausgeführt, besonderes Interesse erhält. Barwig hat einige trefflich beobachtete Tierstudien in Holzschnitzerei geliefert, Schaffgotsch kunstvolle Holzintarsien, deren mühsame Arbeit an augenverderbliche Handstickereien denken läßt, Löfler und Powolny zahlreiche Majoliken, die bei Liebhabern wahrscheinlich Bewunderung erregen werden. Mit diesen und andern Gegenständen ist dem Kunstgewerbe im Hagenbund mehr Platz eingeräumt worden als in den andern Ausstellungen, ob mit Recht oder Unrecht ist eine Frage. Wenn Stimmen laut werden, die Malerei und Skulptur getrennt wissen wollen, dürfte das Kunstgewerbe vielleicht mit noch größerer Berechtigung nach Absonderung verlangen. X.

* * *

Die katholische Presse. — Dr. Viktor Naumann (Pseudonym Pilatus), der durch seine Erwiderung auf Hoensbroechs perfides Buch über das Papsttum in erfreulicher Weise gezeigt hat, daß er einer der wenigen Protestanten ist, die nicht nur für die Schäden im eigenen Lager nicht blind sind, sondern auch die Vorzüge auf katholischer Seite anzuerkennen wissen, beleuchtet in einer kürzlich erschienenen kritischen Studie*) in eingehender, streng objektiver Weise die Mängel

*) Die katholische Presse. Wiesbaden, Herm. Rauch, 1907. 8° (38 S.) M. —.50.

Digitized by Google

der katholischen Presse und den Grund, warum sie, „die Presse einer Partei von zweieinviertel Millionen Wählern, von allen Parteipressen verhältnismäßig den kleinsten Prozentsatz an Lesern besitzt". Wenngleich Naumann hierbei in erster Linie die Preßverhältnisse in Deutschland im Auge hat, sind seine Untersuchungen auch für uns Österreicher nicht ohne Interesse, da die Dinge in mancher Hinsicht bei uns ähnlich liegen. — Der Verfasser erklärt im vorhinein, daß er sehr offenherzig sprechen werde, denn der Schäden seien viele und endlich einmal müsse ein befreiendes Wort gesprochen werden. Vor allem sei es ganz unleugbar, daß die liberalen und sozialistischen Blätter viel besser „gemacht" seien als die katholischen. „Mit Ausnahme der ‚Köln. Vztg.' und vielleicht der ‚Germania' ist kein Zentrumsblatt im letzten Sinn ‚modern' gemacht, so gut sie auch geleitet sind." Eine Zeitung, die auf reges Interesse eines großen Leserkreises rechnen wolle, dürfe nicht allein die politischen und sittlichen Bedürfnisse der Parteigenossen befriedigen, sondern müsse außerdem danach trachten, in wirtschaftlicher und kommerzieller Beziehung von Nutzen zu sein, den Neuigkeitsdrang des Publikums zu stillen, amüsante Unterhaltung zu bieten, dabei aber auch durch einen großen Inseratenteil geschäftlich vermittelnd und geschäftserleichternd zu wirken. Was die erste Forderung — die Befriedigung der politischen und sittlichen Bedürfnisse der Partei — betrifft, so werde in der Zentrumspresse zuweilen des Guten eher zu viel als zu wenig getan: der den kirchlichen Fragen überlassene Raum werde allmählich zu breit, — man könne aber in einer Tageszeitung nicht immer wieder religiöse Fragen erörtert sehen. „Der Grundsätze, der sittlichen wie der religiösen, unbeschadet, muß das rein Kirchliche eingeengt, beschränkt werden". Manche Blätter z. B. seien angefüllt mit Berichten über Fahnenweihen, Primizen, Jubiläen, bischöfliche Firmungsreisen und Ähnlichem, die von freiwilligen Mitarbeitern geliefert werden und nur lokales Interesse beanspruchen können. Andere bringen wieder im Feuilleton, „in dem man ganz andere Sachen zu lesen hofft, alle die gelehrten, oft recht nebensächlichen Elaborate mancher Mitarbeiter, die in wissenschaftlichen Blättern nicht abgesetzt wurden . . . Solche Arbeiten gehören in eine Beilage für sich". Ferner wird nach Naumanns Meinung in manchen katholischen Zeitungen jedes politische Ereignis von zu einseitig religiösem Standpunkt aus betrachtet. „Man muß hier sehr scharf zwischen idealen Grundforderungen, die selbstverständlich für das Zentrum immer nach dem religiösen Gesichtspunkt zu formulieren sind, und der praktischen politischen Arbeit des Tages unterscheiden." — Ein weiterer Übelstand, besonders bei kleinen Blättern, sei in der zu großen Abhängigkeit von den „Korrespondenzen", die oft nur literarisches Mittelgut liefern, zu suchen. So geschehe es nicht selten, daß ein und derselbe Artikel in einer Reihe von Zeitungen zu finden sei, wodurch das Lesen *mehrerer* Parteiorgane sich langweilig gestalte. Dagegen habe jede mittlere liberale Redaktion „2—5 Redakteure, häufig sehr gewandte Leute, die freilich nicht tiefe Kenntnisse besitzen, aber ihr bißchen Universitätswissen geschickt anbringen und sich einen ‚flüssigen' Stil zurechtgelegt haben."

Mit Ausnahme der 3—4 großen Zentrumsorgane werden, wie Naumann ausführt, die katholischen Zeitungen auf dem Gebiete des Nachrichtendienstes und der Auslandskorrespondenzen von der liberalen Presse geschlagen; diese bringe viel mehr Telegramme und habe in allen bedeutenderen Städten des Auslandes ihre Berichterstatter: „Auch in Rom ist der angesehenste deutsche Korrespondent der der ‚Frankfurter Zeitung' und der Wiener ‚Neuen Freien Presse'. Das Zentrum aber

Digitized by Google

verläßt sich entweder auf gelegentliche Hilfsarbeit eines vatikanischen Mitarbeiters, der oft nur zu eigenen Zwecken schreibt, oder ihre Korrespondenten bearbeiten die Sache im Nebenfach. Sie sind daher sogar in Rom schlechter informiert als die liberale Presse, die ihre besseren Informationen höchst einseitig ausnützt. Es kommt hinzu, daß die römischen Korrespondenten der liberalen Blätter sich mehr Ansehen infolge besserer Honorierung geben können." Ähnlich verhalte es sich mit den Parlamentsberichten, die von manchen Provinzblättern nur dann ausführlich gebracht werden, wenn der Zentrumsabgeordnete des betreffenden Kreises eine Rede gehalten habe. Auch der Börsenteil der katholischen Presse bedürfe einer gründlichen Ausgestaltung, wenn man eine große Anzahl bürgerlicher Abonnenten nicht zwingen wolle, wegen der exakten Kurszettel, der ausführlichen Generalversammlungsberichte und der Nachrichten aus allen wichtigen Börsenplätzen nach den liberalen Zeitungen zu greifen. „Daß es auch in einem Zentrumsblatt mit den Börsenberichten geht, hat die ‚Köln. Volkszeitung' gezeigt, deren Börsenteil ausgezeichnet redigiert wird und mitunter gerechte Sensation bei allen ‚Kundigen' erregte!"

Da die Zeitung bekanntlich in mancher Hinsicht belehrend und erzieherisch auf den Leser wirkt, zumal auf den kleinbürgerlichen oder ländlichen, sei es Pflicht der Presse, Zollfragen ernsthaft zu besprechen, ausführliche Nachrichten vom Produktenmarkt zu bringen und so die Landbevölkerung daran zu gewöhnen, aus den Konjunkturen des Weltmarktes ihren Vorteil zu ziehen; um aber das Interesse der Leser täglich neu zu fesseln, seien gute Leitartikel das beste Mittel, Leitartikel mit scharfer Polemik, wenn's sein muß, aber „ohne phrasenhaftes Geschimpfe", das nur die Lachlust gebildeter Gegner erwecke. „Die Kunst auch des populären Leitartikels besteht darin, entweder eine Tagesfrage oder eine größere, eine Prinzipienfrage . . . in gemeinverständlicher, leicht faßlicher Form vom Parteistandpunkt aus zu erörtern, mitunter auch vom individuellen; die Argumente der Gegner in scharfer, je nach dem Leserkreis wechselnder, schlagender und amüsanter Weise abzutun."

Auch am Feuilleton- und Romanteil der katholischen Presse findet Naumann manches zu tadeln: er sei im Vergleich zu dem der andern Blätter langweilig, weil der Redakteur, aus Furcht, etwas Anstößiges zu bringen, oft auch das Amüsante verbanne, ohne zu bedenken, daß gerade die katholische Kirche es war, die in ihrer mittelalterlichen Kunst die frohe und anständige Sinneslust walten ließ. — Es mag sein, daß dieser Vorwurf einzelnen Blättern oder Blättchen gegenüber berechtigt ist, bei den meisten trifft er u. E. nicht zu, — oder aber die österreichischen katholischen Zeitungen unterscheiden sich in dieser Beziehung von denen Deutschlands. Das scheint auch auf einem andern Gebiete noch der Fall zu sein: „Warum ist ein gutes katholisches Witzblatt unmöglich?" fragt Naumann und sucht den Grund in „falscher Prüderie, die mit Sittlichkeit nichts zu tun hat". Nun, der Wiener „Kikeriki" beweist schon seit einer Reihe von Jahren, daß ein gutes katholisches Witzblatt recht wohl möglich ist. — Ebenso ist zu bestreiten, daß die katholische Kritik jedes Theaterstück, Kunstwerk oder Buch, das die Signatur „katholisch" trägt, unbesehen lobe, und umgekehrt. Jedenfalls dürfte Naumanns Mahnruf: „Gerecht, nicht tendenziös in der Kritik sein, im Tadel — noch mehr aber im Loben!" der liberalen Presse gegenüber ebenso — wenn nicht in noch höherem Grade — am Platze sein. Ausnahmen gibt's natürlich auch in diesem Falle in beiden Lagern.

Schließlich wendet Naumann sich den katholischen Verlegern zu und erteilt ihnen den beachtenswerten Rat, die in ihrem Verlage erscheinenden Blätter auch

Digitized by Google

äußerlich gut zu gestalten, denn der innere Wert werde durch ein anständiges äußeres Gewand erhöht. Leider sei für den illustrativen Teil, Druck und Ausstattung in der katholischen Presse nur mäßig gesorgt und nur gewisse Publikationen von Herder, Bachem, Manz und Bürenstein genügen den kunstgewerblichen Bestrebungen unserer Zeit. Und doch besitze gerade die katholische Kunst einen so reichen Schatz an Meisterwerken, an feinsten religiösen Bildern, die sich zu wertvollen Illustrationen benutzen ließen, um das Volk künstlerisch zu erziehen. „Wie durch ein anständiges, aber amüsantes Feuilleton würde der katholische Verleger durch einen guten illustrativen Teil, durch Gaben, die einen Wert als Hausschmuck behalten, anstatt jetzt einen Fahrplan oder einen Kalender zu stiften, Abonnenten von den liberalen Blättern sich zurückgewinnen." — Den Redakteuren und Mitarbeitern aber habe der Verleger ein gutes Honorar zu zahlen, damit er nicht auf minderwertige Arbeiten angewiesen sei; die Honorarfrage sei eben leider einer der schlimmsten Punkte in der katholischen Presse. Naumann nennt Beispiele von erbarmungswerten „Löhnen", wie sie bei einigermaßen anständigen liberalen Blättern ganz undenkbar sind. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn manch tüchtiger Schriftsteller, der gern für katholische Zeitungen und Zeitschriften arbeiten würde, um des Verdienstes halber ins andere Lager übergehen muß. Ja, „es ist so weit gekommen, daß viele katholische Gelehrten direkt stolz darauf sind, wenn sie an liberalen großen Zeitungen mitarbeiten ‚dürfen'". Die Ausgaben, die die Honorare dem Verleger verursachen, seien durch geschickte Reklame leicht einzubringen. „Die Reklame muß natürlich anständig, nicht marktschreierisch sein, aber sie muß in die Augen fallen .... Es sollte daher eine erste erfahrene Kraft als Reklameleiter und eine ebensolche als Inseratenredakteur bei großen Blättern wirken."

Man muß zugeben, daß Naumann hier die Finger auf manche schmerzende Stelle legt, die Sonde in manche Wunde einführt, und man hat die Überzeugung, daß er es aus ehrlichem Wohlwollen heraus unternimmt, Schwächen aufzudecken, die sicher vorhanden sind. Aber vor einem muß man sich hüten: hier zu generalisieren. Naumann betont immer wieder die lobenswerten Ausnahmen, aber seine Schrift macht doch den Eindruck, als ob alle die Schäden in der überwiegenden Mehrheit der katholischen Presse Regel wären, sich nur in drei oder vier Blättern nicht fänden. Und die Ratschläge, die er gibt: bessere Honorare, schönere Ausstattung u. dgl. zu bieten, würde gewiß jeder katholische Zeitungsherausgeber gern befolgen, wenn nur die Blätter die Mittel einbrächten, um diese Verbesserungen durchzuführen. Denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben: die großen Massen werden immer mehr an den „pikanten" Saucen Gefallen finden, die ihnen eine skrupellose, nur auf Gewinn bedachte, allen niedrigen Instinkten entgegenkommende Journalistik darbietet, als an den literarisch vielleicht turmhoch höher stehenden Erzeugnissen einer anständigen Presse. Gerade auf die großen Massen aber kommt es an. Man weiß ja: die Schundromane der Kolportageliteratur haben Auflagen, die in die Hunderttausende gehen, und machen ihre Verleger zu Millionären und das Gleiche gilt von der Tageszeitung. Es ist ein trauriger Kreisgang, ein wirklicher circulus vitiosus: ohne große Abonnentenzahl ist eine reiche, gediegene Ausstattung, hoher Honorarsatz, reicher Inseratenzulauf nicht gut möglich, und ohne alles dies wird sich wieder kein zahlreicher Abnehmerkreis gewinnen lassen. Vielleicht wäre es besser, weniger Blätter auszugeben, diese aber besser zu gestalten, — aber hier spielen wieder lokale Erwägungen mit.

Digitized by Google

Muth-Veremundus hat seinerzeit recht temperamentvoll über die Inferiorität der katholischen Literatur überhaupt geschrieben, ähnlich wie Naumann jetzt über die der katholischen Presse; Muth hat inzwischen in seinen Wein viel Wasser gegossen und manche der früher von ihm gar bös Behandelten hat er selbst zur Mitarbeit an seinem „Hochland" herangezogen. Aber seine Trutzschrift hat sicher bei allen Übertreibungen doch viel Gutes gewirkt, — vielleicht darf man hoffen, daß auch die Arbeit Pilatus' ähnliche gute Früchte zeitigen werde.

* * *

Über die Haftung einer Literaturzeitung. — Jeder Redakteur einer auf Buchrezensionen angelegten Zeitschrift hat wohl mehr als einmal die Erfahrung machen müssen, daß Verleger oder Verfasser jener Bücher, die nicht gelobt werden konnten, sich in mehr oder weniger unhöflicher Form über die ungünstige Kritik beklagten und die Redaktion des betreffenden Blattes und den Rezensenten der Gehässigkeit beschuldigten. Ebenso nehmen manche Verleger es übel auf, wenn die Besprechungen der von ihnen eingeschickten Bücher nicht gleich in einer der nächsten Nummern der Zeitschrift erscheinen. Wie wenig berechtigt derlei Anklagen in den meisten Fällen sind, geht aus einem Artikel hervor, den Justizrat Professor Dr. Josef Kohler im „Archiv für bürgerliches Recht" (Band XXX, Heft 1, Karl Hegmanns Verlag in Berlin) veröffentlicht und in dem er das Verhältnis einer Verlagsbuchhandlung zu einer Literaturzeitung und die Pflichten, die beide gegen einander haben, unter Zugrundelegung der einschlägigen Gesetzesparagraphen untersucht. Indem der Verleger die Neuerscheinungen seines Verlages der Zeitschrift zuschickt, — führt Dr. Kohler aus, — geht er mit der Redaktion einen Werkvertrag ein, bei welchem das „Werk" in der Besprechung und die Vergütung in dem Verzicht auf den Preis des Buches besteht. Dies gelte jedoch nur für Literaturzeitungen, während andere Blätter bei Empfang von Rezensionsexemplaren keinerlei bindende Verpflichtungen übernehmen. Für Werkverträge nun bestehe die gesetzliche Bestimmung, daß, wenn das Werk nicht rechtzeitig hergestellt ist, der andere Teil eine angemessene Frist setzen kann, nach deren Ablauf er vom Vertragsverhältnis zurücktreten, d. h. im in Rede stehenden Falle das als Rezensionsexemplar zur Verfügung gestellte Buch zurückverlangen darf. Ohne diese Fristsetzung sei der Rücktritt nur dann statthaft, „wenn durch Ablauf einer bestimmten Zeit ein Zustand entsteht, wonach das Interesse des Bestellers nunmehr überhaupt nicht mehr befriedigt werden kann". Der Lieferungstermin aber lasse sich nur von Fall zu Fall bestimmen und erst nach Ablauf eines auf solche Weise geregelten Termins könne von einer Fristsetzung die Rede sein. Bei einer Literaturzeitung komme somit für den Lieferungstermin in Betracht: 1. die Zeit, welche für eine gründliche Durcharbeitung und Besprechung des Werkes nötig ist, und 2. der Umfang der Zeitschrift, welche natürlich einer Fülle von Werken gerecht werden muß und daher nur allmählich in der Lage ist, die Besprechungen zu bringen. (Den letzten Punkt vergessen einzelne Verleger leider recht oft!)

Über den Charakter, den die Besprechung tragen muß, stellt Dr. Kohler folgende Sätze auf: Die Rezension „soll keine Reklame sein und soll nicht etwa den Zweck haben, dem Werke einen günstigen Zettel mitzugeben. Der Besprechende würde seiner Aufgabe nicht gerecht werden, wenn er, in der Absicht, dem Werke behilflich zu sein, etwas von seiner Überzeugung zurückhielte und die kritische Aufgabe nicht vollkommen erfüllte; möglicherweise ist der Besprechende verpflichtet, dem

Digitized by Google

Werke allen Wert abzusprechen oder gar vor ihm zu warnen. Daher ist es selbstverständlich, daß bei der Beurteilung der ganzen Einrichtung von einem solchen Reklamezweck Abstand genommen werden muß und daß die etwaige Hoffnung des Verlegers, daß die Besprechung dem Werke Abnehmer verschaffe, durchaus keine Rolle spielen darf. Der Zweck der Besprechung ist vielmehr der, den Stand der Wissenschaft gegenüber dem Werke darzulegen und ein sachkundiges Urteil darüber zu geben, was von dem Werke Bestand hat, was nicht, ob es Keime weiterer Entwicklung bietet oder ob im Gegenteil ihm widersprochen werden muß. Insbesondere soll die Besprechung verhüten, daß Unkundige oder Halbkundige, die nicht in der Lage sind, das Buch genügend zu prüfen, irregeleitet werden. Endlich soll die Besprechung womöglich selbst einen Beitrag zur Fortbildung der Wissenschaft bieten, natürlich auf dem Werke selbst fußend. Daraus ergibt sich, daß die Zeit des Erscheinens eine geringe Rolle spielt und daß insbesondere eher die Wissenschaft als der Verleger ein berechtigtes Verlangen tragen kann, daß die Besprechung nicht allzulange ausbleibt. Natürlich versteht es sich von selbst, daß trotzdem der Verleger nicht ins Unendliche zu warten braucht und darum eine allerdings recht langgestreckte Frist setzen kann; aber, abgesehen davon ist eine Erfüllung so lange nicht unmöglich, als überhaupt die vom Verfasser des Werkes angeregten Fragen in der Wissenschaft diskutiert werden können und die Wissenschaft nicht so weit fortgeschritten ist, daß das Werk der Vergangenheit angehört. Davon also, daß der Verleger nach Ablauf einiger Zeit ohne Fristsetzung vom Vertrage zurücktreten dürfe, kann keine Rede sein. Das wäre höchstens bei Eintagsfliegen möglich, und der Verleger eines wissenschaftlichen Werkes wird dieses doch nicht als Eintagsfliege kennzeichnen wollen.

Jedenfalls hat daher der Verleger, auch nachdem die Lieferungszeit eingetreten ist, erst eine angemessene Frist zu setzen, und ein Rücktritt deshalb, weil er annimmt daß eine verspätete Besprechung dem Werke keine Abnehmer mehr zuführe, würde, in Widerspruch stehen mit der ganzen Bedeutung der Einrichtung: die wissenschaftliche Besprechung, die ein Dienst für die Wissenschaft sein soll, würde zu einem Absatzförderungsmittel werden, und das darf nicht sein."

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google

Shakespeare-Studien.

Shakespeares epische und lyrische Dichtungen.

Von **Richard v. Kralik.**

Um in Shakespeares eigenste Persönlichkeit einzudringen, soll vor allem seine lyrische und epische Poesie als Hauptschlüssel dienen.

Shakespeare widmet im Sommer 1593 dem Lord Southampton durch eine besondere Epistel „Venus und Adonis" als den „ersten (gedruckten und selbst herausgegebenen) Erben seiner Erfindung" und verspricht, künftig alle müßigen Stunden zu benützen, um seinem Gönner eine größere Arbeit zu verehren.

Shakespeare kannte den Stoff aus Goldings Übersetzung der Metamorphosen des Ovid (1567) und aus Henry Constables, seines älteren Zeitgenossen, ähnlichem Gedicht (The Shepherds Song of Venus and Adonis), das wir allerdings erst aus einem Druck von 1600 kennen. Wichtiger ist, daß wir mit großer Sicherheit die persönlichen Beziehungen des Gedichts erraten können. Venus umschreibt nämlich in ihren Reden mit Adonis nur das, was Shakespeare im ersten Teil seiner Sonette seinem verehrten jungen Freund und Gönner sagt. In beiden Dichtungen handelt es sich darum, dem Jüngling auf geistreiche Art zu schmeicheln. Wie in den Sonetten wird auch hier seine Schönheit überschwänglich gepriesen und fast mit denselben Wendungen wird er aufgefordert, seinen Wert durch Fortpflanzung zu erhalten, in seinen Kindern weiterzuleben (Strophe 28 und 29). Gewiß ist auch die Beschreibung der übermäßigen Jagdlust des Adonis aus dem aristokratischen Leben genommen und eine Ergänzung des Bildes, das uns die Sonette geben. Dazu gehört auch der aristokratische Pferdesport (Strophe 49 ff.). Bei dieser Gelegenheit wird ein wichtiger Beitrag zu Shakespeares Ästhetik gegeben. Wenn der Maler ein Roß malt, so sucht er die Wirklichkeit durch Kunst zu heben; die Kunst, mit der Natur im Streit, zeichnet das Tote schöner als das Leben: also der Grundsatz des Idealisierens. Endlich zählt der Dichter im Fluch der Liebesgöttin gegen Ende fast alle dramatischen Motive auf, die er selber verarbeitet hat: Sorge soll mit der Liebe gehen. Eifersucht soll ihr Gefolge sein. Ihr Anfang sei Lust, ihr Ende Leid. Hohes soll sich mit Niederem verbinden und durch Ungleichheit der Liebe Glück zerstören. Die Liebe soll falsch sein, von Trug umwoben. Sie soll schnell erblühen und rasch verwelken. Sie soll unter süßer Täuschung Gift bergen. Mit ihrem Blendwerk soll sie die schärfsten Augen betrügen. Sie soll des Stärksten Kraft am meisten schwächen. Sie soll Weise verstummen, Toren schwätzen lassen. Sie soll zu Verschwendung und Geiz antreiben, das Alter tanzen machen, den Reichen plündern, wilde Raserei ent-

Digitized by Google

zünden, den Jüngling zum Greis, den Greis zum Kinde machen. Sie soll zu unnötigem Mißtrauen und andererseits zu getäuschtem Zutrauen verlocken, zu Grausamkeit reizen, den Schein der Gerechtigkeit trügerisch annehmen, Freundschaft heucheln, bald feige, bald tollkühn machen. Sie soll Kriegsnot und Unheil zeugen, den Sohn gegen den Vater kehren und selbst die treueste Liebe soll nicht zum Genuß kommen.

Ein Jahr darauf, 1594, widmet Shakespeare die versprochene gewichtigere Arbeit wieder seinem Gönner Southampton. Es ist „Lucretia". Das Verhältnis scheint schnell ein intimeres geworden zu sein, denn der Dichter redet in der Zueignung von seiner „unendlichen" Liebe, die er dem Lord widmet. Und mit dem Worte spielend sagt er, daß sie keinen Anfang wie kein Ende habe, sein Büchlein sei daher nur eine überflüssige Mitte.

Die keusche Lucretia im Kampf mit dem wollüstigen Tarquin ist offenbar als ausgesuchtes Gegenstück der verbuhlten Venus mit dem spröden Adonis gedacht. Bei Adonis ist durch die Analogie mit den Sonetten die persönliche Anspielung gewiß. Bei Tarquin wird sie dadurch auch wahrscheinlich. Sagt doch der Dichter in der Zueignung mit ähnlicher Wendung wie in seinen Sonetten, daß alles, was er gedichtet habe und noch dichten werde, des Gönners Eigentum sei. Er fügt mit einer gewissen Betonung, hinzu, er sei überzeugt, daß der ehrenhafte Charakter des Lords dem Gemälde (trotz seiner scharfen Beziehungen) die freundliche Aufnahme gewährleiste.

In der zweiten Sonettengruppe (27—55) klagt nun Shakespeare, wie wir bald sehen werden, seinen jungen vornehmen Freund an, daß er ihm die Geliebte geraubt, aber er vergibt ihm. Ganz Ähnliches schildert er in diesem epischen Gedicht. Es ist merkwürdig, daß er es auch den „Raub" der Lucretia genannt hat, denn so (rape) lautet schon der Kolumnentitel der ersten Ausgabe, obwohl »rape« nicht so viel wie »ravishment« bedeutet und eigentlich gar nicht paßt. Es ist auch bemerkenswert, daß Shakespeare alles historische Beiwerk wegwirft und sich nur auf den Kern der Sache beschränkt, soweit er auf seinen Fall zu passen schien. Collatin (= Shakespeare) prahlt mit der Schönheit seiner Geliebten, enthüllt den Schatz der Liebeswonnen und reizt den Prinzen zu Neid und stolzer Wut, „daß ihm, dem Höheren, das Geschick ein Glück versagte, des sich ein Niederer zu rühmen wagte". Er setzt sich über Freundschaft, Pflicht und Ehre hinweg. Die Gewalttat wird nicht genau nach der antiken Erzählung berichtet, der Besuch mit dem Gatten wird übergangen. Des Frevlers höherer Stand, der Treubruch dem Freunde gegenüber wird immer wieder hervorgehoben. Bedeutsam sind die starken moralischen Selbstvorwürfe gleich nach der Tat. Bedeutsam ist auch, wie Lucretia in kräftigem Selbstgespräch die „Gelegenheit" als Schuldige anklagt, die Sklavin des Scheusals „Zeit", jener Zeit, die auch in den Sonetten den Mittelpunkt aller Probleme bildet. Ein Hauptkapitel Shakespearescher Philosophie! Er apostrophiert auch bei dieser Gelegenheit die „Schulweisheit". Es erinnert an Hamlets Selbstmordmonolog über Sein und Nichtsein, wenn auch Lucretia mit sich im Widerspruch ist, „was wünschenswerter, Leben oder Tod, wo Schmach dem einen wie dem andern droht". Wichtig für Shakespeares romantische und konservative An-

Digitized by Google

schauung ist es, wenn er den blöden und linkischen Diener doch als Muster guter, alter, treuer Zeit rühmt.

Ganz aus dem Übrigen scheint die ausführliche Beschreibung eines Bildes von Trojas Fall herauszuspringen, das Lucretia gerade in ihren tiefsten Leiden betrachtet. Es ist mit solch realistischer Freude am Ausmalen geschildert, daß man eines jener figurenreichen Gemälde von Pieter Brueghel (1525—1569) vor sich zu sehen glaubt. Ob Shakespeare nicht wirklich dergleichen in der Galerie seines Gönners sah? Aber noch aus einem anderen Grund erwähne ich dies. Es scheint mir wahrscheinlich, daß Shakespeare als zweiten (und dritten) Teil von „Troilus und Cressida" den Fall Trojas (und einen Aeneas) geplant hat, worauf auch das Pyrrhusfragment im Hamlet hinweist. Auch Lucretia findet an Hecuba einen Spiegel ihres Leides, ähnlich wie Hamlet an die „schlotterichte Königin" anknüpft. — Nachdem noch die Trauer des betrogenen Collatin geschildert wird und wie Brutus aus einem Hofnarren zum Rächer wird (dem Hamlet ähnlich), bricht das Gedicht schnell ab.

Ich komme nun zu den Sonetten. Im 104. Sonett sagt Shakespeare, es sei nun das dritte Jahr, daß er seinem Freunde vereint sei. Damit ist die ganze Sammlung genau datiert. Die erste Gruppe (1—26) erweist sich durch die Parallelstellen als gleichzeitig mit „Venus und Adonis," also aus dem Jahr 1593, die zweite Gruppe (27—55) durch einen gleichen Parallelismus als gleichzeitig mit „Lucretia", 1594. Die Hauptmasse des übrigen ist dann aus dem Jahr 1595 bis 1596. Das soll nun im einzelnen ausgeführt werden mit dem steten Bestreben, der Persönlichkeit des Dichters möglichst nahe zu kommen.

Die Sonette 1—19 paraphrasieren Gedanken aus „Venus und Adonis". Das, was der Dichter seinem kaum zwanzigjährigen Gönner dort im epischen Rahmen sagt, wird hier deutlicher, persönlicher ausgeführt. Es wäre aber geschmacklos vorauszusetzen, der Dichter wollte durch all dies seinem Freund nur zur baldigen Verehelichung raten. Nein, das alles sind nur rhetorische Umschreibungen des einen Hauptgedankens: Du bist so schön, so edel, so vollkommen; und all das soll von der Zeit so grausam zerstört werden? Nein, das Schöne erzeugt sich immer wieder neu. Du bist der Spiegel deiner Mutter (3) und wirst dich wieder in Nachkommen spiegeln. Die Schönheit ist ewig, sie ist dem einzelnen nur geliehen (4) und soll daher weiter verliehen werden (6). Liebe als Harmonie des Mannigfaltigen erzeugt diese Schönheit (8) der ganzen Welt zu gut (9). Es ist das Wesen der Zeitlichkeit, daß jedes Einzelwesen nur für einen Augenblick in der Vollkommenheit bleibt (15). Aber der Mensch biete der Tyrannin „Zeit" kraftvollen Trotz (16), auch durch Tat, nicht bloß durch Poesie (17), obwohl schon die Poesie Unsterblichkeit verleiht (18 und 19). Der Freund vereint in seiner jugendlichen Bildung noch die weibliche mit der männlichen Schönheit (20). Des Dichters Preis ist nicht übertrieben (21). Er allein hegt des Freundes Herz (22); aber wie ein schlechter Spieler auf der Bühne kommt er leicht aus Furcht aus seiner Rolle. Nur in diesen Gesängen, in diesen Büchern, die er ihm schickt, ist er beredt (23); in diesen malt er den Freund; aber noch tiefer als der Maler malt er auch das Herz (24). Auch seines

Digitized by Google

bescheidenen Standes freut er sich; er ist wohl kein Held und Fürstengünstling, aber darum auch sicherer vor dem Fall (25). Und zum Schluß dieser Gruppe ein Widmungssonett (26), das beweist, daß diese erste Sammlung wirklich als Büchlein dem Gönner überreicht wurde. Es umschreibt genau die prosaische Widmung von „Venus und Adonis", es entschuldigt die geringe Gabe, verspricht Höheres für die Zukunft. Der Dichter will aber auf weitere Versuche verzichten, wenn ihn sein Richter nicht anerkennt. So ist es also sehr wahrscheinlich, daß Shakespeare diesen Sonettenkranz unmittelbar nach „Venus und Adonis" als Erweiterung und Vertiefung des dort angeschlagenen Gedankens im Zusammenhang und gewissermaßen als einheitlichen Gesang entworfen und ihn vielleicht gleichzeitig mit dem gedruckten Widmungsexemplar geschrieben überreicht hat.

Ein ähnliches Bewandtnis wird es mit dem zweiten Sonettenkranz (27—55) haben. Er ist auf einer Reise geschrieben, fern vom Freund, wie es scheint, durch das Meer von ihm getrennt, also auf dem Kontinent, vielleicht auf einer der Tournees englischer Komödianten (44), der größte Teil in einer schlaflosen Nacht in der Herberge. Der Dichter schildert, wie er müde zu Bette geht; sein Gedanke aber wandert weiter und pilgert zum Freund (27); nach sorgevollem Tag vermehrt die Nacht sein Trauern (28). Unzufrieden mit seinem Glück, ja sogar mit seiner Kunst, findet er Trost in der Freundschaft (29), aber ach, er muß auch hier alte Liebesnot beweinen (30). Wohl ersetzt ihm der Freund den Verlust erstorbener Liebesluft (31). Auch die Hoffnung erhebt ihn, daß er, wenn sich seine Todesahnung nicht erfüllt, noch Höheres in seiner Kunst leisten wird (32). Er beklagt, daß ihm die Sonne der Freundschaft nur eine Stunde gestrahlt hat (33). Nun ist sie umwölkt. Der Freund hat ihm eine Wunde geschlagen, die wohl heilen kann, nicht aber die mit ihr verbundene Schande. Scham, Tränen und Reue des Freundes kann nicht Traurigkeit, Schaden und Schimpf des Dichters vernichten (34). Aber er verzeiht, wenn er sich auch dadurch zum Mitschuldigen macht (35). Freilich der Makel bleibt; sie dürfen sich nicht mehr kennen (36). Aber der Dichter, lahm, arm und entehrt, wünscht wie ein Vater seinem Freunde das Beste (37). Er bleibt jenem doch als seiner zehnten Muse verpflichtet (38) und weiht ihm auch in der Trennung seinen treuen Dienst (39). Er vergibt ihm den Raub, den Verrat der Liebe, wenn jener auch des Dichters ganzes Vermögen stahl; denn sein war ja alles (40). Er entschuldigt jenen mit der Versuchung, der er, der Sanfte, erliegen mußte, indem er zwei Treuen brach, die der Geliebten und die des Dichters (41). Der Dichter liebte die Geliebte herzlich, doch verteidigt er die liebenden Verräter: sie liebte im Freund nur den Dichter, der eins ist mit dem Freund (42). Immer wieder sieht der Dichter den Freund im Traum (43) und des Dichters Gedanke überspringt das trennende Meer (44), bleibt auch der Leib in drückender Melancholie zurück (45). Das Auge stellt sich seine Gestalt, das Herz seine Herzensschuld vor (46). So ist der Freund auch entfernt stets gegenwärtig (47). Der Dichter hat den Freund beim Scheiden in das Schatzkästlein seiner Brust eingeschlossen, aber die Treue selbst ward zum Diebe (48). Der Dichter ahnt, daß ihm der Freund bald entfremdet sein werde, und er begreift es (49). — Die nächsten

Digitized by Google

Sonette (50 und 51) sind auf der Weiterreise zu Roß (oder Maultier) gedichtet, voll Melancholie. Nochmals wird das Bild vom Herzensschrein variiert: die Zeit ist der Schrein und sie wird ihn zu Festzeiten hoffentlich wieder öffnen (52).

Endlich spielt der Dichter darauf an, daß er den Freund im Bild des Adonis beschrieben hat (53); wenn er nun auch die Schönheit Helenas mit seiner vergleicht, so bezieht sich das wohl nicht gerade auf das Trojabild in der „Lucretia". Vielleicht will er es aber abschwächen, daß er in jenem Gedicht den Verrat seines Freundes unter dem Bild des Tarquin und dann noch schärfer unter dem des Sinon geschildert hat. Das hat der Lord gewiß übelgenommen und darüber geschmollt. Es mögen Szenen der Erklärung, der Reue, der Verzeihung gefolgt sein, die freilich den Stachel in der Wunde ließen. Darum sagt jetzt der Dichter versöhnlich, der Freund gleiche keinem Vorbild an Treue und keines ihm. Und er fügt die Mahnung bei, daß die Schönheit durch Tugend gehoben sein müsse (54). Endlich das stolze Schlußsonett dieser Reihe (55); es erklärt diese Reime als Monument, dauernder als Marmor, als ein lebendes Gedächtnismal bis zum jüngsten Gericht.

Die dritte Reihe der Sonette (56—77) ist auf ein neuerliches Entgegenkommen des Lords entstanden, der offenbar als Zeichen der Aussöhnung ein neues, drittes Werk vom Dichter gewünscht hat, und dieser erklärt etwas ironisch, daß er als Sklave gewiß nur der Glocke seines Gebieters harrt, nur für seine Wünsche Zeit und Weile hat (57). Aber wie entledigt er sich des Auftrags? Indem er dem Gönner ein weißes, unbeschriebenes Notizenbuch schickt, eine Schreibtafel, wie sie Hamlet hat (77), und auf die ersten Seiten nur jene 22 neuen Sonette hinwirft. Er ruft die Liebe an, seine Kräfte zu erneuen, den Ozean der trennenden Zwischenzeit zu überbrücken und die Rückkehr der Liebe zu feiern (56). Er spottet noch weiter über seine Höllenknechtschaft und daß sich der Lord selbstverbrochene Schuld selbst verzeiht (58). Er entschuldigt sich, daß sein Witz bereits als zweite Frucht (nach Adonis) ein altes Kind (Lucretia) geboren hat. Vergebens hat er in den Chroniken aus der Zeit vor 500 Jahren einen passenden Stoff gesucht, darin das Bild seines Gönners zu finden (59). Aber schon diese Sonettenverse genügen ja zur Unsterblichkeit seines Freundes (60). Ist der Freund etwa eifersüchtig? Der Dichter hätte mehr Grund dazu (61). Er selbst sieht im Freund noch immer sein besseres Selbst (62), er läßt seine Schönheit für immer in diesen schwarzen Zeilen blühen (63), trotz der alles vernichtenden Zeit (64, 65). Das ist das einzige, was ihm das Leben lebenswert macht; denn sonst ersehnt er sich in einer hamletartigen Melancholie den Tod, wenn er Verdienst verachtet, das Nichtige erhöht, reinste Treue meineidig werden, Ehre geschändet sieht, Tugend erniedrigt, Trefflichkeit gekränkt, Kraft gelähmt, Können unterdrückt, Dummheit sich spreizend, Wahrheit als Einfalt verlacht, das Gute gefesselt, Schlechtigkeit herrschend (66). Der edle Freund scheint von der verarmten Natur in diese verschlechterte Welt als Zeichen früheren Reichtums hineingestellt worden zu sein (67). In ihm sieht man noch den Stempel entschwundener Zeit, die Blüte einer alten frommen Welt (68). Aber selbst er mußte hier ver-

Digitized by Google

wildern (69). Tadel und Argwohn hat sich an ihn herangemacht (70). Der Freund möge nach des Dichters Tod noch diese Zeilen lesen, aber ohne ihn zu nennen, damit die Welt nicht höhne (71); denn der Schauspieler ist sich der Schande seiner Stellung bewußt (72). Er siecht schon dahin (73); aber sein Geist, der bessere Teil von ihm, bleibt in diesem Blatt als Denkmal dem Freunde geweiht (74). Er lebt nur vom Freund (75). Sein unfruchtbarer Vers kann nichts Neues erfinnen, er schreibt dasselbe immer wieder; wie die Sonne täglich alt und neu ist, so gibt auch er nur Altem, längst Gesagtem neue Zier (76). So läßt er auch die folgenden Blätter des Büchleins leer, der Freund möge es als Schreibtafel benützen, es wird dem Büchlein zur Ehre sein (77).

Der Lord hat offenbar diese Sendung sehr ungnädig aufgenommen. Er ließ dem Dichter einen Bescheid zukommen, der einer Verabschiedung ähnlich war, und wandte sich einem andern berühmten Modedichter zu. Darauf antwortet Shakespeare mit der vierten Reihe der Sonette (78—99). Er scherzt, der Freund sei ihm bis jetzt eine so bewährte Muse gewesen, daß sich nun auch andere Dichter an ihn wenden. Aber er soll nicht so stolz auf jene sein: ihnen hilft er nur oberflächlich, aber Shakespeares Kunst ist ganz des Gönners Werk (78). Darum ist jetzt, da des Freundes Huld wich, seine Kunst ganz verschwunden (79). Allerdings kann er sich so dem Nebenbuhler nur vergleichen wie ein elender Kahn einem Prachtschiff (80). Wenn dieser andere Dichter etwa Spenser war oder David oder Drayton, so stimmt das wohl mit ihrer damaligen sozialen Stellung. Aber dessenungeachtet ist sich Shakespeare der Unsterblichkeit sicher, die auch dem Freund zugute kommen wird (81). Dieser allerdings ist frei, sich einem anderen zuzuwenden, der ihm moderner (time-bettering) vorkommt (82). Shakespeare war nur deshalb schläfriger im Lob des Freundes, weil dieser nicht der poetischen Schminke bedarf (83): Ich sage, du bist du; der andere beleidigt dich durch sein gehäuftes Lob (84). Jener ehrt dich mit leerem Wortschall, ich durch stumme Taten (85). Wenn ich sehe, wie jener mühsam die Zeilen feilt und dazu noch einen helfenden Hausgeist braucht, vergeht mir die Lust (86). Aber sei's! Lebe wohl! Dein Besitz ist mir wie im Traum verschwunden (87). Ich liebe dich so sehr, daß ich dir den Ruhm gönne, den du dir so erwirbst (88). Ich bin mir meiner Schuld bewußt, ich werde künftig ganz schweigen (89). Aber verzögere nicht den Schlag! Führe den Bruch gleich herbei! (90). Nimm mir alles, indem du dich mir entziehst (91). Ich werde darunter nicht mehr leiden, denn deine Flucht wird mein Tod sein (92). Ich kann freilich wie ein betrogener Ehemann sagen, daß deine Schönheit wie Evas Apfel war, zum äußern Schein stimmte nicht das Gemüt (93). Je herrlicher du warst, um so herber dein Verderbnis, wie das Welken der Lilie (94). Du birgst deine Sünde in holder Zier, in schöner Wohnung die Laster (95). Aber deine Sündlichkeit wird noch hoch geschätzt, wie das schlechteste Juwel an der Hand einer Königin (96). So ist mir dieser ganze Sommer unserer Entfremdung wie Wintersfrost gewesen (97). Der Frühling, als ich im April von dir gehen mußte, hat mich zu keinem Lenzgedicht anregen können (98), obwohl Veilchen, Rosen und Lilien ihre Farben und ihren Duft von dir gestohlen zu haben schienen (99).

Digitized by Google

Der schuldbewußte Lord hat auf diese mit seiner Schmeichelei gemischten Vorwürfe eingelenkt, die Hand zur Versöhnung geboten und in geistreicher Weise die verletzende Übersendung des Notizenbuchs seinerseits auch durch das Geschenk eines anderen Notizenbuchs ausgeglichen, wahrscheinlich mit einem artigen Begleitwort, daß das Geschenk immer an den Schenker erinnern möge (122). Shakespeare revanchiert sich ebenso geistreich, indem er das Büchlein mit einer fünften Reihe von Sonetten (100—125) ziert, die alles ausgleichen und gewissermaßen als fünfter Akt einer Komödie von Liebes Leid und Lust befriedigend abschließen. Er ruft in besonders feierlicher Weise die Muse an, den Freund zu rühmen (100), beklagt ihre zeitweise Saumseligkeit (101), beteuert, daß sein Lieben trotz gegenteiligen Anscheins erstarkt sei (102), bewundert die ungestörte Schönheit des Freundes (103), die in den drei Sommern und Wintern ihrer Bekanntschaft nicht gelitten hat. Die Bekanntschaft scheint also im Frühling 1593 vielleicht mit der Überreichung von „Venus und Adonis" und der ersten Sonettenreihe begonnen zu haben. Das Buch ist nämlich unterm 18. April in das Buchhändlerregister eingetragen. Diese letzte Sonettenreihe stammt also wohl aus dem Winter 1595 auf 1596. — Auch des Dichters Liebe blieb sich gleich, bereit, Huld, Schönheit und Treue in einem verbunden zu preisen (105). Er sah den Adel des Freundes in allen Heldengestalten der Chronik, die er indessen dramatisiert hat (106). Es ist besonders Prinz Heinz gemeint. Die Furcht, diese Freundschaft zu verlieren, ist nun vorbei, ewiger Friede geschlossen, die Liebe erfrischt (107), die poetische Verherrlichung erneut (108). Die Trennung war erzwungen, nicht aus falschem Sinn gewollt (109). Der Dichter hat sich wohl indes viel herumgetrieben (sommerliche Kunstreisen der Komödianten); aber der Freund blieb ihm das Höchste nächst dem Himmel (110). Nur Fortuna hat ihn gezwungen, seinem verachteten Berufe nachzugehen (111). Aber des Freundes Huld ersetzt ihm nun alle Vorteile der Welt (112). Der Dichter beteuert, daß er während seiner Trennung doch überall im Schönsten wie im Häßlichsten den Freund gesehen hat (113). Die Liebe war seinem Geiste ein Art Alchymie, welche Ungestalten in Cherubim verwandelte (114). Diese Liebe ist noch gewachsen (115). Denn echte Liebe ist unwandelbar, nicht „Narr der Zeit" (116). Davon hat ihn nie sein Beruf abgelenkt, der ihn freilich der Welt dienstbar gemacht hat (117). Aber er wählte dies wie bittere Arzenei für die Liebe (118). Durch dies Böse ward das Gute noch besser (119). Daher gegenseitige Verzeihung der Schuld und Ausgleich des dadurch erlittenen Grams (120). Ich mache mir nichts aus Beifall oder Vorwurf in meinem Beruf; ich bin doch, der ich bin, nicht, der ich scheine (121). Du hast mir die Schreibtafel geschenkt, daß ich dabei dein gedenke; aber das braucht es nicht, darum schick' ich sie wieder zurück mit diesen Sonetten und mit der Versicherung, daß dein Gedächtnis nie vergehen wird (122). Die Sense der Zeit wird meiner Treue nichts anhaben (123). Meine Liebe steht über aller Zeit, über dem Stand, über der Politik (124). Nein, ich baue nicht auf Vergängliches. Darum laß mich nur in deinem Herzen wohnen! Nimm meine Gegengabe, arm, doch frei, mich für mich! Und Spott allen Verleumdern (125)!

Digitized by Google

Das folgende 126. Gedicht ist kein Sonett, gehört auch nicht in die Reihe. Es umschreibt die Gedanken von der Vergänglichkeit der Schönheit.

Die letzte Gruppe, 127—152, ist an die Geliebte gerichtet, die zwischen die Freunde getreten ist. Diese Gruppe läuft parallel mit allen fünf ersten Reihen und ist wohl auch dem Freund schließlich nach Überwindung alles Ächzens und Lechzens anvertraut worden.

Der Dichter schildert die Geliebte als schwarz von Haar und Auge, von dunklerer Hautfarbe, also eigentlich gegen die poetische Anforderung der Schönheit, von der man blondes Haar, helles Auge und weiße Haut verlangte (127). Aber sie ist Meisterin auf dem Klavier (128), dem damals beliebten Virginal. Diese Liebe ist ein Himmel, der aber zur Hölle führt (129). Die Geliebte, eigentlich unschön (130), tyrannisch, von schwarzem Tun (131), erscheint doch schön trotz ihrer Schwärze (132). Sie verlockt den Freund (133) und gibt doch den Dichter nicht frei (134). Er beklagt den Widerstreit zwischen ihrem Willen und seinem, mit seinem Namen „Will" spielend (135, 136). Daß auch der Freund Will geheißen habe, wie manche meinen, ist damit nicht gesagt. Amor hat des Dichters Auge geblendet (137). Er glaubt ihr wenn sie auch falsch schwört, daß sie ihm treu sei, dessen beste Jahre vorbei sind (138). Und er entschuldigt sie (139). Mag sie auch ihr Herz abwenden, wenn sie nur ihr Auge herwendet! (140). Aber nicht seine fünf Sinne lieben, sondern sein Herz (141). Seine Liebe ist Sünde, aber die Geliebte ist noch sündiger (142). Sie rennt dem nach, was vor ihr flieht, während der Dichter ihr nachjagt (143). Der Freund scheint sie also schon aufgegeben zu haben. Den Freund nennt er seinen guten Engel, das Weib seinen bösen Geist, sie will auch den Engel zum Teufel verführen. Beide sind nun dem Dichter entfremdet, einander Freund, in gleicher Hölle lebend, wie der Dichter vermutet, ohne es behaupten zu wollen (144). Das 145. Gedicht ist wieder kein Sonett und hat sich als bloßes Spiel des Witzes hieher verirrt. Die Geliebte sagt: „Ich hasse" — und setzt versöhnlich hinzu: „dich nicht". — Der Dichter ermannt sich endlich. Sein Geist soll den Leib bezwingen, Himmlisches dafür erstreben und so den Tod, den Menschenüberwinder, überwinden (146). Aber sein Lieben ist ein Fieber, krankhaftes Gelüst, Tollheit, Verkehrtheit (147), Blendwerk (148, 149). Der Dichter sieht neuen Grund zum Haß und wird doch zu neuer Liebe erregt (150). Schon ihr Name bewirkt dies (151). Er ist sich bewußt, durch seine Liebe treubrüchig geworden zu sein. Aber sie hat zweimal die Treue gebrochen, die gegen ihren Gatten und nun die gegen den Liebenden. Schließlich ist auch all sein Liebedichten Meineid (152). Damit scheint er denn auch wirklich das als unwürdig erkannte Verhältnis abzubrechen. All diese letzten Sonette sind, wie gesagt, gleichzeitig mit den vier ersten Gruppen der Freundessonette, und zwar 127—132 etwa gleichzeitig mit der ersten vom Jahr 1593, 133—138 mit der zweiten von 1594, 139—144 mit der dritten und 146—152 mit der vierten von 1595—1596. Vor 133 fällt die Entdeckung der Untreue, vor 139 ein Entschuldigungsversuch, mit 146 beginnt eine Katharsis.

Die beiden letzten Sonette sind ein Epilog. Ich möchte sie bei dem im Grund durchaus realistischen Sinn des Lyrikers auch ganz realistisch auf-

Digitized by Google

gefaßt wissen. Shakespeare hat das einschneidendste Erlebnis seiner Entwicklung durchgemacht. Er war, wie wir aus seinen Selbstbekenntnissen erfahren, an Geist und Seele gebrochen. Er hat ein Bad zur Heilung aufgesucht. Das kleidet er nun in die aus der griechischen Anthologie wohlbekannte reizende Fabel ein, das Bad verdanke der im Wasser ausgelöschten Amorsfackel seine Kraft. Er führt aber selbständig mit zwei neuen Wendungen geistreich aus, daß gerade der Liebeskrankheit gegenüber dies Bad ohne Macht bleiben mußte. Shakespeare mag diese vergebliche Liebeskur etwa in dem bereits den Römern bekannten Bath am Avon im Herbst 1595 oder Frühling 1596 durchgemacht haben.

Shakespeare hat mit Recht von seinen kunstvollen Sonetten viel gehalten. Sie sind das vollste Eigen seines Geistes, wenn man auch die meisten Einzelmotive in der Sonettendichtung jener Zeit nachweisen kann. Es ist freilich begreiflich, daß er die Sammlung nicht zum Druck beförderte. Sie wurde aber, wie viele Werke dieser Zeit, in Abschriften verbreitet. Sie war bereits 1598 so berühmt wie seine epischen und dramatischen Dichtungen. Ein Buchhändler gab sie 1609 unrechtmäßigerweise heraus, widmet sie aber mit einer Mischung von Schuldbewußtsein, Anerkennung und Ironie dem geplünderten Dichter selber, dem „alleinigen Autor", dem er alles Glück und jene Unsterblichkeit wünscht, die er als „unser immerlebender Poet" seinen eigenen Werken versprochen hat. Er schreibt weder seinen eigenen Namen noch den des Dichters aus, sondern bezeichnet beide durch die Anfangsbuchstaben, sich selber als T(homas) T(horpe), den Dichter als Meister W. H. Dies H. halte ich nur für einen Druckfehler statt S., entstanden durch das gotische H. der Handschrift, das leicht mit einem S. zu verwechseln war. Jedenfalls ergibt sich methodisch aus diesem Vorgehen, daß der Verleger weder mit seinem Namen, noch mit dem des Adressaten geheimtun wollte, sondern nur die Angaben des Titelblattes ganz einfach umschrieb.

Als Anhang zu den Sonetten erscheint in diesem ersten Druck von 1609 ein längeres Gedicht „Die Klage einer Liebenden". Schon das ließe vermuten, daß es zum Ganzen gehöre, daß es in irgend einer Beziehung dazu sei. Der Inhalt bestärkt diese Vermutung. Das Gedicht ist offenbar als Mahnung an einen jungen Lord gedacht und es spricht nichts dagegen, daß dieser eben Southampton sei. Ein Mädchen, vom Liebesgram entstellt und halb wahnsinnig (Str. 4) kommt zu einem Fluß, zerreißt da Briefe, zerschlägt Ringe, wirft Perlen und einen Korb voll Liebesangedenken ins Wasser, weint in ein seidenes Tüchlein, in das Bilder eingewoben sind, die von gewisser Bedeutung scheinen (3). Ein greiser Hirt, ein ehemaliger weiser Hofmann, der die Einsamkeit aufgesucht hat, findet sie da und sie klagt ihm nun ihre Geschichte. Sie ist von einem schönen Jüngling verführt worden, schön wie ein Tempel der Liebe, von hohem Geist, ritterlich:

Auf seiner Zunge wachten oder schliefen
Die Gründe der Entscheidung schwerer Fragen,
Sein Geist durchmaß des Denkens Höh'n und Tiefen
Und stets wußt' er das rechte Wort zu sagen,

Digitized by Google

Um Lachen rasch in Weinen umzuschlagen,
In Lachen Weinen, — seine Zauberkraft
Beherrschte spielend jede Leidenschaft.

Er hat schon viele Herzen erobert. Er besiegt dieses Mädchen, indem er ihr gesteht, daß er keine ihrer Vorgängerinnen wahrhaft liebte; er übergibt ihr all deren Liebesgeschenke, Perlen, Rubinen, Haare, Sonette, Briefe, darunter solche von einer Nonne, die noch jung einen Hof verließ. Die List hilft:

So deckt er mit der Anmut reinem Kleid
Den nackten Teufel, welcher in ihm lebte,
Ein Herrscher über Unerfahrenheit,
Der wie ein Cherub um die Unschuld schwebte.

Sie fiel, büßte, weiß aber, daß sie einer neuen Verführung auch nicht standhalten könnte.

Offenbar ist hier das feine Lob des jungen Lebemannes und der Tadel die Hauptsache. Beides aber erinnert gleicherweise an den Helden der Sonette. Anderseits aber führt dies Gedicht auf die Dramen über. Das Mädchen am Wasser, ihr Wahnsinn, das Hoffräulein, das als Nonne in ein Kloster geht, die Liebesangedenken, all das erinnert an Ophelia. Auch im „Hamlet" ist die Erzählung von ihrem Tod ganz balladenartig, unwahrscheinlich. Warum hilft man ihr da nicht? Der Jüngling der Klage bekommt auch geistigere Züge als in den Sonetten und nähert sich dem Bilde Hamlets. Sonst aber erinnert die Landschaft, der zum Hirten gewordene Hofmann wieder an „Wie es euch gefällt". Die Bedeutung dieses Gedichtes wird nicht geringer dadurch, daß Shakespeare dafür Daniels Rosamund (1592) benutzt zu haben scheint.

Auch die Gedichtsammlung, die unter dem Titel „Der verliebte Pilger" 1599 erschien, weist in jenen Gedichten, die sicher von Shakespeare sind, auf die Sonettenzeit. Einige sind Parerga und Paralipomena zu „Venus und Adonis": eine heitere Situation (4), eine Badeszene (6), eine Koketterie (9), die List der Venus, die den Adonis umarmt, indem sie von Mars erzählt, wie er sie umarmte, mit einem Schlußappell an die Geliebte des Dichters (11), alle vier in Sonettenform; dazu vielleicht zwei Strophen, die als der Venus Klagelied für Adonis gelten können (10), in eben der Strophenform des großen Gedichtes. In derselben Strophenform die Klage über die Vergänglichkeit der Schönheit (13), Klage über die Koketterie der Geliebten, die anzieht und abstößt (14). Der schlaflose Dichter wünscht, statt der Nachtigall den Morgengesang der Lerche zu hören, um die Geliebte wiederzusehen (15). Eine Klage über die Launenhaftigkeit der Geliebten, ihre Untreue, ihr Aufflackern und Kühlwerden (5), ganz wie bei der Geliebten der Sonette. Doch wird sie hier schöner geschildert, wie es wohl der Anfangszeit der Liebe entspricht. Diese beiden Gruppen sind also wohl 1593, gleichzeitig mit „Venus und Adonis" zu setzen und noch vor die letzte, sechste Sonettenreihe an die fatale Geliebte. Sie ergänzen wesentlich das Gesamtbild von Shakespeares Roman. Ebenso das 12. Gedicht über

Digitized by Google

den Gedanken, daß Jugend und Alter nicht zusammentaugen. Übrigens wird diese Sammlung geradezu durch zwei Sonette aus jener Reihe eingeleitet (138 und 144) und außerdem durch zwei Sonette aus der „Verlorenen Liebesmüh'" bereichert (3 und 5), beide den Meineid entschuldigend. Gewiß steht auch das Lied aus demselben Drama, Amors Eidbruch betreffend, nicht zufällig da (17). Unsere Gedichtsammlung bestätigt damit den Zusammenhang dieses Dramas mit dem Sonettenroman.

Die Entstehung dieser merkwürdigen Anthologie gewinnt dadurch an Bedeutung. Sie kann nicht auf Zufall, nicht bloß auf der Spekulation des Verlegers beruhen. Eine Person, die dem Shakespeare der Sonette nahestand, muß sie angelegt haben, freilich mit wenig Ordnung, Kritik und Vollständigkeit. Wem ist eine solche Sammlung mehr zuzumuten als der schwarzen Geliebten, dem Gegenstand der Sonette, dem Vorbild der Rosaline aus der „Liebesmüh'"? Damit wären auch die andern Gedichte der Sammlung erklärt, mögen sie nun von Shakespeare oder anderen Dichtern herrühren. Wir wissen aus den Sonetten, daß die schwarze Geliebte vor allem Musikerin war. Die weiteren Gedichte der Sammlung beziehen sich in der Tat auf Musik oder sind Texte für Gesang. So das 8., ein Sonett zum Preis der Musik und Poesie, als deren Hauptvertreter Dowland und Spenser besungen werden. Die Lieder vom 18. an sind alle für Gesang; ihre Komponisten, John und Thomas Morley, Thomas Weelkes, sind bekannt. Ein Lied „Komm mit mir und sei mein Lieb!" soll von Marlowe, dessen Schluß von Raleigh sein. Es wird in den „lustigen Weibern" (3, 1) zu komischer Wirkung benutzt. Von Raleigh (Ignoto) sind noch zwei andere; das letzte nach einer Einleitung, die an Walther von der Vogelweide (Ich saß auf einem Steine) erinnert, mit Betrachtungen über verlorene Weltgunst und einem Nachtrag, der, wie es scheint, nicht mehr von Raleigh, sondern vielleicht von Shakespeare ist, den Undank der Freunde ganz in der Art des Timon schildert und den Freund in der Not rühmt. Wir werden uns daran noch zu erinnern haben. Gehörte vielleicht Raleigh diesem Kreise an? Er war 1592 durch den Liebeshandel mit Elizabeth Throkmorton in Ungnade gefallen. Als 1592 Kyd und Marlowe wegen atheistischer Äußerungen inquiriert wurden, wurde auch Raleigh vernommen; er hatte sich skeptisch über Seele und Gott geäußert, er soll ganze Nächte mit einem Jesuiten diskutiert haben (Shakespeare-Jahrbuch 36, 329; 37, 274). Sein späteres tragisches Ende wird auch noch zu erwähnen sein im Zusammenhang mit der Tragödie von Timon.

Wie sich das auch verhalten mag, wir haben im „verliebten Pilger" wohl den Abdruck einer intimen Sammlung vor uns, den Inhalt eines Albums, einer Mappe oder eines Notizbuches von namenlosen Gedichten, von denen man dem Verleger nur gesagt hatte, daß sie shakespearisch seien. Vielleicht gehörte auch Thomas Heywood diesem Kreise an, denn seine zwei auf Troja bezüglichen Liebesepisteln gerieten in die neue Auflage des „Pilgers" vom Jahre 1612, worauf Heywood dagegen protestierte und sich auf Shakespeares Mißfallen an der Spekulation berufen konnte.

Der „verliebte Pilger" erinnert übrigens an Romeo, der in dieser Maske auf dem Ball bei Capulet erscheint und jenes rhetorische sonettartige

Digitized by Google

Gedicht an Julie richtet. Dabei erinnern wir uns auch, daß dieses verliebten Pilgers erste Liebe Rosalinde heißt, ähnlich wie die schwarze Rosaline der „verlorenen Liebesmüh'". Wir erinnern uns auch der Rosalinde in „Wie es euch gefällt", welchem Schauspiel wir auch schon bei diesem lyrischen Streifzug begegnet sind. Ein verliebter Pilger erscheint auch im Hamlet (4,7) in den Liedern der wahnsinnigen Ophelia.

Ich fasse das Ergebnis dieser Erörterungen kurz zusammen. Als Shakespeare neunundzwanzigjährig im Jahre 1593 mit dem jungen Lord Heinrich Southampton bekannt wurde und ihm mit der Widmung von „Venus und Adonis" sowie mit den ersten Sonetten huldigte, war er selber von einer koketten Musikerin gefesselt, die er als schwarz und doch reizend schildert. Aber sie wurde dem Dichter treulos und kokettierte nun mit dem jungen, leicht erregbaren Lord, der soeben in ihre Kreise getreten war. Shakespeares Verdruß darüber äußert sich im „Raub der Lucretia" vom Jahre 1594 sowie in der gleichzeitigen zweiten Sonettengruppe. In das dritte Jahr der Bekanntschaft mit dem Lord, 1595 bis 1596, fallen die übrigen an ihn gerichteten Sonette, in denen sich der Mißmut steigert, aber schließlich wieder legt. Shakespeare erlebt eine doppelte Katharsis, er befreit sich von der unwürdigen Liebe zur Kokette, er zieht aus den schmerzvollen Erfahrungen der Liebe und der Freundschaft die reifsten Früchte für seine Kunst. Er spiegelt den Charakter der schwarzen Geliebten, die wahrscheinlich Rosaline hieß, in mannigfach idealisierten Bildern seiner Frauengestalten. Er spiegelt den Charakter des Lords, wie er ausdrücklich erklärt, in Glanzgestalten seiner damals geplanten Historien, also gewiß vor allem in der Gestalt des gleichnamigen Heinrich V., des tollen Prinzen in schlechter aber witziger Gesellschaft.

So ergibt diese Erörterung eine genauere chronologische Feststellung der Sonette und damit einen festeren Anhalt für die ganze Chronologie des Lebens und der Dramen Shakespeares, einen Einblick in das entscheidendste innere Erlebnis des Dichters und in die Art, wie mit dem inneren Erlebnis das künstlerische Schaffen des über alle Bedingungen hinauswachsenden Dramatikers zusammenhängt. Wir bekommen ebenso Einblicke in das Wanderleben des Schauspielers dieser Zeit, in seine sehr gemischte Gesellschaft, in seine Zwitterstellung zwischen Ehrlosigkeit und höchstem Ruhmesanspruch wie in die Ästhetik und Philosophie des Dichters. Auch die politische Haltung des Dichters wird erklärt durch seinen innigen Anschluß an die aristokratische Clique der Southampton und Essex.

Digitized by Google

Zum Gedächtnis Angelika Kauffmanns.

Von Prof. Dr. W. Berg.

. . . . „Es umarmten die Unsterblichen dich,
Lehrten dich Weisheit und gaben deinen Pinsel dir
Triefend von Leben und getaucht in Morgenrot."

(Graf Leop. Stolberg in einer Ode an Angelika Kauffmann, 1781.)

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war die Kunst der Malerei in totem Mechanismus erstarrt. Die hervorragenden Schöpfungen der Carracciſten, die in eklektiſcher Weiſe die Vorzüge des Cinquecento zuſammenfaßten, wobei ſie teilweiſe auf die Antike zurückgriffen, waren ſo gut wie vergeſſen. Die mehr ſelbſtändigen Richtungen, die ſich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden, in Spanien und auch noch in Italien entwickelt hatten, waren ohne lebendige Fortwirkung geblieben. Nur in Frankreich konnte man im 18. Jahrhundert eine künſtleriſche Selbſtändigkeit wahrnehmen. Dort hatte ſich die Kabinettskunſt, die beſonders die Landſchaft und die Idylle pflegte, in eigenartiger Weiſe entfaltet. Aber freilich tauchte ſeit A. Watteau kein hervorragendes Talent mehr auf und wie das franzöſiſche Rokoko überhaupt, war auch dieſe Kunſt nur kurzlebig. Die Lebrunſche Schule, die in pomphafter Weiſe Saalwände und Plafonds bedeckte, überdauerte ſie. Überall ſonſt in Europa trat man die Pfade verfloſſener Kunſtepochen nach. Zumal in Deutſchland ſucht man in jener Zeit vergebens den Zug nach Selbſtſtändigkeit. Die deutſche Kunſt war von den italieniſchen und franzöſiſchen Nachbarn her ſtark beeinflußt, ſo ſtark, daß man überhaupt nichts mehr von deutſcher Art erwartete. Die Wendung zum Beſſern, alſo das Erwachen eines neuen Kunſtlebens, iſt vornehmlich an den Namen Anton Rafael Mengs geknüpft. Sein Vater Ismael Mengs wollte aus ihm das machen, was er ſelbſt nicht mehr werden konnte, nämlich den eklektiſchen Reformator der Malkunſt. In wie maßlos tyranniſcher Weiſe er ſeinen Sohn dafür vorbildete, iſt genugſam bekannt. Rafael Mengs hat ſich ſelbſt zu hoch eingeſchätzt, wie auch ſeine Zeitgenoſſen ſeine Bedeutung übertrieben haben. Aber es iſt und bleibt doch ſein Verdienſt, daß er ſich mit Bewußtſein von der ſeit langem überlebten Manieriertheit der franzöſiſch-italieniſchen Kunſt ſchroff abwendete und der Vorbote einer neuen, geſchmackvolleren Kunſt wurde.

Als damals nach langem Verfall das deutſche Kunſtleben wieder zu erblühen begann, wirkte auch eine anmutige Frauengeſtalt, ausgeſtattet mit wahrem Kunſtgefühl und hoher Begabung, deren Schöpfungen noch heute eine gewiſſe

Digitized by Google

Anziehungskraft auf den Beschauer ausüben. Das war Angelika Kauffmann, deren Todestag sich am 5. November dieses Jahres zum hundertstenmale jährt. Ihr Name war einst in der Kunstwelt Europas hochgefeiert; die Großen ihrer Zeit, Kaiser und Könige, haben ihr Atelier besucht und sich von ihr malen lassen. Mit Goethe und Herder verband sie enge Freundschaft; ihr Bild wurde in den Uffizien zu Florenz, ihre Büste im Pantheon zu Rom aufgestellt.

Maria Anna Angelika Katharina Kauffmann erblickte in Chur am 30. Oktober 1741 in dürftiger Umgebung das Licht der Welt. Ihr Vater, Johann Josef Kauffmann, stammte aus Schwarzenberg im Bregenzer Walde. Er war von dem Bischof nach Chur berufen worden, um dort in der Pfarrkirche ein Gemälde auszuführen. In Chur fand er in Kleophea Lutz, die von der reformierten zur katholischen Kirche übertrat, seine Lebensgefährtin. Schon im September 1742 aber zog er mit seiner Gattin und dem noch nicht ein Jahr alten Töchterchen nach Morbegno an der Adda im Lombardischen, wo er fast zehn Jahre lang vorzugsweise als Porträtmaler tätig war. Obwohl er als schaffender Künstler nie über die Mittelmäßigkeit hinauskam, erwies er sich als einsichtsvoller und vortrefflicher Lehrer seiner Tochter, die als einziges Kind ihrer Eltern in deren zärtlicher Pflege, umgeben von einer schönen und erhabenen Natur, sich erfreulich entwickelte. Ganz anders als der tyrannische Ismael Mengs mit seinem Sohne verfuhr, leitete der Vater Kauffmann den schon früh erkennbaren, gleichsam spielenden Trieb seines Kindes zur Malerei so geschickt, daß die Schülerin niemals die Freude an der künstlerischen Arbeit verlor. Im Gegenteil, diese Arbeit war ihr stets eine Erholung und eine Freude, die sie allen kindlichen Vergnügungen vorzog. Es ist sehr bemerkenswert, daß der Vater sein Kind nach antiken Gipsfiguren zeichnen ließ und es auch mit zahlreichen Kupferstichen bekannt machte. Auf diese Weise erweckte und förderte er Angelikas Kunstgefühl und verhalf ihr zu der glücklichen Leichtigkeit, später nach lebenden Vorbildern sicher zu zeichnen. Bald konnte das Mädchen zur Farbe greifen. Bei Angelikas ausgesprochener Vorliebe für die Kunst bot ihr jeder Kupferstich, jeder Gipsabdruck, jedes Gemälde in dem väterlichen Atelier neue künstlerische Nahrung. Aber auch ihre sonstige Ausbildung wurde nicht vernachlässigt. Sie lernte von ihrer Mutter Deutsch, das sie freilich sehr schlecht schrieb, und Italienisch und mußte sich auch im Haushalt beschäftigen. Sie besaß ferner eine herrliche Singstimme. Auch diese Gabe wurde in sorgsame Pflege genommen und Angelika betrieb ihre musikalischen Studien so eifrig, daß sie später selbst schwankend wurde, ob sie die Musik oder die Malerei als Kunstberuf erwählen sollte. Diesen Zwiespalt stellte sie später auf einem allegorischen Bilde dar, das sie selbst zwischen den Idealgestalten der Musik und der Malerei unschlüssig schwankend zeigte. Sie hat dieses Bild später noch einmal gemalt. Die bildende Kunst behielt aber schließlich doch den Sieg, wozu wohl neben den Vorstellungen eines alten geistlichen Freundes die Erfolge bestimmend mitwirkten, die Angelika schon frühe als Porträtistin errang.

Doch blieb sie auch fernerhin ihrer musikalischen Liebhaberei treu. Noch im Jahre 1768 berichtet Sturz, Legationsrat in dänisch-oldenburgischen

Digitized by Google

Dienſten, von ihr wie folgt: „Unſere Landsmännin Angelika fand ich heute mit dem Klopſtockſchen Meſſias in der Hand und Poges Homer lag in der Nähe. Sie lieſt beide mit Entzücken, aber der Deutſche iſt ihrem Herzen näher; er veredelt ihr Gefühl und erhebt ſie bis zu ſeiner Schöpfung. Ihr empfänglicher Geiſt iſt ganz auf platoniſchen Wohlklang geſtellt. Der Charakter ihres Geſichts gehört zu der Gattung, welche Domenichino gemalt hat: edel, ſchüchtern und bedeutend, anziehend und mitteilend. Man wird ſie nirgends flüchtig gewahr, ſondern ſie hält den Blick des Beobachters feſt; ja es gibt Augenblicke, wo ſie tiefere Eindrücke macht. Wenn ſie vor ihrer Harmonika Pergoleſis Stabat Mater dolorosa ſingt, ihre großen, ſchmachtenden Augen, pietosi a riguardar, a mover parchi, gottesdienſtlich aufſchlägt und dann mit hinſtrömendem Blicke dem Ausdruck des Geſanges folgt, ſo wird ſie ein begeiſtertes und begeiſterndes Urbild der heiligen Cäcilie."

Im Jahre 1752 verlegte der Vater ſeinen Wohnſitz nach Como, weil ihm dort lohnende Aufträge in Ausſicht geſtellt waren. Dort malte Angelika das Porträt des alten Bistumverweſers Nevroni Cappuccino und erzielte damit einen großen Erfolg, der ſich in zahlreichen Aufträgen äußerte. Zwei Jahre ſpäter finden wir die Familie Kauffmann in Mailand, wohin ſie vermutlich um der künſtleriſchen Fortbildung der Tochter willen überſiedelt war. Angelika ſelbſt hatte ſich in Como auf die Dauer nicht befriedigt gefühlt. Die bisher im beſchränkten Kreiſe erzielten Erfolge genügten ihr nicht. Obgleich ſie noch ein elfjähriges Kind war, beſaß ſie bereits ein richtiges Verſtändnis dafür, wieviel ihr noch zur wirklichen Künſtlerſchaft fehlte, und in ihrer Seele war eine lebhafte Sehnſucht nach Höherem erwacht. Sie verlangte darnach, die Werke der berühmten Künſtler, die ſie nur aus des Vaters Kupferſtichen und Kopien kannte, im Original zu ſehen und an ihnen zu lernen. In Mailand ſtudierte ſie nun die beſten Meiſter der lombardiſchen Schule und kopierte ſie eifrig, da ihr das bloße Anſchauen nicht genügte. Doch malte ſie daneben fortgeſetzt Porträts, die große Anerkennung fanden. So z. B. den Gouverneur, Herzog Reginald von Eſte, und die Herzogin von Maſſa-Carrara. In Mailand aber traf ſie der erſte herbe Schmerz: ſie verlor am 1. März 1757 ihre geliebte Mutter durch den Tod. Ihrer melancholiſchen Sehnſucht nach ſtiller Einſamkeit mußte der Vater nachgeben. Da traf es ſich günſtig, daß ihn ein Auftrag in ſeine Bregenzer Waldheimat rief, die Parochialkirche ſeines Geburtsortes Schwarzenberg auszumalen.

So finden wir ihn denn dort mit ſeiner Tochter am Werke. Er ſelbſt hatte die Deckengemälde übernommen, während Angelika — merkwürdig genug bei einer noch ſo jugendlichen Malerin — die zwölf Apoſtel nach Piazzettas Kupferſtichen in Fresko auf die Wände malte. Leider wurden ſpäter dieſe ſchadhaft gewordenen Fresken von einer wenig geſchickten Hand ſehr mangelhaft ausgebeſſert und ſo verſchwand Angelikas Arbeit faſt ganz. Die Vollendung der Arbeit brachte ihr eine ſehr warme Empfehlung an den Kardinalfürſtbiſchof Roth in Konſtanz ein. Sie malte ſein Porträt in ſeinem Sommerſitze Meersburg. Auch ſchuf ſie auf dem Montfortſchen Schloſſe Tettnang die Bilder der gräflichen Familie. Aber ihre Sehnſucht ſtand doch

Digitized by Google

stets nach Italien. Dort gedachte sie die bedeutendsten Städte und Gemäldesammlungen zu besuchen und an ihrer künstlerischen Fortbildung zu arbeiten.

Ihr Aufenthaltsort wechselte in den nächsten Jahren mehrfach. Zunächst ging sie mit ihrem Vater wieder nach Mailand zurück, bald aber übersiedelte sie nach Parma, wo sie eifrig Correggio studierte. Im Juni 1762 finden wir sie nach einem längeren Bologneser Aufenthalte, während dessen sie die Carracciſten studiert hatte, in Florenz und im Januar 1763 zum erstenmale in Rom. Wie für zahllose Künstler bedeutete Rom auch für Angelika Kauffmann einen Wendepunkt in der künstlerischen Entwicklung. Durch ihre Zeichenstudien nach Rafael und der Antike ward ihre Bekanntschaft mit Winckelmann vermittelt, dessen näherem Verkehrskreise sie bald angehörte. In den freundschaftlichen Gesprächen mit Winckelmanns reifer Persönlichkeit klärte und vertiefte sich das Verständnis der jugendlichen Malerin für die höchsten Aufgaben der Kunst immer mehr. Sie zeichnete den großen Kunstgelehrten zweimal und radierte beide Zeichnungen, von denen die eine Ischia 1763, die andere Rom 1764 datiert ist. Beide Stiche, namentlich der von 1763, sind so charakteristisch und so durchaus sicher im Ausdruck und in der ganzen Behandlung, daß der Beschauer den Eindruck erhält, das Werk eines gereiften Mannes und nicht das einer Künstlerin im jugendlichen Alter von achtzehn Jahren zu sehen. Winckelmann selbst hatte eine große Freude an den schönen Blättern. In Rom eignete die Künstlerin sich die für sie charakteristische schwärmerische Auffassung des klassischen Altertums an, nach Oppermanns*) treffendem Ausdruck die „Sentimentalität der Antike", und versenkte sich mit hingebender Begeisterung in diese ideale Welt. Der Auftrag, einige Gemälde der Königlichen Galerie in Neapel zu kopieren, veranlaßte sie, dorthin zu gehen. Nachdem sie mehrere Bilder in Capodimonte kopiert und zahlreiche Porträtaufträge reicher Engländer ausgeführt hatte, kehrte sie nach Rom zurück. Dort vertiefte sie sich besonders in das Studium der Perspektive. Damals strebte sie auch darnach, ihr künstlerisches Gebiet zu erweitern und sich in historischen Kompositionen zu versuchen. Um Stoffe dafür zu gewinnen, las sie eifrig die Historiker und Dichter des Altertums und ihres eigenen Zeitalters. Die antike Welt und die Romantik wurden für sie die beiden Quellen ihrer zahlreichen Schöpfungen. Von Rom begab sich die Künstlerin, die es von jeher ernst mit ihrer Kunst nahm, 1765 zum Studium Carraccis wieder nach Bologna und dann nach Venedig, wo sie auch die koloristische Kunst Tizians, Veroneses und Tintorettos studierte. Aber die Fülle der neuen Eindrücke verringerte weder ihre Kraft noch ihre Liebe zur Arbeit; vielmehr war das Gegenteil der Fall. In Venedig führte sie einen folgenschweren Entschluß aus. Sie reiste mit einer Freundin, der Lady Wentworth (oder Verworth) über Paris zu dauerndem Aufenthalte nach England, wo sie höheren Ruhm und größere materielle Erfolge erhoffte.

Am 22. Juni 1766 traf sie in London ein. An künstlerischen Erfolgen und äußeren Ehren war dieser englische Abschnitt ihres Lebens überaus reich. Ihre Gönner, die ihr zuerst die Wege ebneten, waren Lady Spencer und Lord Exeter. Die britische Aristokratie huldigte ihrer Kunst bald in einem

*) Andreas Oppermann: Aus dem Bregenzer Walde. Breslau, 1859.

Digitized by Google

Überschwange, der nur wenig Künstlern beschieden gewesen ist. Man drängte sich geradezu darnach, von Angelika Kauffmann gemalt zu werden. Sie schreibt z. B.: „Diesen Morgen hatte ich Besuch von Madame Garick. Mylady Spenser ist vor 2 Tagen bei mir gewesen. Mylord Baltimor besucht mich auch zu Zeiten. Die Königin ist erst vor 2 Tagen nieder Kommen, so bald sie besser ist, werde ich ihr präsentiert werden. Die Hertzogin von Clukester hat mich und meine Arbeit vor 2 Tagen besucht, diese ist eine von den ersten Hoffdamen." 1767 porträtierte sie den Herzog von Braunschweig. Das sehr gelungene Bild wurde ausgestellt und erntete großes Lob. „Nie ist einem anderen mahler solche ehr Widerfahren," schreibt Angelika darüber; „der Beyfall mit jener meiner arbeit ist so groß, daß die öffentlichen blätter ruhmlich derselben erwähnen, und ich oft verse in verschiedenen sprachen zum lob meiner gemählde daran angeheftet finde." Auch die Königin selbst ließ sich und die Prinzen von ihr malen und zwar in einer allegorischen Form, die Angelika wie auch die englische Aristokratie bevorzugten, weil Porträt- und Historienmalerei dadurch verschmolzen und die Darstellung der unmalerischen modernen Tracht vermieden werden konnte. Ferner malte sie den König Christian VII. von Dänemark, der damals am Londoner Hofe weilte, ein Bild, das von Richard Houston geschabt wurde, wie sich denn überhaupt die besten Stecher beeiferten, ihre Gemälde durch Schabeisen oder Grabstichel zu vervielfältigen. Wie sie selbst in jener ruhmreichen Epoche ihres Lebens aussah, zeigt ein Bild, das kein Geringerer als Josua Reynolds gemalt und Bartolozzi meisterhaft gestochen hat. Reynolds bewunderte Angelika so sehr, daß er ihr einen Heiratsantrag machte, der indessen abgelehnt wurde. Die Künstlerin malte ihrerseits das Bild ihres Bewunderers, das gleichfalls durch Stich verbreitet wurde. Ihre Erscheinung schildert ihr italienischer Freund und Biograph Rossi: „Ihr Körper war wohl proportioniert, obwohl übrigens nicht von sehr hoher Statur. Ihr Teint war frisch und blühend, ihre Züge waren regelmäßig, der Mund allerliebst, die Zähne blendend weiß. Besonders ihre lebhaften blauen Augen besaßen einen so zauberischen Reiz, daß, wer sie nicht kannte, sich unmöglich vorstellen konnte, wie sprechend ein Blick von ihr war. Ihr einnehmendes Wesen, ihre Tugend, ihr Talent, die seltene Sanftmut ihres Charakters waren Eigenschaften, die einem jeden, der sich mit einer Gefährtin zu verbinden wünscht, die im friedlichen Bunde seine Lebenstage beglücke, ihre Hand wünschenswert machen mußten. Schon der Enthusiasmus, womit die englische Nation ihre Werke aufnahm, und die seltene Großmut, womit sie dieselben belohnte, eröffneten einen holden Gesichtskreis von Hoffnungen demjenigen, der in den Banden Hymens Ketten von Rosen und Gold zu finden wünscht." Von Bildern aus ihrer Londoner Zeit seien hier genannt „Das Opfer der Messalina" und „Das Wiedersehen zwischen Edgar und Elfriede". Zu einem vielgelesenen englischen Roman malte sie das Bild „Unna und Alsa"; ein sentimentales Bild, das großen Beifall fand, „Samma an Venonis Grabe", schenkte sie Klopstock; viel bewundert wurde ein „Amor, dem Psyche mit ihrem Haar die Tränen trocknet"; gemeinsam mit Zucchi, ihrem späteren Manne, malte sie ein großes Bild, das die „Tugend, Unschuld und Verführung" darstellte.

Digitized by Google

In jene so glückliche Zeit fiel nun ein Ereignis, das sie aufs tiefste zu erschüttern geeignet war: sie wurde das Opfer eines gewissenlosen Schwindlers. In den Salons der höchsten Londoner Kreise verkehrte damals eine Persönlichkeit, die sich den Namen eines schwedischen Grafen Horn beilegte. Es gelang dem glänzend auftretenden Manne, der sich mit großer Sicherheit bewegte und durch ein gefälliges Äußere bestach, die Neigung der Künstlerin zu gewinnen. Er warb um ihre Hand und erhielt ihre Einwilligung. Doch sollte auf den Wunsch des angeblichen Grafen bis zur Regelung seiner finanziellen Verhältnisse die Verlobung geheim bleiben; erst wenn die großen Summen, die er aus Schweden seiner Angabe nach erwartete, eingetroffen seien, solle die Verlobung veröffentlicht werden. Diese Summen kamen natürlich nicht und da die Gläubiger drängten, erschwindelte sich der Betrüger von seiner Verlobten die nötigen Beträge, um die Mahner zu befriedigen. Noch ahnte Angelika nichts von dem schändlichen Betrug, dessen Opfer sie war. Eines Tages aber erschien der Pseudograf verstörten Blickes in Angelikas Atelier und enthüllte ihr, er sei von seinen Feinden in der Heimat unschuldigerweise einer Verschwörung gegen den König angeklagt worden, der schwedische Gesandte in London fordere seine Auslieferung; nur eine schnelle Flucht ermögliche die Rettung. Vorher aber wolle er sich mit der Geliebten trauen lassen, da er hoffe, daß die englische Königsfamilie, bei der Angelika so beliebt sei, nicht in seine Auslieferung willigen werde. Die erschreckte Angelika glaubte dem Betrüger und folgte ihm ohne Vorwissen des Vaters zum Altar. Nun aber ließ der Schwindler die Maske fallen und erhob Ansprüche auf Angelikas Geldmittel. Als sie sich dem widersetzte, verlangte er, sie solle sogleich mit ihm London verlassen. Angelika weigerte sich zu ihrem Glücke standhaft und erklärte, ohne Wissen ihres Vaters, der sich übrigens seit dem Sommer 1767 auch in London befand, keinen weiteren Schritt tun zu wollen. Da erst mischten sich Angelikas Freunde in die Sache ein. Die gerichtliche Untersuchung wurde eingeleitet. Da aber die Beweise für den Schwindel schwer zu erbringen waren und die peinvolle Sache sich hinzuschleppen drohte, faßte Angelika den Entschluß, sich durch ein erhebliches Geldopfer Freiheit und Ruhe zu erkaufen. Der Schwindler wurde endlich dahin gebracht, gegen eine Abstandssumme von 300 Guineen alle seine Ansprüche auf Angelika aufzugeben. Am 10. Februar 1768 wurde die Ehe rechtskräftig gelöst. Der verbrecherische Mensch, der übrigens bereits verheiratet war und seine Frau in Hildesheim in dürftigen Verhältnissen zurückgelassen hatte, soll ein Diener des echten Grafen Horn aus Schweden gewesen sein und nach seiner Entlassung an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen, in London als Burkle, in Amsterdam als Studerat, anderswo als Rosenkranz Hochstapeleien verübt haben. Sein wirklicher Name ist vielleicht Brandt gewesen; denn dieser Name ist in der Scheidungsurkunde genannt. Man erzählte sich damals in London, daß der Schwindler für seine elende Rolle erkauft worden sei; von wem, blieb dunkel. Doch wollte man wissen, Reynolds habe der ruchlosen Sache nicht fern gestanden und seine Hand dazu geboten; als Beweggrund dazu glaubte man Rachsucht wegen der Abweisung seines Heiratsantrages annehmen zu dürfen. Reynolds hat sich später von dieser Beschuldigung zu reinigen versucht und Angelika hat ihm

Digitized by Google

eine Ehrenerklärung ausgestellt. Es lassen sich in der Tat keinerlei Momente vorbringen, durch die Reynolds irgendwie bloßgestellt wäre. Wie schwer erschüttert Angelika durch diese bittere Erfahrung war, läßt sich begreifen. Sie wollte sich infolgedessen ganz aus ihren gesellschaftlichen Beziehungen lösen, aber es gelang ihr nicht. Die Teilnahme des englischen Publikums, das sie und ihre Kunst so hoch schätzte, war zu groß. Ja, sie erhielt von Ehrenmännern, die die ihr angetane Schmach sühnen wollten, mehrere sehr vorteilhafte Heiratsanträge, die sie begreiflicherweise ablehnte. Eine andere Ehrung jedoch tat ihr wohl: sie wurde zu einem der 36 Originalmitglieder der kurz vorher gegründeten Royal Academy gewählt. In der eifrigen Beschäftigung mit ihrer Kunst fand sie das Heilmittel für ihr krankes Gemüt. Fünfzehn Jahre hatte sie bereits in England geweilt, als sie sich entschloß, das Inselland zu verlassen. Ihr Vater kränkelte seit langer Zeit und die Ärzte hatten ihm die Rückkehr in das sonnige Italien angeraten. Trotzdem ihr selbst in den letzten Jahren das feuchte englische Klima nicht mehr zusagte und ihre Sehnsucht nach dem Süden aufs neue erwacht war, wäre sie doch wohl in England geblieben, das ihr eine zweite Heimat geworden war, aber um des Vaters willen löste sie sich von London. Vorher aber, am 14. Juli 1781, reichte sie einem bewährten Freunde, dem Maler Antonio Zucchi, ihre Hand zum Ehebunde. Sie tat das weniger aus Neigung, war sie doch mit ihren vierzig Jahren über Illusionen längst hinaus, als vielmehr auf ihres Vaters Wunsch. Da die Kirche ihre erste Ehe als ungiltig erklärt hatte, stand der kirchlichen Weihe nichts im Wege. Zucchi (geboren 1726 oder 1728) stammte aus Venedig, hatte aber schon einige Jahre vor seiner Heirat in London gelebt und gearbeitet. Er war kein bedeutender Künstler, aber ein durchaus redlicher und wackerer Mann und seit Jahren ein bewährter Freund Kauffmanns und seiner Tochter. Da sich seine Bilder einer gewissen Beliebtheit erfreuten, hatte er sich ein kleines Vermögen erworben, von dem er in Italien ruhig leben wollte. Angelikas Ehe mit ihm war durchaus glücklich und ungetrübt.

Wenige Tage nach der Eheschließung kehrte Angelika mit ihrem Vater und ihrem Gatten nach dem Festlande zurück. Sie reisten durch Flandern, wo Angelika natürlich die Werke der flandrischen Kunst studierte, und durch Lothringen zunächst zu kurzem Aufenthalte nach der väterlichen Heimat, wo Angelika den Armen große Liebesspenden zuteil werden ließ. Dann ging es über Innsbruck und Verona nach Venedig, das sie am 4. Oktober erreichten. Das Ehepaar hatte in Venedig seinen festen Wohnsitz aufschlagen wollen, aber es kam anders. Am 11. Januar 1782 bereits schloß dort der alte Kauffmann seine Augen für immer und nur wenige Wochen später, am 6. Februar, starb des Vaters Schwester, die zur Pflege des Kranken und zur Unterstützung Angelikas von Morbegno nach Venedig gekommen war. Angelika war tief niedergebeugt und Zucchi drang daher auf eine Veränderung des Wohnortes, um seine Frau durch neue Eindrücke von der traurigen Stimmung abzulenken. Es ging nach Rom. Mitte April langte Angelika dort an. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Neapel, dessen Klima der schonungsbedürftigen Frau sehr behagte, richtete sie sich in Rom dauernd ein.

Kurze Zeit vorher war Rafael Mengs gestorben, aber sein Einfluß begann sich gerade damals erst recht stark bemerkbar zu machen. In den

Digitized by Google

römischen Künstlerkreisen hatte man begonnen, sich von dem Geschmack der Zopfzeit, deren bedeutendste Vertreter Bernini und Pietro da Cortona gewesen waren, ab- und einer veredelteren Geschmacksrichtung zuzuwenden. Angelika schloß sich dieser Bewegung aus Überzeugung an. In Neapel hatte sie angefangen, ein Bild der königlichen Familie zu malen. Dieses Bild vollendete sie jetzt in Rom; ihr Atelier wurde viel besucht und ihr Ruhm stieg. Auch Kaiser Josef II. sah damals in Rom dieses Bild, lernte die Künstlerin kennen und war freudig überrascht, in ihr eine Untertanin begrüßen zu können. Er bestellte sofort bei ihr ein Bild für die Galerie und stellte die Abmessungen sowie die Wahl des Stoffes der Künstlerin völlig frei. Im Anfange des Jahres 1784 brachte Angelika ihr Bild der königlichen Familie selbst nach Neapel, wo sie den huldvollsten Empfang fand. Man versuchte alles, um die berühmte Malerin an den bourbonischen Hof zu fesseln, aber Angelika wollte das ihr so teure Rom nicht verlassen, willigte jedoch, um ihre Dankbarkeit und Verehrung zu zeigen, ein, den beiden königlichen Prinzessinnen-Töchtern die Anfangsgründe der Zeichenkunst beizubringen. Doch sie war keine Lehrerin. Sie fühlte das selbst und kehrte daher bald nach Rom zurück. Die Fülle dessen, was sie bisher schon geleistet hatte und noch mehr in der Folgezeit leistete, erregt Bewunderung und läßt sich nur durch ihre streng geregelte Lebensweise und ihren Bienenfleiß erklären. Die Abendstunden widmete sie gern edler Geselligkeit. Ihr mit Kunstwerken geschmücktes Haus auf Trinità de Monti wurde der Sammelpunkt eines nicht großen, aber auserlesenen Kreises von Freunden. Als ständige Gäste verkehrten bei ihr von der römischen Künstlerkolonie der Rat Reifenstein, der Landschafter Hackert, der gelehrte Antiquar Hirt, der Kupferstecher Volpato, der Abbate und spätere Kardinal Spina u. a. m. Auch ausgezeichnete Fremde, die gut empfohlen waren, wurden bei ihr eingeführt. Ihr brieflicher Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit war sehr rege.

Goethe lernte die nur acht Jahre ältere Künstlerin während seines Aufenthaltes in Rom 1787 kennen. In seiner „Italienischen Reise" erwähnt er sie oft. Er nennt sie meist nur Angelika, Frau Angelika oder die gute Angelika und spricht von ihr stets mit großer Wärme. So sagt er z. B. von ihr: „Angelika ist lieb und gut; sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu und in der Woche sehe ich sie abends einmal. Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer, sie mache nichts." Gern besuchte er mit ihr die Künstlerateliers und die öffentlichen Sammlungen, wie die Farnesina, die Galerie Aldobrandini und die Palazzi Barberini und Rondanini. „Mit Angelika", schreibt er, „ist es gar angenehm, Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstkenntnis so groß ist. Dabei ist sie für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden." Als er seinen Egmont vollendet hat, schenkt er ihr ein in Saffian gebundenes Exemplar; Angelika zeichnete ein Titelkupfer dazu, das Lips später gestochen hat. Im Juni 1787 porträtiert sie ihren Freund. Aber es scheint, daß die Vorstellung des geistigen Bildes, das sie von ihm hatte, sie daran hinderte, die Ähnlichkeit des äußeren Menschen zu erreichen. Goethe schreibt darüber, es habe sie verdrossen, daß das Bild nicht ähnlich

Digitized by Google

werden wolle; „es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir!“ Das übrigens unvollendet gebliebene Bild befindet sich jetzt im Weimarer Goethe-Museum. In demselben Jahre malte sie ihr großes Bild, die Mutter der Gracchen, das Goethes vollen Beifall fand, denn er schreibt: „Angelika malt jetzt ein Bild, das sehr glücken wird, die Mutter der Gracchen, wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als ihre besten Schätze zeigte. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Komposition.“

Weit inniger noch als das Freundschaftsverhältnis Angelikas zu Goethe war ihre platonische Seelenfreundschaft mit Herder, der nicht lange, nachdem Goethe nach Weimar zurückgekehrt war, in Italien erschien und bei Angelika anklopfte. Beide erkannten bald die trotz mancher Verschiedenheit vorhandene Verwandtschaft ihrer Naturen, und die Erkenntnis davon führte sie zu einem unendlich feinen und zarten Seelenbunde. Es ist rührend zu vernehmen, wie Angelika in sinnigster Weise immer aufs neue ihre Verehrung für den Freund zu betätigen sucht, die „sich von der Schwärmerei einer beglückten Braut,“ wie Engels sagt, „nur durch die Melancholie stillschweigenden Entsagens unterscheidet“. Als Herder von seinem Ausfluge nach Neapel zurückgekehrt ist, malt sie sein Porträt, das er „der guten Engelsseele nicht weigern darf,“ und ist betrübt darüber, daß Reifenstein sich erbot, ihr Porträt Herders zu kopieren; bald schenkt sie ihm Bilder, bald einen Siegelring, von dem Herder an seine Frau berichtet: „Ich soll ihn nur diesseits der Alpen als mein ansehen und Dir ihn sodann von ihr schwesterlich geben. Niemand weiß von dem Geschenk als sie und Reifenstein, der ihn bestellt hat. Er legt das Symbol auf seine Art so aus, daß Freundschaft und Liebe, wie er sagt, die Nahrung der Seele seien, ihr Sinn ist aber wohl der, daß ihr Seelchen als ein Schmetterling auf dem Myrtenkranze, auf unserem Bande der Liebe und Freundschaft ruhe und auch abwesend unter uns schwebe. Sage niemanden davon etwas, nimm aber das liebe, gute Andenken wohl auf. Eine zartere, reinere Seele gibt es schwerlich auf Erden. Sie hat als frommes Opferlamm der Kunst von frühester Jugend in der wunderbarsten Geschäftigkeit gelebt und lebt noch so. Glaube indessen nicht, daß mich die Freundschaft zu ihr nur einen Tag länger in Rom halten werde, als recht ist; sie würde selbst die erste sein, die mir die Reise anriete, wenn sie mich müßig sähe, denn sie hat bei aller Zartheit einen sehr klaren Sinn. Ihr Dasein weckt endlich auch die späte Klugheit in mir auf, für mich und Dich und die Meinigen still und fleißig zu leben.“ Als Angelika ihrem Freunde einst ein Kettchen schenkte für seine Karoline, schrieb er: „Angelika steckte mir mit der bescheidensten Grazie ein kleines, goldenes Kettchen an den Finger für Dich und mich zum Andenken. Sie ist ein gar sittliches, engelreines Wesen. Traue dem einsamen, süßen Geschöpf auf eine ewige Freundschaft!“ Wie sehr er sich des Einflusses bewußt war, den Angelika auf ihn ausübte, zeigte er in einem bald nach seiner Rückkehr aus Neapel an Karoline geschriebenen Briefe, in dem es heißt: „Was mich in diesen letzten Wochen auf eine so sonderbare Weise gereinigt und veredelt hat, ist der Angelika Freundschaft. O, daß ich so viel Zeit in Rom verloren und mich gequält habe, ohne diese zarte und edle Seele, die so schüchtern und zurückgezogen wie eine himmlische Erscheinung ist, näher kennen zu

Digitized by Google

lernen! Jetzt, da ich seit meiner Reise in Neapel klarere Augen und eine ruhigere Seele habe, ist mir diese Frau über alles, was in und um Rom ist, teuer. Ich bin bei ihr so gern, und immer in dem Zustande einer süßen, stillen Verehrung, wie auch sie es gegen mich zu sein scheint und auch wirklich ist. Von Dir spricht sie in ihrer holden Schüchternheit eben also und sieht Dich wie ein höheres, glückliches Wesen an. Ihr Eindruck wird mir wohltun auf mein ganzes Leben: denn er ist von aller Eitelkeit und Falschheit entfernt; sie weiß nichts davon und ist bei all der demütigen Engelsklarheit und Unschuld vielleicht die kultivierteste Frau in Europa." Es erscheint ganz natürlich, daß dieser Überschwang des Gefühls für Angelika bei Herders temperamentvoller Frau, die Goethe ja auch „Elektra" zu nennen beliebte, schließlich doch so etwas wie Eifersucht hervorrief. Als sie aber ihrem Gatten von ihrer inneren Unruhe schrieb, erwiderte er ihr beruhigend und rühmte Angelikas Wesen nur noch mehr: „Angelika ist die honetteste Frau von der Welt; ihr und mein Gemüt wendet sich anders wohin. Sie ist, wie ich wiederholen muß, eine wahre sittliche Schönheit, die mich wie einen Geist der Erscheinung liebt." Frau Karoline wurde auch bald wieder völlig ruhig. Kurz vor seiner Abreise aus Rom schreibt Herder noch über Angelika: „Du würdest die Frau unendlich lieb haben, wenn Du sie kännteſt; sie ist wie ein feiner, zarter Klang, der die Stimme beruhigt." Und ein andermal: „Angelika ist an Jahren über mir und mehr eine Seele als ein Körper; sie ist aber ein so treues, gutes Herz, als wenige sein werden, und da sie an mir und durch mich auch an Dir mit einer recht wunderbaren Liebe, ich möchte sagen, Andacht hängt, so wollen wir sie auch in diesen Bund reiner und treuer Freundschaft aufnehmen. Sie sagt mir oft, daß ihr Glück des Lebens auch in der Entfernung davon abhängt und daß sie am liebsten gleich jetzt sterben möchte, nachdem sie mich, und zwar auf so wenige Zeit, wie einen Traum gesehen hätte. Ich schreibe Dir dies alles hin, weil ich Dir alles schreibe; Du weißt, daß so etwas mich nicht eitel macht, sondern demütig. Ich sehe es als eine Güte des Himmels an, daß er mir die Freundschaft dieser edlen Frau noch zuletzt verschafft hat. Wir wollen auch in Zukunft mit unserer armen Existenz alles tun, was die willige Märtyrerin ihrer Kunst erfreuen kann. Sie grüßt Dich zu tausend Malen, denn ich habe ihr gestern gesagt, daß heute unser Hochzeitstag sei. Und wenn ich heute bei ihr sein kann, wollen wir Dein und der Kinder Andenken, als ob sie mit zu uns gehörte, feiern." So nahm Herder die Erinnerung an Angelika „als ein reines und geistiges Gut mit über die Alpen". Später hat er noch über ihre Kunst gesagt: „In den Kompositionen der Angelika ist die ihr eingeborene moralische Grazie der Charakter ihrer Menschen. Selbst der Wilde wird durch ihre Hände milde; ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der Erde. Nie war ihr Pinsel eine freche Gebärde zu schildern vermögend. Wie etwa ein schuldloser Geist sich menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche aus ihren Hüllen gezogen und mit einem schönen Verstande, der das Ganze aufs leiseste umfaßt und jeden Teil wie eine Blume entsprießen läßt, harmonisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen und die Muse der Humanität ward ihre Schwester."

Digitized by Google

Zahlreich sind die Porträts, die Angelika gemalt hat. Es seien hier nur erwähnt das Bild der herzoglichen Familie von Holstein-Beck und das der berüchtigten Gattin des englischen Gesandten Hamilton, die sie als Muse des Lustspiels malte. Meist pseudoantike Stoffe malte sie im Auftrage hoher Personen, z. B. des Prinzen August von England, des Fürsten von Waldeck, des Fürsten Jussupoff, des Lords Bewick, der Herzogin von Kurland, der Fürstin von Anhalt-Dessau usw. Sie selbst war eine Freundin alter Meister, die sie eifrig sammelte. Dafür brachte sie manches Opfer, aber sie konnte das auch, denn sie hatte riesige Einnahmen und führte dabei ein sehr einfaches und bescheidenes Leben. Das schöne Gleichmaß des Lebens erlitt nur durch den Tod ihres Gatten, der im Anfang des Jahres 1795 starb, eine Trübung. Aber auch diesmal wieder war ihre Kunst die trostbringende Göttin, deren heilende Hand sie oft im Leben gespürt hatte. Die nunmehr alleinstehende Frau nahm später einen jungen Künstler gleichen Namens zu sich; es scheint, wenn das auch von anderer Seite in Abrede gestellt wird, ein Neffe gewesen zu sein. Das war der Vorarlberger Johann Peter Kauffmann.*) Die politisch erregten Zeiten, als Rom zum erstenmale seit langer Zeit französische Einquartierung erhielt, brachten Angelika zwar in zitternde Unruhe und Erregung, aber in keinerlei Unannehmlichkeiten ernster Art. Die Franzosen zeigten sich im Gegenteil der gefeierten Künstlerin von ihrer liebenswürdigsten Seite. Man verschonte sie auf einen ausdrücklichen Befehl des Kommandeurs Generals L'Espinasse mit Einquartierung und sie erwiderte diese Artigkeit mit dem Geschenk eines Bildes. Die väterliche Heimat erfreute Angelika noch durch ein Altarbild, das die Krönung Marias durch die heilige Dreieinigkeit darstellte, und die Nachricht, daß man bei der Aufstellung des Bildes ein Fest gefeiert habe, machte ihr große Freude. Um Genesung von einer Krankheit zu finden, verließ sie Rom auf ärztlichen Rat zu einer längeren Reise, die sie über Florenz und Mailand nach Como führte. Sie suchte absichtlich alle Stätten auf, an die sich für sie so teure Erinnerungen knüpften. „Du fragst mich", so schreibt sie damals an einen Freund, „warum Como mir immer in Gedanken sei. Como war es, wo ich in meinem glücklichsten Jugendalter die ersten Freudengenüsse des Lebens empfing!" Wieder gekräftigt, kehrte sie über Venedig, wo ihr Schwager Josef Zucchi alle Notizen über ihr Leben und Wirken sammelte, und über Bologna, Florenz und Perugia nach Rom zurück.

Aber seit den Eindrücken der Revolutionszeit war Angelika innerlich gebrochen. Sie fühlte, daß ihre Zeit vorbei sei. Auf die Zeit des ancien régime, in der Angelika mit ihrer Erziehung, ihrer ganzen Geschmacksrichtung, Empfindungsart und Denkweise wurzelte, war eine wesentlich andere gefolgt.

---

*) Geboren 1764, gestorben in Weimar 1829. Er lernte in Paris bei einem Holzbildhauer, studierte dann mit Unterstützung des Königs von Bayern ein Jahr in Mailand und später in Rom unter Canova. Nach mehr als zwanzigjährigem Aufenthalte in Italien wurde er 1807 von Karl August als Hofbildhauer nach Weimar berufen, wo er starb. Von ihm stammen Statuen Karl Augusts, Goethes, Angelika Kauffmanns u. a. m.

Digitized by Google

„Das ganze achtzehnte Jahrhundert," sagt Ed. Engels*) treffend, „war auf die Verherrlichung der Frau zugeschnitten. Das neunzehnte setzte mit dem Preise spartanischer Männlichkeit und Herbigkeit ein. Jenes schwärmte in Gefühlen, Farben, Festen, dieses in Taten, Linien, Enthaltsamkeiten. David und Carstens heißen die rauheren Helden der neuen Kunstepoche. Ihre und ihrer Nachfolger wichtigste Aufgabe bestand darin, eben jenes Rokoko aus der Nachahmung der Griechen zu verbannen, das Angelika und ihr Kreis stets in die Antike hineingetragen hatten, wenn sie ihr zu huldigen vermeinten."

Immer mehr nahm Angelika das Schwinden ihrer Kräfte und ihrer sonst so regen Arbeitslust wahr.

Bereits im Anfange des Jahres 1807 hatte sie Todesahnungen und ordnete gefaßt ihre Angelegenheiten. Am 5. November nach Tische bat sie ihren Hausgenossen Kauffmann, ihr aus ihrem Lieblingsdichter Gellert, dessen geistliche Lieder sie besonders schätzte, vorzulesen. Kauffmann begann die Ode an die Sterbenden, Angelika wollte aber die Ode an die Leidenden hören. Während er darnach suchte, wendete sie den Kopf ab und verschied um $2^1/_2$ Uhr nachmittags. Sie hat ein Alter von sechsundsechzig Jahren erreicht. Ihr Tod erregte in weiten Kreisen, nicht nur in der Kunstwelt, tiefe Teilnahme, denn die Zahl ihrer Freunde war in allen Schichten der römischen Bevölkerung groß gewesen. Von ihrer Güte zeugen ihre testamentarischen Bestimmungen. Erben ihres Vermögens wurden ihre Verwandten, doch hatte sie zahlreiche Legate für ihre Freunde bestimmt. Auch die Dienerschaft wurde bedacht. Ihre wertvolle Kunstsammlung sollte verkauft und der Erlös zu einer Familienstiftung verwendet werden. Kauffmann besorgte im Verein mit dem Architekten Uggeri und dem Bildhauer Albaggini die Beerdigungsangelegenheit und Canova lud die zahlreichen Gäste zur Trauerfeier. Sie fand am 7. November in der Kirche San Andrea delle Fratte statt. Ihr sterblicher Teil wurde nach ihrem Wunsche neben der Ruhestätte ihres Gemahls beigesetzt. Schon einen Monat vor ihrem Tode hatte Canova ihre den Pinsel haltende Hand in karrarischem Marmor modelliert. Ihre Büste von der Hand Peter Kauffmanns wurde 1808 in feierlicher Handlung im Pantheon inmitten der Heroen der Kunst aufgestellt. Ein Selbstbildnis im Berliner Museum stellt sie in phantastischer Auffassung halb als Bacchantin, halb als Muse im Florgewande dar, das lockige Haupt mit Weinlaub bekränzt. Der freilich etwas gesuchte Ausdruck der Schalkhaftigkeit und Grazie steht ihr gleichwohl gut zu Gesicht, das zwar keine regelmäßige Schönheit aufweist, aber durch Jugendfrische und einen gewinnenden Ausdruck der Sanftmut gefällt. Das Bild zeigt stark bräunlich-rötlichen Ton. Ein anderes Selbstbildnis, das besonders Goethes Anerkennung fand, befindet sich in den Florentiner Uffizien; ein drittes, datiert 1760, das sie zwischen den Idealgestalten der Musik und Malerei in unschlüssiger Haltung darstellt, ist bereits oben erwähnt. Weitere Selbstporträts befinden sich im Ferdinandeum zu Innsbruck, in der Londoner National Portrait-Gallery und noch an anderen Orten. Für die allgemeine Beliebtheit und Bewunderung, deren sich die Künstlerin erfreute, spricht die

*) Ed. Engels: Angelika Kauffmann (Band III der Sammlung „Frauenleben" von H. v. Zobeltitz.) Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1903. S. 158.

Digitized by Google

Tatsache, daß sich sogar der Roman und die Novelle ihrer Person bemächtigten. Viel gelesen wurde z. B. ein nicht ohne Geist geschriebener Roman, der ohne Angabe des Verfassers 1860 unter dem Titel: „Angelika Kauffmann" erschien. Auch L. de Mailly behandelte ihr Leben in einem historischen Roman (1832), ferner Amalie Schoppe, geb. Weise, in einer historischen Novelle in Briefen u. a. m. Mitteilungen aus dem Briefwechsel Angelika Kauffmanns finden sich in mehreren älteren Unterhaltungsblättern. Die Literatur über ihr Leben und Wirken ist ziemlich umfangreich.

Ein Verzeichnis der überaus zahlreichen Bilder Angelika Kauffmanns aufzustellen, dürfte unmöglich sein. Die Museen besitzen zwar im ganzen nur wenige, doch werden wohl noch viele im Privatbesitz, besonders auf englischen Landsitzen, zu finden sein. Im Auftrage Kaiser Josefs II. malte sie 1785 für die Kais. Galerie in Wien „Hermanns Rückkehr in die Wälder seiner Heimat nach der Vernichtung der Legionen des Varus" und „Äneas veranstaltet die Leichenfeier des im Kampfe gefallenen Pallas", beide als große Stücke (Figuren $^2/_3$ d. nat. Gr.). Für Kaiser Paul II. von Rußland, der sie mit seiner Gemahlin noch als Großfürst unter dem Inkognito eines Grafen von Nord in Venedig aufsuchte, malte sie 1784 „Servius Tullius als Kind, wie sein Haupt von einem glorienreichen Schein umstrahlt wird". Auch befinden sich in der Petersburger Eremitage von ihrer Hand noch „Bilder zu Yoricks sentimentaler Reise" und „Abälard und Heloise". Im Louvre zu Paris hängt das „Bildnis der Baronin von Krüdener mit ihrem Kinde im Park", in der Neuen Pinakothek in München „Christus und die Samariterin am Brunnen". Zwei ihrer besten und zugleich bekanntesten Bilder, die Halbfiguren einer verschleierten Vestalin und einer Sibylle sowie eine von Theseus verlassene Ariadne besitzt die Dresdener Galerie.

Als Künstlerin hat Angelika Kauffmann zwischen Rafael Mengs und Asmus Carstens ihren Platz. Wie jene beiden hat auch sie die neue, aus einem edleren Geschmack herausgeborene Kunst vorbereitet. Man könnte sie, sagt Oppermann, „füglich eine Vorgängerin von Carstens nennen. Was dieser in kühner, genialer Weise männlich vollbrachte, die Belebung der Kunst durch die von Winckelmann empfohlene Wiederaufnahme des antiken Ideals, das vollzog in still weiblicher Weise auch Angelika Kauffmann, nahm mit der ihr eigentümlichen Anmut das antike Formenstudium auf und tat dies von hemmender Reflexion bei weitem freier als andere bedeutende Künstler ihrer Zeit. Das Heitere, Leichte und Gefällige in Formen und Farben, Anlage und Behandlung ist der herrschende Charakter ihrer Werke. Keiner der gleichzeitig lebenden Maler übertraf sie, weder in der Anmut der Darstellung noch in Geschmack und Fähigkeit, den Pinsel zu führen." Von ihren Zeitgenossen wurde sie entschieden weit überschätzt, so weit, daß man sogar die Mängel ihrer Kunst zu Vorzügen stempelte. Später aber ist man in den entgegengesetzten Fehler verfallen, ihr Künstlertum wider alles Verdienst zu verkleinern und mit unangebrachter Vornehmheit kühl zu übersehen. Sie malte vornehmlich pseudoantike und pseudoromantische Stoffe, also solche aus der antiken Götter- und Heroenwelt und Geschichte, zu deren künstlerischer Darstellung sie besonders von Winckelmann Anregung empfing, und Szenen aus den modisch-süßen Dichterwerken ihrer Zeit, meist nach eigener Wahl. „Sie hatte",

Digitized by Google

wie Wessely urteilt, „etwas von der Natur eines Fra Angelico, von dem man sagt, daß ihm die Darstellung eines Dämons nicht gelingen wolle, da er in die Schönheit seliger Geister ganz vertieft war.“ Aber man darf darüber doch nicht vergessen, daß Angelika Kauffmann ein Kind ihrer Zeit war und mit ihr den Zug zum Sentimentalen teilte; man denke nur an Klopstock und Geßner. Auch sie konnte eben nur nach der Vorstellung schaffen, die ihre Zeit sich von dem Ideal geformt hatte, und ihre Sentimentalität ist wenigstens nicht erkünstelt, sondern subjektiv durchaus wahr. Wer sich das vor Augen hält, wird auch heute noch die Reinheit des künstlerischen Ausdrucks und das poetische Gemüt in Angelikas Werken anerkennen, wenn auch ihre historischen, mythologischen und allegorischen Darstellungen in uns Modernen natürlich nicht mehr jenen Enthusiasmus erwecken können, den sie einst bei den Zeitgenossen, zumal in der englischen Gesellschaft, entzündeten. Denn Angelika war, wie Nagler treffend bemerkt, zwar „eine liebliche Erscheinung zur Zeit der dämmernden Morgenröte eines besseren Geschmacks, doch blieb ihr Ziel verfehlt, wie jenes der beiden berühmten Künstler.*) Sie strebte zwar nach einer naturgemäßen Auffassung, nach dem Ideale, allein die Künstlerin suchte dieses nicht in der uns umgebenden sinnlichen Offenbarung, sondern in Formen, welche die Natur überbieten sollen.“ Jedenfalls aber behalten ihre Gemälde ihren kunsthistorischen Wert. Zu ihren größeren historischen und mythologischen Bildern gehören außer den schon erwähnten noch „Lionardo da Vincis Tod in den Armen Franz I.“ (Venedig, 1781), „Brutus und seine Söhne“, „Die Nymphe Egeria, den König Numa beratend“, „Hero und Leander“, „Koriolan“ u. a. m. Es ist anzuerkennen, daß die Künstlerin in diesen und anderen größeren Darstellungen in richtigem Kunstverständnis sich in der Zahl der Personen auf das Notwendige beschränkte. So hat jede Figur ihre Bedeutung und steht am richtigen Platze. Glücklicher indessen als in diesen größeren Kompositionen, für die ihre Mittel nicht ausreichten, war sie in den Darstellungen, die nur wenig Personen nötig machten, wie das z. B. „Christus und die Samariterin am Brunnen“, „Venus und Amor“, „Hagars Verstoßung“ u. dergl. Bilder zeigen. Immer aber fesselt sie uns durch das Heitere, Gefällige, Graziöse und dabei Sichere der Behandlung. Doch wird ihre Zeichnung als zuweilen oberflächlich, der Schatten als oft eintönig und die Farbe der Gewänder als zu blendend bemängelt. Allgemeines Lob dagegen haben die Lebhaftigkeit der Farbengebung und die hohe Gewandtheit und Leichtigkeit der Pinselführung gefunden. Weil sie eine vortreffliche Vertreterin des Geschmackes ihrer Zeit war, fanden ihre Bilder in etwa 600 Kupferstichen eine sehr weite Verbreitung. Viel gesucht und bewundert waren auch ihre Kopien der nachrafaelschen Meister.

Weit besser als ihre größeren Kompositionen gelangen ihr die stillen Allegorien und vor allem die Porträts und Einzelfiguren. Die Allegorie war damals allgemein beliebt in der Dichtung ebenso wie in der bildenden Kunst, besonders auch im Porträtfach. Und hier hat die Künstlerin ohne Frage bedeutende Leistungen aufzuweisen, da sie sich nicht nur mit der Ähnlichkeit begnügte, sondern das Geistige in lebendigster Weise herauszuarbeiten

*) Gemeint sind Mengs und Füger.

Digitized by Google

verstand, wie das oben schon bei Winckelmanns Porträt bemerkt wurde. Auch die Zahl der von ihr gemalten Porträts ist erstaunlich groß.

Sie hat auch selbst die Radiernadel geführt. Es existieren etwa 34 Blätter von ihrer Hand, alle geistvoll gearbeitet, meist in London entstanden, und es ist lebhaft zu bedauern, daß sie nach ihrer Rückkehr nach Rom die Radiernadel nicht mehr gebraucht zu haben scheint, denn gerade auf diesem Kunstgebiete hat sie ganz Vortreffliches geleistet. Vor allem erfreut die bei einer Frauenhand um so mehr zu bewundernde Kraft und Sicherheit in den Umrissen und der Schattendarstellung. Manche ihrer Radierungen sind nach dem Verfahren englischer Künstler, dem sich Angelika anschloß, in Aquatinta übergangen. Der Kunsthändler John Boydell ließ später die Platten auf fünfzehn Bogen abdrucken und mit seiner Adresse versehen. Sie erschienen unter dem Titel: Angelica Kaufmans Etchings comprised in fifteen prints, after her Designs and other Masters. Auf einigen ihrer großen Blätter erscheint neben ihrem Namen noch der ihres Schwagers Josef Zucchi, der sich gelegentlich an der Arbeit beteiligte. Besonders hervorzuheben sind der älteste Stich von 1762, ein „bärtiger Alter", ferner das kleine Blatt „Susanna im Bade, von den beiden Alten überrascht", sowie das größere, das den studierenden Winckelmann sitzend darstellt, die „Zopfflechterin", in Bologna radiert, die beiden Gegenstücke „Penserosa" und „Allegra", dann „die Vermählung der heiligen Katharina nach Correggio", „Rinaldo und Armida", „Sappho mit Homer im Gespräch", nach einem Originalbilde ihres Gatten u. s. w. Geradezu meisterhaft sind die Halbfiguren zweier bärtiger Philosophen vor einem offenen Folianten. Angelika hat auf diesem Gebiete ohne Frage die höchste Kunstleistung ihrer Zeit geschaffen und mit Recht sagt Wessely: „Hätte sie nichts hinterlassen als die Radierungen, ihr Ruhm wäre kaum geringer."

So steht Angelika Kauffmann als eine heitere, anmutige und liebenswerte Erscheinung der Kunstgeschichte vor uns. Wenn man das Wesen ihres Zeitalters gebührend berücksichtigt und auf ihre Tätigkeit einen überschauenden Blick wirft, so kann man nicht umhin, sie trotz einiger Schwächen als eine hervorragende Künstlerin anzuerkennen, die vermöge ihrer Stellung in der Geschichte der Kunstentwicklung noch heute eine freundliche Betrachtung verdient.

Digitized by Google

Das Stereoskop und seine Anwendungen.

Von Prof. Th. Hartwig.

Der bekannte einfache Apparat, welcher nach seiner Erfindung so berechtigtes Aufsehen hervorrief, kommt in neuerer Zeit, nachdem eine Periode erlahmenden Interesses ihn zum Spielzeug degradieren wollte, wieder zu Ehren. In medizinischen Werken*) findet man stereoskopische Abbildungen. Der Aufbau der Kristalle, die Zusammensetzung von Maschinen können stereoskopisch durchsichtig gemacht**) und die Messung terrestrischer und astronomischer Distanzen mit Hilfe geeigneter Stereogramme durchgeführt werden.***)

Indem ich die Grundzüge der Stereoskopie in gemeinverständlicher Weise darzulegen beabsichtige, verweise ich bezüglich geeigneten Demonstrationsmaterials auf mein Buch „Das Stereoskop und seine Anwendungen" (Leipzig, B. G. Teubner, 1907), welchem 19 stereoskopische Tafeln als Beilagen angeschlossen sind.

* * *

Wenn wir die Außenwelt mit einem Auge betrachten, so erhalten wir von derselben ein perspektivisches Bild, d. h. nahe Gegenstände erscheinen unverhältnismäßig groß, ferner gelegene Objekte klein. Da uns die wahre Größe der Dinge zumeist aus der Erfahrung bekannt ist, so gelangt uns durch diese perspektivische Verzerrung das Nah und Fern deutlich zum Bewußtsein. Unterstützt wird unser Verstand in seiner Tiefenschätzung durch die Verteilung von Licht und Schatten und durch den verschleiernden Einfluß der Atmosphäre, welche die Lebendigkeit der Farben, die Deutlichkeit der Konturen mehr oder weniger beeinträchtigt.

Diese Momente hat der Maler in erster Linie zu berücksichtigen, will er uns auf einer ebenen Fläche plastische Gestalten vortäuschen. Und auch der Photograph wird in Bezug auf Standpunkt, Belichtung, Exposition ꝛc. obige Überlegung praktisch verwerten müssen, um mit seinen schwarz-weißen Reproduktionen der Wirklichkeit einen halbwegs künstlerischen Eindruck zu erzielen. Allerdings erwartet der Maler, daß sein Bild von jenem gewissen Standpunkt betrachtet werde, an welchem er sich das Auge des Beschauers

---

*) A. Elschnig, Atlas der pathologischen Anatomie des Auges. Wien, 1902. — E. Sommer, Anatom. Atlas in stereoskopischen Röntgenbildern. Würzburg, 1906 ꝛc.

**) E. Mach, Über wissenschaftliche Anwendungen der Photographie und Stereoskopie. Populärwissenschaftliche Vorlesungen. — Th. Hartwig, Die Kristallgestalten der Mineralogie in stereoskopischen Bildern.

***) C. Pulfrich, Neue stereoskopische Methoden für die Zwecke der Astronomie, Topographie und Metronomie. Berlin, 1903. — Th. Hartwig, Grundzüge der Stereophotogrammetrie. XXXVII. Jahresbericht der k. k. Staats-Oberrealschule in Steyr.

Digitized by Google

gedacht hat und für welchen allein die perspektivischen Verkürzungen richtig angebracht sind. Der Photograph ist noch anspruchsvoller, denn das Objektiv seines Apparates zeichnet automatisch und die Bilder dürften daher streng genommen nur unter einer Linse von gleicher Brennweite angesehen werden.

Doch selbst wenn der Beschauer all diesen Forderungen bereitwillig nachkommt, wird er nur gewaltsam die Illusion einer Wirklichkeit festhalten können, der unmittelbare Eindruck sagt ihm, daß doch nur eine Fläche mit unmotivierten Verzeichnungen, Farbentönen und Schattierungen vorliegt. Der naive Mensch, der noch nicht verbildet genug ist, um sich selbst über die lebendige Empfindung seiner Sinne hinwegzutäuschen, vermag nicht einzusehen, wie solcher Schein Wirklichkeit bedeuten sollte.

Er versucht vergebens die näher gelegenen Objekte auf dem Bilde genauer ins Auge zu fassen; sie verharren in dem durch die Darstellung begründeten Deutlichkeitsgrade. Dies entspricht nicht der Wirklichkeit. Halten wir einen Schleier etwa 25 cm vor unser Auge gegen eine etliche Meter entfernte Kerzen- oder Gasflamme, so steht es in unserem Belieben, die Fäden des Schleiers oder die Flamme deutlich zu sehen. Fixieren wir den Schleier, dann wird das Bild der Flamme verschwommen, fixieren wir die Flamme, dann wird das Bild des Gewebes undeutlich. Dieses einfache Experiment beweist, daß unser Auge sich verschiedenen Entfernungen zu akkomodieren vermag, so daß wir bis zu einer gewissen Grenze ganz unbewußt mit einem Auge Distanzen zu schätzen vermögen.

Ferner verbleiben die einzelnen Punkte eines Flächenbildes in ihrer gegenseitigen Lage, wenn wir den Standpunkt unseres Auges verändern. Das Bild des Malers ist starr, nicht aber die Natur. Wenn wir uns inmitten der Wirklichkeit bewegen, dann bleiben die näher gelegenen Bäume, Gebäude, Personen gegen die ferneren Gegenstände zurück, und zwar umso mehr, je näher sie sind. Aus der Veränderung des Anblickes infolge des Wechsels unseres Standpunktes können wir daher ebenfalls bis zu einer gewissen Grenze die Tiefendistanz der Objekte schätzen.

Nun betrachten wir aber die Natur nicht nur mit einem, sondern mit zwei Augen, deren gegenseitiger Abstand 60 bis 70 mm beträgt. Der Anblick von diesen beiden verschiedenen Standpunkten kann also nur dann der gleiche sein, wenn wir ein Flächenbild betrachten. Sehen wir aber in die körperliche Wirklichkeit hinaus, dann sieht das rechte Auge etwas anderes als das linke Auge, die beiden Netzhauteindrücke sind verschieden. Sehen wir beispielsweise aus der Mitte eines Zimmers durch den Fensterrahmen ins Freie, so zeigt sich uns ein bestimmter Ausschnitt der Außenwelt. Dieser Ausschnitt ist jedoch für beide Augen nicht der gleiche, wie wir konstatieren können, wenn wir abwechselnd das linke oder das rechte Auge schließen.

Um den gleichen plastischen Eindruck durch eine photographische Wiedergabe der Wirklichkeit zu erhalten, muß man bekanntlich eine Kamera mit zwei Objektiven verwenden, deren gegenseitiger Abstand mit jenem unserer Augen übereinstimmt, also 60 bis 70 mm beträgt. Die so erhaltenen stereoskopischen Bilder kann man nun zu einer körperlichen Anschauung verwenden. Dies erreicht man am bequemsten durch das Stereoskop, dessen prismatische Guckgläser die getrennten Bilder übereinander zu schieben scheinen.

Digitized by Google

Die geringste Ungleichheit der Bilder hat das Hervortreten oder Zurückweichen der betreffenden Details zur Folge. Von dieser Tatsache hat Dove eine sehr sinnreiche Anwendung gemacht. Wenn man nämlich zwei gedruckte Abzüge desselben Buchstabensatzes statt der stereoskopischen Bilder in den Apparat bringt, so kombinieren sie sich infolge ihrer absoluten Gleichheit zu einer vollkommen ebenen Fläche. Rührt hingegen der zweite Abzug von einem Nachdruck her, so genügen die unbedeutendsten Unterschiede — und keine menschliche Geschicklichkeit vermag Buchstaben oder Zeichen genau gleich zu setzen oder zu kopieren —, um bei stereoskopischer Betrachtung einzelne Buchstaben hervor-, andere zurücktreten zu lassen.

Wie weit reicht nun diese stereoskopische Unterscheidungsfähigkeit der beiden Augen? — Neuere Versuche haben ergeben, daß das menschliche Doppelauge bis zu einem Konvergenzwinkel von etwa $^1/_2$ Bogenminute plastisch zu sehen vermag, d. h. bis zu einer Tiefe von 450 m. Wenn wir daher eine Landschaft betrachten, so erscheinen uns alle über 450 m weit gelegenen Gegenstände flächenhaft, die Berge im Hintergrund verlieren ihr Relief und begrenzen wie Kulissen unseren Gesichtskreis. Wenn wir den Sternenhimmel betrachten, erscheinen uns die leuchtenden Pünktchen — trotz der so verschiedenen Entfernungen der Gestirne — an die dunkle Himmelskugel geheftet und selbst der nahe Mond wandert dahin wie angedrückt an die Unendlichkeit und seine kugelförmige Gestalt verflacht sich zu einer „gefleckten Scheibe".

Der Grund dieser Tatsache ist leicht einzusehen. Die Plastik des mit den beiden Augen geschauten Bildes ist, wie wir gezeigt haben, eine Folge der Verschiedenheit der beiden Netzhautbilder. Dieselbe wird mit wachsender Entfernung der Objekte immer geringer, so daß wir bei etwa 450 m Entfernung physiologisch keinen Unterschied mehr konstatieren können, d. h. ein Flächenbild zu sehen vermeinen.

Wäre aber der Abstand unserer Augen von einander nicht 60 bis 70 mm, sondern größer, dann würde auch unsere Tiefenempfindung weiter reichen. Bei 60 bis 70 cm Pupillendistanz könnten wir z. B. noch bis 4500 m plastisch sehen u. s. f. Auf welche Weise können wir nun unseren Augenstand künstlich erweitern? Helmholtz hat einen sehr einfachen Weg zur Lösung dieser Frage gewiesen. Wir verfertigen uns einen länglichen Kasten mit zwei weit abstehenden Gucklöchern an der Vorderseite, welche dem Gegenstande zugewendet werden, und zwei Gucklöchern an der Rückseite für unsere Augen. Werden nun die eintretenden Lichtstrahlen durch Spiegel gezwungen, an der Rückseite auszutreten, so daß sie in unsere Augen gelangen, dann sehen wir gleichsam so, als ob unsere Augen so weit von einander abstehen wie die vorderen Gucklöcher. Der erzielte Effekt ist der, daß wir nun auch ferner liegende Gegenstände reliefartig vortreten sehen.

Dieses Telestereoskop von Helmholtz, welches unseren Augenabstand künstlich erweitert, ist durch das Reliefernrohr der Firma C. Zeiß in Jena praktisch verwertet worden. Ein solches Fernrohr, dessen Objektivlinsen weiter von einander abstehen als die Okulare — das größte von der genannten Firma angefertigte Doppelfernrohr hat einen Objektivabstand von 2 m — vermittelt uns einen eigenartigen Anblick.

Digitized by Google

Wegen der weiterreichenden Plastik sehen wir die entfernten Objekte nicht mehr kulissenartig aneinandergeschoben: vorgelagerte Hügel trennen sich von einem dahinter liegenden Höhenzug, Mulden und Wellen werden in einem scheinbar ebenen Terrain plötzlich sichtbar, der einförmige Linienzug einer fernen Küste verrät seine wahre Gliederung, Landzungen springen weit vor, Buchten werden bemerkbar . . . kurz, wir sehen mit den Augen eines Riesen, dessen Pupillendistanz gleichkommt dem Abstand der Objektivlinsen unseres Doppelfernrohres.

Doch Konstruktionsschwierigkeiten, insbesondere was die Versteifung so langer Rohre betrifft, setzen der Länge des Telestereoskops und somit der Erweiterung des Augenabstandes auf diesem Wege eine nahe Grenze. Da ist es nun das unscheinbare Stereoskop, welches die Möglichkeit bietet, auf bequemere Art unsere Augendistanz nahezu beliebig auszudehnen. Wird nämlich ein Objekt photographisch von zwei Standpunkten aufgenommen, deren gegenseitige Entfernung — die sogenannte Basis oder Standlinie — entsprechend groß gewählt wird, dann bringen die beiden so erhaltenen Bilder bei stereoskopischer Betrachtung einen überplastischen Eindruck hervor. Schon eine Standlinie von 60 m Länge erweitert unsere Tiefenwahrnehmung auf 450 km und läßt noch Tiefenunterschiede von 1 m auf 2 km Distanz deutlich erkennen.

Um solche telestereoskopische Bilder herzustellen, bei welchen man nur mit Rücksicht auf die übergroße Plastik die Aufnahme des allzunahen Vordergrundes vermeiden muß, kann jede gewöhnliche Kamera oder eine Stereokamera verwendet werden. In letzterem Falle verfährt man so, daß man auf dem rechten Standpunkt nur das linke Objektiv und auf dem um die gewählte Basis links daneben gelegenen zweiten Standpunkt das rechte Objektiv öffnet, wonach man sowohl die erhaltenen Platten als auch deren Abdrücke ohneweiters unter einem Stereoskop betrachten kann. So hat vor einigen Jahren Oberst v. Hübl mit einer Standlinie von 45 m ein Landschaftsbild aus den Dolomiten aufgenommen, welches einen herrlichen Einblick in das Felsengebirge gewährt.*)

Da wir die Größe der dargestellten Objekte unwillkürlich an unserem so riesenhaft erweiterten Augenabstand messen, machen die so erhaltenen Bilder bei stereoskopischer Betrachtung den Eindruck verkleinerter Modelle: Monumentalbauten erinnern an Kinderspielzeug und grandiose Hochgebirgslandschaften gleichen Miniaturreliefs von künstlerischer Naturtreue.

Gleichwohl ist es klar, daß solche telestereoskopische Aufnahmen einen großen Wert für geographische, topographische und militärische Zwecke besitzen. Und wenn die Standlinie so groß gewählt wird, daß auch kosmische Distanzen durch das Stereoskop in den Bereich der menschlichen Tiefenschätzung gerückt werden, dann müssen auch Himmelskörper plastisch gesehen und ihre räumliche Verteilung im Weltraum überblickt werden können.

Die ersten stereoskopischen Bilder eines Himmelskörpers rühren von Warren de la Rue her, dem es im Jahre 1859 gelang, photographische Mondaufnahmen herzustellen, die im gewöhnlichen Stereoskop betrachtet, nicht

*) Vgl. Beilage XIV meines Buches „Das Steroskop und seine Anwendungen".

Digitized by Google

nur die Rundung, sondern auch das Relief der Oberfläche unseres Trabanten in verblüffender Naturtreue erkennen lassen. Mancher wird nun wohl fragen, wie es möglich ist, vom Mond, der uns doch stets dieselbe Seite zukehrt, zwei verschiedene, also stereoskopische Ansichten zu erlangen.

Die Antwort ist leicht gegeben. Der Mond zeigt sich uns nicht so beharrlich en face, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen mag. Er gelangt vielmehr periodisch durch seitliche Schwankung — die sogenannte Libration — in eine schwache Profilstellung, welche etwa $^1/_{10}$ seiner Rückseite sichtbar werden läßt. Benützt man nun diesen Vorgang und verbindet zwei Mondaufnahmen verschiedener Stellung zu einem Stereoskopbild, so erscheint unser Trabant plastisch, d. h. mehr oder weniger gerundet, je nach der Größe des benützten Librationswinkels. Von allen anderen Himmelskörpern können ebenfalls leicht stereoskopische Ansichten gewonnen werden, indem man die Bewegung der Erde durch den Weltraum benützt. Bei ihrer Wanderung um die Sonne gelangt die Erde nämlich in wechselnde Stellungen zu den anderen Planeten, welche sich rascher oder langsamer als diese bewegen.

Abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung solcher stereoskopischer Aufnahmen üben diese aber auch auf den Laien eine überraschende Wirkung. Jeder, der zum erstenmal ein derartiges Bild unter dem Stereoskop betrachtet, hat das Gefühl, als ob er mit überirdischen Augen in das All hinausblickte; die Planeten heben sich plastisch vom Fixsternhimmel ab, die Sonnenflecken verraten sich als mächtige Krater und durch den Ring des Saturn hindurch gleitet unser Blick in unermeßliche Weiten. Allerdings ist unsere Augendistanz auf diese Weise ins Ungeheure erweitert.

Die Aufnahmen, welche zum Beispiel der bekannte Himmelsphotograph Dr. M. Wolf in Heidelberg am 9. und 10. Juni 1899 angefertigt hat, entsprechen einem Augenabstand von 1·73 Millionen km, denn die Erde hat auf ihrer Wanderung um die Sonne an einem Tag 2·56, der Saturn in gleicher Richtung 0·83 Millionen km zurückgelegt. Bei dieser Standlinie löst sich der 1260 Millionen km von der Erde entfernte Saturn von seinem Hintergrund, dem Fixsternhimmel, plastisch ab und erscheint mit zweien seiner Monde frei schwebend im Raume vor der Unendlichkeitsebene der Fixsterne.

Die telestereoskopischen Aufnahmen gestatten auch auf Grund feiner Messungen ihrer Verschiedenheiten eine Berechnung der Entfernung der dargestellten Objekte von den beiden Standpunkten, vorausgesetzt, daß die Länge der Standlinie bekannt ist. Diese Methode wurde für terrestrische Distanzen bereits in der Photogrammetrie angewendet. Das stereoskopische Prinzip gestattet aber auch eine rasche und sichere Ausmessung der Plattenpaare.

Für eine bestimmte Standlinie (Augendistanz) kann man sogar eine Tiefenskala konstruieren, deren einzelne Marken unter dem Stereoskop in bestimmter Entfernung vom Beobachter zu liegen scheinen. Dies brachte den Ingenieur H. de Grousilliers auf den Gedanken, das stereoskopische Prinzip auf die direkte Schätzung von Distanzen anzuwenden.

Die geistreiche Idee wurde von Dr. C. Pulfrich in Jena technisch in dem von ihm konstruierten stereoskopischen Distanzmesser verwirklicht. In den Bildfeldebenen eines Relieffernrohres sind Glasplatten mit den entsprechenden Skalen angebracht, deren Marken beim Durchblick wie Kilometer-

Digitized by Google

steine einer langen Straße im Raume zu schweben scheinen. Beabsichtigt man, die Distanz irgend eines Objektes, welches auch in Bewegung sein kann, zu bestimmen, so richtet man das Instrument darauf und sucht jenen Teilstrich der Skala auf, der räumlich damit zusammenfällt. Ein anderes Mittel besteht darin, eine im stereoskopischen Gesichtsfelde angebrachte Marke mittelst einer Mikrometerschraube mit dem stereoskopischen Bilde des visierten Objektes zur Koinzidenz zu bringen, wobei die Distanz auf einer Trommel abgelesen wird. Dieser Vorgang wird auch bei einem zweiten von Pulfrich konstruierten Apparat, dem Stereokomparator, eingehalten. Dieses Instrument, das infolge seiner Präzision die Tiefenausmessung stereoastronomischer Aufnahmen gestattet, wurde zuerst im Juni 1901 versucht. Der erste Erfolg bestand in der Auffindung eines neuen kleinen Planeten von 12·5 bis 13. Größe. Auf weiteren Platten konnte eine ganze Reihe neuer veränderlicher Sterne konstatiert werden, welche man bisher übersehen hatte.

Die stereoskopische Vergleichung besitzt ferner den Vorteil, daß man etwaige Plattenfehler sofort als solche zu erkennen vermag. Auch zur Bestimmung der Geschwindigkeit der Gestirne im Visionsradius nach dem Dopplerschen Prinzip wird sich die stereoskopische Methode, nämlich zur direkten Vergleichung der zeitlich getrennten Spektren, anwenden lassen.

Die stereoskopische Meßmethode hat bereits zu greifbaren Resultaten geführt. An der Hand von Mondaufnahmen der Pariser Sternwarte (Loewy-Puiseux) konnte Pulfrich mit Hilfe des Stereokomparators ein Nivellement der Oberfläche unseres Trabanten ausführen, dessen Resultate eine Bestätigung der durch Professor Franz erfolgten Ausmessung der Lickschen Mondphotographien ergaben. Die Ziele des Stereokomparators gehen aber weit über die Grenzen unseres Sonnensystems hinaus. Die Fixsternparallaxen, von denen man heute kaum 50 sicher kennt, werden sich im Laufe der Zeit mit immer größerer Genauigkeit bestimmen lassen. Denn das gesamte Sonnensystem schreitet mit einer Geschwindigkeit von rund 30 km per Sekunde durch das Weltall fort, so daß wir für Plattenpaare, deren zeitlicher Abstand ein Jahr beträgt, bereits eine Standlinie von 120 Millionen geographischer Meilen zu rechnen haben. Mit dieser raschen Vergrößerung der Standlinie wächst aber auch die Tiefenwirkung. Die näher gelegenen Himmelskörper werden sich allmählich von der monotonen Unendlichkeit plastisch abheben und ihre Entfernungen somit im Stereokomparator messen lassen. Durch systematischen Vergleich der um immer größere Zeiträume auseinanderliegenden Himmelsphotogrammen müssen wir schließlich zur Kenntnis der räumlichen Verteilung der Fixsterne gelangen.

Das Sonnensystem eilt in die Zukunft. Getreulich bewahrt die Photographie den Anblick der Vergangenheit. Nach Jahrhunderten wird Vergangenheit und Zukunft in einem Bilde geschaut werden, welches einen Einblick in den geheimnisvollen Bau des Universums eröffnen wird. Und der es schauen wird, wird nur ein Mensch sein, wie wir, bloß seine Tiefenempfindung wird auf Millionen von Sonnenweiten gesteigert, erweitert sein durch einen unscheinbaren Apparat, ein Spielzeug: das Stereoskop.

Digitized by Google

Der letzte Papst deutscher Nation.

Von J. Newald.

Das große Päpstewerk Pastors*) ist nun bei Adrian VI. und Klemens VII. angelangt. Zunächst ist es die edle Gestalt des letzten deutschem Blute entsprossenen Pontifex, die der österreichische Historiker mit kraftvollen Farben malt. Die Vorzüge von Pastors Darstellung sind längst bekannt: Sachlichkeit, die niemals trocken wird, belebter, anziehender Vortrag ohne Phrase und Rhetorik, schier jeder Satz quellenmäßig belegt, strengste geschichtliche Unbefangenheit bei gleich streng katholischer Gesinnung. Der Nachweis der von Pastor durchforschten Archive und Bibliotheken, der von ihm berücksichtigten Literatur vom großen Guicciardini herab bis auf unsere Tage füllt viele Seiten des Buches. Es ist eine große Arbeit, die da geleistet wurde und die, so oft und so gut der Stoff vorher schon behandelt ist, vielfach Neues — oder Bekanntes in neuer Beleuchtung — bringt.

Adrian war am 2. März 1459 — im selben Jahre wie Kaiser Maximilian I. und wie Niklas Salm, der Verteidiger Wiens, — zu Utrecht geboren; das Haus Brandaa in der Oude Gracht wird als sein Vaterheim bezeichnet. Da die bürgerlichen Niederländer damals noch keine Familiennamen führten, heißt Adryan Florisze oder Florensz nur so viel wie „Sohn des Florenz". Der Vater war Zimmermann beim Schiffbau, nach anderen Angaben Bierbrauer; daß er Schneider gewesen, scheint nur italienische Erfindung, bestimmt, Adrian schon in seiner Abstammung lächerlich zu machen. Der Vater war weder ganz arm noch vermögend. Der Sohn erlangte den Doktorgrad der Universität Löwen und erhielt, als er sich dem geistlichen Stande widmete, einige kleinere Benefizien. 1497 ist er Dechant an der Peterskirche zu Löwen, 1507 ernennt Kaiser Max den durch ein tadelloses Leben und durch Gelehrsamkeit bekannten Adrian zum Lehrer seines Enkels, des Erzherzog-Infanten Carlos. Diesem nachmals größten aller Habsburger hat Adrian nach Pastors Worten die tief religiöse Gesinnung eingeflößt, die sich in allen Stürmen des Lebens bewährte. Nach anderer Auffassung freilich hat Karl, als Kind schon diplomatisch veranlagt, den theologischen Feinheiten seines Lehrers nie zu folgen, für die Dinge der anderen Welt niemals ein tieferes Interesse zu fassen vermocht.

---

*) Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters von Hofr. Prof. Ludwig Pastor, Direktor des Österr. Histor. Instituts in Rom. IV. Band, 2. Abt. 1. bis 4. Auflage. Freiburg i. B., 1907.

Digitized by Google

Der kaiserliche Hof, wie es scheint, Adrians Einfluß fürchtend, schickte ihn 1515 nach Spanien, um Karls Erbrecht dort zu sichern. So war der stille Gelehrte mit einemmal in das Getriebe des politischen Lebens hineingestellt. Nach dem Tode von Karls Großvater mütterlicherseits, Ferdinand dem Katholischen, sehen wir Adrian gemeinsam mit dem großen Kardinal Ximenes die Geschäfte Spaniens führen. 1516 erhält er das Bistum Tortosa mit allerdings nicht großen Einkünften; der Papst ernennt ihn zum Inquisitor über Aragonien und Navarra, eine Eigenschaft, in der er große kirchliche Strenge zeigt; 1517 wird er über Karls Bemühung Kardinal mit der Titelkirche San Giovanni e Paolo, im Mai 1520, als Karl, nun auch römischer Kaiser, nach den Niederlanden und nach dem Reiche geht, ist Adrian wieder Statthalter in Spanien und trägt schwer genug an dieser Last. Und am 24. Jänner 1522 empfängt der „Kardinal von Tortosa" im Baskenlande die Nachricht, die ihn wohl noch mehr überraschte als irgendwen: daß das Konklave zu Rom ihn zum Nachfolger Leos X. gewählt habe.

Der glanzvolle Mediceer, der am 1. Dezember 1521 erst 46jährig und ganz unerwartet starb, hatte den Kirchenstaat in tiefster Verwirrung hinterlassen. Das Kardinalkollegium, fast völlig verweltlicht, war ein treues Abbild der Zerrissenheit, in die Italien versetzt worden. Zudem herrschte an der Kurie dank der verschwenderischen Wirtschaft Leos die allerböseste Finanznot. Man hatte kein Geld und keinen Kredit mehr, man hatte auch kaum mehr etwas zu verpfänden. Das Konklave begann am 27. Dezember und währte vierzehn Tage. Es zählte zu den merkwürdigsten in der Geschichte des Papsttums. Zwei Parteien standen sich gegenüber: die Kaiserlichen, an ihrer Spitze der Kardinal von Medici, und die Anhänger Frankreichs. Julius von Medici, Vetter des verstorbenen Papstes, Bruder Lorenzos des Prächtigen, war ein Mann von hohen Gaben, sprichwörtlich gewordenem Reichtum und größtem Ehrgeiz. Er, der bekanntlich als Klemens VII. nachmals Papst wurde, strebte schon nach Leos X. Tode nach der Tiara, mußte sich aber bald überzeugen, daß er von den 39 Stimmen des Konklaves höchstens 15 oder 16 auf sich vereinigen könne. Auch der englische Kardinal Wolsey, von Heinrich VIII. kandidiert und vom Kaiser scheinbar unterstützt, kam nie ernstlich in Betracht; Soderini, Gonzaga, Farnese und andere fanden nur wenig Anhang.

Nach elf Skrutinien war die Uneinigkeit nur gestiegen, das Chaos ein völliges. „Jeden Morgen", schreibt Castiglione am 7. Jänner 1522, „erwartet man die Herabkunft des Heiligen Geistes; mir jedoch scheint, daß er sich von Rom abgewendet habe." Da versuchte der Kardinal von Medici am 9. Januar eine Art von Handstreich. Er erhob sich im Konklave und sagte in seiner Art, ernste Dinge spielend zu behandeln, er sehe ein, daß von den hier Versammelten keiner Papst werden könne; darum schlage er einen Abwesenden vor, einen ehrenwerten Mann von 63 Jahren, der allgemein für heilig gelte, — den Kardinal von Tortosa. Die mediceisch-kaiserliche Partei trat sofort geschlossen für den von ihrem Führer Genannten ein und gleich beim nächsten Wahlgang erhielt Adrian 15 Stimmen, der Kardinal Carvajal ebensoviel. Der gelehrte Cajetan und ebenso Colonna traten für Adrian ein; vergebens rief

Digitized by Google

Orsini den Seinigen zu: „Dummköpfe, merkt ihr denn nicht den Ruin Frankreichs?“ Die Überrumpelung gelang. Wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, erklärte ein Wähler nach dem andern seinen Akzeß. Ehe die meisten sich über die Bedeutung des Vorgangs klar wurden, waren 25 Stimmen abgegeben; die 26 ste, die zur Zweidrittel-Mehrheit noch fehlte, gab der Römer Cupis ab mit den Worten: „Auch ich trete dem Kardinal von Tortosa bei und mache ihn zum Papste.“ Den andern blieb nur übrig beizustimmen. Das alles war das Werk von Augenblicken. Tatsächlich scheinen die Kardinäle erst, als es zu spät war, erkannt zu haben, was sie getan: daß sie einen ihnen völlig Unbekannten, der zudem im Rufe kirchlicher Strenge stand, einem „Geschöpf“ des übermächtigen habsburgischen Kaisers, einem „deutschen Barbaren“ die Schlüssel Petri ausgeliefert hatten. Manche der so überrumpelten Wähler waren nun (nach den Worten einer Quelle) wie tot; man sah bleiche Gesichter; man glaubte Geister aus der Vorhölle zu gewahren. Die Höflinge der Kurie aber schrieen, weinten, fluchten; es könne sechs Monate dauern, bis der neue Papst ankomme; bis dahin seien sie ohne Einkommen; der Flamländer werde nur Landsleute anstellen, vielleicht gar in Spanien bleiben oder in Begleitung Karls nach Rom kommen. Der Kaiser sei jetzt Papst, jammerte man, und der Papst Kaiser. Als die Kardinäle den Vatikan verließen, wurden sie vom Volke mit Spott und Schmähreden empfangen, — ein Ausbruch der Wut, daß die Neununddreißig in einem so langen Konklave nichts Besseres zuwege gebracht, als einen deutschen Professor und spanischen Statthalter zu wählen. Die Statue Pasquinos, nach alter Sitte der Ablagerungsort des Volksunwillens, wurde mit italienischen und lateinischen Zoten fast überdeckt. „Räuber, Verräter am Blut Christi!“ hieß es, „vergeht ihr nicht vor Scham, daß ihr den schönen Vatikan der deutschen Welt ausgeliefert habt?“ An den Vatikan aber heftete man Zettel: „Dieser Palast ist zu vermieten“, da der Glaube, Adrian werde nicht Rom zu seiner Residenz machen, allgemein war.

Kaiser Karl wohnte zu Brüssel eben der heiligen Messe bei, als er die Nachricht von der Wahl erfuhr. Er reichte sie dem Nächststehenden mit den Worten: „Maitre Adrian ist Papst geworden.“ Man zweifelte erst an der Wahrheit der Kunde; dann aber schrieb Karl an einen Vertrauten, er glaube über den neuen Papst verfügen zu können wie über einen in seinem Hause groß Gewordenen; über seine eigene Wahl, sagte der Kaiser, habe er sich nicht so gefreut wie über die Adrians, und er richtete ein Dankschreiben in überschwänglichen Worten an die Kardinäle. Adrian empfing die Nachricht von seiner Erhöhung mit jener unerschütterlichen äußeren Ruhe, mit jenem unbeweglichen Ernste, der ihn niemals verließ. Er fühle die schwere Last, die ihm auferlegt worden, schrieb er, aber er fürchte, Gott und die Kirche zu beleidigen, wenn er ablehne. Er nahm also an; ja, da sich die Ankunft der Gesandten des heiligen Kollegiums verzögerte und er nicht früher die päpstliche Gewalt ausüben wollte, ließ er notariell vor vielen Zeugen feststellen, daß er die auf ihn gefallene Wahl angenommen habe. Damit waren auch die letzten römischen Hoffnungen, der bedächtige Niederländer würde zu gewissenhaft sein, um zu akzeptieren, vernichtet.

Durch eine Reihe von Umständen — Adrian mußte erst seine Geschäfte abwickeln, das Meer war durch türkische Piraten unsicher gemacht, die Pest

Digitized by Google

herrschte in mehreren spanischen Städten u. s. f. — verzögerte sich Adrians Erscheinen im Kirchenstaate bis zum August 1522. Durch alles aber, was man bis dahin vom neuen Herrn gesehen und gehört, war man in Rom wenig erbaut. Nur ganz wenige waren gerecht genug, zuzugeben, daß diesmal ein wirklich Würdiger zum Nachfolger Petri gemacht worden sei. Sonst aber vernahm man, daß der Papst ein Feind alles Prunkes und alles Geldausgebens sei, daß er seine überaus mäßigen Mahlzeiten stets allein einnehme; daß sein erster Weg stets in die Kirche sei und daß er — etwas ganz Unerhörtes — jeden Morgen die heilige Messe lese. Der Papst stieß von Anfang an so ziemlich mit allem an, was er tat oder was er nicht tat. Absolutionen für Mord werden keine erteilt, hatte er erklärt; Gnaden seien für Geld überhaupt nicht zu haben. Eine harte, dem Gewähren höchst widerwillige Hand machte sich fühlbar, — außer dort, wo es galt, wirklich Armen zu helfen. Selbst daß der Kardinal von Tortosa, entgegen der seit langem üblichen Sitte, seinen Vornamen beibehielt, erregte Anstoß und war doch vermutlich nur eine Äußerung christlicher Demut.

„Sein Gesicht ist lang", schreibt der venetianische Gesandte vom Papst, „und bleich, die Hände schneeweiß, seine Erscheinung ehrfurchtgebietend; selbst sein Lächeln hat etwas Ernstes." Ein asketisches Äußeres, das man in Rom so gar nicht gewöhnt war. „Ich hätte schwören mögen," berichtet der Venetianer, „daß er ein Mönch gewesen ist." Trotz seines Alters und eines Leibschadens, mit dem er behaftet, war Adrian körperlich noch sehr rüstig, unermüdlich in der Arbeit, von äußerster Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit. Er sprach langsam, lateinisch nicht gerade glänzend, aber nicht schlecht. Selbst seine Feinde mußten die Würde seines Wesens anerkennen. Allerdings fehlte es ihm an jener Biegsamkeit, die unter so schwierigen Verhältnissen vielleicht notwendig gewesen wäre; etwas vom stillen, trockenen Gelehrten blieb immer in ihm. Sein Haushalt war der denkbar einfachste; er begnügte sich mit wenigen Dienern; der Vatikan, so lange die Stätte der Freude und der Pracht, verödete. Adrian, an Einsamkeit gewöhnt, wurde leicht mürrisch, wenn er allzuviel Leute um sich sah. Und ein Vorwurf ist ihm vielleicht nicht ganz ohne Grund gemacht worden: die Langsamkeit im Geschäftsgang der Kurie, die aber auch nur eine Folge seiner Gewissenhaftigkeit war.

Adrian, ein Mann von strengster Sittlichkeit, hatte die höchste Auffassung von seinem Berufe. Die Religion war ihm die Grundlage aller Bildung. Seinen Vorgängern unähnlich, die nur an die Versorgung ihrer Nepoten, an die Stärkung ihrer weltlichen Macht und an die Förderung einer prunkvollen Kunst gedacht hatten, setzte sich Adrian VI. drei große ideale Ziele: die Kirche in Haupt und Gliedern zu verjüngen und von ihren weltlichen Mißbräuchen zu reinigen; die Pseudoreformation Luthers zu brechen und die alte katholische Einheit wieder herzustellen; endlich die hadernden christlichen Fürsten, zumal die Rivalen Karl und Franz, zu versöhnen und das ganze Abendland zur Abwehr gegen den unwiderstehlich vordringenden Islam aufzurufen.

In diesem reformatorischen Streben, mit dem Adrian in den ersten Tagen seines Primats in Rom anstieß und anstoßen sollte, solange er

Digitized by Google

lebte, waren die Kardinäle Campegio und der Schweizer Schinner seine vornehmsten Gehilfen, Männer von Geist, Bildung und lauterer Gesinnung. Eines von Adrians ersten Dekreten verbot das Waffentragen in der Stadt; er verbannte die liederlichen Personen aus Rom, verbot den Geistlichen das Tragen von Bärten, mit denen sie nach seinen Worten nicht wie Priester, sondern wie Soldaten aussehen. Schon auf seiner Reise nach Rom nahm er in Livorno Ärgernis daran, daß die ihn begrüßenden fünf toskanischen Kardinäle, darunter Medici, in völlig weltlicher Kleidung, mit spanischen Hüten und Waffen erschienen waren. Der Prunk ihrer Lebensweise, die Üppigkeit ihrer Tafel veranlaßte ihn zu dem Worte: „Hier treten ja die Kardinäle wie Könige auf! Sammelt Euch besser Schätze für den Himmel.“ Die Bezüge der Kardinäle wollte er einschränken, den Luxus, den die meisten von ihnen trieben, verbannen. Auch sonst wollte er die so ganz weltlich gewordene Kirche wieder zu dem machen, was sie nach den Absichten ihres Stifters sein sollte. Er schritt gegen die Käuflichkeit der Ämter ein, gegen das Übermaß bei Verleihung von Ablässen, gegen die krassen Mißbräuche bei Besetzung von Benefizien, gegen die Pfründenkumulation; die Justiz sollte ebenso vereinfacht werden wie die Verwaltung.

„Rom zittert schon,“ schreibt der wie immer trefflich unterrichtete Gesandte Venedigs unter dem Eindrucke dieser Neuerungen, „es ist wieder das geworden, was es einst gewesen.“ Die ganze Stadt war in Furcht und Schrecken versetzt durch das, was Adrian in den ersten acht Tagen seiner Regierung getan hatte. Natürlich ward auch des Papstes asketische Einfachheit von der bis dahin so lebenslustigen Kurie schwer empfunden.

Bemerkenswert ist auch des Papstes Verhältnis zu dem, was man die Renaissance zu nennen pflegt. Adrian war in diesen Dingen gewiß nicht der Banause, der Barbar, den die Italiener aus ihm gemacht haben. Aber in erster Linie war er — was man an den Päpsten allerdings seit geraumer Zeit nicht mehr gewohnt war — ein Mann der Religion. Und die Kunst des Cinquecento, die unter seinen mäzenatischen Vorgängern so üppige Blüten gezeitigt hatte, war dem ernsten Niederländer in der Hauptsache ein Werk des Heidentums. Daß ein Statthalter Christi diese Dinge nicht vom ausschließlich ästhetischen Standpunkte ansah, scheint uns heute wohl selbstverständlich, seiner Zeit aber war es ein Greuel, eine rohe Unkultur. An eine Förderung der Kunst im Sinne der Vorgänger war bei Adrian nicht zu denken. Die sixtinische Kapelle nannte er ein Badezimmer und wollte sie niederreißen lassen. Poeten, Humanisten und das leichtgeschürzte Volk wirklicher oder Pseudokünstler, unter denen ja gewiß viele Faulenzer und Schmarotzer waren, erlangten von ihm nicht die kleinste Gunst.

Adrian VI. ist hier wie in manch anderen Dingen vielleicht zu weit gegangen. Gewiß war er auch häufig von unpolitischer Schroffheit und an den richtigen Werkzeugen für die Durchführung seiner Pläne fehlte es ihm oft. Tragisch wie schier alles in diesem Pontifikate war auch dessen kurze Dauer. Von den zwanzig Monaten, die Adrians Regierung dem Namen nach währte, gingen gleich Anfangs durch das späte Eintreffen des Papstes in Rom sieben verloren; vier weitere Monate wurden durch die in Rom in furchtbarster Weise wütende Pest unfruchtbar. Alles floh aus der Ewigen

Digitized by Google

Stadt, nur der greise Papst, seine getreuen Niederländer und einige Spanier blieben auf ihren Posten. So hat das Schicksal dem wohlmeinendsten aller Pontifices kaum drei Vierteljahre gegönnt, um seine Pläne zu inaugurieren und — ihr Scheitern zu erleben.

Zu der alle Geister bewegenden größten Frage der Zeit nahm Adrian alsbald Stellung. Im September 1522 verlangte der Papst — der schon vorher erklärt hatte, Luther nicht mehr als Sohn der Kirche betrachten zu können, — vom Nürnberger Reichstage die strikte Durchführung des Wormser Ediktes, das den Neuerer in die Reichsacht getan und seine Lehre verdammt hatte. Das Breve, das Adrian seinem Legaten Franz Chieragate nach Nürnberg mitgegeben, und noch mehr die Instruktion, die er ihm nachsendete, — zwei höchst bedeutungsvolle Aktenstücke, die Chieragate vor den Ständen und dem Reichsregimente verlas, — sind in kraftvollen, beweglichen, zudem maßvollen Worten gehalten. „Wir vermögen", schreibt der Heilige Vater, „nicht an das Unglaubliche zu denken, daß eine so große, so fromme Nation durch ein Mönchlein, das von dem katholischen Glauben abgefallen, nachdem es jahrelang denselben gepredigt hat, sich von dem Wege verführen läßt, den der Heiland mit seinen heiligen Aposteln gewiesen, den so viele Märtyrer mit ihrem Blute besiegelt, so viele weise, heilige und fromme Männer eurer Ahnen gewandelt, gleichsam als ob Luther allein weise sei und den heiligen Geist habe" u. s. f. Merkwürdiger noch ist der letzte Teil der Instruktion, der beweist, daß Adrian ein Mann von tiefstem sittlichen Ernste, aber auch von nicht gewöhnlichem moralischen Mute war. Mit deutscher Offenheit wendet sich der Papst an die Nation, die er noch immer als die seine liebt. Mit ungewöhnlicher Aufrichtigkeit gibt er, indem er Luthers Irrlehre verdammt, zu, daß tiefe Schäden im katholischen Klerus, schwere Mißbräuche in Rom selber herrschen. Worte von solch schrankenlosem Freimute sind niemals sonst vom Stuhle Petri herab vernommen worden. Adrian bekennt, daß Gott die Verfolgung der römischen Kirche geschehen lasse wegen der Sünden ihrer Priester und Prälaten. „Wir wissen," schreibt er mit deutlichster Anspielung auf seine Vorgänger im Primate, in erster Linie wohl auf Alexander VI., „daß auch bei diesem Heiligen Stuhle schon seit manchem Jahre viel Verabscheuungswürdiges vorgekommen, Mißbräuche in geistlichen Sachen, Übertretungen der Gebote, ja daß alles sich zum Ärgeren verkehrt hat. So ist es nicht zu verwundern, daß die Krankheit sich vom Haupte auf die Glieder, vom Papste auf die Prälaten verpflanzte."

In Rom verstand man diese deutsche Sprache nicht und hielt sie für einen politischen Fehler. Aber gewiß lag, wie schon Reumont sagt, in diesem offenen Schuldbekenntnisse etwas Großartiges, und die Reform des Tridentiner Konzils hat Adrian VI. recht gegeben.

Die Bemühungen des Papstes blieben auch in der deutschen Frage erfolglos. Der Nürnberger Reichstag erklärte die Durchführung des Wormser Ediktes für derzeit unmöglich. Schuld an diesem Mißerfolg der römischen Kirchenpolitik trugen zum guten Teile die geistlichen Fürsten des Reiches, die viel zu sehr mit weltlichen Dingen beschäftigt waren, um für die Intentionen ihres Oberhirten Eifer zu entwickeln. Die Anhänger der neuen

Digitized by Google

Lehre aber, die in Nürnberg auch nicht zu siegen vermochte, ließen ihrem Zorne freien Lauf. Selbst der sonst als maßvoll und milde gerühmte Melanchthon nannte den päpstlichen Legaten einen Windbeutel; und Luther, zum Schimpfen stets bereit, bezeichnete den Papst als Antichristen voll Dummheit und Unwissenheit, aus dem der Satan spreche, einen „Magister noster aus Löwen, denn an dieser hohen Schule krönt man solche Esel".

Das war vielleicht nicht so schlimm gemeint und sozusagen der bon ton der Zeit. Und die Grobheit des abgefallenen Augustiners scheint noch immer glimpflich und anständig gegenüber dem, was sich Papst Adrian von den Römern gefallen lassen mußte.

Kein Nachfolger und kein Vorgänger Adrians VI., kein würdiger und kein unwürdiger Pontifex hat jemals so viel Abneigung, so viel Haß, so viel Geringschätzung erfahren als eben dieser von den besten Absichten beseelte, wirklich kirchliche und christliche Papst. Sein größtes Verbrechen blieb in den Augen der auf ihre Abstammung wie auf ihre Kultur so stolzen Italiener stets, daß er ein Deutscher, also ein Barbar war. Mit seinen Reformbestrebungen hatte er in ein Wespennest gestochen und so manchen, der unter dem mehr als liberalen Mediceer Leo ein vergnügliches, arbeitsloses Dasein geführt hatte, gefährdet. Es kam sogar zu einem in der Geschichte des Papsttums fast vereinzelt stehenden Attentate: ein seiner Existenz beraubter Kuriale wollte Adrian erstechen.

Gerade Adrians Tugenden erschienen dem durch und durch weltlich gewordenen Rom als Laster. Ja, daß er den Nepotismus, die Erbsünde seiner Vorgänger, die so viel beigetragen hatte, das geistliche Ansehen der Kurie herabzusetzen, unbedingt verdammte, wurde ihm als Verbrechen angerechnet. Leo X., der Prachtliebende, der Renaissancepapst par excellence, hatte leere Kassen und ungeheuere Schulden hinterlassen. Adrian mußte sparsam sein, auch wenn es nicht seine Art gewesen wäre. Dergleichen aber macht niemals beliebt. Leo X. — sagt Höfler — war populär, weil er Schulden auf Schulden häufte, sein Nachfolger war unpopulär, weil er keine machen konnte noch wollte. Der Vorwurf der Habsucht trifft niemanden unverdienter als Adrian. „Er wollte nichts für sich, aber er wollte auch nicht mehr, daß die Kurie die große Geldquelle sei, an die sich jeder herandrängen durfte." Darum war er als Geizhals und als Knauserer verschrien. Neben öffentlicher und privater Verleumdung war es eine sondergleichen freche Literatur, die das Oberhaupt der Kirche in einem Tone verhöhnte, von dem wir heute kaum mehr eine Vorstellung haben. Da war vor allem der berüchtigte Buchbinder Peter Aretino, der sich selbst flagellum principum nannte, — unzweifelhaft ein höchst begabter Spötter, maßlos liederlich und verworfen, — der die „Sprache einer Kanaille voll teuflischer Bosheit" führte. Dann etwas weniger schmutzig, aber vielleicht noch schärfer, Berni u. a. Daneben regnete es Pasquille auf den Papst wie kaum in den bösen Zeiten der Borgias.

So ist es nicht zu verwundern, daß Adrian den päpstlichen Stuhl »ce siège plein de misère« nannte. Sein kurzes Pontifikat war vom Anfang bis ans Ende ein Martyrium. Als Fremder, sagt Pastor, ist er nach Rom gekommen, als Fremder ist er gestorben. An die römische Art

Digitized by Google

jener Zeit, Leben, Religion und Kirche aufzufassen, konnte sich der Holländer so wenig gewöhnen wie an das römische Klima. 1517 schon, also zu einer Zeit, da kein menschlicher Gedanke sich Adrian als Oberhaupt der Kirche geträumt hätte, hatte er scherzend gesagt, selbst als Papst würde er nur in Utrecht residieren. Und es ist rührend zu lesen, wie er sich fünf Jahre später, nun wirklich Papst, nach seiner Utrechter Propstei heimsehnte.

Verkennen der besten Absichten, ein fruchtlos hartes Bemühen, Mißerfolg auf Mißerfolg, — das bezeichnete des sechsten Adrian Regierung. So auch in den Dingen der großen europäischen Politik, deren Angelpunkt seit Karls VIII. abenteuerlichem Zuge nach Neapel der Streit um Oberitalien war. In dieser Politik hatten Adrians Vorgänger eine möglichst große Rolle zu spielen gesucht: Alexander Borgia, der seinem Cäsar ein mittelitalienisches Königreich zu gründen hoffte, Julius Novere, der zum Krieger und Eroberer geboren schien, und Leo aus dem emporstrebenden Mediceerhause. Die Dinge lagen auch bei Adrians Regierungsantritt verworren und gefahrvoll in Italien. Der ruhmgierige Franzosenkönig Franz hatte das durch seinen Sieg von Marignano gewonnene Mailand und Genua durch seine Niederlage bei Bicocca wieder verloren, seine ehrgeizigen Pläne auf die herrliche Lombardei und weiter hinaus aber nicht aufgegeben. Adrian VI. wollte in diesen Kämpfen nicht der Parteimann des einen oder des andern, er wollte ein wirklicher Vater der ganzen Christenheit, kein um weltlich eitle Ehre und Macht ringender italienischer Fürst sein. Als er, Karls V. Lehrer, dann sein Vertreter in Spanien, ohne Zutun Habsburgs zum Statthalter Christi geworden, glaubte der kaiserliche Hof in ihm ein gefügiges Werkzeug gefunden zu haben. Karls Regierung belästigte geradezu den neuen Papst mit Wünschen und Bitten aller Art; sie drängte ihn, sich wie Leo X. offen dem antifranzösischen Bunde anzuschließen. Aber gerade in diesem Punkte hat Adrian seinem einstigen Schüler und Herrn gegenüber, der nun der mächtigste Fürst der Erde war, große Festigkeit und Kraft, ja auch diplomatisches Geschick bewährt. Er wollte die Gegensätze versöhnen, nicht sie durch Parteinahme verschärfen. Er wollte, daß die beiden jungen Männer, die um den Besitz Oberitaliens und damit wohl um die Vorherrschaft in Europa stritten, zu einer Verständigung kommen, daß sie gemeinsam gegen den türkischen Erbfeind Front machen sollten. Der große Soliman hatte 1521 Belgrad erobert; im Dezember 1522 fiel Rhodus nach ehrenvollster Verteidigung durch die Johanniter den Ungläubigen in die Hände. Ungarn, Deutschland, Italien, sie alle waren unmittelbar bedroht; es war ein neues Hannibal ante portas. Aber Adrians rastloses Bemühen, seine Briefe und Reden, seine Ermahnungen, seine Befehle, seine Tränen, um Karl V. und Franz I. wenigstens zu einem Waffenstillstande zu bewegen, um einen neuen Kreuzzug gegen den Halbmond zustande zu bringen, — alles war vergebens. Adrian war in diesem Punkte ebenso unglücklich wie sein großer Vorgänger Pius II. Piccolomini nach dem Falle Konstantinopels 1453.

Der Papst wollte in den italienischen Wirren unbedingt neutral bleiben. So wurde sein Verhältnis zum Kaiser ein gespanntes. Aber als Adrian die Kränkung erfuhr, daß sein Vertrauensmann Kardinal Soderini hinter seinem

Digitized by Google

Rücken die Franzosen zu einem neuerlichen Einfalle in Oberitalien aufhetzte; als der Kardinal von Medici, des Kaisers eifriger Parteigänger, wieder in Rom erschien und neuerlich zu Einfluß kam; als König Franz, wütend über Soderinis Verhaftung, den Papst in rüder Weise mit dem Schicksale Bonifaz' VIII. bedrohte, — da wandte sich Adrian der kaiserlichen Partei zu und ging mit Karl, mit Heinrich von England, mit Venedig und anderen wenigstens eine Defensivliga gegen den drohenden Franzosenangriff ein.

So war der friedlichste und kirchlichste aller Päpste in den Streit der Waffen hineingezogen. An dem Kriege selbst teilzunehmen, blieb ihm erspart. Im August 1523 hatte sich der Heilige Vater, bei größter Hitze im Pontifikalornate durch die Straßen ziehend, eine Erkältung geholt. Die Krankheit schlug sich auf den Hals, dann auf die Nieren. Scheinbesserungen wechselten mit Rezidiven. Kaum etwas erholt, ging der Papst stets sofort wieder seinen Geschäften nach, aber bald trat ein rascher Kräfteverfall ein. Adrian, seines Zustandes sich voll bewußt, traf noch alle Vorbereitungen für den Fall seines Ablebens und befahl, daß man nach seinem Tode jede Prachtentfaltung vermeiden und seine Exequien mit 25 Dukaten bestreiten solle. Am 14. September 1523 nachmittags 2 Uhr verschied er. Friedlich, fromm und heilig — schreibt ein Zeitgenosse — wie er gelebt, ist er gestorben. Am selben Tage überschritten die Franzosen den Ticino.

Für die manchmal gehörte Behauptung, Adrian VI. sei an Gift gestorben, ist keinerlei Anhaltspunkt vorhanden. Gewiß aber ist, daß an seinem offenen Grabe eine Orgie von Haß und Feindschaft anhub. Daß man seinen Tod wie eine Erlösung feierte, daß man seinen Leibarzt als „Befreier des Vaterlandes" pries, ist noch lange nicht das Schlimmste. An der Säule des Pasquino und auf allen öffentlichen Plätzen fand man die schmutzigsten Schmähgedichte. Als Wolf, Esel, Hyäne, als Caracalla und Nero, als Barbar und Tyrann war der Dahingeschiedene da bezeichnet. Was es auf Erden Schlechtes und Gemeines gibt, Geiz, Härte, Dummheit, Roheit, ja selbst Trunksucht und Sittenlosigkeit wurden dem toten Papste nachgesagt. „Man konnte sich nicht genug tun an Lästerungen, Verleumdungen und Lügen."

Es hat lange gedauert, bis sich ein gerechtes Urteil über den letzten deutschen, den letzten nichtitalienischen Papst Bahn brach. Dann waren es insbesondere Schriftsteller protestantischer Konfession, welche die Reinheit von Adrians Streben und Gesinnung betonten und ihn eine der edelsten Erscheinungen auf dem Stuhle Petri nannten. „Sein Wirken", schließt Pastor, „wird stets ein Ruhmestitel in der Geschichte des Papsttums sein."

Digitized by Google

Die wunderbaren Abenteuer des Freiherrn Karl Friedrich Hieronymus Münchhausen.

Von Dr. **Alexander Pilcz.**

Ein gewisses Gefühl von Befremdung und Mißtrauen, welches vielleicht manchen Leser beim Anblicke des obigen Titels beschlichen haben mag, wird sich ganz erheblich steigern, wenn ich offen die Absicht verrate, über ein psychiatrisches Thema zu sprechen. Der Irrenarzt wird ja bekanntlich von vielen als ein Mensch definiert, dessen Hauptvergnügen und Lebenszweck es ist, so viel Leute als möglich für den „Narrenturm" einzufangen, zum mindesten für geisteskrank zu erklären. Und nun soll unser liebenswürdiger, harmloser Schwadroneur, der Lieblingsschriftsteller unserer Kinderjahre, auch unter die Lupe des einseitigen und böswilligen Psychiaters genommen, sollen vielleicht gar seine lustigen Renommagen, die jedermann nur als solche betrachtet, als Wahnideen oder dergleichen dargestellt werden!

Nun, so schlimm steht die Sache nicht; allein es lassen sich für den Psychiater immerhin einige Bemerkungen über den würdigen Freiherrn machen, die auch den Laien interessieren dürften. Zunächst aber möchte ich an der Hand des Aktenmateriales kurz über einen Fall berichten, den ich heuer in meinen Vorlesungen zu demonstrieren Gelegenheit hatte.

Der 17jährige, mehrfach wegen Diebstahles vorbestrafte K. wurde am 25. Juli 1906 in der Umgebung von L. verhaftet, als er einem Winzer durch einen schnellen Griff in die Hosentasche die Börse entrissen hatte.

Beim ersten Verhöre gestand K. mehrere Diebstähle und Falschmeldungen. Am nächsten Tage aber äußerte er spontan, alles Bisherige sei nebensächlich. Auf seinen Kopf sei ein Preis von 1000 Kronen gesetzt. Endlich gestand er, Ende April in L. ein Mädchen mit Schokolade in einen Abort gelockt und dem Kinde mit einem Messer den Bauch aufgeschlitzt zu haben. Die gerichtlichen Erhebungen ergaben, daß tatsächlich in L. am 26. April 1906 ein etwa siebenjähriges Mädchen in einem dem Bahnhofe nahegelegenen Aborte in bestialischer Weise ermordet worden war. Ein tiefer Schnitt durchtrennte den Hals, ein zweiter verlief senkrecht durch den Bauch; die Milz lag herausgerissen neben der Leiche. Der Täter hatte bisher nicht eruiert werden können.

Im nächsten Verhöre gab K. an, er habe in C. einen Mann kennen gelernt, der ihn zu einem Verbrechen verleiten wollte, durch welches das

Digitized by Google

ganze Reich geschädigt würde. Es habe sich um ein Komplott gegen die Herrscher von Deutschland und England gehandelt. Dieser Mann habe ihn auch zu dem Morde an dem Mädchen verleitet.

Beim Verhöre am 3. August — es war K. mittlerweile über die oben angedeuteten Einzelheiten des Mordes inquiriert worden — erzählte der Inkulpat, daß die Tat schon acht Tage vorher mit jenem Manne verabredet gewesen sei. Er hätte diesem das Herz des Kindes bringen sollen, um seinen Mut zur Aufnahme in den Anarchistenbund zu beweisen. K. wurde im Verlaufe dieses Verhöres immer ausführlicher in der Ausmalung von Details. Er habe sein blutig gewordenes Hemd in dem Abort versteckt und sei am Abend nach der Tat mit dem Unbekannten im Wirtshause zusammengekommen.

Am 13. August 1905 war in S. ein ganz ähnlicher Mord verübt worden, dessen Täterschaft gleichfalls verborgen geblieben war. Darüber befragt, stellte K. in Abrede, davon etwas zu wissen. Doch am 23. August erstattete K. einen ausführlichen Bericht auch über dieses Faktum und gab an, daß jener Mann der Täter sei. Er dürfe ihn aber nicht verraten, denn er sei durch einen fürchterlichen Eid gebunden. Aus dem Gefängnisse schrieb K. an diese Persönlichkeit einen Brief mit geheimnisvollen Zeichen und Andeutungen über anarchistische Verbindungen; die Adresse erwies sich aber als fingiert. Seiner Mutter schrieb K. aus dem Gefängnisse mit seinem Blute einen Brief, in welchem er in pathetisch-theatralischer Weise sie beschuldigt, daß sie ihn verstoßen und dadurch auf die Verbrecherlaufbahn getrieben habe. Er droht ihr mit Erstechen; es würde ihn ergötzen, die rauchenden Ströme ihres schwarzen Blutes zu sehen. Wenn sie schon tot wäre, so grabe er sie aus und werfe die Knochen den Hunden und Geiern vor. Dieser Brief zeugt von einer Seelenrohheit, wie sie schließlich bei Verbrechernaturen nicht selten beobachtet wird; allein der Stil muß uns doch ein bißchen sonderbar und gleichzeitig bekannt anmuten. Er erinnert so sehr an das Pathos der berüchtigten Indianerbücheln, der Romane vom „geschundenen Raubritter" und dergleichen, wie sie für wenige Kreuzer den zweifelhaften Geschmack der Lehrlinge und Schulbuben noch mehr zu korrumpieren imstande sind.

Doch sehen wir weiter, was die Akten ergaben. Der Telegraph spielte nach allen Weltrichtungen, Erhebungen über Erhebungen wurden gepflogen. Da stellte sich nun heraus, daß jenes blutige Hemd nicht gefunden wurde; einen Stand in der Nähe des Abortes, wo K. die Schokolade gekauft haben wollte, gab es nicht; in dem Gasthause, wo er sich mit dem Manne besprochen habe, war er, wie die Konfrontation ergab, unbekannt und schließlich erfuhr der Untersuchungsrichter zu seiner Erleichterung, aber auch Verblüffung in durchaus zweifelloser Weise, daß K. am kritischen Tage 11 Stunden arbeitend gesehen worden und nur in der Mittagspause von 12—1 Uhr frei gewesen war. Der Weg von der Arbeitsstätte bis zur Mordstelle beträgt aber allein schon zumindest 50 Minuten; kurz, es war klar, daß K. die Tat nicht begangen haben konnte. Es wurde nun die Untersuchung des Geisteszustandes beantragt. Selbstanklagen Geisteskranker sind allbekannt, namentlich bei Melancholischen und bei Halluzinierenden spielen sie eine große Rolle. Eine psychiatrische Exploration ergab aber bald, daß eine eigentliche Geisteskrankheit

Digitized by Google

bei K. nicht bestand. Wohl aber kamen schon in der Vorgeschichte des Inkulpaten Dinge vor, die in völligem Einklange mit seinem sonderbaren Verhalten vor Gericht standen. Aus belasteter Familie stammend, zeigte er schon von Jugend auf einen Hang zum Lügen und zu romanhaften Erzählungen; er lief wiederholt von Hause fort und schrieb dann Briefe, in denen er mit Selbstmord drohte; er sandte „letzte Grüße", — das Gift trage er schon mit sich, — er gehe mit einem Sklavenhändler nach Indien ꝛc. Diese triebartige Lügenhaftigkeit, mit der wir uns noch beschäftigen wollen, verleitete ihn auch zu seinen Aussagen vor Gericht. Er wollte kein einfacher Dieb sein, sondern ein romantischer Verbrecher. Die Lektüre der Zeitungsnotiz von jenem tatsächlichen Lustmorde läßt in ihm sofort die Idee aufblitzen, sich auf den Täter hinauszuspielen, bald umgibt er sich mit dem Nimbus einer entsetzlichen Verschwörung. Jedes Verhör entwickelt neue Einzelheiten, und Dinge, die er zuvor nicht wissen konnte, werden beim folgenden Examen schon romantisch verbrämt wiedergegeben. Auch in der Anstalt versuchte K. den Roman aufrecht zu erhalten, gestand aber schließlich zu, daß die ganze Fabel von Anfang bis zu Ende von ihm erfunden war.

Dieser Junge spielte also mit langjährigem Kerker, nicht unter dem Einflusse von Sinnestäuschungen oder aus wahnhaften Motiven wie ein Geisteskranker, sondern aus Lust am Fabulieren, weil sich seine überhitzte Phantasie in romanhaften Situationen gefiel, wie sie aus der Lektüre von Kolportageromanen und der Tagespresse sich ihm aufdrängten.

Die Fanfaronaden unseres Münchhausen sind weit harmloserer und ergötzlicherer Art. Allein es muß doch klar werden, daß das Wesentliche der Erscheinung in beiden Fällen das gleiche ist, und im folgenden soll nun auseinandergesetzt werden, welche Deutung bei sorgfältiger Analyse die fragliche Charaktereigentümlichkeit von dem Fachmann erfährt.

Es ist interessant zu verfolgen, wie oft die Literatur derartige Persönlichkeiten zum Gegenstande ihrer Beschreibungen und Darstellungen macht. Ich erinnere an den famosen „Tartarin de Tarascon" von Daudet, an den Vater des Heinrich in „Frau Sorge", an den Titelhelden des „Peer Gynt", an Mark Twains Knaben Wicklow, der durch seine Erdichtungen ein ganzes Fort wochenlang in Atem hält; Mark Twain hat überhaupt mehrfach solche jugendliche und alte Münchhausens mit besonderer Vorliebe und dem nur ihm eigenen Humor gezeichnet. Der Psychiater nun kennt sehr gut diese Charaktere und der Fachausdruck lautet Pseudologia phantastica, — krankhafte Lügenhaftigkeit.

Es handelt sich dabei nun beileibe nicht um Wahnbildungen, sondern um eine abnorme Übererregbarkeit der Einbildungskraft und eine außerordentliche Beweglichkeit des Erinnerungsinhaltes. Die momentane Stimmungslage, Gelesenes, Gewünschtes und Ersehntes, zufällige äußere Ereignisse ꝛc. verändern sofort den Vorstellungsinhalt und die Erinnerungsbilder in der mannigfachsten Art und lassen sie ganz anders erscheinen; wirklich Erlebtes und Erfundenes, das, wovon das Individuum zunächst sehnsüchtig nur dachte: „Wie schön wär's doch, wenn ...", verschmelzen alsbald zu einem unentwirrbaren Gemisch, so daß der krankhafte Blagueur bald selbst nicht mehr Reales und Irreales auseinanderhalten kann. Auch die gleichgültigsten Dinge werden

Digitized by Google

durch Zusätze und Variationen ausgeschmückt, Erinnerungen aus Schundromanen, Ritterdramen von einer Dorfschmiere oder sensationelle Zeitungsberichte spielen dabei die größte Rolle.

Eine maßlose Eitelkeit bildet die Haupttriebfeder, die Sucht nach Außergewöhnlichem, der Wunsch, mehr zu scheinen, als man ist, mehr erlebt zu haben, als es die nüchterne Alltagsprosa mit sich bringt. Die Befriedigung, die dieses Fabulieren verschafft, ist so groß, daß es sich nicht eindämmen läßt, auch wenn das Handgreifliche der Lüge auf der Stelle ins Auge springen muß; es ist derartigen Individuen einfach unmöglich, selbst die belanglosesten Einzelheiten ohne Verbrämung wiederzugeben, die kühnst ersonnenen Märchen werden von ihnen ob der mangelhaften Treue des Erinnerungsinhaltes und ob der mächtigen, jegliche Kritik überwuchernden Phantasie schließlich selbst geglaubt und stetig weiter ausgesponnen, je nach neuen äußeren Eindrücken, je nach der Fragestellung der staunenden Zuhörerschaft.

Fließend verliert sich der Gesundheitsbreite zu die zweifellose Pseudologia phantastica in jene Veranlagungen, bei denen „die Zuverlässigkeit der Erinnerung und namentlich auch der Wiedergabe gewohnheitsmäßig durch persönliche Zutaten, Auslassungen, Färbungen gefälligere Formen anzunehmen pflegt, als die rauhe Wirklichkeit" (Kraepelin), ebenso in die gewöhnlichen Schwindlernaturen. Doch darüber später.

Für gewisse Altersstufen sind Züge, die sicher der Pseudologia phantastica zugehören, eine physiologische Erscheinung. Man erinnere sich nur der holden Jugendeseleien, da Gymnasiasten und Backfische mit Liebesabenteuern renommieren, sich selbst anonyme Briefe schreiben, untereinander unter glänzend pompösen Pseudonymen korrespondieren, von überstandenen fürchterlichen Gefahren erzählen oder von geheimnisvollen Verschwörungen wispern. Auch hier wieder möchte ich den unvergleichlichen Beobachter Mark Twain zitieren; man erinnere sich nur seiner meisterhaft gezeichneten Knabengestalten eines Tom Saylor und Huckberry Fine. Auch dem Kindesalter ist die fragliche Erscheinung eigen: man beobachte nur die Kleinen bei ihren Räuber- und Soldatenspielen, wie sie sich da so ganz hineinleben in ihre Rollen, wie da Wirklichkeit und Spiel, „Wahrheit und Dichtung" für sie eins werden. Die Elemente sind dieselben wie bei dem Zustande, den wir bei einem Erwachsenen abnorm nennen müssen: Überwuchern einer ungemein regen Phantasie, Schwäche der Kritik, außerordentliche Beweglichkeit und mangelhafte Treue des Erinnerungsinhaltes, der nach Stimmung und Wünschen rasch beeinflußt und gefärbt wird, Eitelkeit und Freude am Romantischen, Außergewöhnlichen. Andeutungen aller dieser Erscheinungen dürfen sogar bei den Erwachsenen nicht abnorm genannt werden. Wie sehr die momentane Affektlage — Zorn, Scham, Furcht, Eifersucht, das, was besonders lebhaft gewünscht wird oder sonst irgendwie intensiv die psychische Persönlichkeit gerade beschäftigt, — die Treue der Erinnerungen zu beeinflussen imstande ist und in durchaus unbewußter Weise Aussagen von Leuten, welche der vollsten Wahrheitsliebe beflissen sind, zu modifizieren vermag, das ist allbekannt, vielleicht nur nicht allseits genügend gewürdigt. Das „dein Wunsch war Vater des Gedankens" läßt sich in allen Variationen bei den widersprechenden Zeugenaussagen in langen aufregenden Prozessen wieder-

Digitized by Google

erkennen, in gewissen ungeheuerlichen, mit vollster Überzeugungstreue erstatteten Anklagen.

Bisher haben wir die Pseudologia phantastica als eine zwar unzweifelhaft pathologische Erscheinung, aber als eine ziemlich harmlose psychische Anomalie kennen gelernt. Die Sache hat aber auch eine andere, weniger unschuldige Seite. Wo das Symptom dieser Pseudologia phantastica bei moralisch Minderwertigen stark ausgeprägt ist, da prädestiniert es solche Individuen zu einer eigenartigen Spezialität des Gewohnheitsverbrechertums, zu den internationalen Hochstaplern. Wer einmal scherzweise versucht, einem anderen einen recht gewaltigen Bären aufzubinden, ihm einen phantastischen Schauerroman vorzuschwindeln, wird binnen kurzem zu seiner eigenen Verblüffung zweierlei wahrnehmen: erstens, daß ihm sehr bald der Faden ausgeht und daß ihm nichts Gescheites einfällt; zweitens, daß er sich durch die ersten paar Fragen fangen läßt, in die haarsträubendsten Widersprüche verwickelt und endlich mit dem katzenjämmerlichen Gefühle des Blamierten nicht aus und nicht ein weiß. Es ist nämlich gar nicht so einfach, mit Konsequenz und Eleganz zu lügen. Freilich, durch das Stubenmädchen melden lassen: „Die Herrschaft ist ausgegangen", wenn ein langweiliger Besuch im Vorzimmer steht, oder die Migräne bekommen, um einer bösartigen Soiree auszuweichen, das ist keine Kunst. Allein Lügner und Schwindler im großen Stile zu sein, jahrelang unter hunderterlei Namen hohe und niedrige Persönlichkeiten der Gesellschaft, Stiftsherren und Hoteliers, Aristokraten und alleinstehende Witwen zu dupieren, in allen Lagen sattelfest zu sein, durch keinerlei Fragen nach verfänglichen Einzelheiten aus der Familienchronik, der Genealogie, der Geographie ꝛc. aus dem Konzepte zu fallen: dazu gehören Eigenschaften, die beim besten (richtiger gesagt: schlechtesten) Willen sich nicht erlernen und erwerben lassen, die angeboren sein müssen und deren einige, wie wir gesehen haben, vom Standpunkte der Seelenkunde aus sogar als abnorm, als krankhaft bezeichnet werden müssen. Bei derartigen Fällen von pathologischen Schwindlern, bei denen also zweckbewußtes Lügen und krankhafte Faselei innig vermengt gleichzeitig bestehen, läßt sich nicht selten das Pathologische der Lügenhaftigkeit auch dem Laien unschwer demonstrieren, zum mindesten auf das vielfach gänzlich Motivlose, auf die Lüge als Selbstzweck hinweisen. In einem der Fälle z. B., die ich zu beobachten Gelegenheit fand, hatte ein berüchtigter Hochstapler nachweislich wiederholt ihm ganz wildfremde Leute, mit denen er zufällig bekannt geworden, in fürstlicher Weise bewirtet, sich auf den Kunstmäzen hinausgespielt, einer flüchtigen Reisebekanntschaft große Geldsummen geschenkt zur Ausbildung im Gesang und dergleichen mehr. Er renommierte in der Anstalt selbst tagtäglich mit seinen enormen Sprachkenntnissen, obwohl er schon bei der ersten Unterredung in der kläglichsten Weise seiner Unkenntnisse überführt worden war.

Ein anderer Fall: ein kinderloser Steueramtsdiurnist schrieb unter den verschiedensten stolzklingenden Namen an Klara Schumann, an Joachim u. a., um wegen Unterrichtes für seine Tochter zu verhandeln, erkundigte sich bei Instrumentenhändlern nach dem Preise wertvoller Geigen und dergleichen, war aber außerdem mit raffinierten Zwecklügen stets zur Hand und simulierte Irrsinn.

Digitized by Google

Zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit gibt es eben nur fließende Übergänge; so manche Erscheinung, welche uns keineswegs berechtigt, die betreffende Person als geisteskrank im eigentlichen Sinne zu betrachten, kann gleichwohl ebensowenig als durchaus der Norm, der völligen Gesundheit entsprechend aufgefaßt werden. Die richtige Erkenntnis derartiger psychischer Anomalien ist von großer Wichtigkeit für unsere Beurteilung. Es ist einer der wenigen Lichtpunkte in dem sonst so düsteren, freud- und befriedigungslosen Berufe des Irrenarztes, daß die Psychiatrie uns zugleich mit der Einsicht auch Nachsicht lehrt, daß sie oft, wenn wir an der Menschheit verzweifeln wollen und uns schaudernd fragen, wie denn zu solch scheußlicher Fratze das Ebenbild Gottes verzerrt werden konnte, uns tröstet, indem sie uns den Kranken zeigt, wo wir nur den Verbrecher vor uns zu haben glaubten. Dasselbe läßt sich auch von der krankhaften Lügenhaftigkeit sagen. Was als harmlose Schwäche unsere Spottlust herausfordert oder als verdammenswerter Charakterfehler uns entrüstet und betrübt, stellt sich bei eingehender psychologischer Analyse als Krankheit dar, und wieder heißt es: »Tout comprendre c'est tout pardonner«.

Ave.

Von Tosa Rußegger.

In allen Türmen zieht man an den Strängen.
Das Ave läutet hell hinaus ins Land;
Der Tag lauscht zaudernd noch den vollen Klängen,
Dann reicht er still und müd' der Nacht die Hand.

Nun atmet ringsumher ein Weihefrieden,
Denn feiernd liegt die Welt im Abendglanz.
In diesem Zauber schwindet das Hienieden,
Es wird zum Drüben und verklärt sich ganz.

Kein Windhauch stört die Ruhe in den Zweigen;
Vergessen ist, was heut der Tag verbrach.
Und wie Du sinnend träumst ins Abendschweigen,
Klingen in Dir die Aveglocken nach.

Digitized by Google

Die Grundlagen von Johann Nestroys literarischer Eigenart und Weltanschauung.*)

Von Prof. **Jakob Zeidler.**

Die landläufigen Urteile über Nestroy setzen sich in ihren Grundlagen aus zwei konstitutiven Faktoren zusammen: der Parallele mit Ferdinand Raimund und dem Anathema des Ästhetikers Fr. Th. Vischer. Beide sind in der Natur der Sache begründet und nicht unberechtigt, beide wurden aber schief und einseitig aufgefaßt und ergaben so für Nestroy ein ebenso ungünstiges als unrichtiges Resultat. Vischers Anathema wurde veranlaßt durch die Darstellung des Sansquartier in L. Angelys Vaudeville: „Zwölf Mädchen in Uniform", die ausgelassenste Rolle Nestroys. Es ist ganz erklärlich, daß sich Vischer hier bis „zum Ekel, bis zum Erbrechen" angewidert und in die schmutzigste Wachstubenatmosphäre versetzt fühlte. Unzweifelhaft legt diese Rolle wesentliche Elemente von Nestroys Natur und Begabung bloß. Seine Kunst als Schauspieler wuchs aus dem Extempore und der Karikatur hervor und die Eingebung des Momentes bildete auch eine Hauptkraft des Theaterdichters. Wenn ihn sein dämonischer Witz packte, so opferte er ihm, der Drastik des Ausdruckes in Wort, Miene und Kostüm nach echter Extemporantenart alle ethischen und künstlerischen Bedenken und übersprang nicht selten den Grenzrain, welcher das Menschliche vom Tierischen scheidet. In dieser Hinsicht steckt in seinem ganzen Schaffen etwas vom Sansquartier; dennoch war es einseitig, Vischers subjektiv berechtigtes Momenturteil impressionistisch auf die gesamte literarische Persönlichkeit Nestroys zu übertragen und über diesem einen Zug der übrigen Seiten des großen Satirikers zu vergessen, umsomehr als Vischer das Milieu, aus dem heraus Nestroy schuf, nur sehr ungenau und im allgemeinen bekannt war. Unstreitig urteilsfähige und bedeutende Männer, welche dieses Milieu aus jahrelanger Erfahrung genauer kannten, sind über die literarische Bedeutung Nestroys doch zu ganz anderen Urteilen gekommen. Recht bezeichnend ist hier der große norddeutsche Tragiker, der in Wien zur Vollblüte seines Schaffens heranreifte, Friedrich Hebbel. Auch er hat einmal im Unmut ein Bonmot über Nestroy ausgesprochen: „Wenn der an einer Rose riecht, stinkt sie," ein Momenturteil, wie das Vischers zunächst auf den

*) Diese Studie bietet die historischen Grundlagen, auf denen ich die Charakteristik Nestroys in Nagl u. Zeidlers Deutsch-österr. Literaturgeschichte (II. 551—564) aufbaute. — Vgl. die Ausgabe von Nestroys Werken von Chiavacci und Ganghofer mit biographischer Skizze von Necker (das. weitere Literatur); R. M. Werner, Allg. Deutsche Biographie; Wurzbach, Biographisches Lexikon.

Digitized by Google

Komödianten gemünzt. Den Dichter schätzte er aber doch ganz anders, ja er fühlte einen gewissen verwandten Zug in seinem Wesen. So bemerkt er: „Sicher wird ein Kunstverständiger für einen einzigen Nestroyschen Witz de première qualité eine Million gewöhnlicher Jamben hingeben," — und noch deutlicher: „Seine Stücke sind völlig geeignet, den Zuschauer drei Stunden lang vergessen zu lassen, daß jede aus 60 Minuten besteht. Das Publikum geizt nicht mit Beifall, ich klatsche selber wacker mit; denn jeder lebendigen Strebung in dem auch mir angewiesenen Kreise gönne ich von Herzen ihren Lohn, nur das entschieden Schrullenhafte, der verblüfften Masse Aufgedrungene ärgert mich mit seinen erschlichenen Erfolgen. Ich kann Nestroy nicht mit Fritz Schwarzenberg, dem Landsknecht, einen modernen Shakespeare nennen, aber ich verkenne durchaus nicht sein gesundes Naturell, sein tüchtiges Talent und schätze ihn höher als das meiste, was sich in Wien auf Jambenstelzen um ihn herum bewegt." Auch ein anderer, der aus Hamburg nach Wien versetzt worden war, noch dazu einer der wärmsten Verehrer F. Raimunds, der Burgschauspieler C. L. Costenoble*), schreibt: „Lumpacivagabundus gefiel seiner erzkomischen, wenn auch äquivoken Einfälle wegen nicht nur dem Publikum, sondern auch uns Mitgliedern des Burgtheaters. La Roche war der einzige, der die Nase rümpfte und meinte, so etwas gehöre in die Hanswurstbude. Diese weimarische schöngeistige Zimperlichkeit wird La Roche in Wien bald ablegen." Vielleicht hätte bei genauerer Kenntnis auch Vischer seine Auffassung geändert und sein subjektiv berechtigtes Momenturteil ähnlich wie Hebbel durch ein objektiveres Gesamturteil ergänzt.

Durch eine derartige Verbindung kommt man vielleicht dem wirklichen Wesen Nestroys am nächsten, in dem sich komödiantisches Extemporantentum mit „gesundem Naturell" verband, wie denn Bauernfeld im Prolog zum Nestroyzyklus von 1881 ihn pries als „des Spottes Meister", der wie „mit Seherblick" in „des Volkes niedere Schichten" drang und mit Geschick, wenn auch grell, doch wahrhaft malte und die Ecken, welche das reale Leben, so hoch auch das Gemüt zu preisen ist, nun einmal hat, nicht versteckte. Man denkt dabei unwillkürlich an Nestroys eigenen Ausspruch in „Unverhofft": „Nur ein geistloser Mann kann den Harm übersehen, der überall durch unsere fadenscheinige Gemütlichkeit leuchtet." Vor dem historisch geschulten Auge erhebt sich aber hier die mächtige Gestalt Abrahams a Sankta Clara und weiter zurück eine Reihe von österreichischen Schwankfiguren bis zu dem weltberühmten „Pfarrer vom Kahlenberg" und Neidhart von Reuenthal, der mit seiner „höfischen Dorfpoesie" den fadenscheinigen Idealen des Minnedienstes auf den Leib rückte, alles Vertreter jenes dem Österreicher eigenen parodistisch-satirischen Geistes, der, wenn er sich zuweilen auch recht absurd geberdet, doch auf Gesundung durch Ausscheidung unechter Kulturelemente, auf eine Katharsis, hinarbeitet. Um diese Bedeutung Nestroys durch die vormärzliche Zeitfärbung, in der er erscheint, durchleuchten zu sehen, darf man freilich nicht vergessen, daß zwischen Abraham a Sankta Clara und ihm das Aufklärungszeitalter liegt. Wie es Jugendeindrücke und Lernjahre mit sich brachten, hängt seine Satire literarisch mit der josefinischen Broschürenliteratur, sein Zynismus, seine

*) Glossy-Zeidler, Aus dem Burgtheater, II. B.

Digitized by Google

Neigung zu Zote und Karikatur, abgesehen von seinem Extemporantentum, mit der Dichtung Blumauers und dessen Schule zusammen, welche dem Wiener Volkstheater derartige Ingredienzien in reichem Maße zuführte.*) Mit der ererbten Tradition der josefinischen Epoche verbanden sich die Einflüsse des „jungen Deutschland" und der Pariser Produktion der Balzac, Paul de Kock, Alex. Dumas, die nicht selten Quelle oder Anregung seiner Possen boten. Um all dies richtig für Nestroy zu bewerten, muß man auch des andern konstitutiven Faktors der landläufigen Nestroybeurteilung gedenken, der Parallele mit Raimund. Diese steht von Beginn an in dem Lichte der Pietät für Raimund. Sie verliert sich in dem üppigen Rankenwerk von Anekdoten und Legenden, mit denen die Verehrung Raimunds Leben umwob, besonders seit seinem tragischen Ende. Man braucht nur, etwa bei Costenoble,**) die Schilderung seines Leichenbegängnisses zu Gutenstein zu lesen, um zu erkennen, wie schon dieses den Zeitgenossen wie eine „Apotheose des großen Volksdichters" erschien. Bald setzte eine Raimundrenaissance ein — und je mehr die Verehrung des Verstorbenen wuchs, um so mehr verschob sich die „Parallele" zu Ungunsten Nestroys, der sich des Lichtes der Sonne und der Gunst des Theaterpublikums noch Jahrzehnte nach dem unglücklichen Ausgang Raimunds erfreuen durfte. Man gewöhnte sich, ihn nur als parodistische Folie dieses zu betrachten, und brachte in den Gegensatz, der in beider Wesen und Wirken tatsächlich vorhanden ist, eine Pragmatik, die in Nestroy eigentlich den „wütenden Hund" erkennen wollte, der Raimund gebissen hätte. Dieser Tenor klingt schon durch die bekannte Anekdote, welche von dem Besuche einer „Lumpacivagabundus"-Vorstellung durch Raimund erzählt. Fried. Schlögl schließt sie: „Da zwang eine närrische Situation, dann ein pyramidaler Einfall, ein ätzender Witz, ein scharfes Wort auch ihn, zu lächeln und allmählich zu lachen. Als die Komödie zu Ende und alles sich erhob, erwachte er förmlich wie aus einem Traum, stand auf, fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirne und sagte zu seiner Begleiterin: ‚Das kann i nit! Aber ich sieh', das g'fallt, i hab' selber lachen müssen — na so is's halt mit mir und meine Stück gar. Alles umsonst!' Nach einigen Monaten gab er sich den Tod." — Wie tief Nestroys Erfolge die nervös-ehrgeizige Künstlerseele Raimunds berührten, der wie Grillparzer etwas vom „historischen Tasso" an sich hatte, ist natürlich schwer zu bestimmen. Costenoble verzeichnet mit der Genauigkeit des liebevollen Verehrers Jahre hindurch seine Beobachtungen über Raimunds Seelenzustände. So schreibt er schon am 20. Mai 1820: „Wenn er nur nicht stets so trübsinnig wäre! Er hat alle Ursache, sein Geschick zu preisen," — und auf diesen Ton sind alle späteren Beobachtungen des treuen Freundes gestimmt. So am 5. August 1822: „Aus allem ersah ich, daß der arme Raimund mit jedem Tage an Hypochondrie und Unzufriedenheit mehr gewinnt. Was nützt da aller Applaus?" Am 12. Dez. 1824: „Raimund leidet ohnedies viel, da sein undankbares Publikum ihm oft, trotz seinem Eifer und Fleiße, mißgünstig ist. Das muß

*) Vgl. Jak. Zeidler, Die Parodie auf der Wiener Volksbühne. (Wiener Kommunal-Kalender 1890), S. 367 ff.

**) vgl. Glossy-Zeidler, l. c. II.

Digitized by Google

einen Menschen aufreiben, der von Natur zur Hypochondrie geneigt ist und alles Rosenfarbene schwarz sieht," — und am 28. Dez. 1824: „Wir fanden, daß er seit einiger Zeit sehr gealtert habe. Aber welch unzählige Leidenschaften zehren auch am Herzen dieses reizbaren Menschen!" Man kann in Costenobles Tagebüchern weiter verfolgen, wie der krankhafte Zustand von Jahr zu Jahr zunahm, so daß der Freund endlich ausruft: „Raimund ist ewig melancholisch!" und am 14. Juli 1832: „Raimund wird immer melancholischer und ungenügsamer . . . Der wird noch toll oder bringt sich um."

Diese Beobachtungen fallen zum größten Teil noch bevor Nestroy die Gunst des Wiener Publikums gewann, was erst seit 1831 geschah; jedenfalls hat dieser persönlich weder als Schauspieler noch als Dichter bewußt polemisch oder parodistisch gegen den Liebling der Wiener gewirkt. Er war schon in Graz in Raimundschen Stücken aufgetreten und seine ersten Possen wurden von der Kritik als „nach der neuesten Wiener Mode geformte Zauberspiele" bezeichnet. Bis zu seinem letzten Auftreten im Carltheater (31. Okt. 1860) hat Nestroy dieses Verhalten gegen Raimund bewahrt und nannte im „Letzten Wort"*) seinen Vorgänger den „Unvergeßlichen" und „Unersetzlichen", der die Muse als „Mädchen aus der Feenwelt" verehrte, während sie ihm — Nestroy — „mehr Mädl aus der Vorstadt" gewesen, und meint zusammenfassend:

„Sein Ideal sah schwebend er in Wolken prangen,
Meins ist bescheiden irdisch auf der Erd' gegangen."

Trotzdem wärmte Emil Kuh zwei Jahre später in dem Nekrolog-Artikel: „Aristophanes-Nestroy" (1862) das traditionelle Dogma wieder auf: „Nestroy vernichtete den duseligen Glauben an das allegorisch-lehrhafte Feenwerk durch die Travestie desselben und setzte augenblicklich die Travestie an die Stelle."

Der Satz ist tatsächlich unrichtig. Nestroy hat den Feenapparat als überkommenes Theaterrequisit in seinen ersten Stücken verwendet wie Gleich, Meisl, Bäuerle, und sein Reich des Stellaris im „Lumpazivagabundus" ist nicht um ein Haar karikistischer oder parodistischer gefaßt als etwa das Zauberreich des Longimanus bei Raimund. Nach dem Jahre 1834 hat er überhaupt auf die Verwendung des Feenapparates verzichtet. Parodie und Travestie als eigene Gattung hat er während seiner ganzen dramatischen Laufbahn von 1827—1862 gepflegt, aber niemals eine spezielle Parodie des Zauberwesens geschrieben. Er begann mit Opernparodien im Kasperlstil von Castellis „Roderich und Kunigunde", meist Szenenparodien voll blühenden Unsinns, wie „Zamperl, der Tagdieb" oder „Robert der Teufel", die sich von den üblichen Parodien der Wiener Theater kaum durch eine etwas schärfer gehaltene satirische Tonart unterscheiden. Dann wählte er mit Vorliebe einzelne literarische Werke oder ganze Moderichtungen zur Zielscheibe seiner Parodie. So traf er in der Holteiparodie „Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab" die falsche Rührseligkeit, rückte in seiner Meisterparodie „Judith und Holofernes" dem Großsprechertum von Hebbels Holofernes an den Leib, verfolgte die falsche Liebessentimentalität in Halms „Sohn der Wildnis"

*) Verfaßt von Anton Langer.

Digitized by Google

mit seinen Sarkasmen und persiflierte in der Tannhäuserparodie lustigtoll den Opernstil R. Wagners. Es läßt sich nirgends die Fähigkeit verkennen, auch in bedeutenden Werken mit scharfem Blick herauszuspüren, was überspannt und unnatürlich an ihnen war. Gerade die große Begabung für die Parodie hielt Nestroy ab, die ohnehin karikistisch-parodistisch gefärbte Zaubermaschinerie anders als gelegentlich zu travestieren, noch weniger ließ er sich verleiten, die Wunderwelt Raimunds zu parodieren, wie andere mit wenig Erfolg getan haben. Die tradionelle „Parallele" hat allerdings den „Lumpazi" als parodistisches Gegenstück zum „Verschwender" aufgefaßt und noch die „Allgemeine Deutsche Biographie" folgt dieser Auffassung: „Der Vergleich mit Raimund drängt sich uns geradezu auf; alles ist parodiert: das Reich Stellaris mit seinen lockeren, Schulden machenden Bürschlein, die bizarre Verspottung des Goetheschen Faustprologes, die Wette zwischen dem bösen Geist Lumpazi und der Fee Fortuna ist der direkteste Hohn auf Raimunds halb melancholisch poetische Cheristanefabel; aus den anmutenden, harmlosen Figuren der Valentingruppe im ‚Verschwender' ist das liederliche Kleeblatt Zwirn, Leim und Knieriem hervorgewachsen" . . . kurz, alles ist als Parodie hingestellt. Tatsächlich ist dies unmöglich: denn die Uraufführung des „Lumpazi" fand im Theater an der Wien am 10. April 1833 statt, — der „Verschwender" wurde im Herbst 1833 gedichtet und am 20. Februar 1834 zum erstenmal in der Josefstadt gegeben. Es könnte also eher Raimund bei der Abfassung des „Verschwender" vom „Lumpazi" beeinflußt worden sein.

Wie dem sei, psychologisch ist der Irrtum sehr lehrreich und die „Parallele", wenn auch tatsächlich falsch, entbehrt im Sinne höherer Kritik nicht einer gewissen Wahrheit. In der Gesamtauffassung der Wiener Theatergeschichte gehört, wenn auch später geschaffen, Valentin tatsächlich einer früheren Entwicklungsstufe an als Knieriem. Der historischen Betrachtung „drängt" sich der „Vergleich" unzweifelhaft auf; aber nicht im Sinne gewollter und beabsichtigter Parodie, sondern nach dem Gesetz des Gegensatzes, in dem sich das Bild der Außenwelt im Lichte grundverschiedener Weltanschauungen darstellte, bedingt durch die verschiedenen Gesellschaftsschichten, in deren Weltansicht und Bildungseinflüssen die beiden Volksdramatiker heranwuchsen, bedingt durch die verschiedenen Generationen, denen sie angehörten. So erscheinen sie als Antipoden, die aber beide aus der gleichen Theatertradition hervorgingen — und die der gemeinsame Begriff des Österreichertums in seiner spezifisch-wienerischen Gestaltung, dessen eigenartiges Doppelwesen in jedem der beiden zu typischer Sonderbildung gelangte, miteinander verbindet. Nestroy ist weder Epigone noch Parodist Raimunds, sondern er ist ein eigenständiges Gewächs, das seine Wurzeln aus anderen Kulturschichten des gemeinsamen Wiener Bodens genährt hat. Der Gegensatz, in dem beide Volksdramatiker stehen, zieht sich in den mannigfachsten Schattierungen durch das gesamte Geistesleben des Vormärzes und läßt sich auf die Formel zurückführen: Widerspruch zwischen Romantik und Rationalismus. Insofern aber die Romantik die Renaissance der in Österreich niemals völlig erloschenen Weltanschauung war, geht das Phänomen hier zurück bis auf die Bruchlinie, welche durch das Eindringen der mittel- und norddeutschen Aufklärung in den heiteren Optimismus der Barocke in der Volksseele erzeugt wurde.

Digitized by Google

Schon im Mittelalter zeigten die „Österleute", dem eigenartigen Gang ihrer historischen Geschicke entsprechend, viele besondere Züge den Stämmen des westlichen Deutschland gegenüber, mit denen sie auf dem Boden der gleichen Weltanschauung des Mittelalters standen. Mit Reformation und Gegenreformation begann aber eine Sonderentwicklung, indem sich die Kultur Deutschlands auf protestantischer Grundlage unter Einwirkung der französischen Renaissance, die Österreichs auf katholischer Grundlage unter Einwirkung der südromanischen Barocke aufbaute. So war der Rationalismus des 18. Jahrhunderts in Deutschland historisch vorbereitet, in Österreich kam er unvermittelt und ließ plötzlich im Scheidewasser einseitig-verstandesmäßiger Analyse einen Schatz von schönen und schlichten Gütern versinken, von denen das Gemüt nicht lassen wollte. So entstand in der Volksseele ein Bruch, der neben heiterster Lebenslust schmerzliche Wehmut, neben romantischer Weichheit Spott und Selbstironie, Satire und Sarkasmus auslöste. Aus Widerspruch und Bindung dieser entgegengesetzten Elemente ging der eigenartige Wiener Humor hervor, der sein vollendetstes Spiegelbild in der Wiener Komödie fand, die ebenfalls durch die Bindung ursprünglich verschiedenartiger Gattungen entstand. Ein kurzer Blick auf die Tradition der Wiener Komödie mag dies deutlicher zeigen. Die konstitutiven Faktoren dieser bilden einerseits das Bandenstück der deutschen Wanderbühne, die Haupt- und Staatsaktion, anderseits die italienische commedia dell' arte sowie die Oper des Hofes und das lateinische Ordensdrama, die in Wien im 17. Jahrhundert Hauptsitze ihrer Herrlichkeit hatten. Die letztgenannten Gattungen verbanden im Stil der Barocke klassische und romantische Elemente und gelangten unter der Einwirkung der Architektur, der führenden Kunst der Epoche, zu einem Fortschritt, indem sie die Wunder der Mechanik und Dekorationskunst in den Dienst des Theaters stellten und so dem Transitorischen der Dichtung die Wandelszene im geschlossenen Hause, welches die Renaissance an Stelle der wandernden Passionsbühne gesetzt hatte, anpaßten. Was die Shakespearebühne durch ihre Täfelchen, das Hüttentheater der Wanderprinzipale durch primitive Notbehelfe nur anzudeuten vermocht hatten, stellten Opern- und Ordenstheater in prächtigen Szenenbildern, mit reichen Verwandlungen, mit künstlichen Flug- und Zauberapparaten leibhaft vor das Auge des Publikums. Was aber auf dem Gebiete höfischer und gelehrter Kunst gewonnen worden, ging als dauerndes Erbe auf das Wiener Volkstheater über, seit sich dieses nach Überwindung der Wanderzeit als ständige Institution einlebte. Schon Stranitzkys „Haupt- und Staatsaktionen" waren lokale Bearbeitungen von Operntexten der Cupeda, Minato, Zeno einerseits, von Lateindramen der Jesuiten anderseits, die mit ihren Intermezzos, ihren komischen Figuren und Allegorien die Volksspiele beeinflußten.*)

*) Vgl. dazu Jak. Zeidler, Das Wiener Schauspiel im Mittelalter (III. B. der „Geschichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Altertumsverein zu Wien) Wien, 1903 bes. S. 94 ff; — derselbe, Über Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter (Blätter d. Vereins f. Landeskde. von N.-Ö. 1893); — derselbe, Deutsch-österr. Literaturgesch. von Nagl und Zeidler a. v. St. — Vgl. auch Stranitzkys Drama vom „Heiligen Nepomuk" mit einem Nachdruck des Textes von Fritz Homeyer (Palaestra, LXII. Berlin, 1907, wo weitere Literatur angegeben).

Digitized by Google

Wie die „Haupt- und Staatsaktion" diese Barockformen assimilierte, so richtete die Burleske das komische Gut der nachbarlichen commedia dell'arte auf Wiener Sitten ein, denen sich schon in Parodien wie „Amphitruo" (1712) auch der barocke Olymp anpaßte. So waren die Elemente der Wiener Komödie für alle Zeiten gegeben, d. h. eines Volksschauspieles, das, abzweigend vom deutschen Bandenstück, durch die Bindung der barock-romantischen Elemente des höfischen und gelehrten Theaters mit dem im Volke lebendigen Naturalismus der Neidhartschwänke seine besondere Eigenart erhielt. Mitten in der barocken Kunst fand die altösterreichische Tradition ihre Verkörperung in der Figur des Hanswurst, der mit der Harlekinspritsche Tracht, Sitte und Mundart des Salzburger Bauern verband und Neidhart wieder aufleben ließ mit all seinem derben Spaß, seiner grotesken Komik, seinem Ansatz zu Parodie und Satire, nicht selten auch mit seiner Neigung zu Schmutz und Unflat, aber auch mit seinem gesunden Sinn, frischem Gemüt und seiner volkstümlichen Märchenfreude. Der Geist der Hanswurstperiode vererbte sich auf die gesamte Wiener Posse. Von Stranitzky ging die Hanswurstpritsche von 1725—1769 auf Gottfried Prehauser über, einen bedeutenden Schauspieler, in dessen Spiel und Repertoire die spezifisch-wienerische Stilisierung ihre Hauptausbildung erfuhr, während sich unter der Einwirkung Gottscheds und des Hanswurststreites der Übergang von der Stegreifkomödie zur Wiener Lokalposse vollzog, deren eigentlicher Begründer Philipp Hafner wurde. So assimilierte sich die Wiener Komödie zunächst die Form der sächsischen Komödie und nahm, ohne ihren Grundcharakter aufzugeben, mehr literarische Gestalt an. Auf die Produktion des letzten genialen Vertreters der Extemporekunst, Kurz-Bernardon, gewann schon das deutsche Singspiel Einfluß, welches die eigentliche Seele der neuen Form der „Kasperliade" ausmachte, die von 1781 bis gegen 1806 die „Hanswurstiade" ablöste. Wenzel Müller, Dittersdorf, Ferdinand Kauer und zahlreiche Wiener Komponisten haben durch ihre Melodien der Wiener Posse veredelnde Säfte aus der verschwisterten Tonkunst, die im 18. Jahrhundert mehr und mehr als führende Kunst an die Stelle der Architektur trat, zugeleitet, die Produkten wie Henslers „Donauweibchen" oder Perinets „Neusonntagskind" eine Gesamtwirkung verlieh, die sie weit über ihren poetischen Wert erhob. Mozart-Schikaneders „Zauberflöte" (1791) begründete sodann eine neue Epoche der Wiener Komödie, in deren geradliniger Fortentwicklung die Wunderblüte von Raimunds Dichtung liegt. Sie hebt sich eigentlich völlig von lyrischer Grundlage ab. Wie der Falter von der Puppe rang sich Raimunds Genius allmählich von der vorhandenen Tradition los. Die Eindrücke, die sein liebeseliges Herz in Wald und Flur, besonders in seinem geliebten Gutenstein, empfing, formten sich in seiner Phantasie, in welcher der barocke Olymp des Volkstheaters, die Feen- und Zauberwelt der Gleich, Meisl und Bäuerle lebendig war, zu einer eigenartigen überirdischen Welt, nach der Methode, nach welcher das Volk Lebens- und Natureindrücke sagenhaft und mythologisch zu verdichten pflegt. Dabei blieb er doch innerhalb der Grenzen der vorhandenen Tradition, deren Stoff und Form er mit aller Naivität aufgriff, nur daß er seiner Individualität gemäß die Maschinerie des Zauberstückes zum Symbol erhob

Digitized by Google

und den Spaß der lustigen Person mit der seiner Seele eigenen Wehmut und Weichheit mischte. So bildet sein Drama die poetische Höhe der Entwickelung, die mit Hanswurst begonnen hatte, von der aus es in gerader Linie tatsächlich ein Vorwärts nicht gab, wenn man nicht einen Schritt nach rückwärts machte, um einen neuen Aufstieg zu beginnen, der von der Höhe von Raimunds Märchenwahrheit zu dem Gipfel von Anzengrubers Naturwahrheit leitete. Diesen Schritt hat Nestroy getan, indem er auf die naturalistische Seite der Extemporekomödie zurückgriff, mit der Romantik brach und das reale Dasein in einem scharfgeschliffenen satirisch-parodistischen Spiegel auffing, der seine Linien zwar verzerrt, aber umso greller hervortreten ließ. Erscheint so, in historische Perspektive gerückt, Raimund als Vollendung des barock-idealistischen Elementes der alten Wiener Komödie, so schließt Nestroy an das hanswurstisch-naturalistische Element an, wie er denn in Spiel und Kostüm seiner Lieblingsrolle „Sansquartier" an die verwandte Erscheinung von Kurz-Bernardons Stadtsoldaten gemahnt. So erscheint das Weltbild von Nestroys Posse als Widerspiel der rosenfarbenen Wunderwelt Raimunds, das in den Augen der Nachwelt sich leicht parodistisch ausnimmt. Tatsächlich ist es der Gegensatz zweier Weltbilder, die von verschiedenen Standpunkten aus aufgenommen wurden. Die Wunderwelt Raimunds, in ihrer Wahrheit und Schlichtheit ein undankbares Objekt für die Parodie, enthält so wenig „Duseliges" als die Zauberwelt der „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm. Freilich die Schar von Epigonen, die weder Raimunds Dichtergabe noch die Tiefe seines Gemütes besaßen, blieben am Äußerlichen haften, gelangten vom Symbolismus des Volksdichters zum Ausstattungs-Allegorismus und ließen seine goldklare Gemütlichkeit in einer Sirupsuppe falscher Sentimentalität untergehen. Schon für Told, den Verfasser des berühmten „Zauberschleiers", gelten die Worte, die Theodor Fontane unter dem Eindruck einer Berliner „Verschwender"-Vorstellung am 21. April 1886 in der „Vossischen Zeitung"*) schrieb: „Daß sentimental-phantastische Liederspiele der Art nicht mehr geschrieben werden, ist ganz in der Ordnung, aber daß wir den einen Raimund haben, ist ein Glück. In toter Nachahmung sind diese Sachen geradezu schrecklich, als natürliche Hervorbringungen einer ganz eigenartigen Natur aber sind sie schlechtweg entzückend, auch mit ihren Fehlern, ja zum Theil durch diese Fehler. Die zum Vergnügen der Einwohner kalt und ungläubig hergeschleppte Fee bedeutet nicht mehr und nicht weniger als Albernheit und Langweile; findet sich aber wer, dem diese arme Welt wirklich noch mit Wundern gesättigt ist, der einfachen und demütigen Herzens an sich selbst empfindet, daß unsere Kraft und Klugheit nichts und der Wille höherer Mächte, welchen Namen wir ihnen auch geben mögen, alles bedeutet, der darf auch Schutzgeister in Tüll und Wolkenwagen erscheinen lassen und bei diesem sinnigen Spiele der Sympathien aller ähnlich Empfindenden sicher sein. So kindisch alle diese Dinge dem einen oder anderen erscheinen mögen, so handelt es sich dabei doch in Wahrheit um letzte große Fragen, und wer sich, ohne krankhaftem Mystizismus verfallen zu sein, jeden Augenblick seines Lebens in einer bestimmenden Hand eines Wesens fühlt, das dem, was wir unseren

*) Vergl. Paul Schlenther, Causerien über das Theater v. Theod. Fontane.

Digitized by Google

Willen nennen, billigend oder hindernd zusieht, der glaubt auch an Cheristane."

Der Unwahrheit der Epigonen gegenüber erscheint Nestroys Pessimismus so wahr und gesund wie Raimunds Optimismus, nur daß beide in anderen Voraussetzungen wurzeln. Nestroy (geb. 7. Dezember 1801) war der Sohn eines k. k. Hof- und Gerichtsadvokaten in der Jordangasse in der Inneren Stadt, Raimund (geb. 1. Juli 1790) der Sohn eines Kunstdrechslers in Mariahilf, der gewerbefleißigsten Vorstadt von Wien, in deren Leben und Treiben damals noch vielfach das Bauerntum hineinragte. Nestroys Jugendleben mit Studium des Gymnasiums und der Jurisprudenz verlief bis zu seinem Engagement als Hofopernsänger im Kärntnertortheater im Stil des Wiener Patrizierviertels, wie etwa das Grillparzers oder Bauernfelds; Raimund, der nach kurzer Schulzeit bei St. Anna zu einem Zuckerbäcker in die Lehre kam und dann durch das Elend kleiner Provinzbühnen sich den Weg nach Wien bahnte, blieb zeitlebens mit seinem Sinnen und Denken im Banne des kleinen Handwerks. Dieses hatte aber gerade in seiner Jugend einen Umschwung in seiner Gesinnung durchgemacht. Die Erhebung der Geister, welche ihren typischen Ausdruck in Theodor Körner gefunden, welche die Wehrmannslieder und Römertragödien Heinrichs v. Collin beseelt, welche durch den faltenreichen Jambenfluß von Grillparzers Fragment „Spartacus" (1810) rauscht, welche Hormayrs agitatorische Wirksamkeit belebte und in der Ära Stadions zu einer Neugestaltung Österreichs führen zu wollen schien, — kurz das vaterländische Pathos der Franzosenzeit zitterte durch alle Schichten der Wiener Gesellschaft und steigerte das Selbstbewußtsein der Bewohner der Stadt, vor deren Toren die Schlacht von Aspern geschlagen worden war, nach der ganz Deutschland hoffnungsvoll blickte, innerhalb deren Mauern seit dem Beginn des glänzenden Kongresses über die Schicksale der europäischen Staaten entschieden wurde. Alle die politischen Ereignisse fanden ihr theatralisches Abbild auf den Bühnen Wiens. Am 14. November 1805 war der erste Einmarsch der Franzosen in Wien erfolgt — und das uniformierte Wiener Bürgerkorps bezog die Wachposten an den Toren der Stadt. Es ist seit dieser Zeit bei mancher ernsten und festlichen Gelegenheit in Aktion getreten. In der Wiener Lokalposse hat nun dieses Moment seinen Niederschlag gefunden in der Entstehung einer neuen komischen Figur, die in ihrer Art das Erbe Hanswursts und Kasperls antrat, und wie eine Personifikation jener Weise erscheint, wie sich der Stimmungswechsel im Wiener Kleinbürgertum äußerte.

In diesem Moment liegt die tiefere Bedeutung von Adolf Bäuerles „Die Bürger in Wien" (1813) und ihrer Fortsetzung: „Staberls Hochzeit oder der Kurier" (1814).

Wie ein Rahmen umschließen die kriegerischen und politischen Ereignisse der Zeit im ersten Stück die Entführungs- und Rettungsgeschichte der Tochter des Wiener Bindermeisters Josef Redlich, im zweiten die drollige Heiratsgeschichte des bürgerlichen Parapluiemachers Chrysostomus Staberl und der Ursula Quintel, einer alternden Tandlerin vom Spittelberg, die jenem, obgleich sie dem Leopoldstädter als „Ausländerin" erscheint, als ihrem vierten Gemahl Herz und Haus schenkt. Im ersten Stück gruppiert

Digitized by Google

sich die Handlung um das Abschiedsfest, das Redlich seinem Sohn Ferdinand, der mit des Vaters Segen zu seinem Regiment abgeht, gibt; im zweiten, das „kurze Zeit nach der Befreiungsschlacht bei Leipzig" spielt, um den Einzug Ferdinands, nunmehr Oberstwachtmeister, als Kurier in Wien.

Im Angesicht der Bilder der alliierten Monarchen, der Kaiser Franz und Alexander und König Friedrich Wilhelms, denen die Versammelten Vivatrufe zusenden, schildert er den Gang der Leipziger Schlacht und schließt: „Der Sieg ist unser! Deutschland ist gerettet und gerächt!" Das war recht aus der Zeitstimmung heraus geredet und trug in der ersten Zeit gewiß auch neben der Komik Staberls zur Verbreitung der Posse in ganz Deutschland bei. Die Szenen auf der Wachtstube hatten, wie sie Ignaz Schuster, der Begründer der Staberlrolle, zwar drastisch-komisch, aber voll Gemütlichkeit gab, noch nichts Verletzendes, wie sie auch in Bäuerles Stück zwar das Komische des bürgerlichen Wachtdienstes erkennen, aber das Bürgertum in allen seinen Vertretern als brav, tüchtig und redlich erscheinen ließen. So erscheint der ganze Personenkreis, in den als Erbschaft der unmittelbar vorhergehenden Epoche des Lokalstückes der biedere Tiroler als Hausknecht Hans einbezogen wurde, als innerlich gesund, voll bürgerlichen Rechtsgefühles, das im Zwang und Drang kleinbürgerlicher Verhältnisse zwar schwanken konnte, endlich aber alle Gesinnungslumperei und Gemeinheit, wie sie der Negoziant Müller repräsentiert, abstoßt und den rechten Weg findet.

Interessant ist es, die Figur Staberls in ihrer Verwandtschaft und ihrer Eigenart mit ihren Vorläufern zu vergleichen. Wenn wir seine stehende Phrase: „Ach, wenn ich nur was davon hätte", seine Schwäche für eine „Maß Wein" und seine Vorliebe für gutes Essen betrachten, denken wir an den alten Hanswurst. Wenn er in pathetischen und sentimentalen Szenen mit seinen realistisch spassigen Aphorismen in der Posse das Lachen rettet, wo die Tränen kommen wollen, erinnert er an Kasperl oder Leporello. Redlich z. B. in den „Bürgern", der früher die Werbung des Dichters Berg zurückgewiesen, redet diesen, der seine Tochter aus den Händen des Negozianten Müller und den Fluten der Donau gerettet hat, mit überschwenglichen Worten an und schließt: „Geben Sie mir Ihre Hand! Ich schätze Sie hoch!" Staberl tritt als Bürgerwache hinzu und schüttelt ihm die Hand: „Sagen wir Du zueinander! Schreiben Sie sich in mein Stammbuch!" Redlich fährt fort: „Lassen Sie mich handeln, ich bin Mensch und Vater!" — Staberl fällt ein: „Ja, lassen Sie uns handeln, ich bin ein Mensch und er ist ein Vater!"

In Staberls „Wiedergenesung" (1815) sagt Staberl mit aufrichtiger Rührung: „Ja, Weiberl, sagen wir ja — fangen wir den heutigen Morgen mit einem guten Werk an und segnen wir die Kinder, ehe die Sonne höher steigt, sonst wird es zum Segnen zu heiß." Derartiges wußte schon Raimund wirksamer als Schuster zu bringen: in diesem Staberl steckt schon etwas vom Valentin.

Wenn Staberl wieder mit unerschöpflicher Geschwätzigkeit seine Abenteuer schildert, wenn er mit angeblichen Liebesabenteuern renommiert, wenn er satirische und kaustische Bemerkungen hinwirft und in seiner Kostümierung vor allem grotesk-komisch erscheint, denken wir häufig an Kurz-Bernardon,

Digitized by Google

— nur daß Staberl, gleich den Figuren Prehausers, immer in den Grenzen des Anstandes bleibt. Das Zynische, das Laszive, die Zweideutigkeit bildet kein Ingrediens von Bäuerle-Schusters komischer Figur. Erinnert so der komische Patron mit seinen Parapluies unter dem Arm oder in seiner Bürgeruniform an die übrigen komischen Typen des Volkstheaters, so besitzt er dennoch seine scharfumrissene Eigenart und ist nicht nur eine komische Maske, sondern eine individuelle Persönlichkeit. Die Hanswurst und Kasperl, später die Tiroler-Wastel und Eipeldauer, welche der Wiener Gesellschaft einen parodistisch-satirischen Spiegel ihres Treibens vorhielten, waren Repräsentanten der Bauerngescheitheit; Staberl ist der Typus jener eigenartigen Wiener Gescheitheit, die sich aus der psychologischen Grundlage der österreichischen Natur als Produkt jahrhundertlanger städtischer, ja großstädtischer Entwicklung der Kaiserstadt herausgebildet hatte und dem Wiener ein Gefühl der Überlegenheit und in zahlreichen Fragen tatsächliche Überlegenheit dem heimatlichen und deutschen Kleinstädter gegenüber verlieh. Diese wirkliche und eingebildete Gescheitheit ist ein Grundzug von Staberls Wesen. Als ihm Redlich zuruft: „Narr!", erwidert er: „O, nein, ich bin g'scheit, überall red't man von dem g'scheiten Staberl." Wenn Redlich sagt: „Der Herr ist verrückt!" — meint Staberl: „Ja, um ein Jahrhundert bin ich vorausgerückt; ich kenn' alles, weiß alles, versteh' alles, begreif' alles, beurteil' alles — wenn ich nur was davon hätte!" Er hat alle Ereignisse von Kulm bis Paris vorausgesagt. Mit dieser Gescheitheit, mit diesem weiteren Blick tritt nun alle Augenblick die Beschränkung, ja Beschränktheit des Kleinbürgers in Widerspruch und läßt ihn alle Erscheinungen unter den Gesichtspunkt seines „Metiers" projizieren. Hier liegt der Born seiner eigenartigen Komik. Es ist kein Zufall, wenn dieses „Parapluie von einem Menschen", wie ihn der Tiroler Hans, seine bäuerliche Folie in den „Bürgern", nennt, unerschöpflich ist, Beziehungen zwischen den großen und kleinen Dingen der Welt und seinem Handwerk zu finden. Er ist überzeugt, der „Bratelbrater" hätte recht, wenn er ihn geeignet erklärte, die „Menschheit durch seine Gedanken als Redner im englischen Parlament zu beschirmen", wozu ihn die „Flüssigkeit seiner Sprache" befähigte. Sogleich folgt die Beziehung auf sein Metier: sein Vater hätte ihn zur „Flüssigkeit des Himmels erzogen — und er beschirme die Menschheit durch seine Parapluies". Er liebt den Frieden; denn „wenn ein Mensch keine Hand mehr hat, mit was soll er denn ein Parapluie halten"?

Mit Staberl war aber nicht nur ein neuer Typus gegeben, der in Hunderten von Metamorphosen wiederkehrte, sondern die gesamte Lokalposse erhielt neue Grundlagen. Wie Staberl und seine Deszendenz, die Sandelholz, Zweckerl, usw., alles auf ihr Metier bezogen, so wurde der Organismus der Wiener Lokalposse jetzt auf den Horizont des Wiener Kleinbürgertums eingestellt. Seine Weltanschauung gab den Wertmesser für Gut und Böse. Mehr als früher bot diese jetzt einen Spiegel des Wiener Lebens und wurde andererseits zum Spiegel, in dessen Rahmen sich die Sitten der ganzen Welt in Wiener Färbung darstellten. Die Zauberoper und Zauberposse nahmen sozusagen die Lokalposse in sich auf und entwickelten sich zur lokalen Märchenposse und zum lokalen Allegoriendrama, wie es

Digitized by Google

Raimunds Stücke darstellen, die ganz aus dem Sinnen und Denken des kleinen Handwerkers heraus geschrieben sind. Nestroy ging von der gleichen Tradition aus, nur daß er die Gattung nach dem Gesichtspunkte einer anderen Gesellschaftsschichte einrichtet. Raimunds Dichtung gestaltete die Weltanschauung des kleinen Handwerks als Vertreter des Optimismus der Volksgesamtheit, Nestroy verstadtlichte sie vollkommen und nahm eine eigenartige Transfusion des Gedanken- und Stimmungsgehaltes vor. Nestroy war kein Dichter. Weder die Liebe noch die Natur, die Hauptgrundlagen von Raimunds Poesie, riefen in dem kalten Verstandesmenschen tiefergreifende Wirkungen hervor. Wie die Liebessentimentalität verfolgte er die Naturschwärmerei mit seiner Satire. Er war ein eingefleischter Stadtmensch, der nur für die kultivierte Natur der Umgebung von Wien oder den Badeort Ischl Sinn hatte. In ein intimes Verhältnis wie Raimund zu seinem Gutenstein kam er mit keiner Landschaft. Der Poet, der im Laubwerk der Bäume saß und dichtete, hätte auf Nestroy wohl nur parodistisch gewirkt. Sein Glaubensbekenntnis war:

„Was Kunst und Natur alles Reizendes hat,
In ein Bündel zusamm' gebunden, das ist die Stadt".

Den Staberlwitz der Beziehung aufs Handwerk hat Nestroy, besonders in seinen Eingangsmonologen und Couplets, fast zu einer eigenen Kunstform — allerdings nicht selten manieriert — ausgebildet.

In ihrer Weltauffassung steht aber Nestroys Posse nicht auf dem Boden des kleinen Handwerkertums, sondern er vereinigte die Anschauungen des gebildeten Wiener Mittelstandes, die alte josefinische und die neue jungdeutsche rationalistische Weltansicht in sie.

Indem er so in seiner Gesamtauffassung eine Schichte über die Staberlgescheitheit emporstieg, wählte er aber sein Milieu mit Vorliebe aus einer Gesellschaftssphäre, die eine Schichte unter dem Niveau des Kleinbürgertums lag. Die Weltverachtung Knieriems entlehnt ihre Ausdrucksformen gewiß der Bierkneipe und Schnapsbude, ihr Ursprung ist aber der Pessimismus des gebildeten Mittelstandes der hauptstädtischen Bevölkerung. In diesen Kreisen hatte man Einblick in das Arbeiten der bureaukratischen Maschine, deren Seele Polizei und Zensur bildeten, und ließ sich durch den Patriarchalismus des „Systems" nicht imponieren. Man sah hier ein nüchternes Utilitätsprinzip wirksam, das nur für gute Untertanen und willige Beamte Raum hatte, eine Welt, in der jedes höhere Streben, selbst wenn man es duldete, unangenehm und unbequem erschien. Der Wächter Hartknopf in Nestroys „Der alte Mann mit der jungen Frau" sagt: „Wer die Obrigkeit aus'm Schlaf weckt, der läßt sie nicht zu Kräften kommen, greift somit störend in die Staatsmaschine, ist folglich ein Landesverräter . . . ." und in der Burleske „Die schlimmen Buben" singt Wilibald:

„Und wenn mán dann alles kann,
Stell'n sie á'm erst nirgends an:
Ja, das muß á'm antreib'n,
Ein Esel zu bleib'n."

Digitized by Google

Das nächste Resultat dieser Erkenntnis war jener für den Vormärz so bezeichnende Zustand steter latenter Unzufriedenheit mit der Heimat, an der man trotzdem mit allen Fasern des Herzens hing. Dieser Zustand äußerte sich in der verschiedensten Art und gab der erwähnten Bruchlinie ihre spezifisch-vormärzliche Zeitfärbung. Bei der jüngeren Generation löste diese Weltansicht, da sie auf Schritt und Tritt mit der von Natur aus fröhlichen und zuversichtlichen Gemütsanlage des Österreichers in Widerspruch kam, von vornherein parodistische und satirische Züge aus. Man war nicht gesonnen, sich durch den Zustand der Nichtbefriedigung, den der Verstand postulierte, im einzelnen die der Geistesform des Wieners eigene Freude am Dasein und dessen Gaben, was man Phäakentum genannt hat, verderben zu lassen, und so gab man dann selbst hinter dem Glase voll perlenden Weines seiner gefestigten Überzeugung Ausdruck, daß es nimmer schlechter gehen könne. Nestroy war in Leben und Dichten eine Inkarnation dieser lachenden Skepsis, dieser verdrossenen Heimatsliebe. Unter ihrem Gesichtswinkel betrachtete er die Dinge und so mußten sie ihm naturgemäß ganz anders erscheinen als Raimund. Hier liegt der Urquell seiner eigenartigen Komik, die es versteht, priamelartig Blödsinn und Tiefsinn ineinander zu verweben, so daß aus dem blühendsten Unsinn die schlagendsten Wahrheiten emporwachsen. Er hat Aphorismen und Epigramme in den groteskesten Wendungen und burleskesten Ausdrücken hingestreut, welche unter Lachen nicht nur die Sitten züchtigen, sondern recht ernste Gedanken anregen. Die letzte Grundlage dieser Art Komik besteht aber in Verschmelzung und Widerspruch von Wiener Pessimismus und Phäakentum, von sarkastischer Negation und keckstem, zuweilen ungezogenstem Lebenswillen, von scharfem Verstand und gutem Herzen.

Unter dem Gesichtswinkel vornehmerer Lebensformen betrachtet, fielen dem Advokatensohn aus der Inneren Stadt die äußerlichen Umhüllungen der Welt der kleinen Leute vor allem ins Auge und erschienen ihm, wie dies anderen Autoren umgekehrt mit höheren Bildungsschichten geschieht, leicht im Lichte der Satire und Parodie. Indem er in diese Welt von oben hineinblickte, traten ihm am grellsten die von der Art seiner Zivilisation am meisten abstechenden Typen, die Gestalten der Bierkneipen, des Hinterhauses, kurz, was der Wiener „Bagage" nennt, in ihren verschiedenen Erscheinungsformen entgegen, soweit er selber beobachtete. Das übrige ist, wie erwähnt, bei ihm ursprünglich theatralische Tradition. Der moderne Naturalismus, der auch durch seine impressionistische Art vielfach an Nestroy gemahnt, hat sich mit Vorliebe in demselben Milieu niedergelassen, nur daß er alles mit öder Nacktheit und einseitiger Tendenz hinstellt, was der Possendichter mit ebenso scharfem Blick aufgefaßt, aber wahrer dargestellt hat, indem er der Folie nicht vergaß und alles in seiner Art milderte, wie schon der „Lumpazivagabundus" zeigt, indem er zwar wahrhaft, aber immer mit groteskkomischer Übertreibung malte, so daß Sittengemälde entstanden, aufgetragen auf parodistisch-karikistischer Grundlage. Es heißt den Stil Nestroys völlig verkennen, wenn man ihm wie Friedrich Kaiser das Prädikat eines echten Volksschriftstellers aberkennen will, weil er das Volk, statt seine Partei zu ergreifen, lächerlich gemacht habe.

Digitized by Google

Wie bei Raimund in Symbol und Allegorie, so kleidet sich bei ihm die Wahrheit in Karikatur und Parodie. Wie aber Raimund den Zauberapparat äußerlich mehr und mehr einschränkte, sein Walten in die Seele der Menschen verlegte und so im Gesamtorganismus seiner Stücke aufgehen ließ, so zeigt die Entwicklung Nestroys, wie Parodie und Karikatur mehr und mehr die gemeinsame Grundfarbe seiner Possen werden, von der sich die Wahrheit abhebt, allerdings immer so, wie sie der Satiriker sieht. Es läßt sich im Hinblick auf diese Entwickelung eine naturgemäße Gruppierung der zahlreichen Stücke Nestroys vornehmen.

Abgesondert stehen die Parodie als selbständige Form und die politische Komödie der Jahre 1847—1849. Der ersten wurde schon gedacht; in der zweiten hat er ein satirisches Spiegelbild der Bewegung von 1830—1848 gegeben und mit schneidendstem Sarkasmus das „System" und seine Vertreter gegeißelt, aber auch die unechten Blüten des „Fortschrittes", von dem er bei genauerer Prüfung fand: „'s is net gar so viel dran!", nicht geschont. Man hat ihn den „Wiener Aristophanes" genannt; unzweifelhaft hat sich Satire und Parodie — der Quell, aus dem sein Genius, wie der Raimunds aus Gemüt und Phantasie, seine Nahrung sog, — in seinen Stücken aus den Jahren 1847—1849, wie „Die schlimmen Buben", „Die Freiheit in Krähwinkel", „Lady und Schneider", „Der alte Mann mit der jungen Frau", dessen Aufführung verboten wurde, zur Form der politischen Komödie verdichtet, der besten, die wir in Deutschland haben, sofern es sich um bühnenfähige Stücke handelt. In den „schlimmen Buben" stellt er in burlesker Art die erwähnte Stimmung dar, aus welcher die Bewegung hervorging, die „Freiheit in Krähwinkel" führt uns mitten in ihren tollen Wirbel. Er selbst trat hier als Ultra in der Maske Metternichs auf. Prophetisch läßt er aber den Ratsdiener Klaus sagen: „Is der Raptus vorbei, dann werden s' dasig und wir fangen s' mit der Hand; da wollen wir's hernach recht zwicken, das Volk!" In „Lady und Schneider" tadelt er die Demagogen, die den Moment zu benützen verstehen, „wo auch aus einem Schneider was werden kann", stichelt auf die Leut', „die von gestern auf heut' hab'n umg'sattelt so g'scheit," und vergleicht endlich das Volk mit einem „Riesen in der Wiegen, der erwacht, aufsteht, herumtorkelt und am Ende wo hinfällt, wo er noch viel schlechter liegt als in der Wiegen". Als Schneider Heugeign erzielte er hier nicht geringere Erfolge wie als Willibald und Ultra, vor allem durch seine politischen Couplets. Wie ein ernster Epilog zu diesen Komödien nimmt sich „Der alte Mann mit der jungen Frau" aus, der in die Worte „Amnestie! Amnestie!" ausklingt. Der Ziegeleibesitzer Kern, der sich der Rettung eines politischen Flüchtlings annimmt, der idealisierte Bourgeois, der freien Sinn und Maßhalten vereinen möchte und gerecht nach beiden Seiten ist, war wohl ein Abbild der inneren Gesinnung Nestroys, der wie Grillparzer oder Hebbel ein Gegner des „Systems" war, ohne im Liberalismus den Anfang des goldenen Zeitalters zu erblicken. Der Grundsatz der „Gleichheit der Staatsbürger vor'm Gesetz", wo „in der Sonne des Rechts der Stammbaum kein' Schatten wirft", erscheint ihm als „a Pracht"; die Gleichheit aber, die will, „daß soll rein zwischen an' Schust'r und an' Herzog kein Unterschied sein", „hörte für ihn auf, ein Vergnügen

Digitized by Google

zu sein". Auch die Parodie „Judith und Holofernes" mit ihrem Spott über die jüdische Bürgermiliz gehört ins Gebiet der politischen Komödie.

Sehen wir von diesen besonderen Gruppen ab, so gliedern sich die übrigen Stücke Nestroys leicht im Sinne der gegebenen Entwicklung. Blieb es ihm auch zeitlebens versagt, sich mit der Liebe Raimunds in die Welt des Volkes einzuleben und sie von innen heraus nachzuschaffen, so wußte er doch selbst für die Lumpengesellschaft des „Lumpazivagabundus" eine freundlichere Untermalung zu finden. Endet doch die unverwüstliche Briefszene mit den Worten Leims: „Ihr seid's Lumpen, aber treue Seelen, wahre Goldkerls." Die Figur des Leim selbst ist übrigens mit recht liebenswürdigen Zügen ausgestattet; daß sie zum Teil durch philiströse Kleingeistigkeit parodistisch wirken, gehört zur Naturwahrheit der Figur. Der „Lumpazi" bildete das vollendetste der Stücke der ersten Gruppe, in denen Nestroy den üblichen Zauberapparat verwendete.

Seit dem Jahre 1835 schrieb Nestroy seine Stücke ohne Zauberapparat. Der erste Treffer dieser Gruppe war „Eulenspiegel oder Schabernack über Schabernack" (22. April 1835), das in die Tradition der Pfaffen Amis und vom Kahlenberg gehört, kurz, ein lustiger Schwank in der leichten Art der commedia dell' arte.

Solcher Schwänke und Faschingsposſen hat Nestroy zahlreiche geschrieben, wie die „Verhängnisvolle Faschingsnacht" (1839) und andere, und erreichte hier wohl seine Vollendung in der unverwüstlichen Posse „Einen Jux will er sich machen" (1842).

Von dieser Gruppe nicht immer deutlich geschieden, zweigt eine dritte Gruppe von Stücken ab, die man als Wiener Sittengemälde bezeichnen könnte.

Diese Gattung setzt schon ein mit „Zu ebener Erde und im ersten Stock" (1835), tritt, um nur die wichtigsten Entwickelungsstadien anzudeuten, klarer in der etwas märchenhaften Doppelgängergeschichte „Der Färber und sein Zwillingsbruder" (1840), noch mehr im „Talisman" (1840) hervor und leitet über zu Nestroys Meisterwerken „Der Zerrissene" (1844), „Der Unbedeutende" (1846) und endlich „Kampl" (1852).

Je mehr sich Nestroy mit den Problemen der ihm ursprünglich nur oberflächlich bekannten Welt der kleinen Leute beschäftigte, je mehr die politischen Bewegungen der Zeit seinen Horizont erweiterten, je mehr sein scharfer Verstand das wechselnde Fluten und Ebben von Fort- und Rückschritt richtig einschätzen lernte: umsomehr fand er auf dem Wege des Verstandes auch den Schlüssel zum Herzen des Volkes. Wer eine so rührende und doch naturwahre Gestalt wie die rothaarige Gänsehüterin im „Talisman", die mit unentwegter Treue an ihrem rothaarigen Schicksalsgenossen Titus Feuerfuchs hängt und zum Schluß nach Aschenbrödelart Erhöhung findet, schaffen konnte, der hat doch auch einen Trunk getan aus dem Quell, aus dem das Volksmärchen fließt. Köstlich läßt sich im „Zerrissenen" verfolgen, wie die Parodie mehr und mehr in den Gesamtorganismus der Posse aufgeht. Lips sieht den Schlosser Gluthammer, den er vermeintlich umgebracht hat, immer vor sich: — „Allweil der schneeweiße Schlossergeist!" — „Du machst Dir keine Vorstellung, wie schauerlich ein weißer Schlosser ist!" — und „Wenn die Leute wüßten, was das heißt, einen Schlosser ertränken, sie ließen es

Digitized by Google

gewiß bleiben." Wie im „Eulenspiegel" die Motive der commedia dell arte, ist am Schlusse des „Zerrissenen" der ganze Apparat der Wiener Gespensterkomödie zu komischer Wirkung verarbeitet. Wie Nestroys Technik fortschreitet, so vollzieht sich auch eine Läuterung seines Wesens. Wo früher auf das Brennglas seines skeptischen Verstandes nur die extremen Typen wirkten, da versteht er mehr und mehr auch die kleinen Leute mit ihren guten und schönen Zügen zu erfassen, und scheut sich nicht, im „Unbedeutenden" diese Welt mit ihren Leiden und Freuden, ihrer Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit hinzustellen als Folie der Blasiertheit, Leichtfertigkeit und Korruption einer Schichte von Hochgeborenen und Emporgekommenen, die ihm auch sonst wohlgetroffene Taugenichtsfiguren bot, die zu den Ahnen der Schalanters in Anzengrubers Wiener Komödien gehören. Prachtfiguren wie Peter Span und sein Gegenbild, der Lump Thomas Pflöckl, setzen doch auch dichterische Kraft in ihrem Schöpfer voraus.

Durch alle Stücke geht aber eine Figur, welche das eigentliche Sprachrohr des Dichters ist, der Wiener Skeptiker mit dem guten Herzen. In der Entwickelung dieser Figur läßt sich die Läuterung des Dichters am besten verfolgen. Schon den ehrlichen Winkelagenten Schnoferl im „Mädl aus der Vorstadt" (1841) hat ein Rezensent einen „gemütlichen Mephisto" genannt. Die Verklärung dieser Gestalt ist „Kampl" in dem gleichnamigen Stück (29. März 1852), wohl dem reifsten Werk Nestroys. In diesem wackeren Medikus, der grobianisch im Ausdrucke, skeptisch im Denken, in der Theorie negativ, im Handeln positiv, immer hilfsbereit und guten Willens, immer klug und gut zugleich ist, — hat sich der Widerspruch von Pessimismus und Optimismus, von scharfem Verstand und gutem Herzen, wenn auch nicht gelöst, so doch zu einer Art ironischer Resignation verklärt, die zwar skeptisch über der Gesamtheit der Dinge schwebt, aber im einzelnen Falle der Stimme des guten Herzens folgt. Hier hat doch einmal der Dichter den Komödianten bezwungen und wir erkennen deutlich, wie Nestroy einen wichtigen Fortschritt bedeutet auf dem Wege von Raimunds Märchenwahrheit zur Naturwahrheit Anzengrubers, dem die Lösung des Widerspruches in seinen besten Werken gelang und der mit Herz und Verstand zurückfand zum Optimismus der österreichischen Volksseele.

Digitized by Google

Lieder zu Maria-Hilf in Horn.

Mitgeteilt von **E. K. Blümml.**

Niederösterreich, reich an weltberühmten und uralten Wallfahrtsorten, zählt außer diesen auch viele kleinere Orte, wo Maria verehrt, wo ihrer im stillen nur von einer kleinen Schar gedacht wird und wo nur wenige Fremde ihr Herz zu ihr erheben. Zu diesen wenig gekannten Stätten gehört auch Maria-Hilf in Horn.

Die Horner Stadt- oder Platzkirche, die dem hl. Ritter St. Georg geweiht ist, enthielt schon seit ihrer 1675 erfolgten Neukonsekrierung durch den Passauer Suffraganbischof Jodok Höpfner eine Marienstatue, die der Pfarrer Johann Baptist Fechtner v. Wilhelmsdorf, Dr. der Theologie und beider Rechte sowie apostolischer Protonotar und Poenitentiar, vom 28. April 1667 bis zum 20. Juli 1681 Pfarrer zu Horn, neben dem Hochaltar aufgefunden hatte. Pfarrer Fechtner hatte die Statue (Maria mit dem Jesukinde auf dem Arme) in einem Winkel neben dem Hochaltare gefunden und sie dann neben dem den Heiligen Cosmas und Damianus geweihten Altar aufstellen lassen. Bald fanden sich auch Wohltäter, welche zu Ehren der Muttergottes Spenden hinterlegten. Unter ihnen ragt die Dienstmagd Susanna Halsteiner, auch „Bader-Sandl" benannt, besonders hervor, die anläßlich einer schweren Krankheit das Gelöbnis tat, alle ihre Sparpfennige der Muttergottes zu widmen, wenn sie wieder gesunde. Sie genas und erfüllte ihr Gelübde.

Bei der Konsekrierung der Kirche wurde auch eine Jesus-, Maria- und Josefbruderschaft gegründet, die schon am 19. August 1675 die erste Seelenmesse für ihre Verstorbenen lesen ließ und 606 Mitglieder zählte. Später verfiel sie dem Geschicke vieler dieser Bruderschaften. Sie wurde unter Kaiser Josef II. aufgelöst.*) Jedenfalls spielte die Verehrung der hl. Jungfrau in dieser Bruderschaft eine große Rolle und war die Marienstatue ein Gegenstand eifrigster Verehrung.

Um 1815 widmete der k. k. Tabakrevisor Anton Solner ein Bild „Maria-Hilf" der Kirche, wo es oberhalb des Tabernakels am Hochaltare angebracht wurde. Es scheint eine Nachbildung der alten Statue zu sein und erfreute sich rasch großer Verehrung. Bald konnte man für Maria und das Jesukind aus den zahlreich geopferten, dem Bilde umgehängten Silbermünzen zwei Silberkronen verfertigen. Zur selben Zeit spendete Frau

*) Man vgl. über die Bruderschaft und Marienstatue A. Starzer in der Topographie von Niederösterreich. IV [1896], 417

Digitized by Google

Anna Kritsch ein vergoldetes Kettchen samt Kreuz, das als Halsgeschmeide Verwendung fand.*)

Zu Ehren dieser Muttergottes entstanden frühzeitig Lieder oder wurden von anderen Wallfahrtsorten übertragen. Vor mir liegt ein fliegender Blattdruck: „Zwey geistliche Lieder zu der Mutter Gottes Maria Hilf, welche in der Kirche bey dem heiligen Ritter Georg zu Horn auf dem Hochaltar alle Sonn- und Feyertage besonders andächtig verehret wird. (Bild: Maria-Hilf in Horn). Gedruckt im Jahre 1814." Daraus geht hervor, daß sich das Bild bereits im Jahre 1814 in der Kirche befand und schon damals verehrt wurde. Da von den Liedern bisher nur das zweite und auch dieses teilweise abweichend bekannt war,**) so mögen beide hier ihren Platz finden.

I.

Ave Maria, Mutter voll Gnaden,
Hör' unsre Bitte mütterlich an!
Wenn uns die Hölle suchet zu schaden,
Schütz' uns're Schritte auf guter Bahn!
Du hast die Schlang' besiegt,
Wenn sie uns lockt und trügt,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Salve Regina, Schönste von allen,
Mutter des Heilands, lauter und rein,
Wir sind durch Adam alle gefallen,
Doch ohne Sünden warst Du allein.
Schenk' Deine Reinigkeit
Uns in dem Todesstreit,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

O wie viel müssen dankbar Dich ehren,
Daß sie der strenge Richter verschont
Und, Deine Bitte Dir zu gewähren,
Aus unermess'ner Gnade belohnt.
Hilf uns durch Deinen Sohn
Einst zu der Himmelskron',
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Was uns verboten, war unser Streben,
Was uns geboten, hielten wir schlecht,
Jetzt kommt die Reue, Schrecken und Beben,
Denn es ist keiner vor Gott gerecht.
Wir beichten öffentlich
Und seufzen inniglich:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Bitte, so wird uns Jesus gewähren,
Weil die geliebte Mutter Du bist,
Wir wollen ernstlich mit bittern Zähren
Alles abwaschen, was sündhaft ist.
Damit wir nimmermehr
Sündigen wie vorher.
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Tausende haben Hilfe gefunden
Durch Dich Maria von oben her
Bei Leibsgebrechen und Seelenwunden,
Dein Schatz der Gnaden wird niemals leer.
D'rum ruf, wer rufen kann,
Marien also an:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

*) Man vgl. darüber Friedrich Endl, Studien über Ruinen, Burgen, Kirchen, Klöster und andere Denkmale der Kunst, Geschichte und Literatur ꝛc. des Horner Bodens. I. 3 [1896], S. 137 f.; Josef Maurer, Theologisch-praktische Quartalschrift. XLVIII [1895], S. 609; J. Maurer und G. Kolb, Marianisches Niederösterreich. (Wien, 1899) S. 368.

**) In einer zwölfstrophigen Fassung bringt es aus der St. Pöltner Diözese Josef Gabler, Geistliche Volkslieder, 2. Aufl. (Regensburg, 1890), S. 502, Nr. 649, wo die Strophen 1—3 mit unseren Strophen 1—3 übereinstimmen, während das Übrige abweicht.

Digitized by Google

Niemand hat jemals Dir sich vertrauet,
Den Du, o Jungfrau, nicht hast erhört,
Dies macht dem Hoffnung, der auf Dich bauet,
Weil Deine Gnade alles gewährt.
Drum ruf, wer rufen kann,
Marien also an:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Höre, o Mutter, unser Vertrauen,
Sieh Deine Kinder gnädiglich an,
Sieh unsre Herzen, die auf Dich bauen,
Zeige uns Sündern Wege und Bahn.
Zeig' uns Dein Aug' voll Huld,
Trag' uns mit Geduld,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Wenn gleich die Feinde von allen Seiten
Wollen uns stürzen, bieten uns Trutz,
Denn Deine Vorbitt wird uns begleiten
Und uns erlangen göttlichen Schutz.
Durch Deine Gnadenhand
Schütz unser Vaterland,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Ave Maria, lass' uns Dich grüßen,
Ave Maria zu tausendmal,
Sieh Deine Kinder fallen zu Füßen,
Hör' unsre Bitte, tröste uns all!
Stärk' uns im Todesstreit,
Hilf uns zur Seligkeit,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Sprich in den letzten, bittersten Stunden
Durch Deine Vorbitt' Labsal uns zu,
Berge die Seelen in Jesu Wunden,
So wird nach Leiden ewige Ruh
Unsre Erquickung sein
Und wir in Gott uns freu'n,
Hilf uns Maria! Maria hilf!

Wenn meine Augen einst nicht mehr sehen,
Wenn meine Ohren hören nicht mehr,
Wenn meine Sinnen kraftlos vergehen
Und wenn das Atmen mir wird so schwer,
Ruf' ich, solang ich kann,
Noch Deinen Namen an:
Hilf uns Maria! Maria hilf!

II.

Im Ton: Maria, wir fallen Dir alle zu Füßen.

O Maria voller Gnaden,
Mutter der Barmherzigkeit,
Siehe, wie ich bin beladen
Mit der Furcht und Traurigkeit.
Ach, über mich erbarme Dich!
O Mutter Jesu, bitt' für mich!

Ach, ich elend armer Sünder,
Ach, wo bin ich kommen hin?
Nimm mich unter Deine Kinder,
Wann ich schon nicht würdig bin.
Ach ꝛc.

Dann es reuet mich von Herzen,
Daß ich Gott beleidigt hab',
Und bekenn' mein Sünd' mit Schmerzen,
Will vom Bösen stehen ab.
Ach ꝛc.

Wann die Stund' kommt an zum Sterben
Und die Welt verlassen muß,
Lasse Deine Huld erwerben
Mir dem Satan zum Verdruß.
Ach ꝛc.

Wann ich werd' in Zügen liegen
Und kein Wort mehr sprechen kann,
Lass' die Feinde nicht obsiegen,
Treib's, Maria, weit davon.
Ach ꝛc.

Wann der Totenschweiß wird stehen
An mein' ganz erblich'nen Leib,
Lass' die Seel' zugrund nicht gehen,
Führ' sie in die Himmelsfreud'.
Ach ꝛc.

Wann die Seel ist ausgefahren
Und wird kommen vor's Gericht,
Tu sie vor dem Fluch bewahren,
O Maria, verlass' uns nicht!
Ach ꝛc.

Digitized by Google

Die freiwillige Betätigung zur See.

(Der »Österreichische Flottenverein«.)

Von **Wladimir Kuk.**

Es bedarf wohl keiner näheren Erörterung, daß der Welthandel unser ganzes soziales und politisches Dasein, unsere Bildung und unseren Wohlstand beeinflußt. Stockungen, die sich in der Produktion eines Welthandelsartikels ergeben, wirken, wie wir dies an der durch den Kampf der Nord- gegen die Südstaaten von Nordamerika erfolgten Vernichtung der Baumwollernte erlebt haben, schwer zurück bis in das kleinste Gebirgsdorf. Eine große Krisis, die über den Handel hereinbricht, offenbart uns, wie sehr die Völker heute miteinander verkettet sind und daß zwischen ihnen eine Solidarität der Interessen besteht wie niemals vorher.

Von Jahr zu Jahr sehen wir die Handelsflotten anwachsen, dadurch die Verbindungsmittel mit den transozeanischen Ländern vermehrend; unter dem Schutze der Kriegsflotte durchfurchen sie ungefährdet die Meere, vermitteln unausgesetzt den Verkehr der heimatlichen Produktion, fördern den Wohlstand, das Ansehen und die Sicherheit der Staatsangehörigen in fremden Landen.

Wenn wir nun den Anteil überblicken, welcher unserer Monarchie am Welthandel zukommt, so gibt uns das Jahrbuch des Lloyd in London hiezu die zuverlässigsten Daten an die Hand. An der Spitze aller seefahrenden Staaten steht England. Alle Länder der Erde besaßen nach dem Lloydregister im Jahre 1905 zusammen 30.094 Schiffe mit rund 37·5 Millionen Tonnen Raumgehalt. Von diesen fahren 11.411 Handelsschiffe mit 17·6 Millionen Tonnen unter englischer Flagge. Der Anzahl der Schiffe nach folgen: Nordamerika mit 3000, Norwegen mit 2190, Deutschland mit 2027, Schweden mit 1558, Frankreich mit 1508, Rußland mit 1355, Italien mit 1185, Dänemark mit 835, Japan mit 782, Spanien mit 579, Holland mit 522 und Österreich-Ungarn mit 358 Schiffen.

Dem Größenverhältnisse nach gruppieren sich die Staaten nach einer anderen Reihenfolge. Hier folgt auf England das Deutsche Reich mit 3,375.000 Tonnen; dann Frankreich mit 1,253.700, Norwegen mit 1,145.000, Japan mit 996.500, Italien mit 775.000, Rußland mit 694.000, Spanien mit 684.000, Holland mit 683.000, Schweden mit 650.000, Österreich-Ungarn mit 618.000 Tonnen.

Wir sehen es also nur zu deutlich, daß unser Anteil am Welthandel leider nicht zu jener Bedeutung angewachsen ist, die wir im Interesse unser selbst, im Interesse unseres Vaterlandes im allgemeinen wünschen müssen.

Digitized by Google

„Jeder Tag zeigt uns von neuem, wie eine gedeihliche Entwicklung des Vaterlandes ohne nachhaltige Stärkung seiner Macht zur See nicht denkbar ist", telegraphierte der Deutsche Kaiser am 11. Dezember 1902 und die Bedeutung dieser Worte machte sich bald in allen seefahrenden Ländern bemerkbar. Allerorts sehen wir die Handelsflotten sich ausgestalten, neue Schiffahrtsverbindungen erstehen und den Verkehr auf dem Wasser sich zu neuer Blüte entfalten.

In gegenseitigen Verträgen, Konkurrenzpreisen und Ringen suchen die einzelnen Seestaaten die Vorteile des überseeischen Verkehres an sich zu reißen und damit den anderen Staaten die Ausfuhr der eigenen Erzeugnisse zu erschweren, den Lebensnerv zu unterbinden.

Eine achtunggebietende Kriegsflotte schützt die eigenen Staatsangehörigen in fremden Landen und verleiht ihren Interessen den erforderlichen Nachdruck, denn wo immer Wohlfahrt und Ansehen der Angehörigen eines Staates beeinträchtigt werden, ist das rasche Aufgebot eines Machtmittels das wirksamste Palliativ und der sicherste Schutz gegen die Wiederkehr solcher Angriffe.

Nur bei uns in Österreich blieb es still und stumm. Nicht als ob wir keine Interessen jenseits des Meeres zu wahren hätten, sondern weil wir nicht die Mittel haben, die Konkurrenz mit anderen Seestaaten aufzunehmen, weil wir nicht die Macht haben, diese Interessen zu vertreten und zu schützen.

Außer dem Verkehre nach der Levante besitzen wir nur vier monatlich einmal verkehrende Linien nach Indo-China, eine monatlich einmal verkehrende Linie nach Ostafrika, eine 16mal im Jahre verkehrende Linie nach Brasilien und in jüngster Zeit erst eine Auswanderer-Linie nach Nordamerika. Auf allen anderen Seewegen sind wir rückhaltslos den mit uns im wirtschaftlichen Wettbewerbe stehenden Staaten preisgegeben. Als unsere Schiffe die Levante und die Häfen des Mittelmeeres ausschließlich beherrschten, konnte unsere Handelsflotte immerhin als ein für diese Verhältnisse achtunggebietender Faktor angesehen werden; heute aber sind wir auf diesen Märkten von Deutschland verdrängt und unsere Industrie muß nach neuen Absatzgebieten im fernen Osten und in den Häfen der neuen Welt suchen.

Die wenigen Linien des „Österreichischen Lloyd" und der »Austro-Americana« sind heute die einzigen Repräsentanten unseres Handels über den Ozean, daher ist nun eine Vermehrung unserer Handelsflotte, die Eröffnung neuer Dampferlinien, die Erschließung neuer Handelsplätze und Absatzgebiete für unsere heimische Industrie, die Schaffung und Erhaltung neuer Existenzmöglichkeiten für unsere Auswanderer und die Entwicklung eines lebhaften Wechselverkehres über die die einzelnen Länder nicht mehr trennenden, sondern verbindenden Meere für uns zum Lebensbedürfnis geworden und bildet daher eine der Hauptaufgaben des „Österreichischen Flottenvereines".

Damit in unmittelbarem Zusammenhange, ja als ein Gebot unabweislicher Notwendigkeit ergibt sich das Bedürfnis nach Stärkung unserer Kriegsflotte, welche unseren maritimen Handelsverbindungen erst das nötige Rückgrat verleiht, denn es läßt sich die Tatsache leider nicht wegleugnen,

Digitized by Google

daß unsere Kriegsmarine die für eine wirksame Vertretung der Staatsangehörigen in überseeischen Ländern geeigneten Schiffe nicht entbehren kann. Hiermit im Zusammenhange steht der Rückgang unserer kommerziellen Verbindungen im Auslande, die Furcht unserer Staatsangehörigen vor der Isoliertheit in fremden Ländern, wo sie allen Wechselfällen schutzlos preisgegeben sind, die Verminderung der Exportfähigkeit unserer heimischen Erzeugnisse und das allmähliche Zugrundegehen ganzer, früher kräftig prosperierender Wirtschaftszweige.

Das Ansehen unserer Monarchie in den überseeischen Ländern ist auf einen Punkt herabgesunken, wie er tiefer kaum mehr gedacht werden kann, nur weil wir keine Schiffe haben, die unsere Flagge über die Meere tragen, weil wir kein Mittel zur Verfügung haben, unser Ansehen zu wahren. Unsere Marineoffiziere und Matrosen genießen überall, wo sie erscheinen, das größte Ansehen, unser Menschenmaterial ist gut und tüchtig, aber unsere materiellen Mittel reichen bei weitem nicht auf die Höhe der Notwendigkeit, geschweige denn auf die Höhe der Nützlichkeit.

Soll unsere Monarchie ihren heute schon verschwindend kleinen Einfluß nicht in kürzester Zeit vollkommen einbüßen, so ist eine Vermehrung unserer Kriegsflotte eine dringende Notwendigkeit, und wenn unsere Volksvertreter sich dieser Einsicht verschließen sollten, so ist es die Aufgabe der Intelligenz unseres Volkes, ihren Einfluß nach dieser Richtung hin geltend zu machen.

In vielen Staaten hat sich nicht allein die Regierung und die Volksvertretung, sondern auch die Allgemeinheit für die Stärkung der Flotte eingesetzt, da sich in der Bevölkerung immer mehr und mehr die Einsicht Bahn brach, daß auf diesem Wege eine Kräftigung des staatlichen Ansehens und eine Förderuug der staatlichen und handelspolitischen Interessen am leichtesten und zweckentsprechendsten bewirkt werden kann. So hat es das stolze Nordamerika, unter dessen Sternenbanner Tausende von Schiffen die Meere der ganzen Welt durchfurchen, nicht verschmäht, ein Kriegsschiff aus freiwilligen Spenden seiner Bürger anzunehmen; so ist weiters in England, welches seine dominierende Machtstellung entschieden nur seiner Flotte zu verdanken hat, der Beschluß der vielbesprochenen »Naval-defence-acte« im Jahre 1889 hauptsächlich nur der Tätigkeit der »Naval-League«, der nebst den Spitzen der Gesellschaft die ganze Intelligenz des Landes angehört, zuzuschreiben; sie hat es zustande gebracht, der englischen Flotte einen Spezialkredit von 516 Millionen Kronen zuzuwenden. — In Rußland hat sich schon in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts eine Gesellschaft gebildet, die sich die Gründung einer Freiwilligenflotte zur Aufgabe gemacht hat und zu Beginn des abgelaufenen Krieges über 18 für Kriegszwecke vollkommen geeignete, schnellfahrende Dampfschiffe mit einem Deplacement von 160.000 Tonnen verfügte, welche in Friedenszeiten Handelszwecken dienen, während eines Krieges jedoch zur Unterstützung der Kriegsflotte herangezogen werden. — Die Frauen Norwegens folgten dem Beispiele der Frauen von Peru und ermöglichten durch öffentliche Sammlungen den Ankauf eines Kriegsschiffes. — In Italien hat sich ein Flottenverein gebildet, welcher den Sinn der Bevölkerung für die Marine zu wecken und zu fördern bestrebt ist und im publizistischen Sinne dahin wirkt, die maritime Angelegenheit in der Kammer zu unter-

Digitized by Google

stützen. Denselben Zweck verfolgen die in den letzten Jahren gegründeten Schiffahrtsvereine in Nordamerika, in Frankreich, in Portugal und in Spanien.

Der „Deutsche Flottenverein" — begünstigt durch das Interesse, welches Kaiser Wilhelm an der maritimen Entwicklung des Reiches nimmt, — zählte mit Schluß des Jahres 1902 700.000 Mitglieder, verteilt auf 3588 Ortsstellen, und ist bis Ende des Jahres 1906 auf einen Stand von 1,200.000 Mitgliedern angewachsen. Hiebei darf auch nicht der Umstand unerwähnt bleiben, daß der „Deutsche Flottenverein" auch in Österreich zahlreiche Ortsgruppen besitzt und die Ortsgruppe Wien allein eine jährliche Subvention von 10.000 Mark an die Zentrale in Berlin abführt. Von seinen vielen und großen Leistungen, unter denen die hervorragendste die Agitation für das am 14. Juni 1900 zur Annahme gelangte Flottengesetz war, seien besonders hervorgehoben die aus Anlaß der chinesischen Wirren erfolgte Gründung eines Chinafonds, welcher mit 160.000 Mark dotiert wurde, die erheblichen Gaben an die verschiedenen Seemannsheime und Marinebüchereien und die Schaffung eines Reservefonds, welcher sich jetzt schon auf 38.000 Mark beläuft.

Der vor zwei Jahren gegründete „Österreichische Flottenverein" vermochte anfangs keinen festen Fuß zu fassen und hat erst nach durchgeführter Reorganisation einen rapiden Aufschwung genommen. Seine Mitgliederzahl ist innerhalb des letzten Halbjahres von 300 auf 1000 gestiegen, was zu der Hoffnung berechtigt, daß der Verein, nunmehr an die Öffentlichkeit getreten, bald ebenso erstarken wird wie die Flottenvereine in anderen Staaten.

Von seinen eigentlichen Endzwecken abgesehen, hat sich der Flottenverein als Vorarbeiten für spätere größere Aktionen u. a. nachfolgende Aufgaben gestellt: einzutreten für die allgemeinen Interessen der Schiffahrtskreise und unserer seemännischen Küstenbevölkerung; anzustreben, daß sich unsere kommerziellen und industriellen Kreise in umfangreicherem Maße an den maritim-volkswirtschaftlichen Fragen beteiligen; durch Freiplätze, Stipendien 2c. unserer Jugend das Betreten der maritimen Laufbahn zu erleichtern und den gut qualifizierten kaufmännisch ausgebildeten Abiturienten Posten in überseeischen Stationen zu sichern; schließlich zu Gunsten der in ihrem schweren Berufe erwerbsunfähig gewordenen Seeleute, deren sich bisher weder Staat noch Gesellschaft angenommen, nach Maßgabe der Mittel eine Reihe humanitärer Institutionen ins Leben zu rufen.

Es wird niemand behaupten können, die freiwillige Nachhilfe zur Ausgestaltung unseres Seeverkehres und seiner Mittel hierzu seien überflüssig; möge daher jeder in seinem Kreise dafür wirken, daß die breiten Schichten der Bevölkerung für die Ausgestaltung unserer Handelsflotte und Kriegsmarine interessiert und herangezogen werden!

Wer für die österreichische Seeflagge arbeitet, arbeitet für Kaiser und Reich, arbeitet für das Wohl seiner eigenen Kinder.

▽△▽

Digitized by Google

Ernst Koch.

Der Dichter und Konvertit.

Von **Fr. Becker.**

I.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses hochbegabten Mannes existiert bis heute nicht. In der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Prinz Rosa Stramin“*) gibt Brümmer das Hauptsächlichste; ein Weiteres wird geboten in der Einleitung zu den Gedichten**) sowie in Rosenthals Konvertitenbildern.

Ernst Koch wurde geboren am 3. Juni 1808 zu Singlis in Kurhessen. Sein Vater bekleidete mehrere Jahre hindurch das Amt eines Friedensrichters in Oberaula und anderen kleineren Ortschaften Kurhessens und wurde später fürstlich Rottenburgischer Oberschultheiß zu Witzenhausen. Hier, in dem lieblichen Werratal, verlebte der Knabe eine glückliche Jugend. Unter einer sorgfältigen Erziehung machte er seine ersten Fortschritte in der Welt der Studien. Es mögen sich ihm hier bereits die Keime zu jener tiefen, beschaulichen Naturfreude und dem gemütvollen Humor in der Auffassung der Umgebung eingeprägt haben, wie denn auch anzunehmen ist, daß der Verkehr der kleinstädtischen Beamtenwelt im Hause seines Vaters ihm später bei der Darstellung manche der frischen, lebenswahren Gestalten und Züge eingegeben hat.

Als 1821 sein Vater als Kreisrat nach Kassel kam, trat der 15jährige Ernst in das dortige Lyzeum ein und beendete 1825 seine Vorstudien. Er studierte sodann zu Marburg und Göttingen Rechtsgelehrsamkeit und promovierte 1824 zu Marburg. In der Absicht, die akademische Laufbahn einzuschlagen, habilitierte sich Koch im folgenden Jahre in Berlin und ließ sich dort als Privatdozent der Rechte nieder.

Aber seine akademische Tätigkeit war nicht von langer Dauer. Die Julirevolution im benachbarten Frankreich hatte in Deutschland die Geister aller Richtungen und Gebiete entfesselt. Es war die Zeit, in der Börne und Heine ihre politisch-satirischen Feuilletons über Deutschland schleuderten, die führenden Geister in Kampf und Hetze sich stark fühlten und der ehrsamste Bürger sich den Anstrich eines Revolutionärs zu geben suchte. In einer solchen Zeit hielt es der junge Doktor Ernst Koch, damals zweiund-

*) Reclams Universal-Bibliothek 2664.

**) Ernst Kochs Gedichte, gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen. Luxembourg, 1854.

Digitized by Google

zwanzigjährig, von jeher äußerst lebhaften Naturells, nicht lange in Berlin aus. Schon nach wenigen Monaten kehrte er nach Kassel zurück und beteiligte sich ausgiebig an der allgemeinen Bewegung. Im Kasseler „Verfassungsfreund" erschienen von ihm unter dem Trugnamen Leonard Emil Hubert verschiedene Aufsätze, „Vigilien" betitelt, welche durch ihre frische, mehr humoristische als satirische Färbung und durch den flotten, ursprünglichen Ton allgemeines Aufsehen erregten. „Alle Welt in Kassel", erzählt Brümmer, „sprach von dem Dichter Hubert, und als Dr. Bernhardi, der freundliche Pfleger alles Strebens und jeglichen Talentes, den Verfasser der Vigilien in einer Mansardenstube entdeckt hatte und seinen Namen verriet, ward dem jungen Dichter die Gunst des freudig erstaunten Publikums in vollem Maße zuteil."

Aber die Schriftstellerei schien den jungen Juristen auf die Dauer nicht zu befriedigen. Gleichviel, welche Einflüsse geltend gewesen sind, bald darauf, im Jahre 1831, trat Koch als Obergerichtsreferendar in hessischen Staatsdienst, wurde schon nach kurzem Sekretär des Landtagskommissars und 1832 wegen seiner hervorragenden Begabung zum außerordentlichen Referenten im Ministerium Hassenpflug ernannt.

In dieser Zeit vollzog sich nun auch nach und nach der Umschwung in der politischen Anschauung des jungen Mannes. Er, der in Kassel allgemein als Revolutionär galt und gefeiert wurde, hatte nach den Beschlüssen des deutschen Bundes (Juni 1832) sich vom Sturm und Drang der Liberalen abgewandt und die seinem Amte entsprechende Zurückhaltung in der Politik angenommen. Zu dieser ruhigen Anschauung hatte ihn nicht sowohl seine eigene Veranlagung geführt als vielmehr der heilsame Einfluß des ihm befreundeten Professors Jordan sowie die Rücksicht gegen den Vater, der über den allzu weichen, jeder Stimmung folgenden Sohn eine strenge Aufsicht führte. Durch diesen scheinbaren Abfall von der Sache des Volkes sank Ernst Koch mit einem Male in der Gunst des Publikums und wurde sogar in der gehässigsten Weise angefeindet.

Koch litt darunter sehr. Wie es scheint, verdarb ihm seine unfreie Stellung zwischen dem Vater, dem er die größten Opfer brachte, und seinen eigenen Wünschen gründlich die Lust an seinem Amte. Es kam zu diesen bitteren Vorfällen noch die Enttäuschung eines unglücklichen Liebesverhältnisses, das von den Eltern der Braut gelöst worden war. Zu dieser Zeit (1834) schrieb er sein bedeutendstes Werk: „Prinz Rosa Stramin", in dem er seine Ideen und Leiden so reizend und wehmütig gestaltete. Dann aber zerfiel er immer mehr mit sich selbst. Anstatt sich auf die letzte Staatsprüfung vorzubereiten, stürzte er sich in Schulden und ein widriges Leben und kam schließlich so weit, daß er beschloß, sein Vaterland heimlich zu verlassen.

Im Dezember 1834 führte er diesen Entschluß aus und ließ sich zunächst in Straßburg, dann in Paris nieder. Da aber alle seine Versuche, sich eine Existenz zu gründen, scheiterten, sah er sich schon nach kurzer Zeit genötigt, in der algierischen Fremdenlegion Aufnahme zu suchen. Zu Oran fing dann das strapazenreiche Leben in dieser berüchtigten Truppe an. Koch avancierte sehr rasch zum Korporal und wurde 1835, also wenige Monate

Digitized by Google

nach seinem Eintritte, mit einem Teile der Fremdenlegion nach Spanien geschickt, um der bedrängten Königin Christine gegen die Karlisten beizustehen. Nach unsäglichen Drangsalen und nachdem von 7000 Mann nur mehr gegen 400 übriggeblieben waren, erkrankte Koch schwer und fand Aufnahme im Hospital zu Pamplona.

Hier fand der Verlorene und vom Schicksal Gebeugte endlich Frieden und Ruhe der Seele. Bewegt durch die opferwillige Pflege der hijas de la caridad (Barmherzige Schwestern) und des bischöflichen Kaplans Doktor Raphael Salvador, setzte Koch hier einen langgehegten Wunsch durch. Er trat zur katholischen Kirche über.

Dieser entscheidende Schritt wird uns nicht befremden, wenn wir bedenken, daß Koch von Jugend auf unter dem Einflusse starker religiöser Stimmungen stand. Seine Schriften und Dichtungen sind durchsetzt von Stellen, die darauf hinweisen. Mit den andern zahlreichen Konvertiten seiner Zeit teilte er das edle und energische Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit, welches durch seine harten Lebensschicksale nicht vernichtet werden konnte. Koch blieb nach seiner Konversion bis zu seinem Tode ein tiefgläubiger, frommer Katholik und sein Leben beweist am besten, daß er nicht, wie leider manche andre, aus dem dumpfen Gefühl romantischer Schönheitsschwärmerei, sondern aus tiefster, innerster Überzeugung heraus zum katholischen Bekenntnis zurückgekehrt ist. Mit Recht hat ihn daher Rosenthal der Zahl jener Männer eingereiht, welche durch ihren Übertritt und ihr freimütiges Bekennertum vieles dazu beitrugen, den gewaltigen Aufschwung der katholischen Kirche im Fundament vorzubereiten. Koch hat auch die Feuerprobe gehässiger Anfeindungen und Auslegungen zur Genüge durchmachen müssen, so daß er sich schließlich genötigt sah, in einer Entgegnung seinen Schritt zu rechtfertigen und zu begründen.*)

Nach seiner Entlassung (1837) aus dem Hospital von Pamplona traf es sich, daß die Fremdenlegion aufgelöst und Koch mit ehrenvollem Abschied entlassen wurde. Als ein neuer Mensch kehrte der Weltverirrte nach Deutschland und in seine Heimat zurück. Mit seinen Eltern völlig ausgesöhnt, versuchte er, eine Anstellung in hessischen Staatsdiensten zu erhalten, was ihm aber nicht gelang. Erst 1840 verschaffte ihm der ehemalige hessische Minister Hassenpflug, welcher seit kurzem an die Spitze der luxemburgischen Verwaltung getreten war, eine Stellung als Regierungssekretär in Luxemburg. In Diensten dieses Landes blieb Koch dann bis zu seinem Tode und hatte so das Glück, seinem alten Vater, der im Jahre 1847 starb, für den mannigfachen Kummer genugzutun, wie auch sich selbst ein bescheidenes Heim zu gründen. Im Jahre 1847 erschien dann eine Reihe seiner Erzählungen, und zwar zum erstenmal unter seinem rechten Namen.

Von 1850 an bekleidete er auch noch das Amt eines Professors der deutschen Sprache am Athenäum zu Luxemburg. Es gebührt ihm neben Bischof Laurent E. Michelis und Fey das Verdienst, dort in rühmlichster Weise Nationalbewußtsein und Glaubenseifer gepflegt und verbreitet zu haben.

*) Mainzer katholische Sonntagsblätter. 1856. 28.

Digitized by Google

Als Lehrer war Koch bei Kollegen und Schülern in hohem Grade beliebt und geehrt.

Allzufrüh stellten sich die Folgen der unmenschlichen Strapazen ein, welche er auf den heißen Sandwüsten Orans und in noch höherem Maße in den Hochgebirgen und Schluchten der Pyrenäen erduldet hatte. An einer Lungenkrankheit starb er nach langem Leiden zu Luxemburg am 24. November 1858, im Alter von 50 Jahren.

II.

Unsere Kritik der Schriften Ernst Kochs*) wird sich nur mit seinem Hauptwerk, dem „Prinzen", zu befassen haben, da die übrigen Schriften, wenn man auch versuchte, sie in Betracht zu ziehen, dennoch kaum zu ihrem Recht und Zweck gelangen würden.

„Prinz Rosa Stramin" nannte der Dichter das Büchlein, das er im April 1834, in dem unseligsten Jahre seines Lebens, unter dem Namen Eduard Helmer erscheinen ließ. Es ist aber nicht etwa, wie der Titel wohl ahnen läßt, die liebesselige Geschichte eines Prinzen, sondern ein buntes, lustiges Potpourri von poetischen Schilderungen und humoristischen Stücken, welche wie aus den „Fliegenden Blättern" ausgelesen scheinen. In der Anlage und Stimmung an Heines Buch Le Grand im zweiten Band der Reisebilder erinnernd, ist es doch weit entfernt von der nackten Frechheit und zügellosen Sinnlichkeit des getauften Juden. Wechselnd von Schilderung zu Gedicht, von der stimmungsvollsten Wehmut zum reizendsten Humor, mutet das Ganze uns an wie ein Spiegel des jungen, launischen, jedem Eindruck folgenden Dichters. Eine Lösung darf man nicht erwarten; war ja bei Beschluß des Büchleins der Konflikt im Leben des Dichters selbst noch ungelöst. Schön wird dies am Ende ausgedrückt: „In einen purpurnen, läutenden Sommerabend sollte dieses Buch ausklingen. Aber regnet's nicht seit acht Tagen an jedem Abend? So indessen der Leser will, schreib' ich noch einen Band, in welchem ich vernünftiger zu sein und alles wieder gut zu machen hoffe."

Dies ist der verschleierte Ausdruck für die Stimmung jener Tage, für die Hoffnungen und bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen des Dichters.

Von großer Schönheit und Vollendung sind einige der eingestreuten Gedichte, z. B. das von den Sternen:

Wir ziehen über Berg und Tal
Und übers weite Meer;
Wir ziehen über Menschenqual
Und Menschenglück daher.

Wir kennen, was in stiller Brust
Sich vor der Welt verhüllt
Und was mit namenloser Lust
Ein einsam Auge füllt.

u. s. w. mit dem gleichen, sanften Rhythmus Goethescher Stimmungslyrik. Von Heine, und das ist in jener Zeit äußerst seltsam, ist Koch gar nicht beeinflußt.

Während bis zum elften Kapitel die Schilderung und lyrische Poesie vorherrscht, gelangt hier der Humor zur vollen Blüte. Die Ausführungen des Adjunktus des Mädchenschullehrers aus Schinkenburg über die „dasigen" Verhältnisse und Personen und besonders über die Schinkenburger Stadt-

*) Ernst Kochs gesammelte Schriften, herausgegeben von K. Altmüller, Göttingen, 1873.

Digitized by Google

miliz sind von überwältigender Komik. Erst mit dem Eintritt des Studenten Gabelstich gewinnt die wehmütige Schilderung von dessen unglücklicher Liebe breiteren Raum.

Es muß festgestellt werden, daß Koch als Dichter bis jetzt zu wenig gewürdigt wurde. Schilderungen lyrischer und humoristischer Art, wie er sie im vorliegend besprochenen Werke und in den Vigilien gab, sind wert, immer wieder gelesen und gelobt zu werden. Mit Recht sagt Dingelstedt von ihm: „Kassel hat nur einen Dichter geboren, das ist Ernst Koch, der Verfasser des ‚Prinzen Rosa Stramin'!" Leider mangelten ihm nicht die häufigen, eigenartigen Beigaben des Lyrikers, ein weiches, leichtverletzliches Gemüt und die Eigenschaft, aus geringeren oder größeren Anlässen Schwermut und Weltschmerz heimzutragen und, wie Goethe drastisch sagt, „wiederzukäuen". Darum ging sein Talent zum größten Teil ungenützt zugrunde. „Die Schule des Lebens", sagt von ihm sein Herausgeber Karl Altmüller, „ist ihm schwer geworden. Er hatte Gaben genug, um auf die höheren Bänke herauf zu rücken, aber der kecke Mut — — war ihm früh geknickt und für die Schläge, die dann in der Schule nicht nur vom Meister derselben ausgeteilt wurden, sondern auch von allerlei schlimmen Kameraden und bösen Buben, hatte er von Anbeginn keine dicke Haut!" *)

Noch 1860 konnte geschrieben werden, **) daß er zu denjenigen Poeten der Neuzeit gehöre, deren Gedichte bekannter seien als ihre Verfasser und deren Schriften sich auf allen Leihbibliotheken befänden. Heute sind sowohl seine Dichtungen als auch die meisten seiner Schriften verschollen und es werden gewiß nur wenige sein, welche das köstliche Büchlein des Prinzen nicht auch vergessen haben. Zwar wurde es verschiedene Male neu aufgelegt und ausgegeben, einmal sogar in englischer Übersetzung, ***) ohne aber dadurch größeren Erfolg davonzutragen. Von seinen Gedichten fanden manche eine zeitweilige weitere Verbreitung in der heute gleichfalls verschollenen Anthologie Kneschkes. †) Das Verdienst, wenigstens das Hauptwerk des bedeutenden Mannes der deutschen Literatur erhalten zu haben, gebührt Franz Brümmer durch seine bereits mehrfach erwähnte Ausgabe des „Prinzen".

*) Nachruf, gedruckt in Brümmers Ausgabe.

**) Wiener kathol. Litteraturzeitung, 1860, Nr. 15.

***) Prinz Rosa Stramin by Ed. Helmer (Ernest Koch). Translated from the latest german edition by A. von Beresford. Göttingen, 1860.

†) Emil Kneschke, Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Leipzig, 1865.

Digitized by Google

Nächte in Florenz.

Von Lorenz Krapp.

I.

Stimmung.

Am Strome drunten schaukelte ein Boot,
Drauf Fischer nächtlich ihre Netze warfen.
Der Mond stand auf den Dächern dunkelrot,
Aus fernen Gärten klang's wie Sang von Harfen.

*

O, welch ein Duften, süß und schwül und heiß!
Die fernen Höhen schimmerten wie golden
Im Sternenlicht von Rosen, rot und weiß,
Gleichwie in Wolken junger Blütendolden.

*

Hoch an das Fenster stand ich stumm gelehnt, —
O Südlandspracht, o Rausch von Frühlingsnächten!
Daß du so schön seist, hätt' ich nie gewähnt!
Und mein Gesicht barg still ich in der Rechten.

*

Und ein Gedanke zog mir durch den Sinn:
„Hier möcht' ich ruhen aus von Wunsch und Werben
Und es vergessen, daß ich war und bin,
Und in die Blüten werfen mich und sterben . . . ."

II.

Begegnung mit Dante.

Als wir von San Miniato*) heute her
Durch rauschende Kastanien niedergingen,
Hing blaß der Mond, von stummer Wehmut schwer,
Hoch über Pinien, Lorbeer und Syringen.

*

Da stieg ein Antlitz, königlich und bleich,
Vor mir empor, das jäh zu mir sich wandte,
Und staunend rief ich: „Du, vom Todesreich
Emporgestieg'ner, rede, bist Du Dante?"

*

Da sprach er: „Ja — ich bin's. Mich ließ die Ruh'
Des Todes schlafen nicht mehr bei Zypressen;
Denn tausend Stimmen trugen dumpf mir zu,
Die heil'ge Kunst von einstens sei vergessen.

*

*) Kirche auf dem Nordhügel der Stadt.

Digitized by Google

Weh', wenn die Kunst des Feuerbrands vergaß,
Der lodernd flammt auf göttlichen Altären!
Weh', wenn sie von dem Baum des Todes aß,
Der Lust in Schmerz und Glut in Trost muß kehren!

*

Weh', wenn die Kunst den heil'gen Fels verließ,
Aus dessen Fuß des Lebens Ströme brechen!
Weh', wenn die Kunst das ew'ge Licht verstieß
Und lachend wandelt an der Unzucht Bächen!"

*

. . . Und schweigend ging er fort, das Haupt gewandt.
Sein Mantel flatterte im Sternenscheine.
Sein Atem flog, ihm ballte sich die Hand,
Und durch die Dämm'rung klang's, als ob er weine . . .

Fern.

Von F. X. Schrönghamer.

Es war so schön. Ein süßer Traum,
Verfloß mir Tag um Tag.
So träumte ich und kannte kaum
Das Glück, das in mir lag.

Dann kam die Stunde, die mich schied;
Grau düsterte der Tann', —
Der Sturm sang mir das Scheidelied
Und Lieb' und Leid begann.

Die Uhr in stiller Kammer geht
Mit steter Melodie,
Du merkst es nicht. Erst wenn sie steht,
Wie fragend, — hörst Du sie.

Digitized by Google

In japanischer Gefangenschaft.

Skizzen aus dem Leben russischer Gefangener in der Stadt Matsuyama auf der Insel Sikok.

Von **F. P. Kuptschinskij.***)

I.

Man nimmt im allgemeinen an, die Gefangennahme sei das Zurückbehalten des überlebenden Kriegers, der, verwundet und entwaffnet, nicht mehr imstande ist, weiterzukämpfen. Die Idee dieses Zurückbehaltens ist das Bewußtsein des Siegers, daß jede Einheit der Kriegsbeute den errungenen Triumph bestätigen und die Siegesfreude erhöhen muß, daß die Beteiligung am Kampfe einer großen Anzahl feindlicher Soldaten unmöglich gemacht wird, daß, im Falle dem Feind eine gleiche Beute zufällt, die Siegeschancen beider Parteien die gleichen bleiben.

Diese drei Gründe erklären zur Genüge den Wunsch der Kriegführenden, möglichst viele Gefangene zu machen, sie sagen aber nichts davon, daß die Freude des Gegners erhöht wird, wenn sein gefangener Feind unter dem Druck eines schier unerträglichen Daseins seufzt. Was kümmert es den Stolz des Erfolges und das Glück des Sieges, ob der Gefangene seine Tage in Fröhlichkeit oder in Trauer verbringt?

Selbstverständlich kann er nicht fröhlich sein; so bequem sein Leben auch verlaufen möge, — von dem Moment an, wo er ein der Freiheit Beraubter, ein Teil der feindlichen Kriegsbeute ist, wo er aufhört, eine Persönlichkeit zu sein und zu einem Partikelchen der Siegesfreude seines Gegners wird, von dem Moment an muß er sich erniedrigt und in seiner Menschenwürde beleidigt fühlen.

Und genügt das etwa nicht? Warum muß das Dasein der Kriegsgefangenen so gestaltet werden, daß es kaum zu ertragen ist, daß es zu einer ununterbrochenen, grausamen, unsinnigen Tragödie eines langsamen Sterbens unter quälenden Umständen wird? Eine solcher Marter hat keinen Sinn, sie bringt niemandem Nutzen, sie ist grausam und ungerecht.

---

*) Der vor Port Arthur gefangen genommene Kriegskorrespondent Kuptschinskij hat während seines Aufenthaltes in Matsuyama sowie nach seiner Befreiung in russischen Blättern Berichte über das Leben der Gefangenen veröffentlicht, die nunmehr zu einem Buche vereinigt im Verlage Artemjew in Petersburg in russischer Sprache erschienen sind und aus denen wir hier einige Proben in Übersetzung vorlegen.

Digitized by Google

Mag das, was in der Gefangenschaft unvermeidlich ist, fortbestehen: die Unmöglichkeit, sich aus der zum Aufenthaltsort bestimmten Stadt zu entfernen und die Verhinderung am Weiterführen des Werkes, von dem einen sonst nur der Tod losgerissen hätte; mag auch die heimliche polizeiliche Aufsicht fortbestehen und im Falle irgend welchen Verdachtes die Verhaftung erfolgen, — wozu aber die niemandem nützenden Qualen der Untätigkeit, der Absperrung, der Erniedrigungen aller Art, der Ungewißheit, des Mangels an jeder Nachricht aus der Welt da draußen? Der besiegte Feind ist ja nun unschädlich gemacht, ist nichts weiter als ein Beutestück und leidet bitter unter diesem Bewußtsein, — sollte das dem Sieger nicht genügen?

So sollte die Gefangenschaft der Theorie nach beschaffen sein, — in der Praxis sieht sie anders aus. Die japanische Gefangenschaft ist kein Zurückhalten rechtschaffener Soldaten von der weiteren Beteiligung am Kampfe, — sie ist eine Strafe für das fürchterliche Verbrechen des Krieges, an dem weder die Heere noch die Länder und Völker, sondern nur unsere Politiker schuld sind. Eine Unzahl von Menschen wird für dies Verbrechen mit einem qualvollen und grausamen Tode bestraft, eine Unzahl anderer muß als Krüppel ihr Dasein weiterschleppen; jedermann begreift, daß des Schicksals Hand ungerecht war, als sie gerade diese Unglücklichen zu Opfern des Krieges erwählte; sie waren schuldlos, aber — wären sie nicht gefallen, so wären es eben andere gewesen; irgend jemand muß zu Grunde gehen, das ist die grausame Notwendigkeit des Krieges. Die Überlebenden können die Gefallenen beweinen, — sie dem Tode entreißen, das kann niemand. Diese Unschuldigen mußten die schwerste Strafe, die Todesstrafe, erleiden. Nun sind da aber noch andere Opfer, die, wie's auf den ersten Blick scheinen will, für dasselbe Verbrechen milder gestraft werden; der Zufall hat es gefügt, daß das Beil des Henkers Krieg ihren Nacken nicht getroffen hat, daß er sie in der Schar der anderen nicht bemerkt oder vergessen hat; sie sind der Todesstrafe entgangen.

Wenn der triumphierende Feind nach der Schlacht die verstümmelten Körper der Hingerichteten sammelt, legt er diejenigen, die noch atmen oder sich regen, beiseite, — das sind seine Siegestrophäen. Unter der Menge Toter und Verwundeter finden sich auch Unverletzte; je mehr ihrer sind, desto größer ist die Freude des Feindes, nicht etwa, weil ihm die Hingerichteten leid tun, — er würde auch die Überlebenden sofort töten, wenn ihre Erbeutung ihm nicht Ruhm einbrächte und wenn nicht von allen Seiten die aufmerksamen Blicke der neutralen Nachbarn auf ihn gerichtet wären. So fällt also ein kleiner, verhältnismäßig unbedeutender Teil der schuldlosen Opfer des Krieges dem siegreichen Feinde in die Hände. Es ist für den Sieger von Wichtigkeit, daß diese „Verbrecher" bis zum Friedensschluß am Leben bleiben, aber welcher Art dann ihr seelischer und im Zusammenhang damit ihr körperlicher Zustand sein wird, das interessiert ihn wenig. „Konnten sie nicht auch getötet werden?" — „Natürlich konnten sie das!" — „Also, was gibt's denn da über Gefangenschaft zu klagen? Können sie sich nicht glücklich schätzen, daß sie überhaupt am Leben geblieben sind? Das ist doch besser für sie, als wenn sie getötet worden wären, und auch uns paßt es besser so!" So sprechen die Japaner, — zwar nicht mit Worten, aber durch ihr

Digitized by Google

ganzes Benehmen gegen die in ihrer Gewalt Befindlichen; so rechtfertigen sie sich, wenn ihnen zeitweilig die Teilnahmslosigkeit zum Bewußtsein kommt, mit der sie die Opfer des Krieges behandeln.

Diese Betrachtungen, die ich während der sechsmonatlichen täglichen und stündlichen Erkenntnis, daß ich nichts weiter als ein Bestandteil der japanischen Siegesbeute sei, anstellte, diese Betrachtungen allein genügen, um die heute übliche Art der Gefangenschaft als größten Übelstand des Krieges erscheinen zu lassen.

— — — — — — — — — — — — — —

Im September gelang es mir, den russischen Zeitungen einige genaue Schilderungen des Gefangenenlebens zuzuschicken; sie gelangten glücklicherweise nicht in die Hände der Japaner, wurden gedruckt und klärten die Russen einigermaßen über die Lage ihrer gefangenen Landsleute auf. Etwa anderthalb Monate vor Weihnachten sandte ich dann einer Petersburger Zeitung einen Brief, in dem ich gern wahrheitsgemäß über die Verhältnisse in der japanischen Gefangenschaft berichtet hätte, doch da ich die japanische Zensur nicht umgehen konnte, war ich gezwungen, „die Umstände zu mildern"; mein Brief wurde, wie mir die japanischen Behörden mitteilten, von der Zensur in Tokio durchgelassen. Jetzt, wo ich keine Kontrolle mehr zu fürchten brauche, füge ich jenem Schreiben einige Korrekturen hinzu.

Ich schrieb in dem Brief: „Die durch den Krieg verrohten Feinde behandeln die Gefangenen nicht immer gut; sie mußten viel Schweres erdulden . . ." Ich muß hinzufügen: auf Schritt und Tritt wurden die verwundeten wie die gesunden Gefangenen von den japanischen Soldaten bis aufs Letzte ausgeraubt, wenn keine Offiziere in der Nähe waren. Gerechterweise muß übrigens zugegeben werden, daß ähnliche Plünderungen auch auf russischer Seite üblich waren. Vielleicht liegt im Kriege selbst eine gewisse Entschuldigung für diese Räubereien; was haben in solchen Tagen einzelne Gewaltakte und Grausamkeiten zu bedeuten? Ist doch der ganze Krieg darauf aufgebaut! Nicht selten kam es vor, daß die Japaner verwundete Gefangene töteten, was sehr viele russische Soldaten bezeugten. Neben Fällen von Grausamkeit, die sich einigermaßen durch äußerste Erbitterung während des Kampfes erklären lassen, gab es andere, für die jede Erklärung fehlt und die die höchste Empörung hervorrufen müssen. Soldaten des Nowotscherkaßkischen Regimentes, die in Gefangenschaft geraten waren, erzählten, daß sich vor ihren Augen Folgendes abgespielt habe: Nach der Schlacht sammelten die Japaner die eigenen und die russischen Toten und Verwundeten, verbrannten die Leichen der Ihrigen und legten die der Russen auf einen Haufen, um sie später eilig in einer ziemlich flachen Grube zu begraben. Die am schwersten verwundeten Russen, etwa 40 bis 50 Mann, wurden in die nächste chinesische Fansa gebracht, in der eine halbe Stunde später auf unerklärliche Weise ein heftiges Feuer ausbrach. Im Nu brannte die Hütte vor den Augen der Russen und Japaner nieder, ohne daß einer der in ihr untergebrachten Verwundeten sich hätte retten können. Das schreckliche Jammern der bei lebendigem Leibe Verbrennenden ließ die in der Nähe liegenden leichter Verwundeten in heftiges Schluchzen ausbrechen, die Japaner aber machten nicht die geringsten

Digitized by Google

Löschversuche und die Soldaten, die über diesen Vorfall berichteten, sprachen die Überzeugung aus, daß das Feuer von den Japanern gelegt worden sei.

Man muß den japanischen Offizieren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihrerseits — im Gegensatz zu ihren Untergebenen — fast immer korrekt und bescheiden mit den gefangenen Russen umgingen. Nur von einem unter ihnen, einem gewissen Leutnant Sato, wurden schlimme Sachen berichtet. Fast alle Gefangenen, die über Liaojang transportiert wurden, hatten mit ihm zu tun, da er infolge seiner Kenntnis der russischen Sprache mit ihrer Weiterbeförderung betraut war. Er war grob und unverschämt, verlangte die übertriebensten Ehrenbezeugungen, z. B. daß man bei seinem Eintritt aufstehe, während des Gesprächs mit ihm die Hand an der Mütze halte u. dgl. m. Sogar den gefangenen Offizieren gegenüber benahm er sich anmaßend und die russischen Soldaten wurden nicht selten von ihm geprügelt „als Strafe für Unehrerbietigkeit".

Diese kurzen Schilderungen mögen als Illustration zu dem Ausspruch dienen, daß der gefangene Russe gar manches erdulden mußte, bevor er in das friedliche Japan, in die Umgebung des nicht im Kampfe stehenden Militärs gelangte.

Ich sagte ferner in dem Briefe: „Die Japaner bemühen sich, zu tun, was in ihren Kräften steht, doch vieles bleibt ihnen an den Russen unverständlich und daher fällt es ihnen schwer, das Dasein der Menschenmenge, die der Krieg ihnen in die Arme geworfen, erträglich zu gestalten."

Ich muß dies dahin richtigstellen, daß die Japaner — offen und unparteiisch gesagt — sich alle Mühe gaben, um das Leben der Gefangenen äußerlich ruhig, friedlich und glatt sich abwickeln zu lassen, damit die Obrigkeit nur ja keine Scherereien habe und damit die Presse die Sieger nicht der Unfreundlichkeit gegen ihre Gefangenen beschuldige. Aber irgendwelche Bemühungen zu wirklicher Erleichterung der Gefangenschaft waren nicht zu entdecken. Die Japaner äußerten oft, daß die russischen Offiziere größere Freiheiten genießen würden, wenn sie ruhiger, friedliebender, höflicher wären; aber je mehr Mißhelligkeiten es gebe, umso fühlbarer müsse die Unterdrückung werden.

Die Gewohnheiten und Sitten der Japaner sind zu verschieden von denen der Russen, darin liegen die Hauptgründe vieler drückender Verordnungen, und die Japaner sagen: „Wir verstehen nicht, warum die Russen in unserem Lande unzufrieden sind? Sie leben doch unter besseren Bedingungen als ihre Kameraden im Felde, haben keine Pflichten, keine Arbeiten, sind keinen Gefahren ausgesetzt, können sich in Ruhe erholen und all das Schwere vergessen, was sie im Kriege durchgemacht haben. Es ist uns unbegreiflich, warum sie murren!"

Daß sie dennoch die Unzulänglichkeit der Lebensbedingungen, die sie den Gefangenen schufen, einsahen, erhellt aus vielen ihrer Handlungen und Verordnungen, von denen weiter unten gesprochen werden soll.

Ich beginne mit den Vorschriften, die die Korrespondenz der Gefangenen, das Absenden und Empfangen von Briefen, betrafen. Es war nicht nur verboten, in den Briefen rein zeitgemäße, den Krieg betreffende Fragen zu berühren, sondern auch die Japaner in irgendeiner Hinsicht zu kritisieren oder

Digitized by Google

über die Behandlung der Gefangenen zu sprechen. Eine Verordnung besagte u. a., man dürfe nichts nach Hause schreiben, was den Adressaten betrüben oder aufregen könnte. Diese Verordnung gab den Japanern das Recht, jeden Brief zurückzuhalten, der ihnen aus irgendeinem Grunde „betrübend oder aufregend" für die Angehörigen des Schreibers erschien. Natürlich konnten die Soldaten nun ihre Briefe nur mit Schilderungen ihres Gesundheitszustandes und Grüßen an Verwandte und Freunde füllen und selbst von diesen harmlosen Schriftstücken wurden viele nicht befördert, da das Mißtrauen der Japaner keine Grenzen kannte und die Zensur unerbittlich war. Ich will zur Illustration dieser Zustände einige wirklich komische Beispiele anführen: Die Dolmetsche, die in der Regel das Russische nur unvollkommen beherrschten, hatten abwechselnd in den Räumen der Kriegsgefangenen Dienst zu tun und alle unsere Briefe für die Zensur zu übersetzen. Sie wandten sich oft genug an die Russen mit der Frage, wie der oder jener Satz zu verstehen sei. — „Was heißt: mit Komfort reisen? Wer oder was ist Komfort?" — „Bequemlichkeit", lautet die Antwort. — „Was für eine Bequemlichkeit und für wen?" Und das Gespräch zieht sich in die Länge; trotz aller Bemühungen, das Wort zu erklären, bleibt es dem Dolmetsch unverständlich und verdächtig und kann die Ursache zur Nichtabsendung des betreffenden Briefes werden. Oder: einer der Gefangenen nennt die, an welche er schreibt, „liebes Täubchen", ein Ausdruck der Liebkosung, der doch jedem Wickelkind klar sein dürfte. Hier aber entstehen daraus zahllose Verhandlungen: „Was ist das, ein Täubchen?" (Vermutlich eine verabredete Bezeichnung!) „Eure Frauen tragen doch keine Vogel- oder Blumennamen und dennoch hat der Schreiber schon wiederholt die Adressatin, die immer dieselbe bleibt, Vergißmeinnicht, Veilchen, ja sogar Rosenblättchen genannt!" Und das alles wird in so ernstem und besorgtem Ton vorgebracht, daß man sich unmöglich des Lächelns erwehren kann. Die Briefe, die eintreffenden wie die abgehenden, wurden lange zurückgehalten, langsam gelesen, langsam übersetzt, blieben in Tokio und in Matsuyama liegen und erreichten den Adressaten erst nach zwei bis drei Monaten.

In meinem Briefe erwähnte ich zum Schluß die Notwendigkeit, den Gefangenen Bücher, Zeitschriften, neue und alte Zeitungen, kurz, irgend etwas Gedrucktes, das beleben und aufheitern kann, zu verschaffen. Es ist mir bekannt, daß das Bureau für Kriegsgefangene wiederholt aus Rußland große Sendungen Zeitschriften und Bücher erhielt, sie wurden nie verteilt, sondern in der Gefangenenverwaltung aufbewahrt, ungeachtet all unserer Bitten und sogar der Vermittlung des französischen Konsuls. Man kann sagen, daß im allgemeinen nur das bis zu den Gefangenen gelangte, was direkt an diesen, Herrn de Lucy Fossarieu, gesandt worden war; er übermittelte den Russen öfter die an sie adressierten Gelder und Geschenke. Zu Neujahr ging durch seine Hände eine Geldspende der Kaiserin-Mutter für die Unterchargen (1 Yen pro Mann); auch die Königin von Griechenland und viele Privatpersonen übergaben ihm wiederholt Geschenke für die Gefangenen. Überhaupt war der Beistand des Konsuls von großem Wert für die Russen; in allen schwierigen Fällen trat er offiziell für unsere Interessen ein und erleichterte nach Möglichkeit unser Schicksal.

Digitized by Google

Die Gefangenschaft wirkt auf jeden einzelnen Häftling verschieden: der eine ergibt sich dem Trunke, trinkt tagein, tagaus, vom Morgen bis zum Abend, trinkt, was er bekommen kann, mit Wasser verdünnten Spiritus oder verfälschten russisch-japanischen Schnaps; das Resultat eines solchen Lebens läßt sich vorstellen. Der andere verfällt in Schlafsucht, schläft Tag und Nacht, wälzt sich träge auf seinem Lager, kommt von Kräften, bleibt schließlich mit schmerzendem Kopf immer liegen, da er schwindlig wird, sobald er aufsteht; seine Augen werden allmählich farblos, müde, ohne Glanz und Leben, das Gesicht erscheint geschwollen und der bisher gesunde und normale Mensch macht bald den Eindruck eines sich bewegenden Leichnams. Der dritte wird zum Kartenspieler und wieder andere versinken in Gedanken und Erinnerungen. Und es gibt buchstäblich nichts in dem täglichen Einerlei, das zerstreuen und beleben, das eine wenn auch nur vorübergehende Erholung und ein minutenlanges Vergessen der traurigen Gegenwart gewähren könnte!

Die Genfer Konvention und die Haager Konferenz haben gar vieles vergessen: die Gefangenschaftsfrage ist völlig ungeklärt geblieben und die diesbezüglichen Bedingungen hängen nur von der Intelligenz und dem Edelmut des Gegners ab; wenn aber diese nur äußerlich existieren oder überhaupt nicht vorhanden sind, wird das Leben der Gefangenen — mangels auf internationalem Einverständnis beruhender Vorschriften — zur Folter selbst für derbveranlagte Naturen, und je zarter die Körper- und Geistes-konstitution des Gefangenen, umso schlimmer für ihn! Die Japaner gaben Ukase, Regeln und Verordnungen heraus und all diese Ukase, Regeln und Verordnungen waren voller Teilnahmslosigkeit für die gewaltsam Bevormundeten und voller Ungerechtigkeit, wie vom juristischen, so vom allgemein menschlichen Standpunkt aus.

Es muß freilich zugegeben werden: die Russen führten sich in der Gefangenschaft nicht immer so auf, daß man sie von aller Schuld an den verschiedentlichen Verwicklungen und strengen Maßregeln freisprechen könnte. Im großen und ganzen spitzten sich die Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten mit jedem Monat, mit jeder Woche schärfer zu, sei es, weil die Zahl der Kriegsgefangenen nicht aufhörte zu wachsen, sei es, daß die Japaner, ihrer Siege und Erfolge stolz, überdrüssig wurden, sich mit einer großen Menge unruhiger Einheiten ihrer Kriegsbeute abzugeben; jedenfalls mehrten sich die Streitigkeiten mit jeder Woche, die wir in Japan zubringen mußten.

II.

Vor mehr als zweihundert Jahren war Matsuyama nichts weiter als eine kleine Ansiedlung von Feldarbeitern. Über den armseligen, häßlichen Hütten, die unordentlich am Fuße des hohen, grünen Berges zerstreut lagen, erhob sich auf dessen Gipfel stolz das altertümliche Schloß des Grafen Matsuyama, dem diese Insel mit ihren endlosen Reisfeldern, Bächen, Tälern und Hügeln gehörte.

Aus vornehmem Geschlechte stammend, hatten die Grafen Schloß und Land von Nachkommen zu Nachkommen vererbt. Doch allmählich änderten sich die Verhältnisse im Reiche und der Einfluß des einst mächtigen Grafen-

Digitized by Google

geschlechtes erlosch. Die Stadt aber wuchs und breitete sich aus, füllte sich mit den hübschen Bauten der reich gewordenen Landleute und schmückte sich mit den niedlichen Häuschen wohlhabender Händler. Das große Schloß mit seinen himmelhohen Türmen, Schießscharten, zahllosen Toren, Höfen, Kasematten, Sälen, Kammern, Galerien, dunklen Kellern mit schweren eisernen Türen, das große Schloß hatte Zweck und Sinn verloren; seine einst so zahlreiche Dienerschaft verminderte sich, da die meisten der Männer die unnötig gewordenen verrosteten Säbel und Dolche beiseite warfen und sich aus blutdürstigen Kriegern in friedliche Ackersleute verwandelten. Türen und Mauern des Schlosses bedeckten sich mit Gras und Gestrüpp, — die Stadt aber wuchs und wuchs. Die letzten Nachkommen des alten Grafengeschlechtes verließen endlich das Schloß, es der Obhut einiger weniger Familien anvertrauend. Japanische Kinder spielen nun sorglos in den kleinen, grünen Höfen zwischen den finsteren Mauern und hohen Türmen; das Schloß selbst ist erfüllt von Erinnerungen an längst vergangene Macht und Herrlichkeit, doch es ist tot. Dafür herrscht ringsumher Leben, das heiße, fieberhafte, bewegte Leben des Orients; die Straßen sind voller Unruhe und wimmeln von Fußgängern, Reitern, Trägern, Straßenhändlern, ganzen Prozessionen; Tag und Nacht pulsiert das Leben, sprudelt wie eine Quelle und es scheint keine Kraft zu existieren, die es zum Stocken bringen könnte; zuweilen treten Ereignisse ein, welche die Fieberhitze seines Pulsschlages nur noch erhöhen.

Von jeder Straße der Stadt aus sieht man ein wundervolles Gebirgspanorama, das in der Höhe hier und da von blendendem Schnee umsäumt ist; die seltsamen Umrisse der grünen Hügel, Anhöhen und Felsen bieten dem Auge eine im Glanz der Sonnenstrahlen ewig wechselnde Pracht. Die Natur ist hier herrlich und wäre allein schon imstande, die armen Gefangenen zu trösten und ihre sehnsuchtsvollen Freiheitsgedanken einzuschläfern, — aber sie durften sich ja an all der Schönheit rundumher nicht ergötzen. Selten nur wurde ihnen ein Spaziergang vor die Stadt erlaubt, und das Geleite von Polizisten, Gendarmen, Schildwachen, Dolmetschern und Offizieren, das ihnen auf Schritt und Tritt folgte, ließ sie ihre Lage nie vergessen.

Nicht weit vor der Stadt schäumt ein malerischer Wasserfall; zwischen steilen, nackten und schwarzen Felsen, zwischen toten Steinen rauscht das Wasser dahin, spielend, lachend und schluchzend, wirbelnd und jubelnd wie die Jugend, wie das Leben. Selten nur durften die Gefangenen diesen schönen Erdenfleck besuchen, selten nur beim Anblick der lebensfrischen Natur ihre trübsinnigen Gedanken und das graue Einerlei der Tage vergessen. Die wunderbar schöne Umgebung Matsuyamas, die märchenhafte Vegetation, die hübschen Gruppen der Landhäuser am Bergesabhang, das Smaragdgrün der Felder, — all diese Pracht ringsumher sprach zu den Gefangenen eine stumme und doch so beredte Sprache von dem Glück eines freien Daseins im Schoße der ewigschönen Natur. . .

Es ist noch frühester Morgen, aber die Stadt lebt und lärmt bereits. Vom Sonnenglanz umflossen, von durchsichtigem Nebel umhüllt, erwachen die Berge — die fernen schneebedeckten sowie die nahen grünen — aus dem Schlafe der Nacht. Auf den einförmigen, uferlosen Reisfeldern in den

Digitized by Google

Tälern erscheinen Tausende von Arbeitern; gleich nach Sonnenaufgang machen sie sich ans Werk, den verschwindend kleinen Acker, der sie und ihre zahlreiche Familie ernähren muß, zu bebauen. Es arbeiten Männer, Frauen und Kinder; die Sonne brennt und alle, Männer wie Frauen, bedecken den Kopf mit einem Tuche oder einem riesengroßen Strohhute. In der Stadt herrscht Lärm, Gedränge und Staub; die mannigfaltigsten Gerüche, die verschiedenartigsten Schreie erfüllen die Luft. Auf den Feldern ist es still, friedlich und schön, hier regiert die Natur, wenngleich sie sich bereitwillig in den Dienst des Menschen stellt. Lang und schnurgerade ziehen sich die kleinen, bis zum Rande mit fließendem Wasser angefüllten Kanäle zwischen den Feldern hin; wie ein erstaunlich gleichförmiges Netz bedecken sie den Boden, den Reispflanzungen die ihnen so nötige Feuchtigkeit zuführend. Mühlen klappern hier und da; allüberall tauchen Hütten und Landhäuser auf, teils in Gruppen, teils einzeln im üppigen Grün daliegend; ohne Damm, ohne Abgrenzung durchschneidet, von weitem kaum bemerkbar, die Linie der schmalspurigen Eisenbahn die Landschaft; Hütten und Äcker reichen so nah an sie heran, daß zwischen Schienen und Reisstengeln ein Abstand von kaum einer Arschin*) bleibt, und wenn der winzige, spielzeugähnliche Zug vorüberbraust, scheint er direkt über das Reisfeld zu rollen. Lange, ebene, glattgetretene Wege durchziehen die Felder; sie sind bedeckt mit beladenen Pferden, Karren, Rikschas, Fußgängern mit und ohne Bürde, in leichten Gewändern und klappernden Holzpantoffeln, Frauen mit Kindern, geputzten jungen Japanerinnen, Soldaten und Reitern; hier und dort taucht ein europäischer Anzug auf, ein heller Hut beschattet ein volles, blondbärtiges Gesicht, es erscheint ein gelber Rock, ein Spazierstöckchen, — und dem Träger desselben folgt unbedingt ein Soldat, Offizier oder Gendarm. Dort kommen einige kriegsgefangene Russen, der eine eilt schnell vorwärts, der andere schlendert langsam dahin, — aber jedem von ihnen folgt, keine Bewegung, keine Wendung unbemerkt lassend, mehr als ein wachsames Augenpaar. . .

Jene besonders belebte Straße, auf der auch die Russen dahinschreiten, führt zum Kurort Dogo, dessen heiße Schwefelquellen in hohem Grade heilkräftig sind; die Ärzte verordnen sie hauptsächlich gegen Hautkrankheiten.

Dogo ist kaum anderthalb Werst**) von Matsuyama entfernt und kann als dessen ziemlich stark bevölkerte Vorstadt angesehen werden; hier wie dort gibt es belebte Straßen, Läden — wenn auch einfache —, Fuhrwerke aller Art, Bewegung und Lärm. Das große, elegante Badehaus ist ganz in japanischem Stil erbaut, mit Drachen auf dem leichten, gewölbten Dach, Türmchen und vielfarbigen Figürchen von phantastischem Aussehen. Innen ist es hübsch und rein: kunstvolle Matten, zierliche Gegenstände, Bilder; es existieren außer gemeinschaftlichen Bassins für die wenig zahlenden Gäste teuerere, separierte Badeabteilungen: kleine Granitbecken mit fließendem und folglich fast immer frischem Wasser. Die Benützung eines solchen Beckens kostet pro Stunde 1 Yen 50 Zents, doch da die Dauer eines Bades sehr kurz ist, so können in einer Stunde fünf Personen nacheinander das Bassin benützen

*) Russisches Längenmaß; 3 Arschin = 4 Ellen.
**) 1 Werst = 1066 m.

Digitized by Google

und je 30 Zents bezahlen. Man entkleidet sich in einem engen Gemach, in dem unentgeltlich Tee und feines Gebäck serviert wird; für geringe Bezahlung kann man sich verschiedene Leckereien bringen lassen: Nüsse, Mandarinen und sonstige Früchte, Bisquits, Kuchen, Bier, süßen roten Wein und alles, wonach man sonst noch Appetit hat. Täglich sah man hier russische Offiziere; man hatte sich im Badehause an die Russen gewöhnt und verständigte sich mit ihnen mittelst des sonderbaren japanisch-russischen Idioms, das in den Hospitälern und in vielen Magazinen der Stadt, in denen die Russen öfters einkauften, entstanden war. Die Russen kamen gruppenweise hin, meist des Morgens, und installierten sich in den Ankleideräumen mit dem sie begleitenden japanischen Offizier, Unteroffizier oder Dolmetsch, — ein Polizist wachte außerdem unten vor dem Hause! — Der Besuch der Bäder bot den Kriegsgefangenen die einzige Zerstreuung, deren aber die seit längerer Zeit in Matsuyama Weilenden schon herzlich überdrüssig waren.

Zuweilen durfte eine Gesellschaft der gefangenen Offiziere mit der Eisenbahn in die benachbarten Ortschaften Midsa und Takahama fahren, die im Sommer herrliche Seebäder gewähren. Der großartige Anblick der Berge und des Meeres, das malerische dichtbevölkerte Ufer mit Tausenden von Dschonken und Fischerbooten bieten dem Auge stets neuen Genuß.

Die Zivilbevölkerung sowohl der Stadt als der Umgegend behandelte die gefangenen Feinde des Vaterlandes erstaunlich höflich, ja sie bezeugte ihnen in manchen Fällen herzliche Sympathie; es mag sein, daß diese aus Mitleid erwachsen war, bemerkenswert bleibt sie trotzdem. Die Vertreter der Stadt bewirteten die Gefangenen wiederholt in den Restaurants; die Eisenbahngesellschaft stellte ihnen einmal unentgeltlich einen Zug zu einem Ausfluge zur Verfügung; die Einwohner Matsuyamas schenkten ihnen öfters Früchte und Zigaretten, letztere besonders den im Krankenhause befindlichen Offizieren und Soldaten, die auch oft Besuch erhielten. Diese Besuche mögen ja zum Teile bloße Neugier zum Beweggrund gehabt haben, doch die Gäste drückten den Kranken durch den Dolmetsch oft ihre herzlichste Teilnahme aus und das tat den Einsamen wohl. Hinter dem Zaune, der den Spitalhof umgab, sah man fast immer Gruppen von Neugierigen, die den im Hofe umherspazierenden oder „Babchen“ *) spielenden Rekonvaleszenten zuschauten. Nicht selten entspannen sich über den Zaum hinüber Gespräche, die hauptsächlich mit Händen und Gebärden geführt wurden; sobald aber eine der zahllosen japanischen Schildwachen darauf aufmerksam wurde, näherte sie sich gravitätisch und die neugierigen Passanten zerstreuten sich.

III.

Auf der rechten Hälfte der zweiten Baracke litten schon seit Monaten zwei Schwerkranke. Der eine von ihnen war der Jäger Feodor Tschernelezkij, dem eine Kugel das Rückgrat zertrümmert hatte und der infolgedessen die Füße und den halben Rumpf nicht bewegen konnte. Mehr als zehn Monate

*) Das bei dem russischen Volk sehr beliebte Babchen-Spiel besteht im kunstvollen Werfen und Treffen gewisser kleiner Knochen (Fußknöchel des Kalbes) nach bestimmten Regeln.

Digitized by Google

bereiteten ihm die Wunden, die durchgelegenen Stellen, die Unmöglichkeit, sich zu bewegen, unsagbare Qualen, — jetzt hat er ausgelitten.

Feodor gegenüber lag mit verbundenem Kopfe Stephan: eine Kugel hatte ihn in die Stirn getroffen und war im Nacken wieder hervorgedrungen. Er hatte starke Kopfschmerzen, aß fast gar nichts und war so abgemagert, daß die Kameraden, die ihn zufällig nackt sahen, entsetzt zurückprallten, aufgeregt miteinander flüsterten und sich unter Seufzern bekreuzigten, — und doch hatten die gefangenen Soldaten schon genug des Schrecklichen erlebt und gesehen. Welch verstümmelte Leichname und welch schaudererregende Wunden waren ihnen schon vor Augen gekommen, sowohl draußen im Felde, während sie unter dem feindlichen Feuer auf den steilen Hügeln umherkletterten, als auch nach der Gefangennahme in den japanischen Spitälern! — Stephans Lage war entsetzlich: zum Skelett abgemagert, die unnatürlich großen, schwarzen Augen weit geöffnet, mit einem herzzerreißenden Ausdruck — weniger der Qual oder des Schmerzes als der wortlosen Angst . . . Wenn der Tod jemals Menschengestalt annehmen wollte, so hätte Stephan sich ihm als bequemste und passendste Verkörperung dargeboten. Es war so wenig Fleisch und Blut an ihm, daß man bei jeder Berührung der langen, leblosen Gliedmaßen durch die barmherzigen Schwestern, die seine schmerzenden wundgelegenen Stellen verbanden, das Klappern der Knochen zu hören meinte.

Nagana-San, eine der gütigsten, sorgsamsten und geduldigsten Schwestern, pflegte diesen Unglücklichen wie eine Mutter den heißgeliebten einzigen Sohn, den sie dem drohenden Tode entreißen wollte, pflegen würde. Stephan sprach fast kein Wort und äußerte selten irgend einen Wunsch; geduldig erwartete er den Tod, der sich bereits in seinen großen, dunklen Augen spiegelte und dennoch mit dem Erscheinen zögerte. Die Ärzte mühten sich, den Kranken zu retten, und vollzogen an ihm eine kunstvolle Operation, nach welcher er noch schwächer und apathischer wurde; das eine Auge schloß sich nun gar nicht mehr und fuhr selbst in den Stunden der Ruhe zu glänzen fort. Sein junges, einst auffallend hübsches Gesicht wurde linksseitig gelähmt, der Mund öffnete sich nur mit Mühe und die Worte, die dann und wann den vertrockneten, farblosen Lippen entflohen, waren kaum zu verstehen und hatten stets den gleichen Ton, der das Herz erstarren machte in Mitleid und Angst . . . „Bedeck' mich!" — „Wende mich um!" — „Es schmerzt!" — „Mir ist kalt!" — „Gib mir zu trinken!" — Und die ihn umringenden gesunden Kameraden bedeckten ihn, legten ihn zurecht, blickten mit Tränen in den Augen auf sein abgezehrtes Gesicht, das noch so jung, so knabenhaft war, — er zählte ja erst 23 Jahre! Die besorgte Schwester eilte herbei, kniete neben seiner auf dem Boden liegenden Matratze nieder, richtete ihm die Kissen, das Haupt, reichte ihm Arznei oder einen erfrischenden Trunk . . . Er litt lange und entsetzlich; jede physische Möglichkeit einer weiteren Abmagerung schien ausgeschlossen und dennoch wurde Stephan täglich magerer und schwächer; seltener und seltener brachte er ein Wort hervor, meist lag er scheinbar schlafend, das eine Auge geschlossen, das andere offen; die sich ihm nähernden Kameraden und die barmherzige Schwester wußten nie genau, ob er wachte oder schlief. — Eines Abends erschien es einem vorübergehenden Soldaten, der einen Blick auf das Antlitz des Dulders

Digitized by Google

warf, als sei Stephan tot, doch ein dazukommender Kamerad zerstreute seine Befürchtung mit den Worten, daß der Kranke ja immer so aussehe; er trat an das Lager heran und wollte den vom Kissen herabgeglittenen Kopf zurechtlegen, — da aber erbleichte er und fuhr zurück . . .

Schon seit einigen Minuten umstand eine schweigsame, traurige Menge die Leiche; viele bekreuzigten sich ehrfurchtsvoll vor der Majestät des Todes; Stephan lag noch in derselben Stellung wie immer, doch er litt nicht mehr; vergebens bemühte sich der Arzt, am schneeweißen, mageren und kalten Handgelenk den Pulsschlag zu entdecken, vergebens hob die Schwester behutsam das Lid des geschlossenen Auges auf und berührte die Pupille mit dem Finger, — sobald sie ihre Hand zurückzog, sank das Lid wieder herab und die Pupille blieb hart und leblos. Stephan war ebenso still, unbemerkt und ohne Klage verschieden, wie er monatelang geduldet hatte. — Die barmherzigen Schwestern wuschen den Leichnam, legten die Hände und Füße zurecht, bedeckten das Antlitz mit einem Tuche und ließen ihn über Nacht auf seinem Lager, nachdem sie den daneben liegenden Kranken weiter fort gebettet hatten. — Am dritten Tage fand die Beerdigung statt.

Bei der Totenkammer dort hinter den Baracken, dicht am Zaun, der den Spitalhof von den Reisfeldern trennte, versammelten sich die gefangenen Soldaten in ihren langen Krankenkitteln; sich bekreuzigend umdrängten sie den mit einem Brokattuche verhüllten Sarg; auch ein Geistlicher war anwesend und sagte in gebrochenem Russisch und in eintöniger Weise die vorgeschriebenen Gebete her. Es roch nach Weihrauch und der bekannte, ein wenig betäubende Duft hatte etwas das Herz Rührendes und traurig Stimmendes an sich . . . Ein geübter, harmonischer Chor sang die schwermütigen russischen Sterbelieder, die alles Menschenleid beschließen und in deren Melodie keine einzige Note hoffenden Lebens anklingt; stumm, in Gedanken versunken hörten die Umstehenden zu . . . Jenseits des Zaunes stellten sich am Rande des Reisfeldes neugierige Japaner nnd Japanerinnen auf, deren Interesse durch die Menschenansammlung, den Gesang und die Zeremonien erweckt worden war . . . Und über all diesem erstrahlte leuchtend, wärmend und unbekümmert die Sonne.

Die Menschenmenge vergrößerte sich: auch aus den Quartieren der Gesunden (wir hatten damals fünf Niederlassungen für Soldaten und zwei für Offiziere) durfte jeder, der wollte, der Totenfeier beiwohnen; im Hintergrunde standen einige japanische Soldaten mit Flinte und Ranzen auf dem Rücken und ein paar Polizisten in weißen Handschuhen und mit unruhig umherspähenden Augen hielten die Ordnung unter dem Volke hinter dem Zaune aufrecht. —Wehmutsvoll, herzbeklemmend zittern die Stimmen der Sänger durch die stille, von der Herbstsonne durchwärmte Luft. Eine unbeschreibliche Traurigkeit schleicht sich leise und unwiderstehlich in die Herzen aller und erfüllt diese in der Fremde verlassenen Männer mit düstern, nicht abzuschüttelnden Gedanken.

Nun ist der Trauergottesdienst zu Ende. Jasimoto, der kleine, lebhafte, schwarzäugige Dolmetsch, der vor dem Kriege in einer Manufakturwarenhandlung in Wladiwostok als Kommis gedient hat und es jetzt bis zu dem hohen Posten eines „Umsprechers" — wie die Soldaten sagen —, von dem das Geschick der Kriegsgefangenen in vielem abhängt, gebracht hat, Jasimoto

Digitized by Google

teilt dem Hauptmanne U. mit, daß alle, die es wünschen, dem Sarge zum Friedhof folgen dürfen; der Hauptmann ruft mit weitschallender Stimme: „Brüder, wer den Sarg begleiten will, trete zur Seite!“ Fast alle folgen dieser Aufforderung. Plötzlich erscheint ein japanischer Unteroffizier von der Spitalwache und redet lange auf Jasimoto ein, während vier Japaner mit roten Kreuzen auf dem Rücken den Sarg zum Tragen bereit machen; man hört Hammerschläge und japanisches Geschwätz. Schließlich erklärt Jasimoto etwas verlegen dem Hauptmann, daß die Vorgesetzten nur den Sängern den Gang zum Friedhof erlauben wollen; der Hauptmann regt sich auf und schimpft über die japanischen Verordnungen, endlich wendet er sich an die Soldaten: „Meine Herren, gehen Sie in die Baracken zurück, es wird nicht erlaubt, dem Toten das letzte Geleit zu geben.“ Man macht dem sanften, schuldlosen Geistlichen Vorwürfe, daß er bei seinen Landsleuten keine Rücksichtnahme auf die christlichen Zeremonien durchsetzen könne; er wird verlegen und unterhandelt mit einem anderen japanischen Geistlichen, der aus Tokio zum Besuche der Gefangenen gekommen ist und der Trauerfeier aus eigenem Antrieb beigewohnt hat; doch die Unterhandlungen führen aus begreiflichen Gründen zu nichts: niemand der Anwesenden hat das Recht, den soeben „von oben“ erfolgten Befehl abzuändern. Dennoch folgen mehr als zweihundert Menschen dem Sarge; ohne Kopfbedeckung, mit blassen, ernsten Gesichtern ziehen sie wie ein schmales Band auf dem Fußpfade zwischen den Reisfeldern und rieselnden Bächlein dahin; an der Spitze des Zuges schreiten wichtig und bedeutungsvoll zwei japanische Schildwachen einher, gleich hinter ihnen gehen zwei russische Soldaten, die ein Holzkreuz mit einem Inschriftstäfelchen (Vor- und Zuname des Verstorbenen) tragen; dann folgt der Sängerchor; hinter ihm schwankt auf den Schultern vierer unserer Soldaten der einfache Holzsarg und dann taucht eine lange, lange Reihe von Köpfen auf; es ist, als wälze sich eine riesenhafte Schlange zwischen den Feldern dahin, auf denen die Eingeborenen emsig arbeiten, die Frauen in großen Strohhüten mit halb in Tüchern verhüllten Köpfen, die Männer mit glatt rasierten, gleichartigen Gesichtern, auf denen sich Neugier und höchstes Staunen malen. Die feierliche Prozession und der Gesang locken sie alle herbei; Knaben und Mädchen laufen fröhlich schwatzend neben dem Zuge einher, die Entgegenkommenden bleiben stehen und die Landarbeiter blicken rastend auf.

Der Weg zum Friedhof ist nicht weit; dort auf dem Hügel schimmern bereits die weißen Kreuze aus dem Grün der Umgebung, das ist die letzte Zufluchtsstätte der in der Gefangenschaft gestorbenen Russen; gegen zwanzig Kreuze heben sich dort schon von dem grünen Hintergrunde des Berges ab. Langsam zieht die Prozession den steilen Hügel hinan, biegt um die Ecke des buddhistischen Tempels und steigt dann zwischen dem dichten Laubwerk der ringsum wachsenden Bäume und den sonderbar geformten Farrenkräutern noch höher auf; der Gesang klingt gedämpft und abgerissen aus dem grünen Dickicht hervor und strebt, von Schluchzen unterbrochenen Akkorden gleich, mühsam gen Himmel; alles, was die Herzen der Überlebenden, die jetzt dem Sarge folgen, verwundet hat, alles, was sie in diesen langen, bangen Tagen der Gefangenschaft gemartert hat, scheint sich in diesen schwermutsvollen Klängen loszuringen und ans Licht zu drängen... Einige der Holzkreuze auf

Digitized by Google

den hellen Sandhügeln haben sich bereits zur Seite geneigt oder sind gar umgefallen; in einer nicht allzu tiefen Gruft am Abhange des Berges mühen sich ein paar halbnackte Japaner ächzend und stöhnend damit ab, die letzten feuchten, weichen Erdschollen aus dem Grabe zu schaufeln. — In dichter Schar umstehen die Gefangenen die Gruft und den völlig schmucklosen Sarg. Neuerliche Gebete, neuerlicher Gesang, der mit seinen gramerfüllten Tönen das Herz der Hörer zerwühlt, neuerliche Trauer. . . Ringsum aber ein wunderbar reizvolles Landschaftsbild: die Stadt mit ihren Vororten, die vielfarbigen Felderquadrate, die glitzernden Bächlein, die Hütten der weitverstreuten Dörfer, dort links die weißen Baracken der Russen und hier im Vordergrunde der hohe Berg mit den sonderbaren Umrissen eines steinernen Schlosses auf dem grünen Hintergrunde des Gipfels.

Der Sarg ist an Stricken hinabgesenkt und mit Erde bedeckt worden; hoch und gleichmäßig wölbt sie sich nun über dem Sargdeckel und verbirgt den Überlebenden für immer Stephans glänzende, dunkle Augen. Vielleicht hat er in den Fieberphantasien seines durchschossenen Gehirns diesen stillen Erdhügel gesehen und vielleicht lag deshalb eine so entsetzliche Angst in seinem Blick? — „O nein, *das* hätte ihn nicht geängstigt!“ antworten euch alle die bleichen Burschen, die das Grab umstehen, „nein, nein, das ist ja nichts Entsetzliches! Er ist ja jetzt *frei* und sicherlich glücklicher als wir alle!“

Ein anderer Schwerverwundeter nahm Stephans Lager ein und der hoffnungslos darniederliegende Feodor Tscherneletzkij blickte mit unsagbarem Gram in den Augen auf den neuen Dulder, der gerade ihm gegenüber gebettet wurde. An sein eigenes Leiden schien er längst gewöhnt zu sein; das monatelange Liegen in größter Hilflosigkeit, mit amputierten Beinen und halbgelähmtem Rumpf, die wundgelegenen Stellen, die Schmerzen hatten ihn abgestumpft. Schwer vermißte er seit mehreren Wochen seine treue Pflegerin, die gute, zärtliche Schwester Kawagutsi, die nicht mehr wie früher Tag und Nacht an seinem Lager saß, ihm jeden Wunsch von den Augen ablesend. Sie hatte sich erkältet und war an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt; die Ärzte und die anderen Krankenwärterinnen erklärten ihren Zustand für sehr gefährlich. Wär's denn möglich, daß Feodor, dessen Tod seit zehn Monaten von Tag zu Tag erwartet wurde, sie überleben sollte? Nein, er überlebte nicht einmal ihre Krankheit: als Kawagutsi nach ihrer Genesung ins Spital zurückkehrte, war Tscherneletzkij nicht mehr da. . .

IV.

In einer der Sommerbaracken*) für die gefangenen Offiziere, im sogenannten „Itschi-Baracko“,**) lag mehrere Monate hindurch der wahnsinnige Hauptmann Sjerikow. Er hatte früher in dem Gefangenenquartier

*) Die Winterbaracken hatten Glasfenster und gutschließende Türen, während die Sommerbaracken nur mit Papierfenstern versehen waren und der Zugluft freien Spielraum gewährten. Sommer- wie Winterbaracken waren von Verwundeten bewohnt.

**) Itschi = eins; „Itschi-Baracko“ = erste Barace.

Digitized by Google

„Kokaido" gewohnt und war dort in eine anfänglich leichte Melancholie verfallen; allmählich hatten sich dann untrügliche Spuren von Geistesgestörtheit gezeigt. Einmal hatte er sich aus einem Fenster des zweiten Stockes hinabgestürzt und dabei den Fuß verrenkt; als die herbeigelaufenen Kameraden ihn umringten, erkannten sie an seinen unzusammenhängenden Reden, daß er den Verstand verloren hatte. Nun erinnerten sich alle, daß er schon seit längerer Zeit mit niemandem gesprochen hatte und stundenlang auf den engen Wegen des kleinen Gartens umhergewandert war, die Vorübergehenden mit wilden Blicken messend und auf ihre Fragen nicht antwortend. Sjerikow wurde ins Krankenhaus gebracht und in einer der Offiziersabteilungen gebettet. Anfangs schien sein Zustand sich zu bessern; die Kameraden besuchten ihn, er selbst ging in den Baracken umher, sprach mit diesem und jenem und verriet, obgleich er sich in sonderbarer Stimmung befand, keine auffallenden Anzeichen von Irrsinn. Doch diese Besserung war nicht von Dauer und bald zeigte es sich, daß der Mann geistig gebrochen war und daß noch einige Wochen des bisherigen sinn- und zwecklosen Lebens ihn ganz und gar zu Grunde richten mußten. Jeder, der auch nur fünf Minuten mit ihm sprach, gewann die Überzeugung, daß die schreckliche Krankheit ihn bald ganz besiegen werde, — und sie tat das noch schneller, als man geglaubt hatte. Der unglückliche Hauptmann hörte wieder auf, mit den Kameraden zu reden, blickte denen, die ihn besuchten, mißtrauisch und böse ins Gesicht oder warf nach ihnen mit allem, was ihm in die Hände fiel; so kam es, daß die Besuche bald ganz aufhörten, zumal den anderen Offizieren der Anblick des Kranken Schmerz bereitete.

Das Leiden nahm einen immer eigentümlicheren Charakter an; Sjerikow verließ sein Bett nicht mehr, sprach nicht und aß so viel wie nichts; Tag und Nacht lag er da, entweder in seinen Mantel gehüllt oder auf das Kissen gestützt, die grauen, hervorgetretenen Augen starr auf einen Punkt gerichtet; sein Gesicht war abgemagert zum Erschrecken. Alle Bitten und Zureden seines Burschen, doch die Leibwäsche, die an seinem Körper zu faulen begann, zu wechseln, beantwortete er mit entschiedenem Kopfschütteln, und als man ohne seine Einwilligung den Versuch machte, ihn zu entkleiden, wehrte er sich in wilder Verzweiflung.

Als die gefangenen Offiziere aus den Sommer- in die Winterbaracken überführt wurden, blieb ich mit Sjerikow allein zurück. Alltäglich versuchte ich's von neuem, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen; er antwortete nur selten und blickte mich bald seltsam traurig, mit Tränen in den Augen, bald grausam und boshaft an. Zwei Burschen des Kosakenregimentes hielten Tag und Nacht Wache in seiner Nähe. Diese Einrichtung war getroffen worden, nachdem er sich eines Nachts leise aus seinem Schlafraum geschlichen und den Versuch gemacht hatte, sich in einem im Vorzimmer stehenden Wasserbehälter zu ertränken. Von da an beobachtete man ihn sorgsam und kam dahinter, daß er in jeder Nacht irgend welche Exkursionen unternahm. Man ließ ihn nicht mehr aus der Baracke hinaus; sobald das vorsichtige Aufstoßen seiner Krücke durch den leeren Raum schallte (seit dem Sturz aus dem Fenster konnte er sich nur mit einer Krücke vorwärts bewegen), erwachte der schlummernde Bursche und folgte heimlich seinem Herrn; es kam vor, daß er ihm nie

Digitized by Google

Küchenmesser oder sonst einen gefährlichen Gegenstand, mit dem er sich ein Leid antun wollte, gewaltsam aus der Hand winden mußte.

Die Zeit verging. Auch der geistig unnormale, später vollständig verrückte Stabskapitän T. wurde in unserer Baracke untergebracht und von zwei Burschen Tag und Nacht bewacht. Es war nicht leicht, mit ihm fertig zu werden.

Unheimliche Stille herrschte nachts im Spital, nur der Wind pfiff unterm Dach und klapperte an den Bretterwänden des Schilderhäuschens. Alles schlief, aber nicht den Schlaf des Friedens und der Ruhe, sondern des kurzen, fieberhaften Vergessens. Fast allnächtlich gingen wilde Szenen vor sich, bei deren Erinnerung sich noch heute eine felsenschwere Last auf meine Seele wälzt. Zum Überfluß schrie in der Nachbarbaracke ein wahnsinniger Soldat die ganze Nacht mit lauter Stimme wilde, unzusammenhängende Worte, die die kranken Kameraden in Angst und Schrecken versetzten; weithin hallte seine heisere, entstellte Stimme durch die Stille der Nacht. Die Kameraden reden ihm zu, flehen ihn an aufzuhören, doch er beruhigt sich nicht, stößt Drohungen, Verwünschungen, Bitten aus, sagt Gedichte oder Gebete her, bittet jemand um Verzeihung, fleht bald um Gnade, bald um seinen Tod. Erst gegen Morgen schläft er ermattet ein und die barmherzigen Schwestern huschen auf den Zehenspitzen an seinem zerwühlten Lager vorbei, bemüht, seinen unruhigen Schlummer durch kein Geräusch zu stören. Da wird der Stabskapitän T. plötzlich wach und schleicht an seinem schlummernden Aufseher vorüber aus unserer Baracke hinaus; wenige Minuten später erklingt in der Soldatenbaracke seine mächtig dröhnende Stimme: „Freunde, erwachet! Christ ist erstanden! Warum schlaft Ihr? Erwachet! Soldaten, erhebt Euch!“ oder: „Schnell, schnell, steht alle auf, alle!“ Die aufgeschreckten Kranken richten sich auf ihren Lagern auf, viele wollen vor Angst davonlaufen. Da eilen T.s Burschen herbei und bitten ihn, sich wieder niederzulegen; er gehorcht nicht, schlägt auf sie ein . . . Oft mußte man ihn mit äußerster Gewalt aus der Baracke schleppen, während er verzweifelten Widerstand leistete und durch sein Geschrei alle Schlafenden weit nnd breit aufweckte. Zuweilen gelang es ihm zu entwischen; dann sammelte er Steine zusammen, stellte sich hinter eine Ecke des Gebäudes und warf nach jedem, der in seine Nähe kam. Der kaum eingeschlafene wahnsinnige Soldat erwachte und begann wieder zu schreien; Sjerikow bewegte sich unruhig in seinem Schlafraum; die Schwestern liefen mit Laternen hin und her, die Schildwachen eilten verschlafen herbei, die diensthabenden Feldschere und Dolmetsche kamen halbangekleidet zum Vorschein . . . Das waren die Nächte in der Baracke der Wahnsinnigen.

Eines Tages übergab ich Sjerikow einen Brief seiner Angehörigen. Er ließ ihn lange uneröffnet; am Abend kam sein Bursche zu mir und erzählte: „Wohlgeboren haben den Brief gelesen, haben viel und lange geweint, immer wieder das Papier angeschaut — — ach, schlecht, sehr schlecht geht's Wohlgeboren und man weiß nicht, wie man helfen könnte!“

Am selben Tage kam noch ein geistesgestörter Soldat aus der Abteilung für die Polen und Juden*) in eine unserer Baracken. Hübsch, zart, jung,

*) Die Japaner hatten gleich in der ersten Zeit die Polen und Juden von den anderen Gefangenen getrennt untergebracht.

Digitized by Google

fast noch ein Knabe, gewann er mit einem Schlage die Sympathie aller; je fünf der Soldaten wachten freiwillig Tag und Nacht bei ihm. Anfangs ging es ihm sehr schlecht; auf seiner Matratze liegend blickte er mit weit aufgerissenen Augen, in denen der Wahnsinn glühte, vor sich hin; zuweilen stürzte er sich in Wut auf einen der ihn umstehenden Kameraden. Späterhin besserte sich sein Zustand ein wenig, das blasse, magere Gesicht belebte sich, er beantwortete an ihn gerichtete Fragen und sah den Sprecher mit großen, hellen Augen neugierig und wie im Zweifel an. Am Tage des Eintrittes dieses neuen Geisteskranken kam ich erst gegen Morgen dazu, meinen Schlafraum aufzusuchen. T. schien zu schlafen, die Burschen wachten, bei Sjerikow rührte sich nichts. Todmüde warf ich mich auf mein Bett und schlief sofort ein.

Ich hatte es im Kriege gelernt, bei dem kleinsten Geräusch zu erwachen; so schreckte mich auch diesmal das bekannte Aufschlagen einer Krücke bald nach dem Entschlummern wieder auf. Ich öffne die Augen: den Leinwandvorhang hochhebend steht Sjerikow mit verwildertem Bart im bleichen, abgemagerten Gesicht, in schmutzigem Krankenkittel, mit der Krücke in der Hand vor mir; die trockenen, farblosen Lippen beben und flüstern mir etwas zu; er neigt sich über mich und starrt mich böse und gekränkt an.

„Warum tun Sie so etwas, Philipp Petrowitsch? warum quälen Sie uns alle so?" höre ich's durch die Stille und diese Worte, die ganze Erscheinung des Wahnsinnigen bedrücken meine Seele in schmerzlicher und unerklärlicher Weise. „Beruhigen Sie sich," sage ich, „setzen sie sich hier auf den Stuhl und erzählen Sie mir, warum Sie so unzufrieden mit mir sind?"

Doch Sjerikow bleibt in derselben Stellung über mich geneigt, den großen, mit wirrem Haar bedeckten Kopf gesenkt; es ist, als gehöre dieser Riesenkopf gar nicht zu dem ausgedörrten kleinen Körper, als sei er künstlich darauf angebracht; der Arme zittert am ganzen Leibe. Ich bemühe mich wieder, ihn zu besänftigen, ich spreche zu ihm so ruhig als möglich und fühle dabei, wie gegen meinen Willen das schwere, drückende Gefühl in meiner Brust wächst. Der Wahnsinnige nähert sich meinem Bett noch um einige Schritte, laut mit der Krücke aufstoßend, blickt sich vorsichtig um und zieht aus seinem schmutzigen Kittel den Brief hervor, den ich ihm übergeben habe. Und wieder ertönt sein durchdringendes, Ohren und Nerven schmerzhaft treffendes Geflüster. „Warum verstellen Sie sich? Ich hab's ja doch erkannt! Dieser Brief ist vergiftet, — Sie haben ihn vergiftet! Ein neues Mittel — hahaha! — bekannte Zeilen, von bekannter Hand geschrieben, aber vergiftet! mit echtem Gift angefüllt! Sie haben diese Zeilen, dies Papier, dieses Kuvert vergiftet, sogar die Worte und Buchstaben, — alles vergiftet. Warum haben Sie das getan? Ist Ihnen denn nichts heilig, gar nichts?" Er flüsterte nicht mehr, er schrie aus Leibeskräften mit nervöser, heiserer, zuweilen versagender Stimme, wobei er drohend die Krücke gegen mich schwang; plötzlich verließ ihn die Kraft und er sank schwer am Fußende meines Lagers nieder, die Krücke hilflos fallen lassend.

Welch entsetzlicher Gedanke und durch welche Windungen seines kranken Hirns war er ihm in den Kopf gedrungen? Sein Wahnsinn war zuweilen

Digitized by Google

wirklich erfinderisch und konnte durch den logischen Gang der im Grunde unsinnigen Gedanken in Erstaunen setzen.

Er sah jetzt schrecklich und zugleich mitleiderregend aus; seit er schwieg, bot er einen noch traurigeren Anblick dar als zuvor. Rundum schlief und schwieg alles; T., durch den Wahnsinn zerquält und ermattet, regte sich nicht, der geisteskranke Soldat in der Nachbarbaracke hatte sich in Schlaf geschrien, die Aufseher, müde vom bisherigen Wachen, hörten nichts von dem, was sich bei mir abspielte. In dieser Stille wurde mir das Wahnsinnsgeschrei und -geflüster Sjerikows unerträglich; ich begann langsam aufzustehen und bemühte mich wieder, durch ruhiges Zureden auf ihn einzuwirken; es schien zu gelingen: mühsam und schweigend stand der Unglückliche auf und humpelte schwankend, mir noch einige Drohungen zuflüsternd, aus meinem Schlafraum hinaus. Ich weckte seinen Burschen und befahl ihm, seinen Herrn bis zum Tagesanbruche nicht aus den Augen zu lassen. Schlaflos wälzte sich Sjerikow bis zum Morgen auf seinem Lager. Als ich endlich wieder zur Ruhe kam und eben einschlafen wollte, tagte es bereits und die lauten Rufe des erwachenden T. ertönten nebenan . . .

In der Folge kam Sjerikow noch öfter in stiller Nacht zu mir, wenn er sich von seinen übermüdeten Wärtern nicht beobachtet wußte. Einmal hatte er sich behutsam in einen Abteil geschlichen und ein auf dem Tisch liegendes Küchenmesser ergriffen, das er in seinem Kittel versteckte und tagelang bei sich trug; als er das nächste Mal wieder bei mir erschien, entwanden wir es ihm mit Gewalt. Immer wieder versuchte er, seinem unglücklichen Dasein ein Ende zu machen.

Einmal kam ein in Japan berühmter Irrenarzt, Professor der Universität Tokio, nach Matsuyama. Er besuchte Sjerikow in meiner Gegenwart, erkundigte sich nach seiner Lebensweise, beobachtete ihn lange und aufmerksam. Der Kranke weigerte sich energisch, sich genau untersuchen zu lassen. Nachher saß der Professor lange bei mir und beteuerte, Wahnsinn trete nie als Folgeerscheinung einer bestimmten Lebensweise auf, sondern hänge nur von Ursachen ab, die im Organismus der betreffenden Person verborgen lägen; die Beobachtung der Geisteskranken unter den russischen Gefangenen hätte ihn in dieser Überzeugung noch bestärkt.

Viele der Soldaten und Offiziere, die sich schon seit Monaten mit dem absurden, trübseligen Dasein, das man Gefangenschaft nennt, quälten, erweckten bei genauerer Betrachtung in mir den gräßlichen Gedanken: „Auch Euch erwartet ein solches Schicksal!“ Nervosität, Gereiztheit, unnatürlich erhöhte Sensibilität, — alles verriet eine schwere Erschütterung des Organismus und des Seelenlebens, — die Tage aber zogen sich in die Länge; langsam, unmerklich wurden sie zu Wochen, zu Monaten . . . „Herr, wann wird das enden?“ fragten mich zuweilen die Soldaten, und dumpfes Leid, dem keine Hoffnung schimmerte, klang aus jedem ihrer Worte. „Lieber als Verbannter in Sibirien leben, — lieber wiederum auf den Bergen der Mandschurei Kälte, Hitze, Hunger und Durst leiden, als dies verdammte Dasein ertragen!“ Und ich sah Tränen auf den gebräunten, abgezehrten Gesichtern, auf den eingefallenen Wangen, in den trüben Augen.

Digitized by Google

„Ich habe daheim ein Weib", erzählte mir oft einer der Soldaten, „so ein stilles, sanftes Ding! Wie hat sie sich an mich geklammert, die Arme, als sie uns in Petersburg in den Zug pfropften! Ich lass' Dich nicht, sagte sie, ich lass' Dich nicht! Was soll ich ohne Dich anfangen? Wo soll ich ohne Dich bleiben? Sie weinte nicht, sie stöhnte . . . ach, so schrecklich, daß ich bis auf den heutigen Tag dieses Stöhnen höre, als wär's da neben mir! Die Polizisten schleppten sie fort . . . Ich antwortete nicht einmal, — was hätte ich denn antworten können? Ich weiß es ja, es war ihr Verderben, daß ich sie verließ!"

Es war ein noch junger Reservist, der im Kriege ein Bein verloren hatte. Wenn ich den Blick von seinem Gesicht und den breiten Schultern dem unnützen Stummel zuwandte, der statt des Beines unter dem Krankenkittel hervorstarrte, packte mich mit immer neuem Schmerz der Gedanke: ein Krüppel, bis ans Ende seiner Tage ein unglücklicher, auf die Hilfe anderer angewiesener Krüppel! Und ich sah im Geist seine junge, sanfte Frau, die sich auf dem Bahnhofe in Petersburg an ihn geklammert hatte und ihn nicht fortlassen wollte . . .

Ein anderer Soldat, — fast noch ein Knabe mit so lieben, klaren Augen, — dem ein Arm untauglich geworden war, sprach immer wieder vom heimatlichen Dorf: „Ach, das war ein stilles, schönes Leben! Ich hab' jüngere Geschwister, — wir sind eine große Familie und ich war der einzige Arbeiter, denn der Vater liegt immer auf dem Ofen. Jetzt wird wohl die Mutter die ganze Arbeit leisten müssen — und sie hatte doch schon damals die Schwindsucht! Sie wird's nicht aushalten, sie werden den Hof verpachten müssen, — die paar Groschen werden kaum für die Steuer ausreichen! Ich habe solche Angst, daß sie alle betteln gehen werden. Aber was soll ich machen? sagen Sie doch, was soll ich machen? — Ich habe hingeschrieben, aber keine Antwort erhalten . . . Ich kann nachts nicht schlafen, muß immer denken . . . Und doch, was hilft das Denken? Die Gedanken machen nur, daß man weinen muß." Und in hoffnungsloser, herzzerreißender Trauer blickte er auf seinen verstümmelten Arm hinunter.

Dann hatten wir da einen Soldaten im Spital, der mager und entstellt nach Matsuyama gebracht worden war; er sprach nichts und blickte nur alle der Reihe nach mit fragenden, großen braunen Augen an. Auch er war noch sehr jung und nach seinem Gesichte zu urteilen hätte man ihn für 17—18jährig gehalten. Eine Kugel hatte seinen Schädel durchbohrt; die Wunde war zwar geheilt, aber es war, als sauge irgendeine grausame Gewalt langsam alles heiße Leben aus dem jugendlichen Körper, der nur noch aus Sehnen, Knochen und Haut zu bestehen schien. Das Leben hatte sich in die Augen geflüchtet, in diese glänzenden, brennenden Augen, die sich mit so sehnsüchtigem Fragen auf jeden einzelnen richteten. — Einen ganzen langen Monat dauerte dies Sterben; selten, selten drang ein abgerissenes Wort aus dem schiefgezogenen Munde. Die Augen wurden größer und größer und zuweilen entrollten ihnen langsame, große Tränen . . . Dies stumme Weinen, dies ganze schweigsame Dulden sammelte eine Schar Teilnehmender um sein Schmerzenslager. Niemand erfuhr, wer er war, woher er stammte. — Er starb. — Man trug ihn hinaus auf den Friedhof am Bergeshang

Digitized by Google

und das weiße Holzkreuz auf seinem Grabeshügel wird noch lange inmitten der anderen schimmern, inmitten all der Kreuze, die auf den Gräbern der in Gefangenschaft gestorbenen Söhne Rußlands errichtet wurden. Lange konnten die Soldaten seiner nicht vergessen. „Wie still er war! Wie seine dunklen Augen glänzten! Wenn er einen ansah, war's, als sähe er ihn mit ganzer Seele, mit allen Gedanken an. Und es schien immer, als frage er nach etwas. Und niemand antwortete ihm, denn niemand verstand seine Frage. Mag ihm das Himmelreich zuteil werden! — Sanft war er, friedliebend, nicht für den Krieg geschaffen" . . . Sie alle waren friedliebend und mußten doch alle die Qual des blutigen Krieges durchmachen und konnten nun in der Fremde, in der Verbannung nicht recht zu sich kommen, nicht recht begreifen, was mit ihnen geschehen war und warum das alles so kommen mußte.

V.

Das langweilige, an den Nerven reißende Leben ging weiter, Tag um Tag. Die Pflege der unglücklichen Geisteskranken, die Klatschereien, Launen, Absonderlichkeiten der Gesunden mit ihrer nervösen Stimmung füllten die Zeit aus; das unnormale Leben machte auch die Menschen unnormal. In den Gesprächen der Soldaten, auf ihren Gesichtern, in ihren Augen, — überall hörte, sah, fühlte, verstand ich das sehnsüchtige Träumen von der Freiheit. Nach Freiheit verlangten sie wie die im Finstern Lebenden nach dem Sonnenlicht; nach Freiheit sehnten sie sich wie die von Hunger Gequälten nach Brot.

Mehr als ein Monat war seit der Einnahme Port Arthurs durch die Japaner vergangen und noch immer hörte ich keine Silbe von meiner Freilassung, obgleich mir bei der Gefangennahme offiziell zugesichert worden war, daß ich nach dem Falle der Festung befreit werden sollte. Allmählich erschien mir mein naives, wenn auch schwaches Vertrauen in die japanischen Versprechungen lächerlich. Oberst Koono zuckte die Achseln auf meine Frage: „Wann wird die japanische Regierung das mir gegebene Versprechen einlösen? Man hat mir doch seinerzeit erklärt, ich müßte gefangen bleiben, solange Port Arthur sich halte, — jetzt ist Port Arthur genommen und ich ersuche um Aufklärung, mit welchem Rechte oder unter welcher Begründung man mich hier zurückhält?" — „Ich weiß von nichts!" beteuerte der schlaue Japaner, „ich habe keine Befehle aus Tokio erhalten; sobald welche eintreffen, werde ich's Ihnen natürlich mitteilen." Und ich verließ ihn überzeugter als je, daß man mich weder freilassen wolle noch werde. Die Flucht, auf die ich mich schon seit Wochen vorbereitete, erschien mir als einzigmögliche Rettung. Die Leute, mit denen gemeinsam ich fliehen wollte, waren ehrlich und entschlossen; ich hatte sie aus all denen, die ich in der Gefangenschaft kennen gelernt hatte, ausgewählt. Alles war zur Flucht vorbereitet; mit großer Mühe hatten wir uns heimlich mit dem Notwendigsten versorgt: Messer, Kompasse, Konserven u. dgl. waren angeschafft. Es erübrigte nur noch, den Zeitpunkt zu bestimmen.

Ich entschloß mich, den japanischen Machthabern ein Schreiben ungefähr folgenden Inhaltes zu senden: „Da mir die japanische Regierung seinerzeit durch den Oberaufseher der Kriegsgefangenen, Oberst Koono, mitgeteilt hat,

Digitized by Google

daß ich nur bis zum Falle der Festung Port Arthur in Gefangenschaft gehalten werden sollte, fordere ich jetzt meine Freilassung. — Seit der Einnahme Port Arthurs ist schon mehr als ein Monat vergangen und es wundert mich, daß die japanische Obrigkeit ihr offiziell gegebenes Versprechen noch immer nicht erfüllt. — Ich ersuche um Antwort: wann wird dies Versprechen erfüllt werden und wann werde ich imstande sein, mich frei zu fühlen? Falls ich im Laufe der nächsten zehn Tage nicht die Antwort erhalte, daß ich zu einer bestimmten Frist freigelassen werde, so werde ich aufhören, mich den Verordnungen, die für die Kriegsgefangenen gelten, zu unterwerfen und mich für berechtigt halten, die Gesetze einer Regierung, die mich länger als ein halbes Jahr betrogen hat, nicht mehr anzuerkennen. Ebenso werde ich verfahren, falls mir gar keine Antwort zuteil werden sollte."

Ich bat die Teilnehmer an der geplanten Flucht, noch so lange zu warten, bis die der japanischen Regierung gestellte zehntägige Frist verstrichen sein werde. Doch ich merkte, daß sie mich nicht mehr als ihren Leidensgenossen betrachteten: sie begriffen, daß — da die Möglichkeit meiner Befreiung immerhin existierte — meine Flucht eine Unvorsichtigkeit, ja eine Dummheit gewesen wäre. Und in einer dunklen Nacht, als die Straßen Matsuyamas mit lärmenden, glänzenden Siegesprozessionen angefüllt waren, flohen sie ohne mich. Mein Bursche, der mich auf der Flucht begleiten sollte, weckte mich frühmorgens, bleich vor Aufregung, und flüsterte traurig nur die wenigen Worte: „Sie sind fort!"

Dann brachte man mir die Vorräte, die sie für mich und den Burschen zurückgelassen hatten. Eine unbeschreibliche Wehmut, ein seltsamer Schmerz überfluteten mich heiß. Wird es ihnen gelingen? Sie sind jetzt bereits frei, wir andern aber müssen vielleicht noch lange vergeblich der Befreiung harren!

Am dritten Tage wurden die Flüchtlinge eingefangen. — Alle erfuhren von dem Geschehnis durch die Erzählungen der Japaner. Nun ging das Ausfragen an und die Gefangenen wurden strenger als je beaufsichtigt.

Einige Tage darauf erhielt ich vom Kriegsministerium die offizielle Mitteilung, daß meine Freilassung in den nächsten Tagen erfolgen sollte und daß man meine oben erwähnte Eingabe gar nicht gelesen habe.

Das hell erstrahlende Gefühl der Freude, das sich meiner bemächtigen wollte, hatte einen harten Kampf mit dem Mitleid zu bestehen, welches ich für die Zurückbleibenden, vor allem für die wieder eingefangenen Flüchtlinge hegte. Nur zwei Tage hatten sie sich frei fühlen dürfen, jetzt saßen sie im Gefängnis und litten schwerer als vorher. — Die gefangenen Offiziere beurteilten den mißglückten Fluchtversuch verschieden: die einen zürnten den Flüchtlingen, weil sie das den Japanern gegebene Wort gebrochen und dadurch die übrigen Gefangenen unter noch strengere Aufsicht gebracht hatten, die anderen bedauerten das Mißlingen der Flucht und bewunderten den Mut der Kameraden.

Der nach einigen Wochen in Matsuyama eintreffende französische Konsul brachte mir die Freudenbotschaft, daß meine Freilassung vor der Tür stehe.

Was war das für ein schwerer, trauriger Gang, der letzte durch die Baracken der verwundeten Soldaten, die ich während eines halben Jahres täglich gesehen hatte, die vor meinen Augen gelitten hatten und genesen waren, um dann unsagbare Sehnsuchtsqualen zu erdulden! Neidvoll blickten

Digitized by Google

sie mir ins Antlitz, als ich mich von ihnen verabschiedete; unwillkürlich unterdrückte ich jede freudige Regung in meinem Herzen, mir war, als müßte ich mich ihrer schämen, hier in Gegenwart der Unglücklichen, die noch viele Monate in diesen Baracken vertrauern mußten.

„Denken Sie an uns, — tun Sie etwas für uns!" kam es von den bebenden Lippen der Soldaten, während Tränen ihre Augen verdunkelten. Ein ganzer Haufen von Briefen in die Heimat wurde mir eingehändigt.

Am Tage der Abreise wurde ich ins „Verwaltungsbureau für Kriegsgefangene" gebeten. Nach kurzem Gespräch ersuchte mich Oberst Koono, in Gegenwart des französischen Konsuls und des Platzkommandanten General Okaba feierlichst, das an Eides statt gegebene Versprechen zu unterschreiben, daß ich während der Dauer des Krieges nichts unternehmen wollte, was den Japanern schaden könnte. Der rangälteste der gefangenen russischen Offiziere, Flügeladjutant Oberst Semionow, wurde aufgefordert, bei der Unterschrift dieses Dokumentes als Zeuge anwesend zu sein. Der Text des eidlichen Versprechens wurde zuerst in japanischer, dann durch den Dolmetsch in russischer Sprache laut verlesen; ich unterschrieb und nach mir taten es die Zeugen. Von dem Moment an war ich frei!

Die japanischen Autoritäten drückten mir in feierlicher Weise ihre Glückwünsche aus, dann wurden meine Effekten einer halbstündigen Visitation unterworfen. Ich wurde ganz ausgezogen und jedes Kleidungsstück wurde aufs genaueste daraufhin untersucht, ob nicht irgendwas in das Futter eingenäht sei; ganz besondere Aufmerksamkeit wurde meinen Manuskripten zugewandt, wegen derer ich schon vor der Freilassung lange Unterhandlungen gepflogen hatte. Die Japaner hatten darauf bestanden, daß meine Schriften übersetzt und der Zensur unterbreitet werden müßten, sodaß ich einige Aufsätze und Notizen auf ganz aparte Weise verbergen mußte: ich bezog das Papier mit Stearin, steckte es in eine steinerne Flasche und goß Likör darüber. Die Flasche erweckte zwar einigen Verdacht, wurde aber nicht genauer untersucht. Der französische Konsul setzte es schließlich durch, daß die mir anvertrauten Briefe und meine eigenen Papiere der Zensur nicht vorgelegt werden mußten. — Nach der Durchsicht meiner Sachen wurde ich ersucht, die „Verordnungen für die russischen Kriegsgefangenen" zurückzugeben, die ich als interessantes Dokument zur Erinnerung mit nach Hause nehmen wollte; man habe nur wenige Exemplare, ich hätte die Broschüre ja nicht nötig, dort aber sei sie unentbehrlich usw. Es war nichts zu machen, ich mußte mich fügen. Dann ließ Oberst Koono mich wieder zu sich bitten, gratulierte mir nochmals und übergab mir ein japanisches Schriftstück, das meine Freilassung bestätigte. Auf Grund dieses Dokumentes hatte ich das Recht, alle Städte, Häfen, Eisenbahnstationen und Hotels Japans frei zu passieren. Es lautet in der Übersetzung: „Am (Datum) wird der russische Untertan (Name) aus der Gefangenschaft entlassen und dem französischen Konsul zur Weiterbeförderung in seine Heimat übergeben, weshalb ihm der vorliegende Passierschein, der ihn zur unbehinderten Durchreise durch die japanischen Städte berechtigt, erteilt wird. — Matsuyama, Oberst Koono."

Nachdem wir Matsuyama verlassen hatten, erzählte mir der französische Konsul von Rußland, von den Unruhen in meinem Vaterlande. Erst damals

Digitized by Google

konnte ich mich völlig davon überzeugen, wie mangelhaft und unklar die Nachrichten waren, die bis zu den Gefangenen drangen. In Kobe teilte mir der Konsul mit, daß ich glücklich einer drohenden Gefängnisstrafe entronnen sei. — „Wieso? wofür?“ — „Wenige Stunden nach Ihrer Freilassung erhielt Oberst Koono vom Kriegsminister in Tokio ein Telegramm mit dem Befehl, Sie zu arretieren und bis zum Ende des Krieges in Haft zu behalten, da Sie Briefe und Zeitungsartikel heimlich, in ausgehöhlten Bambusstöcken, nach Rußland geschickt...“ — „Wie ist das entdeckt worden? Die Artikel erschienen doch unter einem Pseudonym!“ — „Englische und japanische Zeitungen haben Ihre Arbeiten abgedruckt und hinzugefügt, wie und von wem sie aus Japan gesandt seien. Bedanken Sie sich bei dem unbekannten Verfasser der Notiz! Das Telegramm aus Tokio kam zum Glück zu spät, dennoch mußte ich in endlosem Hin- und Herdepeschieren all meine Redefertigkeit vom Stapel lassen, bevor die Antwort zurückkam, daß Ihr Vergehen verziehen worden sei.“

Heiß drückte ich ihm die Hand. — Ich war frei, frei!

Morgen.

Von Josef Weingartner.

Der Regen brauste die ganze Nacht.
Frostig und feucht ist der Tag erwacht;
Am Himmel lagert ein grausiges Heer,
Bleigrau und schwer.

Und hoch vom Gebirg', im wilden Gestein,
Vom Nebel umgeben, stumm und allein,
Schau' ich voll drückender, zweifelnder Qual
Tief ins Tal.

Dort taucht aus den Nebeln Schaft an Schaft:
Ringendes Leben und wurzelnde Kraft.
Und tausend Wipfel brausen ein Lied,
Das klingt nicht müd' —

Das klingt nicht verdrossen und ohne Mark;
Nein, daseinsfreudig, mutig und stark.
Das klingt wie ein Hohn, der tollt und lacht
Ob Nebel und Nacht.

Und ein Jauchzen send' ich den Wipfeln zum Gruß.
Erhoben das Haupt und sicher der Fuß, —
So schreit' ich durchs bleiche Nebelgezücht
Ins kommende Licht!

Digitized by Google

Der Königsſohn und ſeine Krone.

Eine Märchen-Aventüre von **Paltor.**

Es war einmal ein Königsſohn, der verlor ſeine Krone.

Niemand wußte, wohin ſie gekommen war, und vom Morgen bis zum Abend hörte man kein anderes Wort im Palaſte als: „Die Krone! Wo mag des Prinzen Krone ſtecken?“

Da ſchämte ſich der Königsſohn, denn ohne Krone durfte er ſich nicht auf den Thron des Königreiches ſetzen und den koſtbaren Hermelin nicht um die Schultern nehmen.

Zwar wollten ihn die Höflinge tröſten. „Was liegt an der Krone? Trägſt du ſie nicht ungeſehen? Sie wurde dir in die Wiege gelegt und ſtrahlt aus deiner Jugend Glanz und dem Adel deines Seins —“.

Aber es war alles vergebens. „Wenn ich die Krone nicht wiederbekomme, laſſe ich Thron und Land.“

Die alte Aja hörte es. „Söhnchen, ſei doch vernünftig. Die Krone wird ſich wiederfinden. Morgen beim Tagesanbruch ſuchen wir alles ab. Ich meine faſt, der neue Küchenjunge, der Schelm, hätte ſie unter mein Nähzeug verſteckt. Den ganzen Tag ſinnt er auf ſchlimme Streiche.“

Aber der Prinz floh über die ſchmalen weißen Gartenwege und durch die Blumenbeete hin, die licht und klar im blauen Mondſchein ſtanden.

Still war's im Gebüſch, ſilbern glänzte der Spiegel des Teiches. Er riß eine Handvoll Schilf aus, tauchte es in die unbewegten Waſſer und netzte ſich damit die heiße Stirn. „Prinz ohne Krone,“ rief er, „Prinz ohne Land! Geh hin und ſuche deine Krone! Erwirb dir aus eigener Kraft, was du verloren, verzichte, wenn du dazu nicht imſtande biſt!“

Da platſchte und klatſchte etwas neben ihm und ſiehe! ein Krötlein ſaß auf breitem Huflattichblatt, das zwinkerte mit den runden Auglein und ſang:

„Seht den Prinzen Unverſtand!
Laß die Krone, bleib im Land!
Wohlig hegt das Vaterdach,
Draußen droht dir Ungemach.
Hör' den Ratſchlag, klug und fein —
Prinzlein, laß das Reiſen ſein!“

Aber da klang von einem Erlbuſch der Amſel Flöten:

„Stolzem Sinn und junger Kraft ziemt nicht kluges Wägen.
Mit der Lanze Eiſenſchaft ſpricht ein junger Degen.
Wen das Schickſal narren will, macht es ſtumpf und zage,
Nicht im Winkel, faul und ſtill, lebſt du ſtarke Tage.“

Der Prinz hatte hoch aufgehorcht; jetzt lächelte er munter.

Digitized by Google

„Leb' wohl, Burg meiner Ahnen, lebt wohl, ihr Stimmen in Garten und Feld, ich kenn' euch wohl, ihr meint mir's gut. Doch schlimm, wenn einer andere Berater braucht als das eigene Herz."

Als der Morgen anbrach, war er meilenweit aus dem Bereiche des Schlosses. Duftiges Blau lag auf den Höhen der Ferne, auf den Feldern der Ebene klirrten schon die Sicheln der Schnitter. Sie standen in langer Reihe, das Hemd über der gebräunten Brust halboffen, die Hemdärmel über den sehnigen Armen bis zum Ellbogen aufgestreift, und schafften emsig und warfen nur selten ein karges Wort dazwischen.

Gern wäre der Prinz zu ihnen getreten, hätte an ihrer Arbeit und ihrem ländlichen Mahle teilgenommen, da sah er im Spiegel des Quells sein grünes Samtwams und den wogenden Reiher seines Jagdmützchens und fürchtete ihren Spott. Die Sonne stieg aber höher und er ward müde.

Ein köstliches Buchenwäldchen winkte fernab vom Staub der Landstraße.

Er richtete seine Schritte dorthin, sammelte Walderdbeeren, rot und frisch wie Kinderlippen, und streckte sich dann im Schatten nieder zu ruhen.

Mücken tanzten über ihm hin und her, Käferchen krabbelten mit schlanken Beinchen an ihm hinauf, hinunter, die Sonne schickte ihm einen wärmeren Strahl um den andern, er regte sich nicht. Endlich war ihm im Traume, als höre er dumpfen, schweren Glockenton, der auf den Schwingen der Luft bald ferne klang, bald näher kam. Es war aber nur eine muntere braune Hummel, die auf- und absurrend, ganz nahe seinem Ohr, wie ein basso profundo gelärmt hatte. Als er lachend die Täuschung erkannte, streckte er die Glieder und erhob sich. Es mußte nahe an Mittag sein, so hoch stand schon die Sonne.

Weiß und blendend lag im Sonnenglühen der Weg zum Dorfe.

Das hatte eine einzige Straße, schlecht und ungleich gepflastert; hie und da flog ein Huhn, von einem blondzöpfigen Dirnchen gejagt, gackernd auf, aus der Schmiede tönte gleichförmiges Dling, Dling, aus der geöffneten Wirtsstube drang polterndes Gelächter und ein Durcheinander von Stimmen.

Der Prinz fühlte eine große Öde in sich aufkeimen, er stand da unter den Menschen hundertmal einsamer, als er es eben noch im stillen Walde gewesen, und konnte es nicht über sich bringen, in die rauchige Stube, unter die gaffenden Bauern zu treten. Ein junges Weib sah ihn so im flimmernden Sonnenlicht und hatte Mitleid. Leise legte sie ihm die Hand auf die Schulter und zog ihn in das niedrige Wohnzimmer.

„Ihr seid wohl weit her und habt Hunger!" sagte sie und schnitt ihm Brot in die Suppe und schob ihm einen Teller Rauchfleisch zu. „Eßt und laßt Euch's schmecken." Der Prinz ließ sich's nicht zweimal sagen. Durch die kleinen Fenster der Bauernstube sah er in den blühenden Grasgarten; da tummelte sich eine schneeweiße Ziege und hinter ihr her lief mit einer langen Weidengerte ein kecker Junge von vier Jahren und fuchtelte ihr unter der schwarzen Nase herum und lärmte und schlug Purzelbäume im weichen Grase, und die Ziege tat so verständig und gesetzt, daß man nicht wußte, ob der kleine Mann ihr oder sie ihm als Hüter bestellt war.

„Euer Söhnchen?" fragte der Prinz, als die Bäuerin ihm den Mostkrug vorsetzte. Die Mutter bejahte strahlenden Auges. — „Und habt Ihr auch schon für den Heckepfennig gesorgt, der ihm Gut und Besitz mehren und hegen soll?"

Digitized by Google

Die Bäuerin schaute verwundert drein. „Hab' niemalen noch davon gehört. Was ist das für ein Ding?"

Der Prinz griff in die Tasche und zog ein golden Füchslein hervor.

„Hier, gute Frau," sagte er neckend, „so sieht ein Heckepfennig aus. Legt Ihr das schön zu Euern ersparten Talern, so mehrt es Euern und des Kindes Besitz."

Die Bäuerin hatte noch nie ein Goldstück gesehen. „Vielen Dank, Jungherr," sagte sie unbefangen, „ich werd's meinem Mann zum Hüten geben, wenn er aus der Arbeit kommt; er ist beim Holzschlagen."

In weitem Bogen führte die Landstraße aus dem Dorf hinaus.

Hoch standen die üppigen Saatfelder, hügelauf, hügelab ging der Weg, bald rechts, bald links tauchten mit roten Dächern und schlanken Kirchtürmen neue Ortschaften auf.

Jetzt lief der Weg neben Kulturen her, vornehme Pappeln standen da und dort in Gruppen beisammen, dichtes Gebüsch schnitt auf der einen Seite den offenen Zugang ab, dahinter tauchten schöne, ernste Schmucktannen auf, Zierstäucher und samtgrüne Rasenplätze, köstliche Wäldchen und Blumenrabatten, endlich ging der herrliche, gepflegte Park in eine scheinbar kunstlose Waldparzelle über, deren Ende ein kleines Laubpförtchen anzeigte. Weit ins Innere hinein erstreckte sich ein Laubengang, der Prinz betrat ihn ohne Scheu.

Herrliche Kühle labte seine heiße Stirn, grünliche Lichter spielten auf dem Boden, in rundem Bogen floß blaues Licht vom Ende der Allee ein. Bei einer Biegung ging es tiefer ins Boskett. Hier standen groß und kühl die Riesen des Waldes, moosiger Boden fing den Schall des Schrittes auf, Vöglein schlüpften, traumhaft zwitschernd, zwischen den Büschen, rundum war alles so still, daß man das Picken des Spechtes hörte, der auf rissiger Rinde auf- und abkletterte.

Inmitten dieser Stille stand ein luftiges Sommerhaus.

Eigentlich nur Holzgitterwerk aus jungen Birkenstämmchen, dem ein leichtes Rindendach aufgesetzt war, zum dürftigen Schutz vor plötzlicher Gewitterlaune; aber wilde Rosen umrankten es in so reicher Fülle, daß es wie ein Blütentraum in den Ernst der grünen Wildnis lächelte.

Auf einem Ruhebette aus leichtem Rohrgeflecht lag ein Mädchen im Schlafe. Schwarze Locken fielen auf die Stirn und die sanftatmende Brust, die Wangen waren heiß gerötet, in schlaffer Müde hing ihre Rechte am Körper nieder. Auf dem glänzenden Haar und der lichten Stirn aber prangte ein Kranz von weißen Seerosen, dichtgereiht wie Sterne einer Himmelskrone.

Und plötzlich schlug die Schläferin die Augen auf. Ihr erster Blick, als er den Eindringling traf, war fremdes, bestürztes Staunen. Doch als sie die ritterliche Haltung des Jünglings sah, erhob sie sich rasch und lächelte verschämt.

„Seid Ihr schon lange da? Wie kommt Ihr her?" fragte sie mit gesenkten Augen.

„Die Kühle dieses Gartens lockte mich!" sagte der Prinz. „Verzeiht, wenn ich mir unerlaubte Freiheit nahm."

Die Schöne sah ihn huldvoll an. Noch nie hatte sie so edle Jünglingsgestalt geschaut. „Die Parktür steht immer offen," antwortete sie, „kaum, daß in Jahr und Tag einmal ein Gast die einsame Schwelle betritt. Doch ruhet aus!"

Eine Rundbank lief um das Tischchen in der Mitte der Laube, lachend rückten die beiden zusammen. Das Mädchen hatte von einem Eckbrett eine

Digitized by Google

Schale mit Früchten genommen, auch Honig und Wein, nun stellte sie die Labung auf. „Recht wie ein Märchenprinz seid Ihr da in meine grüne Langeweile gekommen!“ sagte sie und blickte verstohlen an der schlanken Jünglingsgestalt empor, sah den edlen Stein auf dem Reiher funkeln und hatte so ihre Gedanken. „Ich könnte die Leute aus dem Schlosse rufen, daß Ihr besser bedient wäret,“ fügte sie wie in Bedauern hinzu, „aber wäre Euch nicht leid um unser Idyll?“

Sie hob das Glas mit dem funkelnden Wein und reichte es ihm, füllte es dann von neuem und leerte es auf einen Zug. Eine Blutwelle kam und ging in ihren Wangen. Sie wurde ganz stumm. Er sah die glänzend weiße Stirn unter der Seerosenkrone, die Fluten des dunklen Haares und ein stilles Erschrecken in ihren Mienen und beugte sich ritterlich zu ihr hin.

„Was bedrückt meine Freundin?“

Da schlug sie die Hände vors Gesicht und neigte das schöne Haupt ein wenig zur Seite, so daß es an sein Barett streifte. Der Seerosenkranz schwankte in ihrem Haar, er drückte ihn ihr sanft auf die Stirn.

„Laßt!“ wehrte sie mit süßem Lächeln, „seht Ihr nicht, daß mein Kränzlein auf Eurem Haupte ruhen will?“

„Wie könnte ich Euch Eurer holden Zier berauben?“

„Nicht Raub ist, was das Herze selber teilt.“

Da sah er ihr lange schweigend in das schöne Gesicht und auf die Rose, die gerade mitten über ihrer Stirne stand.

„Gott hüte, Fräulein, daß ich an Euer Kränzlein rühre!“ sagte er mit edler Wärme, „ein Mädchenkranz ist heilig wie eine Gloriole.“

Sie sah vor sich nieder mit tiefgesenkten Wimpern und regte sich nicht.

Eine schwere Stille trat zwischen sie und ihn, man hörte die Föhrennadeln fallen, wenn ein leiser Windstoß durch morsches Geäst fuhr.

Er sah von ihr in die langen Streifen, die die Schatten der Bäume auf der Erde gewoben hatten; weiche Kühle strich durch das Gittergeflecht in das Häuschen, dunkler starrten die Zypressen des Parks in den verglimmenden Tag.

„Die Sonne sinkt,“ sagte er leiser, „ich muß scheiden. Lebt wohl, Fräulein, habt Dank für diese Stunde!“

Er war verschwunden, das Mädchen hörte seinen leichten Schritt in der nächsten Allee verhallen, da legte sie die Stirn in die verschlungenen Hände und weinte.

Bald sah sich der Prinz wieder auf der Fahrstraße. Draußen auf der freien Heide lag noch weich und schwer die Tagesglut. Ein Bauer, der mit seinem müden Rößlein heimwärts fuhr, belebte mit „Hüst“ und „Hott“ die Stille der Straße, sonst war weit und breit keine Menschenseele zu sehen.

Die vereinzelten Gehöfte, die bis jetzt noch da und dort in geringen Entfernungen aufgetaucht waren, verschwanden mit einemmal ebenso wie die Fahrstraße. Das Tal bildete jetzt eine Mulde, von der einen Seite weit den Blick ins Tal offen lassend, mit aufsteigenden Bergen im Hintergrund, während von der andern die starren Linien dunkler Tannenwälder es begrenzten.

Unweit von einem Steinbruch stand eine verlassene Hütte mit weit vorspringendem Dach, die dem Prinzen erwünschtes Obdach verhieß; ein Haselstrauch, der sich an ihre Südwand lehnte, bot seine in heißer Sonnenglut gebräunten

Digitized by Google

Früchte zum Imbiß. Am Himmel gingen langsam, erst wie blasses Silber strahlend, dann in funkelndem Goldglanz die Sterne auf. Alle Stimmen des Lebens schwiegen, der leise Atem der Erde wehte durch die Sommernacht wie eines friedlich Schlummernden. Lange sah der Prinz in dieses große Schauspiel, folgte er mit gehobenem Auge dem stillen Wandelgang der Gestirne, endlich übermannte ihn die Müdigkeit.

Erquickt, heitere Lust im Herzen, wanderte er mit Tagesanbruch weiter. Leichter Rauch in der Ferne kündete ein Gehöft, mit frischem Wandersinn schritt er drauf los. Die Milch der Ziege, das schwere Brot des Landmanns dünkte dem Königssohn herrliche Kost und nach kurzer Rast am gastlichen Herde zog er seine Straße weiter. Näher und näher rückten die Berge.

Der schmale Fußpfad neben den Ackergründen verlor sich bald in grüne, ansteigende Rebgelände, aber wenig unterhalb der breiten Fahrstraße, die jetzt wieder einsetzte, rauschte kühlend aus der Tiefe ein starker Gebirgsbach.

Er kam an einem verlassenen Hammerwerk vorbei, das seine Wasser einst in Bewegung gesetzt hatten und dessen rauchgeschwärzte Mauern und leere Fensterhöhlen die Spuren des Feuers zeigten, das hier einmal gewütet: nun wucherte allerlei üppigrankendes, fleischiges Unkraut in dem verfallenen Geviert und zwischen dem halbverkohlten Balkenwerk nisteten Waldvögel.

Jetzt flossen die Wasser brausend über ein Wehr, aber in ihrem Rauschen vermeinte der Prinz ein Donnern zu vernehmen wie von fernem Wasserfall; näher und näher kam das Brausen und jetzt erkannte er deutlich, daß der vermeintliche Wasserfall das Rollen von Rädern war, die hart über den felsigen Straßengrund hinschlugen und mit rasender Schnelligkeit näherkamen. Es war eine elegante Kalesche, die in sausendem Galopp heranraste; ein Kutscher in vornehmer Livree saß am Bock, bleich und zitternd, starre Angst im Blick; die Zügel, die seiner Hand entglitten waren, schleiften im Straßenstaub.

Der Prinz hatte kaum das Gefährte heranbrausen sehen, als er sich ihm, jede Muskel gespannt, entgegenwarf; mit sicherem Griff erraffte er die Zügel und riß die Pferde an, daß sie bäumten und ihn einige Schritte weit mitschleiften; aber schon war das Handpferd zu Fall gekommen, da stand sein Kamerad zitternd und schäumend still und der Wagen hielt.

Der Prinz übergab die Pferde dem Kutscher und öffnete den Schlag, um nach den Insassen zu sehen. Zwei vornehme Frauen saßen im Wagengrund; beide waren jung und schön, und an der Art, wie sie sich umfaßt hielten, erkannte der Jüngling, daß sie wohl schon auf das Schlimmste vorbereitet waren, Gleichwohl löste sich, als der Schlag sich öffnete, die ältere der zwei Reisenden mit ehrerbietiger Bewegung aus den Armen ihrer jugendlichen Gefährtin und diese bot dem Retter ein holdes Lächeln: „Gottes Engel hat Euch auf unseren Weg gestellt! Sagt schnell, wie ich Euch danken kann. Ihr habt des Landes Königin aus Todesnot gerettet und königlich soll Euer Lohn sein.“

Aber der Prinz sah ihr kühn und stolz in das minnige Gesicht, neigte sich und sprach: „Wollt Ihr mir königlichen Lohn gewähren, liebreizende Herrin, so reicht mir Eure schöne Hand zum Kusse. Denn nicht geziemt es dem, der sein Leben für Euch in die Schanze schlug, anderen als höchsten Preis zu fordern.“

Da wurden ihre Wangen rosige Glut und die Hand, die sie ihm anmutsvoll reichte, zitterte leise; er bog ein Knie und küßte sie.

Digitized by Google

Ein heißes Sehnen kam über sie, dem ritterlichen Jüngling ein gar liebes, trautes Wort zu sagen, doch gedachte sie der Königskrone, die lastend ihre Mädchenstirne drückte, und seufzte ein wenig und fragte bloß: „Soll ich den Namen unseres Retters nicht erfahren, daß mein Gebet ihn täglich vor dem Herrn der Welten nennen kann, da Ihr andern Dank verschmäht?“

„Ich bin der Ritter Namenlos,“ sagte der Prinz lächelnd, „und zog zufrieden meine Straße. Da plötzlich gesellte sich das Glück zu mir. So überreich hat diese Stunde mich gemacht, daß ich mich geizig schelten müßte, wollt' ich ihm meinen Zoll nicht bringen.“

Er löste das Juwel von seinem Samtbarett und warf es sorglos dem Kutscher, der die Pferde am Zaume haltend wartete, in den Hut.

„Hier, Freund, für den bestandenen Schreck. Und nehmt nun Euren Platz auf dem Bocke wieder ein, die Tiere sind unruhig.“

Noch einmal neigte er sich ritterlich den Damen; in dem Blick der jungen Fürstin lag es wie stumme, gedankenvolle Frage, der aber keine Antwort ward, denn die Rosse zogen an und der Wagen fuhr davon.

Der Prinz aber wanderte weiter und weiter, viele Tage lang. Er sah Menschen anderer Art, als er in der Heimat gekannt, gute und falsche, einfältige und verschlagene, heitere und sorgenvolle, und das Herz ging ihm auf und er wollte ihnen allen, wie sie da waren, Freund und Bruder und Helfer sein. Er lächelte den Kindern zu, die barfuß und mit zerrissenen Röckchen in das Sonnengold des Tages hineinjubelten, und warf dem Karrner, der im glühenden Tagesbrand auf der Straße schaffte, seine Spende zu, reicher als ein Monatslohn; er führte den Blinden, der sich mühsam vorwärts tastete, bis zum schützenden Dach seiner Herberge und grüßte mit fröhlichem Zuruf den Landmann, der, die Sense auf der Schulter und den Wetzstein am Gurt, schweren Schrittes von der Arbeit heimwärts ging.

Und während er so das Land durchstreifte, talauf, talab, wurde ihm die Welt täglich schöner und er fühlte sich frei und reich und jetzt erst wußte er zu deuten, was die Menschen königlichen Sinn nennen. Denn während sein Börslein immer schmäler wurde und die Goldfüchse rarer, wuchs ihm die Seele wie Adlerschwingen und eine geheime Stimme sagte ihm, daß nur der frei ist, der verzichten kann, und nur der groß, der, sich selbst vergessend, das Geschick meistert.

Je weiter er zog, desto flacher wurde das Land und unermeßlich der Horizont. Und eines Tages sah er vor sich das weite Meer und Schiffe im Hafen und ein Gewirr von Wimpeln und Masten und Takelwerk.

Die frische Brise hob ihm die Brust, ein neues, fremdes Sehnen überkam ihn plötzlich; die grauen Segel, die ferne im blauen Licht in blendender Weiße schimmerten, die Boote, die still und anscheinend ohne Bewegung auf den weichen Wogen dahinglitten, der geheimnisvolle Zauber der Unendlichkeit füllte sein Herz mit dürstendem Verlangen.

Und plötzlich schien es ihm, als finde er hier die Lösung des rätselhaften Dranges, der ihn vom Vaterhaus in die Fremde getrieben, als berge das Meer in seinen Tiefen die Erfüllung seines Geschicks.

Ein Schiff lichtete die Anker, schrill tönte das Abfahrtssignal. Vereinzelte Passagiere drängten noch in das Fährboot, laut schollen vom Deck die Kommando-

Digitized by Google

worte des Kapitäns. Da sprang der Prinz rasch entschlossen in das Boot. Jetzt erst erfuhr er, daß das Schiff weit hinausfahre in fremde Zonen und daß sein Fuß lange Monate das Festland nicht berühren werde. Spöttisch sah der älteste Lotse auf den Jüngling, der im grünen Samtwams, ohne Gepäck und Reiseziel aufs Schiff gekommen war, und der wortkarge Kapitän runzelte die Stirn. Als nun der seltsame Fahrgast aus einem schmalen Seidenbeutelchen die letzten Goldstücke zog, fand sich, daß sie die Kosten der Fahrt nicht deckten. Der Jüngling aber hob den Blick ohne Verwirrung: „Ihr sollt des ungebetenen Gastes nicht unfroh werden, Kapitän. Mein Gold ist zur Neige gegangen, doch meine Arme sind stark. Nehmt mich unter Eure Mannschaft auf und seid gewiß, ich diene treu.“ Der Kapitän war's zufrieden; denn kaum hatte er für die weite Fahrt und den strengen Dienst die allernötigste Bemannung aufbringen können. Der Prinz aber legte sein grünes Samtwams ab und zog Matrosenkleider an und lernte die Segel hissen und niederholen und war zuhause in den Rahen und dem Takelwerk und wurde bald ein Seemann, so tüchtig wie sein Kapitän mit dem scharfen Blick der Möve und dem weiten, starken Herzen des Mutigen, der sein Leben stündlich den Elementen abtrotzt.

Und nachdem er drei Jahre in fremden Gewässern gesegelt und längst heimgekehrt war, fand er sich eines Tages wieder auf dem Meere, das dem knabenhaften Jüngling mit dem ersten geheimnisvollen Hauch seiner Größe die ungestillte Sehnsucht nach seinen Rätseln eingegeben hatte.

Aber nicht in glatter Bläue wie damals lag es vor ihm; schwärzliche Wogenberge hoben sich aus seinen Tiefen, eisiger Sturm peitschte über die weißen Wellenkämme hin, eine erwartungsvolle Menge stand angstvoll an seinen Ufern und aller Augen waren auf das Hilfsboot und seine Insassen gerichtet, das einem gescheiterten Schiff zusteuerte.

In der Nacht schon hatte die grausige Kunde Eingang in die friedliche Hafenstadt gefunden: fast unter den Toren der Stadt, angesichts des Dammes, dessen Leuchtturm den Heimkehrenden wie eine Verheißung von Glück und Ruhe winkte, war es an einer Sandbank aufgefahren. Vom Landungsplatz aus konnten die Zuschauer die Unglücklichen sehen, die sich am Vorderteil, das noch über Wasser stand, zusammengedrängt hatten und flehend die Hände rangen.

Furchtbar wütete der Sturm mit dem unseligen Wrack. Zeitweise hüllte es eine gewaltige Welle so ein, daß es sich zur Seite legte, und wehe jenen, die die Kraft verließ, sich festzuklammern: sie wurden über Bord geschwemmt und der Vernichter Ozean verschlang sie vor den Augen der Überlebenden.

Auch der Königssohn, der seine Krone verloren hatte, sah das alles, und wie er jetzt mit sechs seiner einstigen Schiffsgenossen hinausfuhr zur Rettung, waren seine schönen, jugendlichen Züge unverwandt mit starrem Entschluß auf das untergehende Wrack gerichtet.

Wie der Doge von Venedig, der sich dem Meer antraute, fuhr er dahin, doch nicht ein toter Goldreif war sein Einsatz, er warf sein eigenes blühendes Leben ins Meer — um der Liebe willen.

Und nun auf einmal verstand er die heimlichen Stimmen, die ihn mit großen Ahnungen an des Meeres heiliger Mutterbrust genährt drei Jahre lang, die Ahnungen, die er als Verheißung irgend eines großen, himmelstürmenden

Digitized by Google

Glücks gedeutet und die sich nun erfüllen sollten, anders als er in brennendem Jugendverlangen gemeint.

Die Stunde war gekommen, da sich groß und still die Wunderblume seines Herzens entfalten sollte, und er sah ihr entgegen wie einer, der überwunden. In dieser Todesfahrt ging der Königssohn, der seine Krone verloren, in Wahrheit aus, sie zu holen.

Sie waren bei dem ringenden Wrack angekommen, sie versuchten anzulegen, aber das tobende Meer trieb sie immer wieder zurück. Entmutigt sahen die Gefährten auf ihren jugendlichen Führer, doch der hatte seinen Plan gefaßt.

„Wir müssen beim Molo anlegen, Kameraden," sagte er, „das Pfahlwerk des Dammes bricht die Gewalt der Wellen; einige mögen dann in den Leuchtturm hinaufsteigen und das Gangspill flott machen; mit seinen Tauen holen wir das Wrack an; die Rettungsleine wird das übrige besorgen."

„Wer sollte bei solchem Wellengang das Wrack erklettern wollen?" fragte einer aus der Mannschaft mit der Miene des Zweifels.

„Ich!" antwortete ihr junger Führer.

Da sahen sie furchtsam auf ihn und flüsterten untereinander, ob sie das tolle Vorhaben nicht hindern sollten.

Doch die ausgestreckte Hand des königlichen Jünglings wies auf die Unglücklichen auf dem Wrack, die mit wehenden Tüchern und bittend gehobenen Händen das Manöver der Männer begleiteten und in deren Mienen Furcht und Schrecken mit Hoffnung und Zweifel kämpften.

„Wer von Euch will diesen Elenden die letzte Hoffnung rauben?" fragte er ernst. Da schwiegen sie, nur der älteste Lotse sprach: „Wir setzen Dich nicht aus, bevor Du nicht selbst durch die Rettungsleine ans große Boot gesichert bist. Haben wir vom Leuchtturm aus das Wrack mit den Tauen verbunden, so magst Du tun, was Du nicht lassen kannst."

Da lächelte er den Kameraden zu und gab sich drein und sie setzten sich ins kleine Boot und fuhren an den Leuchtturm heran. Dann setzten sie die Winde in Bewegung und warfen die schweren Taue aus und stellten die Verbindung mit dem Wrack her.

Jetzt warfen sie die Rettungsleine um die schlanken Hüften des Kameraden und schürzten die Knoten mit sorgsamer Acht und folgten ihm mit starrenden Blicken, als er nun furchtlos auf den Molo sprang, das Wrack erkletterte und die Rettungsleine an dem Fördergestell des Fahrstuhls befestigte.

Am Landungsplatz, wo man das Tun der Retter mit fieberhafter Angst verfolgt hatte, entstand jetzt eine Bewegung.

Ein junges Weib von königlichem Liebreiz war unter die Menge getreten, die sie ehrfürchtig begrüßte. Sie hatte die Blicke angestrengt auf das Wrack gerichtet und wandte sich an eine vornehme Frau ihrer Begleitung, die bescheiden zur Seite getreten war.

„Wer ist der Kühne, der eben das Unglücksschiff erklettert?"

„Wenn meine Königin sich einen Augenblick gedulden will, werde ich es zu erfahren suchen."

„Nein, laß, Luise!" sagte die junge Fürstin. „Schenkt ihm der Himmel gnädige Rückkehr, so wollen wir ihn selbst befragen."

Digitized by Google

In diesem Augenblick wurden von allen Seiten Ausrufe der Freude und des Jubels laut: „Da ist er! Seht, seht den Mann, an eine Trosse gebunden, den man jetzt langsam hinabläßt. Gerettet, gerettet!“

Brausender Jubel brach sekundenlang den Bann der Angst, dann folgte die Menge wieder mit schweigender, gespannter Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Unglücksstätte.

Der Retter und sein Schützling bestiegen das kleine Fahrzeug, das sie bis zum Hilfsboot brachte, dann kehrte der todesmutige Jüngling allein zurück und erkletterte wieder das Wrack.

Und nach bangen, schweren Minuten der Erwartung sahen sie einen andern Geretteten das ächzende Wrack verlassen und noch einen und wieder andere.

Jetzt wurde das Tau zum letztenmal herabgelassen, kein Lebender befand sich mehr auf dem Wrack. Als das Hilfsboot den Weg zum Hafen einschlug, erdröhnte der Landungsplatz von Jubel.

Doch die Freude wurde stumm und wich dem tiefsten Mitleid, als nun die Opfer des Schiffbruchs dem Rettungsboot entstiegen.

Waren das Gerettete? Diese armen, totblassen, frostzitternden Wesen, wußten sie denn auch, wie ihnen geschah? Dreißig Stunden der Todesnot hatten die Unglücklichen gegen jede Empfindung abgestumpft. Wie im Traum sahen sie auf die Menge, die sie teilnehmend umgab, kaum schienen sie die liebevollen Worte der Ermunterung zu hören, die ihnen von allen Seiten zuflogen.

Die junge Fürstin war tief erschüttert. Sie hatte einige bequeme Kaleschen vorfahren lassen, die die Geretteten sogleich nach der Landung aufnehmen sollten. „Man bringe diese meine lieben Gäste aufs Schloß!“ sagte sie zu den Dienern, die ihrer Befehle harrten. „So wahr ich lebe, keiner von ihnen soll aus unserer Hut entlassen werden, ehe nicht unsere Liebe und treue Pflege die Erinnerung an die grausamen Stunden verdrängt hat, die sie erlitten. Eilt, eilt, versäumt nichts, kommt ihren kleinsten Wünschen zuvor! Und — wo ist der Retter?“

Da teilte sich die Menge und zeigte der Königin den Jüngling, der den Lotsen half, das Boot zu bergen, und nun schritt die hohe Frau selbst auf ihn zu.

Er stand gebückt, die Taue versorgend, da schlug ihm über die Schulter eine gar süße Stimme ans Ohr: „Liebt Ihr das Leben so wenig, o Braver, daß Euch Eurer Jugend nicht jammerte in diesem furchtbaren Glücksspiel?“

Da wandte er sich und sah der Fürstin schweigend in die Augen.

Die holdselige Frau erschauerte unter diesem Blick im Entzücken des Erkennens. „Wie?“ rief sie aus und wußte kaum den Jubel ihrer Stimme zu dämpfen, „Ihr seid es, — Ihr! Und dies die Wackeren, die Euch zur Seite standen? Erschöpft, erstarrt und noch ungelabt?“ Sie winkte einen Diener herbei. „Führt die Retter zu den Geretteten aufs Schloß!“ befahl sie, „das ist nicht mehr als billig. Mein ganzes Land soll bedenken, wie es Euch Ehre erweisen kann, nur Eure Belohnung behalte ich mir selber vor.“

Nun stand sie Aug' in Auge mit dem kühnen Jüngling und verstummte eine Weile vor Glück und Seligkeit.

Digitized by Google

In seinem Herzen aber ging eine schauernde Ahnung auf, daß die Stimmen des Meeres nicht gelogen, daß die Wunderblüte jener plötzlichen rauschenden Liebe, die er wie Unkraut aus seinem Erinnern zu reißen vermeint zu strahlender Schönheit erwachsen, daß er liebe und wiedergeliebt sei. „Freund!“ sagte nach langem Schweigen die bebende Stimme neben ihm, „noch habe ich Euch nicht nach Stand und Herkunft gefragt. Doch wer Ihr auch sein möget, Ihr könntet nicht adliger sein und hättet Ihr zwanzig Ahnen. So reicht mir den Arm und führt Eure Königin nach Hause!“

Ein stolzes Leuchten ging über seine schönen, sonnengebräunten Züge, und er hatte kein Wort des Widerspruchs.

Er nahm ihren Arm und geleitete sie zum Wagen und stieg an ihrer Seite die weißen Marmorstufen des Königspalastes hinauf und Retter und Gerettete sahen ihn mit gleicher Freude kommen und jedes Auge lächelte ihm.

Doch die Tage verstrichen, und die das Meer elend gemacht hatte, fingen an zu genesen. Höher als je blühten in dem alten Königsschlosse Freude und Lust und die hohen Säle widerhallten von Fröhlichkeit. Nichts hatte die hohe Frau versäumt, ihre Gäste zu erfreuen, und als sie endlich um Urlaub baten und der Tag ihrer Abreise festgesetzt war, wollte sie sie noch einmal im großen Festsaale versammeln, erfragen, welchen Schaden an Hab und Gut sie durch den Schiffbruch erlitten, und billigen Ersatz schaffen.

Am wenigsten aber durfte der Helfer fehlen, dem sie das unersetzliche Gut, das Leben, dankten; er mußte dem Thronsessel der Fürstin zunächst stehen und ihm galt auch der Geretteten letztes Lebewohl.

Als sie alle gesprochen, kam zuletzt mit sorgenvoller Miene ein vornehmer Greis.

„Ihr habt gewiß gar schweren Verlust erlitten, mein Vater“, sagte die schöne, junge Königin, „vertraut mir, wie ich Euern Kummer lindern kann.“ Der Alte schüttelte das Haupt. „Nicht immer ist der Unglücklichste, der verlor, was er besaß; leicht könnte einer, der nicht findet, was er sucht, noch schlimmer dran sein.“

„Ihr sprecht in Rätseln, guter Vater,“ entgegnete die Königin verwundert, „erklärt Euch besser, daß ich sehe, ob ich Euch Hilfe weiß.“

„Das will ich, Herrin. Ein Königspalast hat ein gar lautes Echo und meine Geschichte soll weit in die Lande bringen. So hört! Ich trug ein kostbar Ding bei mir, als ich die Reise antrat, — eine Krone. Ein schmaler Reifen nur, doch reich mit kostbaren Steinen besetzt. An starken Bändern trug ich sie fest um den Leib gegürtet und nur mit meinem Leben hätte man sie mir entreißen können. So habe ich auch in Sturm und Schiffbruch die Krone bewahrt, — doch ihren Träger fand ich nicht, das ist mein Kummer, Herrin. Nun sagt, ob Ihr mir helfen könnt.“

Die Königin sah den Alten verwundert an, ob er ihrer spotte, und im Kreise lächelten ihre Damen.

Da fragte der Jüngling neben ihrem Stuhl mit heller Stimme: „Ist auch der prächtige Karfunkel in der Mitte unversehrt?“

Der Alte riß die Augen nach dem Sprecher auf. „Herr, nur durch Zauber konntet Ihr erfahren — kein Mensch sah je die Krone außer ihrem Besitzer und seinem Oheim!“

Digitized by Google

„Und du, mein guter Dagobert!“ fiel der Jüngling fröhlich ein. „Ei, hast du denn des schlimmen Jungen schon vergessen, der dir so oft aus der Lehrstunde fortlief?“

Da stieß der Alte einen Schrei aus, daß die Lakaien im Vorzimmer auf den Zehenspitzen heranschlichen und durch die Schlüssellöcher schauten, und fiel dem Jüngling zu Füßen und lachte und weinte in einem Atem: „Mein Prinz, mein Herr und mein König!“

Der Königssohn hob ihn in seine Arme: „Hier ist dein Platz, du treuer Eckart. Doch sag', wie fand sich die Krone?“

„Ein großer Vogel hatte sie bemerkt, als Ihr in kindlichem Gefallen die glänzenden Steine an der Sonne blitzen ließet, und trug sie fort, als Ihr sie achtlos niederlegtet. Drauf wolltet Ihr von Thron und Land nichts weiter wissen und ginget in die Ferne. Hätt' nie gedacht, daß Euch an solchem äußern Tande die Seele hinge!“

Da lächelte der Königssohn und sagte fein: „Das war's auch nicht, mein guter Freund. Das war der Grund für jene, die mit Händen greifen müssen, was ihr Gedanke nicht erfaßt. In Wahrheit kam ich mir zu jung und kindisch vor für das ernste Regentengeschäft und spürte wenig noch in mir von Herrscherweisheit. War auch ein wenig abenteuerlustig, daß ich's nur gestehe, und wollte das Schicksal vorerst sprechen lassen.“ Er wandte sich zum Thronsessel der jungen Herrscherin, die heimlich nicht den Blick von ihm gelassen und nun, wie Dornröschen aus dem Traum erwachend, plötzlich den königlichen Jüngling vor sich sah.

Der beugte das Knie und sah ihr hold in die Augen und sagte voll feurigen Muts: „Ich fragte das Schicksal und es zeigte mir ein süßes Bild. Das war das Glück. Doch welcher Sterbliche darf sich erdreisten, vor das Glück zu treten und es besitzen zu wollen?“

Da erröteten die Hofdamen und die einen sahen in die entfernteste Ecke des Saales, die andern schlugen verschämt die Augen nieder, denn die junge Königin hatte dem Prinzen ohne Scheu die weißen Arme um den Hals geschlungen und ihn gar minnig auf den Mund geküßt.

Aber der alte Kavalier stand dabei mit einem so fröhlichen Gesicht, als hätte er nie die Gicht gekannt, und als die Fürstin ihn anlächelte und ihn wie ein frommes Töchterchen auf die Stirn küßte, da meinte er die Englein im Himmel singen und flötenblasen zu hören.

Und er schwur einen teueren Eid, daß er keine echtere Krone, kein holdseligeres Weib und kein süßeres Glück kenne als das Herz, das Weib und das Glück seines königlichen Herrn.

Digitized by Google

Umschau.

Ist der herkömmliche Christustypus echt? — Die vorjährige Weihnachtsnummer des „Türmer“ (Stuttgart, Greiner & Pfeifer) brachte unter andern Kunstbeilagen die Nachbildung eines Gemäldes von L. Fahrenkrog: „Jesus predigend“. Im Mittelpunkt des Bildes steht ein mit weißem Talar bekleideter Jüngling, den linken Arm um ein kleines Mädchen gelegt, das bei ihm Schutz zu suchen scheint, den rechten abwehrend oder strafend ausgestreckt. Der ausdrucksvolle Kopf weist den bartlosen, kurzhaarigen Typus auf, den man bei den Christusbildern der ersten Jahrhunderte findet. Der herbe, entsagungsvolle Mund ist geschlossen, die dunkelglühenden Augen aber unter den seltsam geschwungenen Brauen reden eine stumme Sprache voller Zorn, Kraft und fanatischer Begeisterung. Um diese Gestalt drängen sich in buntem Durcheinander Männer-, Frauen- und Kinderköpfe; die spöttischen Gesichter sorgloser Weltkinder finden einen wirkungsvollen Kontrast in den frommen Mienen einiger Weiber und Greise, die in schwärmerischer Verehrung zu dem jungen Mann im Talar aufschauen. Alles in allem ein Kunstwerk, an dem man nicht gleichgültig vorübergehen kann. Aber — „Das soll Jesus sein?“ fragt der Beschauer erstaunt und vertieft sich dann noch einmal in das Bild, um in diesen strengen Zügen nach dem Heilandsideal zu suchen, das er im Herzen trägt.

Dasselbe Türmerheft enthält einen Aufsatz von Fahrenkrog, in dem der Künstler seine Auffassung des Christustypus begründet. Er führt aus, daß „dieser Mann, der unter dem Sternendome Gethsemanes seine Nächte zubrachte, der einsam an wüsten Orten oft und viel den Vater suchte, des Wahrheitsliebe, glühender Gottesliebe voll, dem Kinde, dem reuigen Zöllner, der büßenden öffentlichen Dirne voll wahrhaft großer Liebe den Weg zum Himmelreich wies, dessen Worte Gewalt waren und dessen Geistesmacht Jahrhunderte bewegte, dessen Leben und Leiden dem Inhalt seiner Lehre gleich war,“ nicht durch den traditionellen „oft wunderlich süßen“ Christustyp mit langen Locken und wohlgepflegtem Spitzbart verkörpert werden könne. Wohl sei Jesus der Vertreter der Liebe gewesen, aber jener Liebe, die den Brüdern zum Wohl auch hart sein kann. „Folgen wir, von anerzogenen Nebengedanken befreit, den Berichten der Evangelisten, so steigt uns das Bild eines gewaltigen Menschen empor, voll von wunderbarer Kraft, erfüllt vom heiligen Wollen, dessen Rede gewaltig war und dessen Wirksamkeit nur einer göttlichen Mission galt. (Ev. Luk. 4, V. 1 und 14, V. 32 und 36; Kap. 6, V. 19. Ev. Matth. 5—7; Kap. 7, V. 28 und 29.)“ Zum Beweise, daß Jesus auch hart und streng sein konnte, führt Fahrenkrog u. a. die Bibelstellen Ev. Matth. 12, 48—50, 17, 20 und 21, 12, Ev. Joh. 2, 17 und 18, 6 an. Nachdem er so Jesu Wesen zu analysieren versucht hat, geht er zu der äußeren Erscheinung des Heilandes über und stellt die Behauptung auf: „Jesus trug keinen Bart und das Haar kurzge-

Digitized by Google

schnitten." Das sei durch die Darstellungen Jesu aus den ersten Jahrhunderten bewiesen wie auch dadurch, daß Paulus, der den Herrn über alles liebte und verehrte, im I. Korintherbrief 11, 14 der Gemeinde schreibe: „Es ist dem Manne eine Unehre, so er lange Haare zeuget, für das Weib hingegen eine Ehre." Das hätte Paulus nicht gesagt, wenn der Heiland selbst lange Haare getragen hätte. Zum Schluß weist Fahrenkrog auf eine Reihe bedeutender Männer hin, die trotz ihrer Bartlosigkeit „ihre Mannbarkeit auf allen Gebieten bewiesen": Alexander der Große, Julius Cäsar, Napoleon, Moltke, Goethe, Schiller, Beethoven, Mozart, Edison u. a.

Da die durch Fahrenkrogs Gemälde und Ausführungen aufgeworfene Frage in weiten Kreisen Interesse erregte, brachte das diesjährige Aprilheft des „Türmer" drei weitere Christusbilder des Künstlers, alle denselben Typus darstellend. Zugleich stellte die Redaktion in einer Umfrage die folgenden Punkte zur Diskussion: „1. Kannst du dir den historischen Christus körperlich so vorstellen? und 2. Ist das ein Christus, an den du glauben kannst?" Die nächsten drei Hefte brachten dann die eingelaufenen Antworten, unter denen die meisten die religiöse, historische, archäologische und künstlerische Seite der aufgestellten Fragen eingehend beleuchten. — So schreibt Monsignore Dr. P. M. Baumgarten aus Rom:

„Ihre erste Frage in dem mir übersandten Aufsatz kann sich meines Erachtens nur an archäologisch Gebildete richten; nur sie vermögen zu beurteilen, ob die geringen geschichtlichen Andeutungen über das körperliche Aussehen des Herrn vom Künstler so in Einklang mit den ältesten Idealdarstellungen gebracht worden sind, daß die zusammensetzende Phantasie dieser Gelehrten sich für befriedigt erklären kann. — Meine Ansicht über das braune Blatt ‚Jesus predigend' kann ich dahin zusammenfassen, daß nichts den Künstler berechtigen kann, dem Heiland durch den sinnlichen Mund und den harten Ausdruck der Augen alles das in der Darstellung zu rauben, was der gläubige Christ von einem Erlöserbilde zu erwarten berechtigt ist. Dabei sehe ich ganz davon ab, daß jegliche Andeutung des Predigens in der Darstellung des Gesichtes vermißt wird. Wenn Sie mich fragen sollten, welchen Titel ich diesem Blatt geben würde, so könnte ich ihnen nur folgende Unterschrift angeben: Junger zielbewußter Arbeiter im Kampf um seine Rechte. — Das ist der Eindruck des künstlerisch bedeutenden Bildes auf mich.

Die zweite Frage lautet: Ist das ein Christus, an den du glauben kannst? Ich gestehe, daß mir diese Fassung des Problems bei meiner Anschauung über den Glauben an Christus nicht verständlich ist. Ich kann mir auf diese Fragestellung keine Antwort denken, die eine Herabsetzung des Glaubensbegriffes ausschlösse. (Irre ich mich darin, so bin ich dokumentarischer Belehrung gerne zugänglich.) Ich lehne die Beantwortung der Frage also mit aller Entschiedenheit ab.

Im allgemeinen bemerke ich, daß ich es für völlig ausgeschlossen halte, daß in absehbarer Zeit ein Christustypus dieser Art im katholischen Volk heimisch werden könnte. Die Macht der Überlieferung ist — und das mit Recht — eine so große, daß unser katholisches Volk auch ohne jede Beeinflussung alle derartigen Versuche mit der dem gesunden Volksempfinden angeborenen Steifnackigkeit illusorisch machen wird. — Das sind alles Fragen antiquarisch-künstlerischer Art, die nur in hochgebildeten Kreisen auf wohlwollende Aufmerksamkeit und nur in gelehrten Kreisen auf wirkliches Interesse stoßen können."

Weniger ablehnend äußert sich Richard von Kralik, ohne auf eine direkte Beantwortung der beiden Fragen einzugehen. Nachdem er darauf hingewiesen, daß

Digitized by Google

die Überlieferung der meisten historischen Typen schwankend ist und daß wir uns z. B. auch bei jedem neuen Goethe- oder Beethovenbild fragen: „Kann das Goethe oder Beethoven sein? Überzeugt es uns? Glauben wir's?" fährt er fort: „Ähnlich fragen wir bei einem neuen Christusbild, mag es nun den bartlosen oder Barttypus zeigen. An sich ist gegen den ersteren gewiß nichts einzuwenden. Er ist archäologisch ursprünglicher bezeugt, und selbst wenn es nur ein Idealtypus wäre, so hat auch der Barttypus keine realere Grundlage." Wenn man in dem einen Typus den des Hermes oder Apollo oder Orpheus erkennt, so könne man in dem andern den des Zeus, des Asklepios suchen. Auch vom zeitgeschichtlichen Standpunkt aus sei der bartlose Typus annehmbar, da Judäa zur Zeit Christi ganz unter dem Einfluß der hellenistischen Kultur gestanden habe. „Warum sollte also Kleidung und Haartracht in Judäa von der allgemeinen Sitte der Zeit abweichen? Wenn man es für unwürdig hält, sich Christus rasiert und gestutzt zu denken, so ist es nicht weniger unwürdig, ihn mit mühsam gepflegten Locken zu denken .... Freilich wir brauchen weder ihn noch seine Zeitgenossen, mit Ausnahme der Stutzer, allzeit glatt rasiert uns vorzustellen, am wenigsten bei den langen Wanderungen, beim vierzigtägigen Verweilen in der Wüste." Die Hauptsache sei bei einem wie beim andern Typus, daß die Darstellung nicht an den Barbier oder Friseur gemahne. „Es ist ein ähnliches Problem wie jenes andere der Bekleidung und Nacktheit. Auch da kommt es vor allem darauf an, daß man nicht den Eindruck hat: Den hat man angezogen! oder: Den hat man ausgezogen! Sondern man soll immer den Eindruck haben: Sehet, ein Mensch! Sehet, der Mensch!" Kralik schließt sein Schreiben mit der folgenden Ausführung: „Der Künstler hat ebenso einen wirklichen, vollen und ganzen Menschen zu schaffen, wie die Kirche und das Dogma in Christus einen wirklichen, vollen und ganzen Menschen sieht. Das Gegenteil ist nicht nur unhistorisch, nicht nur unästhetisch, sondern auch undogmatisch und unkirchlich. Wenn aber die moderne Kunst meint, sie könne nicht zugleich den Gott darstellen, so scheint sie ihre eigenen Mittel zu unterschätzen. Denn schon nach der alten genialen Entdeckung des Sokrates vermag die Kunst mit den Mitteln des Sichtbaren das Unsichtbarste auszudrücken und darzustellen, alles Seelische, Geistige, also auch das Göttliche. Was den alten Griechen gelungen ist, das sollten doch wir nicht als unmöglich erklären. Wenn ferner die heutigen Christusbewunderer vor allem den sich zur Heiligkeit emporringenden und mühsam emporarbeitenden Menschen betonen, so scheinen sie mir wieder das tatsächliche Phänomen der Genialität zu übersehen. Es gibt erfahrungsgemäß auf den Gebieten der Mathematik, Philologie, Poesie, Musik u. s. w. Genies, die allerdings (ähnlich wie Christus) an Alter, Weisheit und Gnade allmählich zunehmen müssen, die auch den Widerstand der Außenwelt zu verspüren haben, deren innere Arbeit aber nur in einer fortschreitenden, sieghaften Besitzergreifung des ihnen auf unerklärliche Weise von oben her angewiesenen geistigen Gebietes besteht, nicht in irrenden Versuchen, aus denen sich freilich minderbegabte Talente erst durchkämpfen müssen. Wenn ich also auch nicht von jedem Künstler den [illegible] glauben und nicht den mystischen Adlerflug über Raum und [illegible] so darf ich doch wenigstens erwarten, daß er in kongenialer Anschauung den [illegible] erkennt und darstellt, den Genius, der an sieghafter Genialität, an zweifellos Klarheit doch eingestandenermaßen jene mathematischen und musikalischen Ge[illegible] unendlich übertrifft. Dies Göttliche darzustellen, das sowohl die göttlichen Ideen der antiken Mythologie wie die der ganzen übrigen Welt- und Kulturgeschichte überragt,

Digitized by Google

das ist von der Kunst mit Recht angestrebt und vielleicht auch hier und da erreicht worden. Es ist nur eine Steigerung und Vereinigung der beiden künstlerischen Hauptaufgaben: Darstellung der ideenerfüllten Persönlichkeit, Darstellung der personifizierten Idee."

Der Grazer Universitätsprofessor und Kunsthistoriker Strzygowski liefert eine interessante archäologische Abhandlung, in der er nachweist, daß der bärtige und bartlose Christustypus wiederholt nebeneinander vorkommen und zeitlich wie örtlich wohl nahen Ursprungs seien. Was seine persönliche Überzeugung betreffe, so sei sie die, daß alle derartigen Untersuchungen nur historischen Wert haben. „Wir wollen und sollen wissen, auf welchen Grundlagen sich unsere Kultur aufbaut. Solche Wahrheiten geben Einsicht und Gerechtigkeit, sie können bis zu einem gewissen Grade auch Richtschnur sein. Nur Ziel und Zweck unseres Handelns dürfen sie nicht länger bleiben. Wir fangen endlich an, das Mittelalter auf allen Gebieten energisch hinter uns zu werfen und dürfen vor Christus nicht Halt machen, am wenigsten die bildende Kunst. Und Persönlichkeiten wie Christus haben es gewiß nicht nötig, geschont zu werden. Wenn irgend eine überlieferte Gestalt sich in der Glut des modernen Lebens bewährt, so ist es der Mann, nach dessen Geburt wir die Zeit rechnen. Es mag lästig sein, ihm unter allen Umständen treu zu bleiben, das Leben mag uns oft weit von ihm entfernen. Schließlich kehren wir doch immer wieder, Frieden suchend, zu ihm zurück." Jeder Künstler habe das Recht, Christus ganz aus dem eigenen Gemüt herauszubilden, dem Gläubigen und der Kirche aber müsse das Recht bleiben, Christus nach der herkömmlichen Art zu fordern und Werke abzulehnen, „die ohne vorherige Abmachung rücksichtslos allen stillschweigenden Voraussetzungen der Bestellung zuwiderlaufen".

Nur wenige Beantworter der Umfrage erklären sich mit Fahrenkrogs Christustypus ganz einverstanden; selbst diejenigen, die zugeben, in den bisherigen traditionellen Christusbildern ihr Ideal nicht zu finden, suchen in Fahrenkrogs Heilandsgestalten vergebens nach dem Ausdruck der Liebe und des Mitleids. „Ich vermisse *einen* Zug, ohne den mir der kraftvollste Christus starr bleibt," schreibt Pfarrer Dr. Luther (Charlottenburg), nachdem er es für verständlich erklärt, daß jede Zeit die Sehnsucht habe, Christus nach ihrer eigenen Auffassung darzustellen; dieser Zug sei „die reine Güte, die der feine, leise Unterton jedes Wortes und alles Tuns ist. Diese unendlich reine Güte müßte *die* Christusgestalt durchleuchten, vor der ich in anbetender Ehrfurcht stehen möchte." Und Christ. Rogge (Stettin) bemerkt mit Recht: „Zu diesem Jesus könnte ich kein schrankenloses Vertrauen haben. Ich könnte mir denken, daß er mich in den Bannkreis seiner Persönlichkeit hineinzwingt, aber eine befreiende Hingabe des Herzens ihm gegenüber scheint mir ausgeschlossen." Im übrigen begrüßt Rogge es freudig, daß ein Maler wieder einmal den Versuch unternimmt, ein unbärtiges Heilandsbild zu schaffen, da das bartlose Gesicht dem Künstler in weit höherem Grade die Möglichkeit gewähre, ein fein nuanciertes Seelenleben wiederzugeben. — Pfarrer Karl Röhrig (Potsdam) nennt Fahrenkrogs Christustypus „eine der interessantesten Schöpfungen auf dem Gebiet der religiösen, ja der Gedankenmalerei überhaupt," meint jedoch: „Der düstere Ernst, die finstere Schwermut, das ‚Ergrimmen im Geist', die Tragik des Geschickes muß einer sonnigeren Auffassung des ‚Schönsten unter den Menschenkindern' weichen. Nicht Gewitterschwüle, sondern Sonnenschein, nicht Disharmonien, sondern Harmonie, nicht Kampf, sondern Friede soll das Christusbild ausstrahlen und schenken." Nur Pfarrer Lic. theol. Kurt Holtz

Digitized by Google

(Pola) ist der Ansicht, daß der Fahrenkrogsche Christus auch der Güte und Nächstenliebe fähig sei; er plaidiert dafür, daß man das Bild „in Kirchen und Unterrichtszimmer und Wohnstuben einziehen" lasse, „und zwar bald. Dann würden selbst ‚Freigeister' vor Christus Achtung gewinnen." Auch Wilhelm Schwaner (Schlachtensee) möchte Fahrenkrogs predigenden Jesus in jedem Schulhaus und in jedem Kinderzimmer sehen; „ich liebe ihn," erklärt er, „weil ich Pädagoge und Vater bin. Und weil ich selber so ein schutzsuchendes Kind war wie die Kleine da." Walther Nithack-Stahn (Berlin) will dem Bilde ansehen, daß dieser „Mann mit den derben Zügen, der Handarbeiter, in dem jetzt nur noch die Seele arbeitet," den Mund öffnen werde, *nicht* um zu strafen (wie man nach dem zürnenden Ausdruck der Augen annehmen muß), sondern nur um zu rufen: „Her zu mir!" mit der rauhen Stimme des Retters, der den Gleitenden vom Abgrund zurückreißt. Mit dieser Annahme dürfte Nithack unter allen Beschauern der Fahrenkrogschen Gemälde wohl ziemlich allein dastehen; die meisten werden bei Betrachtung dieses strengen Mundes und der zornflammenden Augen an Schelte und Strafe denken müssen, ein Beweis, wie verschieden ein und dasselbe Kunstwerk wirken kann und wie sehr es auf die individuelle Auffassung des Beschauers ankommt. Ähnliches spricht Nithack selbst aus, indem er den Künstlern unserer Zeit zuruft: „Schafft uns ein jeder *seinen* Christus! Malt, meißelt, dichtet, setzt ihn in Tönen in die Welt! Keine von diesen Gestalten wird auch nur einen von uns voll befriedigen — aber jede wird jedem etwas zu sagen haben. Und von tausend Kristallflächen strahlt das Sonnenbild dessen zurück, der uns vorschwebt als des Menschentumes Vollendung, der Gottheit reines Gefäß; als das, was wir alle sein sollten, wonach wir uns sehnend strecken! Ein jeder braucht *seinen* Christus, der seines Bruchteilwesens Supplement ist!" und: „Laßt, ihr Bildner, doch überhaupt den *geschichtlichen Jesus* nicht über euch herrschen! Den *Christus* sollt ihr uns zeigen, der ihm entstieg, da er verklärt ward vor den Augen der Seinen!"

Das Interesse, das die Umfrage des „Türmer" erregt hat, sowie der Inhalt der meisten der eingegangenen Antworten lassen darauf schließen, daß unsere Zeit nach einer neuartigen Darstellung der Erlösergestalt verlangt. Fraglich aber bleibt es, ob es einem Künstler der Gegenwart gelingen wird, einen Christustypus zu schaffen, der den traditionellen ganz zu verdrängen imstande ist. Nach einigen Schlußworten der Türmerredaktion zu urteilen, hat Fahrenkrog vor, noch andere Christusbilder zu schaffen und uns den Heiland in einer Lebenslage vorzuführen, „in der die Liebe zum beherrschenden Ausdruck werden kann", — vielleicht wird sich dann leichter entscheiden lassen, ob er mit seinem Typus das Richtige getroffen hat.

* * *

Karl Czerny. — Als am 15. Juli 1857 Wien die Kunde ereilte, Karl Czerny sei gestorben, da bemächtigte sich des Kreises seiner zahlreichen Freunde und Schüler ein Gefühl bitteren Wehes. Man war niedergeschmettert von dem Bewußtsein, einen edlen Menschen, einen treuen Freund und Berater verloren zu haben. Sechsundsechzig Jahre war er alt geworden und hatte von seinem fünfzehnten Jahre an bis zu seinem Tode Musikunterricht erteilt. Obgleich streng in der Auswahl der Schüler, da er nur solche annahm, die ein ausgesprochenes Talent besaßen, verdanken ihm doch unzählige junge Leute ihre Ausbildung. Viele berühmte Künstler hatten ihren Weg von Czernys Unterrichtssaal direkt in das bewegteste Kunstleben der Welt gefunden. Man braucht nur Namen zu nennen wie Franz Liszt, Theodor Kullak,

Digitized by Google

Sigismund Thalberg, Ninnette von Belleville-Oury, Theodor Döhler, Alfred Jaell, Leopold von Meyer.

Am Ende des 18. Jahrhunderts lebte in der böhmischen Stadt Nymburk ein erfolgreicher und angesehener Musiklehrer namens Wenzel Czerny (zu deutsch Schwarz). Er übersiedelte zuerst nach Prag und dann nach Wien, wo ihm am 21. Februur 1791 sein einziger Sohn Karl geboren wurde. Das früh erwachende musikalische Talent des Knaben wurde von dem Vater mit großem Verständnis und noch größerer Liebe gehegt und gepflegt. Bereits im zehnten Jahre konnte er die schwersten Kompositionen auswendig spielen. Beethoven, der durch den Geiger Krumpholz in die Familie Czerny eingeführt worden war, war so entzückt von dem Talent des Knaben, daß er ihm längere Zeit Unterricht gab. Karl Czerny hat außer seinem Vater und Beethoven keinen Lehrer gehabt. In dem Fürsten Lichnowsky, Beethovens Gönner, fand er einen helfenden Freund, in Clementi und Cramer zwei Männer, deren Methoden und Klavierspiel ihm neue Bahnen eröffneten.

Schon in der Jugend machte sich bei ihm jenes zurückgezogene Wesen geltend, das ihm zeitlebens anhaftete. Er war froh, daß wegen der unruhigen, politischen Zeiten eine geplante Konzertreise, zu der ihm Beethoven eine schmeichelhafte Empfehlung geschrieben hatte, aufgegeben werden mußte. Dafür warf er sich mit großer Begeisterung auf den Klavierunterricht und erzielte solche Erfolge, daß er bald einer der gesuchtesten Lehrer Wiens wurde. Gegen die Schüler war er streng, aber liebenswürdig. Manchem armen Künstler hat er auf die Beine geholfen. Es ist erzählt worden, daß er die Honorare für den Unterricht in einem Beutel sammelte, der bei seinem Tode 30.000 Dukaten (1 Dukaten=10 Mark) enthalten haben soll. Die Wahrheit dieser Anekdote ist nicht verbürgt. Czerny war indessen ein wohlhabender Mann, der sich einen solchen Scherz erlauben konnte.

In den Jahren 1816—1823 fanden jeden Sonntag Nachmittag in Czernys Wohnung Schüleraufführungen statt, die von Beethoven und andern berühmten Musikern der österreichischen Hauptstadt besucht wurden. Hier war sein Paradies. Da fand er jene Genugtuung und Erholung, die die meisten Männer in rauschenden Vergnügungen suchen. Ein Fremder hätte ihn eher für einen katholischen Priester als für einen Musiker gehalten. Er trug stets schwarze Kleidung, ein Sammetkäppchen und eine goldene Brille.

Im Umgang war er ungemein zartfühlend und höflich und erlaubte weder sich noch anderen, schlechte Witze zu machen oder gar Zoten zu erzählen. Seine Lebensweise war einfach, seine Ansprüche bescheiden. Man fand ihn öfters in den großen Musikalienhandlungen Wiens, wo er mit anderen Künstlern zusammentraf. Sonst besuchte er regelmäßig die Konzerte der „Gesellschaft der Musikfreunde“ und versäumte weder eine Oper von Mozart noch Beethovens „Fidelio“.

Mozart, Beethoven und Johann Sebastian Bach waren seine Götter, in deren Welten er auch seine Schüler einführte. Daneben verwendete er beim Unterricht vielfach seine eigenen Etüden, die allein von all seinen vielen Werken seinen Namen als Komponisten der Nachwelt überliefert haben.

Liebhaber von Buchstaben- und Namenspielereien legen gern Bedeutung in die zufällige Ähnlichkeit oder Gleichheit von Anfangsbuchstaben der Namen geistig verwandter Komponisten. Im 17. Jahrhundert lebten beispielsweise die Musiker Scheidt, Schütz und Sweelinck, die man als die drei großen „S“ des 17. Jahrhunderts bezeichnet. In neuerer Zeit hat man gern die Namen Bach—Beethoven—Brahms mit

Digitized by Google

einander verkuppelt. In ähnlicher Weise spricht man von den „drei großen C des Klavierspiels“: Clementi—Cramer—Czerny. Diese drei Komponisten haben das heutige Klavierspiel begründen und entwickeln helfen. Bezüglich des inneren Gehaltes steht Cramer obenan. Er nahm infolge seines empfänglichen Gemütes viele künstlerische Anregungen in sich auf und verarbeitete dieselben. Clementi war insofern von epochemachender Bedeutung, als sich seine Werke nicht allein bezüglich der Form, sondern auch der Feinheit der Melodik auszeichnen.

Was Unterrichtswerke anbelangt, so steht Czerny unter den drei C unstreitig in erster Linie. Das Charakteristische seines Schaffens beruht darin, daß er das rein Technische von dem ausdrucksvollen Vortrag trennte und die Ausbildung der beiden Hände zum leitenden Gedanken machte. In manchen Lagern wird er als veraltet hingestellt. Man kann sich keiner falscheren Ansicht anschließen, denn bei den jungen Klavierspielern ist ein wirklich erfolgreicher Unterricht ohne Czerny kaum denkbar. Berühmte Künstler haben das in enthusiastischer Weise anerkannt.

Liszt riet seinen Schülern: „Spielt fleißig Czerny!“ Er selbst verdankte seine eminente Technik der Methode und den Etüden seines Lehrers. Rubinstein und Karl Tausig haben besondere Ausgaben der Werke Czernys veranstaltet und hiermit dazu beigetragen, dessen Namen zu erhalten.

Karl Czerny war 66 Jahre alt, als ihn der Tod ereilte. Schon im Jahre 1850 mußte er seinem Riesenfleiß, der ihn nach zehn- bis zwölfstündiger Tagesarbeit noch die Abend- und Nachtstunden zu seiner weiteren Ausbildung ausnützen ließ, Zügel anlegen. Selten hat die Welt einen fleißigeren Musiker gesehen. Er unterrichtete und komponierte bis zu seinem Tode und als dieser am 15. Juli 1857 eintrat, hatten die Musiker einen glänzenden Vertreter ihrer Kunst, die Stadt Wien einen ihrer größten und edelsten Söhne verloren. Das letztere bewies Czerny dadurch, daß er, der ganz allein in der Welt stand und weder Geschwister noch andere Verwandte besaß, sein großes Vermögen testamentarisch den verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten Wiens hinterließ. Fritz Erckmann.

* * *

Ein Vorschlag zur Lösung der Judenfrage in den österreichischen Karpatenländern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. — Die erschreckenden Ereignisse, welche sich im laufenden Jahre in Rumänien zugetragen, haben die Aufmerksamkeit der Welt neuerlich auf das Judenproblem im Südosten Europas gelenkt. Dichter als in irgend einem andern Landstrich unseres Kontinents wohnen die Angehörigen des jüdischen Stammes in den Gegenden des südgermanischen Europa, d. i. in jenen weitgestreckten Landschaften, die zwischen den Wohnsitzen des deutschen und großrussischen Volkes von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichen. Neben den Gebieten, welche einst das Königreich Polen bildeten, und neben Ungarn gehört daher auch Rumänien zu den Ländern, in welchen der jüdische Volksstamm schon infolge seiner großen Verbreitung ein bedeutsamer, nicht zu unterschätzender Faktor des öffentlichen Lebens ist; die tiefgehende Umgestaltung aller politischen Verhältnisse in den rumänischen Ländern, ihre Befreiung von türkischer Oberherrschaft, ihre Zusammenfassung zu einem Staatswesen auf nationaler Grundlage haben die Bedeutung dieses Bevölkerungselements abzuschwächen nicht vermocht. Aber ebenso ist es, wie die jüngste Bewegung in Rumänien wieder in grauenerregender Weise gezeigt hat, trotz aller politischen Umgestaltungen nicht gelungen, das jüdische Element dem Volksleben Rumäniens organisch einzufügen; man hat einerseits die Emanzipation des Juden-

Digitized by Google

tums nicht vollzogen und andererseits den jüdischen Fremdkörper zu einem unschädlichen zu machen nicht verstanden. Gerade an jenem Punkte, wo die Nicht-Emanzipation des Judentums den Schutz der rumänischen Bevölkerungsmasse bilden sollte, in der Agrarverfassung, haben die Beschränkungen des Judentums ihre Wirkung versagt; der Grunderwerb ist dem jüdischen Element verschlossen geblieben; dies war aber für dasselbe kein Hindernis, um, von seinem Handelsgeiste geleitet, in der Stellung des Pächters zwischen den grundbesitzenden und grundbebauenden Bevölkerungsklassen eine verhängnisvolle Mittlerrolle zu spielen. Rumänien steht in der Judenfrage vor einem ungelösten Problem.

Angesichts dieser Verhältnisse Rumäniens rücken alle jene Versuche, die einst in verwandten Ländern, als die Judenemanzipation dort noch nicht entschieden war, der Lösung der Judenfrage gewidmet wurden, wieder in den Vordergrund des Interesses. Und besonders bedeutsam muß zur Beleuchtung der rumänischen Verhältnisse alles das erscheinen, was in dieser Beziehung das erst im 18. Jahrhundert von Rumänien abgetrennte Grenzland Österreichs, die Bukowina, berührt. Wir glauben daher, einem allgemeineren Interesse zu begegnen, wenn wir im folgenden an eine fast verschollene Erscheinung der österreichischen Literatur aus dem 19. Jahrhundert erinnern, nämlich an Josef Rohrers „Versuch über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie" (Wien, 1804), welcher einen originellen Vorschlag zur Lösung der Judenfrage in den Karpatenländern Österreichs enthält und bei welchem die Bukowina als der Schauplatz der Lösung in Betracht kommt.

Wir müssen hiebei unsere Leser zunächst mit dem Verfasser dieser Schrift bekannt machen.

Als Österreich zu Ende des 18. Jahrhunderts in den Besitz Galiziens und der Bukowina gelangt war, da erfolgte begreiflicherweise die Einwanderung einer Reihe von Beamten aus den österreichischen Stammländern in die neu erworbenen Gebiete, und diese Männer haben sich, was nationale Gegnerschaft dagegen auch behaupten mag, um das ihrer Obsorge anvertraute Land vielfach wohl verdient gemacht. Zu dieser Gruppe ist in hervorragender Weise auch der Statistiker Josef Rohrer zu zählen. Rohrer hatte zuerst die Stelle eines Polizeikommissärs in Lemberg bekleidet; im Jahre 1806 aber gelang ihm infolge seiner reichen schriftstellerischen Tätigkeit der Übergang zur Professur der Politik und Statistik an der Lemberger Universität, an der er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1827 wirkte. Rohrers Bedeutung für die Literatur von Österreichs Volks- und Landeskunde ist in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (B. XXIX, S. 64–68) eingehend gewürdigt worden. Es kann zwar nicht bestritten werden, daß Rohrers Schriften an wissenschaftlicher Vertiefung manches zu wünschen übrig lassen; durch die Gabe des Verfassers, aus unmittelbarer Lebensbeobachtung zu schöpfen, und durch die Frische der Darstellung behaupten sie aber doch vielfach bleibenden Wert.

Wenn wir uns nun Rohrers obgenannter Schrift über das Judentum zuwenden, so müssen wir für alle jene, welche Rohrers literarische Persönlichkeit nicht kennen, noch vorausschicken, daß er in allen seinen Schriften von nationaler und konfessioneller Einseitigkeit ganz frei erscheint. Er ist, seinen Jugendeindrücken folgend, zumal in kirchlichen Dingen ein warmer Verehrer des Josefinismus. Wenn die Grundsätze der Toleranz also in der Schrift über die Juden verleugnet werden, so sind hiefür nicht vorgefaßte Meinungen, sondern die in Galizien gewonnenen Eindrücke bestimmend gewesen. Rohrer selbst erklärt in der Vorrede,

Digitized by Google

er habe beabsichtigt, „ein getreues Gemälde des Judenvolkes zu liefern", und da sei es „seine Schuld nicht, wenn der lichten Partien weniger seien als der dunklern".

Aus diesem im ganzen ungünstigen Urteil ergibt sich für ihn das Verlangen, die Regierung solle eine Aktion im großen Stile zur Lösung der Judenfrage entwickeln, aber ganz im Gegensatz zu der aus den josefinischen Ideen gewöhnlich gefolgerten Art der Emanzipation der Juden.

Nach Josefs II. Tode seien, so sagt Rohrer, folgende Wahrheiten immer heller geworden. Die plötzliche und unbeschränkte Aufnahme der Juden in das Staatsbürgerrecht könne keine guten Folgen haben. Daß der Staat den Juden bloß die Rechte der Fremden einräume, sei so lange nicht unbillig, als die Juden selbst behaupten, daß sie bei Ankunft des Messias in das gelobte Land zurückkehren würden. So wie eine Religionslehre ihre Anhänger davon abhalte, sämtliche bürgerlichen Pflichten auszuüben, werden sich dieselben bescheiden müssen, einen schwächeren Anteil an den bürgerlichen Rechten zu haben.

Hiebei bleibt aber Rohrer nicht stehen, er verlangt zur Hebung des Judentums einschneidende positive Maßregeln.

Als jenes Grundübel des Judentums, welches sich von Staats wegen fassen läßt, muß nach Rohrer die einseitige Pflege *eines* Erwerbszweiges durch den ganzen Volksstamm betrachtet werden. Die traditionelle Übung des Handels durch alle Volksgenossen entwickle den korrumpierenden Schachergeist mit all seinen widrigen Blüten und diese Richtung des Volksgeistes werde unterstützt durch die Ansiedlung der Juden als Minorität innerhalb einer christlichen Bevölkerung. Die ziffernmäßige Unbedeutendheit der Minorität schließe die ökonomische Übermacht der jüdischen Händler über die christlichen Ortsbewohner nicht aus; überall in der Monarchie, wo die Juden eingezogen seien, seien die Christen um den Handel und um den Wohlstand gekommen. Trotzdem hofft Rohrer auf die Hebung des Judentums, und zwar ohne das Mittel konfessioneller Propaganda. Er hält aber hiezu nur zwei Mittel für ersprießlich, nämlich: die Juden seßhaft und zu Landbewohnern zu machen, und diese Mittel sollen daher in der energischesten Weise zur Anwendung gebracht werden, da die von Josef II. in gleicher Richtung rücksichtsvoller getroffenen Maßnahmen erfolglos geblieben. *) Nicht eine räumliche Zerstreuung der Juden unter der christlichen

*) Zur Beleuchtung von Rohrers Vorschlägen dürfte es am Platze sein, den Gang der Juden-Gesetzgebung in Österreich, bezw. in Galizien und der Bukowina seit Kaiser Josefs Judenordnung kurz zu verfolgen.

Durch die galizische Judenordnung vom 7. Mai 1789 (Handbuch der k. .. josephinischen Verordnungen und Gesetze, XVIII. Bd., S. 361 ff.) war grundsätzlich die Gleichstellung der Juden mit den übrigen Untertanen ausgesprochen worden. Die hier noch immer beibehaltenen Beschränkungen [illegible] nur den staatspädagogischen Zweck, die Juden aus ihrer gesellschaftlichen Eigenart heraus [illegible]en, als christlichen Volkselementen zu nähern. So greifen die Bestimmungen über die Religio[illegible]t gewisser und die Gemeindeverfassung ein, um die Einwirkung der Regierung auch in diesen Punkten [illegible] hätte namentlich die hebräische Sprache durch die deutsche zu verdrängen.

Die Familiengründung und Übersiedlung der heimischen Juden ist frei, doch ist [illegible] den Dorfschaften nur denjenigen Juden gestattet, welche sich durch Feldwirtschaft oder ein[illegible] nähren. Alle Nahrungswege sind den Juden erschlossen bis auf bestimmte Pachtungen (Schenken, [illegible] Mühlen, einzelne Gründe untertäniger Kontribuenten, Zehnt- und ähnliche Rechte). Jede Judengemeinde hat auf ihre Kosten eine von dem Kreisamte bestimmte Zahl von Judenfamilien auf Ackergründen anzusiedeln. Schon nach vier Jahren erfolgte ein Rückschlag. Mit Hofdekret vom 9. März 1793 (Polit. Ges.-Samml. Franz II., 2. B., Nr. 35) wurde auf Grund kaiserlicher Entschließung den Juden in Galizien Ankauf und Erbpacht landschaftlicher Realitäten und Gülten verboten. Diese Beschränkung erfuhr durch das Patent vom 8. März 1805 (Pol. Ges.-Samml. Franz II., 24 B., Nr. 26) die Ausdehnung auf jegliche Grund- und

Digitized by Google

Bevölkerungsmasse sei anzustreben, um auf diese Weise etwa die Aufsaugung des Judentums oder wenigstens die Abschwächung ihrer Sonderart zu bewirken, sondern im Gegenteile die Isolierung der Judenschaft, und ihre lokale Zusammendrängung sei sogar mit Gewalt durchzuführen.

In erster Linie verlangt Rohrer also die Anlegung von besonderen Judendörfern und im weiteren Ausbau seines Vorschlags die geschlossene örtliche Vereinigung dieser Judenkolonien in bestimmten Landstrichen. Die Bukowina einerseits, die Debrecziner und Ketskemeter Heide andererseits sollen dazu bestimmt werden, wenigstens einen Teil der in Galizien und in Ungarn schachernd herumziehenden Juden aufzunehmen, und in diesen Kolonien soll die Festhaltung der Juden mit allen Mitteln des staatlichen Zwanges (Militärkordon usw.) erfolgen. Ist diese räumliche Isolierung erreicht, dann soll es aber innerhalb der den jüdischen Ansiedlungen gezogenen engen Grenzen keine Beschränkung der Besitz- und Erwerbsfähigkeit der Juden geben; der Wettbewerb der jüdischen Stammesgenossen untereinander kann frei sein, denn der jüdische Schachergeist findet dabei kein Ausbeutungsobjekt wie an der christlichen Bevölkerung. Von einer solchen räumlichen Konzentration erwartet Rohrer die Regeneration des Judentums und er malt diese Entwicklung in geradezu enthusiastischer Weise aus.

Rohrers Vorschlag ist bekanntlich in keiner Art durchgeführt worden, trotzdem bleibt die Frage interessant, ob sein Plan überhaupt ausführbar war und welche Folgen die Ausführung gezeitigt hätte. Wir wollen diese Frage hier nur für das von ihm bezeichnete österreichische Land, die Bukowina, zu beantworten versuchen.

Güterpachtung außer solchen obrigkeitlichen Gründen, auf welchen sich die Juden als Ackersleute häuslich niederlassen, um sie selbst zu beurbaren. Für die Bukowina insbesondere wurde dies Patent noch dahin verschärft, daß die Judenschaft auf die Begünstigung der Judenordnung von 1789 keinen Anspruch zu machen habe, sondern auf die bei der Klassifizierung im Jahre 1783 angewiesenen Nahrungszweige zurückzusetzen sei. Das Hofdekret vom 28. März 1805 endlich (Pol. Ges.-Samml. Franz II., 24. Band, Nr. 40) schloß die Juden auch von dem Ankaufe und der emphytentischen Pachtung der Häuser und Häuserplätze in den Landstädten Galiziens aus. Hiebei blieb es bis zum Jahre 1848. Infolge der Ereignisse dieses Jahres fielen die Beschränkungen der Juden und auch die Reichs-Verfassung vom 4. März 1849 gab solchen nicht Raum. Nach der Aufhebung der Märzverfassung trat mit der kaiserl. Verordnung vom 2. Oktober 1853 (R. G. Bl. Nr. 190), welche die vor 1848 bestandenen Beschränkungen der Besitzfähigkeit der Israeliten bis zur bevorstehenden Regelung der staatsbürgerlichen Verhältnisse derselben provisorisch wieder in Wirksamkeit setzte, wohl eine rückläufige Bewegung ein; dieser Rückschlag war aber nicht von Dauer. Im Jahre 1859 schon (Vdg. vom 29. November, R. G. Bl. Nr. 217) erfolgte die Beseitigung des Erfordernisses kreisämtlicher Bewilligung [illegible] und von 1860 an vollzog sich die gesetzliche Emanzipation der Juden Schritt für Schritt [illegible] die Aufhebung der Beschränkungen der Zeugenfähigkeit und des Ausschlusses von gewissen Gewerben sowie des Aufenthalts-Verbotes in gewissen Gegenden (flaches Land in Galizien und [illegible] in Böhmen) schloß sich die Zulassung zu dem Besitze unbeweglicher Güter wenigstens [illegible] leich[illegible] Complex der österreichischen Länder (Vdg. vom 6. Januar, 13. Januar, 14. Januar, Rupre[illegible], R. G. Bl. Nr. 9, 15, 17, 45); für Galizien und die Bukowina allerdings, welche uns b[illegible] linie interessieren, vollzog sich dieser Prozeß in etwas verlangsamter Weise: die Zulassung [illegible]gte hier, die Pachtung landtäflicher Realitäten ausgenommen, nur auf Grund persönlicher [illegible]urch Mittelschul-Studien oder den Offizierscharakter (Vdg. vom 18. Februar 1860, R. G. Bl. [illegible]ber auch hier erfolgte schon durch das Gesetz vom 28. Februar 1864 (R. G. Bl. Nr. 26), welches [illegible]elitischen Gemeindemitglieder der Stadt Czernowitz zum Realbesitze daselbst ohne die eben erwähnten [illegible]schränkungen zuließ, ein weiterer Schritt. Das für alle Länder giltige Gesetz vom 13. November 1868 (R. G. Bl. Nr. 93), welches den Juden das Notariat eröffnete, griff noch umfassender ein. Die Verfassungsrevision von 1867 endlich brachte das Werk der Emanzipation durch den grundrechtlichen Satz der Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte von dem Religionsbekenntnisse (Art. 14 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, R. G. Bl. Nr. 142) formell zum Abschlusse; nur an das Verbot des Konnubiums von Christen und Juden rührte sie nicht

Digitized by Google

Als Rohrer seinen Vorschlag entwarf, war die Bukowina kaum drei Jahrzehnte mit Österreich vereinigt und die Stellung des Landes innerhalb Österreichs selbst eine noch vielfach unbestimmte. Nachdem das Land ursprünglich unter Militärverwaltung gestanden war, hatte man es bald schlechtweg als einen Kreis Galiziens behandelt, bald ihm eine größere Selbständigkeit zugedacht. Daneben war der Vorschlag ernstlich in Erwägung gezogen worden, das Land im Anschluß an die siebenbürgische Militärgrenze zu einem Teil der Grenzinstitution zu machen und die Besiedlung des Landes im Wege dieser Militarisierung zu erstreben. Ein Land mit so schwankenden staatsrechtlichen Grundlagen und in jeder Beziehung unfertigen Verhältnissen war, wenn irgend eines, zu Experimenten geeignet. Namentlich aber waren durch die dünne Schichtung der Bevölkerung sowie durch das verschwommene ethnographische Gefüge die Bedingungen zu populationistischen Versuchen gegeben. Wenn man sich die Tatsache vergegenwärtigt, daß die Bukowina zu Rohrers Zeit kaum 200.000 Einwohner besaß*) und jetzt nach 100 Jahren auch ohne systematische Kolonisation weit über 700.000 Einwohner zählt, so kann man wohl nicht zweifeln, daß hier noch Raum für Kolonisationen vorhanden war.

Die österreichische Regierung hat sich zu großen Ansiedlungsversuchen irgend welcher Art nicht aufgerafft, sie hat nur durch die Gewährung einer fünfzigjährigen Rekrutierungsfreiheit beigetragen, die Bukowina zum begehrenswerten Einwanderungsziele zu machen. Dadurch ward aber der Bevölkerung des Landes gerade eine mosaikartige Zusammensetzung gegeben, welche selbst in dem an Polyglottismus reichen Österreich sonst in diesem Maße nicht wiederkehrt. Die rumänische Grundbevölkerung des Landes ward dem Ruthenentume gegenüber zur Minorität und wurde überdies, abgesehen von polnischen, deutschen und magyarischen Einschüben von Juden in großer Zahl durchsetzt.

Die Vermehrung der Juden in der Bukowina war auch in dieser Weise ohne direktes Eingreifen der Regierung eine so starke, daß man behauptet hat, die Juden hätten hier ihr zweites Kanaan gefunden.**) Wie groß die Macht aber auch sein mag, zu welcher die Juden in der Bukowina gelangt sind, es ist immer die Stellung einer auf ein fremdes Volkstum sich aufbauenden, der nationalen Geschlossenheit und Allseitigkeit entbehrenden Minorität.***)

Ganz anders wäre die Stellung der Juden in der Bukowina nach Rohrers Vorschlägen geworden. Die Ausführung dieses Projektes hätte jedenfalls zur Folge gehabt, daß dem Lande Bukowina ein, wenn nicht ausschließlich, so doch so vorwiegend jüdischer Bevölkerungscharakter verliehen worden wäre, wie er auch *nicht* entfernt in einem zweiten Lande Europas zu finden ist. Und dieses Hervortreten des Judentums auf begrenztem Territorium wäre um so merkwürdiger gewesen, als die Juden damit zugleich einen politischen Körper, nämlich ein mit gewisser politischer Selbständigkeit ausgestattetes Land in Besitz genommen hätten. Eine Sitte

*) Vergl. die Abhandlung Adolf Fickers „Hundert Jahre" zur Säkularfeier der Ver[illegible] Bukowina mit Österreich im I. Jahrgang der „Statistischen Monatsschrift" (Wien, 1875), S. [illegible]. Nach dieser hier gewiß maßgebenden Quelle war die Bukowina zur Zeit ihrer Erwerbung durch Öster[illegible] d. i. dreißig Jahre vor Rohrers Schrift, fast menschenleer; sie zählte nämlich höchstens 75.000 Einw[illegible]

**) Vergl. H. J. Bidermann, „Die Bukowina unter österreichischer Verwaltung, 1775—1875" (Wien 1875), S. 68.

***) Über die wechselvollen Schicksale der Juden in der Bukowina belehrt am eingehendsten die gründliche Arbeit von Dr. Polek: „Statistik des Judentums in der Bukowina" im Maihefte des Jahrganges 1889 der „Statistischen Monatsschrift".

Digitized by Google

sich hienach nicht nur die soziale und wirtschaftliche Lage des Judentums von Grund aus umgestaltet, sondern dem Judentum wäre auf diese Weise auch eine politische Aufgabe zu teil geworden, wie sie ihm seit achtzehn Jahrhunderten niemals beschieden gewesen war. Es wäre auf gewaltsamem Wege gegen den Willen der Juden selbst dem jüdischen Volkstum der Boden zu einem geschlossenen nationalen Leben geschaffen worden.

Das Programm Rohrers berührt sich sonach in eigentümlicher Weise mit der in den letzten Jahrzehnten aus der Mitte des Judentums selbst hervorgegangenen zionistischen Bewegung, welche gegenwärtig allenthalben im raschen Flusse begriffen ist. Die Motive der zionistischen Bewegung sind gewiß zum großen Teile religiöser Natur; daß diese Bewegung aber nicht von religiösen Momenten allein getrieben wird, zeigt der Umstand, daß das letzte Ziel ihres Programms, die Besiedlung Palästinas, nicht allgemein als ein unverrückbares gilt, sondern neben sich als Eventualziel die Besiedlung eines anderen Landes (Ostafrikas) duldet. In jeder Variante hingegen offenbart sich in der zionistischen Bewegung ein mächtiges Streben nach nationalem Eigendasein, nach staatlicher Existenz, und als unerläßliches Mittel hiezu erscheint die räumliche Konzentration, wie sie bereits von Rohrer, also von nichtjüdischer Seite, empfohlen wurde. Und wenn man in dieser Weise sieht, daß zu den verschiedensten Zeiten und von den entgegengesetztesten Ausgangspunkten Vorschläge zur Lösung der Judenfrage auftauchen, welche sich auf diesen Wegen begegnen, dann regt dies wohl zum Nachdenken an. Wenn es heute noch Länder mit einer ungelösten Judenfrage gibt, — und wer könnte dies unter dem Eindrucke der eingangs erwähnten Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart bezweifeln? — dann dürfte doch seitens der Regierungen an der zionistischen Bewegung nicht achtlos vorüberzugehen sein. Eine volle Lösung der Judenfrage ist gewiß nicht möglich, solange der konfessionelle Gegensatz den Stammesunterschied den christlichen Völkern gegenüber verstärkt; die Assimilierung an die europäischen Stammvölker wird nur dann erfolgreich sein, wenn und so weit das Christentum das Judentum innerlich überwunden hat. Wenn es aber an dieser Voraussetzung fehlt und wenn zudem auch die äußerliche Assimilierung örtlich schon infolge der Stärke der jüdischen Minorität nicht möglich ist, so wäre die von dem nationalen Judentum selbst gewollte Sonderung wohl mit allen Kräften zu unterstützen. H. C. H.

* * *

Fraktur oder Antiqua? — Nachdem bekanntlich schon öfters das Verlangen laut geworden ist, für die deutsche Sprache in Schrift und Druck die lateinischen Lettern — als die angeblich deutlicheren und besonders für Ausländer leichter lesbaren — einzuführen, tritt neuerdings der Verlag Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen in einer beachtenswerten Flugschrift energisch für die Beibehaltung, ja Verallgemeinerung des Frakturdruckes ein, vor allem des schönen „Offenbacher Schwabacher", der alles, was den an Antiquadruck gewöhnten Leser stören könnte, abgestreift habe, ohne die Vorzüge der Fraktur einzubüßen. Gerade dem Ausländer, dem zuliebe man die Antiqua durchsetzen möchte, gibt sie zu Mißverständnissen Anlaß. Man denke nur an ihre Unfähigkeit, den Unterschied zwischen ſ und s klarzumachen und ß zu ersetzen. An einzelnen Beispielen wird dieser Umstand deutlich als Mangel fühlbar: so kann „Zentrumsturm" für den Fremden sowohl „Zentrumſturm" als „Zentrumsturm", „Versendung" sowohl „Verſendung" als „Verſendung", „Masse des Kreischens" sowohl „Maße des Kreiſchens" als „Maſſe

Digitized by Google

des Kreischens" heißen; und welche Schwierigkeit müssen dem ungeübten Auge beim rein mechanischen Lesen Worte wie Grossstadt, Waldesseen oder Volkscharakter bereiten, während es mit Großstadt, Waldesseen oder Volkscharakter gewiß ganz leicht fertig wird. Eine weitere Erschwerung des Lesens der Antiqua entsteht durch das Fehlen der meisten Unterlängen (vergl. z. B. s, h, f, x und z gegen ſ, h, f, ꝛ und ʒ) und vieler Oberlängen, an denen das Auge am leichtesten haftet und die ihm somit zu schneller Orientierung dienen. „Findet nun in der Antiqua das Auge soviel weniger Stützpunkte über und unter der Zeile", führt G. Ruprecht aus, „und muß es obendrein bei der Mehrzahl der wenigen erhalten gebliebenen Oberlängen erst in den Körper der Zeile hinabgleiten, um die Unterscheidungsmerkmale der betreffenden Buchstaben zu finden, so kann nicht zweifelhaft sein, daß hierin ein wesentlicher Nachteil der Antiqua liegt. Die große Zahl und vorzügliche Charakteristik der Ober- und Unterlängen der Fraktur dagegen erleichtert nicht nur das Lesen überhaupt, sondern ist für ein leichtes Lesen deutscher Texte wegen ihrer langen Worte unerläßlich, zumal wenn es auf leichtes Überfliegen ankommt."

Die Freunde der Antiqua führen gewöhnlich zu ihrer Verteidigung die leichtere Erkennbarkeit der Einzelbuchstaben an, diese hat jedoch mit der Lesbarkeit im Wortzusammenhang nichts zu tun, denn „das Auge erfaßt die Wortbilder nach den experimentellen Feststellungen von Erdmann und Dodge (Halle, 1898) desto schneller, je kürzer sie sind". Da nun die deutsche Sprache an und für sich an langen Worten und Wortzusammensetzungen sehr reich ist, ließ sie sich naturgemäß in der zusammendrängenden Fraktur leichter als in der breitlaufenden Antiqua. Im Englischen fallen deren Mängel nicht so störend auf, weil die Worte der englischen Sprache sich bekanntlich durch große Kürze auszeichnen, für das Französische aber kommt im allgemeinen nicht der breite, sondern der schmale Schnitt der Antiqua zur Anwendung.

Um die Richtigkeit seiner Behauptungen zu erproben, hat Ruprecht folgenden Versuch gemacht: er hat einige in Offenbacher Schwabacher-Fraktur gedruckte englische Sätze durch ihm befreundete amerikanische Gelehrte des Deutschen völlig unkundigen Amerikanern verschiedener Bildungsschichten vorlegen lassen und alle — Studenten, Institutsdiener, Schulkinder u. a. — haben diese Proben ohne die geringste Schwierigkeit lesen können. Kinder von 12—14 Jahren schienen nicht einmal zu bemerken, daß es nicht die ihnen gewohnte Druckschrift sei. Somit [illegible] die Behauptung widerlegt, die Deutschen müßten, [illegible] ihre Bücher von Ausländern bequem gelesen werden könnten, auf die Fraktur [illegible] verzichten. Vielleicht gehört auch die folgende Bemerkung hierher: in der lettischen Sprache, die die Eigentümlichkeit hat, daß sie mit lateinischen Buchstaben gesetzt aber in Fraktur gedruckt wird, ist schon wiederholt der Versuch gemacht worden, der Einheitlichkeit wegen auch für den Druck die Antiqua einzuführen, doch [illegible] es nicht gelungen, damit durchzudringen, und die in lateinischen Lettern gesetzten Lesestücke machen den Volksschülern nach wie vor größere Schwierigkeiten als die in Fraktur gedruckten. — Was nun den äußern Eindruck, das Aussehen der Fraktur im Gegensatz zu dem der Antiqua betrifft, so erklärt Ruprecht „die abgeschliffenen und gefeilten Formen der Antiqua, auch in ihren schönen Schnitten aus der Zeit der Renaissance, im Gegensatz zur lebensvollen Fraktur im ganzen für kalt und in gewisser Beziehung unter Umständen störend langweilig", und man wird nach einigen Vergleichen nicht umhin können, ihm hierin recht zu geben. Schon die

Digitized by Google

Gleichartigkeit der meisten Majuskeln mit ihren Minuskeln (z. B. c C, o O, s S, v V, w W, x X, z Z ꝛc.) wirkt unschön und ermüdet die Aufmerksamkeit. Aber auch hier wie überall gilt das „Jedem das Seine"; es wird Werke geben, für die der Geschmack unbedingt die kalte Schönheit der Antiqua wünscht, und so wie man sich die kraftvolle Sprache Goethes oder Bismarcks nicht anders als in „knorriger, lebensvoller Fraktur" denken möchte, „kann z. B. der klassisch ausgefeilte Stil eines Philosophen aus ästhetischen Gründen die Antiqua fordern".

* * *

Wie in dem in der Kultur, 1906, S. 385 ff., erschienenen Artikel „Zur Geschichte des Katholizismus in Rußland" von H. Brentano erwähnt wurde, macht sich dortselbst seit der Verkündigung des kaiserlichen Ukases über die Gewissensfreiheit unter den vormals Unierten ein starkes Streben nach Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche bemerkbar. Um nun diesem Streben Einhalt zu tun, gebraucht ein Teil der griechischen Geistlichkeit — wie den „Katholischen Missionen" (35. Jahrg. 1906/7, Nr. 11) aus Rußland geschrieben wird — recht sonderbare Mittel: das in religiösen Dingen ziemlich unwissende Volk wird durch Einführung einiger der Union eigentümlicher Äußerlichkeiten, z. B. Läuten der Glocken nach katholischer Weise, Prozessionen mit einer Monstranz, in der aber statt des Allerheiligsten ein Bild des hl. Nikolaus eingeschlossen ist u. a., über den wahren Stand der Dinge getäuscht. Wo diese Kniffe nicht helfen, da schämt man sich nicht, „dem der Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche geneigten Volke zu erklären, das kaiserliche Manifest gebe keineswegs ohne weiteres die Freiheit zum Übertritte es habe vielmehr nur den Zweck, zu prüfen und festzustellen, ob die vormals Unierten wirklich ernstlich und aufrichtig der russischen Staatskirche zugetan seien. Bald würden die Kosaken erscheinen und alle mit Knuten durchprügeln, die der Staatskirche nicht treu ergeben seien". Bei den in Rußland herrschenden Zuständen kann eine solche Drohung nicht ohne Wirkung bleiben; viele der zum Übertritte Entschlossenen wagen es nun nicht mehr, ihre Absicht auszuführen, ja einige von ihnen sind so eingeschüchtert, daß sie sich scheuen, mit ihren bereits katholisch gewordenen Verwandten zu verkehren, um ja nicht in den Verdacht der Katholikenfreundlichkeit zu geraten.

In derselben Zuschrift wird darüber geklagt, daß der Staat nichts tue, um dem Bedürfnisse nach Schaffung neuer oder Wiederherstellung der einst gewaltsam [illegible]obenen katholischen Sprengel entgegenzukommen, obgleich dies bei folgerichtiger Anwendung des kaiser[illegible] Religionsediktes geschehen müßte. „Im ganzen ungeheuren Gebiet des eigent[illegible]ußland, einschließlich Sibiriens, Turkestans und Kaukasiens, bestehen tatsä[illegible]ß zwei katholische Bistümer: der Erzsprengel Mohilew mit dem erzbi[illegible]n Sitz in Petersburg, und Tiraspol mit dem bischöflichen Sitz in Sara[illegible] im Augenblick wenigstens 2½ Millionen Gläubige zählende Diözese [illegible]ist seit Jahren gewaltsam unterdrückt und zur Verwaltung dem Erzbischof von Mohilew zugewiesen, als ob derselbe mit seinen auf unermeßliche Strecken zerstreuten 900.000 Gläubigen nicht schon übermäßig genug Arbeit hätte." Wenn diesem Übelstande abgeholfen würde, wenn die katholische Kirche die nötige Bewegungsfreiheit und mehr Kräfte besäße, dann — so meint der Gewährsmann der „Katholischen Missionen" — würden sich ihr viele Russen zuwenden, die über das direkt gegen die Religion gerichtete Treiben der jüdisch-sozialistischen Partei und über die Ohnmacht der russischen Staatskirche empört seien. Laute Klagen höre man namentlich über die in den Ferien weilenden russischen Seminaristen, die künftigen

Digitized by Google

Geistlichen, die sich gewöhnlich durch die krassesten anarchistischen oder kommunistischen Grundsätze auszeichnen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß in den katholischen Kirchen des eigentlichen Rußland recht bald auch russisch gepredigt würde, damit die russisch-katholischen Konvertiten, deren Zahl in manchen Städten erheblich zunehme, auch Predigt und Unterricht in ihrer Muttersprache erhalten könnten. „Das Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val an die Bischöfe des Zarenreiches kommt hier wirklich einem schreienden Bedürfnis entgegen. Es erklärt klar und deutlich, daß der Heilige Stuhl niemals grundsätzlich sich gegen das Predigen in russischer Sprache ablehnend verhalten, dasselbe vielmehr nur dort als weniger entsprechend bezeichnet habe, wo die Gläubigen sich einer andern Sprache bedienten. Ausdrücklich werden russische Predigten für das eigentliche Rußland jetzt zugestanden."

Die sprachliche Verschiedenheit ist überhaupt derjenige Faktor, der die Pastoration der Katholiken im Zarenreiche so sehr erschwert. Das wird neuerdings in einer a. a. O. wiedergegebenen Ausführung des „Klemens" von Tiraspol (X., Nr. 30) geschildert. Der katholische Klerus Rußlands besteht zum überwiegenden Teile aus Polen, von denen nur selten einer der deutschen Sprache mächtig genug ist, um den zahlreichen deutschen Gemeindegliedern zu predigen oder die Beichte abzunehmen. Nur in St. Petersburg, wo deutsche Dominikaner wirken, macht sich dieser Übelstand nicht fühlbar, während die deutschen Katholiken Moskaus oft monatelang ohne Seelsorger bleiben müssen. In Wilna, wo zirka 800 deutsche Katholiken leben, befindet sich nach oben erwähnter Schilderung die alte, noch aus der Zeit der Deutschmeister stammende St. Annenkirche seit Jahren in Restauration, wodurch der Gottesdienst unmöglich ist. In Polen treibe der Mangel an Pastoration in deutscher Sprache manchen Katholiken in die protestantischen Kirchen, wo sie wenigstens eine Predigt in ihrer Muttersprache zu hören bekommen.

Man sieht, die Lage der katholischen Kirche in Rußland ist auch nach dem Religionsedikt noch nichts weniger als befriedigend. Aber: „Lassen wir bei allen Schwierigkeiten den Mut nicht sinken," so schließt jene Ausführung, „und hoffen wir auf eine bessere Zukunft. Wir sind keine Hakatisten, wir wollen niemand etwas nehmen, aber auch selbst nichts verlieren, weder Glauben noch Nationalität. Den Glauben schätzen wir über alles, unsere deutsch-katholische Nationalität unterschätzen wir nicht."

Digitized by Google

Inhalt des achten Jahrganges.

Seite

Aufsätze.

Artmann Ferd., diplom. Exportakademiker und Landwirt, Wien: Wirtschaftliche Faktoren in Dalmatien 283

Basel Richard, Professor am k. k. Staatsgymnasium in Eger: Das Sakristei-Inventar und der Bibliotheks-Katalog des Dominikaner-Konventes in Eger vom Jahre 1474 . . . 353

(Belcredi Graf Richard.) Fragmente aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers Grafen Richard Belcredi. Mitgeteilt von Doktor Ludwig Grafen Belcredi, Schloß Lösch, Mähren. VI. (Schluß). . . 11

Berg Prof. Dr. W., Karlsruhe: Zum Gedächtnis Angelika Kauffmanns 397

Bischoffshausen Dr. Sigismund Freih. v., Wien: Franz Rákóczy II. 224

Blümml E. K., Wien: Lieder zu Maria-Hilf in Horn . . . 449

Brentano Hanny: Heinrich Hansjakob 331

Eichmann Dr. E., a.-o. Professor an der deutschen Universität in Prag: Pius X. und Frankreich . . 264

Gießwein Dr. Alexander, Domherr des Raaber Kapitels, Vizepräsident der St. Stephans-Gesellschaft, Budapest: Metaphysische Geschichtsauffassung 129

Hartwig Theodor, Professor an der Staats-Oberrealschule in Steyr: 55½ Meter pro Sekunde . . 40

— —: Das Stereoskop und seine Anwendungen 412

Hauler Dr. Thomas, Pfarrer in Pritlach (Mähren): Die Mysterien des Mithra 75

Hugelmann Hofrat Dr. Karl, Präsidialsekretär des k. k. Reichsgerichtes, Wien: Simon Bolivar und die Gründung des Staates Bolivia 198

Seite

Kaindl Dr. R. F., o. ö. Professor an der Universität Czernowitz: Wie man die Toten ehrt. Volkskundliche Skizze aus dem Oberinntal 357

Konečny Philipp Johann: Über die katholisch-literarische Gesellschaft »Vlast« in Böhmen 347

Kralik Dr. Richard von, Wien: Shakespeares Beziehungen zu Österreich 3

— —: Shakespeare-Studien. (Shakespeares epische und lyrische Dichtungen.) 385

Krapp Lorenz, München: Dante Gabriel Rossetti 89

Kuk Wladimir, Oberrechnungsrat im österreichischen Landesverteidigungsministerium, Wien: Die freiwillige Betätigung zur See (Der österreichische Flottenverein) . 452

Mayer Prof. Dr. Adolf, Heidelberg: Farbenharmonie 316

Newald Dr. Julius von, Melk: Der letzte Papst deutscher Nation 418

Oehl Dr. Wilh., Nußdorf: Richard von Kralik als Lyriker . . 43

Pilcz Dr. Alexander, a.-o. Professor der Psychiatrie an der Universität, Wien: Die wunderbaren Abenteuer des Freiherrn Karl Friedrich Hieronymus Münchhausen 427

Reichert A., Berlin: Das deutsche Kunstgewerbe 243

Scheid Professor P. Nikolaus, S. J., Feldkirch: Laurentius von Schnifis, der Sänger aus dem Drusental 160

Senfelder Med.-Univ. Dr. Leopold, Wien: Franz Emerich. Ein Reformator des medizinischen Unterrichts in Wien . . . 61

Digitized by Google

Seite

Swoboda Dr. Heinrich, o. ö. Professor an der Universität Wien: Großstadt und Seelsorge . 298

Tietze Dr. Hans, Assistent für den Generalkonservator II. Sektion der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale, Wien: Die moderne Denkmalpflege 177

Willmann Hofrat Dr. Otto, Universitätsprofessor em., Salzburg: Arbeitsteilung und Werkvereinigung beim Betriebe der Wissenschaft 257

Wurm Dr. Alois, München: Das jonische Element im Griechentum. Eine Skizze 216

Zeidler Jakob, Professor am k. k. Staatsgymnasium im 3. Bez., Wien: Die Grundlagen von Johann Nestroys literarischer Eigenart und Weltanschauung . 433

Zschokke Dr. Hermann, Sektionschef im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, Mitglied des Herrenhauses, Wien: Kusejr 'Amra . 156

Belletristisches.

Aldrich Thomas Balley: Des Mönches wunderbares Buch. Frei nach dem Englischen wiedergegeben von Assunta Nagl, Wien 251

Kenner Fritz von, Wien: Die erste Geige 114

Kuptschinsky F. P., St. Petersburg: In japanischer Gefangenschaft. Skizzen aus dem Leben russischer Gefangener in der Stadt Matsuyama auf der Insel Sikok 463

Pastor, Wien: Der Königssohn und seine Krone. Eine Märchen-Aventüre 485

Trabert Adam: Zur Erinnerung an Franz Dingelstedt . . . 246

Wichmann Franz, München: Am Abgrund. Novelle. 364

Zoozmann Richard, Berlin: Aus Dantes Göttlicher Komödie. Proben einer neuen Übersetzung . 99

Seite

Gedichte.

Aldrich Thomas Balley: Des Mönches wunderbares Buch. Frei nach dem Englischen wiedergegeben von Assunta Nagl, Wien 251

Flaskamp Christoph, Münster i. W.: Du Handvoll Erde — . . . 197

Kenner Fritz v., Wien: Die erste Geige 114

Kosch W., Freiburg (Schweiz): Nacht 176

Kralik Dr. Rich. v., Wien: Wachstum 352

Krapp Lorenz, München: Nächte in Florenz 461

Mair Severin, Pettau: Bitte . . 346

Mühlbaum Ferdinand, Berlin: Nachtbild 98

Rußegger Tosa, Linz: Ave . . 432

Schneider-Arno Baronin José, Wien: Wohl dem 297

Schrönghamer F. X., Passau: Fern 462

Stibitz Josef, Deutsch-Schützendorf b. Iglau: Vier Bretter . . . 375

Weingartner Josef, Brixen: Morgen 484

Umschau.

Vom christlichen Idealismus. Von Dr. Richard v. Kralik, Wien . 116

Die Schicksalstragödie. Von Dr. Karl Gottfried Hugelmann, Wien . 118

Alte und neue Kritik. Von A. Reichert, Berlin 122

Zur Geschichte Prinz Eugens. Von Dr. Erich König, München . . 123

Die amerikanischen Fleischskandale und Upton Sinclairs „Sumpf". Von Kais. Rat Ludwig Gall, Wien . 126

Grenzen des Schauspiels. Von Karl M. Brischar, Wien 254

Wiener Frühjahrsausstellungen 1907 376

Die katholische Presse 379

Über die Haftung einer Literaturzeitung 383

Ist der herkömmliche Christustypus echt? 496

Karl Czerny. Von Fritz Erckmann, Alzey (Hessen) 500

Ein Vorschlag zur Lösung der Judenfrage in den österreichischen Karpatenländern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Von H. C. H. 502

Fraktur oder Antiqua? 507

Zur Geschichte des Katholizismus in Rußland 509

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leogesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NOV 8 - 1943

Digitized by Google

Digitized by Google